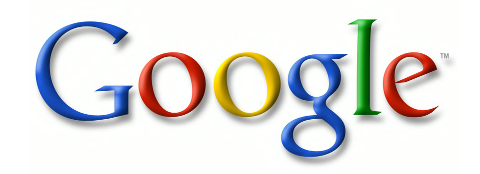
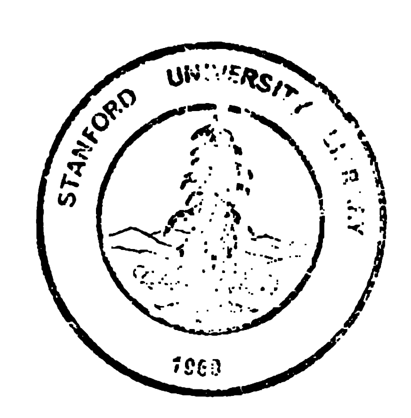

Google



Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

erzeichniss der Kupfertafeln und Landcharten, welche mit dem Vierzehnten Theile der Allgemeinen Encyclopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

…SNIEN UND SERVIEN		Neue Geographie.
…ITISCHES REICH IN ALLEN ERDTHEILEN		Neue Geographie.
…RÜCKE	Taf. I. Steinerne Brücken der Römer	Baukunst.
	II. Steinerne Brücken der Römer, Chinesen und Perser	Baukunst.
	III. Steinerne Brücken der Italiener und Spanier	Baukunst.

Für Zehen Quart-Platten zu rechnen.

(Die übrigen Tafeln zu dem Artikel Brücke erfolgen in dem Supplement-Kupferhefte zu dem 1sten bis 14ten Theile der Allg. Encyclopädie gehörig.)

ALLGEMEINE
Encyclopädie
der
WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber,

PROFESSOREN ZU HALLE.

VIERZEHNTER THEIL
mit Kupfern und Charten.

BULACAN bis CALZA.

Leipzig. bei Johann Friedrich Gleditsch. 1825.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber

Professoren zu Halle.

Vierzehnter Theil

mit Kupfern und Charten.

BULACAN — CALZA.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1825.

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Vierzehnter Theil.

BULACAN — CALZA.

BULACAN, einer der Distrikte des spanischen Manila im O. der Hauptstadt, ist reich an Korn, Zucker, Indigo, Pfeffer und andern Produkten der Philippinen, und enthielt 1810 in 19 Dörfern 163,947 Einw., meistens Tagolen, deren Frauen für die schönsten der Insel gelten, unter ihnen 20,000 Mestizen. Der Hauptort Bulacan, wo der Alkalde wohnt, ist eins der bevölkertsten Dörfer der Insel. (*Hassel.*)

BULACH (Neu-Bulach), kleines, armes Städtchen auf dem Schwarzwalde im wirtembergschen Oberamte Calw, im Schwarzwaldkreise in einer rauhen Gegend, mit nur 640 Einw., war ehedem bedeutender durch Bergwerke auf Silber und Kupfer; man ließ sie aber wieder eingehen, und auch ein neuer Versuch schlug fehl; jetzt liegt alles. Ehemals gehörte das Städtchen mit seinem Schlosse den Grafen von Hohenberg, die es an den Pfalzgrafen Ruprecht verkauften; Pfalzgraf Otto am Rhein verkaufte 1440 Bulach an Wirtemberg. (*Roeder.*)

BULAK, 1) der Name einer Gerichtsbarkeit im Sandschak Amasia, in der Nähe von Gümisch*). (*v. Hammer.*) 2) B., Bulaka, Bulacco, Bulacum, Bulhach, Vorstadt von Kairo, s. Kahira.

BULAM, Eiland, das zu der Gruppe der Bissagos, die vor der afrikanischen Landschaft Senegambia liegen, gehört. Es liegt auf der Ostseite der großen Bai, die durch die Bissaogruppe und das Kontinent von Afrika gebildet wird, an der Nordseite der Mündung des Rio grande unter 11° N. Br. und 2° 34′ L., hat einen Flächenraum von etwa 10 □Meilen, ein sehr heißes und ungesundes Klima, aber die üppigste Vegetation, und erzeugt Reis, Yams, Manioc, Mais, Erdnüsse, Bananen und die herrlichsten Südfrüchte; der Indigo und die Rebe wachsen wild, und Zuckerrohr und Baumwolle gedeihen vortrefflich. In den Wäldern, womit der größte Theil des Landes bestanden ist, leben Elephanten, Affen, Antelopen, Hyänen, wilde Büffel in großer Menge, vieles schöne Gefieder, und das Meer wimmelt von Fischen. Die Briten versuchten dieses Eiland, welches keine Einwohner hat und ihnen 1792 von den Negerhäuptlingen der Insel Canabac überlassen war, zu kolonisiren, allein das Klima raffte die Pflanzer hin, und sie gaben daher bereits 1793 die Niederlassung auf. (*Hassel.*)

BULAN, ein Buggisenstat auf Celebes, welcher den größeren Theil der östlichen Seite der nördlichen Küste einnimt. Er hat einen gleichn. Hauptort. (*Hassel.*)

BULANES, eine sarmatische Völkerschaft nahe an der Weichsel, deren nur Ptolemäus gedenkt. An der Küste saßen die Wenden, diesen südlich die Gythonen (Gothen), dann die Finnen, welche die Bulanen zu Nachbarn hatten †). Zu Ptolem. Zeiten waren sie nur ein kleines Volk. Es drang aber um das Jahr 634 ein großer Theil der Slaven aus den Donau-Gegenden, Liächen genannt, in die Länder nördlich den Karpathen und verdrängte entweder die frühern Einwohner, wie die Chrobaten, oder vermischte sich mit ihnen. Dieses scheint der Fall mit den Bulanen gewesen zu seyn, denn nach dem Nestor erscheinen die Polänen schon früh als ein großes Volk, das außer den Gegenden der Weichsel auch die um Kiew inne hat. Da nun der fränkische Chronist Ademar die Polen Pollianos, Wippo, Hermann Contractus und Adam von Bremen Bolanos nennt, so scheint wol der Name der Polen von jenem alten Volke herzuleiten zu seyn und der erste Anfang dieses großen Volks in den Bulanen zu liegen. An die Lesart Sulanes bei Ptol. läßt sich gar kein Gedanke knüpfen. Die allgemeine Ableitung des Namens Polen von Pole, das Feld, die Ebene, findet darin einen großen Widerspruch, daß Nestor die Polen an mehren Orten auf Berge setzt. (*Worbs.*)

BULANIKGÖL, d. i. der trübe See in der Nähe von Achlat in der Statthalterschaft von Wan gelegen; das Wasser des Sees sowol als des Flüßchens, wodurch es abfließt, ist immer ganz röthlich und trübe *). (*v. Hammer.*)

BULARCHOS, griechischer Maler, um 730 J. v. Chr. lebend, soll zuerst den Gebrauch verschiedener Farben in der Malerei eingeführt haben. Sein Gemälde, eine Niederlage der Magneter darstellend, ist das erste, von welchem die Griechen zu erzählen wissen (s. Heyne Berichtig. d. Winkelmann. Gesch. d. K. S. 219.). Über das Dunkle und Widersprechende in des Plinius Berichten hierüber, s. Böttiger Archäologie der Malerei S. 107. (*H.*)

BULBINE, nent Plinius (9, S. 41.) mit den Griechen herbam porraceis foliis, rubicundo bulbo. Daß für rubicundo *rotundo* zu lesen ist, geht aus Theophrast hist. 7, 13. hervor. Denn dort wird der *βολβίνη* eine runde (*στρογγύλη*), weiße und nicht schuppige Wurzel gegeben. Auch der Parode Matron aus Pitane

*) Dschihannuma S. 626.

*) Dschihannuma S. 416.

†) *Ptol.* Geogr. Lib. III. c. V.

sagt von der Wurzel dem [illegible] (dipsacos. [illegible]) die Wurzel sey weißer als Schnee. Daraus hat m[an] (zum Theophrast S. 256.) geschlossen, daß Ixia bulbocodium L. gemeint ist. — Der verst. Bulbine in der systematischen Botanik eine Gattung aus der natürlichen Familie der Asphodeleen und der sechsten Linné'schen Klasse, welche Willdenow von Anthericum durch behaarte Staubfäden unterscheidet. Es ist aber Anthericum *Tourn.* da Anthericum *W.* Phalangium *Tourn.* ist. Den letztern Namen fand Willdenow nicht passend, weil er in der Entomologie schon im Gebrauch ist. 1. B. *annua* W., mit rundlichen pfriemenformig zugespitzten Blättern und der Blüthentraube auf dem Schaft. Am Kap. 2. B. *longiscapa* W., mit halbrunden, gebogenen blaugrünen pfriemenformig zugespitzten Blättern und einem dreimal längern Blüthenschaft. Am Kap. 3. B. *aloides* W., mit fleischigen zungenförmigen Blättern. Am Kap. 4. B. *rostrata* W., mit fleischigen rundlichen blaugrünen Blättern und einem kurzen strauchartigen wurzelnden Stamm. Am Kap. 5. B. *frutescens* W., mit fleischigen rundlichen Blättern und aufrechtem strauchartigen Stamm. Am Kap. (*Sprengel.*)

Bulboceros, nannte Acharius (Acta Holmiens. 1781. p. 246.) die Käfergattung **Lethrus** *Fabr.*, s. diese. (*Germar.*)

BULBOCODIUM, ist eine Gattung aus der natürlichen Familie der Spathaceen und der sechsten Linné'schen Klasse, welche eine trichterförmige Corolle mit langer Röhre hat, auf deren Saumfetzen die Staubfäden eingefügt sind. Die Frucht ist eine obere Kapsel. 1. B. *vernum*, mit linienförmigen steifen Blättern und stumpfen lanzetförmigen Corollen-Fetzen. Im ganzen südlichen Europa. Ob diese Art dem Theophrast als βολβοῦ κώδυον bekant gewesen, bleibt unentschieden. (zum Theophr. S. 246.) 2. B. *versicolor**, mit lanzetförmigen blaugrünen gedrehten Blättern und linienförmigen steifen Corollen-Fetzen. Im südlichen Rußland (Colchicum versicolor *Ker.*). (*Sprengel.*)

Bulderaa, s. Bulleraa.

Bulen, Buleyn, Boleyn (Anna), s. Heinrich VIII. K. v. England.

BULGAREI, BULGARIEN, bei den Türken Bulghar-Ili, auch Bulgarok genannt. Provinz der europäischen Türkei (39° 10′ — 46° 20′ östl. L. 42° 15′ — 45° 27′ n. Br.), im N. an die Donau, die sie vom russischen Bessarabien, der Walachei und dem östreichischen Kaiserthum trent, im O. an das schwarze Meer, im S. an die türkische Provinz Rum-Ili und im W. an Servien gränzend, und 1740 □M. groß. Die Provinz wird vom Balkan durchzogen, der mehre Zweige, sämtlich nur von mäßiger Höhe, bis an die Ufer der Donau sendet, und im Vorgebirge Emini ins schwarze Meer sinkt; in der Nähe von Samakar trent sich der Despoto von demselben. Die Küsten sind fest, mit ziemlich hohen Klippen und Bergen umgeben, unter denen Emine, Gulgrad, Tchable, Hadidsche x. als Vorgebirge erscheinen. Die Donau nimt die kleinen Flüsse an sich, die dem Balkan entfließen, z. B. den Lom, der aus zwei Quellflüssen, dem Aklom, der durch Hesargrad geht, und dem Kara Lom entsteht, die sich bei dem Dorfe Tschelingir vereinigen, und nahe bei Rutschuk in die Donau fallen; die Jantra, die zwischen Sistov und Rutschuk der Donau zufließt; der Osma, Wit, Isker, Timok, Mündung bei Rahova, Lom, Arcer, Iske x. Die hier entspringende Morawa nimmt noch im Umfange der Provinz die Nischava auf. Die ganze östliche Seite vom Balkan bis zur Donaumündung oder vielmehr bis zur Sulina Bogasi, dem Hauptarme der Donau, wird Dobrudsche genannt, ein sehr fruchtbares Land, das die 6 Mündungen der Donau, Sulina-, Kedrille-Salone, Kuriuk- und Portessa-Bogasi, letztere mit Kara-Bogasi, enthält, von den Küstenflüssen Warna, Kamtschik x. bewässert wird, und außer mehren kleinern den großen See Ramsin enthält; die Inseln in der fischreichen Donau und deren Mündung sind holzlos, aber mit herrlichen Weiden bedeckt, auf denen große Heerden von Pferden, Rindern, Büffeln und Schafen Nahrung finden. Am Gestade der Donau sind viele Sümpfe; aber auch in andern Gegenden ist der gut bewässerte, fruchtbare und von einem milden Klima begünstigte Boden schlecht angebaut, und wird meistens zu Viehweiden und Gehölz benutzt. Nur die Städte sind mit Ackerfeldern und Fruchtgärten umgeben, in denen auch Tabak, Flachs, Reiß, Obst x. gebaut wird; auch sieht man die Rebe häufig an den Hügeln, die auf ihren Rücken Waldungen von Eichen, Buchen, Kastanien und Fichten tragen. Nur in dem Sandschak Sofia baut man auf Silber, Blei und Eisen, welches letztere auf mehren Hütten und Hammern geschmelzt und verarbeitet wird; auch sind hier einige Salz- und Mineralquellen.

Die Landschaft Dobrudscha wird von gastfreien Tataren bewohnt, die sich in die Stämme Orak, Dngly und Drumbet Dngly theilen, in Dörfern wohnen, Acker- und Gartenbau, Vieh- und insonderheit Pferdezucht treiben, und starke Bienenstände unterhalten. Die andern Bewohner sind Bulgaren, Osmanen, Griechen, Juden, Serben, Armenier; im Gebirge hausen Turkmanen, und machen die angränzenden Ebenen durch ihre Räubereien unsicher, und auf der Ebene ziehen ganze Zigeunerhorden umher. Die Industrie beschränkt sich auf die Gewinnung von Naturprodukten und auf die Verfertigung von wollnen Zeugen, Kotzen und Leinwand.

Die Provinz wird in die Sandschaken Silistria, Nikopoli, Widdin und Sofia eingetheilt, umfaßt jetzt auch Theile des alten Thraciens und Serviens, und enthält 155 Siamets und 1978 Timars; der Chaß der Paschas beträgt 2,278,966 Aspern. Die alte Hauptstadt der Provinz war Sofia. (*Stein.*)

BULGAREN (Bolgaren), eine slav. Völkerschaft, welche ursprünglich an der Wolga in Rußland wohnte, späterhin aber nach Europa kam und sich an der rechten Seite der Donau, nördlich vom Berge Hämus in der heutigen Türkei niederließ, von wo sie sich auch nach dem Östreichischen verbreitete, dahingegen in Rußland nur etwa hundert Familien zurückblieben. Die Bulgaren treiben Ackerbau und Viehzucht, auch einigen Handel und sind der Mehrheit nach der griechischen Religion, nur ein kleiner Theil noch der muhammedanischen zugethan. Ihren Namen haben sie von der ehemaligen Stadt Bolgar oder Bolghard, von welcher man noch jetzt im Gouv.

Kasan, an der Kama, Ruinen findet. Abulfeda in seiner Geographie nent sie als die äußerste im Norden gelegne Stadt. Noch ist diese vormals so berühmte Hauptstadt des alten Königreichs Bulgarien, dessen noch zu Peter I. Zeiten in dem Titel der Beherrscher von Rußland gedacht ward, in dem jetzigen Flecken Bolgarü kentlich, das in der Gegend von Simbirsk liegt. Das alte Reich gränzte gegen N. an Kasan, gegen S. an Astrachan, gegen O. aber an die Kalmükei und Baschkirei. Die Ruinen sind noch immer sehr ansehnlich. Die dasigen Inschriften auf den vielen Trümmern und Grabsteinen in tatarischer Sprache und Schrift ließ schon Peter I. kopiren und übersetzen. Die ältesten sind von 1211 nach Christi Geburt, die jüngsten von 1330. Eine Armenische soll vom J. 557 unserer Zeitrechnung, und 2 vom Jahre 984 seyn. Bolgarü wäre demnach, wenn anders diese Angabe richtig ist, älter, als man gewöhnlich annimt, da es von 1161 bis 1578 soll gestanden haben. Einige von jenen Inschriften melden das Vaterland von Verstorbenen, z. B. Schirwan und Schamachie in Persien, woraus sich auf eine Handelsverbindung zwischen Bolgarü und Persien schließen läßt. Auch fand man daselbst arabische Münzen, und noch jetzt werden zuweilen silberne und kupferne Münzen mit schön geprägter arabischer und kufischer Schrift und allerlei Kleinigkeiten von Gold und Silber gefunden. Der jetzige Flecken enthält nicht viel über 100 Höfe. Die beiden Brüder Polo, welche 1260 in diese Gegenden reiseten, fanden in der Stadt Bolgara die Residenz des Bereke Chan. Noch ist ein hoher Erdwall von einer Meile im Umfange zu sehen, in welchem mehr denn 40 verfallne Gebäude, Thürme, Mauern u. s. w. befindlich sind *). (*J. Ch. Petri.*)

BULGARIA, nent Fries eine Pilzgattung, die zwar wie Lycoperdon aussieht, aber ähnliche Samenschläuche als Peziza hat, also zwischen beiden mitten inne steht. Persoon hatte sie zu Peziza gezogen, wovon sie sich durch den kugeligen Fruchtboden unterscheiden. Peziza Burcardia, inquinans, pura und sarcoides *Pers.* machen diese Gattung, und gerade durch die letztere Art gränzt sie so nahe an Peziza, daß man sie kaum mit Recht trennen kann. (*Sprengel.*)

BULGARIS (Eugenios), ein gelehrter griechischer Prälat, geboren auf der Insel Corfu 1716. Er studirte auf verschiedenen griechischen Schulen, lehrte die Philosophie in den Collegien zu Corfu, Cogana und Janina, und erwarb sich durch seine gelehrten Kentnisse einen so ausgebreiteten Ruf, daß ihm der Patriarch Cyrillus zu Konstantinopel, der auf dem Berge Athos eine hohe Schule angelegt hatte, die Direktion derselben übertrug. Da dieses Institut aber, wegen Uneinigkeit der Obern, den gewünschten Fortgang nicht hatte, so begab sich B. nach Konstantinopel, und lehrte daselbst in der patriarchalischen Schule. Von Wißbegierde getrieben, besuchte er die vornehmsten Hochschulen Italiens, und schon hatte er sein 50. Jahr zurück gelegt, als er sich entschloß, eine Reise nach Teutschland zu machen, theils um seine Kentnisse zu erweitern, theils um einige seiner Schriften, die er in alt- und neugriechischer Sprache zur Belehrung seiner Landsleute verfaßt hatte, zum Drucke zu befördern. In dieser Absicht kam er 1768 nach Leipzig, wo zuerst seine Logik erschien, zu der er die Materialien aus verschiedenen ältern und neuern Schriftstellern gesammelt hatte, und eine Übersetzung von Segners mathematischen Anfangsgründen. Darauf ließ er des zwischen 1431 und 1438 gestorbenen Mönchs Joseph Briennius griechische Kanzelreden zum erstenmal drucken. Während seines Aufenthaltes in Teutschland übersetzte er auch ins Griechische einen historisch-kritischen Versuch über die Theilung von Polen nach Voltaire, und bereicherte ihn mit Anmerkungen, die eine umfassende Bekantschaft mit der alten und neuen Literatur beurkunden. Im Laufe des 1774 geendigten Krieges zwischen Rußland und der Türkei, schrieb er in griechischer Sprache eine Auffoderung an die Mächte Europens, die Osmanen aus Europa zu verjagen, von der 1774 eine französische Übersetzung unter dem Titel erschien: Reflexions sur l'état critique actuel de la puissance Ottomanne. Als er der Kaiserin Katharina II. Instruction für die Gesetz-Commission, auf des russischen Oberjägermeisters Narischkin Verlangen, nach der 1769 zu St. Petersburg gedruckten französischen Übersetzung, ins Neugriechische übersetzt und der Kaiserin zugeignet hatte, berief ihn diese mit einem ansehnlichen Gehalte nach St. Petersburg, wo er als Hofdiakon bis 1775 blieb, in welchem Jahr sie ihm das neuerrichtete Erzbisthum Cherson und Ekaterinoslaw übertrug. Diese Würde legte er 1779, da sie seinem Alter zu drückend wurde, nieder, und starb 1806 zu St. Petersburg. Außer den angeführten Schriften hatte er noch viele andere durch den Druck bekant gemacht, als: Anfangsgründe der Geometrie, mit Anmerkungen von Whiston, aus dem Lat. des P. Tacquet übers. Wien, 1804. 4.; Anfangsgründe der Metaphysik. Vened. 1804. 3. Bd. 8. Meinungen der Philosophen, oder Anfangsgründe der natürlichen Philosophie. Wien 1804. 4.; eine Übersetzung der theologischen Fragen des Adam Zörnicevius gegen die Meinungen der lateinischen Kirche, mit Anmerk. Moskau, 2 Bde Fol. Vergleichende Übersicht der drei astronomischen Systeme. Vened. 4. *Φιλόθεος Ἀδολεσχία.* Theologische Unterhaltungen, Moskau, 2 Bde 8.; sämtlich in neugriechischer Sprache, und in eben derselben eine Übersetzung von Virgils Georgika und Aneis, mit dem lateinischen Text und griechischen Anmerkungen, nebst einer Dedikation an die Kaiserin Katharina, zu St. Petersburg in 4 Foliobänden gedruckt. Auch in den Actis societatis Jablonovianae v. J. 1771 findet man 2 Abhandlungen von ihm. Seine Schriften haben bei den Griechen ein klassisches Ansehen, und wirkten sehr vortheilhaft auf Nationalbildung, so wie auf Vertilgung religiöser Vorurtheile, die der verbesserten Erziehung so große Hindernisse in den Weg legten. Er verstand, außer den alten, die meisten europäischen Sprachen, und sein neugriechischer

*) Pallas Reisen Bd. 1. S. 121—128. Büschings Magazin, B. 5. S. 365. Lepechin Tagebuch B. 1. Müllers Saml. russ. Gesch., Bd. 7. S. 214 u. 428. Oserezkowskoi Bemerkungen in Lepechins Tagebuche, Th. 1. Friebe über Rußlands Handel rc. B. 3. Makinowitz geogr. Wörterb. des russ. Reichs, und Rühs Gesch. des Mittelalters.

Styl galt an den Höfen der Fürsten der Walachei und Moldau als Muster †). (*Baur.*)

BULGARUS, einer der sogenannten Glossatoren des Justinianischen Rechtsbuchs, soll aus Bologna gebürtig, und ein Schüler des Irnerius gewesen seyn. Er und Martinus Gosia, beide Doktoren zu Bologna, wurden von Kaiser Friedrich I. auf dem Reichstage zu Roncaglia gebraucht; indessen heißt Bulgarus noch 1159 blos causidicus, und die Nachricht, daß er kaiserlicher Vicarius geworden sey, beruht wol auf einem Misverständnisse. Unerwiesen sind manche Anekdoten von ihm, z. B. daß er und Martinus von dem Kaiser über den Verstand der Worte: cum omnia principis esse intelligantur, in der c. 3. C. VII. 37. de quadr. praescriptt. befragt sey, wo Bulgarus verneint habe, daß sie bedeuteten, dem Kaiser gehöre alles, Martinus aber solches bejaht, und zum Geschenk das kaiserliche Pferd erhalten habe, worüber Bulgarus geklagt: amisi *equum*, quod dixi *aequum*, quod non est aequum; ferner, daß er im hohen Alter nochmals geheirathet, den folgenden Tag über die Worte: Rem non novam ingredimur u. s. w. der c. 14. C. IV. 1. de judic. gelesen, und von den lachenden Studenten mit den Büchern ausgeprügelt sey, u. s. w. Eben so wenig gewiß ist sein angebliches Todesjahr (1166). Schüler von ihm waren Albericus, Johannes, Rogerius von Benevent u. Wilhelm v. Cabriano. — Daß er oft anderer Meinung in Betreff einzeler Rechtssätze, als Martinus gewesen, ist gewiß, wie solches aus seines Schülers Roger's Werkchen: de dissensionibus dominorum (ed. *Haubold.* Lips. 1821. 8.) erhellet. Man hat von ihm Glossen zum Corpus juris, unter den Accursischen Glossen und einen Kommentar über den Pandektentitel de diversis regulis juris. Daß er die griechischen Stellen in den Pandekten übersetzt habe, ist ein Misverständniß, s. Burgundius *). (*Spangenberg.*)

Bulhach, s. Bulak.

BULIEN, heißen in der Schifffahrtskunde die Taue, welche an jeder Seite eines Raesegels ungefähr in der Mitte des stehenden Leiks befestigt werden, um die Segel steif bei dem Winde zu halten, damit sie denselben von der Seite besser fassen können, wenn er in einer schiefen oder dem Wege des Schiffes ungünstigen Richtung weht. (*Braubach.*)

BULIKAS (βουλικας), der Hafen der Homeriten (Homiariten) im südlichen Arabien nach *Procop.* Persic. I. 19., aus welchem man nach Äthiopien, Indien u. s. w. segelte. Er lag über der Landspitze des arabischen Meerbusens, also nicht weit von Mocha, da wo Andere Okelis, Plinius Acila hinsetzt. (*Rommel.*)

†) Büschings wöchentl. Nachrichten v. J. 1787. S. 321 — 323. Biogr. univ. T. XIII. s. v. Eugene (von Jourdain).

*) Vgl. *Diplovataccius* bei *Fattorini* de claris archig. Bon. prof. *Sartii* T. I. P. II. p. 257. *Sartius* l. c. T. I. P. I. p. 30 — 37. *Bayle* v. Bulgarus; *Tiraboschi* Storia della lett. it. T. III. p. 377. fgg. *Fantuzzi* notizie degli scrittori Bolognesi T. II. p. 370 — 375. *Savioli* Annali Bolognesi. ad ann. 1166. *Brunquell.* de sectis et controversiis glossator. in Opusc. p. 303 — — 330. Hugo Gesch. des röm. Rechts seit Justinian (1818) S. 111. S. auch noch *Mazzuchelli* scrittori d'Italia. Vol. II. P. IV. p. 2291 fgg.

Bulimie, Bulimos (Heißhunger), s. Hunger.

BULIMUS [1]), Hungerschnecke, Vielfraßschnecke. Bruguière hatte unter obigem, schon von Scopoli gebrauchten Namen eine Schneckengattung aufgestellt, die aus Gliedern der Linné'schen Genera Helix Bulla, Voluta, Strombus, Trochus und Turbo nach einem ziemlich vag bestimmten und angewendeten Charakter zusammengestellt war. Es enthielt diese Gattung zwar vorzüglich Lungenschnecken mit gewundenem, meist ovalem, länglichem oder gethürmtem Gehäuse, aber sowol Land- als Wasserschnecken, deren generische Verbindung durchaus unstatthaft war. Jetzt wird nach Lamarck's und der meisten neuern Conchologen Bestimmung die Gattung Bulimus blos auf solche gehäusige Erdschnecken beschränkt, welche durch nachstehende Verhältnisse des Gehäuses charakterisirt sind:

Das gewundene Gehäuse ist oval, länglich oder gethürmt, stets unbewehrt, glatt oder gestreift; die letzte Windung weiter oder größer als die vorletzte; die Mündung länger als breit, ohne Zähne mit ungleichen, hinten nicht verbundenen Rändern; die Spindel gerade, glatt vorn (d. i. an der Basis) nicht abgestutzt oder ausgerandet.

Das Thier unterscheidet sich, so wie einige andere, nur wegen der Form der Schale jetzt abgesonderte Gattungen, wenig oder nicht von dem der echten Schnirkelschnecken (Helix), mit denen die Hungerschnecken auch von Daudebard de Ferussac [2]) und Schweigger [3]) noch generisch vereinigt werden. Es hat die vier drehrunden fadenförmigen, am Ende etwas verdickten Fühler, von welchen die obern längeren Augen tragen, ferner die harte gezähnte Oberkieferplatte im Maule, überhaupt die ganze Form des Kopfs und sogenannten Fußes, des Mantels, die Stellung der Lungen-, After- u. Geschlechtsöffnung und die Zwitternatur der Schnirkelschnecken. Die Hungerschnecken begatten sich ebenfalls gegenseitig und legen hartschalige, theils sehr große Eier. Sie halten sich an der Erde auf, verzehren Vegetabilien, wie es scheint, zumal todte oder vermoderte, suchen wie andre Landschnecken, Feuchtigkeit und Schatten unter Steinen, Moose, abgefallenem Laube, und werden bei anhaltender Dürre unthätig. Es finden sich Arten dieser Gattung in allen Welttheilen; unter den fremden sind einige sehr große und schöne, welche von den Conchologen sehr geschätzt werden; die teutschen und übrigen europäischen Arten sind meist klein und unansehnlich. Einige Arten sind in der Regel links gewunden.

Bulimus ovatus *Bruguière*, *Lamarck*. Die Eierschnecke, falsches oder Bastart-Midasohr (Helix ovata *Müll. Daudeb.* Helix ovalis *Gmel.* Bulla ovata Chemnitz IX. t. 119. f. 1020. 1021), Gehäuse eirund

1) Von βουλιμος Heißhunger, wonach auch die teutschen Benennungen gebildet worden sind. Diese Schnecken aber fressen wol nicht mehr und werden oder sind nicht hungriger als andere. 2) Hist. naturelle des mollusques terrestres et fluviatiles Paris. seit 1819. 3) Handbuch der ungegliedert skeletlosen Thiere, Leipzig 1820.

bauchig, dick, runzelig, braungelb; der Wirbel und die aufgeworfene zur Hälfte sehr verdickte Außenlippe rosenfarb; die Spindel weiß. Diese schöne und nicht gemeine Conchylie, welche an 5 Zoll Länge erreicht, wird in Ostindien und Brasilien gefunden.

Bulimus haemastomus *Scopoli. Lam.* Der Rosenmund, das kleinere Bastart-Midasohr (Helix oblonga *Müller. Gmel. Daudeb.* Bulla oblonga Chemnitz IX. t. 119. f. 1022. 1823). Gehäuse der vorigen sehr ähnlich, aber länglicher, minder bauchig; die Spindel und Außenlippe rosenfarb; 3 bis 4 Zoll lang. Lebt in Wäldern von Guiana, Cayenne, auch auf St. Thomas. Die Eier dieser Schnecke sollen fast so groß als Taubeneier seyn. Die in Listers Reise nach Paris (übersetzt von Meintel Schwabach 1753) gegebene Plumiersche Abbildung einer „Cochlea terrestris americana" stellt das ganze lebende Thier mit einem sonderbar gekräuselten, wie es scheint, über dem Rand des Fußes befindlichen Hautsaum oder Schleier dar.

Bulimus Gallina sultana *Lam.* Poule-sultane. (Helix Gallina sultana Chemnitz XI. t. 210. f. 2070. 2071.). Gehäuse bauchig kegelförmig, sehr dünn und zerbrechlich, sehr fein der Länge nach gestreift, von weißer Grundfarbe mit rostfarbenen dichten wellenförmigen Längslinien und etwa 3, unregelmäßig weiß und braun gegliederten Binden auf der letzten Windung; die Außenlippe scharf; die Mündung weit, über 2 Zoll lang. Diese sehr seltene und kostbare Schnecke findet sich in Guiana, nach Chemnitz auf Neuseeland.

Bulimus undatus *Brugu. Lam.* Bulla Zebra *Gmel.* (Helix undata *Daudebard de Fer.* Hist. d. *Moll.* t. 114. f. 5—8. u. t. 115.). Gehäuse eirundlich, dünn, weißlich mit braunen, wellenförmigen Längsstrichen und Querstrichen; die schneidende Außenlippe mit braunem Rande; die Spindel gelb. Diese fast 2 Zoll lange Schnecke lebt auf den Antillen.

Bulimus inversus *Brugu. Lam.* (Helix inversa *Müll. Gmel.* Chemnitz IX. t. 110. f. 925. 926. — *Gualtieri* test. t. 5. f. O.). Gehäuse links gewunden, länglich glatt, weiß oder graulich weiß mit einzelen gelbrothen und braunen schrägen Längsstrichen und einer weißen, meist verwischten Querbinde auf der letzten Windung; der aufgeworfene Rand der Außenlippe weiß; 2 Zoll lang; auf Isle Bourbon und Isle de France, auch in Ostindien. Es gibt auch rechtsgewundene Individuen; auch solche, deren Schale auf blaßröthlichem Grunde dunkelbraunroth der Länge nach flammig gestreift ist (Chemnitz IX. t. 110. f. 927).

Bulimus citrinus *Brugu. Lam.* (Helix perversa *L. Gmel.* — Chemnitz IX. t. 110. f. 928—931. t. 111. f. 934. 935. — *Gualtieri* t. 5. f. P. Gehäuse links gewunden, länglich eiförmig glatt, glänzend, ganz citrongelb oder mit einigen schwarz- oder rothbraunen Linien, welche die Gränzen früherer Außenlippen bezeichnen. Die Außenlippe weiß mit aufgeworfenem Rande, dahinter oft eine braune Linie. Diese niedliche, 22 Linien lange Schnecke findet sich in Wäldern von Südamerika; rechtsgewundene Individuen (Helix dextra *Müller.* — Chemnitz IX. t. 134. f. 1210—1212.) sind selten.

Bulimus radiatus *Brugu. Lam.* (Helix detrita *Müller. Gmel.* — Abbild.: Chemnitz IX. t. 134. f. 1225. a. b. c. d.— Pfeiffer's Land- und Wasserschnekken t. III. f. 4. 5. 6. — Sturm's Fauna VI. 4. t. 13). Gehäuse länglich eiförmig, weiß mit einzelen dunkeln Längsstrichen; 7 Windungen; über dem Spindelrand eine deutliche Nabelspalte. Das Thier ist gelblich, auf dem Rükken dunkler. Die Länge der Schale beträgt etwa 9 Linien, die Breite 4 Linien. Man findet diese Schnecke in Italien, Frankreich und in mehrern Gegenden Teutschlands, zumal an buschigen steinigen erhabenen Orten. Die Streifen der Schale variiren sehr und sind sehr unregelmäßig, fehlen auch nicht selten ganz, überhaupt sieht das Gehäuse gewöhnlich wie abgerieben und verwittert aus, worauf sich der ältere Specialname bezieht.

Bulimus decollatus *Brugu. Lam.* (Helix decollata *L. Gmel.* — Abbild. Chemnitz IX. t. 136. f. 1254. 1255. — *Draparnaud* Mollusqu. de la France t. 4. f. 27. 28. Das Gehäuse cylindrisch gethürmt, weiß oder blaßgelb, sehr fein gestreift; das Gewinde hinten gerade abgeschnitten und mit einer Querplatte verschlossen. Diese sonderbare Beschaffenheit der Schale entsteht dadurch, daß das dunkelschwarze mit langen Fühlern versehene Thier, indem es größer wird, den gewundenen Theil seines Leibes aus den ersten Windungen herauszieht; diese leer gewordenen Windungen werden nun mürbe, verwittern und gehen bald gänzlich verloren, während das Thier die erste der eingenommenen Windungen von hinten mit einer queren Kalkplatte verschließt, die wegen einer Spiralfurche eine ganz gestutzte und abgeplattete Spiralwindung darstellt. Der an jungen Individuen noch vorhandene vergängliche Theil des Gewindes ist sehr schmächtig. Es scheinen aber sehr frühzeitig Windungen verloren zu gehen, denn man findet sehr selten Stücke, die noch die erste Windung haben, und wenn Draparnaud die Spitze des Gewindes bei jungen sehr abgestumpft sah, so war diese vermuthlich schon nicht mehr vollständig, wie denn das von ihm abgebildete jugendliche Gehäuse schon fast so gestutzt ist, als das der Alten. Das ausgewachsene Gehäuse würde nach Brisson [4]) etwa 14 bis 15 Windungen haben, wenn es niemals welche verloren hätte, oder alle gebildeten Windungen geblieben wären; es zeigt aber gewöhnlich nur 6, 5, ja an den größesten Exemplare wol nur 2 Windungen. Das beschriebene merkwürdige Verhältniß ist übrigens keineswegs eine ausschließliche Eigenheit dieser Schnecke. Der surinamische Bulimus consolidatus *Bruguière* (Chemnitz IX. p. 188. t. 136. f. 1258.), ferner die westindische Cyclostoma fasciata Lam. (Chemnitz IX. p. 187. t. 136. f. 1256. 1255.) und zwei neue Cretensische Pupae *Lam.*, welche Olivier (Voyage dans l'emp. Ottoman. Vol. II. p. 354. u. 355.) bekant gemacht, bieten ganz dieselbe Erscheinung dar. Übrigens ist es gewiß, daß sehr viele andere gewundenschalige Schnecken auch Seeschnecken, zumal solche, die ein längliches oder gethürmtes Gewinde haben, mit dem gewundenen Theil ihres Leibes, beim Erwachsen, aus den ersten kleinen

---

4) Mémoires de l'acad. de Paris. 1759. p. 96.

Windungen des Gehäuses weichen, obgleich diese kleinen Windungen gewöhnlich nicht verloren gehen; wenn dieses aber geschehen ist, so zeigt sich das erste bleibende und vom Thiere ausgefüllte Gewinde zuweilen hinten eben so abgestutzt, eben so durch eine Querplatte verschlossen, wie beim Bulimus decollatus, wie man an manchen Individuen von Tritonium-, Voluta- und Strombus-Arten sieht.

Unsere geköpfte Hungerschnecke findet sich in Feldern, Gärten, an Wegen u. s. w. im südlichen Frankreich, Italien, Spanien und dem nördlichen Afrika. Sie hält sich immer dicht an der Erde, nicht auf Gewächsen auf und scheint nur von vermoderten, wenigstens todten vegetabilischen Substanzen zu leben.

Bulimus lubricus *Brugu. Draparn. Lam.* (Helix lubrica *Gmel. Daudeb.* abgeb. in Sturm's Fauna VI. 4. t. 14. u. Pfeiffer's Land- u. Wasserschn. t. III. f. 7.). Das Gehäuse länglich oval, hornartig, durchscheinend, gelbbräunlich, sehr glänzend, mit 6 Windungen und stumpfem Wirbel; der Saum der ovalen Mündung ist röthlich; keine Nabelspalte; Länge 2½ Linie. Das Thier ist hellgrau, oben dunkler. Diese kleine Schnecke findet sich zwischen feuchtem Moos und Laub hin und wieder in Frankreich, Teutschland, Dänemark u. Schweden.

Bulimus obscurus *Drap. Pfeiffer.* (Bulim. hordeaceus *Brugu. Lam.* — (Helix obscura *Müll. Gmel.* — Abgeb. in Pfeifer's Land- u. Wasserschn. t. III. f. 11. u. *Draparn.* Hist. d. Moll. t. IV. f. 23.). Das 3½ Lin. lange Gehäuse länglich oder kegelförmig, hellbraun; durchscheinend hornartig, fein gestreift, mit 6 bis 7 etwas bauchigen Windungen und stumpfem Wirbel; der Saum der halbovalen Mündung weiß, zurückgebogen; mit Nabelspalte. Das Thier ist gelblichgrau, auf den körnigen Erhabenheiten, besonders oben, dunkler grau. Diese Schnecke lebt unter Steinen, Moos, moderndem Laube in Frankreich und Teutschland.

Über die fossilen Arten der Gattung Bulimus sehe man *Lamarck* Hist. nat. des anim. sans vertèbres. VII. p. 534. (*Nitzsch.*)

BULL. Mit diesem Worte bezeichnen die Engländer eine eigene Art von derben Widersinnigkeiten und harten Verstößen gegen den gesunden Menschenverstand, sowol in Reden, als im Benehmen (Practical Bulls), zu der sie den Irländern ein besonderes Talent zuschreiben und die Bulls daher Irish Bulls nennen. Johnson erklärt das Wort in dieser Bedeutung durch Blunder, Contradiction, ohne sich auf die Entstehung des bildlichen Ausdrucks einzulassen, welcher vielleicht von dem Hörnerstoße der Stiere hergenommen wird. Die teutschen Redensarten von Pudeln, Böcken, Anstößen und Verstößen, so wie die Sprüchwörter von dem Anrennen gegen die Thüren und Wände sind den Bulls nahe verwandt. Sir Richard Steele, ein geborner Irländer, wurde einmal gefragt, woher es komme, daß seine Landsleute so viele Bulls machten; und er antwortete: das Klima ist Schuld daran; wäre ein Engländer in Irland geboren, er würde eben so viele machen. Das ist ein Bull von echter Art. Ein andrer sehr häßlicher Irländer erzählte einmal: er sey als Kind sehr schön gewesen, aber seine Mutter habe ihn vertauscht. Zu einem vollkommenen Irish Bull gehört auch die kauderwelsche Aussprache des Engländischen, welche den meisten Irländern eigenthümlich ist und Brogue genant wird, so daß manche Redensart, welche in dem Munde eines Engländers nicht auffällt, sich durch den Ton und den Ausdruck des Irländers zu einem Bull gestaltet; und selbst einige poetische und rhetorische Figuren, die Hyperbel, das Oxymoron, das Hysteron Proteron u. a. m. könnten als Bulls verschrien werden. Richard Lovell Edgeworth und Maria Edgeworth haben ein eignes sehr launiges Werk über die Irish Bulls geschrieben und darin eine maskirte Vertheidigung der Irländer geführt, denen die Engländer gern eine Schellenkappe aufsetzen †). (*Wilh. Müller.*)

BULL (John). Mit diesem Namen haben die Engländer eine Personifikation ihres Nationalcharakters bezeichnet, in welcher der derbe Humor dieses Volkes sich besonders durch die Selbstverleugnung kund gibt, welche dazu erfoderlich ist, eine solche Figur, wie den John Bull, als seinen Repräsentanten darzustellen. Swift *) hat diesen Engländer aller Engländer zuerst in das Leben eingeführt, und seit der Zeit ist der Name John Bull zu einem Sprüchworte geworden, mit welchem der Engländer sein Volk und besonders den großen Haufen benent, wenn er dessen seltsamen und wunderlichen Charakter schelten oder verspotten will. Der geistreiche Amerikaner Washington Irving hat in seinem Skizzenbuche **) einen trefflichen Aufsatz über den John Bull geliefert, worin es heißt: In keiner Gattung des Humors sind die Engländer ausgezeichneter, als in derjenigen, welche im Karikiren und Spitznamengeben besteht. Auf diese Weise bezeichnen sie nicht allein Individuen mit launiger Keckheit, sondern auch ganze Nationen, und in ihrer Lust zu diesen Spähen haben sie sich selbst nicht verschont. Man sollte glauben, daß, wenn eine Nation sich personifiziren wollte, sie sich alsdann so groß und heroisch als möglich malen würde; aber es ist charakteristisch für jenen eigenthümlichen Humor der Engländer und für ihre angeborene Liebe zu Allem, was derb, komisch und hausbacken ist, daß sie ihre Nationalität zu einem alten starkleibigen und untersetzten Burschen verkörpert haben, welcher einen dreieckigen Hut, eine rothe Weste, lederne Hosen und einen dicken Eichenstock trägt. So haben sie ein besonderes Vergnügen daran gefunden, ihre Launen und Schwächen in ein lächerliches Licht zu stellen, und sie sind so glücklich in ihrer Zeichnung gewesen, daß wol kaum irgend ein wirkliches lebendes Wesen dem Geiste des Volkes so durchaus gegenwärtig seyn mag, wie jener originelle und seltsame John Bull. Die Engländer bedienen sich desselben gern zur Entschuldigung für ihre eigenen Wunderlichkeiten und Thorheiten. Wenn einer einmal ein wenig ungereimt oder unhöflich in seinen Reden ist, so bekent er offen, daß er ein wahrer John Bull sey und läßt sich nun nicht weiter stören. Geräth ein andrer über Kleinigkeiten

---

†) Essay on Irish Bulls, by R. L. Edg. and M. Edgeworth. London 1802. 8.

*) In der bekannten Schrift: The History of John Bull, in welcher der Held ein Tuchmacher ist. **) Sketch Book. Vol. II. p. 219 ff.

in Zorn; so sagt er, John Bull sey ein alter Hitzkopf, aber, wenn der Sturm vorüber, behalte er nichts Arges zurück. Wenn er in seinem Geschmack Gefühllosigkeit gegen fremde Verfeinerungen zeigt, so dankt er Gott für seine Unwissenheit und tröstet sich mit John Bull; und wenn er im Auslande betrogen und geprellt wird, so nimt er die Miene der Großmuth an, denn auch John ist ja großmüthiger und freigebiger, als klug. Als ein wahrer Humorist ändert John Bull seine Züge und seine Haltung, so oft man ihn von einem neuen Gesichtspunkt betrachtet, und daher ist es schwer, ein allgültiges Porträt desselben zu entwerfen. Er hat mehr Laune, als Witz, ist viel mehr aufgeräumt, als fröhlich, mehr melancholisch als mürrisch; er kann leicht von einer Thräne überrascht werden und eben so leicht in ein lautes Lachen ausbrechen, aber er haßt die Sentimentalität und ist zu leichtfertigen Spähen ungeschickt. Er ist ein guter Gesellschafter, wenn man ihn in seiner Laune von sich selbst schwatzen läßt, und für seinen Freund gibt er, wenn es darauf ankomt, sein Leben und seine Börse Preis, sollte auch eine noch so derbe Tracht Prügel dabei zu holen seyn. So sorgt er in seiner Geschäftigkeit auch nicht allein für sich, sondern für die ganze Nachbarschaft umher, und vertritt gern einen jeden, der ihn um Beistand anspricht. Wenn er boxen sieht, kann er nicht still stehn, sondern schwingt seinen Stock nachdenklich und besinnt sich, ob es nicht seine Pflicht sey, sich in den Kampf zu mischen. Auf seine alten Rechte und Würden hält er sehr skrupulös und geht Keinem aus dem Wege, der sie nur von fern anrührt. Aber mit guten Worten ist ihm Alles abzunehmen, und oft gibt er seinem Gegner nach vollendetem Streite das freiwillig, warum sie sich lange bekämpft haben. In der Fremde spielt er gern den großen und reichen Mann, und auch sein Haushalt kostet viel, nicht aber, weil er äußern Glanz liebt. Denn er hält auf das Reelle und es wird erschrecklich viel Beef und Pudding bei ihm verzehrt. Er ist ein guter Herr und bezahlt und nährt seine Dienerschaft vortrefflich. Seine Wohnung ist altväterisch, aber bequem; auch wacht er streng darüber, daß die alte gute Lebensart seiner Vorfahren darin aufrecht erhalten werde, und nicht einmal ein Schwalbennest darf von seinem Hause abgestoßen werden. (*Wilh. Müller.*)

BULL, der Name zweier Eilande, die in Nordamerika an den Küsten des Stats Carolina belegen sind; auch führen diesen Namen 2 Eilande im Ohio. (*Hassel.*)

BULL (Georg), Bischof von St. David in England, aus einer alten adeligen Familie in Sommersetshire am 25. März 1634 zu Wells geboren. Seit seinem 14. Jahre studirte er zu Oxford, mußte aber nach 2 Jahren diese Hochschule verlassen, weil er den Eid nicht leisten wollte, den die Republik unter Cromwells Protectorat von den Akademikern verlangte. Er bekleidete verschiedene Predigerstellen, wurde 1678 Canonikus zu Glocester, unter Wilhelm III. Friedensrichter, und 1705 Bischof zu St. David. Er starb am 28. Februar 1710. Die Würde seines Charakters, seine Gelehrsamkeit, besonders seine tiefe Kentniß der kirchlichen Alterthümer, seine liberale theologische Denkungsart und seine Mäßigung im gelehrten Streite erwarben ihm eine allgemeine Achtung. In seinen Schriften findet man manche freiere Äußerungen über die Dogmen von der Dreieinigkeit und Person Christi, von der Genugthuung, Rechtfertigung u. Gnadenwahl, vom Abendmahl u. A. Den meisten Beifall fand seine Defensio fidei Nicaenae de aeterna divinitate filii Dei. Oxon. 1680; Amst. 1688. 4.; mit Zusätzen und gelehrten Anmerkungen von dem Professor Zola zu Pavia 1784. Bull zeigt in diesem Werke, daß die Bischöfe der Kirchenversamlung zu Nicäa keineswegs eine neue Lehre erfunden hätten, sondern blos der Lehre gefolgt wären, die ihnen von den Kirchenvätern der drei ersten Jahrhunderte überliefert war, die er zugleich von dem Verdachte arianischer Irrthümer freispricht. Bemerkenswerth sind ferner sein Judicium ecclesiae catholicae trium priorum saeculorum. Oxon. 1694. 4. Primitiva et apostolica traditio dogmatis in ecclesia catholica recepti de J. Chr. divinitate. Lond. 1703. fol. Harmonia apostolica. Ib. 1669. 4.; in der letztern Abhandlung, auf die einige Streitschriften folgten, vertheidigt er die Lehre des Apostels Jakobus von der Rechtfertigung durch die Werke. Eine Samlung aller seiner Werke gab J. E. Grabe 1703 zu London in Fol. heraus; dazu gehören seine Sermons and other discourses. Lond. 1714. Vol. III. 8. *). (*Baur.*)

BULLA. Blasenschnecke. Eine Schneckengattung, welche nach Linné's, von Gmelin und andern Zoologen angenommener Bestimmung die heterogensten Arten enthielt, die aber sodann, zumal von Lamarck, gesondert und in die Genera Physa, Bulimus, Achatina, Terebellum, Pyrula, Ovula, Bulla und Bullaea vertheilt worden sind. Cuvier zeigte in seiner trefflichen Abhandlung: sur les Acères [1]), daß die Genera Bulla, Bullaea *Lam.*, so wie das von Meckel entdeckte Doridium (Acera *Lam.*) dem innern und äußern Baue nach in so naher Verwandtschaft stehen, daß sie füglich als Glieder einer Gattung angesehen werden können, und sonach das merkwürdige Beispiel einer generischen Verbindung schalenloser und gehäusiger Mantelthiere darstellen. Derselbe führt auch sämtliche von ihm untersuchte Arten der gedachten drei Lamarckischen Genera, mit dem Vornamen Bulla auf, wählt jedoch inconsequenter Weise zur summarischen Bezeichnung der Gattung (die von ihm in „Règne animal" ausdrücklich als solche und nicht etwa als eine Familie oder nur als Untergattung aufgestellt wird) den Titel Acères, Akera *Müller.* — während Lamarck späterhin diese Acères Cuviers zu einer Familie unter dem Namen Bulleens erhebt, welcher er eben die oben genannten 3 Gattungen unterordnet. Wir

---

*) R. Nelsons life of G. Bull, with the hist. of his controversies. Lond. 1714. 8. Mém. de Niceron. T. I. 213. in der teutsch. übers. Th. 2, 1. Bambergers Anekd. v. großbrit. Gel. 2. Th. 254. Biogr. univ. T. VI. (von Tabaraud). Rösselt, in der theolog. Bücherkentniß §. 395, führt die Schriften an, welche gegen Bulls Defensio etc. erschienen sind.

1) Diese Abhandlung erschien zuerst in dem 16. Bande der Annales du Museum, sodann in den Mémoires pour servir à l'histoire et l'anatomie des mollusques. Paris 1817. Die von Cuvier nach ihrem äußern und innern Baue dargestellten Arten sind Bulla membranacea, oder carnosa, aperta, lignaria, Ampulla und Hydatis.

nehmen hier das Genus Bulla in dem Umfange wie Cuvier seine Acères und berücksichtigen gleich ihm die 3 Lamarckischen Genera nur als Untergattungen.

Demnach haben die (den Gattungen Aplysia, Dolabella und Pleurobranchus zunächst stehenden und gleich diesen zu den Kiemendachschnecken gehörenden) Bullen folgende allgemeine charakteristische Verhältnisse: der Körper ist ablang oder länglich, oben gewölbt, mit einem vordern abgesonderten, und einem hintern Fleisch- oder Hautschilde, welches letztere der Mantel ist; unten mit vollkommener, theils häutig erweiterter Bauchscheibe. Die vorn befindliche Mundöffnung bildet eine verticale Spalte, welche zu jeder Seite mit einer hornigen Lamelle (wie bei den Aplysien) besetzt ist und unten meist eine kurze mit kleinen zurückgebogenen Stacheln versehene Zunge enthält. Der Kopf ist undeutlich und ohne wirkliche Fühler, welche, wie Cuvier annimt, in das vordere Hautschild gleichsam verwandelt sind. Die Kiemen sitzen in Gestalt von wieder blätterig getheilten Blättern frei in einer Reihe an einem häutigen Längsstreifen zur rechten Seite des Rückens, und werden von dem eigentlichen Mantel dachförmig überdeckt. Dieser Mantel ist, nach Verschiedenheit der Untergattung entweder ganz schalenlos, oder er schließt eine zarte Schale ein, oder er wird, was der häufigste Fall ist, von einer äußern, größern, stärkern Schale überdeckt. Sie sind Zwitter. Die gemeinschaftliche, an der rechten Seite befindliche Öffnung des Oviductus und des Samenganges setzt sich mit einer äußern Furche (wie bei Aplysia) bis zur Basis der viel weiter nach vorn befindlichen Ruthe fort. Die Ruthe, welche sich lang ausstreckt, ist selbst nur mit einer äußern Furche (zur Leitung des aus der gemeinschaftlichen Geschlechtsmündung durch die erwähnte Seitenfurche des Leibes ihr zugeführten männlichen Samens) versehen. Der Magen ist muskulös und meist mit 3 harten Platten, welche zur Zermalmung der (in kleinen Schalthieren bestehenden) Nahrung dienen, besetzt. Der After liegt hinter der Geschlechtsmündung unter dem Mantel. Die Schale, insofern sie vorhanden ist, stellt keine wirkliche gewundene Röhre, sondern nur eine mehr oder weniger eingerollte Platte dar.

I. Untergattung Doridium *Meckel.* (Les Acères proprement dites *Cuv.* — Acera [2]) *Lam.* Lobaria *Oken.*).

Der Körper eirundlich ablang; die Bauchscheibe an beiden Seiten (wie bei Aplysia) häutig, flügelartig erweitert; weder in noch auf dem Mantel eine Schale [3]). Der Mantel ragt hinten über den Fuß hinaus und ist da etwas ausgeschnitten. Die Kiemen stehen sehr weit nach hinten. Der Anfang des Nahrungskanals welcher die Rachenhöhle bildet, ist sehr weit und fleischig, aber ohne Spur von Zunge noch harter Stücke; derselbe kann rüsselartig zum Maule herausgeschoben werden. Die Magenwände weniger fleischig, auch ohne die harten Platten. Der After fast ganz am Hinterende unter dem Mantel. Diese Schneckenform ist zuerst und sehr genau von Fr. Meckel, und dann von Cuvier untersucht und beschrieben worden. Cuvier gibt nur eine Art an, da er nicht mehre zu beobachten Gelegenheit hatte; so auch Lamarck, welcher blos Cuviers Beobachtungen benutzt zu haben scheint. Meckel hat zwei Arten geschildert und wie es scheint mit vollem Rechte unterschieden; diese auch von Oken und Schweigger angenommenen Arten sind:

Bulla coriacea *N.* (Doridium coriaceum, Meckel Beiträge zur vergl. Anat. I. 2. p. 14. u. 33. t. VI. f. 12 —21. — Lobaria coriacea *Oken.* — Akera coriacea *Schweigger*). Der Rand des vordern Hautschildes, so wie die Seitenhaut des Bauches, ist gefaltet und wulstig aufgeworfen; vorn am Kopf eine Spur von Fühlern. Zwischen dem weiten fleischigen Rachentheil des Nahrungskanals und dem Magen ist eine sehr deutliche dünnere Schlundstrecke. Das Thier ist etwa 1¼ Zoll rhein. lang, 6—7 Linien breit und 4—5 Linien hoch.

Bulla membranacea *N.* (Doridium membranaceum, *Meckel* l. c. p. 27. u. 33. t. VII. f. 1—8. — Bulla carnosa *Cuv.*, mem. sur les Acères t. II. f. 15 —20. — Lobaria membr. *Oken.* — Akera membr. *Schweigger*). Das vordere Hautschild so wie die hier breitere Flügelhaut des Fußes ohne wulstigen gefalteten Rand. Nach Cuvier oben auf dem vordern Hautschilde ein paar braune, jedoch nicht immer deutliche Augen. Der Magen ist von dem fleischigen weiten Rachentheil des Nahrungskanals nur durch eine Strictur geschieden, ohne Spur eines Zwischenschlundes; und so unterscheidet sich nach Meckels vergleichender Untersuchung diese Art noch durch mehre anatomische Verhältnisse von der vorigen. Sie scheint auch etwas kleiner zu seyn; indessen sind die von Cuvier beschriebenen Exemplare nach den Abbildungen größer als die von Meckel dargestellten.

Beide Arten wurden von den genannten Naturforschern nach Stücken aus dem Museum zu Florenz untersucht; sie leben im mittelländischen Meere.

II. Untergattung, Bullaea *Lam. Cuv.* (Lobaria *Müller. Gmelin. Oken*).

Der Körper länglich, der Rand der Bauchscheibe verdickt aufgeworfen, nicht flügelartig. Das vordere Hautschild ohne deutliche Theilung, das hintere oder der Mantel schließt eine äußerlich unsichtbare Kalkschale ein, welche ganz lose in einer, ihrer Figur entsprechenden, Höhlung oder Scheide liegt. Diese Schale ist eine abgerundete, sehr dünne, fein gestreifte, etwas durchscheinende, weiße Platte, welche nur eine leichte Biegung als Spur oder Anfang von Spiralwindung zeigt, und deren Mündung daher fast so breit als sie selbst ist. Die vorderste fleischige Partie des Schlundes ist viel unbeträchtlicher als bei Doridien, die Zunge sehr klein. Der Muskelmagen mit 3 ansehnlichen steinigen Platten in den Wänden; zwei paarigen und einem unpaaren; die ersten von dreieckiger die letzte von rhomboi-

2) Es ist schon die Familie der Arachniden oder eine Abtheilung derselben Acera (plur.) genant, auch von Robert Brown einer Pflanzengattung der Titel Aceras (sollte Aceros heißen) gegeben worden, und da überdem eine Art dieser Untergattung eine Spur von Fühlern haben soll, so scheint der erste Name, Doridium, den Vorzug zu verdienen. 3) Cuvier bemerkt jedoch, daß dieser Mantel nicht nur die Form einer Blasenschneckenschale nachahme, und sich etwas einrolle, sondern auch einen innern leeren Raum habe, in welchem sich vielleicht ein kalkiger Stoff zu gewisser Jahreszeit so wie bei Limax absetzen könne.

dalischer Figur. — So ist es bei der einzigen, ihrem Baue nach näher bekannten Art:

Bulla aperta *Linn. Cuv.* (Bullaea aperta *Lam.* Lobaria quadriloba *Müller. Gmelin.* Lob. bullata *Oken.* Phylline quadripartita Ascan. — abgebildet in Müll. Zoolog. Danica. III. t. 101. f. 1—3. und in *Cuvier* Mem. sur les Acuères t. 1. f. 1—12.). Dieses Thier, welches in der Gmelin'schen Ausgabe des Linné'schen Natursystems einmal als Bulla, alsdann als Lobaria aufgeführt ist, stellt einen merkwürdigen verbindenden Übergang von der ganz schallosen ersten Untergattung zu der folgenden dar, bei welcher sich eine äußere vollkommene Schale ausgebildet hat. Es lebt in sehr verschiedenen Meeren, als im Nordmeer, im mittel- und adriatischen Meere, am Vorgebirge der guten Hoffnung und selbst an Neuholland. Plancus, Fab. Columna und Zinanni berichten, daß es gleich manchen andern Schnecken, bei der Berührung einen blutrothen, die Finger färbenden Saft von sich gebe, welchen Cuvier für eine Absonderung des Mantelsaumes hält. Die Schale wird mit dem Namen Oblate, offene Blase, Theelöffel, belegt. (Chemnitz X. p. 119. t. 146. f. 1354. 1355.). Adanson's Sormet ist unstreitig eine hieher gehörige, von B. aperta aber vermuthlich verschiedene Art.

III. Untergattung, Bulla *Lam.*, Blasenschnekken im engern Sinne.

Diese haben eine vollkommene äußere unbedeckte Schale, welche auf dem Mantel liegt und durch einen Muskel am Thiere befestigt ist. Die Schale ist meist eirund kugelig, das Gewinde ist mehr oder weniger versteckt; die Mündung hat die Länge der ganzen Schale; die Außenlippe mit scharfem Rande. Das vordere Hautschild des Thieres theilt sich bei einigen in 4 Lappen, welches Cuvier eben für Fühlerbildung hält, daher derselbe dieses Fleischschild überhaupt als durch Verschmelzung von Fühlern entstanden ansieht und disque tentaculaire nent. Der Rand der Bauchscheibe ist nicht in Lappen oder Wülste erweitert. Sonst ist die äußere Bildung wenig von der der vorigen Untergattung verschieden. Stellung der Kiemen, der Geschlechtsöffnung und des Afters wie dort. Im Maule eine kurze Stachelzunge. Der Muskelmagen immer mit 3 harten Stücken. Das Thier kann sich ganz oder fast ganz in die Schale zurückziehn, was Bullaea nicht vermag. Die Arten sind ziemlich zahlreich, z. B.

Bulla lignaria *Linn. Lam.* Die Holzblasenschnecke, das Zimmettröhrchen, die Papiertute. (*Cuv.* l. c. t. II. f. 7—10. Martini I. t. 21. f. 194. 195.). Die Schale länglich, hinten viel schmäler, äußerlich fein quergestreift, braun, blaßbraun oder gelblich. Die Mündung hinten ausgeschnitten. Man sieht von der Mündung in die offene Höhlung der innern verborgenen Windungen; die Schale wird über 2 Zoll lang. Am vordern Hautschild des Thieres keine Spur von Lappen oder Theilung; auch ist der hintere Rand desselben kaum gelöst, und der vordere Rand des Mantels ragt darüber. Diese Schnecke lebt in europäischen Meeren, besonders im Mittelmeer. Der mit 3 harten Platten besetzte Magen ward für eine eigene Muschelgattung, Gioenia, auch Tricla genant, ausgegeben.

Bulla Ampulla *L. Gmel. Lam.* Das Kiebitzei (*Cuvier* l. c. t. 2. f. 1—6. *Gualtieri* Test. t. 12. f. E. Martini t. 21. f. 188—193.). Gehäuse eirund kugelig, bauchig, glatt, glänzend, bräunlich, auch graulich gewölkt und gespritzelt, mit genabeltem Wirbel; die Höhlung der Windungen ist nicht von der Mündung aus zu sehen; wird an 2 Zoll und darüber lang; variirt in der Zeichnung und Farbe; manche Schalen haben dunkle Wolkenzeichnung wie Gebirgsketten (sogenannte Alpengebirge). Das vordere Hautschild des Thieres ist hinten wie vorn gelöst, viereckig und vierlappig getheilt. Die drei harten Stücke in den Wänden des Muskelmagens sind von dunkel schwarzer Farbe und unregelmäßig elliptischer Gestalt, an beiden Enden zugespitzt; jedes hat drei der Magenhöhle zugekehrte Flächen. Das Gehäuse dieser Schneckenart ist eins der gemeinsten in unsern Samlungen; sie lebt im indischen und amerikanischen Ocean.

Bulla striata Brugu. *Lam.* (Martini I. t. 22. f. 202—205. *Lister* Conch. t. 714. f. 72. *Gualtieri* Test. t. 12. f. F.). Die Schale eirund ablang, nach vorn quergestreift, dick, opak, kleiner wie vorige, von welcher sie gewöhnlich nicht als Art unterschieden wird und der sie auch in der Färbung sehr ähnlich ist. Die Länge 13 Linien. Im Mittelmeer, an Afrika, auch an den Antillen.

Bulla Naucum *Linn. Lam.* Das Taubenei, die weiße gestreifte Blasenschnecke. (*Gualt.* t. 13. f. GG. — Martini I. t. 22. f. 200. 201.). Die Schale rundlich zart, an beiden Enden etwas genabelt, fein quergefurcht, von milchweißer Farbe, 12 bis 16 Linien lang. An Afrika und im indischen Ocean. Dieses Schneckengehäuse ist fast so weiß und zart wie das der Bulla aperta; man sollte glauben, es stecke wie letzteres im Mantel des Thieres.

Bulla Physis *Linn. Gmel. Lam.* Die Prinzenflagge, Seefahne. (*Gualt.* t. 13. f. F. F. — Martini I. t. 21. f. 196—198.). Die Schale rundlich oval, zart, etwas durchscheinend mit sichtbarem kleinen Gewinde, weißlich mit braunen parallelen Querlinien, 14 Linien lang; im indischen Ocean.

Bulla Velum *Gmel.* Die Negerflagge. (Bulla fasciata Brugu. *Lamarck.* — B. Amplustra *Born.* — Chemnitz X. t. 146. f. 1348. 1349. Die Schale fast kugelig, zart, zerbrechlich, durchscheinend, graulich oder blaßbräunlich, mit meist 4 braunen Querbändern, von welchen die beiden mittlern eine weiße Binde einschließen. Länge 13 Linien. Diese von den Conchologen wegen ihrer Schönheit und Seltenheit geschätzte und zumal in unverbleichten und vollständigen Exemplaren selten vorkommende Schnecke wird im indischen Ocean gefunden.

Bulla Amplustra *Linn. Gmel.* Die Admiralsflagge, der Rosenknopf. (B. Aplustre *Lam.* — Chemnitz X. t. 146. f. 1350. 1351.). Die Schale eirundlich, glänzend, glatt, zart, mit zwei rosenfarbenen oder fleischröthlichen, dunkelbraun eingefaßten Querbinden auf weißem Grunde. Länge nur etwa 9 Linien. Die

zierliche, eben nicht gemeine Schale kommt aus ostindischen Meeren.

Bulla Hydatis *L. Gmel. Lam.* Die Wasserblase, weiße Oblate (*Cuvier* l. c. t. II. f. 11—14. — Martini I. t. 21. f. 199. Chemnitz IX. t. 118. f. 1019. *Gualtieri* t. 13. f. DD.). Die Schale eirundlich, zart, durchscheinend, schwach der Länge nach gestreift, gelblich mit sehr feinen, theils kaum merklichen Querlinien. Nur 7 Lin. lang. Im Mittelmeer, auch an englischen und schwedischen Küsten und in der Südsee (wenn dieselbe Art?). Das Thier gleicht sehr der Bulla Ampulla; das vordere Hautschild ist vierlappig wie dort. Die 3 Knochenstücke in den Wänden des Muskelmagens sind klein, von dreieckiger, ziemlich gleicher Gestalt und schwarzer Farbe.

Zur Gattung der Blasenschnecken gehören auch mehre fossile Arten; z. B. Bulla ovulata, striatella, cylindrica, coronata, s. *Lamarck* hist. nat. d. anim. sans vertèbres, VII. p. 532. — Annal. du museum IV. 219. VIII. t. 59.

Was die Arten betrifft, welche, wiewol sie von Linné, Gmelin und Andern zu Bulla gezählt wurden, jetzt in ganz andere Gattungen und Familien eingeordnet worden sind, so gehören z. B. Bulla Ovum, verrucosa, cornea, gibbosa, Spelta, birostris, Volva *Lin. Gmel.* zur Gattung Ovula *Lamarck.* — Bulla Zebra *Gmel.* so wie Bulla oblonga, ovata *Chemnitz* zu Bulimus *Lam.* — Bulla achatina, Zebra *Chemn.* purpurea fasciata, virginea, voluta, stercus pulicum, dominicensis *Gmel.* et *Chemn.* zu Achatina *Lam.* — Bulla Ficus, Rapa *Linn. Gmel.* zu Pyrula *Lam.* — Bulla fontinalis, hypnorum, turrita, gelatinosa *L. Gmel.* zu Physa *Lam.* — Bulla Terebellum *L.* zur Gattung Terebellum *Lam.* (*Nitzsch.*)

Bulla in d. Entomol., s. Gryllus.

Bullaea, s. Bulla.

Bullamer, s. Sierra Leona.

BULLANT (Jean), dessen Blüthe in die Mitte des 16. Jahrh. fällt, und der noch im J. 1573 lebte, war einer der ersten franz. Architekten, welcher in seiner Kunst die schönen Verhältnisse des Alterthums wieder herzustellen bemüht war. Theoretisch suchte er dies in seinem Werke: Reigle généralle d'architecture des cinq manières, à savoir tuscane, dorique, ionique, corinthe et composite, à l'exemple de l'antique (Par. 1568. F. m. K.); praktisch hat er es vorzüglich gezeigt an dem Bau des Schlosses von Ecouen. Der Altar in der Kapelle dieses Schlosses, jetzt im Musée des Petits-Augustins, zeigt sein Kunstvermögen als Bildhauer in den Basreliefs seiner vier Seiten. Hierin war er nicht so selbständig als in der Baukunst, sondern arbeitete in der Manier von Rosso. Seine kräftige Zeichnung gränzt an das Wilde, die Stellungen seiner Figuren sind bisweilen zu gesucht, die Ausführung nicht ohne Trockenheit. Man hat von ihm auch ein Werk über die Sonnenuhren (1561. 4.), welches Claude de Boissière im J. 1608 mit Zusätzen neu herausgab. (*H.*)

BULLARIA, nannte Candolle eine Art Staubbrand, die er deswegen von Uredo trennte, weil sie am Stengel der Umbellaten, und nicht wie Uredo, auf Blättern vorkommt. Es ist Uredo bullata Pers., welche wir deswegen nicht als besondere Gattung betrachten können, da mehre Uredines an Stengeln und Halmen erscheinen. (*Sprengel.*)

BULLART (Isaak), geb. zu Rotterdam 1599, gest. 1672, Vogt der Abtei St. Waast, und nach Vereinigung der Provinz Artois mit Frankreich, Ritter des Ordens des heil. Michael, hat sein Andenken erhalten durch ein Werk, das, obschon die Arbeit mehr als 30jährigen Fleißes, bei seinem Tode noch unvollendet war, aber von seinem Sohne Jacques-Benigne vollendet und herausgegeben wurde: Académie des sciences et des arts, contenant les vies et les éloges historiques des hommes illustres de diverses nations (Par. 1682. 2 Bde. F. m. 249 Bildnissen von Larmessin und Boulonnois). Die späteren Ausgaben enthalten blos neue Titelblätter. (*H.*)

BULLAU, Mainbullau, in dem königl. baier. fürstlich-leiningenschen Amte Miltenberg, ¼ St. vom Main, und 1 St. von der Stadt Miltenberg, zum Unterschiede des erbachischen Dorfes gleiches Namens, Mainbullau genant. Dadurch merkwürdig, daß nicht weit davon, am Abhange des Gebirges in das Mainthal, 14 Säulen unter dem Namen der Hainsäulen bekant, liegen. Sie sind von den Sandsteinen des Berges, wo sie liegen, ausgehauen, haben gleiche Durchmesser, ihre Länge aber ist verschieden; sie steigt von 13 bis 27¼ Fuß. An einigen bemerkt man viereckige, nicht ganz einen Schuh lange, aus der Rundung hervorstehende Zapfen, woran man vermuthlich Maschinen zum Wenden und Fortbringen der Säulen befestigen wollte. Einige halten sie für ein Werk der Römer. Schneider*) meint: Karl der Große habe vielleicht eine Brücke über den Main damit bauen wollen; ein Architekt wird aber diese Bestimmung nicht glaublich finden. Eine Brücke auf Säulen ruhend möchte der Gewalt des Stromes, besonders bei Eisgängen, schlechten Widerstand leisten. Sie können übrigens eben sowol ein Werk der Teutschen als der Römer seyn. Man nent sie aber auch Hunnensäulen, und unter diesem Namen stehen sie auch auf der großen haasischen Situationscharte von Miltenberg. Dieselben könnten also auch ihren Ursprung von den Hunnen haben. Doch ist von allem dem nichts Gewisses zu behaupten. (*Dahl.*)

BULLAU, Waldbullau, ein in der Graff. Erbach und im Odenwalde, 2¼ St. von Michelstadt, wohin es eingepfarrt ist, und als Amtsort gehört, auf einer anmuthigen schönen Anhöhe von beträchtlichem Umfang gelegenes Dorf von nur 24 Häusern mit 176 Einw. scheint den Römern schon bekant gewesen zu seyn; wenigstens haben sie sich daselbst aufgehalten, und eine Abtheilung der achten Legion hatte dort ihr Standquartier. Den Beweis hievon liefert die nachfolgende, auf einer Ara angebrachte, und in der Kapelle des Dorfes eingemauerte Inschrift, wo sie der Hofmeister des Grafen Eberhards von Erbach im J. 1510 zuerst entdeckte und bekant machte. Graf Georg Ludwig von Erbach-Fürstenau schenkte diesen merkwürdigen Stein dem Museum in Mannheim, und ließ dessen Stelle in der Kapelle durch eine Kopie ersetzen.

*) In der Erb. Hist. Urk. No. 36 zum dritten Satz.

Was Lamey [1]) darüber geschrieben hat, verdient gelesen zu werden. Eine getreue Zeichnung der ganzen Ara findet man auch bei Knapp [2]). Die Inschrift steht auf demselben wörtlich also:

FORTVNAE
:
L. FAVONVS
SECCIANVS
7. LEG. VIII. A/G.

Diesemnach war dieser Altar der Göttin Fortuna zu Ehren von dem Hauptmann der achten römischen Legion, Lucius Favonius Seccianus errichtet worden [3]). Auch ein viereckiger Altar mit schlecht gearbeiteten, und von der Zeit sehr mishandelten Figuren, welche die Bildnisse von Herkules, Minerva, Fortuna und Merkur vorstellen sollen, ward hier, der Sage nach, aufgefunden, erst nach Michelstadt, und dann nach Eulbach in den dortigen herrschaftlichen Garten versetzt [4]).

Schon zu den Zeiten der Karolinger gehörte Bullau zu der Celle oder Kellerei Michelstadt, welche Kaiser Ludwig der Fromme im J. 814 dem berühmten Eginhard und seiner Gemalin Emma oder Imma schenkte. In der Bestätigungsurkunde des K. Heinrichs V. der Schenkung von Michelstadt an das Kloster Lorsch (von Eginhard im J. 819 ertheilt) kömt unter den zugehörigen Orten auch Bullau vor. In der Folge kam es an das Kloster Steinbach (bei Fürstenau), welchem vom Papste Gregor IX. im J. 1232 der Besitz desselben bestätiget wurde. Zu den Zeiten der Reformation wurde das Kloster Steinbach aufgehoben, und kam samt seinen zugehörigen Gütern, worunter auch Bullau war, an die Grafen von Erbach. Gegenwärtig gehört Bullau zu dem gräflich-erbach-fürstenauischen Amte Fürstenau und Michelstadt, unter großherzogl. hessische Souveränität. *(Dahl.)*

BULLE, bulla, ein lateinisches Wort, dem nur in der Urkundensprache andere Bedeutungen beigelegt worden. Die früheste scheint: Siegel, gewesen zu seyn, und zwar sowol für das Werkzeug genommen, womit gesiegelt wird, den Stempel, als für den Siegelabdruck. In der ersten Beziehung ist auch von dem Träger, oder Bewahrer der königlichen Bulle, statt Siegelbewahrer, in alten Schriften die Rede. Doch wird sich in den Besiegelungsformeln der Urkunden selbst das Wort: bulla sehr selten gebraucht finden. Statt dessen war „annuli impressione" üblicher, besonders in den Kanzelleien der teutschen Kaiser und Könige, obwol auch die Formeln vorkommen: nostrae imaginis bulla, oder sub aurea nostra bulla. — Bestimmter noch ward unter Bulle ein anhängendes Siegel verstanden, und dieser Begriff nachher auf ein in Metall ausgedrucktes Siegel eingeschränkt. Seitdem ward von goldenen, von bleiernen Bullen geredet. Von silbernen Bullen will man auch Beispiele gefunden haben, auch wol von Erz, oder Zinn. Doch ist zweifelhaft, ob nicht Siegelstempel mit Siegelabdrücken verwechselt worden.

Goldene Bullen sind wahrscheinlich von dem Hofe der griechischen Kaiser zu Konstantinopel, an die Franken und Ungarn gekommen. Bei den teutschen Kaisern kamen sie durch die Ottonen auf. Vielleicht gab die Verbindung Otto's II. mit der griechischen Kaisertochter Theophana dazu den nächsten Anlaß. Die erste bekannte ist von deren Sohn Otto III. von 983, gegen deren Daseyn doch auch noch Zweifel angeregt werden. Seitdem sind die goldenen Bullen bei den teutschen Kaisern bis auf die neuesten Zeiten üblich geblieben, doch nur bei wichtigen Urkunden, wenn sie nicht, als besondere Vergünstigung und der dafür zu entrichtenden Taxe wegen, ausnahmsweise auch wol den weniger wichtigen Ausfertigungen, angehängt worden. Nur von den teutschen Königen während des so genannten großen Zwischenreichs sind bis jetzt keine bekant. — Teutsche Reichsfürsten haben sich nie goldener Bullen bedient, wol aber Könige anderer Staten, auch italiänische Fürsten und die Republik Venedig. — Anfangs waren die goldenen Bullen massiv, münzartig geprägt, doch zum Anhängen an Urkunden zugerichtet. Die Größe und Schwere hing von der Eitelkeit und Prachtliebe, oder Sparsamkeit der Herren ab, welche sich einer goldenen Bulle bedienten. Auch ward wol nach der höheren Würde dessen, an den die Urkunde gerichtet war, ein größerer Stempel zur Bulle gebraucht. So wird einer griechischen Kaiserbulle erwähnt, welche dem teutschen Kaiser Heinrich III. zugekommen, woraus ein goldener Kelch für eine Kirche in Goslar verfertigt werden konnte. Die Bullen K. Christiern V. von Dänemark sollen 20 Unzen Gold an Gewicht enthalten haben. — Doch kann man annehmen, daß die ältesten die Größe unserer gewöhnlichen einfachen Goldmünzen, oder eines doppelten Dukaten nicht viel überstiegen. Dagegen hatten die Bullen K. Karl IV. im Umfange schon beträchtlich mehr als ein Species- oder Conventionsthaler, und die seiner Nachfolger hatten zuletzt 6—7 Zoll im Durchmesser. — Seitdem scheint es auch aufgekommen zu seyn, die goldenen Bullen nicht mehr massiv zu fertigen, sondern aus zwei dünnen goldenen Platten zusammen zu setzen, deren jede eine Seite des doppelten münzartigen Siegels erhaben darstellt. Beide Platten sind durch ein stärkeres an zwei Zoll hohes Blech vom nämlichen Metall, oft auch wol nur stark vergoldet, so verbunden, daß die ganze Bulle einer Kapsel ähnlich siehet. Durch diese Einfassung läuft auch die Schnur, mit welcher die Bulle an die Urkunde befestigt ist. Der leere Raum zwischen beiden Platten ist mit Wachs oder einer ähnlichen Materie ausgefüllt, auf deren Oberfläche doch auch die beiden Seiten des Siegels ausgedruckt sind, so daß wahrscheinlich das Stempeln der Platten erst geschiehet, wenn der Ring schon ausgegossen ist. Hiedurch wird auch die ganze Bulle zusammengehalten, indem die Platten nicht durch Löthen an den Ring befestigt sind [1]). — Mit diesen goldenen Bul-

1) In Actis Acad. Palat. T. I. 2) Römische Denkmale des Odenwaldes, Tab. IV. Fig. 4. 3) Die achte Römer-Legion, mit dem Beinamen Augusta (nicht Augusti) kam im J. 70 nach Chr. Geb. mit der sechsten Legion an den Rhein, und blieb lange Zeit in Teutschland; denn man findet noch im 5. Jahrh. Spuren ihres Daseyns. (Fuchs M. G. II, 11. 12.). 4) Knapps Denkmale des Odenwaldes, §. 32. 33. 34.

1) So sind wenigstens die Fürstenbriefe des nassau-ottonischen Stammes beschaffen, deren nähere Untersuchung das Abfallen der einen Platte zulleß.

len sind aber die in metallene, gewöhnlich nur stark vergoldete, Kapseln, eingegossenen kaiserlichen Siegel von rothem Wachs nicht zu verwechseln. Sie gehören zu den einseitigen hängenden Siegeln, und wurden zu minderwichtigen Sachen gebraucht, oder auch, wenn der, welcher die Ausfertigung einer Urkunde suchte, die höhere Taxe für eine Bulle zu zahlen nicht geneigt war[2]). — Weit älter und häufiger, als der goldenen, ist der Gebrauch der bleiernen Bullen. Sie sind, mit wenigen einzelen Ausnahmen, rund und immer massiv. Sie haben senkrechte Öffnungen, durch welche der Riemen, oder die Schnur, womit sie an die Urkunde befestigt werden, gezogen ist. — Ob schon die Kaiser Roms, Trajan und seine Nachfolger sich bleierner Bullen bedient, möchte wol noch einer nähern Untersuchung bedürfen. Zuverlässiger ists dagegen, daß sie von den Päpsten wol schon im 7. Jahrh. gebraucht worden, und ganz unbezweifelt, daß sie seitdem in den päpstlichen Kanzleien bei feierlichen Ausfertigungen die Stelle anderer Siegel fast ausschließlich vertreten. Einzele Beispiele vom Gebrauch goldener Bullen durch Päpste sind kaum in Anschlag zu bringen. — Die Karolinger und einige teutsche Kaiser und Könige bis auf Konrad II. ahmten die Päpste nach und bedienten sich bleierner Bullen, doch wol hauptsächlich nur bei Ausfertigungen in Rom oder Italien. — Bei teutschen weltlichen Fürsten waren sie nie üblich, wol aber bei einzelnen Bischöfen und Äbten, auch ganzen Kirchenversamlungen. — Ihr Gebrauch ist aber längst abgekommen, und wenn jetzt noch die Rede davon ist, so sind immer päpstliche Bullen zu verstehen. Obwol aber die Päpste seit dem 8. Jahrh. bis auf den heutigen Tag die bleiernen Bullen stets beibehalten haben; so ist doch das Gepräge derselben unter verschiedenen Päpsten nicht immer das nämliche geblieben. Das gewöhnlichste seit dem Ende des 11. Jahrh. zeigt auf der Hauptseite die Köpfe der Apostel Paulus und Petrus, der erste zur Rechten, der andere zur Linken nebeneinander gestellt, mit einem Kreuz dazwischen, und über den Köpfen die Aufschrift in Siglen: S P A und S P E, welche vielleicht am richtigsten durch Sanctus Paulus Apostolus, und Sanctus Petrus Episcopus gedeutet worden, obwol andere P A für Paulus, und P E für Petrus lesen. Die Rückseite enthält nichts als den Namen des Papstes mit der Sigle: P P (Papa) und der Namenszahl, z. B. auf einer Bulle von 1304 Benedictus P͡P : XI. Eine Ausnahme hievon machen die einseitigen Bullen, deren sich die Päpste in der Zwischenzeit nach ihrer Wahl und vor ihrer Weihung oder Krönung bedienen. Die Hauptseite ist nur mit den Apostelsköpfen gestempelt, die Rückseite aber noch leer. Diese werden daher auch Halbbullen genant, im Latein. heisst eine solche bulla blanca, auch defectiva. — Das Befestigen der senkrecht durchbohrten Bullen an die Urkunde geschieht mittelst einer vor dem Stempeln durchgezogenen Schnur, wozu aber, dem Kanzleigebrauch nach, bald eine roth und gelbe seidene, bald eine hänfene gedrehte Schnur genommen wird, nach Verschiedenheit des Inhalts einer Urkunde selbst. Zu den Provisionsbullen z. B. wird eine seidene, zu den Executionsbullen eine hänfene Schnur gebraucht.

Ungeachtet hier der Ort nicht ist, über die bleiernen Bullen der Päpste noch weiter ins Einzelne einzugehen und die kleineren Abweichungen von der gewöhnlichen Gestaltung alle anzugeben, welche in frühern und spätern Zeiten, bald der eine, bald der andere neugewählte Papst in der für ihn bestimmten Bulle sich erlaubte; so verdient doch die des P. Paul II. eine Ausnahme. Sie gehört zu den eigentlichen diplomatischen Seltenheiten, hat mit den gewöhnlichen Bullen kaum etwas mehr als die runde Gestalt und das Metall gemein, Abbildungen derselben sind nicht bekant, selbst eigentliche Diplomatiker erwähnen ihrer nicht, oder doch nur unvollständig und mit Unrichtigkeiten. Mabillon[3]) und unser ehrwürdiger Gatterer[4]) sind hier nicht auszunehmen. Ihre kurzen Beschreibungen zeigen schon, daß ihnen nie, weder ein Original, noch eine richtige Zeichnung, zu Gesicht gekommen. — Paul II. ein stolzer venezianischer Edler, dem manches nur darum misfiel, weil es so von seinen Vorfahren auf ihn gebracht war, mochte auch an den wirklich unförmlichen und geschmacklosen Bullen derselben keinen Gefallen finden. Wenn diese unregelmäßig gestaltet sind und einer plattgeschlagenen Bleikugel ähnlich sehen, so ließ er der seinigen die völlig runde Form einer mit einem Rand versehenen Münze in der Größe eines Reichsguldens geben. Auf der Hauptseite ist er selbst in ganzer Figur, mit der Krone und dem übrigen Ornat auf einem Throne sitzend, wahrscheinlich zur Nachahmung der Majestätssiegel, abgebildet. Zu beiden Seiten des Throns sitzt ein Kardinal ebenfalls im Ornat und mit dem Kardinalshut bedeckt. Auf den Stufen des Throns und neben demselben knien einige Gläubige, welche zum Fußkuß, wie es scheint, zugelassen werden sollen, ihrer Kleidung nach weltliche. Mehre stehen noch im Hintergrunde. Auf der linken Seite am oberen Rande herunter stehet die Aufschrift: Paulus P͡P. II. Auf der Kehrseite sind die Apostel Paul und Peter, ebenfalls sitzend in ganzer Figur gegen einander über, der erste ein Schwert, der andere einen Schlüssel in der Rechten, jeder in der Linken ein Evangelienbuch haltend. Zwischen ihren Beinen stehet von unterem Rand herauf ein Pilgerkreuz auf einem Gestell. Vom oberen Rand herunter zwischen ihnen durch läuft in zwei Colonnen die Aufschrift: S. Paulus, S. Petrus, wovon die drei letzten Buchstaben durch die Figuren bedeckt sind. Die Köpfe der Apostel sind mit einem Heiligenschein umgeben. — Das Exemplar dieser merkwürdigen Bulle, von welchem die Beschreibung genommen ist, befindet sich an einer Urkunde vom J. 1471 mit einer roth und gelben seidenen Schnur befestigt, in dem nun auch zerstückelten oranischen Landesarchiv in Dillenburg. Der Inhalt der Pergamentbulle ist eine päpstliche

2) Abbildungen von ältern kaiserl. Bullen finden sich, von Karl IV. in v. Olenschlager's Erläut. der G. B. Karl IV. am Ende des Urk. Buchs; von Sigismund, als römischen König, und als Kaiser in Meusel's Gesch. Forscher. Th. IV. S. 120 u. 125.

3) de re dipl. p. 129. 4) Abriß der Diplom. S. 312. G. ist sogar geneigt, sie nicht für eine päpstliche, sondern für eine Synodalbulle zu halten.

Erlaubniß für Gr. Johann V. von Nassau und seine Gemalin, vor einem tragbaren Altar an ungewöhnlichen Orten Messe lesen zu lassen. Der Anfang ist: Paulus eps seruus seruorum dei Dilecto filio Nobili Dno Johanni iuueni (sein Vater lebte noch) Comiti de Nassow et de Dyetze Treuerens. dioc ac dilecte in Xto filie Nobili mulieri Elsbeth van Hessen, (des Landgr. Heinrich von Hessen Tochter) eius vxori Salt et apticam ben. Am Schluß: Dat. Rome apud Sanctum petrum Anno Incarnationis dominice Milles. quadringentes. septuagesimo primo quinto Non. Maji Pontificatus nri Anno septimo. Contrasignirt: Marcellus. Gatterers in der Note angef. Zweifel wird hiedurch gehoben. Der Seltenheit und schönen Zeichnung wegen wird eine Abbildung dieser Bulle beigefügt, welche ganz getreu nach dem Original gezeichnet ist. — Eine andere, doch von der ersten hergenommene Bedeutung hat das Wort Bulle, indem darunter auch die, statt eines gewöhnlichen Siegels, mit einer Bulle beglaubigte Urkunde selbst zu verstehen ist. In diesem Sinne wird dann auch das Wort: goldene Bulle von Urkunden, die mit diesem Metall beglaubigt sind, gebraucht, und besonders ist unter diesem Namen die goldene Bulle K. Karl IV. bekant, wovon, als einem Grundgesetz des ehemaligen teutschen Reichs, in statsrechtlicher Hinsicht bei der Reichsverfassung von Teutschland zu reden seyn wird. Am bekanntesten sind unter dem Namen Bullen, die päpstlichen, die auch bis auf den heutigen Tag unter dieser Benennung allein noch vorkommen. Sie sind die eigentlichen Urkunden der Päpste, indem die Breven meistens eher unter Rescripte und Briefe zu ordnen sind. Doch ward in früheren Zeiten, mehr noch, als jetzt, ein Unterschied zwischen kleinen und großen Bullen gemacht, und der letzten waren wieder drei Arten, eigentliche Consistorialbullen, Pancarten und Privilegien. Jede hatte ihre Eigenheiten in der Art der Ausfertigung. Seit dem 14. Jahrh. hört aber diese Verschiedenheit großentheils auf. Ungeachtet es noch an einer eigentlichen und vollständigen päpstlichen Diplomatik fehlt, und die Regeln, welche die päpstliche Kanzlei bei den verschiedenartigen Ausfertigungen beobachtet, nicht genau bekant sind, so lassen sich doch mancherlei Kenzeichen der eigentlichen, zumal der feierlichen Bullen angeben. Es gehört dahin: 1) daß sie, mit gar wenigen einzelen Ausnahmen, von jeher in lateinischer Sprache ausgefertigt worden. 2) Bis in die Mitte des 12. Jahrh. war die lombardische, später die neugothische Schrift üblich. 3) Anrufungsformeln, wie sie ehedem besonders im Gebrauch waren, als In nomine S. Trinitatis etc. kommen in Bullen nicht vor. Sie fangen vielmehr 4) mit dem Namen des Papstes an, doch ohne Beifügung der Namenszahl. 5) Der Titel ist nicht, wie in Breven Papa, sondern Episcopus, servus servorum Dei. 6) Dem Titel folgt gewöhnlich eine Anrede und Begrüßungsformel, als: dilecte fili, venerabilis frater, dilectis in Christo filiabus u. s. w. nach Verschiedenheit der Personen und ihres Standes, mit dem Gruß: Salutem et Apostolicam benedictionem, oder der Formel: in perpetuum, ad perpetuam memoriam. 7) Die Eingangsformel gibt den Anlaß und die Beweggründe zum Erlaß der Bulle an, z. B. Religiosis locis, que specialiter b. Petri iuris existunt propensius in suis volumus iustitiis providere, vt persone in eis divinis mancipate obsequiis eo liberius observantie sue professionis insistant, quo ab iniuriis malignantium protectione Apostolica attentius se viderint premuniri; oder, wie P. Lucius III. zu den quedlinb. Stiftsdamen sagt: Prudentibus virginibus que sub habitu religionis per opera sanctitatis iugiter se preparant obuiam ire sponso, presidium debet Apostolicum impertiri, ne forte cuiuslibet temeritatis incursus aut eas a proposito reuocet, aut robur, quod absit, sacre religionis infringat. Ea propter dilecte etc. — Diese macht dann den Übergang zum eigentlichen Text mit: Ea propter oder Inde est u. s. w. wobei häufig die erste Anrede wiederholt wird. 8) Ist im Texte, der einzele Personen, oder Kirchen und Stifter, oder die ganze katholische Kirche etc. betreffen kann, von Päpsten überhaupt, oder von der päpstlichen Macht die Rede, so wird nicht Papa oder Episcopus, sondern Pontifex — auch mit dem Zusatz Romanus, und Auctoritas Apostolica gebraucht. 9) Beglaubigungs- oder Besiegelungs- und Zeugenformeln kommen nicht vor. Dagegen ward gewöhnlich mit Bedrohungen (vgl. Bannflüche), die doch in neueren Zeiten meist abgekommen, und mit Verheißungen geschlossen, z. B. Cunctis autem eidem loco sua iura seruantibus sit pax Domini nostri I. Chr. quatenus et hic fructum bone actionis percipiant, et apud districtum iudicem premia eterne pacis inueniant. Diesen folgt meist ein dreifaches Amen. 10) In den Unterschriften herrscht eine große Verschiedenheit. Oft nent sich unmittelbar nach dem Schluß der Schreiber der Bulle, z. B. Scripta per manum Petri Notarii regionarii et scriniarii sacri Palatii, auch wol mit Beifügung des Monats und der Indiction. Die Unterschrift des Papstes steht in der Mitte mit vorgesetztem Ego und beigefügtem Titel, z. B. Ego Alexander Catholice Ecclesie Episcopus S. S. (subscripsi). Die eigenhändigen gehören aber zu den großen Seltenheiten, und noch seltener ist ein päpstliches Namen- und Titel-Monogramm. Der päpstlichen Unterschrift, gewöhnlich von der Hand des Notars, sind Kreuze beigesetzt, oder sie steht zwischen einem runden Zeichen, signum papale symbolicum, orbiculus pontificalis, dessen eigentlicher Name noch unbekant ist, und dem päpstlichen Gruß: benevalete. Jenes Zeichen, welches den Umfang eines großen Silberstücks hat, besteht aus zwei concentrischen Zirkeln, in deren Zwischenraum der päpstliche Wahlspruch geschrieben ist. Den inneren Raum theilt ein Kreuz in 4 Quartiere, in welche Anfangs nur der Name des Papstes mit der Sigle P oder P P (Papa) sich befand. Später ward üblich, in die beiden oberen S. Petrus — S. Paulus zu setzen, in die beiden unteren aber den Namen des Papstes, z. B. Innocentius P. P. II. — Für ein Monogramm kann diese Figur, so wenig der ringförmigen Gestalt, als der Schrift nach, gelten. — Das benevalete ward zuerst mit gewöhnlicher Schrift beigefügt, seit Leo IX. aber monogrammatisch in

der Art: $\frac{\mathrm{BT}}{\mathrm{AE}}$ zusammengestellt, und blieb bis in das 13. Jahrh. üblich [5]). — Nach diesem allem kommen in manchen Bullen die oft zahlreichen eigenhändigen Unterschriften der Kardinäle, in mehren Colonnen, mit vorgesetztem Kreuz bei jedem Namen, auch dem Worte: Ego, und Beifügung der Würde und des Titels, als Presbyter oder Diaconus Cardinalis, tituli S. crucis in Jerusalem etc. und der Sigle Ss. (subscripsi). Als Zeugenunterschriften sind sie wol nicht anzusehen, sondern als Beweis der Zustimmung des Consistoriums der Kardinäle. 11) Dem zu Ende stehenden Datum ist die Stadt, oder der Palast, wo die Ausfertigung geschehen, z. B. Avinioni, Lateran. u. s. w. und der Name des Kanzlers, oder einer anderen Kanzleiperson beigefügt, z. B. Datum nonas Octubrias per manum Theophylacti Secundi cerii s. sedis apostolice. Die eigentliche Zeitangabe ist sehr verschieden. In den ältesten Bullen wird das Jahr noch nach Consulaten, dann nach der Indiction, den Regirungsjahren der Kaiser und römischen Könige, der Ordinationsjahre der Päpste, endlich nach der christlichen Äre, der dann doch auch die päpstlichen Regirungsjahre noch beigefügt blieben, bezeichnet. Doch ist zu bemerken, daß Jahresanfang oft noch auf den 25. März angenommen ist, so daß eine vor diesem Tag datirte Bulle vom J. 1184 z. B. nach dem gewöhnlichen Jahresanfang schon in das J. 1185 zu rechnen ist. — Manche Bullen haben auch noch andre Signaturen, selbst auf dem Umschlag, welche sich auf Einregistrirung, Abgabe, Publikation u. s. w. beziehen [6]). — Endlich ist noch anzuführen, daß die päpstlichen Bullen gewöhnlich mehr in die Länge, als in die Breite des Pergaments geschrieben sind, was bei Breven umgekehrt ist. — Von allem diesem soll sich doch in den neusten Zeiten manches verändert haben.

Über den Inhalt der Bullen können wir uns hier nicht verbreiten, und bemerken daher blos noch, daß merkwürdige, wichtige Bullen, vornehmlich wenn sie die ganze römische Kirche angehen, meist nach den Anfangsworten genant und angeführt werden. So sind bekant die Bulle Unigenitus, in coena Domini, Dominus ac redemtor noster etc. (worüber in eigenen Artikeln gehandelt werden wird). (*v. Arnoldi.*)

BULLE, teutsch Boll, ein katholischer Amtsbezirk des schweizerischen Kantons Freiburg. Er begreift die Kirchspiele Bulle, Echarlens, Morlons, Riaz, Sales, la Tour-de-Trême, Valruz, Vuadens und Vuippens. Im Ganzen sind die Einwohner, deren Anzahl sich auf 5258 beläuft, wohlhabend. Unter ihre vorzüglichsten Nahrungsquellen gehören der Wiesenbau, die Viehzucht, der Vieh- und Käsehandel und das Verfertigen von Strohgeflechten *). Ihre Sprache ist le Gruverin, eine eigenthümliche Abart des Romanschen. Im J. 1819 waren die 1569 Gebäude mit 1,427,050 Franken in der Brandkasse versichert. — Der gleichnamige Hauptort mit 256 seit dem Brande im J. 1805 beinahe ganz neu aufgebauten Häusern, einem alten Schlosse, dem Sitze des Amtmannes und des Amtsgerichts, und einem Kapuziner-Hospiz. In der prächtigen Pfarrkirche, bei welcher außer dem Pfarrer noch vier Chorherren den Gottesdienst verrichten, ist eine vortreffliche Orgel von dem berühmten Aloys Mooser aus Freiburg. Die Stadt hat eine herrliche Lage an der Heerstraße von Freiburg nach Vevay unweit der Sarine (Saome), und genießt besonderer Vorrechte. Sie hat einen eigenen Rath. Die Einwohner, deren Zahl 1000 übersteigt, leben von den Erzeugnissen einer sehr fruchtbaren Umgegend, zwei Tabacksfabriken und dem sehr ausgedehnten Kommissionshandel, denn Bulle ist die Haupt-Niederlage der Greyerzkäse (Frommages de Gruyerès) und der Marktort für das freiburger Strohgeflecht. Jährlich werden hier sechs beträchtliche Viehmärkte gehalten. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BULLERAA, Bulderaa, auch Bolderaa, die, d. h. die große Aa oder Mussa, auch der mitausche Bach, ein ziemlicher Fluß, welcher aus Kurland komt, durch den rigaschen Kreis fließt und in die Düna, kurz vor ihrem Ausflusse in die Ostsee fällt. Gegen das Fort Dünamünde zu hat sie 2 gefährliche Durchrisse gemacht. Unweit Riga führt auch ein Ort und ein großer Platz diesen Namen. Vgl. Aa. (*J. Ch. Petri.*)

BULLES, Stadt in dem Distrikte Clermont des franz. Dep. Oise, an der Bresle, hat 271 Häus. und 936 Einw., und ist durch ihre Manufaktur von Demi-Hollands bekant, wovon sonst wol 5000 Stück in den Handel kamen. (*Hassel.*)

BULLET, Grafschaft im nordamerik. State Kentucky, vom Salt bewässert. 1820 mit 5821 Einw. und dem Hauptorte Stephensville. (*Hassel.*)

BULLET (Jean Baptiste), Sprach- u. Geschichtforscher, aus Besançon, wo er 1699 geboren war, seit 1728 ein theologisches Lehramt an der Hochschule bekleidete, und den 6. Sept. 1775 starb. Er war Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu Besançon, Lyon und Dijon, und Correspondent der königl. Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris; als Sprach- und Geschichtforscher scharfsinnig und von umfassender Erudition, aber nicht frei von einer seltsamen Hypothesen-Conjectur- und Etymologiensucht, die ihn zu manchen willkührlichen und grundlosen Behauptungen verleitete, auch verwendete er auf den Styl wenig Sorgfalt. Indessen geben seine Schriften dem gelehrten Forscher manche beachtungswerthe Aufschlüsse über den Ursprung der Sprachen, Sitten, Gebräuche, mythischen Volkssagen u. dgl. Sein Hauptwerk, welches, mit bedachtsamer

---

...ine diplom. Monographie dieses benevalete schrieb *Oelrichs* ...Benevalete, c. fig. Stettin 1773. 4. ...habe auftreiben können. 6) Umständliche ...er Bullen aus jedem Zeitalter zu beurtheilen ...im N. Lehrgeb. der Dipl. und Gruber's

...ses énormes en tissus de paille aux ... Il n'est pas de paysan sur toute la route de Châtel-St.-Denis à Fribourg, qui ne s'occupe à tisser des pailles. Cette partie assez élevée du canton est plus riche en pâturages qu'en moissons, et l'on y trouve plus de céréales d'été que d'hiver. S. *Séringe*: Monographie des céréales de la Suisse in dessen Mélanges botaniques. Berne 1819. I. p. 222.

Kritik benutzt, nicht unwichtige Beiträge zur Kenntniß der linguistischen Quellen und zur etymologischen Topographie liefert, sind seine Mémoires sur la langue celtique, contenant l'histoire de cette langue et un dictionnaire des termes qui la composent. Besançon 1754—70. Vol. III. fol. Früher schrieb er: Recherches hist. sur les cartes à jouer. Lyon 1757. 8. Dissertations sur différents sujets de l'hist. de France. Besanç. 1759. 8. (voll willkührlicher, aus der celtischen Sprache abgeleiteter, Etymologien). Du festin du roi-boit. Ib. 1762; 1808. 8. und im Magazin encyclop. Dec. 1810. mit Anmerkungen von Amaton. Dissertations sur la mythologie Française et sur plusieurs points curieux de l'hist. de France. Par. 1771. 12. (reichhaltige gelehrte Untersuchungen über wichtige Gegenstände). Nicht ohne Beifall blieben seine religiösen Schriften: Histoire de l'établissement du christianisme, tirée des seuls auteurs juifs et païens. Lyon 1764. 4. Engl. von W. Salisbury. 1782. 8. L'existence de Dieu démontrée par les merveilles de la nature. Par. 1768. 1773. Vol. II. 12. Réponses critiques à plusieurs difficultés proposées par les nouveaux incrédules, sur divers endroits des livres saints. Par. 1773. Vol. III. 12. Teutsch, Köln. 3 Bde. 1784—87. 8.*). (*Baur.*)

BULLIARD, BULIARD (Pierre), franz. Botanist, geb. um 1742 zu Aubepierre in Barrois. Er studirte im Collegium zu Langres, und las schon damals unter den alten Klassikern diejenigen am liebsten, welche von der Naturgeschichte handeln. In der Folge begab er sich nach Paris, um den medizinischen Cursus zu machen, beschäftigte sich aber am meisten, und endlich ausschließend, mit der Naturgeschichte und mit der Herausgabe botanischer Kupferwerke, bis er im September 1793 starb. Die Botanik, als Wissenschaft, hat durch ihn wenig gewonnen, denn er hat weder bedeutende Entdeckungen gemacht, noch neue Bahnen eröffnet; meistens hat er schon bekannte Gattungen beschrieben und abgebildet, und diese selten aus neuen Gesichtspunkten betrachtet. Aber alle seine Werke haben dazu beigetragen, die Liebe zur Naturgeschichte zu verbreiten. Das meiste Eigenthümliche findet man in seinem Werk über die Schwämme, wo er viele neue oder wenig bekannte Gattungen gut beschrieben und abgebildet hat. Er radirte, zeichnete und druckte seine Pflanzen selbst in Farben ab, und zwar nach einer von ihm vereinfachten und weniger kostspieligen Methode, die von Andern noch mehr vervollkommnet wurde, und jetzt fast allgemein in Paris bei großen naturhistorischen Werken angewendet wird. Sein erstes beträchtliches, jetzt seltenes Werk war die Flora Parisiensis ou descriptions et figures de toutes les plantes qui croissent aux environs de Paris. Par. Didot, 1776—80. Vol. VI. 8. mit 640 illum. Kupf., auch auf holländ. Papier in 4.; dazu gehört die Introduction à la Flore de Paris. Ib. 1776. 8. Auf dieses Werk folgte: Aviceptologie française, ou traité général de toutes les ruses dont on peut se servir pour prendre les oiseaux. Ib. 1778; 1796. 12. Um statt des, in Frankreich größtentheils angenommenen Tournefortschen, das Linnéische System zu verbreiten, schrieb er ein Dictionnaire élémentaire de botanique. Par. 1783; 1797. fol. mit illum. Kupf., entièrement refondu par L. Cl. Richard. 1799; 1802. 8., worin die beiden Methoden durch Kupfer erläutert werden, und die botanische Terminologie französisch übersetzt und erklärt ist. Die günstige Aufnahme, welche die Flora gefunden hatte, ermunterte den Verfasser zur Herausgabe seines Herbier de la France. Par. 1780—1793. 12 Th. in 6 oder 4 Bden. kl. Fol. mit 602 illum. Kupf., dessen Vollendung aber sein Tod unterbrach. Vielen Fleis widmete er seiner Histoire des plantes vénéneuses et suspectes de la France. Par. 1784. fol.; 1798. 8. mit 168 illum. Kupf., und der Histoire des champignons de la France. Ib. 1791—1812. fol. mit illum. Abbildungen, die zu den besten in dieser Art gehören. Beachtenswerth sind besonders seine Entdeckungen über die Entstehung der Schwämme†). (*Baur.*)

BULLIARDA Cand., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Sedeen und der vierten Linné'schen Klasse, die de Candolle nach dem vorgedachten Bulliard, dem Herausgeber des großen Herbier de la France 1783. 1791, nannte. Char. viertheiliger Kelch, vierblättrige Corolle, vier unfruchtbare Staubfäden zwischen den vier fruchtbaren. Vier Kapseln, die inwendig aufspringen. 1. B. *Linnaei**, mit einfachem aufrechten Stamm, linien-pfriemenförmigen Blättern und ungestielten Blüthen in den Blattachseln. In Lappland und Island. (Tillaea aquatica *L.*). 2. B. *Vaillantii* Cand., mit aufrechtem ästigen Stamm und lang gestielten Blüthen in den Blattachseln. Im südl. Europa. (Tillaea aquatica *Lam.*). 3. B. *Schkuhrii**, mit niedergestrecktem ästigen Stamm und sehr kurz gestielten Blüthen in den Blattachseln. In Böhmen, Sachsen und Norwegen. (Tillaea prostrata *Schk. Hornem.*) (*Sprengel.*)

BULLINGER (Heinrich), Zwingli's Nachfolger als Vorsteher der zürcherischen Kirche, ward zu Bremgarten im jetzigen Kanton Argau geboren den 18. Juli 1504. Er war der Sohn eines Priesters, der denselben Namen führte, nach der Gewohnheit jener Zeiten im Concubinate lebte, in seiner Jugend verschiedene Vicariate und Kapellaneien bekleidete, 1500 die Pfarre zu Bremgarten und später das Decanat des Kapitels erhielt, und sich so viel Ansehen erwarb, daß er den Ablaßverkäufer Bernhardin Samson 1518 zurückweisen konnte. In seinem Alter noch trat er der Reformation bei, ließ sich den 31. December 1529 mit seiner Anna Wiederkehr, welche ihm 5 Söhne geboren hatte, trauen, und starb endlich 1533 in Zürich bei seinem Sohne, dem Antistes. Dieser kam 1516 auf die damals in Ansehen stehende Schule zu Emmerich im Klevischen, wo er 3 Jahre zu-

*) Nouv. Dict. hist.; Biogr. univ. T. VI. (von Weiß). Ersch's gel. Frankr. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2 Bd. 2 Abth. 574. — Droz, Secretair der Akad. zu Besançon, ließ eine Lobrede auf ihn drucken.

†) Nouv. Dict. hist.; Biogr. univ. T. VI. (von Weiß und du Petit Thouars). Ersch's gel. Frankr. Allg. Lit. Ztg. 1795. Intbl. Nro. 37. Eberts bibliograph. Lex.

brachte, und seine Nahrung beinahe einzig durch Singen vor den Thüren gewann. 1520 ging er nach Köln, wurde in das sogenannte **collegium Bursae Montis** aufgenommen. Latein, die damalige Philosophie, Theologie und das geistliche Recht waren die Gegenstände seiner Studien. Bereits hatte er den Gedanken gefaßt, in den Karthäuser-Orden zu treten; aber das Lesen der Kirchenväter, des N. T., welches er sich angeschafft hatte, und einiger Schriften Luthers entfernten ihn, nicht nur von diesem Gedanken, sondern gewannen ihn für die Lehren der Glaubensverbesserer. Er hatte die Magisterwürde erhalten, gebrauchte aber diesen Titel niemals. 1522 kehrte er nach Bremgarten zurück und setzte im väterlichen Hause seine Studien fort. Die ihm angetragene Lehrstelle in einem Kloster des Schwarzwaldes schlug er aus, weil er bemerkte, daß dort Ungebundenheit herrsche. Im folgenden Jahre nahm er eine solche im zürcherischen Kloster Cappel an, behielt sich aber die Freiheit vor, nach seiner Überzeugung zu lehren. Des Morgens las er über die heil. Schriften, die **paraclesis** und das **compendium theologiae** des Erasmus, auch Melanchthons **loci communes**. Nachmittags behandelte er die lateinische Sprache und die Dialectik. Schon als 21jähriger Jüngling wurde er nach Zürich berufen, um an einer Disputation mit den Wiedertäufern Theil zu nehmen. Cappel war eine wichtige Pflanzschule des bessern Unterrichts geworden. Junge Leute aus den besten Häusern Zürichs und viele nachher geachtete Männer wurden dort gebildet. Schon im J. 1525 wurde das Kloster reformirt, und Bullinger, der vorzüglich zu dieser Veränderung beigetragen hatte, konnte kaum sich retten, als er einst in der Lorez sich badete, und dort von einer Anzahl Einwohner aus dem angränzenden Kanton Zug überfallen wurde. Schon damals schrieb er kleinere Schriften in teutscher und lateinischer Sprache. Der die Wissenschaften liebende, das Gute befördernde Abt des Klosters, Wolfgang Joner, erlaubte ihm 1527, 5 Monate in Zürich zuzubringen, um Zwingli's theologische Vorträge und Predigten hören zu können, und zu gleicher Zeit sich bei Pellican, Rhellican, Collin u. A. in der hebräischen und griechischen Sprache zu vervollkommnen. Die Schwächen der Wider[illegible] Lehre Berengars über Transsubstantiation [illegible] Prüfung nicht; und er machte zuerst [illegible] auf dieselben aufmerksam. Auf ei[illegible]mpad zu Basel theilte er demsel[illegible] erroris mit, und dieser ließ [illegible] Wissen drucken. B. veranstaltete [illegible] Auflage. 1528 begleitete er aus [illegible] Regirung Zwingli auf das Re[illegible] Bern, dessen Folge die Glaubensver[illegible] Kantons war. Nicht eher als in diesem [illegible] er ordinirt und unter die zürcherische Geist[illegible]. Am Pfingsttag 1529 predigte er [illegible] Nachdrucke, daß gleich des [illegible] die Reformation, welche bisher star[illegible] eingeführt wurde. Er [illegible] dortige Predigerstelle und verheirathete sich [illegible] mit Anna Adlischweiler, [illegible] Kloster Ötenbach, [illegible] gewesen war. Seine schriftliche Bewerbung um ihre Hand [1]), ist mit einer so eigenthümlichen Offenheit und Gutmüthigkeit abgefaßt, indem er ihr seine Lage, sich selbst und seine Fehler in der naiven Sprache des Zeitalters schildert, daß sie nicht ohne Rührung gelesen werden kann. Aber im J. 1531 erfuhr er schnelle Wechsel des Glückes. Nachdem die Zürcher von den 5 innern katholischen Orten bei Cappel und am Zugerberge geschlagen, einen nachtheiligen Frieden eingehen und der Willkühr derselben neben andern Gegenden auch B's Vaterstadt überlassen mußten, war dieser genöthigt, mit seinen Ältern und andern Personen eilends sich nach Zürich zu flüchten, und seine Wohnung wurde geplündert. Doch schon am 9. December wurde er von dem dortigen großen Rathe zum Pfarrer am großen Münster, Vorsteher der Kirche und Schule gewählt, und 1534 mit dem Bürgerrechte beschenkt; auch von Bern und Basel war der Ruf zu wichtigen Kirchenstellen an ihn gekommen. Unter seiner Leitung erhielten das zürcherische Kirchenwesen, das Amt des Antistes selbst und die Unterrichtsanstalten eine bestimmtere Form; zwei jährliche Synoden wurden verordnet, und B. ließ es sich sehr angelegen seyn, daß Kirchen- und Lehrstellen mit fähigen und kräftigen Männern besetzt würden. Außerordentlich war seine Thätigkeit. Bis 1538 predigte er täglich; nachher wöchentlich 2 Mal. Zu gleicher Zeit besuchte er theils um des Beispiels willen, theils zur Erweiterung seiner eigenen Kentnisse die öffentlichen Hörsäle bei Bibliander, Pellican, weit später noch bei Peter Martyr, und noch jetzt sind 45 Hefte seiner Excerpten auf der Stiftsbibliothek vorhanden. Seine Stellung verwickelte ihn in öftere polemische Erörterungen, ungeachtet er diese gerne vermied und z. B. Luthers von der Kanzel nie anders, als mit Achtung erwähnte. Johann Faber, der Bischof zu Wien, hatte Zwingli's Tod und den Verlust der Zürcher als eine Folge und Strafe der vorgenommenen Veränderungen dargestellt. Gegen diesen vertheidigte er den Reformator, indem er zeigte, daß die Güte einer Sache von Glück und Unglück unabhängig seyen: „auf Johansen wienischen Bischofs Trostbüchlein, tröstliche Verantwortung, 1532. 12." Als Bucerus eine Vereinigung der Protestanten über die Lehre vom Abendmahle zu bewirken suchte, nahm B. an den Verhandlungen Theil. Aber er war nicht zu bewegen, den Frieden der Kirche durch eine Übereinkunft auf doppelsinnige Ausdrücke begründen zu helfen; und diese Verhandlungen veranlaßten 1536 das sogenannte zweite baselsche und erste helvetische Glaubensbekentniß, an dessen Abfassung er wesentlichen Antheil nahm. Zu Beilegung der Mißhelligkeiten zwischen Farell und der neuenburgischen Kirchengemeine, auch zwischen Calvin, Farell und Misvergnügten zu Genf trug er vieles bei. Luthers wiederholte heftige Äußerungen gegen das zürcherische System, insbesondere von dem Abendmahle, veranlaßten ihn 1543 zur Herausgabe der sämtlichen Schriften Zwingli's, und 1545 ließ er eine Antwort Namens der zürcherischen Kirche nachfolgen: „Wahrhafte Bekanntnuß der Dienern der Kirchen zu Zürich, u. s. f.", auch in lateinischer Sprache. Als 1549

1) S. **Ulrich's** miscell. Tig. Th. 1. wovon Meister ber. Züricher Th. 1. S. 220 ff. einen Auszug liefert.

gleich wie dies schon früher geschehen war und später wiederholt wurde, die Auffoderung zur Besuchung des Conciliums von Trident an die evangelischen Eidsgenossen erfolgte, stellte er, von seiner Regirung aufgefodert, im Namen der zürcherischen Geistlichkeit ein Befinden gegen dieselbe aus. Die Protestanten wußten, daß der Papst ihre Lehre bereits verdammt hatte. Dem versprochenen sichern Geleite trauten sie nicht, weil Hussens Beispiel sie schreckte; auch bezog sich das Befinden auf Apostelgesch. XXIII. so wie auch auf das Beispiel eines Maximus III. von Jerusalem, Athanasius von Alexandrien und Ambrosius, welche erhaltener Auffoderungen ungeachtet von Concilien wegblieben, welche sie nicht für unparteiisch hielten. — Im folgenden Jahre ging über ihn und seine Schriften das Verdammungsurtheil eines päpstlichen Legaten, der Universitäten Paris und Löwen, und Karl V. selbst bekräftigte das letztere. 1561 begannen seine theologischen Streitigkeiten mit Brenzius über die Allgegenwart des Leibes Christi, oder, wie dieser in der Folge sich ausdrückte, über die Majestät desselben. Nach dem Wunsche des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz sandte er demselben 1565 ein Bekentniß der wahren Religion; und gerade nachher erfolgte auch die helvetische Confession. Nur ungern stellten die ersten Reformatoren solche Bekentnisse auf, und wenn es geschah, so war dabei nicht sowol die Absicht, eine bindende Vorschrift aufzustellen, als Vorwürfe ihrer Gegner zu beseitigen und den wahren Zweck und Geist der Glaubensverbesserung darzustellen. — 1570 antwortete er Wyttenbachen, welcher ein von Brenz nachgelassenes Testament, in welchem das helvetische Bekentniß heftig angegriffen wurde, herausgegeben hatte; und als Jakob Andreä dieses Testament aufs Neue mit Heftigkeit vertheidigte, trat der bereits seinem Tode nahe Greis in einem ihm bisher fremd gewesenen Tone 1575 noch gegen diesen neuen Gegner auf den Kampfplatz. Unterdessen war es der Aufmerksamkeit der schweizerischen Theologen nicht entgangen, daß ihre französischen Glaubensbrüder 1571 auf einer National-Synode zu Rochelle diejenigen mit der Censur belegt hatten, welche in der Erklärung des Abendmahles die Worte Substanz und substanzlich nicht gebrauchten. Sie bezogen dies auf sich; B. beschwerte sich bei Beza, und auf einer ähnlichen Zusammenkunft zu Nimes wurde eine befriedigende Erklärung gegeben. — Die Wiedertäufer beschäftigten ihn vornehmlich in den ersten Zeiten seines Amtes. Er versuchte gegen sie mündlich und schriftlich den Weg der Belehrung, und stimmte nur dann zu strengen Maßregeln, wenn sie sich wirkliche Störungen der öffentlichen Ruhe erlaubten. Pflichttreue und eine große Anhänglichkeit für sein neues Vaterland zeichneten B's öffentliche Wirksamkeit aus. Er bestrebte sich, Misverständnisse zwischen der Regirung und der Geistlichkeit zu verhüten. In der Regel suchte er nicht auf die erstere einzuwirken; aber wo seine Überzeugung dies foderte, blieb er derselben treu; doch ohne die Schranken der Mäßigung zu überschreiten. — In der persönlichen Censur der Synode von 1535 hieß es von ihm: „Herr Bullinger ist zu milt mit seinen Predigen, soll etwas dapferer, rücher (ernster), härter und räßer (schärfer) seyn, insonders das die Händel des Raths antrift." Mit eigener Hand schrieb er diese Rüge in die Synodalakten. Nach Zwingli's Grundsätzen war er gegen die Verbindung mit fremden Mächten und die Überlassung von Truppen in ausländischen Sold. So hielt er 1549 in Verbindung mit den übrigen Geistlichen seine Regirung ab, dem Bündnisse der Eidsgenossen mit Heinrich II. von Frankreich beizutreten. Ungeachtet seines Eifers für die Sache der Glaubensverbesserer, der ihn bewog, auch aus seinem Privatvermögen die größten Anstrengungen zur Unterstützung verfolgter und vertriebener Glaubensgenossen zu machen, vermied er doch gern, was zu offenbaren Entzweiungen unter den Eidsgenossen hätte Anlaß geben können. Dies geschah bei der Verfolgung der Reformirten in der gemeinschaftlichen italiänischen Landvogtei Locarno, 1555; aber er suchte ihre Abreise zu erleichtern, und als sie in Zürich ankamen, war seine ganze Thätigkeit auf ihre Aufnahme und Unterstützung gerichtet. Auch auf die Beilegung der Religionszwistigkeiten in dem benachbarten Kanton Glarus, wo die größere Zahl die Reformation angenommen hatte, die kleinere aber von den katholischen Kantonen unterstützt wurde, wirkte er mit Mäßigung ein. Strenger war er in der Beibehaltung der Orthodoxie im Innern seiner Kirche. Als der freiere Bibliander mit Peter Martyr, der als öffentlicher Lehrer zu Zürich angenommen worden, sich veruneinigte, unterstützte er den letztern gegen Bibliander, den er selbst lange Zeit als seinen Lehrer betrachtet hatte, und nicht weniger wirkte er darauf, daß der kühne, und bisweilen zur Schwärmerei sich hinneigende italiänische Prediger Ochin, der Nachfolger des sanftern Beccaria, Zürich verlassen mußte. — Auch im Auslande stand er in großem Ansehen. Schon in den ersten Jahren seiner zürcherischen Anstellung erhielt er mehre Besuche gelehrter und wißbegieriger Engländer, welche bei ihm Belehrung suchten und fanden. Durch sie veranlaßt schrieb er de Scripturae S. auctoritate cet. deque episcoporum auctoritate et functione; lib. II. Tig. 1538. 4. Heinrich VIII. zugeeignet. Mit der eben so liebenswürdigen als unglücklichen Johanna Gray stand er im Briefwechsel, und noch jetzt werden eigenhändige Briefe der letztern an ihn auf der zürcherischen Bibliothek aufbewahrt. Während der Verfolgungen unter Maria von England hatte er durch sein zuvorkommendes Benehmen gegen gelehrte und angesehene Engländer, welche zu Zürich eine Freistätte suchten, zu Begründung eines vertrauten Verhältnisses zwischen der englischen und schweizerischen Kirche wesentlich beigetragen. Von vielen vornehmen, insbesondere teutschen Familien, wurde er als Freund und Berather beehrt und besucht; und als der Prinz von Condé nach der Bluthochzeit sich zur katholischen Religion bekannte, entschuldigte er sich darüber in einer Zuschrift an Bullingern, in welcher er diesen „Herr und Vater" nannte. — Schon während seiner Kindheit hatte die Pest, welche in jenen Zeiten so oft alle Gegenden Europa's verheerte, ihn so hart befallen, daß die Seinigen ihn bereits für todt hielten. Während der schrecklichen Epidemie von 1564 wurde er von der Pest wieder so stark ergriffen, daß man die Hoffnung zu seiner Rettung aufgab und er bereits von den Bekannten und der sämtlichen Geistlichkeit Abschied nahm: ein Beweis, wie wenig man damals nach allgemeiner

Sitte die Ansteckung vermied, oder fürchtete. Doch er genas wieder; aber die Krankheit entriß ihm neben vielen Freunden die theure Genossin einer 35jährigen glücklichen Ehe, welche ihm 6 Söhne und 5 Töchter geboren hatte. Die folgenden spätern Jahre seines Lebens wurden durch wiederholte Anfälle von Steinschmerzen verkümmert; aber nie hemmten diese weder seine schriftstellerische, noch seine amtliche Thätigkeit. Seinem Tode sah er lange mit Gewißheit entgegen, und starb den 17. September 1575. — Eine Zuschrift, welche er an seine Regirung zurück ließ, ist ein politisches Testament, das von der reinsten Vaterlandsliebe eingegeben wurde. Er dankt für das empfangene Gute, bittet um Verzeihung, wo er etwas möchte versäumt haben, empfiehlt den Rudolf Gwalter zu seinem Nachfolger; (der auch einmüthig gewählt wurde) die Beschützung der Publicität, durch welche allein die Wahrheit gesiegt habe; treue öffentliche Verwaltung; Sorge für Bildungs- und Armenanstalten; Unterdrückung des Bettelns, u. s. f. „Haltet jedermann gut Gericht und Recht, helfet dem Armen, dem Fremdling, den Witwen und Waisen, strafet die Übelthäter, wie sich's gebührt, schirmet das Gut und fromm biderb Lüt, sächend kein Personen an; nähmend keine Gaben, das Recht zu verkehren; handlend nit aus Gunst oder Ungunst, u. s. f." Festigkeit und Güte waren in seinem Charakter vereint. Der streng auf Ordnung und republikanische Sitten haltende Mann war kein Hasser unschuldiger Freuden. Oft sah man ihn den Familien-Festlichkeiten und andern Zusammenkünften seiner Mitbürger beiwohnen. Die ununterbrochenen Anstrengungen störten seine heitere Laune nicht[2]). Ungeachtet seiner großen Thätigkeit war er aufmerksam auf alles, was zu seinem Wirkungskreise gehörte. Seine Wohnung stand jedermann offen. Als das Interim aufgehoben wurde, nahm er vertriebene Theologen, von welchen er früher war angegriffen worden, gefällig auf. Er besaß eine große Beredtsamkeit, welche Stukius orat. funebr. vere flexanima nent. Gewissenhaft erfüllte er jede Pflicht seines Berufes. Keine Gefahr schreckte ihn von einem Krankenbette zurück. Von seiner psychologischen Ansicht des Umganges und wahrer praktischen Lebensweisheit zeugen die Lehren, welche er seinem Sohne, Heinrich, gab, als dieser 1533 auf Reisen ging. — Neben der großen Anzahl didactischer, asketischer, homiletischer, dogmatischer Schriften, welche er heraus gab, verdienen vorzüglich noch bemerkt zu werden: seine Chronik von der Tigurineren oder Stadt Zürich Sachen, 4 Th., welche gewöhnlich unter dem Namen: Bullingers helvetische Chronik angeführt wird[3]). — Das Tagebuch von seinem Lebenslauf und Handlungen. Das angefangene, sogenannte zürcherische Regimentsbuch, u. s. f. — Von seinem sehr ausgebreiteten Briefwechsel befinden sich in der Simmlerischen Samlung auf der zürcherischen Stadtbibliothek kostbare Hilfsmittel zur Beleuchtung der Geschichte und der Cultur jener Zeiten. Fünf Könige und zwei Königinnen finden sich unter denjenigen, mit denen sein Briefwechsel ihn in Berührung brachte. (*Meyer von Knonau.*)

BULLINUS. So (nicht Bulimus, wie Schmidt*) in der Darstellung des Oken'schen Conchyliensystems geschrieben) hat Oken**) eine Gattung von gehäusigen Süßwasserschnecken genant, welche der Gattung Physa Lamarcks entspricht. Er zieht dahin auch den Bulin, Bulinus des Adanson. S. Physa. (*Nitzsch.*)

BULLION, scheint zwar der englische Ausdruck für das französische Billon†), bedeutet aber nicht Scheidemünze, sondern Gold- und Silberbarren; und die Bullioncommittee einen Ausschuß, welcher während des Krieges 1810 in England niedergesetzt war, um zu untersuchen, ob und wie der Steigerung des Goldbarrenpreises über den gesetzlichen Preis der Goldbarren auf der Münze zu London, abzuhelfen sey. Die Münze bezahlt nämlich für eine Unze Barrengold 3 Pf. 17 Sch. 10½ pf. in Guineen von 21 Schilling auf das Pfund Sterling, und prägt sie so wieder aus. Die Bank, die Niederlage der Barren, läßt hauptsächlich prägen, so wie sie mehr oder weniger baares Geld braucht; dieses mehr oder weniger hängt aber von den mehr oder weniger Banknoten ab, welche bei ihr zur Einlösung gegen baares Geld gebracht werden. Daraus wäre nun wol erklärlich, daß der Preis der Goldbarren steigen müsse, wenn die Bank sie kaufe um zur Einlösung eines Übermaßes von Banknoten Guineen prägen zu lassen. Aber die Bank hatte seit 1797 bereits das Recht, ihre Banknoten erst einen Monat nach dem Frieden einzulösen, als besonders 1810 der Preis der Goldbarren über 4 Pf. Sterl. die Unze stieg; und nun kam die Frage zur Untersuchung: ob der Preis des Goldes gestiegen, oder der Werth der Banknoten gefallen sey? Der Bullionausschuß, das Parlament, die Leute, welche in und außer England darüber nachdachten, waren getheilter Meinung. Die Stimmenmehrheit im Ausschuß entschied für die Werthverminderung des Papiergeldes, die Stimmenmehrheit im Parlament dagegen für die Preiserhöhung der Goldbarren. Die Meinung des Ausschusses hatte die Thatsache für sich, daß die Banknoten häufig, das baare Geld selten im Umlauf waren, und daß sie gegen Guineen über 15g verloren; die Meinung des Parlaments hatte dagegen für sich, daß sich das Barrengold offenbar im Preis überhaupt und eben so gut gegen Guineen als gegen Silbergeld und Banknoten gehoben habe. Wenn man bedenkt, daß eben damals die Zuflüsse von Gold aus Amerika zu stocken anfingen, daß England dagegen immer größere Zahlungen nach dem festen Lande für Hilfs- und Kriegsgelder zu machen hatte, daß es den Wechselkurs gegen sich hatte und das Pf. St. zu Hamburg nicht zu 5 Rthlr. aus-

2) Wie munter diese aus dem Sinne des seine Kinder zärtlich liebenden Vaters floß, beweisen z. B. der in den zürcherischen Beiträgen, 1815. 5 Heft. S. 113 ff. abgedruckte St. Niclausspruch an seine Kinder von 1541:

„Nun grüß üch Gott ihr lieben Kind!
Ihr drü, die jezt die jüngsten sind!" u. s. f.

3) Johann von Müller schrieb am 12. August 1788 an H. Füßli über dieses Werk und seinen Verfasser: „Euer Bullinger ist der reformirte Tschudi; wirklich ein Mann von Geist, fleißig und genau; und wenn einiger Patriotismus in uns wäre, so hätte gewiß auch dieser den Druck verdient."

*) S. dessen Versuch üb. d. beste Einrichtung der Conchyliensaml. u. s. w. S. 165. **) S. dessen Lehrbuch d. Naturg. III. 1. S. 303.

†) S. Th. X. S. 191—95.

brachte, welches jetzt 7 Rthlr. steht, daß seine Kaufleute also die Baarsendungen ins Ausland den Wechselzahlungen vorziehen mußten, daß es von seinen Kapitalisten eine Anleihe immer größer als die andere aufnahm, und die Hauptmasse der Banknoten im Kreislauf durch das Geben an den Schatz als Anleihe und durch das Nehmen von ihm für Kriegslieferungen erhielt, daß aber bei jedem Absatz in diesem Kreislauf das Übermaß der Banknoten für den bürgerlichen Verkehr und besonders ihre Unbrauchbarkeit und mit ihr der Mangel der Baarschaften für den auswärtigen Handel fühlbar werden mußte; so scheinen sich beide Meinungen vereinigen zu lassen. Dieser Vermittlung ist günstig, daß die Goldbarren auch den gesetzlichen Goldpreis überschritten haben, nachdem die Masse der Banknoten beschränkt, ihre baare Einlösung eingetreten, und der Wechselkurs weit über Pari gestiegen ist. Aber zu Baarsendungen ins Ausland muß man Barrengold wegen seiner bestimmten Feine 23 Karat nehmen, und kann man keine Guineen gebrauchen oder einschmelzen, ohne den Kopf in gerichtliche Gefahr zu bringen, und dazu haben die reichen englischen Kaufleute die ihrigen zu lieb. Die Smuggler wagen aber die ihrigen täglich daran. Es schadete in der Kriegszeit und zur Entwerthung der Banknoten auch, daß die Guineen nicht zu gleichem Werth mit dem Pfund Sterl., nicht zu 20 sondern zu 21 Schilling, also nicht zu dem Nennwerth der Banknoten ausgeprägt waren. Auf dieses Misverhältniß machte damals besonders Graf Lauderdale aufmerksam; und dadurch ward die Ausprägung der Sovereigns zu 20 Schilling veranlaßt *). (*v. Bosse.*)

BULLIS, eine Seestadt [1]) im südlichsten oder römischen Illyricum, nach Ptol. III, 13., der sie 45 : 39, 45 setzt, 2 geogr. Meil. südöstlich von Aulon. Die früheren Schriftsteller kennen nur die Landschaft Bullis, und ihre Bewohner, die Bulidenses, Bulini, Buliones oder Byllioness [2]). Im 5. Jahrh. wird Bulis als eine Stadt in Neu-Epirus genant [3]). (*Ricklefs.*)

BULLOAH, BULLUAH, Stadt in der Provinz Oude der brittisch. Präsidentsch. Bengalen: sie liegt in dem den Briten cedirten Distr. Gorucpur unweit dem kleinen Gunduk, und ist durch ihre erheblichen Baumwollenmanufakturen bekant. (*Hassel.*)

BULLOCK, Grafschaft im nordamer. State Georgia zwischen dem großen Ogischy und dem Cannuschi, 1820 mit 2578 Einwohnern und dem Hauptorte Statesborough. (*Hassel.*)

BULLY, Dorf in dem Distr. Neufchatel des franz. Dep. Niederseine mit 1800 Einw., bekant durch seine Holzarbeiten und Töpfereien, die besonders die Gres d'Allemagne liefern. (*Hassel.*)

BULOWAN, der Name einer Gerichtsbarkeit im Sandschak Ala dscha Hissar in Servien auf der Hauptstraße nach Belgrad, umgränzt von den Gerichtsbarkeiten

*) Vgl. The depreciation of the papercurrency of Gr. Britain proved. 1812. und Further considerations of the state of currency 1813.

1) *Steph.* Byz. h. v. 2) *Caes.* B. C. III, 12 u. 40. *Liv.* XIV, 30; *Plin.* III, 26; *Strab.* VII, 7, 8. 3) *Hierocl.* p. 653.

von Nissa, und Perakin. (Hadschi Chalfas Rumili). (*von Hammer.*) — Andere Nachrichten geben der Stadt B. große Märkte. (*H.*)

BULTEAU, Latein. Bultellus oder Bultellanus (Louis und Charles), Brüder, aus einer alten angesehenen Familie zu Rouen abstammend. Louis, geboren 1625, erbte das Amt eines königl. Secretärs, trat es 1661 seinem Bruder Charles ab, begab sich als Laienbruder in die Benediktiner-Congregation von St. Maur, und starb den 6. April 1693 in der Abtei von St. Germain des Prés zu Paris. Die kirchlichen Alterthümer und die Geschichte des Mönchswesens beschäftigten seinen Privatfleis, und was er darüber anonym schrieb, ist aus guten Quellen geschöpft, lehrreich und gut erzählt: Essai de l'histoire monastique de l'Orient. Par. 1678. 8. Abrégé de l'histoire de l'ordre de St. Benoit et des moines d'Occident. Ib. 1684—94. Vol. II. 4. geht bis zum 10. Jahrh. Unter seinen übrigen Schriften befindet sich eine mit Anmerkungen versehene französische Übersetzung der Dialogen des heil. Gregors des Großen *). — Sein Bruder, Charles, ältester Secretär des Königs, gest. 1710 im 84 Jahre, schrieb einen Traité de la préséance des rois de France sur les rois d'Espagne. Par. 1674. 4., und verfaßte die Annales Francici ex Gregorio Turonensi, bei den Werken dieses Geschichtschreibers, Paris 1699. fol. Sie heißen gewöhnlich, nach ihrem Verfasser, Annales Bultellani **) (*Baur.*)

BULTEEL (John), ein engländischer Liederdichter aus dem 17. Jahrh., von dessen Leben nichts Sicheres bekant ist. Ritson, in dessen Samlung die wenigen Lieder aufgenommen sind, welche sich von ihm erhalten haben †), glaubt, daß er Sekretär des Grafen von Clarendon gewesen und im J. 1669 gestorben sey. Die kleine sehr seltene Broschüre, welche seine Lieder enthält, ist um die Mitte des 17. Jahrh. gedruckt. Baker, welcher ein Lustspiel von diesem Dichter anführt: Amorous Orontes or the Love in Fashion, welches 1665 in 4. gedruckt seyn soll, erzählt, ohne seine Quelle anzugeben, Bulteel sey der Sohn eines Franzosen gewesen, welcher in Dover gewohnt habe. Er sey 1661 Mag. Art. in Oxford geworden und in Westminster 1669 gestorben ††). (*W. Müller.*)

BULWER (Joh.). Dieser Engländer gehört zu denen, welche um Beförderung der Menschenkunde sich Verdienste erworben haben. Es scheint, daß er der Erste war, welcher die Kunst Taube das Sprechen sehen zu lehren (an der Bewegung der Lippen) auf Prinzipien brachte, denn seine Vorgänger, z. B. Bonet, waren mehr um eine Zeichensprache, oder eine Art von Ton-Artikulation, bemüht. In dieser Beziehung nun ist sein Werk merkwürdig: Philosophus, or the Deafe and Dumbe Mans Friend, exhibiting the philosophical

*) Tassin's Gel. Gesch. der Congregat. von St. Maur 1. Bd. 214 — 221. Mém. de Niceron. T. XI. 212. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VI. **) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ.

†) Das schönste ist: Chloris, 'twill be for either's rest etc. ††) *Ritson's* Select Collection of English Songs. *Campbell's* Specimens of the British Poets. Vol. IV. p. 122. *Baker's* Biogr. Dramat.

verity of that subtil Art, which may inable one with an observant Eye to hear what any man speaks by the moving of his Lips (London 1648. 8.). Außerdem gab er heraus eine Pathomyotomia (1649. 12.), eine Anatomie der Muskeln, welche die Bewegungen der Seele anzeigen, eine Chironomia und Chirologia (1644. 8.) über die natürliche Sprache und Rhetorik der Hand. Ein interessantes Werk, welches auch mehre Auflagen erhielt, ist seine Anthropometamorphosis (1654. 4.), worin er zeigt, unter welcher erstaunlichen Mannigfaltigkeit von Formen und Kleidungen das menschliche Geschlecht in verschiedenen Zeitaltern und bei verschiedenen Nationen sich dargestellt hat. (*H.*)

BUMALDA Thunb., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rhamneen und der 5. Linné'schen Klasse. Der Name ist von Joh. Ant. Bumaldus entlehnt. Diesen Namen gab sich Ovid. Montalbanus, Prof. in Bologna († 1672), als er seine Bibliotheca botanica 1657. 24. herausgab, welche man mit Seguier's bibl. bot. Hag. Com. 1740 wieder abgedruckt findet. Die Pflanzengattung hat folgenden Charakter: fünftheiliger Kelch, fünf Corollenblätter, auf deren Nägeln die Staubfäden stehn, zwei zottige Pistille und eine obere zweifächerige Kapsel. Die einzige bekannte Art: Bumalda *trifolia* Thunb. wächst auf Japan. (*Sprengel.*)

BUMELIA Sw., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Sapoteen und der fünften Linné'schen Klasse. Swartz entlehnte diesen Namen aus dem Theophrast und Plinius. In Macedonien nämlich wurde die gemeinere Esche *βουμελία* genant (Theophr. hist. 3, 11.), welches man leicht von *βοῦς* und *μελία* ableiten könnte, wenn man nicht aus dem Plutarch (Sympos. 6, 8.) wüßte, daß *πολὺ* dolisch in *βου* überging, also *βούλιμος* statt *πολύλιμος* und *βουμελία* statt *πολυμελία*. Der Charakter der swartz'schen Gattung besteht in einem fünftheiligen Kelch, einer röhrigen Corolle, mit fünf Schuppen an der Basis der Fetzen, mit denen die Staubfäden abwechseln, und einer obern einsamigen Beere.

I. Mit Dornen versehene Arten.

1. B. *lycioides* W., mit lanzetförmigen stumpfen netzförmig geaderten glatten Blättern, abwechselnd stehenden pfriemenförmigen Dornen, und gehäuften Blüthenstielen. In Carolina und Louisiana. (*Sideroxylon L.*). 2. B. *oblongifolia* Nuttall., mit ablangen stumpfen glatten und glattrandigen Blättern, krummen dornigen Zweigen und fast ungestielten gedrängten Blüthen. Am Missisippi. 3. B. *tenax* W., mit umgekehrt eiförmigen glattrandigen unten gelb seidenartig behaarten Blättern, dornigen Zweigen und gedrängten Blüthenstielen. In Carolina. (Sideroxylon tenax L., *lanuginosum Mx.*) 4. B. *reclinata* Vent., mit umgekehrt eiförmigen glänzenden glattrandigen Blättern, die in Büscheln stehn, wie die Blüthenstiele und sparrigen in Dornen übergehenden Zweigen. In Nordamerika. (Sideroxylon *Mx.*). 5. B. *strigosa* *, mit ablangen stumpfen unten strieglichen Blättern und dornigen Zweigen. Das Vaterland ist nicht bekant. (Sideroxylon *W.*). 6. B. *multiflora* Röm. u. Schult., mit ablangen stumpfen glattrandigen unten blassen Blättern und Blüthendolden in den Blattachseln. Am Kap. (Sideroxylon *Lam.*). 7. B. *crenulata* *, mit ablangen glatten an der Basis verdünnten gekerbten Blättern, glatten dornigen Zweigen und einblüthigen Stielen. Auf Portorico.

II. Unbewaffnete Arten.

8. B. *nigra* Sw., mit ablangen wellenförmig gebogenen glatten geaderten Blättern, sparrigen Zweigen und einblüthigen Stielen. Jamaika. 9. B. *retusa* Sw., mit ausgerandeten umgekehrt eiförmigen steifen unten graulichen rostfarben punktirten Blättern, und gedrängten Blüthenstielen. Jamaika. 10. B. *salicifolia* Sw., mit lanzetförmigen zugespitzten sehr glatten Blättern und gedrängten Blüthenstielen. In Westindien. (Achras L.). 11. B. *montana* Sw., mit ablangen stumpfen glattrandigen unten geaderten Blättern und einblüthigen langen Stielen. Jamaika. 12. B. *Ausuba* *, mit ablangen an beiden Enden verdünnten glänzenden geaderten Blättern, und einzeln stehenden Blüthenstielen. Auf Domingo. 13. B. *foetidissima* W., mit ablangen stumpfen wellenförmig gebogenen ausgerandeten glänzenden Blättern und gedrängten Blüthenstielen. Auf Domingo (Sideroxylon L., Bum. pauciflora *Jacqu.*). 14. B. *pentagona* Sw., mit lanzetförmigen zugespitzten glänzenden Blättern, einblüthigen Stielen und fünfkantigen Früchten. Auf der Insel Dominique. 15. B. *cuneata* Sw., mit umgekehrt eiförmigen glatten matten Blättern, und gedrängten einblüthigen Stielen. In Westindien. 16. B. *rotundifolia* Sw., mit fast kreisrunden lederartigen glänzenden glattrandigen Blättern und fadenförmigen Blüthenstielen. Westindien. (*Sprengel.*)

BUMM, Stadt in dem Distr. Nurmanschir der iranischen Prov. Kerman. Sie liegt auf einer Anhöhe in einer weiten Ebene, die ringsumher mit Schneegebirgen umgeben ist, hat eine hohe und starke Lehmmauer, die 6 starke Bastionen und viele geringere Redouten decken, 1 tiefen Graben und 1 Citadelle, so daß sie für den haltbarsten Platz in der ganzen Provinz gilt. Die Citadelle steht auf dem erhabensten Theile der Stadt und enthält 1 Palast, außerdem hat sie 3 Moskeen, einen gut angefüllten Basar und treibt lebhaften Handel. Sie ist wegen ihrer herrlichen Granatäpfel in ganz Iran berühmt. Die Afghanen legten sie bei ihrem Einfalle in Iran 1719 an; seit dieser Zeit ist sie mehremale von Afghanen und Iranern genommen. 1794 erhielt sie Mohammed Aga Khan, Schah von Iran, durch Verrätherei und seitdem ist sie bei Iran geblieben. (*Hassel.*)

BUNAR, heißt auf türkisch Quell und Bunarpaschi Quellenhaupt, daher die Benennung mehrer Örter, und überhaupt des Ursprungs von Flüssen in der europäischen und asiatischen Türkei. So heißt Bunarpaschi der Hügel auf der Ebene von Troja, worauf das alte Pergamos stand, wegen der nahe gelegenen Quelle des Skamandros; und ebenfalls der schöne Spazirgang hinter der Stadt Brussa am Fuße des Olympus, der dort entspringenden Quellen wegen. Bunarhissar oder Binarhissar d. i. Quellenschloß heißt auch ein kleiner Ort in dem Sandschak Visa, wo eine Moschee, ein Bad und

ein schöner Quell, der sich in der Mitte des Ortes in ein Becken ergießt. Sultan Murad I. nahm es im J. d. H. 770 (1368) ein, und schleifte dann das Schloß. Da es zunächst an die Gerichtsbarkeit von Kirkkilisse gränzt, so wird es auch Oberkirkkilisse genant. (Dschihannuma und Hadschi Chalfas Rumili). (*v. Hammer.*)

BUNCHOSIA, nennen Jussieu, Candolle und Kunth die Malpighien, die nur ein Pistill haben, da die wahre Malpighia drei abgesonderte Pistille hat. Übrigens ist der Charakter ganz derselbe, wie bei Malpighia, und jene Trennung der Gattung erscheint zu künstlich, wenn wir bedenken, daß das einfache Pistill der Bunchosia oft gespalten ist, und also Übergänge vorkommen. Malpighia nitida L., Armeniaca und glandulosa *Cav.*, glandulosa, tuberculata, argentea und odorata *Jacqu.*, canescens und media *Ait.*, und polystachya *Andr.* gehören hieher. (*Sprengel.*)

BUNCOMBE, Grafschaft des nordamerik. Stats Nordcarolina, 1820 mit 10,542 Einw. und dem Hauptorte Morristown. In ihrem Umfange entspringen der Frenchbroad und Nolichucky. (*Hassel.*)

BUND (im statsrechtlichen Sinne), wenn man den Begriff [1]) des Wortes in den Sachen sucht, welche damit bezeichnet werden: in dem Bunde, welchen, nach Luthers Bibelübersetzung, Jehovah mit Noah aufrichtete, in dem alten Bunde des Judenthums und dem neuen des Christenthums, in dem Amphiktyonenbunde und dem latinischen Bunde, in dem Städte- und dem Schweizerbunde, in dem teutschen und dem heiligen Bunde; so findet man überall einen Verein für einen bleibenden gemeinschaftlichen Zweck entweder für die höchsten Interessen der Verbundenen überhaupt, und zu einem völligen, besonders einem hierarchischen State, oder wenigstens für die Begründung und Aufrechthaltung einer öffentlichen Ordnung und für die Ersetzung von Statseinrichtungen. Die falsche Hilfe im letzteren Falle sind die geheimen Bunde, welche das tadelnde Beiwort schon hinlänglich von dem echten und rechten Bundeswesen abscheidet. Das Wort Bund ist unserer Sprache eigenthümlich und hat in andern kein Synonymum, am wenigsten im Latein. des Mittelalters die conjuratio, oder in dem Französischen fédération, aber bei uns eine Art Heiligung, wahrscheinlich weil es durch Luthers Bibelübersetzung in der Bedeutung eines Vertrags mit Gott unter das Volk kam, woraus Johannes Müller es ohne Zweifel in verwandtem Sinne zur Weihe seiner Schweizergeschichte benutzte. Und wenn ein Bund auch solcher Weihe entbehrt, wie sie das unsichtbare Oberhaupt jenem alten und neuen Bunde in der heiligen Schrift, oder dem heil. Bunde in der neuesten Zeit, verleihen kann, so erhebt er sich dort über die einfachen, noch so feierlichen Verträge durch den Glauben an Unwiderruflichkeit, worauf er beruht. Läge in seinem statsrechtlichen, von kirchlichen Vorstellungen getrennten, Begriff nicht doch eine bleibende Verpflichtung, welcher nicht einseitig mit dem entsprechenden Rechte entsagt werden darf, so würde bundbrüchig nicht eine Steigerung von wortbrüchig und mit verrätherisch nicht verwandt seyn. Diese bleibende Verpflichtung gründet sich auf den fortwährenden Bundeszweck, zu dem sich das einzele Bundesglied also nicht verbinden kann, um sich davon wieder zu entbinden. Durch diese bleibende Verpflichtung unterscheidet sich der Bund von dem Bündniß. Er ist entweder die Annäherung zum Statsvereine oder die Steigerung des Statsvereins. Eine Annäherung, wenn er Statszwecke zum Gegenstande hat, und wenn ein Statsverband entweder gar nicht vorhanden, oder in der Auflösung begriffen ist, wie dieses z. B. die Hanse den teutschen Städten leisten sollte, als sie ohne wechselseitigen Handel nicht bestehen, und dafür von dem Reiche den nothwendigsten Schutz nicht haben konnten. Eine Steigerung, wenn zwischen Staten solche genaue Volksverhältnisse bestehen, daß eine gemeinschaftliche Ordnung derselben nützlich wird; davon ist das neueste Beispiel der Bund zwischen Kolumbia und Peru, wonach das Bürgerrecht in ihnen gemeinschaftlich ist, und beide Staten ihre Unabhängigkeit, und deren Vertheidigung zur Bundessache machen. Die höchste Steigerung würde seyn, wenn durch den Bund alle Staten zu dem Reiche der Wahrheit und Tugend verschmelzen sollen. Es liegt nun nahe, daß es Elemente gibt, welche nothwendig zum Bundeswesen führen müssen. Indeß entsteht doch kein Bund anders als durch Verträge, wenn man von mystischen Verhältnissen absieht; denn er müßte sonst von der Natur gebildet werden und unter das Gesetz ihrer Nothwendigkeit fallen, welches der Erfahrung widerspricht, und das Recht überdies von ihm ausschließt, das die Natur nicht kent. Beruht er auf Vertrag, so beruht er auf der Freiheit und Gleichheit seiner Mitglieder und auf dem Grundsatz gleicher Rechte und Pflichten für das gemeinschaftliche Interesse. Seine Natur erfodert ferner, daß nach seiner Begründung über die Bundesverfassung und Verwaltung nach Abstimmung entschieden werde, weil ohne solche Entscheidung der Bund entweder gar nichts entscheidet und also gar nicht ins Leben und zur Werkthätigkeit komt, sondern Idee bleibt; oder sich der Entscheidung eines seiner Mitglieder, wie Griechenland seiner Oberfeldherren Philipp und Alexander, wenn nicht eines dritten z. B. Protectors, Mediators, unterwirft, also in Abhängigkeit und Unterthanenverhältniß fällt. Es schließt jedoch das Stimmrecht der einzelen weder eine entscheidende Stimme bei Stimmengleichheit, noch die Vereinfachung der Stimmen durch Gesamtstimmen aus, weil in beiden Fällen das Stimmenrecht und seine Ausübung nicht aufgehoben, sondern nur die Ausübungsweise bestimt wird, damit es theils immer, theils leichter zur Entscheidung komme. Die entscheidende Stimme ist allerdings ein Vorrecht, dies läßt sich zwar formell ausgleichen, wenn es unter den Bundesgliedern der Reihe nach umgeht, aber materiell bleibt es doch bestehen, weil es, nach Zeit und Umständen, von dem einen in den wichtigsten Sachen, von dem andern in Kleinigkeiten ausgeübt wird. Man hat dieses dadurch vermeiden wollen, daß die entscheidende Stimme dem Orakel wie bei den Griechen oder dem Loose wie bei den Germanen überlassen wird; aber die Orakel sind in unserer Zeit verstummt,

---

1) Vielseitig erörtert in Bezug auf den teutschen Bund von Behr, Gagern, Heeren, Klüber, Müller, Zachariä u. a. in Ersch Handbuch der Lit. 161 ff. und 383 ff. genannten.

und Verstandessachen dem Loose oder Zufall zu überlassen, findet man auch bedenklich. Besser scheint indeß die Entscheidung des Looses als gar keine Entscheidung, besonders wenn der Bundeszweck mehr in einem Ordnen, als in dem Erhalten des Geordneten besteht. Doch hat man wol nicht blos bei Stimmengleichheit, sondern selbst bei dem Widerspruch einer einzigen Stimme (dieses bei Änderung in der Bundesverfassung) dem Alten vor dem Neuen entscheidende Stimme beigelegt, d. h. man läßt in diesem Falle den Antrag beruhen. Ein so gestalteter Bund ist in Gefahr überhaupt zu beruhen, wenn er nicht durch kräftigen Gemeingeist belebt, oder durch außerordentliche Ereignisse zur Regsamkeit angetrieben wird. Wie nun die Abstimmung selbst bestimt seyn, und wie sich die Geschäftsbehandlung entweder von den Bundesgliedern selbst oder von ihren Abgeordneten, schriftlich oder mündlich ordnen mag; so kann dabei so wenig wie bei irgend einem abstimmenden Verein der Vorstand fehlen. Es ist aber diese Vorstandschaft für die *Geschäftsbehandlung* von der Vorstandschaft für den Bund selbst zu unterscheiden: ein Bund kann vollkommen gestaltet und belebt seyn, ohne einen Vorstand zu haben; weil er es ist, wenn seine Mitglieder als solche sich erkennen und auf ihre Rechte und Pflichten halten; die mechanische Leitung der Bundesgeschäfte kann aber des Vorstandes nicht entbehren. So ist z. B. nicht gesagt, daß Östreich der Vorstand des teutschen Bundes sey, und dieses hindert nicht; wäre aber nicht gesagt, daß der östreichische Gesandte den Vorsitz auf dem Bundestage haben solle, und hätte ihn Niemand eingenommen, so würde es gar keinen Bundestagsbeschluß gegeben haben, sondern blos diplomatische Verhandlungen. Hat der Bund selbst ein bestimmtes Mitglied zum bleibenden Vorstand, so hat er ein Oberhaupt, oder einen Ersten unter Gleichen. Hat dieses Oberhaupt entscheidende Stimme bei Stimmengleichheit, so nähert sich der Bund dem State; hat es entscheidende Stimme neben dem angegebenen Falle noch in andern Sachen, so haben die Bundesglieder darin nur noch berathende Stimme, und so geht der Bund in den Stat über.

Betrachten wir das Bundeswesen in Beziehung auf die allgemeinen Zwecke, welche die größten natürlichen Körperschaften, die Völker, ihrem Wesen nach erreichen sollen, so finden wir in den Elementen, woraus ein Volk wird und ist, in der Eigenthümlichkeit seines Bodens und seiner Sonne, in der Gleichartigkeit seiner Kämpfe wider die Natur, in dem augenscheinlichen Vortheil vereinter Arbeit, um die Natur sich dienstbar zu machen, in der Gleichmäßigkeit des Empfindens und Denkens, in der Gemeinschaft der Sprache und der Sitten, der Kunst u. Wissenschaft, in der Lust und Liebe aus dieser Gemeinschaft und in der Sehnsucht nach ihrer Vollkommenheit, eben so viele Triebfedern für einen Volksbund. Es ist klar, daß es nicht einmal zur mechanischen Einheit und Ordnung des völkerschaftlichen Zusammenwirkens, und noch weniger zur harmonischen Volksentwickelung, ohne Verein, kommen kann; und daß also ein Volk ungestaltet (nicht gestaltlos), wie die Germanen zu Cäsar's Zeiten bleibt, wenn es nicht wenigstens ein Bundeswesen hat, um Frieden in sich, Freunde und Feinde gemeinschaftlich, und einen wenn gleich schwankenden Einigungspunkt für seine Sachen zu haben. Auch ist das Bundeswesen nach *Hüllmann's* fleißigen Geschichtsforschungen die Grundlage der Staten des Alterthums gewesen. Das Familienband führte zum Bunde, der heilige Herd, und die Familienfeste führten zum Bundesaltar und Bundesfest. Die Begriffe, Mahlzeit und Gemeinschaft, flossen in einander, wie in dem teutschen Wort *Genossenschaft*, in dem Griechischen und Römischen κοινη, coena. Den natürlichen Schwägerschaften oder Phratrien wurden bürgerliche nachgebildet, bei den Spartanern *Obä*, bei den Römern Curiae genant. Jede solcher Genossenschaften hatte einen aus ihrer Mitte gewählten Vorsteher, gemeinschaftliche Berathungen, und an gewissen Zeiten gemeinschaftliche Mahle unter Verehrung einer eigenthümlichen und Gesamtgottheit. Die Vorstandschaft des Bundes ging unter den Genossenschaften Reihe um, und dieser Wechsel, wie die Zahl der Genossenschaften richtete sich nach der Jahreseintheilung [2]). Wir finden ein ähnliches Bundeswesen unter den Germanen; Landesgemeinen nach Sitzschaften und Örtlichkeiten wol abgemarkt, doch nicht bestimt geschlossen, aber öffentliche Zusammenkünfte und Gastmähler zu bestimmten Zeiten, ein Markt- u. Geleitswesen [3]). Die Standesgenossen betrachteten sich auch in spätern Zeiten noch als Familiengenossen, und nannten sich Brüder, ihre Vorstände die Altermänner, Väter, nach dem Ursprung aus den Geschlechtshäuptern. Wenn das Bundeswesen nur der Keim des Stats ist, so ist es doch wieder als Bundesstat seine höchste Blüthe. Griechenland hat davon ein Paar kümmerliche abfallende Knospen in der Anlage zum Bundesgericht (Amphiktyonen) in der Hochfeier seiner Dichter und Künstler auf den Volksfesten, und in der Lust an seinem Volksideale (der Griechheit) gezeigt; aber wie sehr sie auch durch ein leichtsinniges, pöbelhaftes Treiben verdorben sind, sie wurden seitdem als die Hoffnungszeichen für den praktischen Moment des vollendeten Volkslebens mit Bewunderung und Begeisterung aufgenommen. Es soll nicht verschwiegen werden, daß der Bundesstat in diesem Sinn mit dem wahren Freistat eins und dasselbe ist. Zwischen dem einfachen Bundeswesen und dem Bundesstat steht ein Statenbund in der Mitte. Er beruht, wie der östreichische Gesandte an dem teutschen Bundestage sagte, auf der Gleichheit der Mitglieder und auf dem sie alle umschließenden Nationalbande; durch die Gleichheit der Mitglieder unterscheidet er sich von dem Reichsvereine mehrer Staten, und durch die Vereinigung mehrer Staten mit *vorbehaltener Unabhängigkeit* ꝛc von dem Bundesstate. Wenn die obige Untersuchung über das Bundeswesen in Beziehung auf ein Volk nicht misglückt ist; so würde sich daraus für einen Statenbund ergeben, daß er nicht entbehrt werden kann, wenn die Volkszwecke erreicht werden sollen, und wenn die einzelen Staten sich nicht zur Einheit verschmelzen lassen; daß er aber für seine Bundesglieder theils dem einfachen Bundeswesen, theils dem Bundesstate sich nähern wird, je nachdem ihnen entweder blos

2) Statsrecht des Alterthums 8 ff. 3) Darstellung des statswirthschaftlichen Zustandes in den teutschen Bundesstaten 19 ff.

der Nothfall der Volkseinheit wider äußere und innere Feinde, oder ein Volksideal vorschwebt. Es läßt indeß die eine Richtung sich mit der andern vertauschen, ob leichter oder schwerer, hängt von der Regirungsweise der einzelen Staten und von der Verhandlungsform der Bundesgeschäfte, am meisten aber von dem Geiste des Zeitalters ab, je nachdem er religiös, hochsinnig und arbeitsrüstig, oder mystisch, auf Eitelkeit und Gewinnkünste gerichtet, und arbeitsscheu ist.

Es bleibt nun noch von dem Bunde ganz neuer und doch alterthümlicher Art, von dem heiligen Bunde zu sprechen (von den Bunden mit Eigennamen, s. die besondern Artikel). Es war am 26. Sept. 1815, daß der Kaiser von Östreich, der König von Preußen und der Kaiser von Rußland eine Urkunde unterzeichneten, welche weder einer Berathung ihrer Minister erwähnt, noch von ihnen kontrasignirt ist, und deren (zu Petersburg abgedruckte) Abschrift der russische Kaiser selbst beglaubigt hat. Es wird darin zuerst die innige Überzeugung ausgesprochen, welche die drei Fürsten durch die großen Ereignisse der drei letzten Jahre und durch die Wohlthaten der göttlichen Vorsehung für die ihr gänzlich vertrauenden Regirungen von der Nothwendigkeit erhalten haben, das Verfahren der Mächte in ihren gegenseitigen Verhältnissen auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, welche die ewige Religion des Heilandes lehrt. Die Fürsten erklären hierauf, daß die Urkunde keinen andern Zweck habe, als vor der Welt ihren unerschütterlichen Entschluß kund zu thun, zur Regel ihres Verfahrens sowol in der Verwaltung ihrer Länder, als in ihren politischen Verhältnissen mit allen andern Regirungen nur die Vorschriften dieser heiligen Religion, die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens zu nehmen. Hierauf folgt die Übereinkunft Art. 1. daß die drei Fürsten in Gemäßheit der in der heiligen Schrift gebotenen allgemeinen Bruderliebe, durch das Band einer wahren und unauflöslichen Brüderlichkeit verbunden, sich in allem und überall beistehen, und sich als die Familienväter ihrer Unterthanen und Armeen ansehen werden. Art. 2. daß dem gemäß sowol unter den Regirungen als unter ihren Unterthanen der einzige Grundsatz gelten werde, sich gegenseitig zu dienen, sich einander die Zuneigung zu beweisen, wovon sie beseelt seyn müssen, und sich nur als die Glieder einer und derselben christlichen Nation zu betrachten; und die drei Fürsten betrachten sich, ihrerseits als die Bevollmächtigten der Vorsehung, um drei Zweige derselben Familie zu regiren, indem sie bekennen, daß die christliche Nation in der That keinen andern Fürsten hat, als Gott unsern Heiland; daß die Fürsten daher ihren Völkern mit der zärtlichsten Fürsorge empfehlen, sich täglich mehr in den Grundsätzen und der Ausübung der Pflichten zu bestärken, welche der Heiland die Menschen gelehrt hat. Art. 3. Daß alle Mächte eben so bereitwillig als zärtlich in diese heilige Allianz aufgenommen werden sollen, welche feierlich zu den geheiligten Grundsätzen sich bekennen wollen, welche diese Urkunde eingegeben haben.

Die kaiserliche Bekantmachung derselben zu Petersburg am 25. Dec. 1815 erkent zuerst die verderblichen Folgen für die ganze Welt an, daß die politischen Verhältnisse zwischen den europäischen Staten nicht auf den wahren Grundsätzen beruht haben, und bittet zuletzt den Höchsten, daß er den kaiserlichen Wünschen seinen Segen geben, daß diese heilige Allianz unter allen Mächten zu ihrem allgemeinen Wohl sich befestigen, und Niemand die Verwegenheit (témerité) haben möge, sich davon loszumachen. Der König von den Niederlanden trat ihr am 21. Jun. 1816 folgendermaßen bei. Se. M. der Kaiser von Rußland hat mich auf den Grund des Art. 3. der zu Paris am 26. Sept. 1815 unterzeichneten Urkunde eingeladen, derselben beizutreten, und ich erkläre hiemit, daß ich mich zu den geheiligten Grundsätzen, welche die Urkunde eingegeben, bekenne, ihren erhabenen Einfluß auf das Glück der Völker einsehe, und mich zu ihrer Befolgung verbinde. Ähnliche Beitrittsurkunden erfolgten auf russische, oder östreichische, oder preußische Einladungen von den übrigen Fürsten, so wie von den freien teutschen Städten, und mit einiger Modifikation von der Schweiz. Nur der König von Großbritannien lehnte den formellen Beitritt ab, weil die Bundesurkunde nicht kontrasignirt sey: mit andern Worten, weil die Fürsten und nicht verantwortliche Minister sich verpflichten, und diese Verpflichtung sich auf ihre Staten zugleich (acte de cabinet und acte de gouvernement) bezieht, wozu die englische Verfassung die Kontrasignatur erfodert. Brougham brachte die Urkunde dennoch im Parlement zur Sprache, und behauptete, der Vertrag sey von einer schwankenden und allgemeinen Natur, er habe keinen besondern und bestimmten Zweck und ziele blos dahin, aus den drei Mächten eine große christliche Nation zu bilden; er schloß mit dem Argwohn, daß sie irgend ein besonderes Vorhaben im Stillen hätten. Castlereagh erwiederte, daß er keinen Grund zur Eifersucht über diesen Vertrag sehe, sondern vielmehr in ihm eine neue Bürgschaft des Friedens für alle europäische Nationen. Damals deutete ihn die Opposition auf einen Türkenkrieg, später auf Unterdrückung der sog. liberalen Ideen. Aufmerksamkeit erregte er überall, und Scharen von Schriftstellern suchten sie noch durch Übertreibungen für Furcht oder Hoffnung zu vermehren; nach einigen war es ein Mittel, wodurch Rußland zur Diktatur zu gelangen suchte, nach andern sollte es gegen die Jesuiten gerichtet seyn, oder es war ein Vorschritt zur Erreichung aller Vernunftzwecke, oder ein Zeichen der zweiten Erscheinung unsers Herrn und Heilandes. Indessen ward auch gefragt, welche Hilfsmittel der Bund gewähre, um die Ausübung der christlichen Lehren unter den vorliegenden Hindernissen mehr zu bekräftigen, als bisher habe geschehen können? Man bemerkte beiläufig, daß die Statskunst nicht vorsichtig genug mit allem seyn könne, was zu Schwärmerei und Aberglauben sich misbrauchen lasse, weil bei aller Vorsicht doch mit ihnen Unfug genug getrieben werde. Die allgemeine Meinung erkannte die edle Absicht der Stifter des heiligen Bundes. Mehr läßt sich bis jetzt nicht sagen. Das wiedergeschlossene Archiv des heiligen Bundes 181[illegible] enthält eine Urkundensamlung und eine Beurtheilung mehrer Schriften darüber, wozu noch vorzüglich Ch. F. v. Schmidt-Phiseldeck, die Politik nach den Grundsätzen der heiligen Allianz 1822 nachzutragen ist. Die Haupturkunde mit der russischen Bekantmachung, der niederländischen Beitrittsurkunde und Anführung von

andern in v. Martens Supplement au recueil des traités. 6. 656 ff. (*v. Bosse.*)

BUND DES GRIMMEN (grimmigen) **LÖWEN**, war eine der im 14. und 15. Jahrh. unter mancherlei Namen und Zeichen so häufigen Rittergesellschaften, deren Zweck *), in Zeiten der Rechtlosigkeit, Schutz gegen Willkür und Gewaltthaten seyn sollte, die aber nur zu oft misbraucht wurden, im Gefühl der Kraft, welches durch solche Verbindungen erweckt wird, selbst zu üben, was andern nur unmöglich machen zu wollen, zum Vorwand diente. So geschah es im verrufenen Mittelalter nicht allein. So war es immer und wird ferner so seyn. —

Von den meisten dieser Bündnisse sind außer den Namen fast keine Nachrichten auf unsere Zeiten gekommen. Jede solcher Gesellschaften hatte ihre Geheimnisse. Jeder Bundesgenosse war zur Verschwiegenheit über alles, was in den Versamlungen berathen und beschlossen worden, verpflichtet. Von wenigen nur sind die Bundesbriefe, dergleichen wol jede aufstellen und durch ihre Glieder besiegeln ließ, der Zerstörung entgangen, oder doch in neueren Zeiten zur öffentlichen Kentniß gekommen. Außerdem gedenken ihrer die alten Chronisten meistens nur kurz, um den Schaden zu erzählen, vielleicht mit Übertreibungen darzustellen, der durch solche Gesellschaften einer Gegend, einem Land, nach dem allgemein üblichen Kriegsgebrauch mit Raub, Brand, Mord, zugefügt worden, oder die über einen solchen Feind erfochtenen Siege und die Behandlung der Überwundenen oder Gefangenen zu beschreiben.

Der Bund des grimmen Löwen ward 1379 zu Wiesbaden errichtet. Nach dem Bundesbrief (Dienst- oder Donnerstag v. Gallus) wie ihn Herzog (Chron. Alsat. II. S. 70 ff.) u. Schannat (Saml. alt. hist. Schriften I. S. 9 ff.), mit kleinen Abweichungen aufbewahrt haben, waren Wilhelm Gr. zu Wied, Wilh. und Eberhard Grafen von Katzenellenbogen, Joh. und Wallram Grafen von Nassau, Wilhelm Herr zu Isenburg, Propst zu Achen, Erkinger Herr zu Rodenstein, vier von Cronberg, drei von Reiffenberg, zwei von Sachsenhausen oder nach Schannat Bassenhausen, die Stifter oder ersten Glieder des Bundes. Mehre mögen später beigetreten seyn. Das Bundeszeichen war für die Ritter ein goldner, für die Knechte ein silberner Löwe. Wer ohne das Zeichen angetroffen ward, mußte einen Turnes Strafe zum Besten der Armen erlegen. Jährlich sollten zwei Kapitel, eins zu Wiesbaden, das andere zu St. Goar gehalten werden. Außerdem war für die laufenden Geschäfte ein Ausschuß bestimt, an welchen alle Sachen gebracht werden mußten, um selbst Anordnungen zu treffen, oder die Bundesgenossen zu dem Ende zusammen zu berufen. Nach den Worten des Bundesbriefs ging alles darauf hinaus, allen Streit zwischen den Bundesgliedern unter sich zu verhüten und Fehden mit anderen vorzubeugen, im Nothfall aber gemeinschaftliche Vertheidigungsmittel zu ergreifen. Eine besondere Bundeskasse ward errichtet, und der Beitrag, den jeder nach Verhältniß an Geld oder Mannschaft zu leisten hatte, festgesetzt. Überall sind die Bestimmungen fast ganz die nämlichen, welche den Inhalt der späteren Grafenvereinigungen ausmachen. Di[e] Dauer des Bundes war auf drei Jahre angenommen[.] Er bestand aber länger, wie schon die weite Verbreitun[g] des Löwenbundes durch einen großen Theil von Teutsch[-]land schließen läßt. Denn es werden in einer von Dat[t] (de Pace publ. p. 44 sqq.) gelieferten Urkunde im Jah[re] 1382 fünf Unterabtheilungen der Gesellschaft genant, d[ie] am Rhein als die ursprüngliche, die in den Niederlande[n,] im Elsaß, im Breisgau, in Schwaben. Die letzte ve[r-]stärkte sich in gedachtem Jahre durch eine besondere Ve[r-]bindung mit mehren schwäbischen Städten, so wie m[it] der Wilhelms- u. Georgengesellschaft. Dadurch wa[rd] aber das zwischen der Schwäbischen und den übrigen A[b-]theilungen bestehende Verhältniß nicht abgeändert. Den[n] der Bund mit den Städten setzt sämtliche Löwengesel[l-]schaften zu denen, gegen welche der neue Bund nicht g[e-]richtet seyn soll. —

Der grimmigen Löwen erwähnen die hessisc[he] Reimchronik und die Riedeselsche Chronik (in den bekan[n-]ten Kuchenbeckerschen Analekten), bei dem Jahre 138[.] als einer Gesellschaft, die im Hessischen großen Schad[en] gethan habe. Doch geben beide keine besonderen Un[-]stände an. Etwas bestimmter sprechen von ihnen d[ie] Fasti Limburgenses bei eben dem Jahre **) und d[ie] Mechtelsche Limburger Chronik (in *Hontheim* Prod[r.] Hist. Trev. p. 1100), welche auch Wirtemberg und an[-]dere schwäbische Ritter, als Bundesglieder angeben un[d] von einer Fehde des Löwenbunds gegen die Stadt Frank[-]furt erzählen, wobei doch Mechtel spätere Begebenheiten[,] welche mit der frankfurter Fehde nicht zusammen hinge[n,] in diese irrig einflechtet. — Vgl. auch Casp. *Lerch d[e] Dürmstein* de Ord. equestr. Germ. und Häberli[n] d. R. Hist. IV. S. 90.

Mit diesem Bund des grimmen Löwen, welcher mi[t] dem Städtebund sich aufgelöset zu haben scheint, is[t] ein anderer Löwenbund, auch Gesellschaft von der Leon genant, nicht zu verwechseln, welcher unter [K.] Friedrich III. um das J. 1489 in Baiern auf Betreibe[n] Bernh. v. Stauff und Sebastian Pflug's von der Ritter[-]schaft gegen die Herzoge errichtet ward, welchem selb[st] ein Bruder der Herzoge Albert und Georg, auch einig[e] Pfalzgrafen beitraten, der sich hienächst mit der St. Geo[r-]genschildsgesellschaft und dem schwäbischen Bunde vere[i-]nigte, auch vom Kaiser selbst bestätigt ward. Sei[n] Wahrzeichen war ebenfalls ein Löwe, das von jedem Mi[t-]gliede stets getragen werden mußte. Die Auflösung d[es] Bundes erfolgte 1493. Von dieser neuern Löwengesel[l-]schaft handeln besonders *Iman. Weber* de Societat[e] Leonum. Giess. 1713; von Kremer baier. Landtag[s-]verhandl. von 1429—1513, B. 10 u. 11, und als Au[s-]zug aus diesem Werk: von Mussinan Gesch. des Löw[en-]ler Bundes. München 1817. 8. Vgl. auch *Datt* p. 43 u. 309 sqq. u. Häberlin VII. S. 514 ff. un[d] 547 ff. (*v. Arnoldi.*)

BUND DER ALTEN MINNE, war auch eine je[-]ner Rittergesellschaften, über deren Benennung die alte[n] Nachrichten keine Auskunft geben. Auch

*) Im Allgemeinen angezeigt im Art. Bengler.

**) Sie heißen hier, vielleicht Lesart oder eines Druckfehlers, die

nes besondern Kennzeichens nicht, welches die Mitglieder, die sich Gesellen der alten Minne nannten, — wie doch sonst bei solchen Gesellschaften üblich war, geführt hätten. Der Bund war indessen eigentlich nur eine Fortsetzung oder Erneuerung des Sternerbundes, den früher Graf Gottfried von Ziegenhain gegen Hessen errichtet hatte. Sterner waren auch Mitglieder dieses neuen. In dieser Beziehung nannten sie sich ohne Zweifel Gesellen der alten Minne oder Freundschaft, führten auch wol ihr voriges Wahrzeichen, den Stern aus dem Ziegenhainer Wapen, vielleicht mit einer kleinen Abänderung, fort. Stifter und Haupt des Bundes war Graf Johann I. von Nassau, Herr zu Dillenburg um das J. 1373. Ihm hatte Landgraf Hermann von Hessen, als die alte Hadamarische Linie des Ottonischen Stammes auf dem Aussterben stand, Emich, der letzte männliche Besitzer des Hadamarischen Landestheils, blödsinnig war, Schloß, Stadt und Gericht Driedorf, jetzt zum herzogl. nassauischen Amt Herborn geschlagen, unter dem Vorwand eines auf dem Heimfall stehenden hessischen Lehns entzogen, und sich in Driedorf festgesetzt. Es war aber die Theilung mit der Hadamarischen Linie (1303) keine Todttheilung gewesen, den andern Linien überdies die Erbfolge durch besondere Verträge vorbehalten. Auch hatte Emichs Vater ohne Einwilligung der Agnaten (1348) sein freies Driedorf, wahrscheinlich gegen Empfang einer Geldsumme, an Hessen erst zu Lehen aufgetragen; eine rechtmäßige Lehnsherrlichkeit war also nicht vorhanden, an einen Heimfall nicht zu denken. — Außerdem hatte Hessen die nassauischen Lehen in der Herrschaft Itter an sich gezogen. — An rechtmäßigen Ursachen fehlte es daher dem Grafen Johann nicht bei Stiftung dieser neuen Bundesgesellschaft, die ihm auch treulich beistand und mächtig genug war, die Hessen bei Wetzlar zu schlagen, und aus Driedorf zu verdrängen. Leider litten die unschuldigen Landeseinwohner bei solchen Kriegen sehr viel. Ganz Oberhessen bis über Marburg hinaus ward von den Siegern verheert. Die Erbitterung war unter beiden Häusern so groß, daß die Fehden mit wenigen Unterbrechungen an 50 Jahre fortdauerten und Johann mit seinen kriegerischen Söhnen auch an anderen gegen Hessen hauptsächlich errichteten Gesellschaften, als der mit den Löwen, mit den Hörnern, Theil nahm, nachdem der Bund der alten Minne sich um das J. 1378 aufgelöset hatte. — Durch den bekannten Katzenellenbogischen Vertrag vom J. 1557 kam Nassau doch erst wieder zum völligen und ruhigen Besitz des Landestheils, der zu jenem Bunde den Hauptanlaß gegeben hatte. (*v. Arnoldi.*)

BUND in Hinsicht auf Helvetien. Von dem Bundesrechte der Eidsgenossenschaft wird unter Helvetien die Rede seyn, und hier nur Folgendes bemerkt.

Bund der obern teutschen Lande, oder der große Bund der obern teutschen Lande, war eine Benennung, deren man sich von der Mitte des 15. Jahrh. an bis ins 18te sowol in der diplomatischen Sprache als in der Geschichtschreibung oft bediente, um die schweizerische Eidsgenossenschaft zu bezeichnen. — Bund heißt in dem schweizerischen Kanton Graubündten jede der 3 Hauptabtheilungen des Landes, der Obere-, der Gotteshaus- und der Zehengerichtenbund. Bundes-Landammann ist in dem Zehengerichten-Bunde, Bundes-Präsident in dem Gotteshaus-Bunde, die Benennung der ersten Magistratsperson. In dem letztern bekleidete diese Stelle vormals von Amtswegen ein Bürgermeister von Chur. — Bundes-Statthalter heißen die Stellvertreter der 3 Mitglieder des kleinen Rathes oder der Regirung des Kantons, wovon jeder Bund Einen wählt, um in Fällen längerer Abwesenheit eines dieser Regirungsglieder an desselben Stelle einzutreten. — Bundestag hießen während der alten Verfassung sowol die Versamlungen der Abgeordneten des ganzen graubündtnerischen Freistaates, als diejenigen der einzelen 3 Bünde. (*Meyer v. Knonau.*)

BUND. In der Musik wird der Ausdruck Bund in folgenden verschiedenen Bedeutungen gebraucht:

I. Auf denjenigen Saiteninstrumenten, welche so, wie unsere Violinen, Violoncelle u. dgl. m. mit einem Hals und Griffbrete versehen sind, um auf demselben die verschiedenen Töne zu greifen, erfodert dieses Greifen ausnehmende Genauigkeit, um den aufdrückenden Finger jedesmal genau auf die betreffende Stelle, und gleichsam nicht ein Haarbreit weiter vor oder zurück zu setzen. Man hat, vermuthlich schon in frühesten Zeiten, diese Genauigkeit dadurch zu erleichtern gesucht, daß man an den betreffenden Stellen des Griffbrets ein für allemal niedere Stege oder Wulste anbrachte, auf welche man die Saite nur niederdrücken durfte, indem man den Finger nah hinter der Wulst aufsetzte. Zu solchen Stegen oder Wulsten bediente man sich früherhin gewöhnlicher Darmsaiten, welche man quer um den Hals herumband und deshalb Bunde oder Bünde nannte. Später glaubte man besser zu thun, statt solcher Saitenbunde, beinerne, oder auch metallne Leistchen in das Griffbrett selbst einzulassen. — Ursprünglich hatten vermuthlich alle Instrumente der bezeichneten Art solche Bunde, also auch Geigen und Baßgeigen, wie dies mehrere sehr alte Abbildungen zeigen; die nachstehende



ist aus einem im 16. Jahrh. erschienenen Buche, unter dem Namen musica instrumentalis teutsch ꝛc. von Mart. Agricola. Die Violinen scheinen dieselben am frühesten, die Violone aber am spätesten abgelegt zu haben. Heut zu Tage findet man sie vornehmlich nur noch an Guitarren, und zuweilen an einigen aus der Mode gekommenen Instrumenten, der Laute, Mandore, Viola di Gamba, und dem Baryton, so wie auch an der neuerlich von Staufer in Wien erfundenen Guitarre d'Amour, von welcher der erste Band der Zeitschrift Cäcilia, S. 168, eine Beschreibung enthält.

Was den Werth und Unwerth dieser Bunde betrifft, so ist die Erleichterung und Sicherheit, welche sie dem Spieler gewähren, an sich selbst wol nicht zu verkennen; allein eben so wenig ist zu leugnen, daß auf der andern Seite bedeutende andere Übelstände dadurch herbeigeführt werden. Unter diesen soll hier nicht groß in Anschlag gebracht werden, daß durch die Bunde die enharmonischen Tonunterschiede, z. B. zwischen gis u. as,

dis u. es, u. dgl. ein für allemal verloren gehen; denn an diesem Verluste haben diese Instrumente, gemeinschaftlich mit Orgel, Pianoforte und mehrern andern, nicht eben schwer zu tragen. — Erheblicher ist aber schon der Umstand, daß es, bei solchen ein für allemal stehenden Bunden, unthunlich ist, einer entweder an sich falschen, oder während des Spielens etwa in der Stimmung nachlassenden, oder durch die Luftwärme höher oder tiefer gewordenen, oder auch wol an sich selber nicht ganz reinen Saite durch verhältnißmäßig höheres oder tieferes Greifen nachzuhelfen. Jeder Violincellist u. s. w. weiß es, wie selten Saiten zu finden sind, welche, wie man es nent, die Quinte halten, — wie, auf dieser wie auf jener, bald etwas höher, bald etwas tiefer gegriffen werden muß, um ihre Unreinheit zu compensiren und rein zu spielen. — Dies alles fällt bei feststehenden Bunden natürlicherweise als unmöglich hinweg, und schon darum kann also bei solchen ein vollkommen reines Spiel praktisch geradezu unthunlich genant werden. — Sind die Bunde von Saiten also nicht unbedingt feststehend, sondern je nach Bedürfniß leichter zu verrücken, so läßt sich zwar durch Vor- oder Zurückschieben des einen oder andern Bundes die Unreinheit einer Saite schon einigermaßen compensiren, das Schlimme dabei aber bleibt allemal, daß solches Verrücken nicht auf die eine Saite allein, welcher nachgeholfen werden soll, sondern sogleich auch mit auf andere wirkt, welche durch solche Rückung dann gewöhnlich ebensoviel von ihrer sonstigen Reinheit verlieren, als die falsche von ihrer Falschheit verloren hat. Außer diesem tritt aber bei jedem mit solchen Bunden versehenen Instrumente auch noch das Üble ein, daß, selbst bei der reinsten Besaitung und gleichmäßigst abgemessenen Lage der Bunde, dennoch Unreinheiten der Stimmung fast unvermeidlich sind. Man überzeugt sich hievon am leichtesten, wenn man auf einer Guitarre die tiefste und die höchste Saite E u. e̅, völlig rein stimmt und dann auf diesen Saiten G u. g̅ greift, wo dann fast immer jenes im Verhältniß gegen dieses zu hoch erklingen wird. — Die Ursache dieser Erscheinung ist meines Wissens noch nicht befriedigend erklärt, obgleich nicht schwer aufzufinden. Es sind nämlich der Ursachen zwei: 1) wird natürlich jede Saite, indem man sie, durch Niederdrücken auf den Steg, aus ihrer geraden Linie heraus biegt, eben dadurch stärker angespant; und zwar ist diese Vermehrung der Spannung um so größer, je weiter die Saite aus ihrer Richtung herausgebogen wird: wenn von zwei einander ganz gleichen Saiten die eine höher vom Griffblatt entfernt, die andere aber nahe daran läge, und beide auf einerlei Bund niedergedrückt würden, so würde jene, um bis aufs Griffbret hernieder zu gelangen, weiter niedergebogen werden müssen, als diese, und daher natürlich einen höheren Ton geben. — Da nun aber auf den Saiteninstrumenten, und insbesondere auch auf der Guitarre, die tiefern Saiten höher vom Griffbrete entfernt gelegt werden, als die hohen, das E also, um bis aufs Griffbrett niedergedrückt zu werden, weiter aus der geraden Linie herausgebogen werden muß, als das näher am Griffbrete liegende e̅, so ist schon darum natürlich, daß, beim Niederdrücken der Saiten E u. e̅ auf einen Bund, die Spannung der E-Saite beträchtlicher vermehrt wird,

als die der e̅-Saite, und also schon deshalb das G ver
hältnißmäßig gegen das g̅ zu hoch erscheint. Noch vi
erheblicher aber ist 2) daß, auch wenn man die E-Sai
eben so nah ans Griffbret legen wollte, als die e̅-Sa
te, — oder diese eben so entfernt als jene, — dennod
beim Greifen der Töne G u. g̅, jenes gegen dieses zu ho
erscheinen würde. Die Sache verhält sich so. Es ist a
den ersten Anblick leicht bemerkbar, daß auf jedem Sa
teninstrumente die höheren Saiten viel stärker gespai
sind, als die tieferen. Nun zeigt aber die Erfahrun
daß auf eine nur mäßig gespannte Saite eine gleichw
geringe Vermehrung der Spannung weit stärker wirl
als eine schon ziemlich bedeutende Vermehrung der Spa
nung einer bereits stark gespannten Saite. Wenn m
z. B. auf der Violine eine e̅-Saite aufzieht, so wird b
den ersten Umdrehungen des Wirbels, wo die Spa
nung noch sehr gering ist, jede Halbe oder Viertels-Ur
drehung des Wirbels, den Ton wol um eine Terz, Qua
te, oder Quinte, ja noch um mehr erhöhen; am En
aber, wenn die Saite schon nächst ihre gehörige Spa
nung hat, wird eine Viertels- oder halbe Umdrehu
kaum noch einen halben Ton Unterschied bewirken.

Daher komt es denn nun auch, daß z. B. eine Viertelsum
drehung des Wirbels der E-Saite auf der Guitarre, oder d
g-Wirbels der Violine, eine ohne Vergleich größere Ve
änderung der Tonhöhe bewirkt, als eine gleich große Un
drehung des e̅-Wirbels der Guitarre oder des e̿ d
Violine: weil jene tiefen Saiten weit schlaffer gespai
sind, als diese hohen. — So haben wir also den Sa
gewonnen, daß gleicher Zuwachs an Spannung auf d
schlafferen tiefen Saiten der Saiteninstrumente stärk
wirkt, als auf die hohen; und nun wird man es natü
lich finden, daß, wenn man durch Niederdrücken de
ziemlich schlaff gespannten Saiten E und e̅ auf das Grif
bret, die Spannung beider auch ganz gleichmäßig ve
mehrt, solcher gleicher Zuwachs von Spannung doch die tie
Saite verhältnißmäßig merklicher erhöhen wird, als d
hohe, und demnach das tiefe G im Verhältniß geg
das hohe g̅ höher werden muß, wie sich dieses den
auch bei allen Guitarren findet, sofern solch Misverhäl
niß nicht durch eine andere zufällige Irregularität etw
compensirt wird.

Um dieses Übel zu compensiren sind bis jetzt zw
Wege vorgeschlagen. Der natürlichste, aber freilich mü
samste, wäre, den Bunden eine etwas schiefe Richtung
geben, so daß sie auf der Seite der tiefen Saite um
viel weiter zurückständen, als erfoderlich ist, die durch da
Niederdrücken entstehende größere Erhöhung wieder aufz
heben. Jeder Spieler würde sich daran wol leicht un
bald gewöhnen, zumal da die Schiefe nicht sehr bede
tend zu seyn brauchte. Auch hat schon 1809 ein He
Arzberger in der Lpz. Mus. Ztg. vorgeschlagen, de
zwischen den Wirbeln und dem Griffbret liegenden sog
nannten Sattel in entgegengesetzter Richtung schief, näm
lich in der Gegend der tiefen Saiten weiter vor, z
legen, so daß dem zufolge die folgenden Bunde nic
mehr so merklich rückwärts gerichtet zu werden brauchte
Da indeß alle diese Vorrichtungen noch immer ziemli
mühsam sind, und eine gute Ausführung derselben vo

unsern empirischen Instrumentenmachern kaum zu hoffen ist, so schlage ich vor, sich lieber damit zu begnügen, bei gewöhnlicher Einrichtung des Griffbretes und der Bunde, nur den Hauptsteg in der Art schief zu legen, daß die tiefen Saiten etwas länger werden, als die hohen. Bei solcher Einrichtung wird das Niederdrücken der längeren E- und der kürzeren ē-Saite auf einerlei Bund, jene um eine geringere Quote verkürzen als diese, jene also verhältnißmäßig weniger erhöhen, als diese, und dadurch die vorerwähnte entgegengesetzte Ungleichheit einigermaßen compensiren; freilich nicht mathematisch genau, aber — (wenigstens für die ersten und wesentlichsten Bunde) — immer ziemlich genügend, da das Instrument ja selbst bei seiner bisherigen Beschaffenheit, und ungeachtet der besagten, immerhin nicht gerade unleidlichen Unreinheit, doch so manchen schönen Genuß gewährt, so daß ich meinen Vorschlag auch nicht übel dahin abändern könnte: es nur immerhin zu lassen wie es ist.

II. In einem andern Sinne spricht man von Bünden in Beziehung auf besaitete Tasteninstrumente der Art, wo die sogenannten Tangenten, während des Anschlages der Taste, an der angeschlagenen Saite angedrückt bleiben und ihre Länge begränzen, somit auch ihre Tonhöhe bestimmen, wie dies bei den ehemaligen sogenannten Tangentenclavieren, Spinetten u. dgl. der Fall war. Bei diesen hatten die Instrumentenmacher, aus Ersparniß, die Einrichtung getroffen, daß eine Saite zu mehren Tönen diente, z. B. zugleich eine und dieselbe Saite für H und für c, indem der Stift der H-Tangente etwas weiter vom Stege anschlug — die c-Tangente aber um so viel näher, als erfoderlich war, um c statt H zu klingen; und dann nannte man die Töne H und c gebunden. Auf gleiche Weise pflegten häufig die Töne f u. fis, g u. gis u. a. m. gebunden zu seyn. Diejenigen Klaviere aber, auf welchen keine Töne also gebunden waren, sondern jede Taste ihre eigene Saite hatte, hießen bundfrei. — Es ist leicht einzusehen, daß diese gebundene Einrichtung große Unbequemlichkeiten mit sich führte, und zwar vorzüglich die, daß, da eine Saite unmöglich die Töne H u. c zugleich von sich zu geben vermag, es auch unmöglich war, H u. c zusammen hören zu lassen, und also beim Anschlagen dieser Tasten natürlich nur die höhere Tangente allein wirken, also nur c allein, und nicht H mit erklingen konnte, und überhaupt H gar nicht, so lange die c-Taste niedergedrückt war, u. dgl.

III. Endlich wird, wiewol minder richtig, auch der in der Notenschrift vorkommende Bindebogen ‿ oder ⁀ zuweilen Bund genant. (*G. Weber.*)

BUNDE, auch Bunda und Bonda *) geschrieben, ein Kirchdorf im Fürstenthum Ostfriesland, Amts Weener, das größte Dorf in Ostfriesland und eins der schönsten daselbst, ausgezeichnet durch sehr wohlhabende, reiche Einwohner, geschmackvolle Häuser und Gartenanlagen, auch durch Gebüsche. Es besteht aus dem eigentlichen Bunde, Bunder-Baulande und Bunder-Hee. Ersteres hat 229 Häuser und 1538 Einw.; die beiden andern Abtheilungen 68 Häuser und 520 Einw. Das ganze Dorf ist von Süden nach Norden über eine Stunde lang. Eingepfarrt sind noch 5 besondere Ortschaften. Die ganze Parochie bestand 1822 aus 2691 Seelen, reformirter Religion, mit einem Prediger. — Das Dorf war noch 1471 Sitz eines ostfriesischen Häuptlings; die Reste der Burg sind noch zu sehen. — Der Boden trägt alle Getreidearten, und wird durchgängig zum Akkerbau, weniger zu Viehweiden benutzt. Insbesondere auf dem neuen angeländeten Kleiboden wird eine fast reine Ackerwirthschaft mit großem Vortheil betrieben, die sich durch ihren höchst reichlichen Ertrag in ganz Ostfriesland auszeichnet**). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

BUNDELCUND, Distrikt in der Prov. Allahabad in der brit. Präsid. Bengalen. Er ist voller Gebirge, die zum Systeme des Vindhia gehören, wird von der Betwa und dem Keane bewässert, und warf 1813. 2,885,430 Rupien ab, aber die berühmten Diamantgruben von Bundelcund sind nicht in seinem Umfange, sondern in dem Gebiete des Raja von Pannah belegen. Sein Hauptort, wo die Gerichte den Sitz haben, heißt Banda. Die Maharatten hatten sich bei dem Verfalle des mongolischen Reichs dieses Distrikts bemächtigt, wurden aber gezwungen, denselben 1804 den Briten abzutreten. — Die Diamanten von Bundelcund werden in der Umgegend von Pannah auf einem Distrikte, der sich gegen 5 Meilen im Umfange ausdehnt, gefunden. Gewöhnlich liegen sie 18 Zoll unter der Oberfläche bis zu einer Tiefe von 6, ja 24 Fuß herab zwischen rauhem, groben und braunfarbigen Gestein, oder einer kiesigen Materie, die in der Landessprache Khakru heißt und mit einer dunkeln rothen thonartigen, dem Ocher ähnlichen, Erde, die aber so hart ist, daß die Diamantengräber zuweilen einen ganzen Tag brauchen, um einen Fuß aufzureißen und zu säubern. Wo kein Khakru ist, da gibt es auch keine Diamanten, und da diese Materie kalkartig ist, so glaubt man in ihrer Zusammensetzung den Keim und Urstoff der Diamanten zu finden. Findet sich in einer Tiefe von 24 Fuß kein Khakru, so gräbt man nicht weiter. Um die Gruben her läßt man Bogengänge, worauf 2 Personen gehen können. Die ausgegrabne Erde wird in Körbe gethan, und dann gewaschen und gesichtet. Befinden sich Diamanten unter derselben, so werfen sie einen solchen Glanz von sich, daß man sie sogleich erkennen kann. — Jedermann, er sey Fremder oder Eingeborner, ist es erlaubt, nach Diamanten zu suchen, und vorzüglich sind es Handelsleute aus den großen indischen Städten, die diese Erlaubniß benutzen; die Ausgrabungen verrichten Tagelöhner, die monatlich mit 5 Rupien bezahlt werden. Über diese sind von Seiten des Raja von Pannah Wächter gesetzt, um die Zahl der gefundnen Diamanten zu wissen, und ihren Werth gleich abschätzen zu können.

*) Der Name Bunde oder Bonda ist unstreitig altfriesisch, doch läßt sich die Bedeutung desselben in Ansehung des Orts schwer entziffern. [Sonst bedeutet das Wort bonda im Altfriesischen einen Hausvater; (Wiarda's altfries. Wörterbuch, Aurich 1786. p. 60.) doch ist nicht abzusehen, wie dies hier zur Erklärung anwendbar seyn möchte. Der Name kann aber auch herkommen von dem altfriesischen Eigennamen Bonne oder Bunne.]

**) *Beninga's* Chronyk v. Oostfriesland, Emden 1723. p. 368. *Harkenrohts* Oostfriesche Oorsprongkelykheden, p. 388.

davon gehört dem Raja entweder in Geld oder in Diamanten, das Übrige den Unternehmern, nur hat sich der Raja alle Diamanten, die über 30,000 Rupien Werth haben, vorbehalten, und gibt dagegen den Unternehmern ¼ des Werths. Übrigens liegt der ganze Distrikt der Diamanten ganz wüste †). (*Hassel.*)

BUNDESLADE, nent man die heilige Kiste der Hebräer, in welcher die beiden Gesetztafeln aufbewahrt wurden; hebräisch hieß sie gewöhnlich אֲרוֹן הַבְּרִית, aber auch אֲרוֹן הָעֵדוּת, welches die LXX Lade des Zeugnisses übersetzten, richtiger aber durch Gesetzeslade gegeben haben würden, da עֵדוּת ein Synonymum ist von תּוֹרָה und geradezu Gesetz, auch die Gesetztafeln bezeichnet. Andre Benennungen sind: Lade Gottes, Lade Jehova's, auch wol blos die Lade ohne weitern Zusatz. Nach 1 Kön. 8, 9 enthielt sie durchaus nichts weiter, als die beiden steinernen Tafeln mit den 10 Geboten; damit steht Hebr. 9, 4 in Widerspruch, wonach auch ein Körbchen von dem Manna, welches den Hebräern auf ihrem Zuge durch die arabische Wüste als Nahrung diente, und der blühende Stab Aarons, wodurch dieser in der hohenpriesterlichen Würde bestätigt wurde, in der Bundeslade aufbewahrt seyn soll. Da aber überhaupt die Angaben neutestamentlicher Schriftsteller über die Geschichte des hebräischen Volkes öfters mit den alttestamentlichen nicht im Einklange sind, und aus diesen berichtigt werden müssen [1]), da ferner im Briefe an die Hebräer sich mannigfaltige Eigenthümlichkeiten über mehre Stücke des hebräischen Cultus ergeben [2]), so hat jene neutestamentliche Bestimmung in dieser rein antiquarischen Sache durchaus kein Gewicht und wir haben der alttestamentlichen Bestimmung als der ältern, aus den Zeiten des noch bestehenden Cultus in seinem ganzen Umfange durchaus den Vorzug zu geben. Hiezu komt noch die Angabe des Josephus, welcher der letztern beistimt [3]). Wahrscheinlich ist jene Nachricht des N. T. aus einem Misverständniß von 2 Mos. 16, 33 — 34 und 4 Mos. 17, 25 (10) entsprungen, nach welchen Stellen das erwähnte Manna und Aarons blühender Stab לִפְנֵי הָעֵדוּת vor das Gesetz (nicht gerade in die Bundeslade) gelegt werden sollen. Der moslemischen Tradition zufolge soll auch die priesterliche Kopfbinde Aarons und ein Stück von dem Holze Aluah, wodurch das Wasser zu Mara (2 Mos. 15, 23 ff.) von Moses süß gemacht wurde, sich in der Bundeslade befunden haben [4]).

Die Lade war von Acacienholz, 2½ Elle lang, 1½ Ellen breit und hoch, und inwendig sowol als auswendig mit feinem Golde überzogen; den Deckel derselben, welcher ebenfalls von feinem Golde war, zierten 2 Cherubs mit ausgebreiteten Flügeln, so daß sie das Gesicht einander zukehrten. Dieser Deckel hieß ganz einfach כַּפֹּרֶת von כָּפַר bedecken, aber die LXX nahmen das Wort tropisch für expiare, daher übersetzen sie כַּפֹּרֶת durch ἱλαστήριον, die Vulgate propitiatorium und Luther: Gnadenstuhl. Zum Behuf des Tragens dieser Kiste bediente man sich vergoldeter Stangen aus Acacienholz, welche durch 4 zu beiden Seiten angebrachte goldene Ringe gesteckt wurden. So lange das Nationalheiligthum der Hebräer in der Stiftshütte bestand, hatte die Lade gewöhnlich ihren Platz im Allerheiligsten derselben; zuweilen nahm man sie auch mit in den Krieg, wie in neuern Zeiten die Heiligenbilder. Nach Erbauung des Tempels durch Salomo erhielt sie ihren Stand in dem Allerheiligsten desselben. Über ihr dachte man sich Jehova thronend, daher durfte sie Niemand ansehen, weil dies für ein Schauen der Gottheit selbst gehalten werden konnte, welches dem Volksglauben zufolge todtbringend war [5]); eben so wenig durfte man sie unmittelbar anrühren. Diese Ansicht ist denn auch der Grund von der Sitte, daß die Lade erst dicht eingewickelt wurde, ehe die Leviten, welche sie zu tragen hatten [7]), sie aufheben durften (4 Mos. 12, 17—20); aus ihr gingen die Mythen hervor, daß die Einwohner von Bethschemesch, weil sie die von den Philistern zurückgebrachte Bundeslade gesehen (1 Sam. 6, 19 ff.), und Usa, weil er sie angefaßt, um sie vor dem Fallen zu sichern (2 Sam. 6, 6 ff.) plötzlich gestorben seyn [7]). Darum konnten auch die Philister, welche sich derselben nach einem Siege über die Hebräer bemächtigt hatten, sie nicht in ihrem Gebiete behalten, weil Jehova sie nicht allein mit Landplagen züchtigte, sondern auch die Bildsäulen der philistäischen Nationalgötter nicht verschonte; freiwillig mit Geschenken lieferten sie dieselbe wieder aus (1 Sam. 5, 6 ff.). Was ihnen, nach den mythischen Vorstellungen der Landplagen wegen, nicht gelingen wollte, das vollführten später die Chaldäer. Mit der Zerstörung des Salomonischen Tempels nämlich verschwindet die heil. Lade aus der hebräischen Geschichte, sie wurde also entweder von den Eroberern mit hinweggeführt [8]) oder sie wurde ein Raub der Flammen, welche den Tempel verzehrten. Letzteres ist deshalb wahrscheinlich, da sie nicht unter den Tempelgeräthe angeführt wird, welches von den Eroberern nach Babel gebracht wurde (2 Köng. 25, 13). Die Juden erhielten bei ihrer Rückkehr aus dem Exil [9]) die heil. Gefäße zurück, aber die heil. Lade ist nicht darunter angeführt; auch war das Allerheiligste in dem zweiten Tempel durchaus leer, zum sichern Beweise, daß die Lade nicht mehr vorhanden war [10]).

---

†) Nach Gladwin in den Calcutta Miscell.

1) Vgl. besonders die Verstöße gegen die hebräische Geschichte in der Rede des Stephanus (ag. 7.), welche man nicht wird hinwegleugnen können, ohne den Worten Gewalt anzuthun. 2) Dahin gehört das χρυσοῦν θυμιατήριον, welches im Allerheiligsten des Tempels sich befunden haben soll nach Hebr. 9, 3. 3) Antiquitt. Judd. III. 6. §. 5. 4) S. die Commentatoren zu Cor. 2, 249. ed. Mar. vgl. Herbelot Orient. Bibl. u. d. W. Aluah und Thalut.

5) 2 Mos. 20, 19. 5 Mos. 18, 16. 5, 23. Richt. 13, 23. 6) Eine Ausnahme, daß die Lade nicht getragen, sondern auf einem neuen Wagen fortgeführt wurde, findet sich 2 Sam. 6, 2. 3. vgl. 1 Chron. 15, 1 ff. 7) Sonderbar genug ist die hieraus gemachte Folgerung Bendavids (Berlin. Archiv. der Zeit. 1797. S. 328 ff. 525 ff. Neues theol. Journal XI. S. 433 ff.), daß, wie die Stiftshütte überhaupt einen ziemlich vollständigen Apparat elektrischer Instrumente enthalten habe, die Bundeslade nur ein allgemeiner Auslader (Leidner Flasche) gewesen sey. 8) 4 Esr. 10, 22. vgl. Winer's bibl. Realwörterbuch S. 767. 9) Esr. 1, 7 ff. 5, 14 ff. 6, 5 ff. 10) Aus dem wegen seiner Kürze dunkeln Befehle des Königs Josia 2 Chron. 35, 3 haben mit Calmet (Bibl. Wörterbuch u. d. W. und biblisch. Untersuchungen 6. B. S. 226. teutsch. übers. von Mosheim.) mehre geschlossen,

Der Beweis dafür liegt einmal in dem Stillschweigen nachexilischer Bücher des A. T. über die heil. Lade, da sich genug Gelegenheit für sie darbietet, davon zu reden [11]). Dann in dem Zeugnisse des Josephus, daß im Allerheiligsten sich durchaus nichts befunden habe [12]); ferner spricht für jene Annahme, daß die Bundeslade nicht unter den Spolien ist, welche Titus nach Eroberung der Stadt und des Tempels nach Rom brachte, und welche auf seinem Triumphbogen zu Rom noch zu sehen sind [13]), und endlich, daß auch Kirchenscribenten dasselbe behaupten, obgleich ihre Nachrichten von dem Verschwinden der heil. Lade eben sowol als die sogleich zu erwähnenden Fabeleien der Talmudisten höchst läppisch sind [14]). Der jüdischen Tradition nämlich zufolge soll der Prophet Jeremias vor der Eroberung der Stadt durch Nebucadnezar auf Jehovas Befehl die Stiftshütte nebst der Bundeslade in eine Höhle des Berges (Pisga) gebracht haben, von welchem aus Moses Canaan gesehen hatte [15]); die Priester, welche ihn begleitet, hätten zwar den Ort bezeichnet, wären jedoch niemals im Stande gewesen, ihn wiederzufinden. Diese, 2 Macc. 2, 4—9 enthaltene Erzählung wurde nachher noch mehr ausgeschmückt, zum Theil auch anders gewandt. So soll schon Salomon, vermöge göttlicher Offenbarung das Unglück der Stadt durch die Babylonier voraussehend, unter der Erde eine künstliche Grotte angelegt haben, um dorthin die kostbarsten Heiligthümer zu bergen; Josia habe, erzählt man weiter, dieses benutzt, und unter andern die heil. Lade an diesem Orte in Verwahrung gebracht, aber die aus dem Exil Zurückkehrenden hätten den Ort vergessen [16]). Die Juden erwarten, mit der Erscheinung des Messias werde auch die Bundeslade wieder zum Vorschein kommen; obgleich Jerem. 3, 16 prophetisch das goldne Zeitalter schildernd behauptet, man werde dann nicht mehr nach ihr fragen.

Die Rabbinen glauben, es habe Gott seine Nähe durch eine Wolke, welche über der Bundeslade geschwebt habe, angedeutet; dieses Symbol ist unter dem Namen שְׁכִינָה bekant. Die ganze Fabelei ist wol, gleich einer großen Menge ähnlicher Träumereien, aus falscher Auffassung alttestamentlicher Stellen hervorgegangen, hauptsächlich aber, wie es scheint, aus Misverstand von 3 Mos. 16, 2. wo von der Rauchwolke die Rede ist, welche der opfernde Priester verursachte vgl. v. 13. [17]). Übrigens ist diese Sage auch zu den Arabern gekommen und der Coran gedenkt ihrer ausdrücklich [18]). Dies hat durchaus nichts Auffallendes, da die Kentniß der biblischen Geschichte im Coran und bei seinen Commentatoren aus den trüben Quellen der jüdischen Tradition geflossen ist. Daß die Hebräer gegen diese Lade eine hohe Ehrfurcht hegten, wird Niemanden wundern; sie enthielt ja die nach der Sage von Gott selbst dem Moses verliehenen Tafeln und barg also das Unterpfand des zwischen Gott und der Nation bestehenden Verhältnisses.

Sehen wir uns nach dem wahrscheinlichen Ursprunge dieses eignen heiligen Geräthes um, so könnte es allerdings scheinen, als sey derselbe bei den Hebräern selbst zu suchen. Denn was war leichter und natürlicher, als der Gedanke, die heil. Gesetzestafeln in ein eigenes Behältniß zu legen, um sie desto sichrer und gewisser aufbewahren zu können? Dessen ungeachtet hat die Vermuthung, daß auch diese Einrichtung, wie so vieles Andere [19]), von den Ägyptern entlehnt worden, Vieles für sich, welcher ich nach dem Vorgange mehrer Antiquare beigetreten bin [20]). Unter den Processionen nämlich, welche an den ägyptischen Tempeln, besonders zu Theben dargestellt sind, und deren nähere Kentniß wir der französischen Expedition nach Ägypten verdanken, finden sich auch

daß die Priester unter den abgöttischen Königen die Lade aus dem Tempel genommen, damit sie theils durch den Götzendienst nicht entweiht werde, welcher allerdings selbst im Tempel Statt fand, theils aber nicht die Habsucht der irreligiösen Herrscher reize. Mit Recht erinnerte aber schon Mosheim in den Anmerkungen zu Calmet, daß dieses in der Stelle durchaus nicht liege; aber auch die von ihm vorgeschlagene Erklärung jener Stelle scheint durchaus falsch zu seyn. Er glaubt nämlich, der Wille des Königes gehe dahin, daß die heil. Lade nicht fernerhin, wie früher geschehen war, von den Priestern im Lande umhergebracht werden sollte, wobei sie den Zweck gehabt hätten, in der Periode der Abgötterei einmal durch das Vorzeigen der Lade das Volk an den Bund mit Gott zu erinnern, dann aber auch dabei ein Geschenk zu ihrem Unterhalt zu gewinnen. Dies Zeigen der heil. Lade stimt nicht zusammen mit der bekannten Vorstellung der Hebräer von der großen Heiligkeit derselben. Es hält zwar schwer, etwas Bestimmtes an die Stelle jener Meinungen zu setzen; soviel geht aber aus den Worten אֵין לָכֶם מַשָּׂא בַּכָּתֵף hervor, daß die Priester die Lade öfters getragen hatten. Es fragt sich nun, zu welchem Zwecke? Eine Art Procession zu halten, ist nicht wahrscheinlich. Am natürlichsten ist es wol, an ein Mitnehmen in den Krieg zu denken, wovon in der hebräischen Geschichte wenigstens ein Beispiel vorkomt. 11) Z. B. bei der Einweihung des Tempels durch Nehemias, bei der Reinigung desselben durch Judas Maccabi; bei der Herstellung des Rituales nach dem Exil, bei der Entheiligung und Wegführung der heil. Gefäße durch Antiochus Epiphanes. Daß sie wenigstens zur Zeit der Abfassung des 2ten Buchs der Maccabäer fehlte, sieht man aus 2 Macc. 2, 7. 17. 18. 12) De bello Jud. V. 5. §. 5. 13) Einige haben zwar behauptet, es sey die Bundeslade auf dem Triumphbogen wirklich mit abgebildet, vgl. z. B. *Bartaloccii* Biblioth. Rabbin. T. 3. p. 157; allein nach Reland (De spoliis templi Hierosolymitani in arcu Titiano Romae conspicuis. Ultraj. 1716.) ist keine Spur davon vorhanden und die angebliche Bundeslade ist offenbar der Tisch der Schaubrode. 14) Pseudo-Epiphanius de vitis prophet. in vit. Jeremiae, Pseudo-Dorotheus synopsis de vita et morte prophetarum in vit. Jeremiae. *Ambros.* de officiis ministror. L. III. cp. 17. 18., vgl. Joseph. ben Gorion Chronic. regum templi secundi L. I. c. 21. Talm. Hierosol. tit. Maccoth. und Babyl. tit. Ioma. cp. 1. Über die ganze Untersuchung vgl. Calmet's Bibl. Untersuch. 6. Bd. S. 224—258. Übers. von Mosheim. 15) 5 Mos. 3, 27. 34, 1 ff.

16) Maimonid. in Beth Habech. cp. 4. u. Kimchi zu 2 Chron. 35. 17) S. die Commentatoren z. d. St., besonders Michaelis, Vater und Rosenmüller; *C. W. Thalemann* diss. nubem super arca foederis iudaicum commentum videri. Lips. 1752. 4. und *Vitringae* observatt. sacr. p. 168 sq. Unbedeutende Einwendungen machte dagegen *Weissig* diss. de arca foederis ordinaria columnae nubis et ignis sede Hal. 1753. 4., vgl. Warnekros Entwurf der hebr. Alterthümer zum Gebrauch akadem. Vorles. S. 97. 18) Sur. 2, 249. ed. Marace. vgl. auch D'Herbelot orient. Bibl. u. d. W. Thalut. 19) S. d. Art. Beschneidung im 9ten B. und biblische Archäologie im 10ten Bd. 20) Observatt. in difficiliora V. T. loca. P. I. p. 22. Auch Chrysostomus (in der 6ten Homilie über Matth. 2.) ist schon derselben Meinung. Wenn er aber sagt: alle Ceremonien und Gebräuche der Juden, die Opfer und Reinigungen, Neumondsfeier, die Lade und der Tempel selbst sind entsprungen aus dem rohen Heidenthume, so geht er offenbar zu weit.

solche, wo eine heilige Lade getragen wird. Zu beiden Seiten derselben sind Gestalten, den Cherubs ähnlich, und viele Zierathen, unter andern auch die heilige Barke, welche in der ägyptischen Mythologie eine so bedeutende Rolle spielt [21]). Damit sind auch die Alten im Einklange. Die ägyptischen Priester trugen nach ihnen an einem bestimmten Tage aus dem Tempel des Osiris bei Nacht eine Lade ans Meer, in welcher eine zweite, kleinere Lade enthalten war; in letztre gossen sie trinkbares Wasser und riefen dann mit lautem Jubel, Osiris sey gefunden [22]). Spencer [23]) hat sich zwar auf einen förmlichen Beweis eingelassen, um zu erhärten, daß die Bundeslade eine Nachbildung ähnlicher Geräthe der Polytheisten überhaupt, besonders aber der Ägyptier sey, allein der größeste Theil seiner Argumente ist höchst schwach. Denn es komt darauf hinaus, daß viele heidnische Culte heilige Laden gehabt, aus prächtigem Holz verfertigt und mit Golde verziert, daß sie dieselben hoch geachtet, und Heiligthümer darin aufbewahrt hätten; dieser Vorbilder wegen hätte Jehova den Hebräern die Verfertigung der heil. Lade und ihre Verzierung geboten, damit sie in ihrem Cultus nichts vermissen möchten, was sie bei den Ägyptiern gesehen hätten. Mir scheint die Sache vielmehr so zu liegen. Die beiden Gesetztafeln bedurften, um nicht zerbrochen zu werden, eines eigenthümlichen Behältnisses; bei dem Aufenthalte in Ägypten hatte man ähnliche Dinge in heiligen Kisten aufbewahren sehen; man schlug also denselben Weg ein, und nahm in der Verzierung der Lade auf die ägyptischen Rücksicht.

Der Zweck und die Bedeutung der heil. Lade im hebräischen Cultus ergibt sich aus dem Vorigen von selbst; nämlich Aufbewahrung dessen, was der alten ehrwürdigen Überlieferung zufolge der Nation von Jehova durch Moses gegeben worden als äußeres Zeichen des mit ihm abgeschlossenen Bundes. Die Verehrer des Naturdienstes hatten Abbildungen der von ihnen verehrten höhern Wesen oder wenigstens Symbole, deren Anblick ihre Andacht entflammen sollte; auch der sinnliche Hebräer bedurfte eines äußeren Gegenstandes, der ihm die Nähe seines Nationalgottes verkündigte. Dazu war nun, da er sich von demselben kein Bild machen durfte, nichts passender, als die heil. Lade mit den Gesetztafeln. Verstattete ihm gleich der Volksglaube nicht, sie förmlich anzuschauen, so wußte er doch, sie stand im Heiligthum und Gott habe seinen Sitz über derselben. Wie nothwendig ein solches äußeres Zeichen der göttlichen Nähe den Hebräern gewesen, lehren ihre vielfachen Verirrungen, die fortwährende Hinneigung zum sinnlichen Polytheismus, welche bis nach dem Exil fortdauerte; darum kamen sie schon während des Zuges durch die arabische Wüste auf den Kälberdienst (2 Mos. 32.). Diese Lade war zugleich das eigentliche Palladium des hebräischen Volkes, mit dessen Verlust die Selbständigkeit derselben hinschwand; das Unterpfand des göttlichen Beistandes und Schutzes, und der sichtbare Thron des unsichtbaren Oberkönigs.

Zum Schluß haben wir noch die Nachrichten über die heiligen Laden anderer Völker kürzlich zusammen zu stellen. Von den Ägyptiern war bereits die Rede. Auch bei den alten Bewohnern Iliums fand man eine solche Lade, worin das Bild das Dionysos aufbewahrt wurde, welches Hephästos verfertigt und Zeus dem Dardanos zum Geschenk gemacht haben soll [24]). Die alten Hetrurier hatten unter ihren heiligen Gefäßen ein besonderes Kästchen, in welchem die Geschlechtstheile des Dionysos lagen [25]); dasselbe fand überall Statt, wohin die Orgien der Kabiren kamen [26]). Auch Griechen u. Römer hatten heilige Laden; und im Dienst der Ceres waren sie sehr wichtig [27]), und vielleicht besaßen noch manche andere Völker des Alterthums dergleichen [28]). Sie hatten im Ganzen denselben Zweck, nämlich gewisse für heilig gehaltene Dinge (*τὰ ἅγια καὶ τὰ ἄῤῥητα*) darin aufzubewahren; für die Mysterien wurden sie besonders gebraucht und daher *κίσται μυστικαὶ* genant. Die Kirchenväter haben bei ihrer Polemik gegen das Heidenthum auch zum Theil ihre Angriffe auf diese gerichtet, und urgiren hauptsächlich, daß sie keine heiligen Gegenstände, sondern selbst obscoena verbergen. Von ihrem Standpunkte aus, da in ihrem Zeitalter die Religiosität aus den Formen des polytheistischen Cultus entschwunden war, hatten sie allerdings Gelegenheit genug mit bitterm Spott den Polytheismus als durchaus verwerflich darzustellen, und was ihnen an klar gedachten und deutlich dargestellten Beweisen abging, ersetzte die Geißel der Satyre, welche sie mit unerbittlicher Strenge immer wieder von neuem über die Glaubensartikel, Gebräuche und Ceremonien ihrer heidnischen Zeitgenossen schwangen. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß sie öfters darin zu weit gingen, wie ebenfalls im vorliegenden Falle [29]), allein wie viele vermögen sich denn im Streit von aller Leidenschaftlichkeit u. Übertreibung frei zu halten. (*A. G. Hoffmann.*)

Bundi, s. **Boondee**.

Bundschuh im Bauernkriege, s. **Bauernkrieg** Th. VIII. S. 179.

BUNDSCHUH (Joh. Kaspar), Oberpfarrer und Distriktsinspektor in Schweinfurt, wo er am 10. August 1753 geboren war, 1777 eine Lehrstelle am Gymnasium, 1787 die Professur der hebräischen Sprache und das Diakonat erhielt, 1797 Archidiakonus wurde, und am 1. Junius 1814 starb. In frühern Jahren stiftete er in sei-

21) Description de l'Egypte. Vol. III. Planch. 32 und 34. Nr. 1. u. Pl. 36. Nr. 2. 22) *Plutarch.* de Iside et Osiride in Opp. mor. et phil. T. VII. p. 446 ff. ed. Reiske. Vgl. *Apulejus* de asino aureo L. XI. p. 262. ed. Bip. und Heeren's Ideen 2. Abth. 2. Th. S. 831. 23) De legibus Hebraeor. ritualibus Lib. III. diss. V.

24) *Pausan.* VII, 19. 25) *Clem. Alexandr.* cohortat. ad gentes p. 16. ed. Potter. *Euseb.* praepar. Evangel. L. II. cap. 3. 26) Euseb. a. a. O. 27) *Theocr.* in Bacch. Idyll. 26. *Suidas.* u. d. W. *Κιστόφορος.* *Pausan.* VII, 19. Ovid. art. amator. II, 609 sq. *Catull.* 61, 259 sq. *Tibull.* I. 7. 48. *Apulei.* de asin. aureo. L. VI. p. 120. ed. Bip. 28) Winer im bibl. Realwörterb. u. d. W. Bundeslade führt auch die Germanen als solche an, welche eine heilige Lade besessen hätten, und beruft sich auf Tac. Germ. cp. 40.; allein in dieser Stelle ist blos ein vehiculum erwähnt veste contectum, attingere uni sacerdoti concessum. 29) Man lese nur des Clemens Alexandrinus Strafrede gegen den Ceresdienst in den cohort. ad gentes in Opp. ed. Potter p. 16 sq., vgl. die Anmerk. der Herausgeber dazu.

ner Vaterstadt ein Mädcheninstitut, schrieb zum Behuf solcher Anstalten ein Lesebuch für Frauenzimmmer. Hildburgshausen 4 Stücke, 1785. 8., das durch bessere Arbeiten verdrängt worden ist, lieferte Beiträge zum Journal von und für Teutschland, zu Beyers Magazin für Prediger, Fabri's Beiträgen zur Geographie, zum Genius der Zeit, Höcks Magazin der Statswirthschaft, Posselts Annalen, u. a. Journalen, und war selbst Herausgeber (gemeinschaftlich mit J. Ch. Siebenkees) des Journals von und für Franken. Nürnb. 1790—93. 6 Bde 8.; des fränkischen Merkurs 1794—1800 (wöchentlich ein Bogen in 4.) und der Mannigfaltigkeiten aus der fränkischen Erdbeschreibung u. Gesch. Rudolst. 2 Hfte 1807—8. 8., auch eines Grundrisses der Erdbeschreibung und Geschichte von Franken. Schweinf. 1806. 8. Zugabe. Hildburgsh. 1809. 8., und eines geographisch-statistisch-topographischen Lexikons von Franken. Ulm 1799—1804. 6 Bde. gr. 8., das mehr Gehalt hat, als sein planlos kompilirtes Geogr.-stat.-top. Lexikon vom kur- u. oberrhein. Kreis. Eb. 1805. 8. Auch eine Statistik von Hessen. Lemgo 1803—5. 8. hat man von ihm. Bei den meisten seiner Schriften vermißt man strenge Auswahl, und kritische Prüfung der Quellen*). (*Baur.*)

BUNDUK, ein in orientalischen Reisebeschreibungen und Mährchen mit seinen Ableitungen öfters vorkommendes Wort, das eigentlich nichts als eine Verstümmelung des Namens von Venedig ist, welchen die Türken Wenedik, und die Araber Bündük oder Bunduk aussprechen. Hienach heißt nun aber auch in Ägypten Bunduk sowol eine Flinte als ein Goldstück, weil die venetianischen Musketen und Zechinen durch den Handel des Mittelalters häufig in Ägypten kursirten. Al-bundukdar (eine wahre Chimäre von Wort, mit vorgesetztem arabischen Artikel und angehängter persischer Endsylbe) heißt der Flintenhalter, und war eine Hofwürde der Sultane der tschirkassischen Mamluken. Endlich ist Al-bundokani sowol aus dem Tausend und eine Nacht, als aus der danach gemachten Operette hinlänglich bekant. (*v. Hammer.*)

BUNEL (Pierre), geb. zu Toulouse 1499, gest. zu Turin 1546. Das Andenken an diesen einfachen, nur den Wissenschaften lebenden Mann, von welchem Bayle sagt, er sey der gewesen, den Diogenes gesucht, hat sich erhalten durch eine Samlung seiner Briefe, welche Karl Stephanus 1551. 8. zu Paris drucken ließ (einzele waren schon früher zu Toulouse herausgegeben worden). Sie erschienen wieder zu Köln 1568 und Heinr. Stephanus gab sie 1581. 8. unter dem charakteristischen Titel: Epistolae Ciceroniano stylo scriptae heraus. Diese Ausgabe ist die korrekteste, die von Graverol (Toulouse 1687. 8.) hat Vorzüge durch ihre Anmerkungen, der Text aber ist voller Fehler. Einige seiner Briefe stehen in der Samlung: Epistolae clarorum virorum. Der Geschichtschreiber Lafaille hat auf dem Kapitol zu Toulouse die Büste Bunels aufstellen lassen. (*H.*)

BUNEL (Jacob), geb. zu Blois 1558, war der Sohn eines unbedeutenden Malers; aber seine Fähigkeiten und Fleis erhoben ihn bis zum ersten königlichen Maler. Seine vorzüglichsten Gemälde sind eine Kreuzabnahme Christi, in der Kirche der großen Augustiner, und eine Himmelfahrt der Madonna bei den Feuillants. In diesem letzten Gemälde ist die Ausführung trefflich und die Köpfe der Apostel sind voll Hoheit. Übrigens erblickt man in seinen Gemälden die Manier des Friedrich Zucchero. (*Weise.*)

BUNGARUS. *Daud.* Pseudo-boa *Oppel.* Bungar. Russel fand in Indien, Schneider in Bloch's Samlung einige Arten giftiger Schlangen, welche ganze Schilder, wie die Schlinger unter dem Bauche haben, und der letztere vereinigte diese unter dem Namen Pseudoboa. Latreille nannte die giftigen Schlangen, welche nach seiner Meinung ganze Schilder unter dem Schwanze haben, Scytale; ein Name, den Gronov zur Bezeichnung einer ganz andern Gattung gebraucht hatte. Daudin zerlegte die Schneidersche Gattung Pseudoboa in zwei, und nannte die mit ähnlichen Schildern auf dem Kopfe, wie sie die Nattern haben, und mit einer Reihe von Schildchen auf dem Rücken, Bungarus nach dem ostindischen Namen der einen derselben, Bungarum. Oppel, ohne daß man auch nur entfernt den Grund einsieht, warum, gab dagegen den ganz unschädlichen Dipsas-Arten den Namen Bungarus, dagegen den Daudinschen Bungaren, denen er doch allein zukommen kann, ließ er den verwerflichen: Pseudoboa. Die giftigen Schlangen mit ganzen Schildern unter dem Schwanze und schuppigem Kopfe nannte Daudin Scytale. Mir scheinen sie zu den Vipern zu gehören. Ich füge noch hinzu, daß der Kopf der Bungaren vorn sehr stumpf, in der Dicke wenig vom Halse verschieden, und der Umfang ihres Rumpfes rund oder dreikantig sey.

Bungarus caeruleus *Daud.* Pseudoboa caerulea *Schneid.* Boa lineata *Shaw.* Gedi-Paragoodoo, Pakta-Poola *Russel.* Blauer Bungar, Schieferblauer Schlinger. Dieser Bungar unterscheidet sich von dem folgenden dadurch, daß die Länge seines Schwanzes ¼ des Ganzen beträgt, denn er ist 4 Zoll, dagegen das ganze Thier 2′ 5″ lang. Er hat nach Russel 209 Schilder unter dem Bauche, 47 unter dem Schwanze, von zwei Exemplaren, welche Bloch untersuchte, das eine 230 + 40, das andre 192 + 43. Der Rumpf ist rund, der Schwanz spitz, die Farbe ist oben schwarzblau mit etwas gekrümmten schmalen punktirten Querlinien auf dem Rücken, unten weißlich. Sie ist in mehrern Gegenden Bengalens nicht selten, und obgleich die Einwohner von ihr versicherten, ihr Biß sey augenblicklich tödtlich, so starben doch nach Russels Versuchen an den Folgen desselben ein Huhn selten vor einer halben Stunde, ein Hund vor einer Stunde und 10 Minuten.

Bungarus fasciatus *Daud.* Pseudoboa oder Boa fasciata. Bungarum-Pamah, Sackeenee *Russel.* Vermuthlich ist eben diese Schlange abgebildet *Seba* Thes. II. t. 58. f. 2. *Scheuchz.* Phys. sacra t. 655. f. 8. *Edw.* Glean. t. 290. Geringelter Bungar oder Schlinger. Der nur $\frac{1}{13}$ der ganzen Länge haltende Schwanz unterscheidet diesen Bungar hinlänglich von dem vorigen. Er ist 5′ 5″ lang, der dreieckige, dicke, am Ende abgerundete Schwanz nur 5 Zoll. Auch der Rumpf ist dreikantig, und der Rückgrat scharf. Russel zählte 233 + 36, Schneider 207 + 36 und 214 + 46 Schilder unter

*) Meusel's gel. Teutschland.

Bauch und Schwanz. Die Farbe ist gelblich und der Leib mit blauen Ringen (die braune Farbe der letzteren, welche Schneider angibt, rührt unstreitig vom Weingeist her) gewöhnlich, doch nicht immer ganz umgeben. Man findet ihn zu Mansoor-Cottah, Calcutta rc. Man hält seinen Biß für sehr gefährlich und selbst für unheilbar. (*Merrem.*)

BUNGAY, Marktfl. in der Grafschaft Suffolk des Königr. England; er liegt am Waveney, der bis Yarmouth Barken trägt, ist gut gebauet, hat 2 Kirchen, 1 lat. Schule, 2828 Einw., die 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten. (*Hassel.*)

Bungo, s. Bugo.

BUNIAS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Kreuzblumen-Pflanzen und der 15. Linné'schen Klasse, deren Charakter in einer nußartigen, 2—4 fächerigen Frucht und schraubenförmig gewundenen Kotyledonen besteht. 1) B. *Erucago*, mit vierkantigen gezackten Früchten und schrotsägeförmigen Wurzelblättern. Im südlichen Europa. 2) B. *aspera* Retz., mit eben solchen Früchten, und lanzetförmigen Blättern. In Portugal. 3) B. orientalis, mit eiförmigen warzig-drüsigen Früchten. In Siebenbürgen, Taurien u. s. f. — Linné's Bunias aegyptiaca ist Ochthodium Cand., seine balearica ist Succovia Med. Mönch. R. Brown u. Cand., seine Cakile ist Cakile Tourn. Cand., seine cornuta ist Pugionium Gärtn., seine Myagroides ist Erucaria Gärtn., seine spinosa ist Zilla Forsk. Cand. Smith's Bunias virgata und tenuifolia sind Didesmus Desv. Cand., seine perennis und raphanifolia gehören zur Gattung Rapistrum Boerh. Cand. — Willdenow's Bunias tatarica und syriaca machen die Gattung Euclidium R. Br. aus. (*Sprengel.*)

BUNIK (Johann van), ein vorzüglicher Landschaftsmaler, wurde zu Amsterdam 1654 geboren *). Er bildete sich unter Herrmann Zaft-Leven und Gerard Hoet. Er machte viele Reisen, auf denen er überall Denkmale seiner Kunst hinterlassen hat; seine Hauptabsicht blieb auf Italien gerichtet. Wie sehr er auch hier geachtet wurde, beweist schon die Freundschaft des Karl Maratti für ihn, der Buniks Landschaften allen andern vorzog. Acht Jahre arbeitete er in Diensten des Herzogs von Modena, und ging dann nach Holland zurück, wo er den Auftrag erhielt, den Palast des Königs von England, Wilhelms III., mit Werken seiner Kunst auszuschmücken. Ungeachtet er viel durch seine Arbeiten erworben hatte, mußte er doch, weil ihn seine Söhne um sein Vermögen gebracht, 1717 in Armuth sterben. (*Weise.*)

BUNIUM. Diese Pflanzen-Gattung unter den Dolden-Gewächsen, die bei Linné ganz schwankend ist, habe ich dadurch näher zu bestimmen gesucht, daß ich nur solche Umbellaten so nenne, welche bei vielblättrigen Hüllen eine eirunde, solide, mit krautartigen Stacheln besetzte fünfrippige Frucht haben. 1) B. *aromaticum* L., mit doppelt zusammengesetzten Blättern, in Wirbeln stehenden linien-lanzetförmigen dreitheiligen Blättern. Auf Kandia.

*) Nach Descamps T. 3. p. 313. und Weyermann T. 3. p. 179 zu Utrecht. Mehres s. Bibl. der sch. Wiss. Th. 9. S. 181.

2) B. *copticum* *, mit dreifach zusammen gesetzten Blättern, linien-fadenförmigen Blättchen u. Dolden, die den Blättern entgegen stehn, auch ungleichen Hüllblättchen. In Ägypten. (Ammi L., Daucus Pers., Trachyspermum Link.). 3) B. *rigens* *, mit steifem von Blattscheiden eingefaßten Stamm, doppelt gefiederten Blättern, stumpfen gekerbten Blättchen und sehr kurzen Hüllblättchen. Am Kap und auf den Mascarenhas. (Conium rigens L.). 4) B. *pityranthon* *, mit blattlosem glatten Stamm und ausgerandeten, auf dem Rücken wie mit Kleie besetzten Hüllblättchen. Bei Cyrene. (Pituranthus denudatus Vivien.) — Bunium pumilum Sm. ist zweifelhaft, B. flexuosum Sm. ist Myrrhis, wozu auch B. pilosum W. als Abart gehört. B. Bulbocastanum L. und peucedanoides MB. gehören zu Sium. B. acaule MB. ist Ammi. B. alpinum Kit., petraeum Tenor. gehört zu Ligusticum. (*Sprengel.*)

BUNKERSHILL, ein Hügel im nordamerikanischen State Massachusetts, der sich in W. der Stadt Boston erhebt und wegen des blutigen Gefechts merkwürdig ist, das an seinem Fuße Briten und Amerikaner am 16. Juni 1775 bestanden. (*Hassel.*)

BUNKWA, ein Flüßchen im nördlichen Theil des brünner Kr. in Mähren, die gräfl. salmischen Herrschaften Raicz und Blomske von NO. nach SW. durchfließend und sich in die Zwittawa ergießend, merkwürdig dadurch, daß sie bald nach dem Entstehen aus mehrern Bächen in dem unterirdischen Kalkhöhlenzuge verschwindet, der sich labyrinthisch zwischen Slaup, Ostrow, Neuhof und Wilimowiz ausbreitet, und beinahe nach einer Stunde Lauf erst wieder sehr verstärkt zum Vorschein komt, das groteske Bunkwathal bildend, Mühlen- und Hammerwerk treibend. (*André.*)

BUNNAS, Fluß in Hindustan, welcher in der Prov. Adschmir seinen Ursprung hat, sich gegen SW. wendet, und nachdem er mehre Zuflüsse an sich gezogen, durch die Runus oder das bekannte Marschland von Cutch sich in den Busen von Cutch mündet. Es ist die Banasa der Alten. (*Hassel.*)

BUNNENGAU (mittl. Geogr.). Ein Gau der ripuarischen Landschaft, auf der linken Rheinseite um die Stadt Bonn, von welcher er (der Sprechart im Mittelalter folgend) den Namen führt, begränzt vom Ahrgau, Zülpichgau und Köllnergau, in kirchlicher Beziehung also der nördliche Theil des frühern decanatus arcuensis [1]) im bonner Archidiakonat des kölner Sprengels, während der südliche den Ahrgau umfaßte [2]), so daß also dieser Unterkreis, wie öfter der Fall ist, zwei Gaue begriff, die Hilfe der kirchlichen Geographie zur Befreiung ihrer Gränzen also nicht ausreicht. Nur die Orte Kessenich [3]), Mühlheim [4]) und Bachem [5]) werden namentlich als Zu-

1) Heißt das Ahrgau? Von dem ältern Dekanat wurde im 17. Jahrh. das Dekanat Buren abgeschnitten. 2) Nicht, wie neuerlich gesagt ist, blos der Ahrgau, der dadurch ungebührlich ausgedehnt wird. 3) Urk. Lothars bei *Falke* tradit. Corbej. S. 262. 263. Castenicha in comitatu bunense und daraus diplomatisch genau in den Traditionen S. 261., allein Saracho in seinem Register, worin er die Orte nach den Gauen angab (das. p. II. n. 168.) in riboariensium pago Bunnensi. 4) Melenchem in pago Bunnengao, Leibnit ss. rer. Brunsw. I. 111. 5) Das. S. 105.

behörungen dieses Gau's erwähnt, dadurch aber die Lage bei Bonn hinreichend nachgewiesen. Auch die Bezeichnung dieses Kreises als Gau komt in zu verschiedenen Zeiten vor, um, weil einige Urkunden den Ausdruck Grafschaft gebrauchen, mit Kremer [6]) zu behaupten, der Ahrgau heiße auch Grafschaft Bonn, und so den Bunnengau auszumerzen, damit nur für die Zahl der fünf Grafschaften, worin, nach der Aussage des Vertrages von 870, die Provinz Ripuarien vertheilt war, eine gleiche Zahl übereinstimmender Gaue nachgewiesen werden könne! Ein Versuch, der mislingen muß, da die gleiche Begränzung eben erst nachzuweisen ist (Karte von Lothringen). (*Delius.*)

Buno, s. Cluver.

BUNPUR, Stadt und Festung in der Prov. Kuhistan der Landschaft Beludschistan. Sie liegt unter 27° 50′ N. Br. und 77° 44′ L., steht auf einem 300 Fuß hohen Felsen, unter welchem sich der ärmliche Ort ausbreitet, und ist die Residenz eines dem Khan der Baudschen tributpflichtigen, aber fast ganz unabhängigen Sirdars, der 6000 M. in das Feld stellen kann. Die Einkünfte des Distr. schätzt Hamilton auf 562,500 Guld. (*Hassel.*)

Bunslah, Stat des, s. Nagpur.

Bunt, s. Farbe; **Bunt Bleierz**, s. phosphorsaures Blei; **Bunt Kupfererz**, s. Kupfer; — **Buntspecht**, s. Picus.

BUNTENBOCK, Bergflecken oder Dorf in dem Bergamte und der Berghauptmannschaft Clausthal des Kön. Hanover, ¼ M. von Clausthal. Er liegt auf einer Bergblöße, hat 51 Häus., 366 Einw., ist nach Clausthal eingepfarrt, und nährt sich vom Holzschlagen, Kohlenbrennen und Fuhrwesen. Ackerbau findet gar nicht Statt, doch unterhält man eine zahlreiche Rindvieh- und Ziegenheerde. (*Hassel.*)

BUNTWALLA, Stadt am Netrawati in dem Distr. Südcanara der Prov. Canara und zu der britisch. Präsid. Madras gehörig; sie hat 300 Häus. und wird meistens von Braminen bewohnt, die einen lebhaften Handel unterhalten; Buntwalla ist der Hauptstapelplatz für die Produkte von Mysore, die nach Canara gehen. (*Hassel.*)

BUNWUT, Eiland auf der Westküste der großen Insel Mindanao, vor der Mündung des gleichnamigen Flusses unter 7° 12′ N. Br. und 142° 4′ L. Es ist stark bewaldet, hat zwar keinen Fluß, aber 5 Quellen süßen Wassers, und auf seinem nördlichen Strande einen Hafen Ubal, den ein Vulkan gebildet zu haben scheint. Seine Produkte sind die nämlichen, wie auf Magindanao; die Ölpflanze Bejonas scheint ihm eigenthümlich zu seyn. Auf denselben leben etwa 9000 Malaien. Der Sultan von Magindanao trat es 1775 der britisch-ostindischen Gesellschaft ab, die es aber nicht in Besitz genommen hat. (*Hassel.*)

BUNZLAU. Bunzlauer Kreis in Böhmen. Lage, Gränze und Größe. Er gehört, nebst dem Leitmeritzer zu den nördlichsten Kreisen Böhmens, gränzt im NO. an Preußisch-Schlesien, in NW. an die Oberlausitz, im W. an den leitmeritzer, im SW. an den rackonitzer, im S. an den kaurzimer und im O. an den bidzover Kreis. Zwischen seiner Hauptgränze und der Elbe liegt insularisch, im kaurzimer Kreise, eine noch zu ihm gehörige Parcelle, in deren Bezirk Altbunzlau den südlichsten Punkt macht. — Er hält etwas über 78 □M. und ist nach dem budweiser der größte Kreis des Reichs, dessen zwölften Theil er ausmacht. Er ist von Norden nach Süden 18 böhm. Meilen lang und im Mittel von Westen nach Osten 9 breit [1]). Gebirge. Die größere nördliche Hälfte ist gebirgig, die kleinere südliche eben. Die höchsten Gebirge sind in Nordosten, wo sich an der schlesischen Gränze der mittlere Iserkamm hinzieht. Ihm gegenüber nach südwestlicher Richtung, aber immer noch im nördlichen Drittheil des Kreises erhebt sich das kleine isolirte, aber eben darum imponirende und weit her sich auszeichnende Jeschkengebirge, zwischen welchem und dem Iserkamm das reichenberger Thal liegt. a) Der Iserkamm ist ein unwegsames Gebirge, in welchem nur auf höchstbeschwerlichen Fußsteigen fortzukommen ist. — b) Das Jeschkengebirge zwischen Reichenberg und Gabel zieht sich südlich ununterbrochen bis Liebenau. Sein beträchtlichster Berg heißt insbesondere der Jeschkenberg und ist auf allen Seiten bewaldet. An ihn schließt sich der Hlubekayer Berg nach Liebenau zu und auf der andern Seite der Neulander Berg. Nur ein Weg führt über dies steile, beschwerliche Gebirge von Christorf nach Reichenberg. — Es zieht sich nördlich in niedrigern Bergen längs dem linken Ufer der Neiße bis gegen Weiskirch, wendet sich gegen Pertsdorf und Paß, erhebt sich wieder längs der Gränze über die Lökendorfer Berge, den Hochwald, die alten Johnsdorfer Berge, den Buchberg bei Neu-Johnsdorf, bis auf die Lausche oder den Spitzberg bei Neuwaltersdorf, den höchsten Punkt des Zangengebirges und zugleich Gränze zwischen dem bunzlauer, leitmeritzer Kreise und der Lausitz. — c) In der Mitte nach Süden herab kleinere Sandsteinfelsen (darunter besonders die Muskygebirge bei Münchengrätz und Trappkegel), besonders östlich bei Türenau, westlich bei Hirschberg, von denen südöstlich die isolirten beiden Pösigberge und weiter nördlich der Roll aus der Ebene weit hervorragen. Auch im Norden ruht Schloß Friedland auf einem Basaltberg. Der kaulische Buchberg [2]) in Osten ist ebenfalls Basalt. — d) Bei Gabel, ein wichtiger Gebirgspaß nach der Lausitz.— e) Aus Porphyrschiefer besteht der Spitzberg bei Lichtenwald, der Limberg bei Gabel, der Pösig bei Hirschberg 2c.— f) Nach geognostischer Übersicht nimt 1) der neuere Sandstein, oft mit Mergellagen bedeckt, ¼ des Kreises ein. Nach ihm ist 2) die Trappformation am meisten vorherrschend; dann 3) Urgebirg und zwar der Granit des hohen Isergebirges und aller seiner niedern Gebirgszüge an der Nordost- u. Nordwestgränze der Lausitz, südlich — dann am nördlichen Fuße des Jeschkenberges und bei Grafenstein an der Neiße. Urthon-

---

6) Act. Acad. Theod. Palat. IV. 188.

1) In Rieger's Materialien zur Statistik Böhmens findet man Heft IX. ein Kärtchen und näheres Detail über Begränzung und Flächeninhalt des Kreises, wonach er aber nur 54 $\frac{1}{5}$ □Meile hätte, viel zu klein, wie Reuß petrographische Karte zeigt. 2) S. von diesem einen eignen Artikel; wie auch der Jeschkenberg und Iserkamm noch ihre besondere Bearbeitung erhalten werden.

schiefer nördlich von Semil, darin die Eisen- u. Kalksteinlager bei Jesseny und Nawarow. — 4) Übergangsgebirg am Jeschker und Weißkirchner Gebirge, hauptsächlich Thonschiefer mit Kalk und etwas Grauwacke.

Gewässer. Die Iser ist der Hauptfluß, welche am südlichen Fuße des mittlern Iser- oder des Wohlischen-Kamms im Kreise selbst entspringt, sich südöstlich wendet, erst die Gränze zwischen Preußisch-Schlesien, dann zwischen dem bidzower Kreise in südlicher Richtung bis Semil macht und nun durch die Mitte des Kreises, seiner südwestlichen Abdachung folgend über Turnau, Backofen, Jungbunzlau, Benatek [3]), Altbunzlau, der Elbe im rakonizer Kreise zueilt. Sie schadet oft durch Überschwemmungen und ist merkwürdig durch ihre interessanten Geschiebe seltnerer Steinarten. — Die Elbe macht die Gränze im Süden zwischen dem bidzower und kaurzimer Kreise, in den sie hinüber fließt und dann nur noch einen sehr kleinen Theil des bunzlauer Kreises in seinem äußersten Südwesten berührt, worauf sie ihn nach geschehener Vereinigung mit der Moldau bei Melnik in nordwestlicher Richtung gänzlich verläßt. — Die görlitzer Neiße entspringt im Osten bei Neißbronn. Die sie speisenden Gewässer entstehen den Iserquellen sehr nahe und ein Gebirgsrücken scheidet nur beide. Sie nimt ihren Lauf nordwestlich nach Reichenberg, nimt bei Engelsberg die schwarze Neiße (ebenfalls in der Nähe der Iserquellen entspringend) auf, und geht in die Lausitz nach Zittau zu, wo sie weiter nördlich die ebenfalls in der Nähe der Iserquellen entspringende Wittig aufnimt. Sie führt Perlen. — Die Polzen entspringt am Fuße des Falkenbergs, läuft gegen Süden vor Gabel und Niemes vorbei, wendet sich unterhalb Annahayd gegen Osten, darauf nach Norden, macht die Gränze zwischen dem leutmeritzer Kreis, in den sie bei Altaycha eintritt. — Ein einziger bedeutender Teich ist bei Hirschberg; kleinere aber in Südosten, welche die der Iser und Elbe zufließenden kleinen Gewässer bilden und überhaupt von Backofen an, herabwärts, theils vorherrschenden Sumpf-, noch mehr aber Sandboden veranlassen und absetzen. — Der Flächeninhalt aller Teiche beträgt 6300 niederöstr. Joch, also etwa ⅔ □Meilen.

Klima. Das Klima ist rauher in den nördlichen und östlichen Gebirgsgegenden, gemäßigter in den übrigen und sogar in einem kleinen Theile Südwestens dem Weinbau günstig.

Boden überhaupt. Der sandige Boden waltet vor. In den flächeren Gegenden tragen die Basaltberge durch ihre Verwitterung zu einer günstigen Mischung bei. In der südlichen Hälfte verursacht die Iser morastige Stellen. Zwischen Lissa und Brandeis Flugsand. — Cultivirter Boden. Das Ackerland (womit er unter den böhmischen Kreisen nebst dem Chrudimer am reichsten ausgestattet ist) beträgt 305,000 Joch, das Weideland 31,000 J. Das Wiesenland in nicht ganz günstigem Verhältniß (man vergleiche den budweiser Kreis) 56,000 J., der Waldboden aber 213,000 J. Außer dem prachiner Kreise besitzt kein anderer Böhmens so viel Wald. Dann gehört er auch zu den wenigen des Königreichs, welcher fast gegen 1000 J. Weinberge (hierin nach dem leitmeritzer Kreise der stärkste) im südwestlichen Winkel an den kleinen Anhöhen um Melnik herum cultivirt. Auch ist er nach dem prachiner Kreise der am reichsten, hauptsächlich mit Nadelholz, bewaldete und kein Kreis Böhmens steht in so vortheilhaftem Verhältniß des nutzbaren Bodens zu seinem Gesamt-Areale. Es ist wie 31:39.

Wälder. Die größern Hauptwaldungen sind zwischen Reichenberg und dem Isergebirge im O., zwischen Hirschberg, Hünerwasser und Weißwasser in W. und bei Altbunzlau und Lissa in S.; weniger zusammenhängend, aber auch bedeutend in N. auf den Herrschaften Reichstadt, Gabel, Kemberg, Friedland, Reichenberg. — Die Kiefer waltet vor. Fast alle Wälder gehören den Grundobrigkeiten, von welchen die Unterthanen und Fabrikanten ihren Bedarf kaufen. — Eisen-, Glas-, Potaschenhütten, Bleichen und mehre Holzgewerbe hängen davon ab.

Produkte. a) Mineralien. 1) Eisen wird auf dem Gute Jessenei, zu Nawarow gewonnen. Hier Hochofen und Hammerwerk. 2) Etwas Zinn wird zu Neustadt gewonnen; 3) Kalkstein bei Semil, Hennersdorf, Eisenbrod u. a. O. 4) Steinkohlen auf der Herrschaft Grafenstein nahe der nordwestlichen Gränze; und überhaupt soll sich von hier das Steinkohlengebirge nach Semil hinziehen. Torflager in den Niederungen. — 5) Einige seltene Produkte sind: Carneole, Calcedone, Olivine (doch selten von ausgezeichneter Größe) Chrysolit? die im Mandelstein des Kosakarer Berges, bei Turnau, Semil, dann Böhmisch Aycha vorkommen, so wie Schabasit bei Zwickau, Beutrillenstein bei Turnau. — 6) Ein gutes und ziemlich besuchtes Mineralwasser ist zu Liebwerda, außer mehrern andern, weniger bedeutenden, z. B. Gutwasser bei Jungbunzlau, mit mancherlei Anlagen und herrlicher Aussicht.

b) Pflanzen. Korn und Hafer sind die Hauptgetreidearten. Von jenem schätzt man die jährliche Produktion gegen 760,000 niederöstreichische Metzen, von diesem 640,000, Weizen 160,000, Gerste 250,000, Heu und Grummet gegen 500,000 Cntr., Holz (weiches) 133,000, hartes 24,000 Klafter, Wein 6000 niederöstr. Eimer. Erdäpfel bleiben die Hauptnahrung besonders des Gebirges. — Der Melniker rothe Wein ist der beste Böhmens. Der Kreis liefert etwa 5 — 6000 Eimer, der meist nach Prag geht, wo der Melniker ganz besonders vom Adel geschätzt und sehr theuer bezahlt wird. — Die Obstzucht in der südlichen Hälfte ist ansehnlich. Man zählte 1788 gegen 700,000 Obstbäume. — Im Gebirge ist sehr bedeutender Flachsbau in der ganzen Nordhälfte des Kreises, mit 150,000 niederöstreichischen Metzen Aussaat, und einer jährlichen Produktion von 18,000 Cntr, wovon ein Theil nach dem leitmeritzer Kreise geht, ein anderer Theil von 25,000 — 30,000 Spinnern, ohne die häuslichen Nebenspinnereien zu rechnen, versponnen und verwebt wird. — Hopfen wird vorzüglich im sandigen, südwestlichen Theile in den offnern Thälern von Mscheno, Dauba, Seranka, Widin, Hauska, Szäpin, Liblitz, und besonders Melnik, gebauet,

---

3) Hier hat sie 82 pariser Toisen Seehöhe.

in Allem, gegen 3500 Cntr., wovon ein Theil in den auswärtigen Handel komt.

c) Thierreich. Viehzucht. Nur im Gebirge von bedeutenderem Belange — im flachern Lande viel zu wenig Vieh und von zu schlechter Beschaffenheit, wegen Futtermangel. — Der Viehstand von 1822. 11,700 Pferde, 72,000 Stück Rindvieh und 94,000 Schafe. — Ein Viertel der Rindfleisch-Consumtion von einigen 20,000 Stück muß die Moldau und Rußland decken, ⅓ des Schöpsenfleisch-Bedarfs von einigen 30,000 Stück, Ungarn, und fast die Hälfte des Schweinbedarfs Ungarn und die Türkei. So wenig reicht bei der starken, durch große Industrie genährten Bevölkerung die eigene Zucht zu. Ein bedeutender Theil von Häuten, Haaren und Borsten geht auswärts im Werth von 50,000 Fl. — Für die Pferdezucht bestehen hier zu Altbunzlau und Nimburg zwei kaiserl. Haupt-Beschälstationen. — Die großen Wälder, Thier- u. Fasanengärten (unter andern der zu Rohosetz einer der größten in Böhmen) begünstigen das Wild. — Perlen werden in der Neiße gefunden.

Bewohnung, Bevölkerung und Besitzstand. Er zählt 31. größere Herrschaften (nach dem leitmeritzer Kreise die meisten in Böhmen), 36 kleinere Güter, 4 Höfe, 37 Städte (so viel zählt kein andrer Kreis), 9 Märkte und 1034 Dörfer, ebenfalls die meisten unter allen andern Kreisen. Hieraus ergibt sich schon von selbst, daß er auch allen andern in der Bevölkerung überlegen seyn werde. Und in der That ist er sehr bedeutend mit 344,913 *) Einwohnern (1820), die sich in 57,500 Häuser vertheilten. Auf ihn fällt etwa ⅛ der Gesamtbevölkerung des Reichs. Über 4400 Menschen kommen im Durchschnitt, in den nördlichen Gegenden aber auch 10 — 11,000, auf die □Meile.

Herrschaften, Güter und ihre Besitzer.

A. Statsgeistliche und Herrenstandsgüter. 1) Die Religionsfonds-Güter: Böhmisch-Aycha mit Liebenau (zum Verkauf ausgeboten). 2) Dem Großherzog von Toscana gehörte die Herrschaft Reichstadt, von welcher Napoleons Sohn den Titel eines Herzogs von Reichstadt erhalten hat. 3) Dem Dechant von Altbunzlau gehört der größte Theil des Guts gleiches Namens. 4) Das erzbischöfl. Alumnat in Prag besitzt das Gut Kleinsobinka oder Sewinka. 5) Das Augustiner-Kloster bei St. Thomas in Prag, das Gut Stranka, mit Widim, wovon ein Theil in diesem Kreise. 6) Das Wischerader Domkapitel, das Gut Kleinwschelisch. 7) Das Augustiner Ordensstift zu Weißwasser, das Gut Wiska. — 8) Graf Hartiz besitzt als Allodiale das Gut Altiecha, die Herrschaft Naymes, Wartenberg, dann das Gut Domaschlowitz als Friedländer Erblehen. 9) Die Freiherren von Mladota, die Herrschaft Benateck. 10) Die Grafen Pachter, die Herrschaft Bezno, Gabel, die Güter Laden, Lieblitz. 11) Die Fürsten Lobkowiz, die Güter Bischitz Czekczetitz, Schopka, Skurrow oder Rauschowitz, die Herrschaften Melnik und Rozdialowitz. 12) Graf Friedr. Clam-Gallas, die Güter Bradetz, Hruschow und Büschtienitz. 13) Graf Christ. Clam-Gallas, die Herrschaften Friedland, Grafenstein, Lamberg und Reichenberg. 14) Graf Kaunitz, die Allodialgüter Brzezno, Skaczow, Czetno, Mschenow, Lobes, Niemeczig, das Fid.-Komm. Gut Hauska. 15) Fürst von Thurn und Taxis, die Herrschaft Daubrawitz und Lauczin. 16) Freiherr von Wessenberg, die Herrschaft Dietenitz oder Gettenetz. 17) Graf Ernst Waldstein, die Herrschaften Hirschberg, Münchengrätz, Neuperstein u. Dauba, Weiß- u. Hünerwasser. 18) Graf Mysbach, die Herrschaft Kosmonos. 19) Graf Spork, die Güter Kresko und Rzehnitz und die Herrschaft Lissa. 20) Freiherr von Ehrenburg, das Gut Naworow. 21) Fürst Rohan, die Güter Nebuzek, Rzepin, Libin, Skalsko, Wrutik, Groß-Wschelisch, die Herrschaft Swigan. 22) Ritter von Ährenthal, das Gut Groß-Skall. 23) Freiherr von Herites, die Herrschaft Stranow. 24) Herzog von Aremberg, die Güter Widim und Koforzin. 25) Fürstin von Fürstenberg, das Gut Wlkowa. 26) Graf des Fours, die Fidei-Kommißherrschaft Groß- und Klein-Rohosetz und das Gut Morgenstern. 27) Gräfin Cavviani, die Fidei-Kommißherrschaft Koschateck. 28) Graf Wratislaw, die Fidei-Kommißherrschaft Kost.

B. Rittergüter: 1) Ritter von Neuperg besitzt das Gut Groß-Czeititz. 2) Ritter v. Pulpan, das Gut Domausnitz. 3) Ritter v. Bethmann, die Herrschaft Krzinetz oder Neukunstberg, und Neuronow.

C. Der Bürgergüter sind 8.

D. königl. Städte. 1) Jungbunzlau und 2) Nimburg, welche unter dem Landesunterkammeramte stehen, und 3) die Leibgedingstadt Melnik.

E. Größere Schutzstädte unter verschiedenen Herrschaften sind: Böhmisch-Neustadt, Benatek, Dauba, Friedland, Gabel, Kratzau, Liebenau, Lissa (Neu-Lissa), Münchengrätz, Mscheno, Reichenberg, Sobolka, Turnau, Wegstadt, Weißwasser.

F. Die 14 kleineren Schutzstädte sind: Böhmisch-Aicha, Daubrawitz, Eisenbrod, Hirschberg, Hochstadl (Wysoka), Krzinetz (Neukunstberg), Niemes, Oschitz, Reichstadt, Rozdialowitz, Semil, Sowinka, Wartenberg, Zwickau.

G. Unterthänige Märkte sind: Altbunzlau, Backofen, Bischiz, Brodetz, Fürstenbruck (Küezmoß), Grottau, Hünerwasser, Rowensko, Strenitz, Unter-Bautzen.

H. Der Bauern-Ansässigkeiten werden nach böhmischer Verfassung seit 1788. 4044 gerechnet, deren jede jährlich 60 Gulden zu steuern hatte.

Die Industrie ist von großer Bedeutung.

A. Flachs-Veredlung. 1) In Leinwand, wo nicht nur der im Kreise gezogene Flachs versponnen, sondern auch noch mährisches und schlesisches Garn verwebt wird; gegen 140—150,000 Schock jährlich, jedes aus 1¼ Cntr. Flachs; davon weit über die Hälfte auf der Herrschaft Reichenberg, sehr viel in Liebenau, dann noch in Friedland, Grafenstein ꝛc. 2) In Tüchern 60 — 70,000 Dutzend, jedes aus 3 Pfd. Flachs im Mittel, hauptsächlich in Reichenberg, etwas in Grafenstein und Liebenau. — Gegen 3000 Weber mögen dermalen noch

*) Nach handschriftlichen Mittheilungen 349,947 Einw. Nach der Conscription von 1770, 237,507 Selen in 42,224 Häusern.

in Thätigkeit seyn [5]). — 3) Spitzen, auf der Herrschaft Dobronitz und Groß-Skal, besonders zu Rovensko, wo sich 300 Personen damit beschäftigen. 4) Strümpfe, Nachtmützen, Bänder, Schnüre, Nähgarn, Taue, Seile, Netze, Bandfaden, zusammen wenigstens für 50,000 fl. Die Seilerarbeit ist in diesem Kreise die bedeutendste.

B. Baumwollen-Veredelung. In Kattunen und Tüchern in den Fabriken zu Kosmonos, Reichstadt, Böhmisch-Aicha, Gabel, Hirschberg, Jungbunzlau, Münchengrätz, Reichenberg, zu Brema und Johann Georgenthal auf der Herrschaft Reichstadt, und zu Turnau; darunter Kosmonos die berühmteste und bedeutendste, welche halb soviel arbeiten und umsetzen dürfte, als alle zusammen, welche für mehr als 1 Million jährlich produciren.

C. Bleichereien. Außer den ohnehin mit den Fabriken verbundenen, sind größere Bleichereien auf der Herrschaft Friedland (2), zu Neustadtl, Einsidl (2), Puschillersdorf (4), Grafenstein, Lämberg, eine sehr große zu Alt- und Neuhabensdorf bei Reichenberg, auf der Herrschaft Reichstadt (21), zu Przchewitz auf der Herrschaft Semil.

D. Eine Wachs-, Leinwand- und Tapetenfabrik zu Reichstadt.

E. Englische Maschinen-Spinnereien zu baumwollen Garn zu Josephinenthal und Christianstadt, auf der Herrsch. Reichenberg zu Gabel und zu Dörfel auf der Herrschaft Böhmisch-Aicha, zu Markersdorf auf der Herrschaft Gabel mit einer Dampfmaschine.

F. Fabrikation baumwollener und wollener Strümpfe, Mützen, Handschuhe, Hosen 2c. findet Statt auf der Herrschaft Böhmisch-Aicha in Maffersdorf, auf dem Gut Domausnitz, zu Rovensko, auf der Herrschaft Groß-Skal, zu Hirschberg, Niemes und Wegstädtchen.

G. Eine Dosenfabrik von Papiermaché ist zu Reichenau auf der Herrschaft Swigau.

H. Papiermühlen sind auf der Herrschaft Friedland (2), Niemes, Reichenberg, Reichstadt, Semil, Swigau und Weißwasser.

I. Holz-Industrie. Der Bedarf an Brenn- u. Bauholz für die Wirthschaft, Glashütten, Eisenwerke, Bleichereien, beschäftigt viele Fuhrleute. Besonders werden aus den nördlicheren Waldsteinischen Waldungen viele Breter und Latten ins flachere Land verführt. Eine Menge Schnitzwaren (Pflüge, Wagentheile, Schaufeln, Sensenstiele, Schuhe, Absätze, Leitern, Kochlöffel und besonders Dach-Schindeln) werden verfertigt. — Außerdem werden, vorzüglich auf der Herrschaft Semil eine Menge Schachteln, Siebe, Buchbinderdeckel (und eine eigene Art langer, gehobelter Leuchtspähne, deren sich die Riesengebirgsbewohner statt der Lichte bedienen), weit und breit verführt. Eben so Dreherwaren, Spindeln und Spinnräder, hölzerne Teller und Schüsseln; hölzerne Stiele und Griffe zu Sicheln und andern Werkzeugen, die Fässerweise nach Prag gehen. Alle Arten von Körben aus Weiden, Lindenfasern, Besen und Lindenstricke, Wagenschlingen aus Baumwurzeln. Im Gesamtwerth weit über 100,000 fl.

K. Potaschensiedereien. Mehre, die aber nur 400 Ctr. erzeugen, bei weitem nicht hinreichend für den Bedarf der Bleichereien und Glashütten. In größerer Menge wird Zunder und Holzasche geliefert.

L. Theer-Schwelereien finden sich vornehmlich in der Gegend von Hünerwasser auf der Herrsch. Weißwasser und liefern 500 Eimer Theer, 200 Ctr. Pech und über 1000 Butten Kienruß.

M. Schilfarbeiten zu Backofen. Aus dem Schilfe der nahen Teiche der Herrschaften Münchengrätz, Weißwasser, Hirschberg, Kosmonos, Swigau und Brzezno flechten die Bürger von Backofen Schuhe, Hüte, Decken und Körbe, welche im ganzen Königreiche und weiter zu Markte gebracht werden.

N. Wollwaren. 1) Tücher. 4 Fabriken in Reichenberg und eine in der Nähe zu Althabendorf für feinere Tücher. Am letztern Orte zugleich 2 engl. Wollspinnmaschinerien. Außerdem ist Reichenberg der Hauptsitz der Tuchmacher, welche ordinäre und grobe Ware liefern. Alle andere Orte des Kreises dürften nicht ¼ dessen im Geldwerth liefern, was Reichenberg allein fertigt. Nach Reichenberg (Herrschaft und Stadt) liefert wol Friedland am meisten. — Der bunzlauer Kreis liefert an Mittel- und geringen Tüchern die Hälfte an den gesamten böhmischen Produkten. (S. Böhmen Th. XI. S. 210).

2) Halbwollen Zeuge, Flanelle, hauptsächlich zu Liebenau, Niemes und Zwickau. Den allergeringsten Theil des nöthigen Wollenbedarfs liefert der Kreis.

O. Lederfabriken. Zu Gablenz des Gutes Klein-Skal, eine Weißgerberei. Die Ledergewerbe sind bei weitem nicht von der Bedeutung wie die Leinen-, Baum- und Schafwollengewerbe und mögen etwas über 100,000 fl. Ware liefern.

P. Eisenhämmer. Außer Jessenei ist noch einer zu Märzdorf auf der Herrschaft Niemes, der hauptsächlich Tuchscheren für Reichenberg arbeitet.

Q. Messingfabrik. Zu Lustdorf auf der Herrsch. Friedland für Ringe, Knöpfe 2c.

R. Glashütten. Auf der Herrschaft Reichenberg (2) und Semil im Isergebirge, Reichstadt und Gut Morgenstern (2), welche für mehr als 100,000 fl. Ware produciren (in der Mitte der 1790ger Jahre noch für 1,200,000 fl.), hauptsächlich für Rußland, Türkei, Spanien und Portugal.

S. Steinschneiderei und Fertigung falscher Edelsteine, Glasflüsse findet man zu Turnau, Groß- und Kleinskal.

T. Milchgeschirre. Die Bewohner zu Backofen. Sie werden aus einer eigenthümlichen sehr kohlenhaltigen Thonerde verfertigt. Die Milch hält sich darin viel länger f

steht in



geist

Erzb.

5) Der bunzlauer Kreis gehört mit zu den 5 nordöstl. Kreisen des Königreichs, wo die stärkste Linnen-Industrie getrieben wird, obwol er hierin den übrigen vieren nachsteht.

cariaten, 16 Dechanteien, 95 Pfarreien, 33 Lokalien [6]), 198 Kirchen und 55 Kapellen. Außerdem noch 5 reformirte Pastorate und 1 lutherisches. — 6 Klöster: der Piaristen zu Jungbunzlau, der Augustiner zu Weißwasser und Lissa, der Franciskaner zu Turnau und Dorf Heindorf und der Kapuciner zu Reichstadt.

Schulwesen (1820) 39 Kuratien, 1 Hauptschule in Friedland, 279 Trivialschulen und 3 Mädchenschulen insbesondere; darunter 144 Teutsche, 125 Böhmische, 14 gemischte, 3 Industrie- und 275 Sonntagsschulen. — Schulfähige Knaben 21,597, Mädchen 20,742 in 989 mit Schulen versehenen Orten. Ohne Schulen 48 Orte, mit 870 schulfähigen Kindern. Darunter besuchten wirklich die Schulen 39,967. Sie standen unter 9 Bezirksaufsehern, 153 Katecheten, 265 Schullehrern und 142 Gehilfen. Der Schulgebäude waren 281.

Straßen. Jungbunzlau ist der Mittelpunkt, in welchem sich alle Hauptstraßen des Kreises vereinigen. Die Hauptstraße geht von Altbunzlau über Münchengrätz, Turnau, Liebenau (bis dahin chaussirt), Reichenberg, Friedland. — Eine zweite über Hirschberg in den Leitmeritzer, eine dritte über Sobolka in den Bidschower Kreis. Von der Hirschberger läuft bei Weißwasser eine Hauptstraße ab, über Hünerwasser, Niemes, Gabel nach Zittau. Diese Straßen sind wieder durch kleinere unter sich verbunden und chaussirt oder sollen es doch noch werden. So führt auch eine Straße von Reichenberg über Kratzau nach Zittau.

Gränzzollämter sind zu Petersdorf (auf der Herrschaft Gabel) und zu Eberdorf (auf der Herrschaft Friedland) gegen die Lausitz.

Schlösser und Burgen. Ihrer sind gegen 100, theils neugebaute, theils ältere noch bewohnte, theils verfallene [7]). Darunter zeichnet sich aus unter den ältern, der Pösig, die Trosky, unter den neuern Dobrawitz, Friedland, Horzin, Kosmanos, Lissa, Reichenberg, Reichstadt u. s. w. [8]). *(André.)*

Bunzlau, Alt-, (Stara Boleslaw) (Boleslavia vetus), ein dem prager Domkapitel gehöriges Gut und Markt. Letztrer gehört zum Theil der K. Statsherrschaft Brandeis an und liegt (nach den neuesten astronom. Bestimmungen von 1821) unter 32° 20′ 11″ 85 Länge und 50° 11′ 58″ 55 Breite [1]), am rechten Ufer der Elbe, welche sie von der Stadt Brandeis trent, mit welcher sie eine Brücke und Brückendamm (die längsten in Böhmen) verbinden; — zugleich an der Hauptstraße von Prag nach Schlesien und der Lausitz — im bunzlauer Kreise, der von ihr den Namen führt, und zwar an dessen südlichster Gränze, 3 M. von Prag. Sie ward als Stadt, zugleich mit einem Schlosse von Wratislaw 915 angelegt und 931 von Boleslaw vollendet, welcher den ihm untergeordneten Wladiken befahl, nächst der Burg mehre Häuser zu bauen und so der Stadt ihr erstes Daseyn zu geben. — Karl IV. ließ 1351 — 1378 ihre durch Zeit und feindliche Anfälle sehr schadhaft gewordene Mauer wieder herstellen [2]). Durch die Unruhen des 15. und 16. Jahrh. und, nachdem sie besonders im 30jährigen Kriege viel gelitten, sank sie zum Marktflecken herab.

Außer der uralten Kapitular- oder Kollegiatkirche mit dem Kollegiatstift, der Dompropstei und Dechantei, ward hier die prächtige Marienkirche von der Kaiserin Anna (König Matthias Gemalin) 1617 gestiftet und 1630 vollendet.— Die ehemalige Jesuiter-Residenz ist in eine Kavalerie-Kaserne umgeschaffen. Die Stadt hat ein Hospital. — Dieser Markt hat an den Elb-Auen eine äußerst romantische Lage, welche die Kunst neuerlichst in der sogenannten Hauska zu benutzen und durch englische Partien mit sinnigen Inschriften zu verschönern wußte. In demselben eine Mineralquelle [3]). *(André.)*

Bunzlau, Jung-, (Mlada Boleslaw) (Neo-Boleslavia *)), die Kreisstadt des bunzlauer Kreises in Böhmen und zugleich eine der königlichen, unterkammerlichen Freistädte**), wozu sie Rudolph II. 1600 erhob,

---

6) Orts-Selsorger 1820 in Allem 175. 7) Man findet sie in Schaller und in der Beschreibung des bunzlauer Kreises (Prag 1794) näher bezeichnet.

8) Quellen: 1) In Rieger's Materialien zur Statistik von Böhmen kommen im 4. 5 und 10. Hefte, Verzeichnisse der damaligen Handelsprodukte, Fabriken, Bleichen ꝛc. — aller Ortschaften mit Pfarren, Herrschaften, wohin, und Besitzer dem sie gehören, nebst Häuser und Einwohnerzahl von 1787. — aller Herrschaften mit Zubehör, Besitzern, Bevölkerung, Viehstand und viele Details, auch Übersicht des Weinbaues vor. 2) Abhandlungen der K. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, Prag vom Jahr 1787 (darin Khun über den Iserfluß und seine natürlichen Merkwürdigkeiten) ferner von 1792 (darin Graf J. Sternberg Zerlegung des Weltanges aus der Iser.) 3) Im Archiv der Geschichte und Statistik von Böhmen, eine Schilderung des Commerzes im bunzlauer Kreise und der Handlungs-Hindernisse. 4) Drei Abhandlungen über die physikalische Beschaffenheit einiger Gegenden und Distrikte von Böhmen, Prag und Dresden 1786 (darin Wander's von Grunwald physikalische Beschreibung des bunzlauer Kreises. — Richters Naturgeschichte der Gegend um Reichenberg). — 5) Kurzverfaßte Beschreibung des bunzlauer Kreises, samt beigefügter Landkarte. Prag 1794. 6) Hoser Bemerkungen auf einer Reise nach dem Iser-Gebirge und einigen Gebirgsgegenden des bunzlauer Kreises 1794. (In Magers Samlung 4. Bd.). 7) Reuß mineralogische Geographie von Böhmen, der ganze zweite Band (Dresden 1797. 4. mit einer sehr gut ausgeführten lehrreichen, petrographischen Karte und Kupfern) handelt vom bunzlauer Kreise. 8) Von der Müllerschen Kreiskarte erschien 1807 bei Homann eine verbesserte Auflage, mit den Straßenzügen. 9) Handschriftliche Nachrichten.

1) Wonach es etwas nördlicher, als auf den bisherigen Karten, zu setzen ist. 2) Wratislaw I. theilte Böhmen in zwei gleiche Theile und gab den prager Distrikt seinem ältern Sohne Wenzel, dem zweiten Boleslaw aber den nach ihm genannten Bunzlauer. Er stiftete 915 die Kapitularkirche zu Ehren der Heiligen Cyrill und Methud, die aber schon 922 auf Drechomiras Befehl zerstört ward. Boleslaw baute sie abermals 931 und weihte sie der Verehrung der Heiligen Cosmas und Damian. Nach abermaliger Zerstörung baute sie Brzetislaus als vom Papste auferlegte Genugthuung für die Wegführung des Leichnams des heil. Adalberts und andrer Kostbarkeiten von Gnesen nach Prag. Wie wir sie heute sehen, ward sie, nach mehrmaliger Verbrennung, 1650 hergestellt und dem heiligen Wenzel gewidmet, dessen Bild und vierzehn Scenen aus seinem Leben von Skreta gemalt, sie aufbewahrt. 3) Hesperus B. XXIX. Nr. 8. (hier ausführlich beschrieben). Hallaschka geographische Ortsbestimmung von Altbunzlau, nebst topographischer Beschreibung des Gutes gleiches Namens. Mit der Ansicht von Altbunzlau und dem Schlosse von Brandeis, Prag 1822.

*) Zum Unterschiede von dem früher angelegten Altbunzlau.
**) Diese sind in oeconomicis einem, zu dieser Absicht eigends

am linken Ufer der Iser, 7 Meilen nordöstlich von Prag; zählt 400 Häuser und fast 4000 Einwohner (1820). Eine der ältesten Städte Böhmens, 973 von Boleslaw II. auf einem Sandsteinfelsen angelegt und nach ihm benant, mit 5 Kirchen, einer Dechantei, einem Piaristen-Kollegium und Gymnasium. Ein Drittheil erscheint in neuerer Bauart, nach den 1760 und 1779 hier ausgebrochenen Feuersbrünsten, welche Kreisamt, Rathhaus, 2 Brauhäuser und 132 Bürgerhäuser verzehrten. — Sie theilt sich in die höher liegende Alt- u. Neu- und in die tiefere Judenstadt, ohne die 2 Vorstädte. — Es ist hier ein Kreis- u. Tranksteueramt, Kriminalgericht, Spital und auf dem alten 4 Stockwerk hohen Schlosse (ehemaliger Residenz des Königs Boleslaus II.) eine für die hier liegenden 10 Kompagnien eingerichtete Kaserne. Zu den größern und schönern Gebäuden gehören noch: das 1820 fertig gewordene Rathhaus u. Kriminalgerichtsgebäude; das 1819 zu Stande gekommene Militärspital, das neue Posthaus und Kreisamtsgebäude. — Die Stadt besitzt ein bedeutendes Gut mit 10 Dörfern. Viele Binderware wird hier verfertigt und auf die Märkte verführt. 31 Tuchmacher arbeiten gemeine Tücher, 12 Gerbereien, 2 Kattun-, u. Leinwanddruckereien. In der Nähe die Kosmonoser Kattunfabrik. — Die Stadt treibt starken Handel mit Wolle, Tüchern und andern Schnittwaren, welchen die nahe preußische und sächsische Gränze begünstigt; wird besonders durch Juden betrieben.

Im J. 1600 erkauften sich die Einwohner ihre Freiheit von Bohuslaw von Lobkowitz um 6000 Schock prager Groschen, worauf sie Rudolph II. zur königlichen Stadt erhob ***).

In den Hussitischen Unruhen war diese Stadt ein Hauptsitz der Pikarditen. — Zu Anfang des 16. Jahrh. druckte Nikolas Kulha (Nicolaus Claudianus) hier viele gelehrte Werke. (*André.*)

BUNZLAU, Kreisstadt im Fürstenthum Jauer in Schlesien 15 Meilen WNW. von Breslau, am Bober, ist seit dem 12. Jahrhund. diplomatisch bekant und hieß 1202 Boleslawez. Ihr Stifter ist wahrscheinlich Boleslaw Chrobri. Sie hat 3 Thore, 21 öffentliche, 427 Bürgerhäuser und 3050 Einw., 2 Mühlen am Bober, eine Loh-, eine Schneide- und drei Walkmühlen. Die Pfeffer- (sonst Pfaffen-) Mühle wird durch einen unterirdischen Kanal getrieben. Die Stadt hat eine 1206 erbaute katholische Kirche mit einer Schule, auch eine evangelische Kirche und Schule, für die König Friedrich Wilhelm III. das ehemalige Dominikanerkloster schenkte. Katholiken und Protestanten haben eine gemeinschaftliche Begräbnißkirche. In dem Hospital zu S. Quirinus werden 20 Personen verpflegt. Die Stadt hatte sonst sehr ansehnliche Kämmereieinkünfte aus den großen Waldungen, einen Eisenhammer, einen Steinbruch und zwei Ziegeleien. Durch die Verwüstungen des Bobers und die Kriege von 1806 bis 1814 sind sie, aber fast zu Grunde gerichtet. Es ist hier ein Salz- und Postamt. Die Nahrung der Einwohner besteht in Handlung, Handwerken und Ackerbau. Unter den Handwerkern haben die Töpfer, Strumpfstricker, Weber und Tuchmacher das meiste Verkehr. Die Töpfer graben den Thon, aus welchem sie das schöne Gefäß machen in dem benachbarten Tillendorf. Sie versenden ihre Waren nach Holland, Polen, Sachsen, Rußland bis nach der Krimm, jährlich für 20,000 Thlr. Die Weber machen Damast, buntgestreifte und andre Leinwand, die Tuchmacher nur grobe und mittle Tücher. Außerhalb der Stadt sind zwei Bleichen. Von den Viehmärkten geht viel Vieh, besonders Schweine nach Sachsen und Böhmen. — Noch ist hier das Waisenhaus merkwürdig, gestiftet von dem Mauermeister Zahn 1755, womit seitdem eine der vorzüglichsten gelehrten Schulen und Pensionsanstalten verbunden war. Bis zum J. 1803 erhielt sich diese Anstalt, blos durch die Wohlthätigkeit der Provinz [1]). In diesem Jahre nahm sie der König von Preußen in seinen besondern Schutz, tilgte ihre Schulden und bestimmte jährlich 5000 Thaler für dieselbe. Im J. 1815 erhielt sie eine andere Bestimmung. Sie wurde zu einer Bürgerschule umgeschaffen, mit Lehrern aus der Pestalozzischen Schule besetzt und ein Land-Schullehrerseminarium mit ihr verbunden, wobei ihre Einkünfte aus den Statskassen bedeutend vermehrt wurden [2]). Es werden darin außer einigen Pensionärs, 35 Waisenknaben frei erzogen, 20 Zöglinge haben Wohnung, Heizung und Beköstigung frei, und außerdem genießen vermöge eines Legats drei adelige Söhne und ein bürgerlicher, freie Kost und Unterricht [3]). — Unweit des Waisenhauses ist der Quekbrunnen, eine reiche Quelle von sehr gutem Wasser, welcher einen Theil der Stadt mit Wasser versorgt. Da die Stadt am Abhange eines Berges liegt, so hat aus dieser und einigen andern Quellen das Wasser vermittelst Röhren fast in jedes Haus der Stadt geführt werden können. — Sehenswerth ist ein mechanisches Kunstwerk, welches durch bewegliche Figuren die wichtigsten Auftritte der Leidensgeschichte Jesu vorstellt [4]). — Eine halbe Meile von der Stadt westwärts steht auf einer Anhöhe das steinerne Denkmal des russischen Fürsten Kutusow, der im April 1813 zu Bunzlau starb und dessen Eingeweide an dieser Stelle versenkt wurden. Von dieser Stelle aus machten die Franzosen den 30. August 1813 den letzten vergeblichen Versuch in Schlesien einzudringen.

aufgestellten K. Landesunterkammeramt untergeordnet, welches unter den bereits in der Encyklopädie beschriebnen, böhmischen Städten, auch mit Aussig, Beraun, Böhmisch-Brod und Brux der Fall ist. ***) Eine Abbildung von derselben liefert Hyllos Nr. 22. Prag 1821.

1) Ein Mittel zur Unterstützung desselben schuf der nachherige Senior zu Sprottau, damaliger Prediger zu Tillendorf bei B., Erdm. F. Bucquoi durch die 1778 unternommene bunzlauer Monatsschrift, wozu nachher noch ein schlesisches Allerlei kam. Diese Monatschriften gingen aus der Buchdruckerei des W. H. hervor, die der Baron Grenfeld 1767. durch zwei Pressen gründete. (*Ch. F. Fischer* u. *H.*)

2) Der jährliche königl. Zuschuß wird zu 1080 Thlr. angegeben. (*Ch. F. F.*)

3) Dazu kommen noch 5 Waisen von Landwehrmännern, die im Befreiungskriege blieben, vermöge eines Geschenks von 5400 Thlr. aus England. (*F.*)

4) Die durch früh
Leinwebers Hüttig sind
bisher immer noch
zeigt.

Am 17. Juli 1819 ward der Grund zu einem zweiten Denkmal gelegt, welches der König Friedr. Wilhelm III. eben diesem Feldherrn auf dem Markt in Bunzlau errichten ließ. Es ist in der Eisengießerei zu Berlin nach der Zeichnung des Kgl. Oberbauraths Schinkel, von Roheisen gegossen und die zwei vergoldeten Löwen, welche auf dem Würfel ruhen, auf welchem sich ein Obelisk erhebt, von dem Direckter Schadow modellirt worden. Die Höhe des Ganzen beträgt 38 Fuß 10 Zoll. Seine Schwere über 600 Ctr. Es hat russische und teutsche Inschriften.— In der Gegend um Bunzlau finden sich Topase, Achate, Carneole und Jaspis, letztern ehedem unter den Pflastersteinen der Stadt. Bunzlau hat Schlesien mehre berühmte und verdiente Männer gegeben, unter welchen hier nur Martin Opitz, W. Tscherning, und der schlesische Bischof Martin Gerstmann genant werden. (*Worbs.*)

BUOCHS, einer der sechs Kirchgänge und der dreizehn Irtenen (Ortschaften), in welche der schweizerische Kanton Unterwalden nid dem Kernwald zerfällt. Diese Irty (Ortschaft) ernent sechs Mitglieder zu dem einfachen Landrathe, d. h. der obersten Verwaltungsbehörde. Der Ort liegt an der Aa, auf einem Absatze des 5175 Fuß über den Vierwaldstätter-See sich erhebenden Buochserhorn, nicht weit von einer schöden Bucht des eben erwähnten Sees. Er zählt über 1000 katholische Einwohner, die sich vom Wiesen- und Obstbau, von der Viehzucht und der Schifffahrt ernähren. Im Jahre 1763 ward das Dorf durch die ausgetretenen Bergwässer verwüstet, im Jahre 1798 an dem für ganz Unterwalden so verhängnißvollen 9. September durch die Franzosen niedergebrant. In den Flammen seines eigenen Hauses kam damals einer der ausgezeichnetesten schweizer Maler Joh. Melchior Joseph Würsch um. Er lebte hier an seinem Geburtsort und war erblindet*).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BUONACCORSI, lat. Bonacursius (Filippo), Geschichtschreiber, aus einem angesehenen Geschlechte abstammend, und 1437 zu San Geminiano im Florentinischen geboren; bekant unter dem Namen Callimachus Experiens (Callimaco Esperiente), den er annahm, als er mit Pomponius Lätus und andern Gelehrten in Rom eine antiquarische Akademie stiftete. Da Papst Paul II. die Mitglieder dieser Akademie, deren Zwecke ihm verdächtig schienen, verfolgte, verließ Buonaccorsi sein Vaterland, und kam nach langem Herumirren 1473 nach Polen, wo er der Vertraute der Könige Kasimir III. und Johann Albrechts, seines Sohnes und Nachfolgers, den Buonaccorsi erzogen hatte, war und blieb, bis er am 1. November 1496 zu Krakau starb. Zu seiner Ausbildung trugen die großen Reisen bei, die er nach Griechenland, den Inseln Cypern und Rhodus, nach Ägypten, den Inseln des ägeischen Meeres, Thracien und Macedonien machte, so wie die wichtigen Gesandtschaftsposten in Konstantinopel 1475, und in Wien und Venedig 1486, die ihm König Kasimir übertrug. Seine historischen Schriften zeichnen sich daher nicht nur durch klassische Sprache und Gründlichkeit, sondern auch durch einen geübten politischen Scharfblick, und durch kräftige Begeisterung aus: Historia de rege Vladislao, seu clade Varnensi. Aug. Vindel. 1519. 4.; ed. J. M. Brutus. Cracov. 1582. 4. auch in *Bongarsii* Coll. p. 290. und in *Schwandtneri* scriptt. rerum Hung. T. I. p. 433. Epistola de clade Varnensi, in *Loniceri* Chronic. Turc. T. II. 1. Historia de iis, quae a Venetis tentata sunt Persis ac Tataris contra Turcas movendis, ex. edit. Nic. Gerbelii. Hagenoae 1553. 4., auch in *Loniceri* Chron. Turc. und in Scriptt. rerum Persic. Frf. 1601. fol. N. 4. Ad Innocentium VIII. de bello Turcico inferendo oratio. ebendas., auch Cracoviae, 1524. 4. Vita Attilae. S. l. et a. vielleicht Travisii um 1489, und darauf Hagenoae 1531. 4.; Basil. 1541. 8.; und hinter Bonfinii decadibus rerum Hungaric. Einige seiner Werke haben sich handschriftlich erhalten, und die Geschichte seiner Reisen liegt vielleicht in einer Polnischen oder Petersburger Bibliothek verborgen*). (*Baur.*)

BUONAFEDE (Appiano), Abt des römischen Klosters St. Eusebius, bekant unter dem Namen Agatopisto Cromaziano, den ihm die Akademie der Arkadier beilegte, und den er auf seinen meisten Schriften annahm. Er war aus einer alten adeligen Familie entsprossen, und am 4. Febr. 1716 zu Commachio im Gebiete von Ferrara geboren, trat zeitig in den Cölestinerorden, und trieb zu Bologna die philosophischen, zu Rom die theologischen Studien. Kaum 24 Jahre alt kam er als Lehrer der Theologie nach Neapel, und gründete hier seinen ausgebreiteten Ruf durch öffentliche Reden und Abhandlungen über geistliche und weltliche Materien, durch Predigten, und seine 60 Elogi poetici, storici e critici di varj uomini di lettere. Naples. 1745. 8., die in kurzer Zeit achtmal neu aufgelegt werden mußten, und die unter seinen poetischen Erzeugnissen den meisten Werth haben. Von 1752 an war er Abt in verschiedenen Klöstern seines Ordens, auch einige Zeit General-Prokurator und oberster Vorsteher desselben, und er würde wahrscheinlich die Kardinalswürde erlangt haben, wenn nicht Pius VI., wol mit Unrecht, seine Anhänglichkeit an die neue Philosophie gefürchtet hätte. Zuletzt begab er sich nach Rom in das Kloster des h. Eusebius, wurde zu dessen beständigem Abte ernant, und starb in demselben den 17. Dec. 1793 an den Folgen eines schweren Falles. Er war ein talentvoller, lebhafter Kopf, nicht ohne poetische Talente, mit mehren Wissenschaften vertraut, durch das Studium der ältern und neuern philosophischen Systeme aufgeklärt, kein dogmatischer Anhänger irgend einer Partei, aber eingenommen für seine eigenen Meinungen, im gelehrten Streite hitzig und rechthaberisch, und immer be-

*) Joh. Casp. Füeßli in seiner Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. Anhang, Zürich 1779. S. 104. setzt Würschen's Geburtstag auf den 21. August 1732; also war er bei seinem schrecklichen Tode weder ein achtziger, noch ein fünf und siebenziger Greis, wie Ebel (Anleitung. Dritte Auflage II. S. 321.) und Fr. Meisner (kleine Reisen in der Schweiz. Bern 1823. III. S. 72.) behaupten.

*) Vitae brevis descript., aut. J. M. Bruto, bei der Hist. Vlad. und in Buders Vitis clariss. Historicor. Jenae 1740. 8. p. 248. Giornale de' Letterati d'Ital. T. XXVI. 375—449. *A. Zeno* Diss. Voss. T. II. 316. *Fabricii* bibl. lat. med. T. I. 892. Mém. de Niceron T. VI. 196. Biogr. univ. T. VI. s. v. Callimachus. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 1. Abth. 161.

reit und aufgelegt, seine Gegner mit lucianischem Spott abzufertigen, und der Verachtung oder dem Gelächter Preis zu geben. Diese Streitsucht und die Hitze im Kampfe nahm mit den Jahren zu, und artete zuletzt in eine Art von Wuth, besonders gegen ungläubige Philosophen und sogenannte Ketzer, aus. Denn dem System seiner Kirche war er mit fester Anhänglichkeit ergeben, und eben deswegen dem Protestantismus sehr abhold, dem er z. B. keinen günstigen Einfluß auf die Philosophie zugestand. Allein während er aus diesem Grunde auf der einen Seite nicht selten ungerecht und verleumderisch ist, ist er auf der andern unbefangener und unparteiischer, als manche protestantische Gelehrte. Seine Schreibart, die öfters etwas Geziertes hatte, ist kräftig, lebhaft und leicht, aber öfters wirft er die grammatikalischen Regeln, als drükkende Fesseln, von sich, und nicht selten sind seine Perioden gleichsam Zusammenwerfungen von Gedanken, ohne Princip, Ordnung und Proportion. Dies gilt unter andern von seinem Hauptwerke: **Istoria ed indole di ogni filosofia. Lucca 1766—72. Vol. VII. Venez. 1782. Vol. VI. 8.** und dessen Fortsetzung: **Della restaurazione di ogni filosofia ne' secoli XVI — XVIII. 8., Venez. 1785. 89. Vol. III. 8.** teutsch, mit prüfenden Anm. und einem Anhange von K. K. Heidenreich. Lpz. 2. Th. 1791. 8., eine philosophische Geschichte, die den ähnlichen Arbeiten Tiedemanns, Meiners, Tennemanns u. A. weit nachsteht. Von seinen übrigen Schriften bemerken wir: **Saggio di commedie filosofiche. Faenza. 1754. 4. Istoria critica e filosofica del suicidio. Lucca. 1761. 8. Delle conquiste celebri esaminate col naturale diritto delle genti. Ib. 1763. 8. Storia critica del moderno diritto di natura e delle genti. Perugia 1789** *). (*Baur.*)

BUONAGIUNTA. Unter diesem Namen findet man zwei toskanische Dichter des 13. Jahrh., einen Weltlichen und einen Geistlichen. Der erste war aus Lucca gebürtig und sein Familienname Urbicciani. Dante trifft ihn in dem Fegefeuer an und zwar im Kreise der Schlemmer †), und es ergibt sich aus dem kurzen Gespräch, welches die beiden Dichter mit einander führen, daß Buonagiunta Liebesgedichte ohne Liebe geschrieben habe. Einige Überbleibsel seiner Reime finden sich in der Giuntinischen Samlung der **Rime antiche** und werden von der Crusca citirt. (*Wilh. Müller.*)

BUONAMICI, lat. **Bonamicus (Filippo** und **Castruccio),** Brüder, aus Lucca, wo der erste 1705 geboren war, und das Lehramt der Beredtsamkeit u. Dichtkunst bekleidete. Den größten Theil seines Lebens aber brachte er am römischen Hofe, einige Zeit als Agent der Republik Lucca, später als Sekretär der Breven zu, und starb in Rom den 30. Nov. 1780. Bei Benedikt XIV. und Clemens XIV., dem er im Vatikan die Leichenrede hielt, stand er in hohem Ansehen. Er schrieb **De claris pontificiarum epistolarum scriptoribus liber. Romae. 1753. 8.** (in dialogischer Form, eine Nachahmung des Cicero **de claris oratoribus). De vita et rebus gestis Innocentii XI. P. M. comment. 1776. 8.,** Teutsch, mit Anmerk. Frankf. (Ulm) 1791. 8., worin er den durch seine Streitigkeiten mit Ludwig XIV. und andern gekrönten Häuptern bekannten Papst zur Seligsprechung empfiehlt. Reden, lat. Gedichte u. a. in einem einfachen, deutlichen und eleganten Styl.— Sein Bruder C a s t r u c c i o (eigentl. P i e t r o G i u s e p p e, welchen Vornamen er erst ablegte, als er Kriegsdienste nahm) war den 18. Okt. 1710 zu Lucca geboren. Er studirte zu Pisa und Padua, und hoffte in Rom zu geistlichen Würden zu gelangen, allein da ihm dies mislang, trat er als Kadet in neapolitanische Kriegsdienste, wohnte 1744 dem Kampfe bei Velletri bei, und erwarb sich durch seine Beschreibung der Ereignisse dieses merkwürdigen Tages die Stelle eines Kommissairs der Artillerie und Schatzmeisters der Stadt Barletta. Aufgemuntert durch den erlangten Beifall, widmete er seine Muse der Bearbeitung einer Geschichte des östreichischen Erbfolgekrieges in Italien, die seine Talente als geistvollen Historiker, in echtrömischem Styl und Idiom, im glänzendsten Lichte zeigte. Der Herzog von Parma, dem er einen Theil dieses Werkes gewidmet hatte, ertheilte ihm die gräfliche Würde, für sich und seine Nachkommen, der Maltheserorden beehrte ihn 1754 mit einem Gnadenkreuz und einer angemessenen Pension, und die Republik Genua machte ihm ein Geschenk. Er starb in seiner Vaterstadt (nach Mazzuchelli den 22. Februar, nach Fabroni den 6. März) 1761. Die angeführten historischen Werke, die seinen Beruf zum Historiker auf eine sehr ausgezeichnete Weise beurkunden, sind oft gedruckt und in mehre Sprachen übersetzt worden: **De rebus ad Velitras gestis commentarius. Lugd. Bat. (Lucae) 1746. 4.** mit Vorrede von C. V. Vonck, Amst. 1748. 8. **Commentariorum de bello italico lib. III. Lugd. Bat. (Genuae). 1750—51. Vol. II. 4.,** öfter, beide zusammen **cum indice geograph. et militari ed. C. G. Dassdorf. Dresdae 1779. 8.** Teutsch von Fr. M. von Rohr, Breslau 1756. 4., auch Italiänisch, Engl. und Franz., in der **Hist. des campagnes de Mr. le Maréchal de Maillebois en Italie par Pezay. Par. 1774. Vol. I. 4.** Buonamici's Geschichte ist ein Muster, wie man in echt römischem Latein über das heutige Kriegswesen schreiben müsse, und athmet durchaus den Geist edler Einfachheit, gewissenhafter Treue und ruhiger Unbefangenheit, die eingewebten Betrachtungen aber zeichnen sich durch Stärke, Tiefe und Neuheit aus. Außer diesem Werke schrieb Buonamici auch einige Reden und Gedichte in lateinischer und italiänischer Sprache. Alles, was er und sein Bruder schrieb, ist gesammelt in **Philippi et Castruccii fratrum Bonamicorum Lucensium Opp. omn. Lucae 1784. Vol. IV. 4.** *). (*Baur.*)

---

*) Elogio storicho, letterario di Agat. Cromaziano, scritto di Agat. Cromaziano juniore. Ferrara 1794. 8. im Auszuge im Giorn. de' letterati T. 96. p. 191 — 287. und im Allgem. lit. Anzeiger 1796. Nr. 34. *Mazzuchelli* Scritt. d'Italia. B a u r s Gall. hist. Gem. 4. Bd. 440 — 445.

†) *Dante* Purgat. C. XXIV.

*) *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Vol. II. P. IV. F a b r o n i's Lobrede auf die Brüder Buonamici. Miscellanei di varia letteratura T. I. 323. *Saxii* Onomast. T. VII. 99. G a t t e r e r s hist. Journal 5. Th. 260. Biogr. univ. T. VI. (von Tabaraud, Roquefort und Ginguené). A d e l u n g s Zus. z. Jöcher. W a c h l e r s Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 219.

Buonanni (Filippo), s. Bonanni.

Buonaparte, Napoleon und dessen Familie, s. Napoleon.

Buonaparte's Archipel, u. B's Golf, s. Bonaparte's Archipel u. B's Golf.

BUONAROTI (Michel Angelo), ausgezeichnet als Maler, Bildhauer, Baumeister und Dichter, stammte aus einer adeligen florentinischen Familie und wurde 1474 in dem Schlosse Caprese im toscanischen Gebiete geboren. Schon in frühester Jugend entfaltete sich sein außerordentliches vielseitiges Talent, und obgleich von seinem Vater Lodovico di Leonardi Buonaroti den Wissenschaften bestimt, behielt doch die Neigung zur bildenden Kunst die Oberhand, und man sah sich genöthigt, ihn in seinem 14. Jahre in die Malerschule des Domenico de Ghirlandajo zu schicken. Hier machte er in wenigen Jahren so rasche Fortschritte, daß er nicht nur seine Mitschüler, sondern auch seinen Meister übertraf. Der berühmte Gönner und Beschützer der Künste und Wissenschaften Lorenzo de Medicis mit dem Beinamen il Magnifico fand sich dadurch bewogen, den jungen Künstler in seinen Palast und in die von ihm errichtete Kunstakademie aufzunehmen; wo er in der Bildhauerei den Unterricht des Bertoldo, eines Schülers des Donatello, genoß. Schon in seinem 16. Jahre unternahm er es, einen antiken Satyrkopf in Marmor nachzubilden, und diese Arbeit gelang ihm so außerordentlich, daß er dadurch die Aufmerksamkeit aller Kenner auf sich zog. Der vierjährige Aufenthalt an Lorenzos Hofe gab seinem Geiste die Richtung, die ihm eigenthümlich blieb, und er legte hier den Grund zu seiner vielseitigen Ausbildung. An die fürstliche Tafel gezogen und als ein Glied der fürstlichen Familie betrachtet, genoß er den lehrreichen Umgang der vielen um den geistreichen Fürsten versammelten Gelehrten, unter denen der als Sprachkenner, Dichter und Philosoph berühmte Poliziano und der gelehrte Pico della Mirandola zu nennen sind. Vorzüglich unterstützte ihn der erste mit seinem Rathe. So wurde der für alles Schöne empfängliche Jüngling von allen Seiten angeregt. Er fing an seine vaterländischen Dichter zu lesen und sich selbst in kleinern Gedichten zu versuchen. Unter allen Dichtern, mit denen er bekant geworden war, gab er dem Dante den entschiedensten Vorzug. Er hatte sich so tief in dessen großes Gedicht hineingedacht, daß er, von den ungeheuern Gemälden desselben begeistert, sich gedrungen fühlte, sie in Figuren bildlich darzustellen. Er zeichnete sie mit der Feder an den breiten Rand einer Abschrift der divina Commedia, die er besaß, die aber leider, zum Nachtheil für die Kunst, verloren gegangen ist. Dabei studirte er nach den, im mediceischen Garten aufgestellten Antiken, und zeichnete fleißig nach den Gemälden des Masaccio in der Kirche del Carmine zu Florenz. Auch trieb er emsig das schwierige Studium der Anatomie und bediente sich dazu todter Körper, die er durch Vermittelung des Großpriors am Hospital des heil. Geistes erhielt. Diese Studien zusammengenommen bildeten in ihm den Styl, um dessen willen er in der Folge nicht ohne Grund der Dante unter den Künstlern genant wurde.

Nach dem Tode seines Gönners des Lorenzo de Medicis, im J. 1492, machte er eine Reise nach Venedig und Bologna, um die dasigen Kunstwerke zu sehen, und blieb in letzter Stadt über ein Jahr lang. Bei seiner Zurückkunft nach Florenz wurde er von Piedro Francisco de Medicis, dem Sohne und Nachfolger Lorenzos, gnädig aufgenommen, und erhielt den Auftrag, mehre Bildhauerarbeiten zu verfertigen. Unter diesen befand sich ein schlafender Cupido, den er so meisterhaft ausführte, daß man ihm rieth, ihn zu vergraben, damit er für antik gehalten würde. Dies geschah, und der Kardinal von St. Georg in Rom kaufte ihn theuer, obwol sich Michel Angelo als Verfertiger desselben bekannte. Der Kardinal veranlaßte ihn hierauf, nach Rom zu gehen, wo er ein Jahr lang blieb. Nach Florenz, häuslicher Angelegenheiten halber, zurückgekehrt, erhielt der junge Künstler den ehrenvollen Auftrag, mit dem berühmten Leonardo da Vinci den großen Rathssaal daselbst auszumalen. Er verfertigte dazu den als sein trefflichstes Werk berühmten Carton, eine Scene aus dem pisanischen Kriege vorstellend. Angefeuert durch seinen 29 Jahre ältern Mitarbeiter, dessen Ruhm schon fest gegründet war, und der sich die Schlacht mit dem mailändischen General Piccinino zum Gegenstande gewählt hatte, bot Michel Angelo, von edlem Wetteifer beselt, alle seine Kunst auf, ein Werk zu schaffen, das seinen Namen unsterblich machen würde. Und es gelang ihm; denn beide Cartons bildeten gleichsam einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Malerei. Gleichzeitige und spätere Künstler wallfahrteten nach Florenz, diese Cartons zu studiren und Unterricht aus ihnen zu schöpfen. Selbst der 19jährige Raphael kam von Siena nach Florenz, dieselben zu sehen. Leider ging Michel Angelos Carton bald zu Grunde, und man beschuldigt den Baccio Bandinelli, daß er ihn zerstört habe, aus Haß gegen Michel Angelo und aus Vorliebe zu Leonardo, der durch eine Vergleichung nicht gewinnen konnte. Wir besitzen nur noch kleine Bruchstücke davon, die uns durch die Stiche des Marc Anton und Augustin Veneto aufbewahrt worden sind.

Ehe aber Michel Angelo an die Ausführung seines Gemäldes kam, wurde er vom Papst Julius II. nach Rom berufen, um ihm bei seinen Lebzeiten ein Grabmal zu errichten, welches in der Peterskirche aufgestellt werden sollte. Er entwarf dazu eine Zeichnung, die nicht weniger als 40 Figuren enthielt, und reiste hierauf nach Carrara, um Marmor zu dieser bedeutenden Arbeit aufzukaufen. Eine Beleidigung des Papstes aber, dessen Heftigkeit und schnell auflodernde Hitze seine Umgebungen oft fühlen mußten, brachte den stolzen Künstler nach seiner Rückkehr so auf, daß er Rom heimlich und schnell verließ, und nach Florenz ging. Auf des Papstes ehrenvolle Einladung kehrte er indeß zurück, verfertigte eine colossale Statue desselben in Bronze, und fing sodann die große Arbeit des Grabmals von neuem an. Aber zum zweiten Male wurde sie unterbrochen durch den Neid einiger gleichzeitigen Künstler. Bramante und Giuliano da Sangallo werden als diejenigen genant, die den Papst überredeten, die sixtinische Kapelle von Michel Angelo al Fresco malen zu lassen. Sie suchten den von ihnen beneideten Künstler durch diesen Vorschlag von der

Ausübung der Bildhauerkunst, in der er der größte Meister war, abzuhalten, und hofften ihm durch die wahrscheinlich unvollkommene Ausführung der Frescomalerei, in der er sich noch nicht versucht hatte, die Gunst des Papstes zu entziehen. Dies hinterlistige Verfahren seiner Nebenbuhler einsehend, suchte Michel Angelo diese Arbeit abzulehnen; aber der Papst drängte ihn so lange, bis er den Auftrag übernahm. Ohne fremde Hilfe führte er binnen 20 Monaten dieses ungeheuere Werk aus, das den Beifall aller Kenner erhielt, und wodurch er seinen Ruhm noch mehr vergrößerte und befestigte.

Kurz darauf starb Julius II. Sein Nachfolger Leo X. ließ die kaum wieder aufgegriffene Arbeit an dem Grabmale von neuem unterbrechen, und übertrug dem Künstler den Bau und die Ausschmückung der Façade der Kirche S. Lorenzo in Florenz, in der sich die Bibliothek und die Begräbnißkapelle der Fürsten Medicis befanden, aus welchem Hause Leo stammte. Sieben Statuen hatte Michel Angelo für diese Kapelle vollendet, als ihn die in Florenz ausgebrochnen Unruhen aus der Stadt vertrieben. Er ging nach Venedig, wo er den Plan zu der schönen aus Marmor gebauten Brücke Rialto entwarf. Unter dem Papste Adrian VI. setzte er die Arbeit des Julius'schen Grabmals fort, und beendigte einige für dasselbe bestimmte Statuen. Auch verfertigte er einen Christus für die Kirche la Minerva in Rom. Clemens VII., welcher dem Adrian auf dem päpstlichen Throne gefolgt war, ließ ihm die unterbrochene Arbeit in der Kirche St. Lorenzo wieder anfangen und vollenden, und übertrug ihm sodann, das jüngste Gericht in der sixtinischen Kapelle zu malen. Der damals 60jährige Malergreis übernahm es, ein Werk zu schaffen, an dessen Größe der Muth selbst eines jüngern Künstlers gebrochen seyn würde. Es war unstreitig die schwierigste Arbeit, deren sich Michel Angelo als Maler jemals unterzogen hatte, und wenn er sie nicht meisterhaft vollendete, so stand sein Ruf auf dem Spiele, da die Augen von ganz Italien auf ihn gerichtet waren. Dies fühlte der Künstler wohl, und schlug, seinen Zweck zu erreichen, einen Weg ein, auf dem ihm kaum einer seiner Zeitgenossen gleichkommen konnte. Seine tiefe Kentniß des menschlichen Körpers, sein fleißiges Studium der Anatomie desselben, die Sicherheit in seinen Umrissen, verbunden mit seiner ungeheuern Phantasie, ließen ihn ein Werk hervorbringen, das, wenn auch weder lobenswerth durch seinen Totaleindruck, noch gelungen in seinen einzelen Theilen, dennoch in jedem Striche das große Talent seines Meisters beurkundete. Wer es auch nicht wüßte, daß Dante der Lieblingsdichter Michel Angelos war, der würde es bei Betrachtung dieses Gemäldes sicher errathen, indem er hier denselben Gestalten begegnet, mit denen Dantes ungeheure Phantasie seine divina Commedia bevölkerte. Hier, wie dort, findet er den Ausdruck des Staunens, der Freude, der Entzückung, die Geberden des Leidens und der Angst, die Verzerrung des Schmerzes und der Verzweiflung bis in die kleinsten Abstufungen verfolgt, mit kecken, kräftigen Strichen gezeichnet und vor das Auge des Beschauers gestellt. Selbst einzele Figuren der Fabelwelt nahm Michel Angelo aus Dantes Gedicht in sein christliches Bild auf, den Charon und Minos. Leider ist dieses Gemälde jetzt so verblichen, daß man die Wirkung, die es früher machte, nicht mehr beurtheilen kann, und in wenigen Jahren wird es ganz erloschen seyn. Kein Werk eines großen Meisters ist wol mehr der Kritik ausgesetzt gewesen, als dies jüngste Gericht. Von einigen über Verdienst bis zum Himmel erhoben, wurde es von andern auf eine ungerechte Weise tief herabgewürdigt. Unter die bekanntesten Tadler gehören Lodovico Dolce und Salvator Rosa. Letzter trieb seinen Tadel so weit, daß er in seiner dritten Satyre folgende Zeilen niederschrieb:

> Questo vostro Giudizio espresso è bene,
> Perchè si vedon chiare in questo loco
> Della vita d'ognun le parti oscene.
> Michel Angiolo mio, non parlo in gioco;
> Questo che dipingete è un gran Giudizio,
> Ma del giudizio voi n' avete poco.

Dagegen sagt Ariosto in seinem Orlando furioso, Canto 33. St. 2. von ihm:

> ..... quel, che a par sculpe e colora,
> Michel, più che mortale, Angel divino.

Am allgemeinsten tadelte man die rücksichtlose Nacktheit der Figuren in einer christlichen Kirche, und der Papst Paul V. war nahe daran, das ganze Bild überweißen zu lassen. Dies unterblieb jedoch, und man half sich endlich damit, die unanständigsten Blößen mit leichten Gewändern zu bedecken. Diese Arbeit wurde dem Daniel Ricciarelli da Volterra übertragen, der sich dadurch den ehrenvollen Beinamen Brachettone (Hosenflicker) erwarb.

Nach Vollendung dieses Bildes, im J. 1541, unter der Regirung Paul III., verfertigte Michel Angelo noch zwei bedeutende Gemälde in der paulinischen Kapelle, die Bekehrung des Apostel Paulus und die Kreuzigung des Petrus. Auch die berühmte Leda wurde noch von ihm vollendet, die unter Ludwig XIII. nach Fontainebleau kam, später aber von dem Statsminister du Noyer, der zugleich Aufseher der königlichen Gebäude war, ihrer Anstößigkeit wegen verbrant wurde. Dies waren die letzten Gemälde des damals 75jährigen Michel Angelo. Die Frescomalerei wurde ihm zu beschwerlich und er griff deshalb wieder zum Meißel. Er fing eine Kreuzesabnahme an, eine Composition von vier Figuren außer dem Leichnam Christi, die aus einem einzigen Stück Marmor gearbeitet werden sollte; aber er vollendete dieses Werk nicht. Zu dieser Zeit leitete er auch den Bau der Festungswerke eines Theiles der Stadt Rom, il Borgo genant, und im J. 1546 wurde ihm von Pius IV. der Bau der Peterskirche übertragen, da Antonio da S. Gallo, der denselben bisher geleitet hatte, gestorben war. Er änderte den ganzen von Bramante entworfenen Plan und wählte die Form des griechischen Kreuzes. Er ließ die ungeheure Kuppel bauen, erlebte aber die Vollendung seines ganzen Plans nicht, an welchem man nach seinem Tode manches änderte. Außerdem übernahm er noch den Bau des Campidoglio [illegible] der innern Seite des Hofes [illegible] nder gestellte [illegible]

lius III., der Porta pia und noch vieler anderer Gebäude.

Als er selbst zu alt und schwach wurde, um den Meißel führen zu können, übergab er die Vollendung mehrer Bildhauerarbeiten seinem Schüler, dem Tiberio Calcagni, den er unter allen am meisten liebte. Zugleich bediente er sich der Hilfe desselben bei Zeichnungen und Modellen zu Gebäuden, die dieser nach der Angabe seines Lehrers ausführte.

Auch in den Gedichten und prosaischen Werken des Michel Angelo zeigte sich das große Talent ihres Verfassers, obgleich er selbst wenig Werth auf sie zu legen pflegte, indem er sie nur als Spiele und Zeitvertreib in müßigen Stunden betrachtete. Seine Gedichte wurden nach seinem Tode gesammelt und einige Male gedruckt*). Seine prosaischen Aufsätze, die aus Briefen, Vorlesungen, Reden und Cicalaten (launigen akademischen Vorlesungen) bestehen, finden sich in den Prose fiorentine und den Lettere pittoriche abgedruckt. Daß Michel Angelo schon bei seinen Lebzeiten als Dichter bekant war und als solcher geschätzt wurde, beweist, daß der berühmte Benedetto Varchi das Sonett des Michel Angelo: Non ha l'ottimo Artista alcun concetto, einer weitläufigen Abhandlung, die als ein Commentar desselben betrachtet werden kann, zu Grunde legte.

Michel Angelo starb zu Rom, vom Alter entkräftet, 1564, im 90. Jahre seines Alters. Papst Pius IV. ließ ihn prächtig begraben; aber auf Cosmus de Medicis Befehl wurde sein Körper heimlich ausgegraben und unter Ballen von Kaufmannsgütern nach Florenz gebracht. Daselbst wurde er mit großem Gepränge in der Kirche S. Croce beigesetzt, und seines Bruders Sohn ließ ihm ein prächtiges Denkmal aus Marmor errichten, auf dem sein Brustbild zu sehen ist.

Als Mensch betrachtet, war Michel Angelo mit vielen Tugenden geschmückt. Er war arbeitsam, voll Ausdauer, mäßig, freigebig, mitleidig, ein Freund der Armen und fromm. Der Bau der Peterskirche wurde ihm mit einem Gehalte von 600 Dukaten übertragen; er schlug ihn aber aus, weil er meinte, ein Werk zur Ehre Gottes könne er sich nicht bezahlen lassen. Dasselbe that er beim Bau der Kirche S. Giovanni de' Fiorentini. Ein Mährchen ist es, wenn man von ihm erzählt, er habe einen Bettler getödtet, der ihm als Modell diente, um einen sterbenden Christus am Kreuze um so wahrer und natürlicher darzustellen. Er stand bei allen Fürsten seiner Zeit in hoher Achtung und wurde von ihnen ausgezeichnet. Cosmus de Medicis redete nicht anders, als mit entblößtem Haupte, mit ihm, mehre Päpste befahlen ihm, sich in ihrer Gegenwart niederzusetzen, und Papst Paul III. besuchte ihn mit einem Gefolge von 10 Kardinälen persönlich in seiner eignen Wohnung, eine Auszeichnung, die nur Wenigen zu Theil wurde. Selbst der türkische Kaiser Soliman suchte ihn in seinen Dienst zu bekommen. Michel Angelo war nie verheirathet, und nannte die Malerei seine Frau und seine Werke seine Kinder. Er war von lebendigem Geiste, reich an witzigen Einfällen und schnell in sinnreichen Antworten.

Meister in dreifacher Kunst, stand er doch als Bildhauer am höchsten. In seinen Statuen zeigt sich, bei richtiger Zeichnung und überdachter Anordnung, in der Ausführung eine leichte Hand und seltene Vollendung. Lodovico Dolce, der ihm sonst nicht sehr gewogen war, sagte dennoch von ihm, er könne in der Bildhauerkunst nur von sich selbst übertroffen werden. Sein Moses auf dem Grabmal Julius II. in der Kirche S. Pietro in Vincoli, sein Christus in la Minerva, seine Pietà in S. Pietro Vaticano und seine Statuen in S. Lorenzo in Florenz werden zu jeder Zeit Meisterstücke der Bildhauerkunst bleiben. Seine architektonischen Werke sind groß und kühn in ihrem Plane, edel in ihren Verhältnissen, und nur in ihren Verzierungen zuweilen gesucht und ungewöhnlich, was dem Geschmackvollen oft Eintrag thut. Als Maler hat er sich den meisten Tadel zugezogen. Seine anatomischen Kentnisse, sein tiefes Studium des Nackten und der Muskeln blickt bei seinen Zeichnungen vor und verleitete ihn oft, das Anmuthige darüber zu vernachlässigen. Seine Umrisse sind keck, seine Gestalten kräftig und muskulös, die Stellungen derselben schwierig und seltsam, und der Ausdruck der Gesichter voll Leben, oft stolz und wild, aber auch eben so oft ohne Reiz und Schönheit. Seine Tinten werden als zu hart getadelt und sein Fleisch als zu ziegelfarbig. Er zog das Nackte dem Bekleideten vor, und seine Gewänder sind oft in scharfe Falten geworfen. Seine meisten Gemälde waren al Fresco, in Öl hat er nur wenig gemalt. Das Malen in Öl, pflegte er zu sagen, sey eine Kunst für Frauen und andere bequeme und lässige Leute. Wenn aber auch mancher Tadel, der ihn als Maler trifft, nicht abzuweisen ist, so gestehen doch selbst seine Feinde, daß er ein Zeichner war ohne Gleichen, und daß seine Zeichnungen noch jetzt als die besten Studien zu empfehlen sind. Welch' ein unerschöpflicher Reichthum von Wendungen und Verkürzungen des menschlichen Körpers findet sich nur allein in seinem jüngsten Gerichte! Es ist noch eine große Zahl seiner Handzeichnungen vorhanden, und fast jedes Kabinet rühmt sich, deren zu besitzen. Auch sind uns viele seiner Gemälde und Zeichnungen durch Nachbildungen erhalten worden, und man rühmt nicht weniger als nahe an 400 Blätter, die nach ihm in Kupfer gestochen sind.

Seine vornehmsten Schüler sind: Pietro Urbano, Antonio Mini, Ascanio Condivi, il Filippi, Marco da Pino, il Castelli, Gaspar Bacerra, Alonzo Berrugese, Matteo Perez d'Alassio, Danielle di Volterra, Fra Sebastiano del Piombo u. a. m. Die berühmtesten Kupferstecher, welche nach ihm gestochen haben, sind: Augustin Veneto, Julius Bonasone, die Mantuani, Marc Anton, Cherubin Alberti, Cornelius Cort, Nicolaus Beatrizet, Jacob Matham, Aeneas Vico, Martin Rota, G. B. de Cavalleriis, Lucas Bertelli, Querin Boel, Franc van den Steen, Benedikt Audran, u. a. m. Von dem jüngsten Gerichte allein hat man zwanzig verschiedene Stiche, deren einige aus 11 Platten bestehen**). (*Keil.*)

*) Rime di Michel Angelo Buonarotì il Vecchio. Firenze, 1623. 4. Ebend. 1726. 8.

**) Über das Leben und die Werke des Michel Angelo findet

BUONAROTI (Michel Angelo), der jüngere, ein Neffe des berühmten Künstlers, wurde 1568 zu Florenz geboren, widmete sich von früher Jugend an den Studien der schönen Wissenschaften und wurde schon in seinem 17. Jahre Mitglied der florentinischen Akademie. Nachmals trat er auch in die Crusca ein, unter dem Namen des Impastato, und war ein fleißiger Arbeiter an der ersten Ausgabe des Vocabolario della Crusca. Er bekleidete nach einander mehre akademische Würden und scheint ein sehr reicher und angesehener Mann gewesen zu seyn, welcher eben so eifrig war, den Ruhm seines Hauses, wie seines Vaterlandes, zu bewahren und zu erhöhen. Daher ließ er in seiner Wohnung eine schöne Galerie zu Ehren seines großen Oheims einrichten, die ihm an 22,000 Scudi gekostet haben soll, und errichtete eine Akademie, welche sich bei ihm versammelte und sich mit Untersuchungen des florentinischen Alterthums beschäftigte, namentlich auch mit den alten edeln Familien des Landes, zu denen auch die der Buonaroti gehörte. Sein poetisches und oratorisches Talent wurde besonders bei feierlichen Gelegenheiten in Anspruch genommen, und er ergriff mit Enthusiasmus jede Gelegenheit, an Festen und Gedächtnißtagen sich und seine Vaterstadt glänzen zu lassen. Er war von schwächlicher Gesundheit und starb den 11. Jan. 1646, nachdem er in den letzten Jahren seines Lebens von vielen harten Krankheiten heimgesucht worden war.

Buonaroti verdankt seinen literarischen Ruhm zweien Lustspielen, la Tancia und la Fiera. Das erste ist ein sogenanntes Bauernlustspiel, Commedia rusticale, in dem reizenden und naiven Dialekt der florentinischen Landleute geschrieben, welche die Personen des Stücks ausmachen [1]) und deren Sitten und Verhältnisse in demselben geschildert werden. Es besteht aus 5 Akten und ist durchaus in Oktavreimen abgefaßt, eine Versart, welche nicht ganz glücklich gewählt zu seyn scheint, um das Bauernleben in natürlicher Wahrheit darzustellen. Baretti ertheilt diesem Lustspiel ein übertriebenes Lob und sagt, daß, wenn von allen italiänischen Theaterstücken nur ein einziges der Vergessenheit entrissen werden sollte, die Tancia seine Stimme erhalten würde [2]). In der Zeit, als Baretti über Italien schrieb [3]), wurde die Tancia noch zuweilen auf Privatbühnen und in Kollegien während des

man Nachrichten in: Vita di Michelagnolo Buonaroti, raccolta per Ascanio Condivi de la Ripa Transone. In Roma appr. Ant. Blado. 1553. in 4. — Dasselbe mit Anmerkungen von Ant. Franc. Gori und andern, In Firenze per Gaetano Albizi. 1746. in fol. — Le Vite dei Pittori e degli Scultori da Giorgio Vasari. Firenze 1568. Bologna 1647 und in mehren Ausgaben. — Esequie di Michelagnolo Buonaroti celebrate in Firenze dalla Academia dei Pittori, Scultori ed Architetti, nella chiesa di S. Lorenzo. in Firenze appr. i Giunti 1564. in 4. — Il Riposo di Raffaello Borghini, in cui si tratta della Pittura e della Scultura dei più illustri Professori antichi e moderni. Firenze. 1584. in 4. — Ferner findet man Notizen über ihn in den Lettere pittoriche, in den Notizie degli Academici Fiorentini und in vielen andern Werken.

1) Mit Ausnahme eines einzigen Städters.

2) Account of Manners and Customs of Italy. 3) Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Karnevals aufgeführt; aber auf dem öffentlichen Theater scheint sich das Stück nicht lange gehalten zu haben. Es hat seinen Titel von dem Namen der Heldin, eines schönen und naiven Landmädchens, erhalten. Die Bewerbung vieler Nebenbuhler um diese, mit einer kleinen Intrigue macht die ganze Fabel aus; und unter den Bewerbern ist auch ein Städter, der einzige Sprecher in Bücheritaliänisch. Die Tancia gehört ohne Zweifel zu den gelungensten Werken der Poesia rusticale und zeichnet sich eben so sehr durch die naive Lebendigkeit der Empfindung und Betrachtung, wie durch die leichte Führung des komischen Dialogs in der wenig dazu geeigneten Versart aus. Sie wurde zuerst gedruckt: Florenz, 1612. 4.

Die zweite Komödie, la Fiera, hat Buonaroti als eine grammatische Aufgabe verfaßt (was Einige auch von dem vorigen Stücke behaupten), zumeist aus Gefälligkeit für die Crusca. Er wollte nämlich die ganze Kunstsprache der florentinischen Handwerke und Gewerbe in ein Buch bringen, welches diese Akademie in ihrem Wörterbuche als Autorität citiren könnte, und mit dieser Tendenz schrieb er seinen Jahrmarkt, ein Stück, welches aus 5 Giornate besteht, deren jede wieder in 5 Akte abgetheilt ist. Es wurde im Karneval 1618 zu Florenz öffentlich aufgeführt an fünf Abenden hintereinander, so daß jeder Abend nur eine Giornata gab, und erhielt großen Beifall. Gegenwärtig ist es nur als Sprachdenkmal wichtig und steht an poetischem Verdienst der Tancia sehr weit nach. Die Fiera ist erst nach ihres Verfassers Tode, zusammen mit der Tancia, von dem gelehrten Abbate Salvini herausgegeben worden: Firenze. 1726. Fol. [4]).

Von geringer Bedeutung sind zwei mythologische Gelegenheitsdramen des Buonaroti: Il Natale d'Ercole, Firenze, 1605. 4. und Il Giudizio di Paride, Fir., 1607 und 1608. 4. In der bekannten Samlung der Prose fiorentine finden sich zwei Lobreden des Buonaroti, auf Cosmo II. und auf den Akademiker Francesco Cambi, eine Eröffnungsrede für eine Akademie, welche den Wissenschaften, der Waffenübung und der Musik gewidmet seyn sollte, drei akademische Scherzreden (Cicalate), und eine Abhandlung über ein Sonett des Petrarca. Viele andre seiner Arbeiten in Prosa und Versen sind Handschriften geblieben. Wir verdanken dem jüngern Buonaroti auch die Samlung und erste Herausgabe der Gedichte seines Oheims: Rime di Michel Agnolo Buonaroti raccolte da Michel Agnolo suo nipote. Fir. 1623. 4. [5]).

(*Wilh. Müller.*)

4) Die Crusca citirt auch eine Ausgabe mit Salvini's Noten. Firenze 1760. 8.

5) Michel Angelo versuchte sich auch mit Glück in jenen burlesksatyrischen Sonetten, die man nach dem berühmten und berüchtigten Burchiello, ihrem angeblichen Erfinder, Burchiellaten nent. Da diese Burlesken-Gedichte gewöhnlich nur ein augenblickliches Interesse haben, das mit der Zeit, in der sie geschrieben sind, verschwindet: so sind sie meist ungedruckt geblieben, und wir wissen nur, daß diese Dichtungsart durch Michel Angelo wieder in Aufnahme kam, nachdem sie länger als ein Jahrhundert lang nicht ausgeübt worden war. Die Ausgaben seiner beiden Lustspiele sind: La Tancia, Commedia rusticale, di Mi-

BUONA VISTA, eine der portugisischen Inseln des grünen Vorgebirgs an der Westküste von Senegambien in Afrika, 354° 40′ L. 16° 3′ n. Br., 20 englische Meilen lang und 12 breit. Sie besteht in niedrigem Lande, mit einigen Bergen von Sand und Felsen, und ist reich an Indigo, Baumwolle, Fischen, Schildkröten, Salz. Die Einwohner sind sehr träge, und verfertigen höchstens baumwollene Zeuge. Die Insel hat einen Hafen, aber wenig Wasser. (*Stein.*)

BUONCOMPAGNO, eines der sogenannten päpstlichen Häuser, soll aus Umbrien herstammen, vielleicht gehört der berühmte Rechtsgelehrte Cataldinus Boncompagnus, von Foligno, der um 1435 de Syndicatu officialium, de potestate Papae, de viribus et potentia literarum, de translatione concilii Basil. schrieb, unter seine Ahnherren. Caspars Enkel, Christoph, Gem. Angela Marescalcha, erwarb sich im Handel ein bedeutendes Vermögen, wie das von ihm zu Bologna, seiner Vaterstadt, neben der St. Peterskirche erbaute prachtvolle Haus andeutet. Der zweite von Christophs Söhnen, Hugo, geb. d. 9. Febr. 1502, der Rechte Doktor, Cardinal-Priester den 12. März 1562, Papst den 13. März 1572, unter dem Namen Gregorius XIII., ist durch die von ihm ausgegangene und nach ihm benannte Kalenderverbesserung unsterblich geworden. Als Clerike wurde ihm ein natürlicher Sohn, Jakob, geboren, den er, als Papst, mit Ehren und Reichthümern überschüttete. Er ernannte ihm zum Feldherrn der Kirche, verlieh ihm die Markgrafschaft Vignola und andere Güter, erwarb für ihn, von dem Könige von Spanien, das Herzogthum Sora und Arce, in Terra di Lavoro, und verheirathete ihn mit Constantia Sforza, des Grafen Franz von St. Fiora Tochter. Jakobs Urenkel, Gregor II. vierter Herzog von Sora und Arce, Markgraf von Vignola, geb. 1641, war zweimal verheirathet; die zweite Gemalin, Hippolita Ludovisio, des Fürsten Nikolaus von Piombino, Fiano, Venosa und Zagarola Tochter, wurde ihres Bruders Erbin, und, durch Vergleich mit den Gläubigern, Eigenthümerin von Piombino und Venosa. Ihre beiden Söhne starben in der Kindheit, die einzige Tochter, Maria, wurde an ihren Oheim, Anton B., Gregor II., Bruder, verheirathet. Anton ergriff in dem spanischen Successionskriege die Partei des Hauses Bourbon, worüber er am 18. Januar 1708 Piombino und gleichzeitig die neapolitanischen Güter einbüßte. Er starb 1731. Antons zweiter Sohn, Peter Gregor, erheirathete mit Maria Francisca Ottobuona, das Fürstenthum Fiano, in Patrimonio di S. Pietro, unweit der Tiber und Monterotondo, und stiftete eine Nebenlinie, die, seit Kurzem, erloschen ist, Cajetan aber, der älteste Sohn, des neuen Königs von Neapel Obristhofmeister, erwirkte die Restitution der confiscirten Güter und starb 1777. Seinem Enkel Ludwig Maria Boncompagno-Ludovisio, geb. 1767, der bei des Vaters Lebzeiten den Titel eines Fürsten von Venosa führte, entriß Napoleon, in willkürlicher Deutung des Vertrags von Florenz, vom J. 1801, das Fürstenthum Piombino, samt der Insel Elba, deren Eisengruben allein dem Fürsten ein jährliches Einkommen von 40,000 Scudi, beinahe 100,000 Fl. gaben (andere 10,000 Fl. bezog er aus der Thunfischerei bei Mareiana). Noch besitzt er das herrliche Sora, wozu auch Castelluccio, Arpino, l'Isola, S. Elauterio, l'Isoletta, Arce, und andere Güter in Terra di Lavoro, dann Rocca d'Arce, in der Campagna di Roma, gehören, das Fürstenthum Venosa, in Basilicata, und in Sicilien das Herzogthum Alcara.

Ein Zweig der B. ist in Bologna, und im Wohlstande verblieben. Eine andere Familie B., die sich in Rom aufhielt, stammte von dem Juden Corcossa ab. Dieser versprach einst dem Cardinal Hugo B., er wolle, sobald Hugo Papst seyn würde, den christlichen Glauben annehmen. Corcossa hielt sein Wort, empfing die h. Taufe, von seinem Pathen, dem Papst Gregor XIII., den Geschlechtsnamen Boncompagno, und wurde einer der berühmtesten Advokaten seiner Zeit. Sein Sohn, ebenfalls Advokat, bewarb sich bei dem Papst Alexander VII., zugleich mit dem Cardinal Hieronymus B., um eine Prälatur; der Cardinal entsagte seinen Ansprüchen, dagegen mußte der beglückte Advokat den Namen Boncompagno gegen den mütterlichen, Scarinci, vertauschen. (*v. Stramberg.*)

BUONCOMPAGNO, ein zu seiner Zeit sehr berühmter Grammatiker, welcher im 13. Jahrhundert auf der Universität zu Bologna lehrte und dessen Werk: Forma literarum Scholasticarum, daselbst nach öffentlicher Vorlesung mit dem Lorbeerkranze beehrt wurde. B. war ein geborener Florentiner, ein Mann von jovialer Laune, die es selbst wagte, über heilige Gegenstände und Personen zu spotten, unter andern über die Wunder des Johannes von Vicenza, auf den er ein lateinisches Reimgedicht machte. Auch über die Bolognesen, welche an diese Wunder glaubten, belustigte er sich und ließ eines Tages bekant machen, er werde von einem hohen Berge in der Nachbarschaft der Stadt einen Flug durch die Luft unternehmen. Eine Menge Volks versammelte sich an dem bestimmten Ort, und B. erschien mit Flügeln, die er sich an den Schultern befestigt hatte, ließ die Leute lange warten und verabschiedete sie endlich mit der Weisung, sie möchten sich mit dem, was sie gesehn hätten, begnügen. Solche und ähnliche Streiche machten ihm viele Feinde. Er verließ Bologna alt und arm und ging nach Rom, um dort sein Glück zu versuchen. Aber seine Reise hatte einen schlechten Erfolg, und er starb in einem Hospitale zu Florenz. — Von seinen zahlreichen Schriften ist nur eine gedruckt, eine Beschreibung der Belagerung von Ancona durch den Kaiser Friedrich I., in *Muratori* Scriptor. Rer. Ital. T. VI. Sein gekröntes gram-

chelangelo Buonarotti Firenze, de Cosimo Giunti. 1612. in 4.; ebendas. 1615. 1623 und 1638. in 8.; dann zusammengedruckt mit la Fiera, Commedia, versehen mit den Anmerkungen des Ant. Mar. Salvini, ebendas. 1726. in Fol. und Venez. 1760. in 8. Auch in dem Teatro comico, Firenze 1750. Die Tancia findet sich ferner in Poesie scelte dopo il Petrarca. Bergamo 1756. Tom. II. — Die Tancia übertrug man, wiewol nur in Prosa, unter dem Titel La Togna, auch in bolognesischen Dialekt. La Togna erschien Bologna 1654. in 8.; und ebendaselbst in demselben Jahre noch einmal unter dem veränderten Titel: la Bernarda. (*Keil.*)

matisches Werk findet sich handschriftlich im Archiv der Canonici di S. Pietro in Rom und enthält nichts weiter als eine Anweisung an Päpste, Fürsten, Prälaten, Adelige und Personen jedes Ranges zu schreiben, also eine Art von Briefsteller *). In der Vorrede dieses Buches gibt B. 11 andre Titel von Schriften seiner Hand an, über Grammatik, Moral u. Jurisprudenz**). (*W. Müller.*)

BUONCONVENTO, ein Flecken bei Siena, am Ombrone gelegen, in dessen Nähe das große Kloster Monte Oliveto Maggiore steht, das geschichtlich merkwürdig ist, als der Ort, in welchem der teutsche Kaiser Heinrich VII. starb, nach der gewöhnlichen Sage, an den Folgen des Giftes, welches ihm ein dortiger Priester durch die Hostie beigebracht haben sollte †). (*Wilh. Müller.*)

BUONI (Jacopo-Antonio), berühmter Arzt aus Ferrara, der 1587 im 60. Jahre seines Alters starb. Sein Dialogo del Terremoto, ein Buch, was selbst in Italien selten zu werden anfängt, ist ausgezeichnet von Seiten der Sprache und für die Zeit, in der es geschrieben ward, wegen der darin niedergelegten medizinischen, theologischen und geschichtlichen Kentnisse des Verfassers [1]). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BUONMATTEI, oder Buommattei, Benedetto, geb. zu Florenz 1581, gest. 1647, zeigte von Kindheit an große Neigung zu den Wissenschaften, ward aber, da sein Vater 1598 durch eines Meuchelmörders Hand das Leben verlor, und seine Mutter ohne Vermögen war, genöthigt den Kaufmannsstand zu ergreifen. Da er auch in diesem schnell sich bedeutende Kentnisse erwarb, so ward er, in einem Alter von 15 Jahren, Gehilfe des vom Großherzog Ferdinand I. angestellten Proviant-Offiziers. Nach 4 Jahren kehrte er zu seiner vorigen Beschäftigung zurück, ward aber immer fester in dem Entschluß, in den geistlichen Stand überzutreten. In seinem 19. Jahr erst begann er seine gelehrte Laufbahn, machte aber binnen 5 Jahren so große Fortschritte, daß die Akademie zu Florenz ihn zum Mitglied wählte, und er als Doktor der Theologie in den geistlichen Stand treten konnte. Der Marchese Guicciardini, da er als Gesandter nach Rom ging, nahm ihn mit dahin, wo er in der Folge Bibliothekar und Geheimschreiber des Kardinals Giustiniani wurde. Einer seiner Brüder hatte des Vaters Tod gerächt; dies nöthigte ihn zur Rückkehr nach Florenz, wo er eine Zeitlang in kirchlichen Angelegenheiten gebraucht wurde. Der Tod eben jenes Bruders machte ihm dann eine Reise nach Venedig zur Pflicht, und der dasige Bischof übertrug ihm eine gute Pfarre in der Diöces von Treviso. Um seine Mutter zu trösten, die seinen dritten Bruder unter ihren Augen hatte ermorden sehen, kehrte er nach Florenz zurück, welches er, den Wünschen seiner Mutter nachgebend, nun nicht wieder verließ, und wo er, erst als Mitglied, dann als Sekretär der Akademie della Crusca, ganz seiner literarischen Neigung lebte. Während der ganzen Zeit hatte er sich mit Ausarbeitung einer italiänischen Sprachlehre beschäftigt. Durch Vollendung derselben erwarb er sich den Ruf eines der vorzüglichsten Grammatiker seines Vaterlandes. Sein erster Versuch unter dem Titel: delle cagioni della lingua Toscana war bereits 1623 zu Venedig erschienen, diesem war seine Introduzione alla lingua Toscana (Ven. 1626. 4.) gefolgt, jetzt aber erschien sein Hauptwerk: Della lingua Toscana libri II. Flor. 1643, nachher öfters aufgelegt in der Ausg. von Casotti (unter seinem akademischen Namen Dalisto Narceate) und mit den Anm. von Salvini (zuletzt Mail. 1807). Das Ansehn dieses Werkes ward dadurch noch vermehrt, daß man es gewissermaßen als die Grammatik der Crusca betrachten konnte. Nichts desto weniger fehlt ihr noch viel, um nur auf gleiche Stufe mit den Werken von Girard und Adelung gestellt zu werden. „Sie schränkt sich, urtheilt Fernow (Vorr. z. ital. Sprachl. S. VIII.) blos auf die Erklärung der Redetheile ein, hat bei viel unnützer, pedantischer Weitschweifigkeit in den Definitionen, in keinem derselben eine befriedigende Vollständigkeit, und des wichtigsten Theils einer Sprachlehre, um dessen willen eigentlich die Redetheile erklärt und abgehandelt werden, der Syntax, ist in ihr mit keinem Worte Erwähnung geschehen." (*H.*)

BUONO, 1) Architekt im 12. Jahrh. Man weiß nicht, wo der Mann geboren ist, der so rühmliche Denkmale seiner Kunst hinterlassen hat. Sein Werk ist der im J. 1154 begonnene große Glockenthurm auf dem St. Markusplatze zu Venedig, der, ungeachtet seiner Höhe von 330 Fuß, noch jetzt unerschüttert ist. In Neapel ist von ihm die Vicaria und das Kastell dell' Uovo aufgeführt, zu Pisa die Kirche des H. Andreas, zu Arezzo das Stadthaus mit einem Glockenthurm. In B's Werken sieht man das Streben, den damals sehr beliebten maurischen Styl zu vervollkommnen. — 2) Bartolomeo Buono, ebenfalls Architekt, zu Bergamo geboren und 1529 gestorben. Im J. 1495 erbaute er zu Venedig die Kirche des H. Rochus, und restaurirte 1510 den oberen Theil des Glockenthurms von St. Markus. Als Bildhauer zeigt ihn die Statue des H. Rochus in dessen Kirche. (*H.*)

BUPHAGA Linn. Buphagus *Briss.* Ochsenhakker. Eine Gattung von Stimmvögeln, welche an ihrem rundlich-vierkantigen, ziemlich dicken, geraden Schnabel kentlich ist, dessen beide Kinnladen sich gegen die Spitze hin verdicken und in einen kurzen stumpfen Kegel endigen. Er ist kürzer wie der Kopf und ganzrandig. Die Nasenlöcher liegen nahe an seiner Wurzel, sind oben mit einer Haut bedeckt, und haben eine längsliegende strichförmige Öffnung. Die Zunge ist knorpelartig und spitz. Die Füße sind mäßig groß und stark; der äußere an der Wurzel mit dem mittleren verwachsen, und fast so lang wie dieser; der innere kürzer. Sie haben 12 Ruderfedern. Bis jetzt ist nur eine Art bekant:

Buphaga africana *Linn.* Gemeiner oder afrikanischer Ochsenhacker. *Vaill.* Ois. d'Afr. II. p. 198. t. 97. Das Männchen ist 8, das Weibchen 7½ Zoll,

*) *Tiraboschi.* T. IV. L. III. p. 362 ff. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. T. I. p. 379 ff. **) *Sarti* De Professor. Bonon. T. I. part. II. p. 220. Hier sind auch einige Auszüge gegeben.

†) Gesta Balduin. L. II. c. 17.

1) Vgl. *da Rio* Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1811 Tomo XXIX. p. 244.

der Schwanz des erstern, welcher rund ist, und dessen Ruderfedern spitz sind 3″ 7‴, der Schnabel 10‴ lang. Die Flügel bedecken den halben Schwanz. Der Schnabel ist gelb, an der Spitze aber scharlachroth. Die Hauptfarbe des Gefieders rostfarbig braun, doch die Flügelfedern dunkler braun, die innere Fahne der Schwungfedern aber braungelb (fauve). Eben so verhält es sich mit den Ruderfedern, von denen nur die beiden mittleren, und von den übrigen die äußern Fahnen braun sind, der bedeckte Theil aber rostfarbig ist. Die Brust und die übrigen untern Theile sind braungelb, welches sich gegen den After ins Weißliche verliert. Er hielt sich in Afrika vom Senegal bis zum Lande der Groß-Namaquas auf und ist dort ein wahrer Wohlthäter der wiederkauenden Thiere, insbesondere des Rindviehs und der Gazellen, auf deren Rücken er sich setzt, und mit seinem starken Schnabel die Maden der Bremsen aus der Haut und unter derselben herausdrückt, und sie verzehrt, oder in Ermangelung derselben ihnen die von ausgesogenem Blute strotzenden Zecken abliest, weshalb sich diese Thiere auch dieser gewiß oft schmerzhaften Behandlung gern unterwerfen. Er lebt in kleinen Heerden von 6 bis 12 Stück, und hat eine schreiende Stimme. (*Merrem.*)

BUPHAGOS, 1) ein kleiner Fluß in Arkadien, welcher von seiner Quelle an die Gränze zwischen dem Gebiete von Heräa und Megalopolis machte, soll seinen Namen haben von — 2) des Japetos und der Thorake Sohne, welcher von Artemis erschossen ward, weil er ihr Gewalt anthun wollte*). — 3) Ein Beiname des Herakles (s. diesen) der Rinderverzehrer. (*Ricklefs.*)

BUPHTHALMUM, ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Radiaten unter den Compositis und der zweiten Ordnung der 19. Klasse, deren Kelch blattartige Schuppen hat, deren Fruchtboden mit Spreublättchen besetzt ist, und deren Samen nur mit einigen Spitzchen gekrönt sind.

I. Strauchartige.

1. B. *durum*, mit spathelförmigen, an der Spitze krautartig gestachelten glattrandigen Blättern. Am Kap. 2. B. *elegans* Brouss., mit umgekehrt eiförmigen doppelt gekerbten Blättern. In Marokos. 3) B. *odorum* Schourb., mit linien-lanzetförmigen glattrandigen Blättern und ungestielten Blüthen. In Marokos. 4. B. *flosculosum* Vent., mit spathelförmigen gesägten filzigen Blättern und röhrigen Strahlblumen. In Asien. 5. B. *sericeum* L. suppl., mit spathelförmigen, auf beiden Seiten seidenhaarigen Blättern und borstigen Kelchschuppen. Auf Teneriffa. 6. B. *lineare* W., mit linienförmigen seidenhaarigen zu beiden Seiten einzähnigen Blättern. In Peru. (B. peruvianum Lam.) 7. B. *frutescens*, mit umgekehrt eiförmigen graulichen Blättern und Blattstielen, die auf jeder Seite einen Zahn haben. In Nordamerika. 8. B. *arborescens*, mit lanzetförmigen glatten glattrandigen Blättern. Auf den bahamischen Inseln.

*) Paus. VIII. 27.

II. Krautartige.

9. B. *cordifolium* Kit., mit großen herzförmigen doppelt gesägten Blättern. Im Bannat, Croatien und dem ganzen Morgenland. (B. speciosum Schreb.) 10. B. *salicifolium*, mit ablang lanzetförmigen gesägten fast glatten Blättern. Im südlichen Europa. B. grandiflorum L.) 11. B. *maritimum*, mit spathelförmigen Blättern und gestielten Blüthen. Im südlichen Europa. 12. B. *aquaticum*, mit ablangen stumpfen Blättern und ungestielten Blüthen. Im südlichen Europa. 13. B. *spinosum*, mit ei-lanzetförmigen den Stengel umfassenden rauchhaarigen Blättern und stachligen Kelchschuppen. In Italien und dem südlichen Frankreich. 14. B. *ramosum* Forsk., mit lanzetförmigen gezähnten gewimperten Blättern. In Arabien. 15. B. *pratense* Vahl., mit spathelförmigen fast glattrandigen scharf behaarten Blättern. In Ägypten. (*Sprengel.*)

BUPLEURUM, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Dolden-Gewächse und der fünften Linné'schen Klasse. Diese natürliche Gattung läßt sich sogleich durch die einfachen Blätter, welche vielmehr als erweiterte Blattstiele anzusehen sind, durch die soliden prismatischen fünfrippigen Früchte und die vielblättrigen Hüllen erkennen. Die Abtheilung in Tenoria, Bupleurum und Odontites verwerfe ich jetzt, da sie zu künstlich ist.

I. Mit holzigem Stamm.

1. B. *arborescens* Thunb., mit gestielten ablangen zugespitzten glatten Blättern und sehr kurzen eiförmigen Hüllblättchen. Am Kap. 2. B. *coriaceum* Ait., mit ungestieltem ablangen an der Spitze krautartig gestachelten blaugrünen schiefen Blättern, und ablangen Hüllblättchen. Im südlichen Spanien und nördlichen Afrika. B. arborescens *Jacqu.*, obliquum *Vahl.*, gibraltarium *Lam.*) 3. B. *plantagineum* Desf., mit ungestielten ablang-lanzetförmigen lederartigen nervösen Blättern und pfriemenförmigen kurzen Hüllblättchen. Auf dem Atlas. (B. canescens *Schourb.*) 4. B. *fruticosum*, mit ungestielten ablangen stumpfen am Rande knorpligen und glatten Blättern und ablangen stumpfen Hüllblättchen. Im südlichen Europa und dem nördlichen Afrika. 5. B. *fruticescens*, mit linien-lanzetförmigen zugespitzten steifen nervösen Blättern, dünnen Blüthenzweigen, die sich wieder zerästeln und angedrückten wenigen Hüllblättchen. Im südl. Europa. 6. B. *spinosum*, mit linienförmigen lederartigen nervösen Blättern, sparrigen steifen in Dornen übergehenden Zweigen und ganz kleinen Dolden. In Spanien und dem nördl. Afrika. 7. B. *difforme*, mit Blättern, die im Frühling dreitheilig und eingeschnitten, im Sommer fadenförmig und winklich sind, und ganz kleinen gegrannten Hüllblättchen. Am Kap. 8. B. *Sibthorpianum* Sm., mit fast strauchartigem Stamm, linien-sichelförmigen Blättern und linien-lanzetförmigen zugespitzten Hüllblättchen, welche kürzer als die Dolde sind. In Morea.

II. Mit krautartigem Stamm.

(I) Mit langen Hüllblättchen.

9. B. *rotundifolium*, mit aufrechtem Stamm, durchwachsenen eirunden Blättern, kleiner allgemeinen Hülle und eirund ablangen krautartig gestachelten Blättchen der

besondern Hülle. Durch ganz Europa und im nördlichen Asien. 10. B. *protractum* Link., mit niederliegendem Stamm, eirund ablangen lederartigen krautartig gestachelten Blättern, keiner allgemeinen Hülle, dreitheiligen Dolden und eirunden zugespitzten Blättchen der besondern Hülle. In Portugal, Sicilien und Sibirien. 11. B. *heterophyllum* Link., mit Blättern, die den Stamm umfassen und unterwärts lanzet-linienförmig, oberwärts aber ablang sind, mit zweitheiligen Dolden, keinen allgemeinen und ablangen Blättchen der besondern Hülle. In Ägypten. 12. B. *aureum* Fisch., mit blaugrünen Blättern, deren untere durchwachsen, die obern eiförmig sind und den Stamm umfassen. In Sibirien. 13. B. *longifolium*, mit ablangen Blättern, deren untere gestielt sind, die obern den Stamm umfassen und fünfblättrigen beiderseitigen Hüllen. In Europa. 14. B. *pyrenaicum* Gouan., mit lederartigen Blättern, deren untere lanzetförmig und sehr lang, die obern herzförmig sind und den Stamm umfassen; die allgemeine Hülle ist dreitheilig und eingeschnitten, die besondere besteht aus fünf sehr stumpfen Blättchen. Auf den Pyrenäen. (B. obtusatum *Lapeyr.*) 15. B. *angulosum*, mit linien-lanzetförmigen Wurzel-, herzförmigen gestreiften Stammblättern, die den Stamm umfassen; die allgemeine Hülle besteht aus drei ungleichen, die besondere aus fünf eiförmigen nervösen Blättchen. Auf den Alpen des mittlern Europa. (B. ranunculoides *L.*, striatum *Steph.* gramineum *Vill.*) 16. B. *petraeum*, mit linienförmigen sehr schmalen zusammengerollten Wurzel- und herzförmigen obern Stammblättern; die beiderseitigen Hüllen bestehn aus fünf Blättchen: die besondere ist etwas verwachsen. Auf den Alpen des mittlern Europa. 17. B. *graminifolium* Vahl, mit linienförmigen Wurzelblättern, fast blattlosem Stamm, einer dreiblättrigen langen allgemeinen und einer siebenblättrigen ablangen besondern Hülle. Auf den Alpen des mittlern Europa. (B. petraeum *Vill.*) 18. B. *stellatum*, mit linien-lanzetförmigen Wurzelblättern, einem blattlosen Stamm; die allgemeine Hülle besteht aus drei Blättchen, die besondere aus einem kreisrunden gefalteten Blatt. Auf den helvetischen Alpen und den Pyrenäen. 19. B. *falcatum*, mit ablangen gestielten Wurzelblättern, linien-lanzetförmigen Stammblättern und beiderseitigen fünfblättrigen Hülle. In Europa. (B. scorzonerifolium *W.*) 20. B. *polyphyllum* Ledeb., mit lanzetförmigen Blättern, die den Stengel umfassen, keiner allgemeinen und einer sechsblättrigen besondern Hülle. Am Kaukasus. 21. B. *proliferum* Delil., mit gespaltenem sehr kurzen Stamm, linienförmigen Blättern, die in zwei Zeilen stehen und gedrängten ungestielten Dolden, deren fünf Hüllblättchen zugespitzt und dreinervig sind. In Ägypten und auf Cypern. (B. nodiflorum *Sm.*, nanum *Poir.*) 22. B. *nudum* Ait., mit doppelt zusammengesetzten eingeschnittenen Wurzelblättern, einem gabelförmig getheilten Stamm, der nur zwei Blätter hat; auch besteht die allgemeine Hülle nur aus zwei, die besondere aus fünf Blättchen. Am Kap. 23. B. *canariense**, mit keilförmigen gelappten gezähnten Blättern, die zu dreien stehen, und beiderseitiger vielblättrigen lanzetförmigen Hülle. Auf Teneriffa. (*Crithmum latifolium L.*). 24. B. *Odontites*, mit rispenförmig getheiltem Stamm, linienförmigen dreinervigen Blättern und fünf lanzetförmigen zugespitzten geaderten Hüllblättchen. Im südlichen Europa. (B. glumaceum *Sm.*, baldense *Pers.*, gracile *Urvill.*) 25. B. junceum, mit rispenförmig getheiltem Stamm, linienförmigen Blättern, die den Stamm umfassen, dreiblättriger allgemeinen und fünfblättriger besondern Hülle, die so lang als die Dolden ist. Im mittlern Europa (B. Gerardi *Jacqu.*, baldense *Kit.*). 26. B. *semicompositum*, mit ästigem aufrechten Stamm, spathelförmigen Blättern und schmalen gestreiften Hüllblättchen, die länger als die Dolden sind. Im südl. Europa. (B. gracile *MB.*, cernuum *Tenor.*).

(II.) Mit kurzen Hüllblättchen.

27. B. *tenuissimum*, mit ästigem Stamm, linienförmigen Blättern und borstenförmigen Hüllblättchen, die kürzer als die dreiblüthige Dolde sind, die in den Blattachseln steht. Im mittlern Europa. 28. B. *trifidum* Tenor., mit ästigem Stamm, linienförmigen nervösen Blättern, dreitheiliger Dolde, deren Hüllblättchen borstenförmig und sehr kurz sind. In Calabrien. 29. B. *procumbens* Desf., mit niederliegendem Stamm, sehr kurzen schmalen Blättern und eiförmigen sehr kurzen Hüllblättchen. Im nördlichen Afrika. 30. B. *rigidum*, mit gabelförmig getheiltem fast blattlosen Stamm, gestielten ablangen lederartigen nervösen Blättern und sehr kleinen Hüllblättchen. Im südlichen Frankreich. (B. petiolare *Lapeyr.*). (*Sprengel.*)

BUPRESTIS. Schon bei Theophrast, Galen und Plinius komt dieser Name vor, wird aber theils für eine Pflanze, theils für ein giftiges Insekt gebraucht, vielleicht für einen Maiwurmkäfer (Meloë). Erst Linné führte ihn in der Entomologie zur Bezeichnung einer bestimmten Käfergattung ein, und dieser Annahme sind die spätern Entomologen gefolgt. Man begreift jetzt unter Buprestis (Prachtkäfer), diejenigen Käfer mit fünfgliedrigen Tarsen, die kurze sägeförmige Fühler, vier fadenförmige Taster, einen langen schmalen Körper, einen auf der Unterseite nach dem Munde zu vorgestreckten Halskragen, einen horizontalen Bruststachel und kurze Beine mit breiten lappigen Tarsengliedern besitzen. Diese Gattung ist sehr zahlreich an Arten (man kent deren über 300), die vorzüglich in wärmern Gegenden einheimisch sind, und sich durch die Pracht und den Glanz ihrer Farben auszeichnen, so daß mehre von den wilden Völkerschaften zum Schmuck benutzt werden. Die vollkommenen Insekten leben auf Blumen, die Larven derselben, so weit die bisherigen Erfahrungen reichen, im Holze. — Bei einer genauern Betrachtung der einzelen Körpertheile bemerkt man unter den Arten sehr viele Verschiedenheiten, welche die Zerspaltung dieser Gattung in mehre nothwendig zu machen scheinen, manche besitzen kein Schildchen, manche bieten in Hinsicht der Gestalt desselben viele Abweichungen dar, andere führen einen vorstehenden Bruststachel, bei andern sind die Deckschilde spitzwärts sägeförmig gezähnt, und selbst der äußere Umriß bleibt sich nicht gleich. Fabricius hat die Arten mit kurzem, glatten, rhombischen Körper, punktförmigen Schildchen und hinten tief gebuchtetem

Halsschilde unter dem Namen Trachys Latreille, die mit sehr schmalem, walzenförmigen Körper, tief gerinnter Stirn, und spitzwärts verdickten Fühlern unter dem Namen Aphanisticus getrennt, aber diese Kennzeichen scheinen kaum standhaft zu seyn. Dalman liefert (Schönherrs Synon. Ins. Vol. III. App. p. 126) eine sehr brauchbare Unterabtheilung in mehrere Unterfamilien.

Einige der bekanntesten Arten sind: 1) Buprestis vittata *Auct.*, ungeschildet, langgestreckt, grünblau, die Deckschilde an der Seite mit einem goldnen Längsstreif, an der Spitze zweimal gezahnt. Anderthalb Zoll lang. In Ostindien. 2) B. gigantea *Auct.*, elliptisch, platt, kupfergolden, das Halsschild glatt, mit zwei dunkeln Flecken, die Deckschilde längsrunzlich, an der Spitze zweizähnig. In Brasilien. Fast drei Zoll lang. 3) B. mariana *Auct.*, langgestreckt, elliptisch, schwärzlich-kupferfarben, Halsschild und Deckschilde gefurcht, letztere mit zwei eingedrückten Flecken und am Ende gesägt. Über Zoll lang. Bei uns in Kiefern. (*Germar.*)

BUR, ein großer mit irdenen Mauern umgebener Ort in dem Sandschake Nikde, in der Statthalterschaft Karaman, auf dem Wege von Nikde nach Konia, 4 St. vom letzten, auf der Stelle des alten Barata, der Stadt Lykaoniens, aus deren Ruinen Sultan Alaeddin der Seldschugide die Steine wegbringen ließ, mit denen er das Schloß von Konia erbaute. Die Ruinen der christlichen Kirche (deren Bischof auf dem dritten konstantinopolitanischen Concilium erschien) geben den Salpeter der hiesigen beträchtlichen Pulverfabrik her. (Dschihannuma S. 617). (*v. Hammer.*)

BUR oder **BURA**, in Ober-Bura oder den nördl., und Unter-Bura, oder den südlichen Theil eingetheilt, sind, nach Ludolf, Provinzen der habessinischen Landschaft Tigre, liegen nicht weit vom Meer und gränzen an Dankali. Nach Bruce (dessen Charte Oberbur und Niederbur angibt. Die Salt'sche zeigt Sewan-Bur oder Oberbur an) gehört Bur zu den kleinern Provinzen, welche gelegentlich zu Statthalterschaften gezogen und auch wieder davon getrent werden; sie liegt nach ihm (III, 259.) in der Nachbarschaft von Tigre. — Der Araber Abu Obeid nent auch eine Stadt in Oberägypten, Bura, 8 Parasangen von Antinoopolis entfernt. Edrisi führt ein Bura, 13 Meilen von Damiat entfernt, an, wenn anders der Name echt und nicht Haurani dafür zu lesen ist. (*Hartmann.*)

BURA. BURAIKOS. Bura war eine Stadt in Achaja, auf einem Berge, 40 Stadien von der See, gelegen, einst durch ein Erdbeben zerstört, aber wieder aufgebaut, und gehörte zu den 12 Bundesstädten. Von da lief nach der Küste zu der buraische Fluß, und an demselben fand man, 10 Stadien von Bura entfernt, in einer Höhle den buraischen Herakles. Dieser gab daselbst Orakel auf folgende Weise. Nachdem ihm der Fragende ein Opfer gebracht, ward ihm durch 4 Würfel, die, mit besonderen Charakteren bezeichnet, auf den Altar geworfen, und mit Zuziehung eines Gemäldes gedeutet wurden, die Zukunft enthüllt*). (*Ricklefs.*)

*) Paus. VII, 25.

BURÄTEN, - Barga - Burät (russisch Bratzker), bewohnen als Hirtenvolk die südlichen Gegenden Sibiriens, vom Jenisey an, längs der mongolisch-chinesischen Gränze, an der Angara und Tunguska, der obern Lera und dem südlichen Baikalufer, in Daurien an der Selenga (die wohlhabendsten) und am Argun und seinen Nebenflüssen. Ihre Gestalt, Sprache, Lebensweise, ihre Einrichtungen, Traditionen und historischen Bücher beweisen, daß sie mit den Mongolen gleicher Abstammung sind. Wahrscheinlich kamen sie schon zur Zeit der Mongolenherrschaft in China nach Sibirien und nomadisirten in den unbewohnten, bergigen Gegenden des nördl. Baikals, bis Mitte des 17. Jahrh., wo sie die russische Oberherrschaft anerkannten. Im J. 1783 zählte man 98,000 Köpfe b. G. jetzt 58,760 m. G. Die Buräten stehen in ihrer Gesichtsbildung den Kalmücken sehr nahe, nur daß jene weniger das Platte und Fleischige dieser Stammverwandten haben; — sie sind klein von Wuchs, bartlos und schwächlich, (Kakochimie vererbt sich) daher ihr besonders leichter Körper, mit dem sie auf ihren kleinen Pferden nur zu schweben scheinen; — sie scheren das Haupthaar, und lassen nur einen langen Haarbüschel auf dem Scheitel, der in Zöpfe geflochten wird. In ihrem Haushalte sind sie unordentlich und schmuzig, dabei mistrauisch, furchtsam und einfältig, im Umgange undienstfertig und zum Diebstahl geneigt; sie reden einen rauhen mongolischen Dialekt, werden selten über 60 Jahre alt, kennen bei Krankheiten nur den Gebrauch der heißen baikalischen Mineralwässer, dulden Polygamie (der Brautpreis wird nach Stücken Vieh festgesetzt), folgen der lamaischen Religion, und haben ihre guten (Buchon oder Gingiri Buchon) und bösen (Okodil) Geister. — Hauptgewerbe ist die Viehzucht und Jagd. (Mancher Buräte besitzt bis 4000 Pferde, 1000 Kameele, 2—3000 Stück Hornvieh, 7—8000 Schafe.) Die Buräten verändern ihre Wohnungen und Standplätze nur nach der Jahreszeit, und haben feste Winterdörfer, denen sie durch den Schutz eines Berges oder Waldes eine wärmere Lage zu geben sich bemühen. Dem Ackerbau sind sie seit einigen Jahrzehnten geneigter und schon ganze Stämme aus wandernden Nomaden fixirte Ackerbauer geworden. Ihre, unter dem Namen Bratzkaja robota bekannten mit Silber ausgelegten Eisenwaren, welche sie vornehmlich in der Winterzeit verfertigen, gehen durch ganz Sibirien. — Die Buräten zahlen ihren Tribut theils mit Geld, theils mit sibirischem Grauwerk und werden in Stämme und diese wieder in Aimaki getheilt; 10—12 der letztern bilden einen Chotton, oder Derewuschki — deren Älteste Sassul genant werden. Mehre Chottone werden durch einen, aus dem Adel oder fürstlichen Geschlechte gewählten Sai-Sang regirt. Im J. 1766 wurde diesen letztern erlaubt, als Auszeichnung einen Dolch oder Hirschfänger auf dem Oberkleide zu tragen.*) (*v. Wichmann.*)

Buraikos, s. Bura.

BURANO, kleine Insel und Städtchen bei Venedig im lombardisch-venetianischen Reich, mit 1 schönen Pfarrkirche, 2 Nonnenkl. und 1 Hospitale. Die Einwohner

*) Pallas Beschr. der mongolischen Völkerschaften. Bd. 1. Statist. obosränie Sibiri. (Petersb. 1810. 8.)

(5000) leben vom Fisch- und Vogelfang und Spitzenklöppeln. Vormals war hier das wichtigste Archiv der Republik Venedig. (*Röder.*)

BURBACH, Amt oder Gericht im Nassau-Dillenburgischen, begreift in der älteren und weiten Bedeutung, außer dem Kirchspiel Burbach, auch das Amt oder Kirchspiel Neunkirchen, und führte in alten Zeiten den Namen: Gericht der freien Leute, auch den noch üblichen: Gericht oder Grund Seel- und Burbach. Dieses Gericht stand unter den vormaligen Dynasten von Molsberg. Deren Vasallen, die zahlreichen und begüterten Stämme von Seelbach, hatten sich aber durch das ganze Gericht ausgebreitet und waren, wie zum Theil auch die übrigen Bewohner und Grundeigenthümer, im Besitz mancher Vorrechte, wovon selbst den Bauern noch bis auf den heutigen Tag die niedere Jagd geblieben ist. Die Grafen von Nassau ottonischen Stammes brachten in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. die molsbergischen Gerechtsame käuflich an ihr Haus, worüber doch bald Streit mit den von Seelbach, auch mit den Grafen von Sayn entstand, welcher Jahrhunderte lang, oft durch Vergleiche oder Schiedsrichter unterbrochen, fortdauerte. Jene nahmen die Gerichtsbarkeit, Sayn die Oberherrlichkeit in Anspruch. Nassau wollte man nur gewisse vogteiliche Rechte einräumen, welches dagegen allein zu Herrschaft und Gericht berechtigt zu seyn behauptete. Hieraus entstand zuletzt eine eigene Art von Gemeinschaft zwischen Nassau und Sayn und später zwischen Oranien, Nassau und Nassau-Weilburg, nachdem Sayn-Hachenburg durch Heirath an letztgenanntes Haus gekommen war. Die Hoheit im Ganzen war gemeinschaftlich. Dagegen hatte jeder Herr seine eigenen Unterthanen, und besondere Einkünfte, nach den Häusern, wovon doch Oranien die Mehrzahl besaß. Der nassauische Amtmann oder Vogt hatte seinen Sitz zu Burbach, der saynische zu Neunkirchen. Dem ersten war zugleich der sonst zu Haiger gehörige Hickengrund untergeben. — Durch die Rheinbundsakte gelangte Nassau-Weilburg zum alleinigen Besitz des ganzen Gerichts, einschließlich der Dörfer des Hickengrundes, mußte aber 1813 das Ganze an Oranien abtreten. Hiebei verblieb es auch im Haager Familienvertrag von 1814. Im Juli 1815 aber ward mit dem ganzen Oranischen auch Burbach an Preußen und von diesem wieder an Nassau doch nur vorläufig abgegeben; bei der völligen Ausgleichung kam das Amt Burbach und Neunkirchen wieder an Preußen zurück, und gehört jetzt zum siegenschen Kreise des Reg.-Bez. von Arnsberg.

Der Grund Seel- und Burbach gränzt gegen Morgen an das dillenburgische Amt Haiger, gegen Mittag an den Westerwald, gegen Abend an die Grafschaft Sayn und gegen Norden an das Fürstenthum Siegen. Der östliche Theil hat, neben Haubergen, auch noch einige Hochwaldungen, der westliche nur Hauberge. Diese liefern, außer dem Brennholz, auch Kohlen für die Schmelzhütten. Jeder Hauberg ist in 16 bis 18 Jahne getheilt, wovon jährlich einer abgetrieben, und alsdann einige Jahre lang mit Korn, Hafer oder Buchweizen besamet wird. Eben die Köhlereien, der Bergbau auf Eisen, Kupfer und Blei, und der Betrieb der Schmelzhütten gehören zu den vorzüglichen Erwerbsquellen der Einwohner. Im ganzen Grund befinden sich an 490 Häuser und über 560 Wirthschaftsgebäude.

Das eigentliche Amt Burbach in der engeren Bedeutung und mit Ausschluß des Amts oder Kirchspiels Neunkirchen, besteht jetzt aus dem Kirchspiel Burbach und dem Hickengrunde oder Kirchspiel Niederdreßelndorf, und begreift an 640 Wohnhäuser.

Der Hauptort Dillenburg hat eine nach einem großen Brand in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts neuerbaute schöne Pfarrkirche, an welcher zwei Prediger angestellt sind, und ist zugleich der Sitz des herrschaftlichen Beamten. Der Ort bestehet aus 74 Häusern und 79 Wirthschaftsgebäuden; er zählt an 570 Einw. — Die mainzer Straße über den Westerwald nach Siegen führt durch denselben und bringt ihm Nahrung. In einer kleinen Entfernung von Burbach liegen die Buchheller Blei- und Silberhütte, und die Adelshöfe Eichen und Heistern. Außer diesen sind noch nach Burbach mehre Dörfer und Hüttenwerke eingepfarrt, in welchen zusammen sich über 330 Häuser und 360 Wirthschaftsgebäude befinden. (*v. Arnoldi.*)

BURB JALOF, ein afrikanisches Negerreich in der Landschaft Senegambia, das im N. an Brack, im O. an Futatow, im S. an Wulli, im W. an Burb Salum gränzt, und vormals das mächtigste in der ganzen Landschaft war. Noch genießt sein Beherrscher einen gewissen Vorrang vor allen Fürsten der Jalofs, die sich vor ihm auf die Erde niederwerfen. Er herrscht völlig despotisch, obgleich die Verfassung des Stats feudal ist. Seine Unterthanen, die Jalofs (s. diesen Artikel) sind Fetischdiener. Sie bauen Hirse, Baumwolle und Indigo; ihre Wälder sind mit den schönsten Gummibäumen angefüllt, die sie jedoch den Morabuten überlassen. Unter ihnen leben viele Fulier und Laopes. Der Hauptort des Landes, wo der Burb residirt, heißt Quamkrore (nach Mollien). (*Hassel.*)

BURBURATA, Ortschaft am caraibischen Meere in der Provinz Coro des Columbia-Dep. Sulia zwischen Puerto Cabello und dem Morro (Gebirge) von Ocumare, wo man gute Salzschlemmerein hat. Gegenüber liegt eine kleine Inselgruppe, die eben diesen Namen führt. (*Hassel.*)

Burcard, s. Burchard.

BURCHANA, auch BYRCHANA, eine der wichtigern Inseln an der germanischen Küste, bei Strabo[1]) Burchanis, von Drusus erobert, von den Römern wegen der Bohnen, die dort wuchsen, Fabaria genant,[2]) wahrscheinlich Borcum der Ausmündung der Ems vorüber. (*Ricklefs.*)

BURCHANEN. Höhere Gottheiten im Lamaismus, besonders bei den Kalmücken verehrt, deren Religionslehre bekantlich mit der Lamaischen innig verwandt ist. — Im Uranfang war ein unermeßlicher Raum vorhanden, der mit goldfarbenen Wolken bedeckt war. Auf diesem Chaos erzeugte sich nach und nach ein milchartiger Schaum, aus dem alle lebendige Kreaturen, namentlich die Menschen, und aus dem Geschlechte der Menschen die — Burchanen hervorgekommen sind. Ihre Zahl

1) VII, 1, 3. 2) *Plin.* IV, 26.

beläuft sich auf tausend. Gleich nach Entstehung der Welt war auf der Erde das goldne Zeitalter. Die Menschen wurden damals achtzigtausend Jahre alt. Sie waren voll Heiligkeit, wurden von unsichtbaren Gnadengaben ernährt, und besaßen unter anderen Wunderkräften auch die Kraft, sich durch ihren Willen unmittelbar in den Himmel zu erheben. Zu der Zeit waren alle Menschen Chubúl-Gans oder Wiedergeborne. In diesem glücklichen ersten Weltalter sind die tausend Burchanen, welche von den Kalmücken gegenwärtig verehrt werden, von der Erde in den Himmel gegangen. Kein Volk vergißt sich in seiner Götterlehre — es waren mehre geborne Kalmücken darunter. Nach ihrem Weggang folgten die verschiedenen in der lamaisch-kalmückischen Religionslehre genauer bezeichneten, unglücklichen Zeitalter der Erde bis zu dem gegenwärtigen, welches das unglückseligste von allen ist. Um das allgemeine Unglück und Verderben zu mindern, ist in diesem Zeitalter der große Burchan, Dschakd-Schimmuni, (ganz wie im Lamaismus, bis auf den Namen des Gottes!) herab gekommen, und hat den ein- und sechzig Nationen des Erdbodens gepredigt. Zum Unglück aber hat jede Nation die göttliche Lehre des Burchan's mit anderen Organen gehört und auf verschiedene Weise aufgefaßt, und daraus sind denn leider so vielerlei Religionen und Sprachen hervor gegangen, als es Völker auf dem Erdboden gibt. (Dieser Erklärungsversuch der verschiedenen Religionssecten unter den Menschen ist in der That tolerant und human. Keine Nation wird behaupten wollen, daß ihre Organen allein die rechten gewesen seyen, und sonach müßten alle dogmatischen Streitigkeiten über Religionssachen aufhören. Ohne Zweifel liegt hierin auch der Grund, daß die kalmückische Religions-Philosophie nicht ganz mit der Lamaischen übereinstimt!) Was die Burchanen bei der gegenwärtigen schlimmen Periode zum Besten der Welt noch thun können, thun sie, leider aber wird ihr Regiment durch eine ungeheuere Menge von bösen Astral- und Luftgeistern sehr erschwert, die namentlich unsere Erde beständig umschwärmen, und unsägliches physisches und moralisches Übel darauf stiften. S. **Astralgeister.**

Die Burchanen haben nicht alle gleichen Rang, vielmehr sind sie in Macht und Beschäftigung sehr von einander unterschieden. Bei den Kalmücken ist Abida Burchan der vornehmste der Burchanen [1]). (Also nicht Dschakd-Schimmuni, wie im Lamaismus!) Als Höllen-Gott steht dem Abida, der Burchan Erlik-Chan gegenüber, der ihm in seinem, d. h. im höllischen Reich, an Macht und Würde gleich ist. Andere mächtige und einflußreiche Burchanen sind z. B. Maidarin [2]), Massuschiri, Gerel-Sakiktschi, (Weltbewahrer) Altan-Dschidakti-Burchan, (der goldne, unverwesliche) Chomschin-Bodi-Sada [3]), Dschodbo u. s. w. [4]) Als allgemeiner Aufenthaltsort der Burchanen wird der Himmel genant. Eine ziemlich unbestimmte Geographie! Die kalmückische Götterlehre geht indeß bei mehrern Burchanen mehr in's Einzelne. Die eben genannten Burchanen wohnen zum Beispiel abwechselnd bald in diesem, bald in jenem bestimmten Planeten, oder bestimmten Gestirn. (Der Burchanen-Himmel ist übrigens ungemein langweilig. Die Burchanen sitzen mit geschloßnen Augen da und denken über das Gurban-Erdeni nach, sprechen die fünf heiligen Worte aus u. s. w.). Dschakd-Schimmuni hält sich unsichtbarerweise noch immerfort am liebsten auf der Erde auf. Erlik-Chan hat seinen Palast in der Hölle u. s. f. Den wohlthätigen Burchanen, sagt Pallas Th. I. S. 277, scheint allezeit eine feine und angenehme Gestalt, den bösen dagegen eine fürchterliche beigelegt zu werden. Zum richtigen Verständniß dieser Stelle muß bemerkt werden, daß es keine an sich böse und übelwollende Burchanen gibt, wie etwa unser Teufel das böse Prinzip an sich und absolut ist und repräsentirt. Die bösen Burchanen sind nur gleichsam die Vollzieher der verhängten Strafgerichte gegen die Gottlosen oder Verächter der Burchanen, und insofern den Verdammten freilich fürchterlich. Aus diesem Gesichtspunkt muß selbst die Gestalt der sogenannten bösen Burchanen beurtheilt werden, die allerdings bei Mehren wahrhaft grausenerregend ist. Namentlich sehen Erlik-Chan, so wie ein anderer Höllengott, (Pallas gibt dessen Namen nicht an, es ist vielleicht nur eine Variation von Erlik-Chan) der ganz von Flammen umgeben auf einem Ungeheuer steht, dem ein der Länge nach in Convulsionen da liegender Mensch zur Unterlage dient, weit furchtbarer aus, als unser Teufel, wie er gewöhnlich abgebildet wird, der mit seinen Bockshörnern, Pferdefuß und Schweif mehr einer bloßen Fratze gleicht. Auch die Hölle des Burchan-Erlik übertrifft an Furchtbarkeit die christliche, die Phantasie scheint sich im Schrecklichen darin erschöpft zu haben. Hier ein paar Proben davon. Diesseit der Hölle ist ein weites Meer, welches gleichsam den Vorhof bildet, und aus lauter Urin und Unflath besteht, da kommen die Verdammten zuerst hinein. Von diesem nicht sehr appetitlichen Orte führt zur eigentlichen Hölle ein eiserner Pfad, der die wundersame Eigenschaft hat, daß, während die Verdammten von Burchan-Erlik's Abgesandten darüber getrieben werden, das Eisen immer dünner und dünner wird. Wenn sie so lange genug in Todesangst geschwebt haben, bricht es endlich, und Jeder fällt ohne weiteres in das für ihn bestimmte Departement der eigentlichen Hölle. Hier leiden die Unseligen nun gar seltsame Strafen. Die Reichen z. B., die gegen Arme und Nothleidende unbarmherzig gewesen sind, werden in Ungeheuer verwandelt, deren Kopf und Bauch so groß als Berge sind, der entsetzlich lange Hals dagegen, welcher Kopf und Rumpf mit einander verbindet, ist nicht dicker, wie ein Bindfaden, oder höchstens wie ein Strickstock, so, daß sie beim besten Appetit nichts hinunter bringen kön-

1) Dessen Abbildung in Pallas Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs Th. I. Tab. B. Fig. II. (S. 276. nach dem vollständigen Ausz. Frkf. u. Leipz. 1776.). 2) Dessen Figur bei Pallas a. a. Ort. Fig. I. 3) Wird beinahe wie Dschakd-Schimmuni abgebildet. Pallas l. c. S. 288. 4) Ich habe eine starke Samlung solcher kalmückischen Burchanen-Götzen in Saizkoi Gorodok anzutreffen das Glück gehabt, welche alle aus Kupfer hohl gegossen, im Feuer stark vergoldet, und von so sauberer Arbeit waren, als die hier mitgetheilten Abbildungen nur immer sind. Besonders war die kleine, zum Theil von Silber künstlich ausgearbeitete Figur, welche auf der Platte die VII. ist, anmerklich ꝛc. Pallas l. c.

nen[5]). (Vermag die wüsteste Phantasie etwas Abenteuerlicheres und Barockeres zusammen zu setzen?) Gar originell ist von Burchan-Erlik die Strafe der Religionsspötter, namentlich der Verächter der Burchanen und des Gurban-Erdeni (der lamaisch-kalmückischen Drei-Einheit) ausgedacht. Die Spötter kommen alle an einen Ort in der Hölle. Nun möchten sie gern auch noch da lästern und spotten. Dann sind aber sogleich Teufel in Menge bei der Hand, die ihnen glühenden Ruß in die Ohren schütten, daß keiner den Anderen verstehn kann. Zu anderer Zeit werden sie zwischen zwei ungeheure Steine gelegt, wovon der obere zufolge eines besonderen Mechanismus von selbst in die Höhe geht. Ist er hoch genug, um im Herunterfallen alles zu zermalmen, so fällt er mit furchtbarer Gewalt herab, und zerschmettert den Spötter in tausend Stücke. Alsdann erschallt eine Stimme, die ihn wieder ganz macht, und das Experiment begint von Neuem. Die kalmückischen Höllenstrafen sind aber nicht absolut ewig, und man hat Beispiele, daß bisweilen noch eine Spötterseele durch diese einfache Mechanik, bei der freilich der Scherz aufhört, bekehrt wird.

Der hohle Fuß bei allen Götzenbildern der Burchanen pflegt mit einer wohleingepaßten kupfernen Platte verschlossen zu seyn, und man findet in jedem einen aus Asche bestehenden, in ein Streifchen Papier oder Bast von Birken, worauf tangutische Schrift stehet, eingewickelten kleinen Cylinder, oder wenigstens einen Zettel mit tangutischer Schrift. Die Aschen-Cylinder werden als Reliquien der heiligen Körper betrachtet, unter welchen die Burchanen vormals sichtbar auf der Erde da waren. Sobald dieser Deckel von einer Burchanen-Figur geöffnet ist, halten die Kalmücken solche für entheiligt und kaufen sie nicht mehr, da sie sonst, sagt Pallas, die bei der Zerstörung der ssungorischen Macht durch die Kirgisen häufig geraubten, und auf den russischen Gränzmärkten vertauschten Burchanen, den russischen Kaufleuten begierig wieder abnehmen und zu hohen Preisen erstehen, so lange das Innere des Götzen unberührt geblieben ist. — Außer den gegossenen Burchanenbildern, besitzen die Kalmücken auch theils auf chinesisches Papier, theils auf Zeuge gezeichnete und gemalte Figuren davon, dergleichen Pallas mehre von bewundernswürdiger Feinheit bei diesem Volk gesehen zu haben versichert. Desgleichen in Thon abgedrückte, die wie Siegelerde aussehen und mit rother Farbe, oder Goldblättern überzogen sind. Diese werden von den Kalmücken häufig als Amulete getragen, und man schreibt ihnen allerhand wunderthätige Kräfte zu. — Der rohere Theil der tangutischen Kalmücken betrachtet nach Pallas den Dalai-Lama als einen wirklichen auf Erden lebenden Burchan und betet ihn an, ob sich gleich unter dieser Horde ein eigener Lama oder Verweser des allgemeinen Oberhaupts des Lamaismus befindet. Bei den verschiedenen hohen Festen der Kalmücken stehn die Burchanen in voller Pracht auf kleinen Kisten ausgesetzt da, und haben die Fetzen von grünem, rothen und gelben Tuch, worin man sie sonst einwickelt, wie Mäntel über den Schultern hängen[6]).

Zum Schluß noch ein paar Burchanen-Legenden! Einstmal saßen die drei Burchanen, Massuschiri, Dschakd-Schimmuni und Maidarin bei einander und beteten in tiefer Andacht mit geschlossenen Augen. Da schlich sich ein mächtiger übelthätiger Dämon herbei, und ließ seinen Unflath in die Schale fallen, welche geistliche Personen beim Gebet stets vor sich stellen. Sobald es die drei göttlichen Personen bemerkten, überlegten sie mit einander, daß, wenn sie diese abscheuliche Materie in die Luft ausschütteten, alle Wesen davon vergehn müßten, sollten sie die Schale aber über die Erde ausgießen, so würde Alles, was Leben hat, darauf umkommen. In dieser großen Noth war Rath theuer. Nach langen heiligen Berathschlagungen wurden sie einig, um die Welt nicht zu Grund zu richten, lieber alles selbst zu sich zu nehmen. Die Reihe traf den Dschakd-Schimmuni zuletzt. Er bekam die Hefe und ward von dem Gift dieses Bodensatzes ganz schwarz und blau im Gesicht, weßwegen er noch jetzt in Gemälden mit einem blauen Antlitz, in gegossenen Figuren aber mit einer dunkelblauen Mütze auf dem Kopf vorgestellt wird. (Im Indizismus, namentlich in Krischna's Leben, komt etwas beinahe ganz Ähnliches vor). Bei einem anderen Vorfall bewies der Burchan Dschakd-Schimmuni, wo möglich, noch größere Aufopferung und Menschenliebe, denn — er ließ sich selbst essen. Dies ging folgendermaßen zu. Als seine Sele noch auf der Erde in dem Körper eines Hasen gewohnt hat, ist ihm einmal ein Mensch aufgestoßen, welcher die äußerste Hungersnoth litte, so daß er eben im Begriff war, zu sterben. Da entschloß sich Dschakd-Schimmuni dem Elenden freiwillig in die Hände zu laufen, um ihm zu einem guten Braten zu verhelfen. Der Schutzgeist der Erde hat diese edle That so bewundert, daß er von diesem Moment an zum ewigen Andenken für die Nachkommenschaft die Gestalt eines Hasen in den Mond gesetzt hat, welchen nach Pallas Versicherung die Kalmücken noch immer mit vieler Andacht darin sehen. (Vergl. Lama, Lamaismus.) (*G. C. Horst.*)

BURCHARD, Herzog in Thüringen, reihet sich an die Stammväter des sächsischen Fürstenhauses an. Er war ein Mitglied des Geschlechtes Buzizi. Buzivur ist der Name, in welchen die lateinischen Chronikschreiber den teutschen Buz (Burchard) verwandelten[1]). Er war der Großvater des Grafen Dietrich von Wettin, des Stammvaters der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen. Die herzogliche Würde erhielt er im J. 892. Er verwaltete sie 47 Jahre hindurch mit vieler Kraft, zu welcher ihn besonders die damals so häufig sich er-

5) Pallas hat die kalmückisch-lamaische Hölle sehr ausführlich beschrieben. Er verdient hierin als der zuverlässigste Berichterstatter betrachtet zu werden, nicht allein weil er sich ziemlich lang unter den verschiedenen kalmückischen Stämmen aufgehalten hat, sondern weil er auch authentische Nachrichten von einem gelehrten und der Sprache vollkommen kundigen Mann, dem Protopopen der bekehrten Kalmücken, einzuziehen Gelegenheit hatte.

6) Pallas l. c. S. 297. Dergleichen hohe Feste haben die Kalmücken namentlich drei, eben so in jedem Monat drei Sonn- oder heilige Tage u. s. w. Pallas S. 295. f.

1) So wie, in der gem. Sprache, Friedrich in Fritz, Heinrich in Heinz u. s. w. überging. Vgl. Braun's Ausz. aus der sächs. Gesch. I, 183. (Vgl. dagegen unten den Art. Buzizisches Haus. (*H.*)

eignenden Einfälle der Ungarn auffoderten[2]). Auch war es im Treffen gegen die Ungarn, in welchem Burchard (909) dem edlen Berufe für das Vaterland zu fechten, sein Leben aufopferte[3]); daß dieses Treffen, wie Spangenberg u. A. behaupten, bei Eisenach vorgefallen sey, bezeugt aber kein gleichzeitiger Geschichtschreiber, keine Nachricht des Mittelalters. (*Galletti.*)

BURCHARD II., auch **Buko** und **Bukko**, **Buco** und **Bucco**, auch **Buggo** genant, einer der merkwürdigsten unter den halberstädtischen Bischöfen und der zwölfte in der Reihe derselben, war in Schwaben von geringen Ältern geboren, ein Schwestersohn des Erzbischofs Hanno von Cöln, der als Lehrer und Aufseher des minderjährigen Kaisers Heinrichs IV. eine Zeit lang Teutschland regirte. Durch den mächtigen Einfluß dieses Mannes, wurde B. vorher Propst des Stiftes Simonis und Judä zu Goslar, nach dem 1059 erfolgten Tode Burchards I. zum Bischof von Halberstadt ernant, ohne Berücksichtigung des dem Domkapitel zustehenden Wahlrechts. Gleich nach seinem Regirungsantritt erzeigte ihm der Kaiser die Ehre, das Osterfest 1060 zu Halberstadt zu feiern, aber nur einige Wochen später, am 18. April, wurde der ganze mitternächtliche Theil der Stadt, samt dem Dome[1]) vom Feuer verzehrt. Die Herstellung des letztern betrieb B. mit aller Sorgfalt. Im J. 1061 schickte ihn der Kaiser von Augsburg aus nach Rom, um über die Rechtmäßigkeit der beiden damals vorhandenen Päpste, Alexander II. und Honorius zu entscheiden. Er erklärte sich, wie es scheint, besonders auf Betrieb des schlauen Archidiakons Hildebrand, nachherigen Papstes Gregor VII., für Alexander, obgleich Honorius ursprünglich von der kaiserl. Partei gewählt worden war. Dies war unter der Verwaltung der Mutter des minderjährigen Kaisers geschehen, jetzt aber stand der Erzbischof Hanno an der Spitze der Angelegenheiten, der andere Ansichten hegte und B's Entscheidung billigte. Alexander II. bewies sich dankbar und ertheilte in einer 1062 erlassenen Bulle[2]) dem halberstädtischen Bischof ausgezeichnete Ehren und erzbischöfliche Vorrechte. Er wurde zum geistlichen Sohne und die halberstädtische Kirche zur unmittelbaren Tochter der römischen erhoben. Er erhielt das Pallium, durfte bei feierlichen Umgängen ein Kreuz vor sich hertragen lassen, ein weißes Prachtroß besteigen, auch nebst den vornehmsten Stiftsherrn bei der Messe eine Inful tragen. Vergebens widersetzte sich der Erzbischof Siegfried von Mainz diesen Begünstigungen; B. hatte eine gar mächtige Stütze an seinem Verwandten Hanno, der auch bei nachmals entstandenem Zwist den Papst Alexander in seinen Rechten schützte. Im J. 1064 hatte B. die Freude, daß sein Oheim Bezilo, Hanno's Bruder, nicht ohne sein Zuthun Erzbischof von Magdeburg wurde. Seinen Vetter Herrand machte er zum Abt des Klosters Ilsenburg am Brocken. Im J. 1068 zog er gegen die Liuticier in der Mark und Pommern zu Felde, verheerte ihr Land, und bemächtigte sich des von ihnen göttlich verehrten Pferdes, worauf er einen triumphirenden Einzug in Halberstadt hielt. Im J. 1071 am zweiten Pfingsttage weihte er den neuerbauten Dom[3]) feierlichst ein, in Gegenwart des Kaisers, der Kaiserin und vieler ausgezeichneten Personen, worunter auch fünf teutsche und ein schwedischer Bischof waren. Bei dieser Gelegenheit schenkte ihm der Kaiser so viele Weinberge in den Rheingegenden, daß er jährlich zehn Fuder Wein daraus gewinnen konnte. Dennoch zeigte sich B. in dem bald nachher ausbrechenden Streite des Kaisers mit den Sachsen als den erbittertsten und hartnäckigsten Gegner Heinrichs IV. Die Ursachen davon sind nicht mit völliger Gewißheit bekant; und es läßt sich nur vermuthen, daß Verdruß über den verschwundenen Einfluß seines Verwandten Hanno, Misbilligung der ausschweifenden Lebensweise und mancher ungerechten Schritte des Kaisers, vielleicht selbst von Hildebrand angenommene Grundsätze, dazu mitwirkten. Auch soll der Kaiser seinem Stift die Güter eines verstorbenen Edelmanns Bodo unrechtmäßigerweise vorenthalten haben. Seinerseits haßte Heinrich IV. den Bischof nicht weniger und erblickte in ihm den Haupturheber und Beförderer des sächsischen Aufruhrs. B. war unter den Verbündeten, welche den Kaiser von der Harzburg zu entfliehen und die in Sachsen erbauten Schlösser zu zerstören nöthigten; insbesondere bemächtigte er sich des nicht weit von Halberstadt entfernten Schlosses Heimburg. Aber die erste Schlacht, welche Heinrich am 9. Juni 1075 den Verbündeten an der Unstrut lieferte, fiel sehr unglücklich für diese aus; B. mußte die Flucht ergreifen und der größte Theil seiner Ritter wurde getödtet. Der Kaiser schickte hierauf Truppen in das Halberstädtische und Magdeburgische, die daselbst auf eine empörende Weise hausten. Gegen den Winter versammelte er ein neues noch stärkeres Heer zu Gerstungen, wodurch die verbündeten Fürsten endlich bewogen wurden, sich freiwillig in seine Hände zu liefern. Der Kaiser hatte ihnen für diesen Fall seine Verzeihung eidlich zugesagt; allein er brach sein Wort, bemächtigte sich der Fürsten und ließ sie in entfernte Provinzen gefänglich abführen. B. wurde zuerst dem bambergischen Bischof Rupert, einem harten Manne, in Verwahrung gegeben, und eine Zeitlang auf dessen Schlosse Gosmanstein gefangen gehalten. Bald aber nahm der Kaiser ihn unter seine unmittelbare Aufsicht an seinen Hof, wo er unwürdig behandelt wurde und sich den Umgang der untersten Dienerschaft gefallen lassen mußte. Zuletzt übergab ihn der Kaiser seiner Schwester, der Königin von Ungarn, um ihn auf diese Weise für immer aus Teutschland zu entfernen. Beim Hinabschiffen der Donau aber glückte es B., durch die Hilfe des baier'schen Ritters Udalrich, seinen Aufsehern zu entkommen. In weltlicher Verkleidung gelangte er unerkant in sein Bisthum zurück, wo er mit Freuden aufgenommen wurde und von jetzt an mit noch größerm Eifer, denn zuvor, dem Kaiser

2) Regino bei dem J. 892. 898. 3) *Lambertus Schafn.* 909. und Braun III, 117.

1) Es war das zweite, vom Bischof Hildeward in der letzten Hälfte des 10. Jahrh. errichtete Domgebäude. Der älteste, 859 eingeweihte Dom, war im J. 963 zusammengestürzt. 2) Abgedruckt in Leukfeld's Antiq. Halberst. S. 680 — 682.

3) Dieses dritte Domgebäude wurde bei der Einäscherung der Stadt durch die Truppen Heinrichs des Löwen im Sept. 1179 zerstört, worauf der noch stehende Dom seit dem J. 1193 erbaut ward.

widerstrebte. Er unterstützte den Gegenkaiser Rudolph von Schwaben, und trug nach dessen Tode viel zur Erwählung des zweiten Gegenkaisers, Hermann von Luxenburg bei, der in seiner Gegenwart zu Goslar 1082 gekrönt wurde, zu Eisleben im Stift Halberstadt residirte und dadurch gewissermaßen von B. abhängig war, der unter ihm von Neuem großen Einfluß auf die Reichsangelegenheiten gewann. Der Gegenkaiser schenkte ihm im J. 1083 die Örter Bathislevo, Oskersleve und Pisakendorp, wovon die beiden letztern unter den Namen Klein-Aschersleben und Pesekendorf noch jetzt vorhanden sind. In der Osterwoche 1085 hielt er mit dem Erzbischof Hartwig von Magdeburg und andern Feinden Heinrichs IV. eine Synode zu Quedlinburg, auf welcher der Kaiser und der von ihm ernannte Papst Guibert nochmals verdamt wurden. Heinrich aber ließ auf einer Gegensynode zu Mainz seinen Widersacher Hermann in die Acht erklären und dessen Anhänger, namentlich Hartwig und Buko, als Reichsfeinde ihres Amts entsetzen. Er selbst brach ungeachtet der herrschenden Pest mit einem starken Heer in Sachsen ein, besetzte Halberstadt und Magdeburg, und machte an Buko's Stelle, den Canonicus Hemezo, muthmaßlich einen Grafen von Sangerhausen, zum Bischof [4]). B., der mit Hartwig und Hermann nach Dänemark geflohen war, kehrte mit dänischer und wendischer Hilfe zurück, nöthigte den Kaiser zum Abzuge, und nahm sein Bisthum wieder ein. Im J. 1086 aber drang der Kaiser nochmals bis an die Bode vor, und verwüstete einen Theil des halberstädtischen Gebiets. Hermann setzte den Kampf gegen Heinrich IV. noch einige Zeit fort, bis er gegen das J. 1088 vom Schauplatz abtrat. Andere Gegner Heinrichs waren gestorben, und man neigte sich nach langem erschöpfenden Kampfe von allen Seiten zum Frieden. Nur B. blieb unversöhnlich und bemühte sich, einen dritten Gegenkaiser in der Person des Markgrafen Ekbert von Braunschweig, eines Vetters Heinrichs IV. aufzustellen. Doch dieser überzeugte sich bald, daß er bei der friedlichen Stimmung der Gemüther nicht auf hinlängliche Unterstützung rechnen dürfe, und um sich den Kaiser wieder geneigt zu machen, fiel er um Lätare 1088 in das Stift Halberstadt ein und foderte den Bischof unter Drohungen zur Versöhnung mit Heinrich IV. auf. Buko erbat sich einige Bedenkzeit und bewirkte eine Zusammenkunft Ekberts mit den übrigen sächsischen Fürsten zu Goslar, auf den Sontag Judika. Hier zeigte man sich von allen Seiten zum Frieden geneigt; nur B. blieb unbeweglich, und erklärte, daß er, ungeachtet seines 60jährigen Alters [5]) lieber ins Exil wandern, als mit dem geächteten Heinrich die geringste Gemeinschaft haben wolle. Diese Gesinnung misfiel am meisten den Bürgern zu Goslar, welche dem Kaiser geneigt waren, und mit dem Frieden die Rückkehr desselben in ihre Stadt wünschten. Da nun auch B's Ritter und Knechte einen gleichen Ton anstimmten, erregten die Bürger, vielleicht auf Ekberts Mitbetrieb, einen Aufstand, stürmten die Wohnung des Bischofs, tödteten viele seiner Leute, und bemächtigten sich zuletzt seiner selbst, — nachdem er bereits, bei dem Versuche das Volk vom Fenster aus zu besänftigen, mit einem Pfeile in den Hals geschossen worden — worauf er sehr gemishandelt, mit Steinen geworfen und mit einem Spieß in der Brust verwundet wurde, so daß das Eisen darin stecken blieb. Seine Leute entrissen ihn endlich halbtodt dem wüthenden Haufen, und brachten ihn bei Nacht in das Kloster Ilsenburg, wo er in der folgenden Nacht, zwischen dem grünen Donnerstage und Charfreitage 1088 seinen Geist aufgab [6]). Dieser Bischof, dem man einen regsamen Geist und standhaften Charakter nicht absprechen kann, lebt noch einigermaßen in der Erinnerung des Volkes. Die Tradition bezeichnet ihn als einen großen Kinderfreund, der gern die Kleinen beschenkte, und man glaubt, daß ein zu Halberstadt althergebrachtes Wiegenlied, worin er im Diminutiv angeredet und zu Geschenken aufgefodert wird, wol bis in jene Zeiten hinaufreichen könne [7]). Er hat 1083 das Collegiatstift zu St. Peter und Paul in Halberstadt und im folgenden Jahr das Kloster Huysburg im Huywalde, 1 Meile von Halberstadt, gestiftet, wozu sein Vorgänger Burchard I. schon gewissermaßen den Grund gelegt hatte. Beide Stiftungen sind erst in dem gegenwärtigen, an Umwälzungen so reichen Jahrhundert, aufgelöst worden [8]). *(Rese.)*

BURCHARD, Burcard von Biberach, Burchardus Biberacensis, Abt des Klosters Ursberg, im 11. Jahrh. zu Biberach geboren, trat zu Schussenried (Sorethum) unfern seines Geburtsortes, in den Prämonstratenserorden, und wurde einige Jahre nachher Prälat des Klosters. Seine Verdienste verschafften ihm 1215 die Würde eines Abts des Klosters Ursberg, wo er 1226 starb, nachdem er zweimal das Unglück erlebt hatte, die Abtei vom Feuer verwüstet zu sehen. Er ist Verfasser einer Geschichte Kaiser Friedrichs I. in schlechtem Latein, die aber in sofern Epoche macht, als sie viele Urkunden und reiche Stammtafeln enthält: Historia Friderici imperatoris magni, hujus nominis primi ducis Suevorum et parentelae suae. S. l. e. a. (Aug. Vindel. monaster. Vdalr. et Afrae.) fol. eine höchst seltene Ausgabe, von der sich eine gleichzeitige teutsche Übersetzung handschriftlich in der königl. Bibliothek in Dresden befindet. Neue Ausgabe: Historia Friderici I.; ed. notis illust., tabb. geneal. auxit, et de auctore praefatus est G. A. Christmann. Vlm 1790. 4. *(Baur.)*

BURCHARD, Burcard (Jean), aus Straßburg, wurde den 11. December 1483 päpstlicher Hof-

4) Nach einigen Angaben scheint Hemezo, der auch Hamazo und fälschlich Lineso genant wird, schon bei der ersten Entfernung Buko's an seine Stelle gesetzt und jetzt nur neu bestätigt worden zu seyn. 5) Überdies war er vom Podagra und andern Schwachheiten so sehr angegriffen, daß er schon seit 8 Jahren sich überall hin tragen oder fahren lassen mußte.

6) Über die letzten Scenen seines Lebens ist ein ziemlich ausführlicher Bericht seines Verwandten, des damaligen Abtes von Ilsenburg, Herrand, vorhanden. S. Abel's Samlung etlicher noch nicht gedruckten alten Chroniken. S. 289. ffg. 7) S. Volkssagen, nacherzählt von Otmar. (Nachtigal) (Bremen 1800). S. 45. 8) S. Leukfeld's Antiquitates Halberstadienses. pag. 447—532. Walther's magdeburg. Denkwürdigkeiten. Th. 3. §. 5—8. Lenz halberstädt. Stiftshistorie. S. 40—48. Abel's halberstädt. Landchronik. S. 169—185. Ebd. Samlung etlicher noch nicht gedruckten alten Chroniken. S. 281—298.

Geistlicher und Ceremonien-Meister, in der Folge Bischof von Citta di Castello, und starb den 6. Mai 1505. In einer barbarischen, einfach-treuherzigen Sprache verfaßte er ein höchst-merkwürdiges Tagebuch über Papst Alexander VI. von 1492 bis 1505, worin er mit vieler Aufrichtigkeit alles erzählt, was er von der schändlichen Regirung dieses Papstes sah und hörte, und wobei er manchmal zu verstehn gibt, daß er mehr noch wisse, als er sagt. Meistens ist er kurz, und Kleinigkeiten wechseln mit wichtigeren Dingen ab; mehre seiner Erzählungen belegt er mit Urkunden, aber mehr Kritik und Mäßigung würden sein brauchbares Buch an manchen Stellen noch mehr empfehlen. Es war lange nur durch ein Fragment bekant, das Denis Godefroy in seiner Histoire de Charles VIII. 1684 aufnahm, und durch Raynaldi's Erwähnung desselben in seiner Fortsetzung des Baronius, bis es endlich Leibnitz im Auszuge bekant machte: Specimen historiae arcanae, sive anecdotae de vita Alexandri VI. Papae, seu excerpta ex diario Joh. Burchardi, Argentoratensis, capellae Alex. VI. papae clerici, cerimoniarum magistri. Hannov. 1696. 4.; vollständiger aber J. G. Eccard in dem Corp. hist. med. aevi. T. II. p. 2017. sq., wiewol beide Abdrücke, jedoch unbeschadet der Glaubwürdigkeit, in vielen Stücken von einander abweichen*). Außer diesem Tagebuche hat man von Burcard ein Buch unter dem Titel: Ordo pro informatione sacerdotum. Rom. 1509. 4.; Ven. 1572. 8. auch hatte er mit Jakob de Lutiis Theil an der Verbesserung des Liber pontificalis. Rom. 1497. fol.)**). (*Baur.*)

BURCHARDIA, nannte R. Brown nach Johann Heinr. Burckhard (s. unten) eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Junceen und der 6. Linné'schen Klasse, deren Charakter in einem 6blättrigen corollinischen Kelch besteht, welcher auf der Basis die Staubfäden und in der Mitte der Nägel Nektargruben hat. Die Antheren sind schildförmig und an der Rückseite der Staubfäden angeheftet. Das Pistill und die Kapsel sind dreitheilig. Die einzige bekannte Art, B. *umbellata* R. Br. wächst auf Neu-Holland. (*Sprengel.*)

BURCHELLIA, nannte R. Brown, dem Reisenden Burchell zu Ehren, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der 5. Linné'schen Klasse, deren Blumen in Knöpfen stehn und mit Hüllblättern umgeben sind. Der Kelch ist 5theilig, die Corolle röhrig, die Antheren eingeschlossen und die zweifächerige Beere ist mit dem Kelche gekrönt. Die einzige bekannte Art: B. *capensis* R. Br. wächst am Kap und ist Lonicera bubalina L., Cephaëlis Pers. (*Sprengel.*)

BURCHIELLO. Der eigentliche Name dieses bizarren Volksdichters ist Domenico, und er wurde nach italiänischer Weise auch Domenico di Giovanni genant, um ihn als Sohn des Giovanni zu bezeichnen[1]). Sein Geburtsort ist nicht mit völliger Sicherheit anzugeben: Einige machen Bibbiena im Casentinischen dazu, Andre Florenz selbst. Sein Leben gehört in die erste Hälfte des 15. Jahrh., aber das Jahr seiner Geburt ist nicht bekant. Man weiß nur, daß sein Vater Barbier war und daß Domenico das Gewerbe desselben fortsetzte und in Florenz um das Jahr 1432[2]) eine Barbierbude in dem Quartier Calimala nicht weit vom alten Markte inne hatte. Was ihn von Florenz nach Rom brachte, weiß man nicht, aber sicher ist, daß er in der letzten Stadt im J. 1548 starb. Was den Namen Burchiello betrifft, so ist er ein Spitzname, welchen der Barbier seiner schluderigen Versmacherei zu verdanken hatte und dessen er sich selbst als eines Ehrentitels bediente, worüber er seinen Familiennamen in Vergessenheit kommen ließ[3]).

Burchiello war ein Mann, welcher mit der dem Barbiergewerbe eigenen Schwatzhaftigkeit eine reiche Ader von satyrischer Laune und einen allzeitfertigen Witz verband, wodurch er sich und seine Bude in ganz Florenz berühmt und beliebt machte. Er war nicht verlegen, jeden tollen Einfall, der ihm einkam, er mochte treffen, wen er wollte, in Verse zu bringen, und da er seinen Scherz und Schimpf unter der Masse einer gemeinen Dummheit oder Geckenhaftigkeit zu geben pflegte, so fühlte sich Niemand dadurch beleidigt. Der größte Theil der Gedichte, welche von B. übrig geblieben sind, besteht aus Sonetten in einer eigenthümlichen Form mit einem nachschleppenden Schweife von drei Versen. Kanzonen gibt es nur wenige von ihm. Viele dieser Gedichte zeichnen sich durch kecken und derben Witz aus und sind wahrhaft originell, wie z. B. das Gespräch des Rasirmessers und der Poesie. Die meisten sind voll ausgelassener Unzucht und schmuziger Sittenlosigkeit, einige nichts als Pasquille, welche sich auf irgend eine Stadtanekdote beziehen und daher durch lokale und persönliche Anspielungen unverständlich sind, einige endlich scheinen gerade zu auf tollen Unsinn berechnet, und diese letztere Gattung hat man in der Folge vorzugsweise als Gedichte alla Burchiellesca bezeichnet und nachgeahmt. Burchiello's Sprache ist lebendig, bunt und nackt bis zur ärgsten Frechheit, und ihre vielen Provinzialismen und Volks-

*) Eine vollständige Handschrift von diesem Werke, in 5 Quartbänden, entdeckte la Curne de St. Palaye zu Rom, in der Bibliothek Chigi. Auch in der königl. Bibliothek zu Paris befinden sich mehre Handschriften davon; man sehe den 17. Bd. der Mém. de l'acad. des belles lettres, wo Foncemagne eine Nachricht von Burcard's Tagebuch gibt S. 597—606; eine andere Nachricht davon steht im 1. Bde. der Notices et extraits des manuscrits de la biblioth. du roi. — In der münchner Centralbibliothek befindet sich, 2 Folianten stark, ein Manuscript, das von 1484 bis 1538 geht, worin sich blos ein Defekt von Junius bis December des ersten, und vom März bis August des letzten Regirungsjahres Alexanders VI. findet. Dieses Manuscript hat Onufrio Panvinio eigenhändig geschrieben, und es befinden sich charakteristische Randglossen dabei. Auszüge daraus s. in v. Aretins Beitr. zur Literat. 1803. St. VI. 49.; 1814. St. I. 49. 73. St. II. 49. **) *Bayle* Oeuv. div. T. IV. 727. Schröckh's christl. Kirchengesch. 32 Th. 441. Biogr. univ. T. VI. (von Villenave). Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 1 Bd. 154.

1) Daraus ist aus Misverständniß Domenico di S. Giovanni entstanden, eine Benennung, welche Burchiello's Geburtsort anzeigen würde. Denn S. Giovanni ist ein kleiner Flecken zwischen Florenz und Arezzo. 2) Erst in diesem Jahre wurde er als Barbier immatrikulirt. 3) Alla Burchia heißt in der florentinischen Volkssprache: in's Zeug oder in's Gelag hinein. Der Provinzialismus „Schluderig" drückt den Sinn und Ton des italiänischen Sprichworts am besten aus.

sprüchwörter (riboboli) machen ihr Verständniß sehr schwierig. Aber eben darum ist sie sehr wichtig für den Sprachforscher, und es gibt mehre Commentare über B., welche die Räthsel seiner Poesie durch historische und grammatische Erläuterungen zu lösen versucht haben. Die bekanntesten dieser Commentare sind die von Doni und Papini [4]).

Man hat B., aus seinen Versen schließend, mancherlei Laster und Untugenden aufbürden wollen; Andre haben ihn vertheidigt und den satyrischen Barbier als einen unumwundenen Züchtiger der Sittenlosigkeit seiner Zeit dargestellt und dadurch die Sittenlosigkeit seiner eigenen Gedichte zu entschuldigen gesucht. Es läßt sich darüber wenig ausmitteln, und gewiß ist nur, daß der Barbier von Calimala ein überaus berühmter und beliebter Mann unter seinen Zeitgenossen war, und die vielen sämtlich erst nach seinem Tode erschienenen Ausgaben seiner Gedichte bezeugen, daß seine Celebrität sich auch noch weit über das Ziel seines Lebens ausdehnte. Seine Bude war ein Sammelplatz nicht allein für das gemeine Volk, sondern auch für Gebildete, und die vornehmsten uud gelehrtesten Männer von Florenz sollen es nicht verschmäht haben, sich von dem originellen Barbier belustigen zu lassen. Cosmus von Medici hat diese Bude in einer Wölbung der florentinischen Galerie malen lassen. Sie ist in zwei Hälften getheilt, in der einen wird rasirt, in der andern gesungen und gespielt, und über der Thür ist das Portrait des B. zu sehn.

B's Sonette sind zum ersten Male gedruckt zu Bologna, 1475. 4. 91 Bl. Ferner: Venez. 1477. kl. 4. Außerdem im 15. Jahrh. noch 5 Ausgaben, zwei s. l. e. a. in 4. eine s. a. mit der Angabe zu Ende: M. xpos. Arn. (Cp. Arnold) prutenus Finit B. und zwei Venezianische 1485. 4. (Ant. de Strata) und 1492. 4. (Bast. da Vavolengo) [5]). Im 16. Jahrh. zwei Ausgaben mit Doni's Commentar: Venez. 1553. 8. und ebend. 1566. 8. Die Ausgabe Vicenza 1597. 8. ist kastrirt. Die wichtigste Ausgabe des 16. Jahrh. ist die von Grazzini (il Lasca) besorgte, welche von der Crusca zitirt wird: Sonetti del Burchiello ed i sonetti di Ant. Alamanni alla Burchiellesca. Fir. Giunti 1552. 8. Von demselben Grazzini und Jac. Giunti rührt auch her die Ausgabe: I sonetti del Burchiello, di Ant. Alamanni e del Risoluto (Ang. Cenni) di nuovo rivisti ed ampliati etc. Fir. Giunti. 1568. 8. Unter den neueren Ausgaben ist die in Lucca und Pisa besorgte die beste; sie erschien 1557. 8. mit der Ortsangabe Londra.

Nach Doni [6]) soll B. auch mehre Novellen geschrieben haben. Er spricht von einem Hundert, aber nur eine derselben hat er uns in der angeführten Ausgabe der Gedichte mitgetheilt. Was aus den übrigen geworden ist, wissen wir nicht [7]). (*W. Müller.*)

4) Doni's Commentar erschien: Venez. 1553. 8. Von ihm sagt Apostolo Zeno, er sey fast unverständlicher, als der zu erklärende Dichter. Geschätzter sind die Lezioni sopra il Burchiello di Giov. Ant. Papini. Firenze 1733. 4. 5) *Ginguené* in der Biogr. univ. spricht von sieben Ausgaben des Burchiello im 14. Jahrh. nach der Edit. princ. aber er führt sie nicht einzeln auf. 6) Rime del Burchiello, commentati dal Doni. Venez. 1553. 8. pag. 54. 7) *Mazzuchelli* Scrittori d'Ital. *Manni*: Veglie piacev. T. I. p. 28. *Ginguené* hist. lit. d'Ital. T. III. p. 481 ff. Derselbe in der Biogr. univ.

BURCKHARD (Joh. Heinr.), geb. 1676, gest. 1738, war Arzt in Wolfenbüttel, und hat sich einen gewissen Ruf in der botanischen Welt durch ein Sendschreiben an Leibnitz erworben, welches 1702 erschien und von Heister 1750 wieder aufgelegt wurde, um zu zeigen, daß dieser Burckhard der eigentliche Erfinder des Geschlechts-Systems sey. So viel ist gewiß, daß B. nicht allein den Geschlechtstheilen einen höhern Werth als der Corolle beilegt, sondern ausdrücklich räth, die Pflanzen nach ihren Verhältnissen einzutheilen. Doch widerspricht er sich selbst, indem er das äußere Ansehn als den wichtigsten Eintheilungsgrund angibt. (*Sprengel.*)

BURCKHARD (Jacob), Humanist, Literarhistoriker und Biograph, besonders hinsichtlich der Geschichte der Wiederauflebung der Wissenschaften und mehrer berühmter Männer, vorzüglich teutscher, aus dem Zeitalter derselben. Er wurde geboren zu Sulzbach in der Oberpfalz am Schlusse des Aprilmonats 1681. Nachdem er zuletzt den Unterricht seines Vaters, M. Georg Christoph Burckhard, Pfarrers daselbst, und des Rektors der Schule seiner Vaterstadt, Georg Christoph Fuchs genossen, bezog er im August 1697 das Gymnasium zu Schleusingen, dessen Lehrer er noch in spätern Jahren rühmte (De vita Comment. p. 8. etc.). Im Julius 1700 verließ er, nach einer öffentlich gehaltenen Rede: „De Re Numaria" das Gymnasium und begab sich, um seine schwache Gesundheit wieder herzustellen, zuvörderst wieder zu seinen Ältern, im Januar 1701 bezog er darauf die Universität Jena, wo damals Burcard Gotthelf Struve lehrte; im Junius 1703 ging er nach Helmstädt, vorzüglich angelockt durch J. A. Schmid und J. C. Böhmer, und im folgenden Jahre nach Halle, wo Christoph Cellarius, J. F. Buddeus, damals Professor der Philosophie daselbst, J. P. Ludewig und J. J. Breithaupt seine Lehrer wurden; der erste nahm sich besonders des Jünglings an, der sich vorzüglich mit der Philosophie und den humanistischen Studien beschäftigte (De vita Comment. p. 19). In Halle blieb B. 2 Jahre, kehrte aber nach einem einjährigen Zwischenaufenthalt in Wolfenbüttel bei seinem Bruder Joh. Georg, im J. 1707 dorthin zurück, und hatte daselbst wenige Wochen nach seiner Ankunft die Trauer, seinen geliebten Lehrer Cellarius zu verlieren, dessen vielfache Verdienste er in zwei Schriften noch in demselben Jahre feierte. (De obitu Christophori Cellarii Epistola, ad celeberrimum Virum Burc. Gotth. Struvium. Hal. 1707. 4. auch in Folio, und Catalogus lucubrationum Cellarii ab a. 1662 ad a. 1707. Hal. 1707. 4.). Schon früher hatte er zu Wolfenbüttel, das Andenken des vormaligen helmstädtischen Professors Joh. Caselius, dessen Werke und Briefe er sammeln und herausgeben wollte, erneuert (Commentatio de praeclaris meritis Joh. Caselii erga bonas litteras ejusque Lucubrationum magnopere desiderata adhuc editione. Wolfenb. 1707. 4. auch abgedruckt in R. H. *Rollii* Memoriis Philosophorum, Oratorum etc. Rost. 1710. 8. p. 217 sqq.). Noch im J. 1707 trat er eine gelehrte Reise nach den Niederlanden an, zu welcher ihm auf Verwenden des Hof- und Consistorial-Raths Hattorf zu Hannover, der ihn zum Lehrer für das Gymnasium zu Göttingen gewinnen wollte,

von der hannöverschen Regirung die Kosten hergegeben wurden, und machte auf dieser Reise die Bekantschaft mehrer berühmter holländischer Gelehrten. Nach seiner Heimkehr im J. 1709 blieb er, weil an dem Gymnasio zu Göttingen noch keine Lehrstelle erledigt war, zu Hannover in dem Hattorf'schen Hause bis 1713, während welcher Zeit er sein für die Geschichte der Latinität und des humanistischen Studiums überhaupt, so wie mehrer Beförderer desselben zur Zeit der Wiederauflebung der Wissenschaften noch jetzt sehr wichtiges Buch: De linguae Latinae in Germania per XVII. Saecula amplius fatis. Hannov. 1713. 8. herausgab [1]). Im J. 1714 besuchte er seine Heimath wieder, und benutzte dann die Rückkehr nach Wolfenbüttel zu seinen Brüdern [2]), um in liter. Hinsicht mehre Städte Teutschlands, wie Altorf, Nürnberg, Leipzig, und dasige Gelehrte kennen zu lernen. Im J. 1714 gab er zu Wolfenbüttel sein Consilium humaniorum litterarum studiosis apertum de Jo. Reuchlini Phorcensis et Rod. Agricolae, Frisii, bonarum litterarum in Germania exeunte Saeculo XV. Instauratorum, nec non Jo. Trithemii, gravissimi Eruditionis in eadem Germania isto tempore vindicis, Epistolis, ab oblivionis injuria vindicandis et quam primum illustratis edendis in 4. heraus. Umstände und Verhältnisse bewogen ihn einen in diesem Jahre nunmehr wirklich an ihn ergangenen Antrag zu einer Professur an dem Gymnasio zu Göttingen, so wie einige andere Anerbietungen abzulehnen und lieber dem Rufe zum Professor an dem Gymnasio zu Hildburghausen im Junius 1714 zu folgen, wo er im Julius desselben Jahrs sein Lehramt mit einer Rede: De linguae latinae a Majoribus diligenter excultae et adamatae, hodie ex adverso neglectae atque contemptae causis. Hildburgh. fol. eröffnete, und 13 Jahre lang mit großem Ruhme führte. Von kleinern zu Hildburghausen herausgegebenen Schriften verdienen hier genant zu werden, die Rede: De amplissimis Argentinensis Scholae, prudenti consilio clarissimi viri, Joannis Sturmii, Saeculo XVI. constitutae Laudibus. Wolfenb. 1714. 4.; die Elementa Rhetoricae Aristotelis, a cl. Viro Andr. Godefr. Ammone excerpta, denuo edita. Cob. 1714. 8.; der Medicus gravissimus humanitatis studiorum vindex, ex historia litteraria adumbratus; accedit — — Joa. Caselii — — de medica arte praestantibus, studiis etiam sapientiae claris et aliis ingenii dotibus praeditis Saeculi XVI. viris Epistola. Wolfenb. 1716. 8.; und das Programm: De meliorum litterarum splendore etc. Hildburgh. 1717. und: Quid causae sit, cur humanitatis studiis majus hodieque a Batavis, quam a Germanis statuatur pretium. Hildburgh. 1718. Ungleich wichtiger als diese und andre hier nicht genannte Gelegenheitsschriften [3]) sind seine größern während seines Aufenthalts zu Hildburghausen herausgegebenen Werke. Unter diesen steht mit Recht die auf Veranlassung der zweiten Reformationsjubelfeier herausgegebene Arbeit über das Leben und die Schriften Ulrich's von Hutten obenan, welche schon allein den Namen ihres Urhebers auf das Rühmlichste auf die Nachwelt gebracht haben würde, bis auf diese Stunde noch das Umfassendste und Gründlichste, was über den berühmten Mann geschrieben worden ist, wiewol der Gebrauch dieses Werks durch den in demselben, wenigstens in dem ersten Bande beobachteten Plan und durch die am Schlusse des zweiten und im ganzen dritten Bande, so wie in den noch später hinzugekommenen Analekten enthaltenen Zusätze und Berichtigungen sehr erschwert wird, wie es denn in der Gestalt, in welcher es vorhanden ist, nicht sowol als eine fortlaufende Biographie des Ritters, sondern vielmehr als eine überaus reichhaltige Samlung von Nachrichten, Beiträgen, Gedichten, Briefen und andern zur Lebensgeschichte Hutten's gehörigen Documenten betrachtet werden muß. Der erste Band, eigentlich ein weitläufiger Commentar zu Hutten's bekanntem Briefe an Wilibald Pirkheimer, geschrieben im J. 1518, in welchem der Ritter seinem Freunde einen Umriß von seinem Leben gibt, führt den Titel: Equitis et animi et ingenii viribus praestantissimi Ulrichi de Hutten ad B. Pirckheymer Patr. Norimb. Epistola — — in lucem denuo protulit et Commentarium, quo illustris hujus equitis Fata et Merita exponuntur, subjecit J. Burckhard. Wolfenb. 1717. 8.; da indessen dem Biographen seines Helden gleich nach dem Erscheinen dieses ersten Bandes eine Menge Beiträge, besonders aus Franken von Seiten der von Huttenschen Familie zugeschickt wurden, so lieferte er noch in demselben Jahre den zweiten Theil, welcher mit dem J. 1519 begint. Weil dieser Band nicht mehr ein Commentar zu dem natürlich nur bis zum Jahr 1518 gehenden Briefe an Pirkheimer ist, so führt er den etwas veränderten Titel: J. B. de Ulrichi de Hutten — — — Equitis Fatis ac Meritis — — — Commentarii Pars posterior. Das Werk machte so vieles Aufsehen, daß man von allen Seiten sich beeiferte, dem Verfasser mit Zusätzen und Beiträgen an die Hand zu gehen, auch benutzte Burckhard seine weitläufigen Bekanntschaften und seine fernern gelehrten Reisen, alles, was er nur über Hutten und dessen Schriften bekommen konnte, zu sammeln, so daß er im J. 1723 Stoff genug zu einem dritten Bande hatte, der den beiden frühern an Stärke und Wichtigkeit nichts nachgibt; und noch späterhin im J. 1749 machte er in den Analekten zu dem Commentar über sein eigenes Leben (S. 37—67) zugleich Analecta ad Ulrici Hutteni vitam bekant. Man erstaunt in der That über die Fülle von Nachrichten, welche der Biograph über seinen Helden eingezogen hatte, über den emsigen Fleis und die Umsicht in der Zusammenstellung dieser Nachrichten, über die scharfsinnige Combination, oft gering scheinender Notizen, und über die durch das

1) Es ist, verbunden mit den 1721 herausgekommenen Zusätzen zu demselben, in mehrer Hinsicht noch jetzt das Hauptbuch über diesen Gegenstand. 2) Zwei Brüder Jacob B., Johann Heinrich und Johann Georg, beide auch in der Gelehrtenwelt rühmlichst bekant, waren in Wolfenbüttel, der erstere als Leibarzt, der andere als Justizrath und Archivarius angestellt. (Über J. H. Burckhard s. vorher.)

3) Umständlich verbreitet sich über diese und andere von ihm abgefaßte kleine Gelegenheitsschriften Burckhard selbst in dem Comment. de vita sua an mehrern Stellen.

vorangegangene und fortgesetzte sorgfältigste Studium der Schriften Hutten's und seiner Zeitgenossen erworbene Bekanntschaft sowol mit diesen Schriften selbst als mit den Einzelnheiten in dem Leben des Ritters[4]). Nicht eine gleiche, aber dennoch immer sehr bedeutende und wichtige Aufmerksamkeit verwandte Burckhard noch in Hildburghausen auf den Freund und Studiengenossen Hutten's, Hermann von dem Busche, dessen Schrift: Vallum Humanitatis er herausgab, und mit einem Commentar: De Auctoris Vita und einer trefflichen Abhandlung: Germaniae Eques acerrimus humanitatis propugnator, ex historia adumbratus begleitete[5]); (zu Hermann von dem Busche's Leben erschienen späterhin gleichfalls Analekten in den Anal. ad Comment. de vita J. B. p. 67 etc.); auch das Andenken des Grafen Hermann von Nuenar (Novaquila) wollte er gleicherweise erneuern; es sind indeß über denselben, so wie über Sebastian von Rotenhan, zugleich mit Hermann von Nuenar, ein Freund Hutten's und Hermann's von dem Busche, nur wenige Collectaneen und zwar in den Analekten zu dem Commentar über Burckhard's eigenes Leben S. 76 bis 81 und S. 81 bis 84 erschienen[6]). Von vorzüglicherer Wichtigkeit sind daher die Commentarii de linguae latinae, quibus in Germania per XVII. Saecula amplius usa ea est, Fatis, novi plane, quibus priores illustrantur partim, partim supplentur. Adjecti sunt Indices copiosissimi, qui et prioris Partis Memorabilia simul exhibent. Wolfenb. 1721. 8. durch welche die schon im J. 1713 herausgekommene Schrift: De linguae latinae Fatis viele Zusätze bekommen hat, und erst recht brauchbar geworden ist. Nach mancherlei trüben Erfahrungen, welche sowol das Gymnasium als auch er selber in den J. 1725 und 1726 gemacht hatte, folgte er 1727 dem Rufe nach Wolfenbüttel, anfänglich ohne feste Anstellung; aber schon 1728 ward er zum Vorsteher der Bibliothek daselbst und zum Rathe ernannt, und widmete einen großen Theil der folgenden Jahre seines Lebens mit angestrengtem Fleiße der Aufsicht über diese berühmte Bibliothek und einer mit seinem Verhältnisse in Verbindung stehenden Arbeit, seiner bekannten Historia Bibliothecae Augustae, quae Wolfenbutteli est. Wolfenb. 1744—1745. III. Vol. 4. Auch über seine eigene sehr zahlreiche und wichtige Bibliothek fertigte er 1748 einen noch jetzt schätzbaren Catalog: Librorum ad humaniora studia, litterariam, civilem atque ecclesiasticam historiam potissimum pertinentium Catalogus in IV Partes distributus. Halae Magdeb. 8. an, mit welchem der Commentarius de vita J. B. etc. Ebendas. 1748 in Verbindung steht. Zu diesem Commentar gab er 1749 Analecta und 1751 Nova Analecta heraus. Er starb 1753 am 23. August. Was die Literargeschichte, besonders die des 16. Jahrh., diesem fleißigen und grundgelehrten Manne verdankt, weiß jeder, welcher sich selbst mit derselben beschäftiget hat, und das oben ausgesprochene Lob über seinen Commentar zu Hutten's Leben gilt eigentlich von allen seinen Werken, an denen übrigens auch die Sprache sehr geschätzt wird[7]). (*Mohnike.*)

BURCKHARDT (Joh. Ludwig), einer der berühmtesten und verdientesten Reisenden des 19. Jahrh., der aber, gleich vielen andern, nur zu früh seinen rastlosen Eifer, die Erd- und Völkerkunde durch seine Entdeckungen zu erweitern, mit dem Leben gebüßt hat. Aus einer angesehenen Familie in Basel stammend, war er 1784 zu Lausanne geboren, und erhielt seine Erziehung in der Schweiz bis zum Jahr 1800, wo ihn sein Vater, Oberst bei einem Schweizer-Corps in englischem Sold, auf die Universität Leipzig brachte. Er studirte hier beinahe 4 Jahr, hielt sich dann noch einige Zeit in Göttingen auf, und wünschte nun in Dienste eines Staates zu treten, der von französischem Einflusse unabhängig wäre, als gegen welchen er seit seiner Kindheit namentlich durch die seinem Vater drohenden Gefahren den entschiedensten Haß eingesogen hatte. Er kam im Juli 1806 nach London, und da er bei Sir Joseph Banks, an den er empfohlen war, erfuhr, daß die afrikanische Gesellschaft einen neuen Reisenden suche, welcher von der nördlichen Küste aus in das Innere von Afrika vorzudringen unternähme, so erbot sich der entschlossene wißbegierige Jüngling zu dieser Reise, wies alle Vorstellungen von Gefahren standhaft zurück, bereitete sich zu London und Cambridge sowol wissenschaftlich durch das Studium der arabischen Sprache, und der Natur-Wissenschaften, als auch leiblich durch Abhärtung und Entbehrung vor, und erhielt im Januar 1809 seine Instruktion. Derselben zufolge sollte er zuvörderst 2 Jahre in Syrien verweilen, um sich dort mit dem Arabischen und den Landessitten vertrauter zu machen, sodann nach Kairo gehen, und von dort, wie Hornemann, mit der Fessan'schen Karawane nach Mursuk gehen, um von dort nach Umständen weiter ins Innere von Afrika einzudringen. Diesen Plan hat er nun frei-

4) Burckhard's nachträgliche Samlungen zu den drei erschienenen Bänden über Hutten's Leben waren so bedeutend, daß sie noch einen ganzen vierten Band würden gefüllt haben. M. s. S. 38 der eben citirten Analecten zu seinem Leben. Über die schamlose Weise, wie er von Joh. Nicol. Weislinger in der teutsch geschriebenen Schrift Huttenus delarvatus u. s. w. Costanz und Augsb. 1730. 8., welche 1732 selbst zu Rom in den Index librorum prohibitorum gesetzt wurde, und sich daher sehr selten gemacht hat, angetastet worden, spricht B. mit gerechter Verachtung in seinem Leben S. 127. Bei allem in dieser Weislingerschen Schrift befindlichen widerlichen Schmuze, enthält sie übrigens doch manche nicht unwichtige literarische Notiz. 5) Auf dem Titel meines Exemplars steht, ohne daß es als eine zweite Auflage bezeichnet worden ist, Francof. ad Moenum ap. Jo. Fried. Fleischer 1745. Burckhard selber sagt (Comment. de vita p. 134), daß das Buch 1719 erschienen ist; vom Mai dieses Jahrs ist auch die Dedication datirt. 6) Zu Sebastian von Rotenhan erschienen in den Novis Analectis 1751. p. 51 noch einige Collectaneen.

7) Als Quelle zu diesem Artikel über ihn hat sein eigenes so eben angeführtes Leben gedient, von welchem auch Adelung in den Zusätzen zu Jöcher einen recht vollständigen und zweckmäßigen Auszug geliefert hat. Die von Adelung unter Burckhard's Schriften aufgeführte Oratio de Germania ducentis amplius annis per meliorum litterarum studia resipiscente ist nach der eigenen Aeußerung ihres Verf. (De vita Comment. p. 119) nicht gedruckt worden. Der Verf. des Burckhard'schen Lebens in den Beiträgen zur Historie der Gelahrtheit begeht S. 16 denselben Fehler. Außerdem liegt sein Leben in den Beiträgen zur Historie der Gelahrtheit u. s. w. Th. 4. (Hamb. 1749). S. 1 u. s. w. auch noch vor mir.

lich nicht erreicht, da sich die Ausführung länger, als er wünschte, verzog, und der Tod hat ihn weggerafft, nachdem er 7 Jahre lang an Ort und Stelle blos solche Studien und Reisen unternommen hatte, die er als seinen großen Plan vorbereitend betrachtete; aber schon diese haben der Wissenschaft reichen Gewinn gebracht. In Malta nahm er orientalische Kleidung und den Namen Ibrahim an, und so groß war schon seine Festigkeit in der arabischen Vulgärsprache, daß er sich für einen indisch-arabischen Kaufmann ausgeben konnte, welcher Depeschen der ostindischen Compagnie nach Aleppo brächte: nur hier und da wurde er, und zwar nicht durch die Sprache, sondern durch andere Nebenzüge seines Benehmens verdächtig, ein Franke zu seyn. Dritthalb Jahr blieb er in Syrien, besonders meistens in Aleppo, zum Theil auch in Damascus, am erstern Orte begünstigt durch die Freundschaft des englischen Consuls Barker, studirte auf das Eifrigste die arabische Sprache, arabische Historiker und Geographen und das moslemische Gesetz, und machte von da aus mehre gewinnreiche Reisen, namentlich im September und October 1810 auf den Libanon, und im November und December desselben Jahres nach dem Hauran (Auranitis der Alten), einer an Ruinen und Inschriften sehr reichen Gegend, jenseit des Jordans, südöstlich von Damascus, auf deren Wichtigkeit schon Seetzen aufmerksam gemacht, und welche derselbe einige Jahre früher ebenfalls besucht hatte. Er entdeckte eine Menge alter Ortschaften, und copirte viele, besonders griechische Inschriften, deren größerer Theil aus den Zeiten des Trajan und Marcus Aurelius herrührt. Über Homs und Hamah kehrte er nach Aleppo zurück. Im Jahr 1811 unternahm er von da eine Reise durch die Wüste nach Sukjee, nicht weit vom Euphrat, über welche leider! die genaueren Nachrichten auf dem Wege nach England verloren gegangen sind. Desto reichere Ausbeute hat aber seine Reise im Jahr 1812 gewährt. Er verfolgte zuvörderst im Februar und März das bisher fast gar nicht bekannte Thal des Orontes, besuchte den Libanon und dessen Umkreis, so wie zum zweiten Male Hauran, und die Gegend des alten Decapolis und trat darauf nach kurzer Rast in Damascus, Syrien für immer verlassend, die Reise nach Kairo an. In der Decapolis fand er über alle Erwartung glänzende Ruinen der Städte Dscherasch (Gerasa) aus der Zeit des Marc Aurel und Hadara, jetzt Om Keis, in deren Nähe die Grabhöhle, die durch das Wunder der evangelischen Geschichte Matth. 8, 18 ff. Marc. 5, 1 ff. Luc. 8, 26 ff. so berühmt geworden sind. Nachdem er Tiberias und Nazareth besucht hatte, wählte er den Weg jenseit des Jordan und des todten Meeres, den bisher wenige europäische Reisende betreten hatten, und entdeckte dort eine Menge für die biblische Geographie höchst wichtiger Ruinen, als Amman (Rabbath, Ammon), Rabba (die alte Hauptstadt von Moab), ja er fand mehre derselben noch mit den alten biblischen Namen vor, als Hesbon, Medaba, Aröer, Elale, Dibon (Jos. 15. 16). Südlich vom todten Meere machte er die wichtige Entdeckung, daß sich von der Südspitze des genannten Meers bis zum älanitischen Busen des rothen Meeres ein altes Flußbett hinziehe, welches noch den Namen des Jordanthals, oder el Ghor, führt, und wodurch es sehr wahrscheinlich wird, daß sich bei der 1 Mos. 19. erzählten Katastrophe der Jordan wirklich sichtbar ins todte Meer ergoß, wie er es wahrscheinlich noch jetzt unterirdisch thut. Er sah dort auch die Trümmer von Wedi Muse (Mosisthal), oder dem alten Petra, nach welchen Seetzen vergeblich ausgeschaut hatte, eine Menge Tempel, Gräber, Wohnhäuser, selbst ein Theater, in und aus den Felsen gehauen, besuchte den Berg Nebi Harun (Prophet Aharon), Hor der Alten, worauf Aharon gestorben, und kam am 4. Sept. in Kairo an. Da er es noch nicht für rathsam hielt, sofort sich auf seine Hauptunternehmung einzulassen, sondern sich zuvor mit der ägyptischen und afrikanischen Welt etwas näher bekant zu machen wünschte, beschloß er erst einige vorbereitende Reisen, insbesondere nach Nubien vorzunehmen. Im Februar 1813 unternahm er die erste Reise von Syene aus, unterstützt mit Empfehlungen des Muhammed Ali Pascha, kam aber nur bis Tinareh, dem Hauptorte der Provinz Mahaß, wo man ihn als Spion des Pascha verdächtig fand, und er froh seyn mußte, mit einem: „Geh, du Schurke!" zurückgesandt zu werden. Den Rückweg machte er auf dem westlichen Nilufer und fand auf demselben eine Reihe der herrlichsten Tempeltrümmer, die hernach durch Belzoni und Gau noch genauer bekant geworden sind, mitunter auch griechische Kapellen und Kirchen, da Nubien bis ins 14. Jahrh. christlich war. Die zweite weit größere und wichtigere Reise unternahm B. ein Jahr später durch den östlichen, zwischen dem Nil und dem rothen Meer gelegenen Theil des Landes, an die Ufer des Astapus oder Astabores. Er schloß sich zu diesem Behuf an die Karawane an, welche jährlich von Oberägypten durch die nubische Wüste nach Sejendi und Sennaar geht, und zwar in Gestalt eines armen moslemischen Kaufmanns, welche Rolle allein ihm einige Sicherheit in jenen Ländern geben konnte, aber ihn auch manchen Mishandlungen und Demüthigungen aussetzte. Er kam südlich bis Sejendi, und hätte von dort aus bis Sennaar und Gondar in Abyssinien vordringen können, da aber dieses für jetzt nicht in seinem Plane lag, so beschloß er einen von Europäern bis jetzt ganz unbesuchten Weg einzuschlagen, nämlich nach Suakin am rothen Meere. Er erreichte diesen Hafen am 26. Juni 1814 ebenfalls in Gesellschaft von Kaufleuten, setzte von da nach Dschidda über, und traf den Pascha von Ägypten in Taif, wo er sein Hauptquartier gegen die Wehabiten hatte. Dieser nahm ihn freundschaftlich auf, und 2 der gelehrtesten arabischen Doktoren mußten ihn über das moslemische Gesetz examiniren, worauf sie ihn für einen sehr gründlich unterrichteten Moslem erklärten. Von da ging er nach Mecca, wo er 4 Monate blieb, und am 25. Nov. in Gesellschaft von mehr als 80,000 Pilgern, die heilige Wallfahrt nach dem Berge Arafat vollzog, so daß er nunmehr den hochgeachteten Titel Hadsché d. i. Pilger annehmen durfte. Im Januar 1815 ging er nach Medina, wo er bis zum April am Fieber danieder lag, da seine sonst so starke Gesundheit durch das Klima und Wasser Arabiens geschwächt worden war. Dann schiffte er sich zu Jembo ein, landete am Sinai, und kam endlich über Sues am 19. Juni 1815 wieder in Kairo an. Im

Sommer 1816 machte er einen Ausflug von dort zur Untersuchung der Halbinsel des Sinai, während die Pest in Kairo war, kam von Süden her beinahe wieder bis Akaba (Elath der Alten), und harrte dann sehnlichst auf eine Karawane, mit welcher er ins Innere von Afrika vordringen könnte. Allein in dem Augenblicke, wo er sich dem erstrebten Ziele näherte, erkrankte er abermals an der Ruhr, welche ihn nach kurzen Leiden am 15. Okt. 1717 hinwegraffte. Er starb wenige Stunden nachher, als er Hrn. Salt, englischem Generalconsul zu Kairo, seine letzten Wünsche bekant gemacht hatte, in einem Kampfe zwischen Schmerz über fehlgeschlagene Hoffnungen und männlicher Entsagung. Seine ausgewählte Samlung arabischer und anderer morgenländischen Manuscripte vermachte er der Universität Cambridge zur Erkentlichkeit für die dort genossene freundliche Aufnahme. Seine Tagebücher sind fast ganz vollständig in die Hände der afrikanischen Gesellschaft gekommen, und es sind bis jetzt 2 Bände derselben und zwar durch Hrn. Leake, Secretär dieser Gesellschaft, herausgegeben worden. Der erste (Travels in Nubia, by the late John Lewis Burckhardt) ist zuerst 1819, in einer 2ten Auflage 1822 erschienen: der zweite (Travels in Syria and the holy land) 1822, und in einer teutschen Übersetzung, mit Anmerkungen philologischen, antiquarischen und geographischen Inhalts von dem Verf. dieses Artikels. Weimar 1823. 2 Bde. 8. Noch sollen 2 Bände nachfolgen, einer die arabische Reise, ein anderer ausführliche Bemerkungen über die Beduinen enthaltend. Seinem Charakter als Mensch geben Europäer und Morgenländer, Christen und Moslemen ein gleich ehrenvolles Zeugniß. Mit Edelmuth, Standhaftigkeit, Geistes- und Selenstärke, die ihn bestimt hatten sein Leben dem Dienste der wissenschaftlichen Forschung zu weihen, vereinigte er Klugheit, Bescheidenheit und vor allen die gewissenhafteste Wahrheitsliebe. Seine Nachrichten sind schlicht, ungeschmückt, oft trocken vorgetragen, und wer in Reisebeschreibungen unterhaltende und romanhafte Abenteuer sucht, findet seine Rechnung nicht darin, aber an Treue und Genauigkeit der Berichte dürfte er wenige seines Gleichen haben. Vor den meisten Reisenden hatte er die vertraute Bekantschaft mit der arabischen Schrift- und Volkssprache voraus, und nur Seetzen (den B. einige Mal traf und sehr achtete) dürfte es ihm an ausgebreiteter wissenschaftlicher Bildung, namentlich an Mathematik und Naturwissenschaften zuvor gethan haben. (*Gesenius.*)

BURDAH, ein Distrikt der hindost. Halbinsel Guzurate, am arabischen Meere. Er enthält die Rajaschaften Meane, Rawi Bunder und Junaghur, die an dem Guicowar Tribut zahlen, und den reichen Distrikt Purburder, der zu der britischen Präsidentschaft Bombai gehört. (***Hassel.***)

BURDEGALA und Burdigala, gegenwärtig Bordeaux, im Lande der Ubiscer in der Gallia Aquitanica, an der Garumna, d. heut. Garonne, die daselbst einen See bildet. Nach Strabo 4, 38. war sie ein Stapelplatz der Bituriger. Nach Ausonius, der aus ihr gebürtig war, lag sie in einer äußerst fruchtreichen Gegend und hatte ein treffliches Klima. Nach Sidon. Apollin. 9, Ep. 13. und Auson. zeichnete sie sich durch ihren Eifer für die Wissenschaften aus, die hier einen Hauptsitz in Gallien aufgeschlagen hatten. (*Sickler.*)

BURDENTON, Marktfl. in dem nordamerk. State Neujersey und dessen Grafsch. Burlington; er liegt am Delaware, wo sich der Croßwick einmündet, hat 3 Kirchen, 1 Stadthaus, 1 Markthalle, 150 Häus. und 972 Einw., die Gewerbe und Handel treiben. (***Hassel.***)

BURDI, das Gebiet eines den Briten unterworfenen Raja in der Landsch. Gundwana auf Dekan. Die gleichn. Hauptstadt und Residenz liegt auf einer Anhöhe am Gopat, der ohnweit davon dem Sone zufällt, und hat ein bemauertes Fort. (***Hassel.***)

Burding, **Burggericht**, s. **Burgbann.**

Burdscheid, s. **Burtscheit.**

BURDWAN, ein Distrikt der brit. Prov. Bengalen, 241¼ □M. mit 1,444,487 Einw. und 1814 4,323,663 Rupien Einkünften. Er wird von Zuflüssen des Hugly bewässert und ist reich an Zucker, Indigo, Baumwolle, Taback und Seide. Die gleichn. Hauptstadt breitet sich an der Dammoda aus, hat 9805 Häus. und 53,927 Einw., unterhält starke Baumwollenwebereien, und steht bei den Mongolen im Geruche der Heiligkeit, da hier einer ihrer Heiligen Ibrahim Sukka begraben liegt. (***Hassel.***)

BURE, **Buraeus (Andreas u. Johann Thomä)**, gelehrte Schweden, von denen der erste, Sohn eines protestantischen Geistlichen, 1571 in der Gegend von Hernösand geboren war. Seine mathematischen Kentnisse verschafften ihm die Ernennung zum ersten königl. Baumeister (1624). Auf Veranlassung einer wichtigen Negotiation wurde er 1634 nach Rußland gesandt, 1640 erhielt er eine Stelle im Kriegsdepartement, und starb 1646. Er ist der Vater der schwedischen Geographie, unternahm als Chef der Kataster-Commission, auf königl. Befehl, eine Messung des ganzen Königreichs, und die Unvollkommenheit der von ihm gelieferten Karten ist weniger ihm, als den damals üblichen unvollkommenen Instrumenten zuzuschreiben. Die Resultate seiner Arbeiten, enthält sein Orbis Arctoi, inprimisque regni Sueciae tabula, in 6 Blättern gr. fol. gestochen von Trauthsman, Stockh. 1626, und sein Orbis Arctoi praesertim Sueciae descriptio, ib. 1626. 12. Wittenb. 1630. 8., ohne die Karte in der Elzevirschen Suecia, Leiden 1631; 1633. 16. Seine Karten von den schwedischen Provinzen, deren er 9 zu Stande brachte, findet man in dem Atlas von Blaeu: le grand atlas ou cosmographie Blaviane. Amst. 1663. fol.*). — Johann Thomä B., ebenfalls der Sohn eines Predigers, zu Akerby in Upland, 1568 geboren, kam 1590 in die königl. Kanzlei, ward darauf königl. Bibliothekar und Antiquar des Reichs, und starb 1652. Unter seinen zahlreichen antiquarischen, historischen und theologischen Schriften sind die erstern die bedeutendsten, vornehmlich diejenigen, welche die nordischen Alterthümer erläutern. Mehre alte Denkmäler wurden durch ihn ans Licht gezogen, und seine Untersuchungen der Runen hatten für die damaligen Zeiten Werth: Runa Ransioms, hoc est elementa

*) *Gezelii* Försök til et biographisk Lexicon. Första Delen. 1778. p. 148. Biogr. univ. T. VI. Adelungs Zus. z. Jöcher.

runica usurpata a sueo-gothis veteribus. 1599. Libellus alphabetarius, literis runicis cum interlinearibus sueticis editus. Holm. 1608; 1624. Monumenta Helsingica. Ib. 1624. Specimen primariae linguae szantzianae. Ib. 1636. u. a. m. Er war auch einer der ersten, der in schwedischer Sprache Gedichte schrieb. In seinem Alter verfiel er auf cabbalistische Schwärmereien, verkündigte das Ende der Welt, zuerst auf den 5. Mai 1647, dann auf das Jahr 1674, und verschenkte alle seine Habe an die Armen, so daß er, als seine Weissagung unerfüllt blieb, die Königin Christina um eine Unterstützung bitten mußte**). (*Baur.*)

BURÉ, ist die Residenz des Statthalters der habessinischen Provinz Damot (Bruce III. 556). Ein Distrikt dieses Namens gehört den Agows (Bruce III. 370 f.). Einen andern Ort dieses Namens zeigt Salts Karte hart an der Küste des arabischen Meerbusens und seine Reisebeschreibung bemerkt, daß man sonst von Mocha rc. aus über Buré nach Habessinien gereiset sey, die Arata Beduinen aber haben diesen Weg sehr unsicher gemacht. (*Hartmann.*)

Bureeja, s. Mazagan.

BUREAU heißt, nach dem vormaligen Tuche über den Gerichtstischen in Frankreich, der Arbeitsort, das dortige Geschäft, und die dazu Angestellten eines Statsbeamten. Es ist, kaufmännisch zu reden, sein Comptoir: es steht unter seinen Befehlen. Der Statsbeamte ist für die Geschäftsbehandlung in seinem Bureau verantwortlich, und die dabei Angestellten sind nur ihm für ihre Arbeit und für das Geschäft selbst, aber nicht dem State verantwortlich, insofern sie sich keiner groben Vergehen schuldig machen: als Verfälschungen, Verrath von Dienstgeheimnissen u. s. w. Sie werden von dem Statsbeamten gewählt, besoldet und entlassen: als nothwendige Folge, daß er und nicht sie für ihre Arbeit und die Geschäfte dem State verantwortlich sind. Damit indeß die Bureaus von Bedeutung nie sich selbst überlassen sind, werden die Sekretäre (in Frankreich von den Unterpräfekturen an) von Stats wegen ernant, und sind ihm verantwortlich für ihre Arbeit in Anwesenheit, und für das Bureaugeschäft in Anwesenheit des vorgesetzten Statsbeamten. Wenn diesem ferner Statsbeamte als Räthe zugegeben, und die Vorträge nicht unter vier Augen, sondern in Sitzungen gehalten, wenn die Stimmen gesammelt und ihm nur die entscheidende vorbehalten worden, wie dieses namentlich bei den hannöverschen Landdrosteien eingeführt worden; so wird dadurch die Natur des Bureauwesens verändert. Es schließt übrigens nirgend aus, daß nicht Statsbeamte zugleich auch auf dem Bureau beschäftigt sind, und bei dem Ministerialbureau kann es gar nicht anders seyn. Diese Bureau's theilen sich in so viele Haupttheile (Divisionen), als die Ministerialgeschäfte, und die Divisionen wiederum in Unterabtheilungen, (Bureau im engern Sinn). Der Vorstand des Bureau trägt dem Vorstand seiner Division, und dieser dem Minister vor. Die Vorstände der Divisionen pflegen auch die Unterschrift der Sachen zu haben, welche sich gleichförmig nach bestimmter Regel abmachen; oder die Divisionen bilden auch wol Unterbehörden des Ministeriums. Es ist die Frage in Untersuchung gezogen, wie viele Angestellte ein Ministerium bedürfe? (deren Anzahl geht bei dem französischen Schatze über 500). Sie läßt sich nicht beantworten, ohne eine bestimmte Statsverwaltung und Geschäftsordnung anzunehmen, und mit dieser Vorbedingung ist sie von Ribbentrop für das Kriegsministerium in der Schrift über den Haushalt der europäischen Heere beantwortet; auch hat Malchus in der Schrift über den Organismus der Statsverwaltung darüber Anschläge versucht.

Ist das Bureauwesen auch nicht die allgemeine Ordnung des Geschäftsbetriebes, so kann es doch nicht bei den Geschäften entbehrt werden, welche rasche Entschließung und Vollziehung und ebendeswegen zugleich die strengste individuelle Verantwortlichkeit erfodern, wie z. B. bei der Polizei und bei technischen Ausführungen. Dagegen bleibt es durch seine Natur auch in der weitesten Ausdehnung auf die Verwaltung beschränkt und mit dem Gerichtswesen unvereinbar. Es scheidet sich von demselben durch sein Princip ab: daß Einer verwalten, Mehrere richten sollen. Der erste Satz wird indeß in seiner Unbedingtheit bestritten (s. Bureaukratie). Die Bureaukosten trägt der Stat, und es werden dafür den Statsbeamten neben ihren Gehalten bestimmte Summen angewiesen. (*v. Bosse.*)

Bureaukratie. Die Ordnung und Wirkung des Bureauwesens hat das kollegialische Verfahren und seine Wirkung zum Gegensatz in den Systemen der Statsverwaltung; und über den Vorzug zwischen beiden wird gestritten. Für die Bureaukratie wird gesagt: wer verwalten soll, muß Künstler seyn, und Verwaltungstakt haben, und zu seinem Verfahren eine Menge von Beobachtungen und Regeln kombiniren, welche er andern selten klar machen kann; er muß daher seinen guten Rath in sich haben, nicht an fremden Rath gebunden seyn. Ferner, wer ihm bei der Ausführung helfen soll, muß sich in ihn hineindenken, sein völliges Vertrauen haben, und deswegen von ihm gewählt werden und völlig abhängen. Man darf auch nicht fürchten, daß durch diese Abhängigkeit der Angestellten von ihrem Verwaltungschef mit dessen Veränderung auch die Angestellten verändert werden, der Dienst flüchtig von einem zum andern gehe. Der Bureaudienst bleibt so gut bei den Familien wie jeder andere Dienst, und in dem französischen Dechiffrirbureau sitzen die Angehörigen noch von denselben Leuten, die darin unter Ludwig XIV. saßen. Der Bureaudienst ist rascher und wohlfeiler, als wenn Jedermann bis zum Ofenheizer herab auf Lebenszeit mit Gehalt angestellt wird. Wenn überall ein Verwaltungschef unter dem andern, aber immer seines Ortes an der Spitze des Geschäfts steht und davon allein die Ehre, aber auch die persönlichste Verantwortlichkeit hat, so wird er alles aufbieten, um den Dienst auf das Beste zu machen; und die ganze Verwaltung wird von oben bis unten Einheit, Kraft und Geist haben.

Der Bureaukratie wird entgegengesetzt, daß die Verwaltung eine Erfahrungswissenschaft sey, welche Grund-

**) *Schefferi* Suecia literata. *Gezelius.* Biogr. univ. und Adelung a. a. O.

sätze mühsam erwerben, und nach den Örtlichkeiten modifiziren müsse, daß sie Behörden nöthig habe, worin sich diese Grundsätze verewigten, und daß sie ohne den größten allgemeinen und individuellen Nachtheil nicht der Meinung eines einzigen Verwaltungschefs preisgegeben werden dürfe; daß sie der Regel nach ein gründlich durchdachtes Verfahren, und nur in den seltensten Fällen ein rasches Durchfahren verlange; daß die Bureaukratie die Eigenmacht und Willkür begünstige, den Rechtsgenuß und das Gefühl des Gesetzesschutzes bei den Bürgern gefährde, daß sie das Ehrgefühl der Dienerschaft schwäche, und ihr den Sinn von Hausbedienten gebe, daß sie die Statsgeschäfte wie in öffentlicher Versteigerung an die bringe, welche sich um den niedrigsten Preis zu dem Bureaudienst hergeben, daß sie statt zu einem wissenschaftlichen zum handwerksmäßigen Betriebe führe, so wie dazu, daß der Verwaltungschef die Bureaukosten zum Nachtheil des Dienstes gutentheils für sich verwende, und daß der Misbrauch der Bureaukratie die Überlassung der Statsgeschäfte an ein verantwortungsloses und auch wol gewissenloses Hausgesinde zur Folge habe, dessen Unfug mit ihnen desto gefährlicher ist, je leichter Verwaltungsvergehen sich als Verwaltungsfehler verschleiern und je schwerer sich Verwaltungsfehler so nachweisen lassen, um Bestrafung nach sich zu ziehen; daß durch diese schwere Beweisführung auch der Vortheil der strengeren Verantwortlichkeit des Verwaltungschefs beseitigt werde; daß schließlich die Bureaukratie die allgemeine Stimme gegen sich habe, weil sie gewöhnlich im Sinn von gemisbrauchter und verwahrloster Verwaltung verstanden werde.

Der Streit ist noch nicht entschieden; in der neuesten Zeit sind aber in mehren Staten Versuche gemacht, die Vortheile des bureaukratischen und kollegialischen Systems mit einander zu verbinden und ihre Nachtheile zu entfernen. Hier läßt sich nur noch sagen, daß die Bureaukratie aufregt, das kollegialische System beruhigt, und daß zwischen Aufregung und Beruhigung seit Aristoteles der Schwebepunkt gesucht ist, der dahin führt, daß es ehrlich und ordentlich zugeht. (*v. Bosse.*)

BURETTE (**Pierre Jean**), Professor der Arzneiwissenschaft in Paris, geboren daselbst den 21. November 1665. Der Sohn eines geschickten Musikers, machte er in eben dieser Kunst so schnelle Fortschritte, daß er schon in seinem achten Jahre sich am Hofe Ludwigs XIV. auf dem Spinet hören ließ, welches der Vater mit der Harfe begleitete. Im zehnten Jahre gab er Unterricht auf dem Clavier, und Vater und Sohn bekamen so viele Schüler, daß sie nicht alle annehmen konnten. Allein ein überwiegender Hang zu den Wissenschaften bewog den Sohn, die Musik zu verlassen und sich der Arzneikunst zu widmen, und er machte nicht nur in dieser, sondern auch nebenher in alten, selbst orientalischen und neuen Sprachen große Fortschritte. Im J. 1698 wurde er Professor der Materia medica und 1701 der Chirurgie, 1710 erhielt er einen Lehrstuhl der Medizin am königl. Collegium, und versah daneben 33 Jahre lang das Amt eines Arztes an der Charité. Am 19. Mai 1747 erfolgte sein Tod. Die Memoiren der Akademie der Inschriften, deren Mitglied er war, enthalten von ihm viele gehaltvolle und an neuen Aufschlüssen reiche Abhandlungen über die Gymnastik und die Musik der Griechen [1]), worin er, mit genauer und prüfender Benutzung der Quellen und Vorarbeiten, alle auf diese beiden Gegenstände sich beziehende wesentliche Punkte, ohne Hypothesensucht gründlich erörtert, und manche Dunkelheiten aufhellt. Unter andern bewies er mit siegenden Gründen, gegen den Abbe Fraguier, daß den Alten der Contrapunkt unbekant gewesen sey, und daß alle ihre Tonstücke unisono oder in der Octav componirt waren. Zugleich stellte er eine scharfsinnige und gelehrte Theorie der alten Musik überhaupt auf, gab Nachrichten von den berühmtesten Tonkünstlern des Alterthums, verglich die alte Musik mit der neuen, und untersuchte manche andere dahin einschlagende Punkte, die von späteren Forschern zum Theil bestätigt, zum Theil berichtigt, und der Vollkommenheit näher gebracht worden. In Verbindung mit diesen Untersuchungen steht seine meisterhafte franz. Übersetzung des Plutarch'schen Dialogs von der Tonkunst, mit einem sehr ausführlichen, die Musik der Alten erläuternden, sehr gehaltreichen Commentar [2]). Seit 1706 nahm er 33 Jahre lang an der Redaction des Journal des Savants den thätigsten Antheil, und die Beiträge, die er dazu lieferte, möchten etwa 8 Quartbände, betragen. Er hinterließ eine vortreffliche Bibliothek von 15,000 Bänden, von der Gabriel Martin (Paris 1748. Vol. III. 12.) einen Katalog drucken ließ [3]). (*Baur.*)

BURFORD, Marktfl. am Windrusch in der Grafschaft Oxford des Kön. England. Ein alter Ort, der eine geräumige Kirche und 1342 Einw. besitzt, die sich von der Wollenweberei nähren und gute Sattlerarbeiten verfertigen, auch 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten. In der engl. Geschichte ist er merkwürdig, weil hier Ethelbald König von Mercia, von Cuthred Könige von Westsex überwunden ist, und 1649 General Fairfax die Royalisten besiegte. (*Hassel.*)

BURG, **Feste**, **Veste**, **Burgum**, **Burgus**, hieß vor Alters im Allgemeinen, jeder zur Sicherheit und Verwahrung von Menschen und Sachen dienender Ort, eine Bedeutung, welche passend ist, es mag die Herleitung des Worts Burg von Berg, weil sie meist hoch lagen, oder von Bergen oder von dem veralteten Byrgen, so viel als schließen, angenommen werden. In sofern konnten auch offene Orte Burgen genant werden, weil das Zusammenwohnen doch auch schon einige Sicherheit gewährt. Doch läßt sich von Teutschland schwerlich nachweisen, daß — wie wol in Frankreich und anderwärts,

---

1) Sie sind vollständig nud genau verzeichnet in Saxii Onomast. T. VI. 626. Die Abhandlungen über die Gymnastik findet man im 1 u. 3. Bde., die über die Musik im 3. 4. 5 u. 17. Bde., vgl. die folgende Anmerkung. 2) Der griechische Text, Commentar und Erläuterungen sind abgedruckt in den Mém. de literat. de l'acad. des inscr. et belles lettr. Vol. VIII. X. XIII. XV. XVII., auch einzeln, aber nur 12 Exemplare: Dialogue de Plutarque sur la musique trad. du grec avec des remarques. Paris, imprimerie roy. 1735. 4. 3) Eloge par Freret, in den Mém. de l'acad. des inscr. Vol. XXI. p. 217—238. *Clement* bibl. cur. T. V. 426. Journal des Sav. Juillet 1748. p. 336. *la Borde* essai sur la musique anc. et moderne. Forkels Gesch. d. Mus. 1 Bd. 459. Gerbers Lex. der Tonkstl. Nouv. dict. hist. Biogr. univ. T. VI. (von Delaulnaye). Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2 Bd. 1 Abth. 51.

auch offene Orte **Burgen** genant wurden. Mit Zuverlässigkeit läßt sich dagegen annehmen, daß wol alle Städte, deren Name mit Burg zusammengesetzt, einer Burg im eigentlichen und gewöhnlichsten Sinn angebauet worden, und jünger als diese sind. Der gemeinsten Bedeutung nach war nämlich eine **Burg** ein mit Mauern, auch wol Wällen und Gräben, befestigter Wohnsitz einer Person oder eines Geschlechts vom hohen und niederen Adel, gewöhnlich auf einem Berge oder einer Erhöhung zu mehrer Sicherheit gegen Angriffe errichtet. An oder unter mancher solchen Burg bauten sich mit Erlaubniß des Burgherrn nach und nach mehre Menschen an, um Nahrung und im Nothfall Schutz zu finden, wodurch dann mit der Zeit viele Städte entstanden, die den Namen der alten Burg annahmen und auch nach deren Verfall oder Zerstörung beibehielten. — Daß mit solchen Burgen ganz Teutschland übersäet war, ist bekant und es beweisen solches die in manchen Gegenden noch vorhandenen, nebst den häufigen Trümmern und sonstigen Spuren der zerstörten oder verfallenen, deren Zahl noch weit größer, als der bestehenden ist. Die Menge solcher Burgen erklärt sich aus der großen Anzahl der teutschen Adelsgeschlechter. Wol bei jedem derselben läßt sich die Neigung und der Wunsch, einen eigenen festen Wohnsitz zu haben, voraussetzen, wenn gleich nicht alle dessen Erfüllung bewirken konnten. Der ursprüngliche Zweck feste Plätze zu errichten, Schutz gegen Räuber und Feinde, für Personen und Eigenthum, konnte allein schon diesen Wunsch hinlänglich begründen. Neue Beweggründe kamen hinzu, als mit dem allmäligen Verfall der kaiserl. Macht das Streben der Großen nach Erweiterung ihrer eigenen sich mehrte, in eben dem Grade aber die Eifersucht der Mindermächtigen gegen jene, und des gemeinen Adels gegen den höheren stieg. Der Besitz einer Burg ward nun zugleich Schutz gegen Eingriffe, und Mittel, Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten, oder auch erst zu erringen. Zunehmende Rechtlosigkeit, häufige aus der Selbsthilfe erwachsende Fehden, wurden neuer Antrieb zur Vermehrung der Burgen. Und als vollends bei der zunehmenden allgemeinen Verwilderung die Kampflust zugleich in Raubsucht ausartete, der Adel sichs nicht mehr zur Schande rechnete, auch gegen Unbewehrte auszuziehen, auf öffentlicher Landstraße Kaufleute und andere Reisende zu plündern, diente eine Burg eben so zur Begünstigung eines plötzlichen Ausfalls und Überfalls, wie zum sicheren Zufluchtsort mit der Beute.

Von der Beschaffenheit der ältesten Burgen sind keine Nachrichten übrig. Nach allen Umständen waren sie sehr einfach und gewährten Sicherheit gegen einen Angriff, wol weniger durch ihre Bauart, als durch ihre Lage auf steilen Felsen oder in einer Umgebung von Wasser und Sümpfen, wozu vielleicht eine hölzerne Umzäunung kam. Am Rheinstrom und überhaupt in dem Theil Teutschlands, in welchem die Römer sich früher festgesetzt hatten, mögen zuerst die Reste römischer Kastelle benutzt, und bei Errichtung neuer Burgen zum Muster genommen worden seyn. Das gab vielleicht auch Anlaß, die Benennung Castrum, Schloß, beizubehalten, so wenig auch die ältesten Burgen diesen Namen nach dem Begriff, den man jetzt mit diesem Wort verbindet, verdienten[1]). Die ersten steinernen Burgen waren, wie sich aus mancher alten Ruine und dem kleinen Umfang, den viele einnahmen, schließen läßt, kaum etwas mehr als ein oder etliche mit einander in Verbindung stehende Thürme[2]), in oder an welchen eine kleine Wohnung angebracht war, das Ganze allenfalls mit einer Mauer umgeben. Das Wesentlichste war immer ein hoher Thurm, aus welchem man die Umgegend überschauen und bei einem Angriff sich vertheidigen konnte. — Durch Anhänge erweiterte sich nach und nach manche Burg, so daß sie zu einem eigentlichen Schloß ward, woraus sich dann auch die große Unregelmäßigkeit so vieler alten Schlösser erklärt. Besonders kommen schon frühe bei vielen alten Burgen **Mußhäuser** vor, welche wol, nach der Abstammung des Worts zu urtheilen, hauptsächlich zur Aufbewahrung der Nahrungsmittel dienten, in welchen sich aber auch Speisezimmer befanden. — Der hohe Adel hatte nach Verhältniß der Größe seiner Länder auch mehre Burgen. Die Vertheidigung gegen gefährliche Gränznachbaren machte sie nothwendig, so wie sie dazu dienen mußten, den Adel des Landes im Zaum zu halten. Ohnehin war es Neigung der Großen, ihren Aufenthalt oft zu verändern, wozu auch leidenschaftliche Liebe der Jagd bei den meisten mitwirkte. In dem Nassau-ottonischen Landestheil, das doch nicht viel über 20 □M. enthielt, ließen sich wol an 30 gräfliche Burgen aufzählen, obwol von mancher frühe verfallenen das Andenken ganz erloschen seyn mag. — Bei den alten Häusern behielt die Stammburg, oder die, von welcher ein Haus den Namen führte, doch immer in sofern den Vorzug, daß sie nicht leicht veräußert ward, und selbst bei Ländertheilungen in einem Hause gar häufig eine **Gemeinschaft** der mehren durch die Theilung entstehenden Linien blieb. Eine solche gemeinschaftliche Burg ward dann wol in Ansehung der Bewohnung und sonstigen Benutzung unter den **Gemeinern** oder **Ganerben** (Theilhabern) durch besondere Verträge wieder getheilt. Auf das Wesen der Burg hatte dieses aber keine Beziehung. Zugänge, Mauern, Thore, Thürme, Brunnen, blieben in Gemeinschaft, wurden gemeinschaftlich unterhalten und eben so Pforten und Thürme gemeinschaftlich besetzt. Andere Einrichtungen konnte jeder nach seinem Gefallen auf dem ihm zugefallenen Theil des Burgraums machen, solchen auch bebauen, ohne doch den Thürmen zu nahe zu kommen, die Zugänge dazu zu versperren, oder die anderen Theilhaber zu überbauen, d. i. höher als diese zu bauen. So schreibt es unter andern der Theilungsvertrag zwischen den beiden Nassauischen Hauptstämmen vom J. 1349 über die von der Hauptheilung 1255 bis auf die neueste Zeit in Gemeinschaft gebliebene Burg Nassau, vor, und ähnliche Bestimmungen finden sich anderwärts.

---

1) Die Behauptung **Adelungs** (Wörterb. v. Burg), daß die Wohnsitze der gemeinen Edelleute zwar oft Schlösser, aber nicht Burgen genant worden, ist irrig und das Gegentheil aus Urkunden u. a. alten Schriften leicht zu erweisen. 2) In der alten Burg Hohlenfels im Nass. Amte Nastätten waren vor mehren Jahren wenigstens noch 2 Thürme zu sehen, welche ganz in der Höhe durch eine hölzerne Brücke Verbindung hatten, so daß die Besatzung, wenn sie den einen zu verlassen genöthigt war, sich in den andern zurückziehen und die Brücke schnell abwerfen konnte.

Noch häufiger traten dergleichen Gemeinschaften bei dem niederen Adel ein. Aus mehren Ursachen konnte nicht jeder eine eigene Burg besitzen. Mancher, dem es auch nicht an einem schicklichen Platz und an Vermögen zum Bau fehlte, ward durch Eifersucht der Landherren daran gehindert. Ungern sahen diese schon, wenn ein Nachbar in der Nähe ihrer Gränzen eine neue Burg „aufschlagen" wollte. Konnten sie es mit Gewalt nicht hindern, so suchten sie wol kaiserl. Verbote dagegen auszuwirken, und waren, wenn diese fruchtlos blieben, genöthigt, auch wieder gegen die neu aufgeschlagene Burg einen „burglichen Bau" zu unternehmen, aus welchem die Burg des Nachbaren beobachtet werden konnte. Mit gleichem Eifer setzten sie sich dagegen, wenn einer aus dem Adel im Lande eine neue Burg aufzuschlagen versuchte, die ihnen und ihrem Lande mehr und weniger gefährlich oder nachtheilig werden konnte. Vielen vom Adel blieb daher nichts übrig, als in Gemeinschaft mit Brüdern und Vettern an der Stammburg zu bleiben, wozu in manchen Fällen auch schon die Mitbelehnschaft Anlaß gab; oder auch wol mit anderen, nur befreundeten, Stämmen in die Gemeinschaft an einer Burg zu treten, ohne dadurch ein Eigenthums- oder Erbrecht an derselben zu erlangen. Beiderlei Arten der Gemeinschaft kommen unter der Benennung: Ganerbinate, Ganerbschaften, vor, die Mitglieder heißen: Gemeiner, Ganerben, sind aber wesentlich von einander verschieden. Die erste Art der Ganerbinate gründete sich auf gemeinschaftliche Abstammung, auch wol Mitbelehnung. Mit ihr waren gewisse, mehr und weniger ausgedehnte, Eigenthumsrechte an der Burg und ihrem Zugehör, also auch durch Verträge oder Herkommen bestimmte Nutzungsrechte, und ein näheres oder entfernteres Erbfolgerecht verknüpft. — Die andere Art der Ganerbinate beruhte auf Gesellschafts- oder Societätsverträgen. Unter solchen Ganerben konnte auch wol eine Stammsverwandtschaft, oder Verschwägerung Statt finden, sie ist aber nichts Wesentliches. Eben so gab zwar wol der Mangel eigener Burgen mit den nächsten Anlaß, auf Gemeinschaften dieser Art bedacht zu seyn; doch konnte der Besitzer einer eigenen Burg auch in Gemeinschaft an einer fremden treten. — Die aus einem Gesellschaftsvertrag entsprungenen Ganerbinate sind aller Wahrscheinlichkeit nach erst in den Zeiten der Fehden und des Faustrechts aufgekommen. Sie hatten, wie die Rittergesellschaften, Verbindung der Kräfte Einzelner wider gemeinschaftliche Feinde zum Zweck, also gemeinschaftliche Vertheidigung der ganerbschaftlichen Burg, die dann zugleich Stützpunkt für jeden bei Angriffen oder Rückzügen war. Nebenbei hatte die ganerbschaftliche Verbindung zugleich Erhaltung des Friedens und Verhütung der Feindseligkeiten zwischen den Verbündeten selbst zum Zweck. Entstand Streit, so mußte solcher vor den Ganerben, oder einem Ausschuß derselben ausgetragen werden. Nöthigenfalls trat Zwang gegen den ein, der sich dem Ausspruch der Schiedsmänner nicht unterwerfen wollte. Von Miteigenthum an der Burg und ihrem Zugehör war hierbei keine Rede, als nur in sofern Ganerben der ersten Art in dem Bund begriffen waren. Die Rechte der übrigen beschränkten sich auf die Benutzung der Burg, als Veste, oder zum kriegerischen Gebrauch, wohin dann auch das Recht der Mitbesetzung der Burg, unter gewissen Bestimmungen auch das Recht einem andern die Burg zu öffnen, oder einen nicht zur Ganerbschaft gehörigen darin zu enthalten [3]), gehörte. Sämtliche Ganerben hatten dagegen auch die Verpflichtung, nach einem, wahrscheinlich gleich bei Errichtung einer Ganerbschaft festgesetzten Verhältniß zu den Kosten der Unterhaltung der Burg als Veste, also der Mauern, Thore, Thürme ꝛc. ihren Beitrag zu geben, eben so zu den Kosten der Bewachung durch Pförtner, Thurmhüter u. dgl. welche einem jeden der Ganerben aber auch mit Eiden und Pflichten verbunden waren.

Als Beispiel und zum Beweis des hier angeführten, mag die Ganerbschaft an der jetzt gräflich Bassenheimschen Burg Reiffenberg im herzogl. Nass. Amte Usingen, unweit Cronenberg und Königstein, dienen. Sie war eine der mächtigsten und zahlreichsten im Mittelalter und vereinigte die Eigenschaften beider Arten von Ganerbinat. Die Ganerben waren daher eingetheilt in die vom Stamm und Schilde, also vom Reiffenberger Geschlecht selbst, in die Ganerben aus der Wetterau, und in die von dem Lahnstrom. Der Burgfriede von 1320 redet im Allgemeinen von sechs Stämmen, ohne Namen anzugeben. In dem vom J. 1400 sind aber die Namen der sämtlichen Ganerben, deren seit einem Jahrhundert beinahe mehrere beigetreten seyn mochten, enthalten, und werden aufgeführt: sechs Reiffenberge, zwei Rödel v. Reiffenberg, wol auch zum Stamm gehörig, doch nicht zum Schilde, zwei v. Cronenberg, zwei von Stockheim, ein Waldeck, v. Cobern, v. Schönborn, Weise v. Feuerbach, v. Ottenstein, zwei v. Cleen, ein Sure v. Katzenellenbogen, Kämmerer v. Dalberg, Dudell, Graeffeboche, v. Frondorf, v. Lindau, Specht v. Bubenheim, v. Elkershausen, Brendel v. Hohenberg (Homburg), v. Buches, v. Prumeheim und v. Nassau. Im J. 1457 und 80 waren noch hinzugekommen: die Wallbronn, Bellersheim, Hattstein und Bache, so daß die ganze Ganerbschaft damals aus 26 Adelsgeschlechtern bestanden haben muß, wenn in der Zwischenzeit nicht etwa das eine oder andere erloschen, oder ausgetreten war. — Aus den in dem Dillenburger Archive vorhandenen Satzungen dieser mächtigen Ganerbschaft von 1320, 1400 und 1457 läßt sich, in Zusammenhaltung derselben mit anderwärts vorhandenen Nachrichten, die Beschaffenheit solcher Institute ziemlich bestimt entnehmen. Hienach hatten

1) gemeinschaftliche Burgen in der Regel auch noch einen bestimmten Bezirk um die Burg herum, der zur Gemeinschaft gehörte, dessen Gränzen daher genau beschrieben wurden. Bei Ganerbschaften der ersten Art war solcher unter dem gemeinschaftlichen Eigenthum begriffen, und die Nutzungen daraus wurden von den Gemeinern nach Verhältniß ihres Miteigenthums bezogen. Zu welchem Zweck die Bestimmung eines solchen Bezirks auch bei Ganerbiaten zweiter Art diente, bei welcher Gemeinschaft des Eigenthums und gemeinschaftliche Benutzung eigentlich nicht Statt fand, erklärt der Burgfriede zu Eltz 1323. „Binnen disin Burchfriden sal unser ein den

3) Von dem Oeffnungs- und Enthaltsrecht bei Burgen überhaupt wird unten noch ausführlicher gehandelt werden.

anderin besendin" (beschützen) „und Jme dat Sine helfen weren gelich eine selvin." Über diesen Bezirk hinaus erstreckte sich die Verpflichtung der Ganerben zur Hilfsleistung nicht, sie hätte dann durch eine besondere Übereinkunft über die Gränzen hinaus müssen zugesichert gewesen seyn.

2) Der Eintritt in eine Rittergesellschaft war nur eine persönliche Verbindung; eine Ganerbschaftliche dagegen, wenn gleich von Miteigenthum und Erbfolge dabei keine Rede war, ging auch auf die Erben und das Geschlecht der Ganerben über. In dem Reiffenberger Burgfrieden von 1320 heißt es deswegen im Eingang: „Wir Ritter und auch Knechte alle gemeinlich die Ganerben von Riffenberg bekennen — das wir — gewilkort hain uf uns und unser Ganerben die nach uns komment ꝛc." Wer als Erbe eintrat, mußte die Satzungen und Verträge des Ganerbinats beschwören, und — wie die Urk. von 1400 sagt: „Holdunge zu dem Sloss — thon."

3) Einer der Hauptzwecke der ganerbschaftlichen Verbindungen war, Fehden zwischen den Adelsgeschlechtern zu verhüten. Der angeführte Burgfriede sagt darüber: „Queme es — das der Ganerben eyner Viandt wurde mit dem andern, das Got nit enwolle, des sollen die andern Ganerben sich annemen und — Macht hain, herinzulegen." Wer sich dem nicht fügen wollte, durfte, so lange er sein Unrecht nicht abgethan hatte, von der Burg sich nicht „behelfen."

4) Die Leitung der gemeinschaftlichen Geschäfte war einem Ausschuß, zu Reiffenberg von 5 Rittern, anvertraut, worüber der Burgfriede von 1400 sagt: „Dieselben Funff Macht sollen haen allezeit was noide unsern Sloss — angehet — es sie von Besessen" (Besetzung mit Mannschaft) „Buwen, Geschosse, Sipse, ader von Lüten daruff zu schicken es damit zu sterken" (in Zeiten der Gefahr die Besatzung zu verstärken). Jeder Ganerbe mußte die bestimmte Mannschaftszahl stellen und die ausgeschriebene Lieferung leisten. Eine solche Lieferung für das Ganerbschloß Thonburg setzt eine Urk. von 1422 für jeden Ganerben, außer dem Proviant, auf „vier Busschen (Büchsen) der zwa Kammerbusschen" (eine Art doppelten Geschützes) „syn, und Steyne darzu, eyne Tonne Donrekrudz" (Donnerkraut, Schießpulver) „tzwey dusent Pyle und seeß Armbrust." Wer mit seiner Stellung und Lieferung zurückblieb, für den konnten die Direktoren durch die angeordneten Baumeister (s. Baumeister) Geld bei Christen und Juden aufnehmen lassen und ankaufen. So lange als die Erstattung nicht geschehen, durften die Pförtner den Säumigen nicht in die Burg einlassen. Nach Jahresverlauf verlor er sein Ganerbenrecht.—

5) Zur Unterhaltung des Burgbaus ward jährlich Baugeld ausgeschrieben. Auf Reiffenberg durfte doch der Ausschuß nicht über 10 fl. auf jeden Ganerben ausschlagen. War mehr nöthig, so mußte die ganze Ganerbschaft erst darein willigen.

6) Über Vergehen eines Ganerben gegen den anderen richteten die zwei Ältesten, oder zwei an deren Stelle gewählten, mit einem von diesen erkorenen Obermann. Zu deren Verbüßung war, nach Verschiedenheit der Fälle, eine kürzere oder längere Leistung bestimt, welche hier nicht, nach der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes Leistung, obstagium, eine Art persönlicher Bürgschaft, sondern eine conventionelle Strafe, gewissermaßen ein Stadtarrest, war, im Wesentlichen aber mit der bekannten Leistung übereinkommt. Der Beleidiger mußte nämlich an einem bestimmten Ort in eine Herberge einreiten und die vorgeschriebene Zeit über allda auf seine Kosten verweilen. Der mehrerwähnte Burgfriede von 1320 setzt folgende Grade der Vergehen und Bußen fest: „Unser kheyner en sal an des andern Gut ader an syn Lude griffen. — Die Leistunge sall vier Wochen weren. Unde verkoren Wort — die zu Unfuege dreffen moegen — vierzehen Nacht. — Queme es zu den Werken, eyn Monadt, umb eyn Wonde ain halb Jare, umb ein Doitschlach ein Jare." Wer sich dem nicht unterwerf, ist „drueloess und meyneydich und alles sine Recht verloren." Für die Ganerben um Reiffenberg und in der Wetterau waren Frankfurt, Friedberg, oder Wetzlar, für die nach der Lahn hin, Limburg, Idstein oder Weilburg, als Leistungsorte vorgeschrieben.

7) Wer sich der Burg gegen einen Feind zu bedienen genöthigt ward, oder einen anderen darin enthalten wollte, mußte davon vorher den Ganerben die Anzeige machen. Wider das Reich durfte keiner die Burg gebrauchen, noch einen Feind des Reichs darin enthalten, es sey denn, daß „das Riche unsern Ganerben eynem Unrecht thun wolle." Wer zum Enthalt gelangte, mußte die Besetzung auf seine Kosten verstärken, der Burg huldigen, auch wol Enthaltsgeld (Miethe) bezahlen, welches in die gemeine Kasse fiel. In einem Reiffenberger Urk.-Verzeichniß von 1480 komt vor, daß in dieser Burg, deren weitläufige Ruinen noch von ihrer ehemaligen Größe und Stärke zeugen, zu verschiedenen Zeiten ein Landgraf von Hessen, eiu Pfalzgraf, ein Markgraf von Brandenburg und ein Herr von Eppenstein sich haben enthalten lassen.

8) Die Ganerbschaften bedienten sich zu ihren gemeinschaftlichen Angelegenheiten eines gemeinschaftlichen Siegels.

Pfeffinger. ad Vitr. T. IV. p. 202 sqq. gibt von einer Menge solcher Ganerbschaften in Teutschland Nachricht, und das Verzeichniß derselben ließe sich noch sehr vermehren. Viele gehören aber nicht in die Kategorie derjenigen, von welchen hier die Rede ist, wie denn überhaupt Pfeffinger u. a. Schriftsteller den Unterschied zwischen Ganerbinaten ganz verschiedener Art wenig beachtet haben. Mit einigen von Pfeffinger genannten hat es eine ganz andere und eigene Bewandtniß, wie z. B. mit der Friedberger und Gelnhäuser Burgmannschaft, wovon aber in besondern Art. zu handeln seyn wird. — Die Ganerbinate, zumal die der zweiten Art, wovon hier ausführlicher gehandelt worden, sind aber längst verschwunden, nachdem der Grund zu ihrer Errichtung aufgehört hatte. Dagegen finden sich, obwol man in neueren Zeiten allen Ganerbschaften immer abgeneigter geworden ist, doch noch viele Stammburgen oder Schlösser, welche gemeinschaftliches Eigenthum mehrer zum nämlichen Stamme gehörigen Adelsgeschlechter geblieben sind.—

Was zur Entstehung so zahlreicher Burgen in Teutschland den Anlaß gegeben hatte, beförderte auch zum Theil wieder ihren Untergang. Während der häufigen Fehden

und Kriege des hohen und niedern Adels war nichts gewöhnlicher, als den Feind, wenn er aus dem Felde geschlagen war, in seine Zufluchtsörter zu verfolgen, ihn darin einzuschließen und, wenn es mit Gewalt nicht möglich war, wenigstens durch Hunger und Abschneiden des Wassers zur Übergabe seiner Burgen zu zwingen. Die Folge der Eroberung war dann meistens, daß die Burg zugleich, wie die Alten sagten, „gebrochen," d. i. durch Anzündung, und durch Niederreißen des Mauerwerks, zerstört und unbrauchbar gemacht ward. Viele verschwanden dadurch für immer, weil der Eigenthümer sie wieder „aufzuschlagen" nicht im Stande war. Manche andere fanden ihren Untergang, weil sie Räubersitze waren, oder doch dafür galten. Sorge für die öffentliche Sicherheit mußte, wenn nicht immer zum wahren Grund, doch zu einem scheinbaren Vorwand der Zerstörung dienen. Balduin aus dem Hause Luxemburg, ein vieljähriger Vorsteher des Erzstifts Trier (1307—1354), durch außerordentliche Leibesstärke und kriegerischen Muth gleich berühmt, dem das Schwert lieber, als der Bischofsstab war, machte sich durch Zerstörung alter Ritterburgen einen Namen. Wenn ihm bei solchen Unternehmungen das gemeine Wohl zum Aushängeschild dienen mußte, so mochte doch wol Befriedigung seiner Kriegslust und Vergrößerungssucht im Hintergrunde liegen. Darum ging er auch über die Gränzen des Erzstifts hinaus und oft weit auf der rechten Rheinseite. War erst der niedere Adel geschwächt, dann ward es ihm um so leichter, auch den höheren zu bekämpfen, und das Erzstift auch diesseits zu erweitern. Neue, nach ihm benannte Burgen mußten die neuen Erwerbungen schützen. — Viele gewaltsamer Zerstörung entgangene Burgen wurden dem Untergang geweihet, als mit Befestigung des Landfriedens, mit dem Ende der Fehdezeiten, der Zweck ihrer Errichtung großentheils wegfiel. Der Adel fand es nun nach und nach bequemer, in der Ebene, unter Menschen zu wohnen, als auf einsamen schwer zugängigen Felsen zu nisten. Von ihren Bewohnern verlassen sind viele der herrlichsten Burgen in Staub gesunken, ihre Stätte kaum mehr zu finden. Mehre trotzen nach vielen Jahrhunderten noch durch die Stärke ihrer Mauern dem zerstörenden Einfluß der Witterung, und bleiben in schönen Ruinen vielleicht noch lange redende Denkmäler der Vorzeit. —

An Burg — wie es hier in der gewöhnlichsten Bedeutung und als synonym mit Veste und Schloß gebraucht worden, schließen sich mehre Begriffe und Zusammensetzungen mit dem Hauptworte an, die in Glossarien gar nicht, oder doch nur unvollständig vorkommen, und daher einer nähern Erörterung bedürfen. Hieher gehört:

Burgfriede. Dieses Wort ward in mehren Bedeutungen gebraucht, welche doch alle, wie schon aus der Zusammensetzung des Worts sich schließen läßt, auf einen Friedensstand, auf das Entgegengesetzte von Streit, Unfriede, Beziehung haben. — Oben ist schon vorgekommen, daß, so gewöhnlich auch in früheren Zeiten bei dem hohen und gemeinen Adel Länder- und Gütertheilungen waren, die entstehenden einzelen Linien doch einen besonderen Werth darauf setzten, wenigstens die Stammburg in Gemeinschaft zu behalten. Vorzüglich war dieses der Fall, wenn der Name der Burg zugleich Stammesname geworden, und keine der sich abtheilenden Linien geneigt war, einen anderen Namen, und damit auch wol ein anderes Schild anzunehmen. Bald lehrte indessen die Erfahrung, daß dergleichen Gemeinschaften zu manchem Streit, wol gar zur völligen Entzweiung der Geschlechter Anlaß gaben. Darum geschahe es wol, daß die Aufhebung solcher Gemeinschaften von manchen Geschlechtern vorgezogen ward, daß ein Geschlecht das andere auskaufte, daß, wie die Geschichte der alten Grafen v. Dietz zeigt, die ältere Linie der jüngeren ein neues Schloß Weilnau baute, um damit zum alleinigen Besitz der Stammburg Dietz zu gelangen. Wo solches nicht möglich zu machen war, suchte man wenigstens durch Verträge, durch gemeinschaftlich verabredete Ordnungen und Satzungen, jedem künftigen Streit so viel thunlich zuvorzukommen. Eine solche Verabredung bestimmte genau den Bezirk oder Befang um die Burg herum, der als Zugehör oder integrirender Theil derselben angesehen ward, und wie die Burg selbst in Gemeinschaft blieb. Sie setzte die Rechte und Befugnisse eines jeden Theilhabers fest, so wie seine Verpflichtungen, in Hinsicht auf Unterhalt und Bauung an den Befestigungen und Wohnungen in der Burg, über deren Besetzung, über Kostenbeiträge, über Entscheidung der etwa entstehenden Streitigkeiten, u. s. w. Eine solche Verabredung oder gemeinschaftliche Satzung ward Burgfriede und wol sehr passend genant, weil sie die Erhaltung des Friedens in der Burg und in deren Umfang bezweckte. Auf ähnliche Art und das nämliche bezweckend waren

2) die Ordnungen, welche die Theilhaber einer ganerbschaftlichen Burg von zweiter Art, wo die Gemeinschaft sich nicht auf Erblichkeit und Miteigenthum, sondern auf Bündnisse gründete, mit gemeinschaftlicher Zustimmung errichteten. Auch diese führten die Benennung: Burgfriede. So wie aber eine solche ganerbschaftliche Burg von einer in Gemeinschaft gebliebenen Stammburg wesentlich verschieden war, so traten auch in dem Burgfrieden beider Art wesentliche Verschiedenheiten ein, die schon aus dem Art. Burg hervorgehen, hier also nicht wiederholt werden.

3) Jede Burg hatte in der Regel einen größern oder kleinern Bezirk um sich herum, der als unzertrennlich von derselben und so angesehen ward, als ob er in der Burg selbst gelegen wäre. Bei einigen war solcher auch wol mit einer besondern Umzäunung eingeschlossen. Lag etwa unmittelbar an dem Burgberg eine Stadt, so war, an zugänglichen Stellen wenigstens, der Burgbezirk mit einer Mauer von dem städtischen abgesondert, und die darin angebrachten Thore wurden von dem Burgbesitzer geschlossen. Hatte die Stadt, wie gewöhnlich, ihr eigenes Gericht, so bezeichnete eine solche Mauer zugleich die Gränze der städtischen Gerichtsbarkeit gegen die Burg hin. Auf einen solchen Burgbezirk, es mochte nun die Burg in dem Besitz eines Einzigen, oder mehrer Theilhaber und Ganerben seyn, erstreckten sich daher auch die Anordnungen und Verträge, die schriftlichen Burgfrieden, welche wegen der Burg ausgefertigt wurden, und in welchen dann auch die Gränzen des Bezirks meistens angezeichnet waren. Da-

von ward dann der Bezirk selbst ebenfalls Burgfriede genant. — Da die Ritterschaft der Vorzeit bei den häufigen Fehden, obwol sie eine Folge allgemeiner Anarchie waren, doch gewisse hergebrachte Gesetze als Norm annahm, die ohne Verletzung der Ritterehre nicht überschritten werden durften, wohin denn auch gehörte, daß ein Angriff, oder eine Befehdung für ungerecht galt, wenn sich der Angreifende nicht wenigstens einige Tage vorher förmlich als Feind durch Briefe oder Boten angekündigt hatte; so ward es doch nicht für Übertretung dieses Ehrengesetzes gehalten, jedem, der auf der Landstraße und auf freiem Felde angefallen ward, zu Hilfe zu eilen, den Angreifer, war er gleich nicht erklärter Feind, auf dem Rückzuge zu verfolgen und ihm die gemachte Beute wieder abzujagen. Eine solche Folge hörte aber auf erlaubt und rechtmäßig zu seyn, sobald der Zurückziehende mit seinen Leuten und mit seiner Beute die Gränzen seines Behalts, wie die Alten sich ausdrückten, erreicht hatte. Diese durfte der Verfolger nicht überschreiten, ohne sich in Unrecht zu setzen. Unter dem Ausdruck Behalt ist dann nicht nur die Burg selbst, oder die geschlossene Behausung, sondern auch der dazu gehörige Bezirk, der Burgfriede in der Bedeutung Nr. 3. zu verstehen. — Mit einem solchen kleinern Bezirk zunächst um die Burg herum, dem eigentlichen Burgfrieden, darf aber nicht eine ganze Landschaft, oder ein Landestheil verwechselt werden, der zu einer Burg geschlagen war, nach ihr oft benant, von der Burg aus verwaltet ward, und bei Theilungen, Verkauf oder Verpfändungen mit der Burg vereinigt blieb. Wenn nun, wie fast aus jeder Urk.-Samlung zu ersehen, in Veräußerungsbriefen vielfältig nur die Burg, als Gegenstand der Veräußerung genant wird, so hat man doch darunter in den meisten Fällen zugleich die zur Burg geschlagene Landschaft mit allen Ortschaften, Einwohnern, und den darin fallenden herrschaftlichen Einkünften zu verstehen.

4) Noch ist einer erst später aufgekommenen Bedeutung des Worts Burgfriede zu gedenken, welche eigentlich nur auf Burgen und Schlösser der mit Landeshoheit begabten Reichsstände Beziehung hat. Seitdem diese anfingen, ihr „Hofgesinde"—nach heutigem Sprachgebrauch ihren Hofstat, zu vermehren, auch die vormaligen Wanderungen in Abgang kamen, und die Großen sich häufiger als früher ständige Wohnsitze, Residenzen, wählten, ward an den meisten Höfen nöthig gefunden, eigene Polizeiordnungen und Vorschriften, hauptsächlich zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit im Schloß und dessen Bezirk aufstellen zu lassen. Darin waren dann auch besondere Strafen für die Übertreter und Unruhestifter festgesetzt, gewöhnlich weit härtere, als die sonst üblichen, z. B. Abhauen der rechten Hand bei vorfallenden Thätlichkeiten, weil jedes Vergehen in der Nähe und in der Wohnung des Herrn zugleich für eine diesem selbst zugefügte Beleidigung geachtet ward. Dergleichen Hausordnungen wurden, auch ganz angemessen, Burgfrieden genant, und fanden auf Vergehungen in der Burg selbst sowol, als in dem dazu gehörigen Bezirk, dem ganzen Burgfrieden in der Bedeutung No. 3, ihre Anwendung. — Auf den Zugängen befanden sich darum auch häufig schon Warnungstafeln mit dem Worte: Burgfrieden, aufgestellt, denen wol ein Beil und eine Hand, oder etwas dergleichen beigemalt war.

Burggraf. Die Bildung dieses aus Burg und Graf zusammengesetzten Worts gibt zwar schon zu erkennen, daß damit eine dem Grafenamt ähnliche Dienststelle bezeichnet worden, die aber auf eine Burg Beziehung gehabt haben müsse, wie bei Markgrafen, auf Gränzen gegen Nachbarstaten. Doch hat bis jetzt noch nicht bestimt ausgemittelt werden können, wenn das Burggrafenamt aufgekommen und worin es bestanden habe. Wahrscheinlich ist aber, daß schon vor K. Friedrich I. Burggrafen angestellt gewesen und die ersten wol in kaiserlichen Burgen. Aufsicht über die Burg und deren Beschützung, Verwaltung der zur Burg gehörigen Domäne, war ohne Zweifel ihre Hauptobliegenheit, woneben sie dann, wie andere Grafen, auch das Richteramt in ihrem Bezirk bekleideten. Wie bei andern Reichsbeamten, so auch bei den Burggrafen, ging das ursprünglich persönliche Amt bei vielen in Erblichkeit und Reichsstandschaft über. Mehre trugen ihre Burggrafschaften von Kaiser und Reich zu Lehen. Andere scheinen aber auch von höheren Reichsständen abhängig gewesen zu seyn. Überhaupt war unter den früher in großer Anzahl vorkommenden Burggrafen eine bedeutende Verschiedenheit, wozu dann schon viel beitrug, daß die zu den Burgen gehörigen Territorien bei den einen ausgedehnter, bei anderen von geringerem Umfang waren, auch ein Burggraf vor dem andern schon vor seiner Gelangung zur Burggrafschaft ein mächtigerer und reicherer Landherr oder Gutsbesitzer gewesen war. — Von den ältern Burggrafen standen vorzüglich die Nürnberger in großem Ansehen, so daß sie den Fürsten gleich zu achten waren. Ihr Reichthum setzte sie in Stand, die Kaiser vielfältig zu unterstützen, was ihnen selbst oft auch wieder Gelegenheit zu neuen Erwerbungen gab. — Von den vielen ehemaligen Burggrafschaften sind die meisten schon in früheren Zeiten abgekommen, doch behielten mehre Häuser den burggräflichen Titel bei, und zogen ihn dem Grafentitel vor. Am bekanntesten waren davon noch bis auf die neuesten Zeiten die Burggrafen von Dohna, und die von Kirchberg, an welche durch Erbschaft ein Theil der alten Grafschaft Sayn gefallen war und die daher häufig auch Grafen von Sayn-Hachenburg genant wurden. Diese sind aber nun auch ausgestorben. — Die Friedberger Burggrafen gehören nicht hieher, da es, wie oben schon bemerkt worden, mit der Burg Friedberg, ihren Burggrafen und Burgmännern eine ganz andere Beschaffenheit hatte. — Es mögen übrigens die in den ältesten Urkunden vorkommenden Benennungen Burggravius und Castellanus, gar oft als gleichbedeutend gebraucht worden seyn, weil ursprünglich das Amt dieser Ministerialen das nämliche war. Später und als mehre Burggrafschaften bereits erblich geworden, mit vielen Burggrafen eben die Veränderung wie mit anderen vormal. Reichsbeamten schon vorgegangen war, scheint doch die Benennung Castellan eine niedrigere Stufe zu bezeichnen und von Vorgesetzten der minder wichtigen, mit einem eigentlichen Territorium nicht verknüpften Burgen gebraucht zu werden. So kommen zwar bei der nächst Wetzlar gelegenen alten kaiserl. Burg Calsmunt Castellane vor, dagegen wird von einem Burg-

grafen zu Calsmunt schwerlich in Urkunden die Rede seyn. Mit dem teutschen Burgvogt oder Schloßhauptmann, ist also wol vom 13. Jahrh. an das Wort: Castellanus richtiger zu übersetzen. Bei dergleichen Castellaneien lag häufig ein Geldgeschäfte und eine Pfandschaft zum Grund. Der reiche Edelmann schoß dem Eigenthümer der Burg eine Geldsumme vor und erhielt dagegen die Burg mit den dazu gehörigen Gütern und Einkünften pfandsweise, oder als Pfandlehen, zur Benutzung für die Zinsen, wogegen er unter dem Namen eines Castellans, auch wol Amtmanns, Drosten, die Burg verwahren, und für die Erhaltung ihres Zugehörs sorgen mußte. Manche kam dadurch als Eigenthum an den Castellan oder dessen Erben, weil es dem Verpfänder an Mitteln zur Einlösung fehlte. — Als endlich das Kriegswesen eine gänzliche Veränderung erlitt, seit Einführung der Feuergewehre und des groben Geschützes persönliche Tapferkeit allein nicht mehr entschied, Söldner und stehende Heere aufkamen, die Vertheidigung fester Plätze kunstvoller ward, und erfahrnen Befehlshabern anvertraut werden mußte, fiel der Zweck der vormaligen Burggrafschaften und Castellaneien großentheils weg. Die Civilverwaltung ward, meistens unter andern Namen, besondern Statsdienern übergeben.

Bei Hofhaltungen und in herrschaftlichen Schlössern kamen zwar wieder Burggrafen auf, wie sie noch bestehen, und die gewöhnlicher noch in manchen Ländern Castellane, Schloßverwalter, Schloß- oder Burgvögte (franz. Concierge) genant werden. Sie sind aber mit den ehemaligen Burggrafen nicht zu vergleichen, sondern gehören zu den unter dem Hofmarschallamt stehenden Offizianten, und haben die Aufsicht auf Unterhaltung und Reinigung der Schloßgebäude, auch Verwahrung des darin befindlichen Geräthes.

Burghaus, s. Burgsess.

Burghut, Burgknechte. Burghut wird zwar in weitläufiger Bedeutung für Verwahrung einer Burg, Sorge für deren Sicherheit und Vertheidigung gegen einen Feind gebraucht. In diesem Sinne ist die ganze Veranstaltung, welche zu jenem Zweck auf einer Burg gemacht worden, und das ganze Personal, dem die Verwahrung übertragen ist, darunter begriffen. Die eigentliche und gewöhnlichere Bedeutung von Burghut, wofür wir heutiges Tages Burgwache sagen würden, beziehet sich aber nicht auf den Burggraf und die Burgmänner, denen die Vertheidigung oblag, sondern auf die gewöhnliche Bewachung durch die Burgknechte. Zu diesen gehörten die Pförtner und Thorwächter, die Thürmer und Thurmhüter, und die gemeinen Wächter. Pförtner und Thürmer, wovon der erste das Burgthor zu schließen und zu öffnen, der andere die Umgegend zu beobachten und über das, was vorging, bestimmte Zeichen zu geben hatte, standen gewöhnlich in Kost und Lohn. Zu dem gemeinen Wachedienste dagegen wurden in vielen Burgen die Bewohner der zu der Burg gehörigen Höfe, oder Zenten und Gerichte, in so weit sie dienstpflichtig waren, der Reihe nach gebraucht. Städtebewohner blieben davon befreiet, weil sie ihre eigenen Thore zu bewachen hatten. Durch Übereinkunft zwischen dem Burgherrn und den Dienstpflichtigen ward aber auch vielfältig ein bestimmtes Wache- oder Wächtergeld bezahlt, und der Dienst durch Lohnwächter gethan. Als die von Dietz durch die Grafen von Nassau mit dem Erbmarschallamt der Grafschaft Dietz auch die von Graf Adolf erbaute Burg Ardeck zu Lehn empfingen, wird in einem Lehnbrief von 1467 auch noch des Wächtergelds als Zugehör des Lehns gedacht, welches das Gericht Flachs jährlich auf die Burg Ardeck zu zahlen hatte, wogegen dasselbe von der Burgwache befreit war, und die von Dietz Lohnwächter auf ihre Kosten halten mußten. In den Dillenburger Kammerrechnungen kam bis auf die neuesten Zeiten ein solches Wachegeld aus allen Dillenburger Ämtern in Einnahme, seitdem sie keine Wächter mehr auf die Schlösser und Burgen stellten und die Wachen mit Söldnern besetzt wurden. In andern Gegenden mag dieses Wächtergeld auch Burghut genant worden seyn.

Burglehen, Burgmann, Castrense feudum, Castrensis. Die eigentliche Vertheidigung der Burgen gegen feindliche Angriffe war, so lange das ganze Kriegswesen auf dem Adel beruhete, ebenfalls Sache der Ritter und Edelknechte. Ward eine Ritterburg mit einem solchen Angriff bedrohet, welchem doch gewöhnlich das Ansagen der Feindschaft und Befehdung vorausging; so versammelten sich des Burgherrn Stammsvettern, Freunde, Verbündete, auch wol Vasallen, zur Hilfe. — Bei ganerbschaftlichen Burgen war es die erste Pflicht der Ganerben, der Burg zum Schutz zuzueilen. — Vertheidigung der Burgen und Schlösser des hohen Adels oder Herrenstandes lag vorzüglich den Lehnleuten ob. Als das Lehnswesen aufkam, welches ganz auf den von den Vasallen und ihrem Gefolge zu leistenden Kriegsdienst berechnet war, fand noch kein Unterschied zwischen Feld- und Burgdienst Statt, die longobardischen Lehnrechte wissen daher auch von besondern Burglehnen nichts. Jeder Lehnmann war und blieb auch später eben so verpflichtet, seinem Herrn zu Heereszügen, zum Krieg in offenem Felde, zum Angriff fester Orte, zu folgen, als seine Vesten zu vertheidigen. Doch kam bald der Gedanke auf, daß es nützlich sey, auch noch eigene zum Burgdienste ganz besonders verpflichtete Lehnleute zu haben und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese auch, der ursprünglichen Absicht nach, ihren beständigen Aufenthalt in der Burg haben nehmen sollen, um nicht in Zeiten der Gefahr erst ihre Ankunft von außen her erwarten zu müssen, was doch nicht allgemein zur Ausführung kam, oder wovon doch bald schon wieder Ausnahmen gemacht wurden. So entstand also eine neue Art von Lehen u. Mannen, Burglehen u. Burgmannen, feuda castrensia, castrenses. Sie erklären sich schon aus dem Vorhergehenden. Wer von dem Besitzer einer oder mehrer Burgen ein Haus, ein Grundstück oder ganzes Gut, eine jährliche Natural- oder Geldrente &c. als Burglehn annahm und den Lehnseid darauf leistete, verpflichtete sich dadurch zur Vertheidigung der Burg, so oft er dazu von dem Herrn aufgefodert ward, und unterwarf sich sogleich der Beobachtung des Burgfriedens und anderer wegen der Burg getroffenen Anordnungen, so lange sein Aufenthalt in der Burg dauerte.

Zur Heerfahrt und zu einem Kriegszuge seinem Herrn zu folgen, war er dagegen nicht verbunden, außer wenn er, was meistens der Fall war, auch noch ein Mannlehen von dem nämlichen Herrn besaß. Es waren aber die Burglehen, bei welchen alles auf die besondere Übereinkunft zwischen dem Herrn und dem Lehnträger ankam, ihrer Beschaffenheit und sonstigen Bestimmungen nach sehr verschieden. — Am häufigsten bestand, nach einer Menge noch vorhandener Lehnbriefe, das Burglehen in Geld, dessen Betrag wol nach Verhältniß der Dienste, die von dem künftigen Burgmann zu erwarten waren, oder auch durch andere Umstände, vielleicht geringere oder weitere Entfernung seines Wohnsitzes von der Burg, höher oder niedriger bestimt ward. Entweder zahlte dann, nach dem wie man übereingekommen war, der Burgherr alsbald ein bestimmtes Kapital an den Burgmann, dessen jährliche Benutzung zu gewissen Procenten, meistens zu 10 vom hundert, angeschlagen war. Der Burgmann mußte dafür so viel an liegendem Gut, oder an sicheren Renten, z. B. Zehnten, ankaufen, daß deren jährlicher Ertrag den bestimmten Procenten gleich kam. — Der Burgmann konnte aber auch, wenn er so viel an freiem, keiner andern Lehnbarkeit unterworfenem, Gut, oder an freien Renten schon besaß, als nach der Procentbestimmung erfoderlich war, von diesem seinem freien Eigenthum dem Burgherrn a n w e i s e n. In beiden Fällen nahm das Angekaufte, oder Angewiesene die Eigenschaft eines Lehns an. Der Burgherr erwarb daran das Obereigenthum, der Burgmann kam oder blieb im nutzbaren Besitz, doch nur unter Beschränkung der Eigenthumsrechte durch die Lehnbarkeit. — Oder — und dieser Fall komt am häufigsten vor — der Burgherr machte sich verbindlich, dem Burgmann eine bestimmte Jahresrente, die doch selten 10 Mark überstieg, so lange zu entrichten, bis er 10 mit 100 abgelegt haben würde. Trat diese Ablage ein, so mußte der Burgmann mit der Anlage dieses Kapitals es eben so halten, wie im ersten Falle, und unter den nämlich Lehnsverbindlichkeiten. — Diese Einrichtung gewährte dem Burgherrn den Vortheil, daß er sich mit einem nicht sehr bedeutenden Aufwande Vertheidiger seiner Schlösser erwarb, und dabei doch die Aussicht eines etwanigen künftigen Heimfalls des Lehns behielt, zumal da bei Burglehen in der Regel keine weibliche Erbfolge Statt fand. Der Burgmann aber gewann in jedem Falle eine Erweiterung seines nutzbaren Eigenthums und eine ständige Rente für sich und seine Lehnserben, die er in der Regel jährlich bezog, wenn er auch mit Burgdiensten verschont geblieben war. — In Ansehung der übrigen Bestimmungen bei Errichtung eines neuen Burglehns finden sich hauptsächlich darin Verschiedenheiten, daß ein Burgmann sich entweder im Allgemeinen zum Burgdienste ohne alle Ausnahme verpflichtete, also in jeder Burg seines Lehnherrn auf Erfodern sich stellen und solche, auch gegen jeden Feind, vertheidigen helfen mußte, oder daß seine Verpflichtung nur auf eine oder einige in den Lehnsbriefen namentlich bestimmte Burgen seines Herrn eingeschränkt war, und er in andere nicht gefodert werden konnte; aber auch wol in jene nicht, wenn sie von einem Feinde bedrohet waren, gegen den er nicht dienen zu müssen sich ausdrücklich vorbehalten hatte. Umgekehrt machte sich auch wol ein Burgmann zum Dienst genannter Feinde verbindlich. Als Beispiel: „Ich Renneward Herre v. Stralenberg duin kund — daz ich Burgmann wordin bin des — Gr. Johans von Nassawe umme hundirt Marg Pennige — und gelabin yme mit mine Libe, Gude und mit minen Vestin widir den — Lantgraven von Heissen — und widir Grave Wilhelmen von Katzenelenbogen und ir Helfer — alle sin Reith zu behaldim.“ Die Bestallung zum Burgmann ist hier zugleich ein Angriffsbund. — Auch darin lag eine Verschiedenheit bei den Burgmannschaften, daß der eine Burgmann in der Burg „sitzen,“ seinen gewöhnlichen Aufenthalt darin nehmen mußte [4]), der andere dagegen nur als „unbesessener“ Burgmann sich verpflichtete, also nur, wenn ihn der Lehnsherr foderte, in die Burg „einzufahren“ schuldig war. Daß das erste, als die Burglehne aufkamen, die Regel war, scheinen die in späteren Lehnbriefen vorkommenden bestimmten Ausnahmen zu beweisen, deren es sonst nicht bedurft hätte. Bestand das Lehen in einem Burghaus, so ist ohnehin schon zu vermuthen, daß der Lehnträger auch, wenigstens auf gewisse Zeit, die Wohnung in demselben nehmen mußte. — Einige Auszüge aus Urkunden mögen dem Gesagten zur Erläuterung und Bestätigung dienen. Graf Johann zu Nassau belehnt, nach dem Aussterben der Dynasten von Greiffenstein, den jungen Grafen Engelbert von Sayn mit dem Greiffensteinischen Lehen im Dietzischen, 1325 auf Kreutzerfind., und fährt dann im nämlichen Briefe fort: „Vort me gebin ich Grebe Johan v. Nassawe dem vorgen. Engelbrechte v. Sayne Zwenczich und Hundert Marg Penninge dri Haller vor den Penning gezalt, und gewinnen und han gewunnen denselben Engelbrecht und sin Erbin mir und meinen Erbin zu Burgmanne, nit zu sitzene, dan anders alle min Recht und Gewonheit mir helfen zu behaldene als andere mine Burgman. Also daz ich Engelbrecht von Seyne dazselbe Gelt an zwelf Marg Geldes wol belegin sal, oder ich sal mins Eigens als vil bewisen und ufgebin sinem Juncherren Grebin Johanne von Nassawe und minen Erbin, daz zwelf Marg Geldes wol bewiset sin. Dan aber sal ich und min Erbin zu Bylstein Burgman sin, in allem dem Rechte, als da vor ist genant.“ So heißt es in einer andern Urk. 1325. Sont. n. Walp. „Ich Heymerad von Elbene Ritter bekenne — das der EdelMan Graue Johan von Nassauwe — mich und myne Erben hait zu Erbeburgmanne gewonnen mit funfftzig Marcken Eyscher? Penninge — und sal Jme in myne eigen Gut wisen funff Marck — die wise ich Jme an — in myne eigen Gut zu Elbene und sal ich und myne Erben die funff Marck — von — myme Junchern Johanne und myme Herrn Greuen Heinriche sime Bruder — ewicliche zu Erbeburglehen haben und besitzen und sullen daromb zo Tillenberg ire unbesessine Burgmanne sin. An dirre Hulde und Burgmannschafft nemen wir unß unsen Herren den Lantgraven von Hessen dem wir zubevor wollin sin verbunden.“ — „Wir Heinrich Grebe von Nassowe — geben und bewisen —

4) Bei Du Fresne komt diese Verbindlichkeit unter der Benennung Stagium vor, was doch in teutschen Urkunden sich nicht finden dürfte. Nur in anderer Bedeutung war obstagium in Teutschland üblich.

Hartrade, Conrade, Heydenriche und Gilbrechte Gebrudere von Heygere rc. furbaz han wir die vorgen. Gebrudere zu Burgmanne gewunnen uf alle unse Vesten die wir han und furbaz gewinnen, daz sie uns sullent helfen behuden und behalden unse recht und unse Gewonheit. Darumb han wir denselben — zu Burglene bewiset und gegeben zeyn Marg Geldes alle Jar uf unser Bede zu Heygere, di sal In unse Amptman daselbes geben — funf Marg — uf der Meybede — und die andern funf Marg — von der Hirwestbede. — Auch ist geredit daz wir — die Gulde — losen mogen — ie die Marg Geldes mit zeyn Marken — und — sullent si uns glicher Gulde uf ir eygen Gut bewisen. Davon sie und ir Erben unser — Ewige Burgman — sullent bliben. Wilcher auch der — Brudere sins Burglenes nit verdiente, dem sulden wir das Burglenis zu sime Deile nit geben. rc. D. 1332 Fridages n. 8. Martinsdage zu „Hirweste." — Doch gab es auch unter den Burglehnen beträchtlichere. So werden als nassauisches Burglehen des Geschlechts von dem Berge gen. Keßler zu Kirberg in dem Lehnbrief von 1476 aufgezählt: „Haus, Hof und Hofstatt zu Kirburg, ein Wiesenplacken, vier Morgen Lands im Kirburger Feld und eine Steinkaute unter der Burg." Die von Langenau hatten als Burglehen zu Laurenburg nach dem Lehnbrief von 1408: „„eine Gülte zu Walerszheim von 7 Fuder Wein und 10 Mark Brabäntisch an Geld; den Zehnten zu Langscheid; den zwanzigsten Pfennig an der Fischerei zu Warrschheim; die Fischerei unter Laurenburg (in der Lahn); eine Hofstatt zu Laurenburg auf der Burg," wozu im Lehnbrief von 1475 hinzukam: „noch eine Hofstatt zu Laurenburg, ein Gut zu Thalheim, ein Burgseß zu Hadamar," wo sie auch Burgmänner waren. Bei dergleichen beträchtlichen Burglehen müssen aber ursprünglich besondere Verhältnisse und Umstände eingetreten seyn. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Burgherr, um sich einen einzigen Burgmann zu „gewinnen," solche beträchtliche Aufopferungen werde gemacht haben. Man kann daher wol annehmen, daß dergleichen sehr einträgliche Burglehne zum Theil wenigstens aus aufgetragenen Lehnsstücken bestanden haben müssen. Weil aber gewöhnlich die ältesten oder ersten Lehnbriefe nicht mehr vorhanden sind, so läßt sich auch nicht ausfindig machen, welche Umstände einen Edelmann außer dem, daß er selbst etwa den Schutz des Burgherrn und eine sichere Zuflucht in einer Burg sich erkaufen wollte, bewogen haben könnten, sein freies Eigenthum einer Lehnsverbin[illegible] zu unterwerfen. Wie bei andern Lehen, so mag [illegible]urglehen der Lehnsauftrag Folge einer Fehd[illegible]schaft gewesen seyn. — Noch ist zu be[illegible] dem Verkauf oder Versatz einer Burg[illegible] Burg angewiesenen Burgmänn[illegible] fiert wurden, daß die gegense[illegible] lichkeiten auf den neuen Be[illegible] Kriegsdienste waren urs[illegible] ganzen Lehnsverfassung. [illegible] erste Entstehung zurückgeht, [illegible] Unregelmäßigkeit sind, so k[illegible]

Burgfrauen, als [illegible] eben so wenig [illegible] Rede seyn. [illegible]

auch wol Ausnahmen Statt. In der oben auszugsweise angeführten Urkunde des Grafen Johann zu Nassau vom J. 1325 über das Beilsteinsche Burglehn Engelberts von Sayn, wird noch angefügt: Auch erkennen ich Grebe Johan v. N. daz ich gelühen han und lihen — der Edeln Frawen (Agnes) Enkiln — Gerharts von Grifenstein, die da eliche Husfrawe ist des vorgen. Engelbrechts von Seyne — die — Burglehen zu Wydeme recht und redeliche als gewonlich und recht ist." Hier soll zwar das Burglehn nur als Wittum nach Engelberts Tode auf die Witwe übergehen. Es wird aber doch schon als thunlich angenommen, daß Frauen, wenigstens auf gewisse Zeit, Burglehen besitzen können, wenn sie dagegen einen Burgmann zur Versehung des Dienstes stellen, worauf sich dann wol die Worte: „als gewöhnlich und recht ist," beziehen. Als Erzb. Peter von Mainz die von Aschhausen 1315 zu Burgmännern annahm, sagten diese: „nos et heredes nostros utriusque sexus in suos Castrenses conquisivit." — In anderer Beziehung ist es wol zu nehmen, wenn Erzbischof Gerlach von Mainz (1368 Mont. in Pfingstt.) die Gräfin Irmgart von Nassau, seine Stiefmutter, zu seiner und seines Stifts Burgfrau zu Bischofsheim annimt, oder Graf Adolf zu Nassau und Dietz (1390. d. Praxed.) dem Nonnenkloster Berpach das nämliche für die gottgeweihten Jungfrauen gewährt, und ihnen, sonderbar genug, die Freiheiten und Rechte seiner andern Burgmänner zusichert. Beide haben wol eben so wenig Dienste von diesen Burgfrauen erwartet, als die Grafen Heinrich und Reinhard zu Nassaubeilstein, von Ordensbrüdern, wenn sie (1382. d. Iac.) Abt und Convent des benachbarten Klosters Marienstadt in der Grafschaft Sayn zu Burgmännern in allen ihren Vesten aufnehmen. Dagegen ist auch in allen diesen Fällen von Burglehnen keine Rede. — Das in Rittergeschichten und Theaterstücken häufig vorkommende Wort: Burgfrau, in der Bedeutung als Gemalin eines Burgherrn, oder Besitzerin einer Ritterburg, gehört nicht hieher. —

Noch in einer anderen, als der bisher erklärten, Bedeutung komt das Wort Burglehen vor, welche das lateinische: feudum castri, bestimmter ausdrückt, wo nämlich nicht um des Burgdienstes willen Güter und Gefälle zu Lehen gegeben werden, sondern eine Burg selbst. Wenn dieses von geistlichen Herren geschahe, so bezweckten sie damit mehre Sicherheit und Schutz für sich und ihr Stift. Darum wählten sie auch meistens einen benachbarten Grafen oder Herrn, von dem sie mit seinen Vasallen kräftigen Beistand in Nothfällen zu erwarten hatten. Bei weltlichen Herren läßt sich weniger ein Grund denken, der sie bewogen konnte, sich einer Burg durch Verleihung an einen anderen zu begeben, und es mußte solches wol durch besondere Umstände veranlaßt werden, die sich — wenn die Urkunden darüber schweigen, nicht leicht mehr ausfindig machen lassen. Doch fehlt es nicht an Beispielen. [illegible]f Otto von Nassau und seine Gemalin Adelheid ga[illegible] 1350 ihre Burg und Stadt Herborn mit Leuten und [illegible]annen an Graf Johann von Nassau-Merenberg. [illegible] Pfandlehen ist hier nicht zu denken. Denn Jo[illegible]ssert sich: „Wanne sy — kumint und heißent [illegible] vorgen. Stat und Burg widder, daz wir sy [illegible]dig und los ane alle Gelt — widder geben sol-

len." So gibt Graf Johann IV. zu Nassauvianden 1455 seinem Burggrafen, Drost und Amtmann (Statthalter) zu Vianden, Hermann von Heiger, der also noch dazu seiner Stelle wegen in der Entfernung lebte, sein Schloß und Haus zu Heiger, kurz vorher noch die Residenz seines Oheims, mit Ställen, Scheuern, Wiesen und Akkerland, zu Erbburglehn. Warum? wird nicht gesagt. In einer Urk. von 1461 heißt es nur: „So als wir hiebevor uff allerley Underrichtunge — Herman von H. — geluwen hain ꝛc." Johann scheint damals diese Verleihung schon bereuet zu haben, indem er verordnet: „Ob es Gott also schicket, das solich Huß — widder erledigt und abestirbet, das nymantz widder zu verlyhen, sondern das by der Lantschafft erfflich zu behalten." — Der Belehnung des Adelsgeschlechts von Dietz mit der Burg Ardeck, ist oben schon gedacht worden. Sonst kommen Burglehne dieser Art eben nicht häufig vor, außer wenn bei größeren Lehen eine Burg in dem Hauptlehen mit begriffen war.

Burgsess, Burghaus. Burgseß, was meistens unrichtig erklärt wird, beziehet sich auf die oben vorgekommene Verschiedenheit der Lehnspflicht eines Burgmanns, welche bei dem einen die Verbindlichkeit in der Burg zu „sitzen," in oder bei der Burg zu wohnen, in sich begriff, bei dem andern, vertragsmäßig „unbesessenen" Burgmann, nicht. Hienach bezeichnet dann Burgseß im Allgemeinen die Wohnung, welche ein Burgmann vermöge seiner Lehnspflicht in der Burg zu nehmen verbunden war, er möge nun das Burggebäude selbst, oder ein besonderes Haus bewohnt haben. Häufiger ist aber Burgseß mit Burghaus gleichbedeutend, und darunter ein zu einer Burg gehöriges, von einem Burgmann bewohntes Haus zu verstehen. Dergleichen Burghäuser waren in früheren Zeiten wol meistens in der Burg selbst errichtet, vielleicht auch als Eigenthum des Burgherrn und den Burgmännern zum Gebrauch eingeräumt, oder auch als Burglehn hingegeben. Von Häusern, welche zu Burglehen gegeben waren, sind oben schon Beispiele bei den nassauischen Burgen Kirberg, Laurenburg, Hadamar vorgekommen. So bekennet Hermann (Schenke) v. Schweinsberg Weppener in einem Revers von 1350, Dom. p. Elisab. „daz mir die Edelmann — Grebe Johan von Ziegenheinn und — Godfried sein Sone gegeben und bescheiden han ein Erbburgseß uff Jrme Hauß Schönstein — wann das ich nit lenger enbin, so sollen das Burglehen haben und besitzen meine eldesten Sone zweene, die da Leygen seyn. — Were auch das ich oder dieselben — von demselben Hauß — Gudes erkoberen khundten — an Holz, an Velde ꝛc. — das — sulde bey dem Burgkseß pleyben und darzu gehoren." — Nicht in allen Burgen mag aber der Raum erlaubt haben, auch den Burgmannen eine Wohnung darin einzuräumen, oder Burghäuser zu errichten. Die Burgmänner bauten daher häufig, wo es thunlich war, wenigstens innerhalb des Burgfriedens, oder der Freiheit, doch auch wol in den an die Burg stoßenden Städten, aber immer der Burg möglichst nahe, wie zu Siegen, in der noch den Namen führenden Burgstraße. — Überall hatten diese Burghäuser Adelsfreiheiten, standen nicht unter dem städtischen Gericht, bezahlten keine Abgaben. Im Nassauischen, und sowol auch anderwärts, kamen solcher Burghäuser, außer Siegen, auch in Dillenburg, Herborn, Hadamar und Dietz, noch bis auf die neuesten Zeiten, häufig vor, nachdem sie ihre ursprüngliche Bestimmung längst verloren hatten, deren kaum mehr gedacht wird, und meistens vorlängst bürgerliches Eigenthum geworden waren. Doch hatten sie vielfältig noch einen Theil ihrer alten Freiheiten, bis auch diese mit so manchen theils nützlichen, theils schädlichen und unpassenden Einrichtungen aus der Vorzeit, durch die neuesten Umwandelungen zu Grabe gingen.

Mit dem ganzen Burgwesen stehet in genauer Verbindung:

Öffnung einer Burg, Öffnungsrecht, Jus aperturae, und Enthalt in einer Burg. Von beiderlei Instituten des Mittelalters wird also hier am füglichsten zu handeln seyn. Beide haben in der Hauptsache einerlei Zweck, sich einer fremden Burg zu seiner eigenen Sicherheit und Vertheidigung gegen einen Feind zu bedienen. Beide sind aber doch wesentlich von einander verschieden, wie aus der nähern Entwickelung sich ergeben wird, obwol von Schriftstellern der Unterschied zwischen beiden nicht immer genugsam beachtet worden.

Öffnungsrecht ist die Befugniß, von dem Eigenthümer oder Besitzer einer Burg zu fodern, daß er dem Berechtigten, oder dem von demselben dazu Bestellten, den Einzug in seine Burg mit bewaffneter Mannschaft, es sey zum Angriff und sicheren Rückzug, oder zur Vertheidigung gegen einen Feind, gestatte. — Aus der Landeshoheit, wie wol behauptet werden wollen, kann dieses Recht nicht hergeleitet werden. In den meisten Fällen ward es außer dem Territorium geübt. Auch hätte, nach dem Geist der Zeit, der Adel sich schwerlich eine solche Ausdehnung der Hoheitsrechte gefallen lassen. Höchstens würde man gegen den Kaiser selbst hierin nachgiebiger gewesen seyn. — Auch aus der Lehnsherrlichkeit kann das Öffnungsrecht nicht geflossen seyn. Nirgends wird die Öffnung einer Burg unter der allgemeinen Verpflichtung des Lehnmanns zum Kriegsdienst gesetzlich begriffen. Wie hätte es auch, nach so zahlreich vorhandenen Beispielen, in Lehnbriefen eines besonderen Vorbehalts, oder einer Ausbedingung des Öffnungsrechts bedurft, wenn solches ohnehin schon in dem lehnsherrlichen Obereigenthum begriffen gewesen wäre. — Dieses Recht beruhete also ganz auf besonderen Verträgen, allenfalls auf Herkommen und Verjährung, vielfältig besonders auf Hausverträgen und ganerbschaftlichen Verbindungen. — Hieraus ist schon von selbst zu schließen, daß das Öffnungsrecht auf mannigfaltige Art bestimt war und eine große Verschiedenheit in den Bedingungen vorwaltete, je nachdem beide Theile übereingekommen waren. — Als die Herren von Laurenburg, demnächst Grafen von Nassau, im J. 1158, um sich wegen ihrer neuerbauten Burg Nassau ganz sicher zu stellen, solche dem Erzstift Trier zu Lehen auftrugen, ward von Erzb. Hillin ausbedungen: „ut omni tempore, omnibus necessitatibus nostris, contra omnes homines, nobis et successoribus nostris — idem castrum libere — ita tamen, quod de

feodo suo nihil amitterent, pateret — castri custodes nobis fidelitatem facerent, et — locum in — castro ad edificandum nobis domum et capellam retinuimus.“ Hier ist also das Öffnungsrecht fortwährend; es kann in allen Kriegsnöthen, gegen jeden Feind, doch ohne Nachtheil der Burgherren, geübt werden. Die Burgwächter müssen dem Erzbischof sich auch verpflichten lassen, was in einem Vertrag über die Burg Hanstein von 1308 zwischen Erzb. Peter v. Mainz und denen von Hanstein so ausgedrückt wird: „Custodes turrium — Portenarii et vigiles ipsi domino nostro — Huldam facient — ac etiam nobis,“ eine Bedingung, welche gewöhnlich in allen solchen Verträgen vorkomt, wogegen auch der zur Öffnung Berechtigte den Burgfrieden beschwören mußte. — Zuweilen ist das Öffnungsrecht auch auf einen gewissen Zeitpunkt beschränkt, also nur temporell. So in der oben angef. Urk. von 1315 über die Burg Aschhausen: „Castellum — Aschusen in — guerra contra — Duces Austrie — ecclesie Maguntine — apertum esse debet.“ So beschränkt Arnold v. Hammerstein 1306 die den Herrn von Sleyden verwilligte Öffnung seines Hauses Bodendorf auf seine Lebenszeit ein: „perpetuis vite mee temporibus aperimus.“ — Häufig findet auch eine Beschränkung in Ansehung der Personen Statt, gegen welche eine Burg gebraucht werden darf. Als die Grafen von Solms, um sich gegen einen gefährlichen Nachbar, Hessen, Sicherheit zu verschaffen, mit Mainz ein Bündniß schlossen und darin zugleich ihr Schloß Hohensolms, mit der Öffnung an Mainz zu Lehen auftragen, heißt es in der Urk. von 1323, IV. Kal. Sept. „Castrum esse debet domus aperta et — lygia, vulgariter dicta ein offen ledig Huß — contra quascunque personas — Syfrido Comite de Wytchenstein et — Hartrado de Merenberg duntaxat exceptis.“ Hierhin gehört auch, daß bei entstehendem Kriege zwischen dem Eigenthümer einer Burg und dem, welchem das Öffnungsrecht zustand, die Burg neutral blieb. So wird in einer Urkunde des Landgr. Heinrich v. Hessen 1334 gesagt: „Wer auch daz Krieg und Urleuge sich belifin zuschen uns und edeln Grebin Heinriche“ (von Nassau) „das Got nicht inwolle, So sal derselbe — uns — keinen Schadin tun — von deme Huse“ (Wallenfels, in welchem Hessen die Öffnung hatte). „Ouch in solln wir yn keinin Schadin tun zu demeselbin Huse.“ — Hilfleistung konnte in der Regel von dem Besitzer der Burg nicht begehrt werden. Der zur Öffnung Berechtigte mußte Mannschaft und Waffen stellen, Kosten und Schaden tragen. Doch gab es auch hievon Ausnahmen. In dem oben schon angeführten Beispiel von der Burg Bodendorf verspricht der von Hammenstein denen von Sleyden mit der Öffnung zugleich seinen eigenen Beistand. — Umgekehrt macht sich Graf Johann von Nassau gegen die Ritter v. Langenau, als sie ihm 1350 ihr Haus Langenau öffnen, verbindlich, ihnen eine zweite Burg bei der alten bauen zu helfen, und „ob sy yeman hochfertigen wolde, oder Überlast tun — in dem Burgfrieden und Bifange, daz sullen wir — helfen weren und beschuden mit Libe und mit Gude wider allermenniglich.“ — Gewöhnlich war das Öffnungsrecht nur auf eine in den Verträgen genannte Burg beschränkt. Zuweilen, aber doch selten, fand auch wol Ausdehnung auf ein ganzes Land Statt. Als die Grafen von Waldeck 1438 dem Landgr. Ludwig v. Hessen ihr Land zu Lehen auftrugen, ward beigefügt: „die — Graffeschaft zu Waldegke, Schlosse und Stede und Dörffer darine — gehorende — sollen unsem — Oheimen Fürsten — zu Hessen — allezyt uffen sin, sich darinn und daraus zu behelfen wider allermenlichs.“ Hier begriff also die Öffnung, nach dem heutigen Sprachgebrauch, zugleich ein Durchmarsch- und Einquartierungsrecht. — Noch viel weiter ausgedehnt war die Öffnung, welche Gr. Johann IV. zu Nassau, Franken v. Cronenberg und dessen Erben 1452 an seine Herrschaften Altenweilnan, Camberg und Wehrheim verwilligte. Die Urk. gibt folgende Beschreibung der den Cronenbergen zugestandenen Rechte: „also daz sie und die yren darynne herbergen, Lager und Ruwesuder und Folge haben — und sich darynne und uyß behelfen geen allermenlichen. — Es sal auch — Franke — sich — aller Walde, Waßer, Weyde und Wiltbenne — gebruchen mit Gegagitz, Weydewerg und Fyscheryen so dicke und vyle yne des Even ist.“ — „Wers auch Sache, daz Franke — sich der Slosse gebruchen wurde, so sal men ein feylen Kauf geben als ons.“ — Solche einzele Fälle ausgenommen, bleibt die Regel bestehen, daß das in den Zeiten des Faustrechts und der Fehden aufgekommene Öffnen der Schlösser und Burgen nur auf Krieg und kriegerische Vorfälle Bezug hatte, und es ist ein Irrthum, wenn die Einkehr, oder das Herbergen in einer fremden Burg bei dem Durchzug oder auf einer Reise, unter diesen Begriff hat gezogen werden wollen. Bei aller Rohheit jener Zeiten bedurfte es doch hierzu eines durch Verträge erworbenen Zwangsrechts nicht, Gastfreundschaft zu üben, war ohnehin Ritterpflicht. — Das bei gemeinschaftlichen Stammburgen eines Geschlechts jedem der Theilhaber zustehende Recht, sich derselben gegen seinen Feind zu bedienen, wird auch irrig Öffnungsrecht genant, indem es nur Ausfluß des Miteigenthums (condominii) ist, was doch, wenn gleich ein beschränktes, doch immer ein wahres Eigenthum bleibt. — Ferner ists auch unrichtig, wenn — wie Scheidemantel, auch wol andere — in der Definition des Öffnungsrechts ein fremdes Schloß als wesentlich angenommen wird. Denn es konnte — was freilich parador scheint — auch bei eigenthümlichen Burgen Statt finden, so lange sie auf Wiederkauf, oder als Pfandschaft in fremden Händen waren. Geldnoth drang oft zu solchen Verpfändungen, wobei der Pfandinhaber dem Schuldner doch wol in Nothfällen die Burg zu öffnen sich verpflichtete. Daß eine solche Vergünstigung ein besonderes Vertrauen in die Redlichkeit seines Schuldners voraussetzte, ist klar. Doch fehlt es nicht an Beispielen. Mainz hatte 1303 seine Burg Haldessen an Conrad v. Twiste und Consorten versetzt. In ihrem Gegenbriefe sagen diese: „Debet etiam“ (die Burg nämlich) „Domino nostro Mogunt. et ecclesie sue semper esse pro omnibus necessitatibus suis aperta Municio contra quemlibet — dummodo nobis preintimetur, quod honorifice et salvo honore facere hoc possimus.“ — Endlich geht aus mehren oben angef. Beispielen hervor, daß die Verbindlichkeit zur Öffnung häufig mit einer Lehnschaft zusammenhing. Ein Lehen, welches entweder ganz, oder wobei wenigstens

die dazu gehörige Burg, dem Lehnsherrn auf Erfodern geöffnet werden mußte, ward daher von den Feudisten feudum aperibile, auch ligium aperibile, und — wie das Glossar. Man. will — statt aperibile auch reddibile genant, wobei die Erklärung gegeben wird, daß ein solches Lehen dem Lehnsherrn, wenn er es verlangt, zu seinem Gebrauch von dem Vasallen habe eingeräumt und dieser bis zur hiernächstigen Zurückgabe mit den Seinigen habe auswandern müssen. — Von einer solchen Verpflichtung des Lehnträgers möchte sich aber doch, in Teutschland wenigstens, keine Spur finden. Es ist auch, da dergleichen Öffnungslehen häufig aufgetragene Lehen waren, gar nicht wahrscheinlich, daß in den oben angeführten Fällen die Grafen von Nassau, oder die von Waldeck, sich durch ihren Lehnsauftrag der Gefahr würden ausgesetzt haben, von Trier oder Hessen ganz, oder doch auf längere Zeit, aus ihren Ländern verdrängt zu werden. Überall scheinen Du Fresne und seine Verbesserer das eigentliche Öffnungsrecht gar nicht gekant zu haben, wie denn auch unter aperire und apertura dessen gar nicht von ihnen gedacht wird. —

Enthalt, von dem Zeitwort: enthalten gebildet, welches vormals schützen, jemand eine sichere Zuflucht gewähren, bedeutete, und — wenn dieser Schutz einem fliehenden Verbrecher angediehe — auch eine unrechtmäßige Handlung bezeichnen konnte, komt in Urkunden als eine Art von Öffnung einer Burg, oder eines Schlosses vor, kann aber doch nicht, wie diese, als eine eigentliche Servitut betrachtet werden. Der Enthalt geht mehr auf einen einzelen Fall, gab nie ein fortwährendes Recht, wie meistens bei einer vertragsmäßigen Öffnung, beruhete eigentlich auf einem Miethscontrakt, durch welchen der Besitzer einer Burg den Gebrauch derselben, gewöhnlich gegen eine Miethe, die auch Enthaltsgeld genant ward, demjenigen gestattete, der in Zeiten der Gefahr seine eigene nicht erreichen konnte und in der Fremde eine Zuflucht suchte, oder auch weil ihm die Burg seines Freundes gelegener war, um daraus einem Feinde, mit dem er in Fehde war, zu schaden. In dem Miethcontrakt wurden die Bedingungen des Enthalts, wahrscheinlich also mit manchen Verschiedenheiten, besonders auch das Enthaltsgeld, oder die Miethe, wie der oben angeführte Reiffenberger Burgfriede sich ausdrückt, bestimt. Es richtete sich nach dem Stande dessen, der aufgenommen werden wollte. Von mehrern, welche zur nämlichen Zeit Enthalt suchten, hatte der zuerst zahlende den Vorzug. Wie er gerüstet seyn mußte, ward ebenfalls festgesetzt. — Auch ward wol die Reciprocität ausbedungen, was bei dem eigentlichen Öffnungsrecht nicht leicht vorkommen möchte. Wie es bei gemeinschaftlichen und ganerbschaftlichen Burgen bei der Aufnahme eines Freundes gehalten ward, ist oben zum Theil schon vorgekommen. Aus nachfolgenden Beispielen wird sich dieses Institut der Vorzeit noch deutlicher darstellen. In dem zwischen den beiden Hauptstämmen des nassauischen Hauses über die gemeinschaftliche Burg Nassau im J. 1414 Freit. n. Ostern errichteten Burgfrieden wird wegen des Enthalts festgesetzt: „Item wers Sache, daz wir die Gemeynere yemant in unsern gemeynen Slosse und Burgfrieden inthalden wulden, welcher — das eirste Inthaltgeld gibit — der Inthalt sal Macht und Burganck haben. — Ob eyn Furste also inthalten wurde der sal geben 150 Gulden und 6 gude Armbrust und — 6 gude Gewapende mit Harnessche uff sine Kost in das — Sloss legen, das Sloss und den Burgfrieden helfen schirmen und behuden, als lange der Inthalt weret. Eyn Grave sal geben 50 Gulden und 3 gude Armbrust, eyn Herre — 40 Gulden und 2 — Armbrust, eyn Ritter oder Knecht — 6 Gulden und 1 — Armbrust und eyne Stat — als viel als ein Furste — und die Armbruste alle sal iglicher drier Gulden wert syn — und wer — inthalten wurdet, der sal geben den gemeynen Portenern und Thornknechten eynen Gulden zo Gezugnisse des Inthaltnisses und das Inthaltgelt und Armbrust sal der Gemeyner — geven dem Buwemeister und — das sal komen — zo den gemeynen Buwe. — Und also da inthalten wirdet der sal lyplichen zu den Heiligen sweren diesen Burgfrieden zu halden. — Wurde aber eyn Furste da inthalten, der sulde synen uffenen besiegelten Brieff geben, dar ynne er sich erkennte, diesen Burgfrieden zu halden. — Wer also — inthalten wurde, griffe der den ghenen wieder den er inthalten were nicht an, odir beschedigte yn oder das syne nicht bynnen des Jairs Frist uff dem — Slosse — mit Brande odir mit Name, so sulde sin Inhalt uß sin." Zwischen den Adelsgeschlechtern v. Reiffenberg und von Selbach Zeppenfeld bestand ein gegenseitiger Enthalt in ihren Burgen Reiffenberg und Zeppenfeld, worüber ein Vertrag von 1451 Freit. n. Barth. folgendes bestimt: „das myr (die v. R.) "zu Ryffenberg" (die v. S.) „enthalden sollen, wan myr des ermant werden, so ferre daz myr yr zu Ere und zu Recht machtig sin und Macht han Ere und Recht vor sy zu byeden und zu schryben, und wan ine solichs verslagen worden und sy verunrechten oder vertryben wolde, so sollen myr sy husen und halden zu Ryffenberg und so sulden auch die vorgeschribene (v. Selbach) — thun, als daz dan auch gewonlich und Herkommen ist eynen zu enthalten. — Werß Sache daz — vorgen. (v. Selbach) noyt were ader worde des Enthaldes — und des — gesynnen, werß dan daz yß den vorgen. (v. R.) nyt gelegen were von Eyde, Eren ader Verbuntenisse wegen, ader sust yr Gut und Narunge gestalt, daz yne daz ungelegen were, so sulde der vorgen. ꝛc. solichs Enthaldes erlaßen und nyt forder drangen ader nodigen." — Was in dem Burgfrieden der Reiffenberger Ganerbschaft wegen des Enthalts bestimt war, ist oben, wo von ganerbschaftlichen Burgen die Rede war, angeführt worden. (*v. Arnoldi.*)

Burg des Bibers, s. Castor.

BURG, 1) Stadt im Reg. Bez. Magdeburg der preuß. Prov. Sachsen, erstem jerichowischen Kr., 16½ M. von Berlin und 3 M. nördlich von Magdeburg, an der mitten durchfließenden Ihle. Die Stadt ist mit einer Mauer umgeben, und hat 5 Thore, 1117 Wohnhäuser, 24 öffentliche Gebäude, 21 Fabrikengebäude, Mühlen u. Warenlager, 1020 Ställe, Scheunen und Schuppen, 9991 Einw., worunter französische, Pfälzer und schweizer Kolonisten, 2 lutherische Pfarrkirchen, (mit deren erster die Inspektion im jerichowschen Kreise verbunden ist), 1 reformirte Kirche, 1 Hospital, 1 Armenhaus, eine lateinische Schule, Feld-, Hopfen-, Cichorien- u. Tabaksbau,

Brantweinbrennerei und vorzüglich Tuchweberei, 1817 mit 11,420 Spindeln und 196 Stühlen, 4 Walkmühlen mit 28 Stampfen, 27 Tuchwalke- und Tuchscherermeister mit 87 Gehilfen, 73 Schermaschinen, 9 Färbereien mit 15 Arbeitern, 20 Stühle für leinene Zeuge, 4 Zeugdrukkereien mit 4 Drucktischen. Die Stadt gehörte ehemals zum Fürstenthum Querfurt, und ward 1687 von Kursachsen an Brandenburg abgetreten. — 2) Pfarrdorf im Reg. Bez. Frankfurt der preuß. Prov. Brandenburg, Kr. Cottbus, 3 St. nordwestlich von der Stadt Cottbus, an einem Arm der Spree, mit 400 Häusern, 1109 Einw., Torf- und Eisensteingruben. Der sogenannte Schloßberg, ein Hügel, enthält alte Begräbnisse der Wenden; auch hat man eine große Menge Bimstein darin gefunden. (*Stein.*) — 3) Marktfl. an der Wipper im Reg. Bez. von Düsseldorf der Prov. Jülich-Cleve-Berg, Kr. Lennep, mit 1500 Einw., die Manufakturen in Tuch, Band, Decken unterhalten und Fischerei treiben. Auch ist hier ein altes Schloß. (*H.*)

BURG, Stadt u. Schloß an der alten Yssel in dem Distrikt Yssel, der niederl. Prov. Geldern mit 200 Häus. u. 1170 Einw., der Hauptort der Herrlichkeit Wisch. (*Hassel.*)

BURG (54° 26′ 27″ n. Br.), Stadt auf der Süderseite der Insel Femern an dem in die Ostsee ausgehenden Burgsee, der vormals einen guten Landungs- und Ladeplatz gewährte, jetzt aber verschlammt ist. Der Einw. sind an 1500. (*Dörfer.*)

BURG (Dr. Johann Friedrich), geb. zu Breslau 13. Mai 1689, gest. als Oberprediger bei Elisabeth und Consistorialrath daselbst 4. Juni 1766. Sein Vater, Arzt und Stadtphysikus, starb bereits 1690, aber ein Stiefvater, der kaiserl. Obrist Langner, gab ihm die beste Erziehung. Nach vollendeten Schuljahren im Elisabethan bezog er 1706 die Universität Leipzig und studirte so fleißig, daß er bereits 1708 Magister und Mitarbeiter an den actis eruditorum wurde. Im J. 1710 unternahm er eine Reise durch Teutschland, Holland und England, wo er auch in den Freimaurerorden getreten seyn soll. Nach der Rückkehr 1711 zuerst als Prediger an Eilftausend Jungfrauen in seiner Vaterstadt angestellt, beförderte ihn der Rath daselbst binnen 24 Jahren bis zum Hauptpastorath bei Elisabeth. Da Schlesien 1742 unter preußischen Zepter kam, erhob Friedrich II. B., dessen Verdienste von seinen Landsleuten sehr geschätzt wurden, zum Consistorialrath. Auch übersandte ihm der König für die am 29. Okt. 1741 gehaltene Huldigungspredigt, eine goldne Medaille, die Friedrich Wilhelm I. mit der Aufschrift hatte prägen lassen: pro Deo et Milite und weil der Monarch durch die Belagerung von Neiße abgehalten worden war in Burgs Huldigungspredigt gegenwärtig zu seyn, so hörte er am 5. Nov. in Gesellschaft seines Bruders dessen Predigt über den Zinsgroschen. Eine bedeutende Geschäftsmehrung verursachte B. 1742 die Einweihung der neu erbauten evangelischen Kirchen und die Ordination von 76 dabei angestellten Predigern, so wie die Einführung eines verbesserten Gesangbuchs, welche ohne Widerspruch erfolgte. Zwar war die Abschaffung oder Verlegung der überflüssigen Feiertage 1754 nicht nach seinem Sinn, allein Friedrich beruhigte ihn eigenhändig, durch eine ausführliche Erläuterung seiner Absichten, im herablassendsten Ton. — In eine bedenklichere Lage gerieth B. als nach Breslaus Eroberung 1757 die Östreicher eine Dankrede foderten und die Preußischgesinnten darin unpatriotische Äußerungen vernommen haben wollten. Nach Wiedereroberung der Stadt wurde gegen ihn ein fiskalischer Prozeß eingeleitet, von dem Könige aber niedergeschlagen. Sein 50jähriges Amtsjubelfest wetteiferte ganz Breslau feierlich zu begehen. Auch sendete ihm die theologische Fakultät zu Halle das Doktordiplom.

So schwerfällig auch Burgs Kanzelberedtsamkeit war, wie die 6 Bände seiner Predigten (1751—56) zeigen, so gründliche und viel umfassende Gelehrsamkeit besaß dieser Mann in allen Theilen der Theologie, namentlich der Dogmatik und Patristik und verband zugleich mit einer sehr richtigen Sprachkentniß die feinste Beurtheilungskraft. Über seine Institutiones theologiae theticae. Vratisl. 1739. 1746. u. 1766. 8. wurden auf etlichen Universitäten Vorlesungenge halten und seine Elementa oratoria. Vratisl. 1736. u. 1744. 8. wurden ins Russische übersetzt. Auch sind von ihm eine große Anzahl Streitschriften und Gelegenheitspredigten vorhanden. Sein ansehnliches Vermögen verwendete er zur Unterstützung der Hilfsbedürftigen; doch oft auch nichtswürdiger Heuchler, vornehmlich Juden-Proselyten*). (*F. E. Fischer.*)

BURGAU (Mittl. Geogr.). Welchen Gauen die wasserreichen, fruchtbaren Niederungen des Herzogthums Alemannien zwischen der Iller (etwas nördlich von Memmingen an) im Westen, der Donau im Nordosten, bis zum Einfluß der Zusam, im Osten der Schmutter, der Wertach, — im Mittelalter angehörten, darüber haben sich keine Nachrichten erhalten, oder modern noch in undurchsuchten Archiven. Nur wenige Orte auf diesem großen Raume werden genant, über die Angehörung derselben an einen Reichskreis schweigen die Urkunden. Da aber die Grafen auf dem Schloß Burgau an der Mindel (nach von Lang, Schelklingschen Ursprungs) die Grafschaftsbezirke im Umfang dieses Landstrichs vereinigt hatten, und dieser von ihnen genant wurde, aus der hohen Gerichtsbarkeit für sie die Vermuthung der Angehörung sprach, sie ferner als mächtige Markgrafen dastanden, und ihre Herrschaft 1300 dem länderbegehrlichen König Albrecht aus habsburgischem Stamm zugewandt hatten, dann die Habgier oder falscher Wahn, früh die Landeshoheitsstreitigkeiten wegen aller freien Besitzungen im burgauischen zusammengeschmolzenen Komitat hervorrief; so wurde nun auch behauptet, ein Reichskreis (Gau) Burgau, von dem die Burg den Namen genommen, habe sich über jenen schönen Raum ausgedehnt. Es fehlen aber, wie Pallhausen richtig bemerkt, durchaus alle urkundlichen Beweise, und nur auf den Nam des Geschlechts, das bei der Stadt Burgau sich angesiedelt (Au, oder auch Gau, kann wol kein ursprünglicher Namen einer Burg seyn, er ist von dem nahgelegenen ältern Ort auf das dabei aufgethürmte Schloß erst übergetragen) ist die Behauptung gestützt, und daher nicht begründet. Früher glaubte man einen urkundlichen Beweis erhascht zu haben in der Theilung des Reichs Karls des Großen unter seine drei Söhne von 806 (Bouquet. V. 772.), wo,

*) Seine Lebensbeschreibung hat Klotz unter dem Titel: Elogium Burgii. Halae 1767. 8. und K. B. Stief, Bresl. 1760. 4. herausgegeben.

in Pipins Loos auch der Burgau gelegt war. Schon angedeutete Lage dieses Kreises hätte jede Rückfüh- auf das Land der Markgrafen von Burgau aus- eßen sollen, aber die bessern Handschriften lehren auch allein richtige Dargowe (Thurgau). Wenn man die stückelung Alemanniens in den aufgehelltern Gegenden achtet, kann es nicht als wahrscheinlich erscheinen, daß Ein Gau diesen großen Bezirk umfaßt haben sollte, damit 8 oder 9 Landkapitul des augsburger Spren-, von denen einige durchschnitten wurden, ohne na- iche Gränze in Süden. Jedoch wir können nur zwei-, muthmaßen, weil es an allem Anhalt fehlt und r solchen Verhältnissen ist für das Spiel der Vermu- ugen eine weite Bahn geöffnet†). (*Delius.*)

BURGAU, alte Stadt an der Mindel, zwischen marshausen und Günzburg, im gleichnamigen Land- chte des baierischen Oberdonaukreises, 10 St. von sburg. Sie ist ohne Mauern, enthält 404 Häuser 1834 Einw., einen Magistrat, ein Pfarramt des De-. Ichenhausen, ein Schloß des Freiherrn von Saßen- n, Leimsiedereien, Gerbereien und andere Gewerbe, n guten Getreideboden und gibt einem Landgerichte, hier, und einem Rentamte, das zu Wettenhausen sei- Sitz hat, den Namen. Das Landgericht Burgau, zu hem die umliegenden Theile der ehemaligen Markgraf- ft Burgau, welche durch den preßburger Frieden 1805 Östreich an Baiern abgetreten wurde, und die Be- ngen der ehemaligen Abtei Wettenhausen gehören, hat n Flächenraum von $3\frac{33}{100}$ QM. mit 2264 Häus., 8046 ilien u. 13,005 Einw. in 2 Städten, 36 Dörfern und Einöden, Höfen und Mühlen. (*Eisenmann.*)

BURGBANN und BURGDING. Beiden Wörtern der Begriff der Gerichtsbarkeit, oder richterlichen Ge- t und deren Ausübung in einem bestimmten Bezirk Grund, und dieser Bezirk wird hier durch Burg ichnet. Es ist aber, wie aus alten Urkunden hervor-, die Bedeutung von Burg nicht auf die gewöhnliche, ach eigentliche Burgen oder Schlösser darunter ver- den werden, einzuschränken. Vielmehr wird jeder ein- lossene, mit Mauern und Thoren versehene Ort, zu hem also der freie Zugang versperrt werden kann, r dem Namen Burg begriffen.

So wie nun Bann für Gerichtsbarkeit selbst gebraucht b, aber auch den Umfang des Landes oder der Ge- bedeutete, über welchen sich die Gerichtsbarkeit er- kte, so ist auch mit Burgbann dieser doppelte Begriff unden, daß darunter bald die dem Eigenthümer oder stand einer Burg, in jenem ausgedehntern Sinn, zu- nde richterliche Gewalt, bald auch der Bezirk, über hen diese Gewalt innerhalb der Mauern, oder außer elben, so weit sich die Gränzen der Burg über die um- nde Landschaft erstrecken, ausgeübt werden darf, zu ehen ist. Bei eigentlichen Burgen vorzüglich ward r Bezirk auch der Burgfriede, bei Städten eben so, in manchen Gegenden auch das Weichbild genant. hatten aber Stifter und Klöster, sie mochten einzeln, oder innerhalb einer Stadt liegen, häufig durch Begün- stigung der Kaiser ebenfalls eine eigene Gerichtsbarkeit über ihre Leute, welche dann auch, weil die Gebäude mehrer Sicherheit wegen meistens mit einer Mauer um- geben waren, unter dem Namen Burgbann vorkomt. Eine solche Begabung mit eigener Gerichtsbarkeit schloß zugleich jede fremde aus, welches in der Folge bei den innerhalb einer Stadt gelegenen Stiftern zu manchem Streit zwischen diesen und den städtischen Gerichten An- laß gab. Beide Bedeutungen von Burgbann finden sich in Urkunden und anderen alten Schriften bestimt ange- geben. In der ersten gebraucht das Wort ein Bewilli- gungsbrief K. Otto I. für die Abtei Corvey von 940: „concessimus ut omnes Abbates — in nova Corbeia — bannum habeant super homines qui ad prefatum coenobium — confugere debent et — operari, hoc est in pago Auga in comitatu Rethardi etc. — Nullus horum" (der genannten Grafen und Gaurichter) „aut aliqua iudiciaria potestas super prefatos homines potestatem ullius banni quam burgban vocant, habeat, nisi ipsius monasterii abba et cui ipse vult commit- tere." (in *Falke* Cod. trad. Corb. p. 209.) In gleicher Art sagt ein Schenkungsbrief K. Otto II. für die Abtei Gandersheim von 980: „Abbatissae — in Gandere s- heim — urbalem bannum, quem vulgariter Burgban vocant — confirmamus. Et insuper duos nostrae dominationis urbales bannos — in Selburg et — in Grene — a novo concessimus — nec ullus Comes vel Advocatus — sine voto aut jussu — Abbatissae — potestatem super eosdem bannos — habere prae- sumat." (in *Leuckfeld.* Antiq. Gandershem. S. 107 f.) In der zweiten Bedeutung als Gerichtsbezirk komt Burg- bann vor in der Bestätigung der Stadt Kölnischen Privi- legien durch K. Ruprecht vom J. 1401., wo gesagt wird: „cum banno urbis et bannileuca quae vulgariter Burchban et Banmile nuncupantur," und in dem Straßburger Stadtrecht: „Wer in der Stette Besserung ist, (wegen eines Vergehens aus der Stadt verwiesen ist) von „welcherhande Sachen das ist, er si zu Ohte" (in wirklicher Acht) „oder nit, der sol Fride han uswen- dig des Burgbannes vor dem, von desswegen er usse ist." — In dieser Bedeutung wird Burgbann und Weichbild in lateinischen Urkunden auch durch termini pacis civi- tatis, oder termini marchiae (Mark, Gemarkung) um- schrieben, dem eine Rudolfinische Urkunde von 1278 dann wieder die Erklärung: „qui termini vocantur Purck- fried" beifügt. Und da diese Gränzen gewöhnlich durch aufgerichtete Stöcke oder Säulen bezeichnet wurden, so benannte man an vielen Orten dergleichen Gränzmale Friedsäulen. —

Die Ausübung des Burgbanns, oder der Gerichts- barkeit in der Burg und deren Bezirk durch den dazu Be- rechtigten, so wie das von dem Richter zusammenberu- fene, gehegte Gericht (placitum, iudicium), nent die teutsche Sprache der Vorzeit

Burgding, Burggeding, auch abgekürzt **Burding** und **Burgericht.** So wird es von K. Konrad III. in einer Urk. von 1150 für das Stift Corvey gebraucht. Hier hatte der Abt seit Jahrhunderten durch frühere kaiserliche Verwilligungen den Burgbann, und K. Konrad hatte dem

†) Vgl. Sartori's Statsgeschichte der Markgrafschaft Bur- Nürnberg 1788; unkritisch und unglücklich. Von Lang inigung des baierschen Stats 1, 79. 2, 162. Von Pall- sen Nachtrag zur Urgesch. d. Baiern, 68. 75.

Stift im J. 1147 auch noch die benachbarten Klöster Wisbeke und Keminade untergeben, bei welcher Gelegenheit er dann auch in Ansehung dieser Klöster die Gerichtsbarkeit mit den Worten bestätigt: „confirmamus eandem libertatem quam habet Corbeiense monasterium, scilicet prefecturam urbis quae vulgo dicitur Burgban ea — ratione, ut nullus Dux etc. potestatem habeat exercendi iudicium in atrio predict. ecclesiarum, sed quidquid preter ius — a famulis — commissum fuerit, ab abbate vel — cui ipse mandaverit, corrigatur." Rabono, ein Ministerial des Stifts, der die Gerichtsbarkeit in Auftrag des Abts verwaltete, suchte solche aber als erbliches Recht an sich zu ziehen, und, wie die Urk. Konrads von 1150 sagt: „quandam similitudinem dignitatis sibi hereditario iure vendicabat, quam prefecturam appellabat et se burggravium appellari faciebat, cum omnes abbates — hanc potestatem semper — habuerint, ut quicquid a suis intra muros delinqueretur, aut ipsi corrigerent, aut — alicui de familia sua corrigendum — committerent. Hac autem potestate — Rabono in tantum usus fuit, ut eam vulgari nomine appellarit Burckban, et secundum morem alicuius magnae potestatis saepe intra muros placitaret, et huius modi placita Burckding appellabat." — In so weit diese Burggerichte innerhalb der Burgmauern, wie auch vorstehende Urkunde zeigt, und auf dem Kirchhofe, in Städten unter dem Rathhause, d. i. in der Vorhalle desselben, gehalten wurden, stehen sie den Grafen- und andern Landgerichten entgegen, für deren Hegung gemeiniglich ein Platz im freien Felde, meistens unter einem großen Baume, bestimt war. — Mit dem Richteramte in Burgen, wozu dann hier auch die mit einer Gerichtsbarkeit begabten geistlichen Stifter gehören, war häufig ein dazu tauglicher Mann angeordnet, oder auch mit demselben belehnt, welcher darum zur Unterscheidung von einem Gau- oder Zentgrafen Burggraf genant ward. Nach ihm hieß dann auch das Burgding oder Gericht, welches er hegte, Burggrafending. — Daß aber

Burding, Burgericht nichts anders, als eine Abkürzung von Burgding und Burggeding, Burggericht, sey, beweisen die von *Halthaus.* Gloss. v. Bauerding, zahlreich angeführten Stellen, welche hier zu wiederholen überflüssig seyn dürfte. Sie sprechen sämtlich, nicht von Bauergerichten, oder Gerichten der Dorfbewohner, sondern von Burg- oder städtischen Gerichten. Es irrt also wol Halthaus, wenn er Burding unter Bauerding bringt, also — die Zusammensetzung des Worts Burding nicht von Burg, sondern von Bauer hernimt, wie auch Kindlinger (Gesch. der teutschen Hörigkeit S. 282 f.) mit dem Worte Burggericht thut, wo es in dem von ihm angeführten Kaufbrief über den Raberdinghof an Simon Herrn v. Gemen vom J. 1259 heißt: „curiam in Raesfelde vulgo Raberdinchof dictam — quam pro proprio allodio — possedimus cum civili jure, quod vulgariter Burgerichte dicitur, eidem curie attinente." Hier ist Burgericht die zu dem Edelhof oder der Burg zu Raesfeld gehörige Gerichtsbarkeit, nicht aber ist, wie Kindlinger will, von einem Bauergericht die Rede. Gleiche Bewandtniß hat es mit

Burrichter, welche in dem alten Soester Stadtrechte (*Haeberlin* Annal. p. 513 u. 517.) vorkommen, wo auch nicht von Bauerrichtern, sondern von Richtern über Soester Bürger die Rede ist. —

Burding und Burggeding wurden aber nicht nur die eigentlichen Gerichte in Burgen, sondern auch die Bürgerversamlungen genant, welche die Burgemeister und Stadträthe durch den Glockenschlag vor dem Rathhause zusammenberufen hatten, um sich mit ihnen über städtische Angelegenheiten zu berathen, oder ihnen etwas bekant zu machen. So wird in einer quedlinburgschen Urk. von 1452 über Streitigkeiten zwischen dem Stifte und der Stadt gesagt: „Ok so schel de Rad to Quedlingborg — von deme Radhuse to deme Burdynge vorkundigen laten oren Borgeren, dat ꝛc." und in einer anderen von 1455: „darup scheiden we — dat de Red tho Queddelingborg in dren dagen nehstkomende to dem Burdinge, wan de Borgere gemeynliken tesammene gekomen sin, vorkündigen schel laten, dat eyn ithlick Borger — in welcker Mole he wil, moge melen laten ꝛc." (*Erath.* Cod. dipl. Quedlinb. p. 762 u. 773.). (*v. Arnoldi.*)

Burgberg, s. Jägerndorf.

BURGBERNHEIM, Marktflecken an und auf dem Abhange des sogenannten Kappelberges, im Landgerichtsbezirk Windsheim des königl. baierschen Rezatkr., mit ungefähr 200 Häusern und 1286 Einw., welche neben den gewöhnlichen Handwerken, Feld- u. Gartenbau, Ledergerbereien und starken Viehhandel treiben. Der Ort kam 1280 durch Kauf von Friedrich von Truhendingen an den Burggrafen von Nürnberg Friedrich III. [1]). Nahe an dem Orte, nur eine kleine ¼ St. entfernt, befindet sich ein schon seit dem 12. Jahrh. bekanntes, aus 5 Quellen bestehendes mineralisches Wildbad, in der Nähe der Quellen des Altmühlflusses, in der Mitte eines Waldes, — das die erfoderlichen Gebäude hat, und besonders mit einem neuen Bau des letzten Markgrafen von Ansbach-Baireuth versehen ist, welcher von der Gemeinde zu Burgbernheim im J. 1814 käuflich erworben wurde, der auch das Wildbad mit dem Walde seit dem 14. Jahrh. angehört [2]). Von Karl dem Großen, Lothar II., Hein-

1) S. Allg. Enc. Th. 2. S. 210.

2) Nach Martius (im Repertor. f. d. Pharm. 1822. XIII. 3.) enthält in 6 Medicinalpfunden (108,25 Par. K. Z.)

Der Heil- oder Doktor-Brunnen.		d. Musquetier-Brunnen.	d. Badebrunnen.
Kohlensäure	13,85 K. Z.	13,54 K. Z.	12,99 K. Z.
Atmosph. Luft	1,63 —	2,38 —	2,16 —
Schwefelwasserstoffgas	Spur.	— —	— —
Schwefels. Bittererde.	39,80 —	33,30 —	40,46 —
Salzs. Bittererde	2,10 —	1,86 —	0,80 —
Kohlens. Kalk	16,23 —	14,96 —	15,00 —
Schwefels. Kalk	4,55 —	10,32 —	3,15 —
Eisenoxyd	0,20 —	Spur.	0,20 —
Thonerde — —	— —	— —	0,15 —
Kieselerde — —	— —	— —	0,81 —
Extraktivstoff	0,50 —	0,69 —	Spur.
	63,38 —	61,10 —	60,57 —

Mithin nähert es sich den Kalksäuerlingen. Man benutzt es lauwarm zum Baden: bei Gicht, Lähmungen, Contracturen, Steinbeschwerden, chron. Hautausschlägen, bei allgemeinen Nervenschwächen, Fehlern des weiblichen Monatsflusses ꝛc. (vgl. F. De-

rich IV., Karl VI., Ludwig XIV., und vom Kurfürsten Albrecht zu Brandenburg hat der Badeort Privilegien empfangen[3]). (*Fenkohl.*)

Burgding, s. Burgbann.

BURGDORF, 1) Amt in der hanöv. Landdrostei Lüneburg. Es enthält etwa 3,[10] □Meilen oder 66,281 kalenb. Morgen, ist ganz eben, nur strichweise von Waldungen und Mooren, worunter das große Altwarenbucher Moor, unterbrochen und wird von der Aue bewässert. Der sandige leichte Boden erzeugt hinlänglich Korn, Buchweizen, Hülsenfrüchte und Flachs, etwas Hopfen und Holz nothdürftig. Die Vieh- u. Schafzucht ist ansehnlich; die Bienenzucht liefert 8 Ctr. Wachs und gegen 50 Ctr. Honig, auch wird vieles Geflügel gezogen, Garn gesponnen, wovon sonst wol 5000 Bunde ausgingen, und Torf nicht allein zu eigner Feuerung, sondern auch zur Ausfuhr gestochen. 1821 zählte man 4870 Einw. in 1 Stadt, 18 Dörfern, 3 Weilern, 8 einzelen Höfen und 676 Häusern. — 2) Amtsstadt des vorgedachten Amts an der Aue, der Sitz einer Hauptreceptur und Stempeleinnahme, an der Aue, 2 Meilen von Celle. Sie ist nur auf einer Seite mit Wällen und Graben umgeben, aus welchen 3 Thore führen, hat 1 Kirche, 1 Bürgerschule, 1 Mädchenschule, 1 Armenhaus, 1 königl. mit Walle und Graben umgebenes Schloß und Domäne, 1 Rathhaus, 1 Edelhof der Familie Kerssenbruch, 250, nach dem großen Brande von 1809 neu aufgebauete Häuser von Fachwerk, und 1793 Einw., meistens Lutheraner und nur 60 Juden. Ackerbau, Viehzucht, Brantweinbrennerei, Essigbrauerei, und einige bürgerliche Gewerbe mit etwa 120 Gewerbtreibenden, machen die Nahrungszweige dieser ganz ländlichen Stadt aus, die 4 Jahrmärkte hält. Um die Stadt her stehen viele Grützmühlen. — 3) Ein Pfarrdorf in dem Amte Schladen der Landdrostei Hildesheim, an der kleinen Warne, mit 81 Häus. und 585 Einw. Hier stand im Mittelalter die Pfalz Werla, bekant durch den Aufenthalt verschiedner teutscher Könige aus den sächsischen und fränkischen Dynastien, wo mehre Reichsversamlungen gehalten sind. Jetzt ist jede Spur davon verschwunden, kaum daß sich in dem Namen des Orts deren Andenken erhält. — 4) Pfarrdorf im Kreisgerichte Salder des braunschw. Distr. Wolfenbüttel mit 1 Edelhof der Familie v. Kniestedt, 78 Häus. und 380 Einw. Das von dem Vorbecke umgebne Gut war im Mittelalter eine Burg der in dieser Gegend begüterten Dynasten von Assel, und wurde nach deren Aussterben von Heinrich dem Löwen den Tempelherren eingeräumt. 1596 erwarb es Arndt von Kniestedt. (*Hassel.*)

BURGDORF, ein Oberamt in dem Mittellande des schweizerischen Kantons Bern. Es besteht aus den Statthaltereien oder Kirchspielen Burgdorf, Hasle, Heimiswyl, Hindelbank, Kirchberg, Koppigen, Krauchthal, Oberburg und Wynigen, die theils im Thal der Emme, theils im obern Aargau liegen. Von den 1738 Wohngebäuden standen im J. 1820. 1200 mit 2,426,900 Franken in der Brandkasse versichert. Die (im J. 1818) vorhandenen, meistens wohlhabenden 16,136 Einw. ernähren sich von dem musterhaft betriebenen Ackerbau, der Viehzucht, der Leinweberei und dem Handel.

Burgdorf, franz. Berthoud, Hauptort des vorerwähnten berner Oberamts, an der Emme, mit 1794 [1]) gewerbsamen Einwohnern. Sie leben von den vorhandenen Chokolade-, Tabak-, Seidenbandfabriken, den Bierbrauereien und dem sehr bedeutenden Handel, da die Stadt der Stapelplatz für alle Waren und Erzeugnisse des Emmenthals und, im Kanton, der vorzüglichste Markt für Leinengarn und Leinwand ist. Die 188 Häuser sind aus Quadersteinen aufgeführt, was Burgdorf einige Ähnlichkeit mit der Hauptstadt gibt. An öffentlichen Gebäuden verdienen das Rath- u. Kaufhaus, das Bürgerspital, die ansehnliche Pfarrkirche und das Schloß genant zu werden. Letzteres, dessen Alter auf eilfhundert Jahre angegeben wird, steht auf einem Sandsteinfelsen, dessen Fuß die Emme bespült. Es gewährt eine entzückende Fernsicht, war in frühern Zeiten der Sitz der Herzöge von Zähringen, darauf der Grafen von Kyburg-Burgdorf, von 1369 bis 1798 eines berner Schultheißen; jetzt wird es von dem berner Oberamtmann bewohnt. Während der Revolution stand es leer, bis Pestalozzi es mit seiner Erziehungsanstalt bezog, die Tausende besuchten und deren Verlegung nach Buchsee (1804) für den Ort ein großer Verlust war [2]). Über den Einfluß des Instituts auf die Stadt, manche Eigenthümlichkeit derselben, wie z. B. die Societät der Burgdorfer Jugend, ihr großes Schulfest am 16. Mai, welches die Solennität heißt, andere Sitten und Gebräuche verdient die treue Schilderung nachgelesen zu werden, die J. H. A. Torlitz[3]) davon entwirft. Die Stadt, die zwei Mitglieder zu dem großen Rathe des Standes gibt, besitzt mehre Bildungs- und Versorgungsanstalten, einen eigenen Magistrat, bedeutende Einkünfte, Sägen-Mühlen und andere Gemeindegüter, stark besuchte Jahr- und Wochenmärkte und eine Bibliothek, auf der man römische Alterthümer aufbewahrt, die in der Nähe des Schlosses ausgegraben sind[4]). In der schweizerischen Literargeschichte ist die Stadt bekant, weil sie bereits 1475 eine Buchdruckerei aufzuwei-

lins Unters. u. Nachr. von dem Gesundbrunnen zu Burgbernheim. Baireuth 1775. 8. — Kühn hist. Beschr. der Gesundbr. und Bäder Teutschl. Bresl. 1789. 8. — (H. L. Schulz Mediz. prakt. Geschäfts- u. Adreßkalender. Lpz. 1820. 8. — Das Wildbad bei Burgbernheim; geschichtl. u. ärztlich beschr. von K. W. Ackermann m. Kpfrn. Erlangen 1822. 8.). (*Th. Schreger.*)

3) Vgl. Meusel's Miscellaneen artistischen Inhalts. Heft 1. S. 18. — Das Wildbad bei Burgbernheim 2c. von Dr. K. W. Ackermann, Landgerichtsarzt zu Windsheim. Erlangen, 1822.

1) Aarauer Zeitung 1818. Nr. 64. 2) Joh. Ith's amtlicher Bericht über die Pestalozzische Lehranstalt in Burgdorf. Bern 1802. 8. 3) J. H. A. Torlitz's Reise in der Schweiz und einem Theile Italiens, im Jahre 1803. Veranlaßt durch Pestalozzi und dessen Lehranstalt. Kopenhagen und Leipzig 1807. 8. S. 88 ff. 4) J. R. Gruner's Beschreibung der Stadt Burgdorf Msc. in 4., wird von Haller Bibl. d. Schweizer Geschichte I. Nr. 801. wegen der Ausführlichkeit und der vielen angehängten Urkunden gelobt; David Gruner's Geschichte der Stadt Burgdorf Msc. in Fol. Dagegen a. a. O. IV. Nr. 666. nur unter der Bedingung einer umsichtigen Kritik als Materialien empfohlen. Haller a. a. O. VI., führt auch unter Nr. 1944. und 1945 zwei handschriftliche Handvesten der Stadt Burgdorf auf. — F. H. von Haller's Darstellung von Helvetien unter der römischen Herrschaft, Bern 1817. II. S. 309.

sen hatte. Auch versammelt sich hier „die ehrw. Claß Burgdorf," eine Abtheilung der reformirten berner Geistlichkeit. Diese Claß oder Kapitel umfaßt 27 Predigerstellen. — Die Umgebungen von Burgdorf bieten liebliche Spaziergänge und schöne Aussichten dar. Der Naturforscher findet die mannigfaltigsten Versteinerungen in den aus Sandstein bestehenden Bergen. In der unmittelbaren Nähe sind zwei Bäder, ¼ Stunde nordöstlich das eisen- und schwefelhaltige Sommerhausbad, und in einer gleichen Entfernung südöstlich das Lochbach [5]).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BURGDORF. Die Grafschaft soll in ältern Zeiten einen Theil der Besitzungen der Grafen v. Lenzburg ausgemacht haben, welche auch den Namen davon führten. Die Chroniken nennen zwei Besitzer, Sintram und Bertram, die einen Drachen erlegt haben, und nach Einigen bis in den Zeitraum der burgundischen Eroberung, nach Andern bis in die Zeiten Karl Martells hinauf gehen sollen. Nachher gehörte die Grafschaft zu den eigenthümlichen Besitzungen der Herzoge von Zähringen, und fiel nach dem Tode des letzten derselben, Berchtholds V., an den Grafen Ulrich von Kyburg, dessen Gattin, Anna, eine Schwester Berchtholds V. war. Von dieser Zeit an führten die Grafen von Burgdorf den Namen von Kyburg oder Kyburg-Burgdorf, und als nach dem Tode des Grafen Hartmann des Jüngern Burgdorf 1263. durch seine Tochter an den Grafen Eberhard von Habsburg-Laufenburg fiel, wurde der Name Kyburg auch von den neuen Besitzern angenommen, und in gemeinem Sprachgebrauche so beibehalten, daß in den bernischen Chroniken die Kriege dieser Stadt mit den Grafen zu Burgdorf meistens kyburgische Kriege genant werden. Die Söhne des Grafen Eberhard, Hartmann u. Eberhard, lebten in Feindschaft; jener war ein Anhänger Friedrichs von Östreich, dieser Ludwigs des Baiers. 1322 wurde Hartmann auf der Wendeltreppe des Schlosses zu Thun durch Veranstaltung seines Bruders ermordet. Aufgebracht belagerten die Bürger von Thun das Schloß, und Eberhard blieb von seinen Unterthanen verabscheut und verlassen. Es gelang ihm, die Berner, mit denen sein Haus von langem her in feindlichem Verhältniß gestanden war, für sich zu gewinnen, auch durch ihre Hilfe Thun und die übrigen Lande sich wieder zu unterwerfen, aber er und seine Nachfolger verwickelten sich immer mehr in Schulden und Pfandschaften. Die Misverhältnisse gegen Bern erneuerten bald sich wieder und nach einem neuen kostbaren und nachtheiligen Kriege, während dessen die Berner Burgdorf vergeblich belagert hatten, verkauften endlich Graf Berchthold und seine übrigen Stammgenossen 1384 die Grafschaft Burgdorf mit den noch übrigen Rechten über die Grafschaft Thun und das Freiamt am Grießenberg um 37,800 Gulden an Bern. (*Meyer von Knonau.*)

BURGEBRACH, Marktfl., Sitz eines Landgerichts und Rentamtes gleiches Namens, im Obermainkr. Baierns, von 5 QM. mit 8900 Einw. in 2 Marktfl. 59 Dörfern, 14 Höfen, Weilern und Einöden. Der Marktfl., welchen das Fürstenthum Bamberg 1390 von Würzburg eingetauscht, liegt am Bache Mittelebrach, welche sich nicht weit davon mit der rauhen Ebrach vereinigt. Das in den früheren Jahrhunderten an jedem Aschenmittwochen auf freiem Felde öffentlich gehaltene Gericht ist seit einer Reihe von Jahren aufgehoben. Doch werden noch 4 Jahrmärkte gehalten. Die Pfarrei zählt 2806 Selen im Flecken, in 16 Dörfern, 4 Weilern und 3 Höfen. Die Gegend ist vorzüglich an Korn sehr fruchtbar. Auch wird die Viehzucht, besonders die Schafzucht, stark getrieben, und aus dem Holzhandel jährlich ein bedeutender Gewinn gezogen. Die vielen Juden daselbst wirken nachtheilig auf den Wohlstand der übrigen Einwohner *). (*Jäck.*)

BURGER, hießen nach einem politischen Sprachgebrauche vormals in verschiedenen Schweizerstädten als Zürich, Bern, Freyburg, Solothurn, Biel, früher auch zu Luzern, die Mitglieder der großen Räthe, welche vereinigt mit denen des kleinen Rathes die höchste Gewalt ausmachten, die man deswegen „Räth und Burger" nannte. Diese großen Räthe waren ursprünglich die Stellvertreter der Bürgerschaften, wurden aber wenigstens in spätern Zeiten nicht von diesen, sondern je nach Beschaffenheit der einzelen Verfassungen von den Collegien gewählt, deren Glieder sie wurden. — Zu Bern war der Ausdruck „zu Burgern nehmen" für die Ernennung in den großen Rath gebräuchlich; und jetzt noch nent man die Glocke, mit welcher zur Versamlung des großen Rathes geläutet wird, „Burgerglocke." In den meisten der übrigen Kantone hingegen wurde schon lange der Ausdruck „Burger" für Mitglied des großen Rathes nicht mehr anders, als in der Benennung „Räth und Burger" oder „Räth u. Burger" gebraucht. (*Meyer von Knonau.*)

BURGERMEISTER von Deizisau (Johann Stephan), ein als Geschäftsmann und Schriftsteller um den Verein der ehemaligen teutschen Reichsritterschaft sehr verdienter Gelehrter, wurde am 10. Dec. 1663 zu Geißlingen, einem Städtchen im Gebiete der ehemal. Reichsstadt Ulm, geboren. Nach einem sorgfältigen frühern Unterricht setzte er seine Studien in Marburg, Tübingen, Wittenberg und Straßburg fort, machte Reisen durch Italien, Frankreich, Holland, England und Teutschland, übte sich in Speyer in den Geschäften des Reichskammergerichts, empfing 1691 in Tübingen den Doktorgrad und wurde dann 1696 als Consulent und 1698 als Syndicus bei dem schwäbischen Reichsritterkanton Neckar-Schwarzwald, dessen Kanzlei in Tübingen ihren Sitz hatte, angestellt, und zugleich mit dem Charakter eines wirtembergischen Raths beehrt. Bald darauf begannen die bekannten Angriffe verschiedener südteutscher altfürstlicher Häuser, besonders aber des Hauses Wirtemberg auf die Reichsritterschaft, die keinen geringern Zweck hatten, als den, dieses Corps allmälig seiner Unmittelbarkeit zu berauben, und es unter die Landeshoheit der Fürsten zu ziehen. Burgermeister vertheidigte die Bedrängten, mit Thätigkeit und Eifer, und er fuhr auch fort, ihre

5) Eine Beschreibung des Lochbachs stehet in C. F. Morell's chemische Untersuchung einiger der bekanntern und besuchtern Gesundbrunnen und Bäder der Schweiz. Bern 1788. S. 240 — 247.

*) *Ludewig* script. Bamb. I. Hönns Lex. Roppelts Beschreib. v. Bamberg.

Sache zu führen, nachdem er 1706 als Rathsconsulent in Ulm angestellt worden war; die Heftigkeit seiner Schreibart erregte aber so große Erbitterung unter den Gegnern, daß er, als er einst das Wirtembergische Gebiet betrat, fest genommen, und in dem Schlosse Tübingen eingekerkert wurde. Mehre Vocationen, unter andern zu einer Reichshofrathsstelle, die er aber alle ablehnte, beweisen die Achtung, in der er bei seinen Zeitgenossen stand. So erneuerte auch der Kaiser Leopold I. 1704 ihm und seinem Bruder Paul, der als Senator in Eßlingen lebte, den alten Adel ihres Geschlechts. 1718 erhielt er den Charakter eines wirklichen kaiserlichen Raths. In seinem unmittelbaren Kreise war er als ein menschenfreundlicher, redlicher und arbeitsamer Mann, als ein gewissenhafter Rechtsgelehrter, von altteutscher Biederkeit und Anspruchslosigkeit geschätzt. Sein Ende erfolgte im J. 1722. Seine die Verfassung und Rechte der Reichsritterschaft betreffenden, in teutscher Sprache verfaßten Schriften *) enthalten neben eigenen Abhandlungen und fremden Aufsätzen eine Menge Urkunden, Ordnungen, Verträge, Rescripte und Aktenstücke anderer Art, so daß sie als Materialiensamlung für die Geschichte der reichsritterschaftlichen Corporation noch immer schätzbar sind; aber die in ihnen enthaltene Masse von Collectaneen und Notizen ist meistens ohne Plan und Geschmack geordnet, wie denn der Verfasser selbst gesteht, daß überhäufte Berufsgeschäfte ihn oft zwingen „tumultuarisch" zu arbeiten; es findet sich keine Spur von Kritik und richtiger Auswahl; die Darstellung ist ganz vernachlässigt, dunkel und verworren; dazu der Druck schlecht und incorrect. Das nämliche gilt von seinem teutschen Corpus juris publici et privati, 4. Ulm 1717, 2 Bde, das eine Samlung mehrer in das teutsche Statsrecht einschlagenden Gesetze enthält **). (*Pahl.*)

BURG FARRENBACH, ein offener Ort von 129 Häusern, mit einem ansehnlichen Schloß, und 1062 Einwohnern, am Wasser Farrenbach, 1 St. von Fürth und 3 St. von Nürnberg, auf der Poststraße nach Würzburg. Der dasige Burgstall, wovon aber die Burg eingegangen ist, hieß ehehin Rosenberg; als er aber das Stammhaus des ausgestorbenen Geschlechts der Farrenbacher wurde, hieß das Dorf auch Farrenbach, und wurde sowol wegen des Burgstalls, als auch zum Unterschied von andern gleich benannten Örtern Burg Farrenbach genant. Der Ort ist jetzt Eigenthum des Grafen von Pückler, und merkwürdig durch die beträchtliche Brauerei, welche das ganze Jahr hindurch Weizenbier bereitet, und einen bedeutenden Gewinn gibt, der aber in neuern Zeiten nicht so beträchtlich seyn soll, als früherhin. Die dasige protestantische St. Johanniskirche war eine uralte Kapelle, welche schon im J. 1280 mit großem Ablaß begnadigt, und im J. 1730 neu erbaut wurde. Die beiden andern Kapellen daselbst, sowol ober- als unterhalb des Dorfes, hat ein nürnbergscher Bürger, Berthold Volcamer, erbaut. (*Fenkohl.*)

*) Status equestris Caesar. et imp. rom. 4. 1700. Ulm, 1709. — Reichsritterschaftliches Corpus juris, 4. Ulm, 1707. — Grafen- und Rittersaal, 8. Ulm, 1705. — Thesaurus juris equestris, 8. Ulm, 1718, 2 Bde. — Bibliotheca equestris, 4. Ulm, 1720, 2 Bde. **) S. Ringmachers Leichenpred. bei s. Tode, Fol. Ulm, 1723. Juglers Beitr. zur jurist. Biogr. III. S. 319 ff. Weyermanns Nachrichten von Gelehrten aus Ulm, S. 88 ff.

BURGFELD, eine Anhöhe am linken Ufer des Niederrheins bei Meurs ist der Ort, wo das alte Asciburgium gestanden hat, dessen Tacitus gedenkt [1]). Im Ptolemäus, auf der Peutinger- und Theodos-Tafel steht es bezeichnet XIII. von Castra vetera (Xanten) und XIV. von Novesium (Neuss) [2]). Daß Asciburgium auf dem Burgfelde gestanden habe, leidet keinen Zweifel. Die Ruinen der Stadt, die den Namen Asciburgium führen, liegen unter der Erde. Ganze Mauern, Keller, Säle mit Mosaik-Arbeit und Göttern und Göttinnen geziert, Sarkophagen, Urnen, Vasen, Trinkgeschirre, Hausgeräthe, Münzen von Gold, Silber und Bronze wurden daselbst ausgegraben. Ein großer Theil davon ist nach Paris gewandert [3]). Nur einige Denkmäler sind geblieben, z. B. zwei schön gehauene Löwen aus röthlichem Stein, die vor dem Stadthause zu Meurs liegen; zwei Kalksteine in der Allee vor dem Hause Tervoost mit römischen Inschriften; einige Sarkophagen und Münzen sind in das Bonnsche Museum gebracht. Der Dompropst, Graf Hermann von Nuenaar und Meurs hat die daselbst ausgegrabenen Alterthümer beschrieben in dem jetzt äußerst selten gewordenen Buche: Brevis narratio de origine et sedibus Francorum. Colon. 1521. Ehemals floß der Rhein in zwei starken Armen um das Burgfeld, und machte Asciburgium zu einer der ersten Festungen. Es lag also, wie Tacitus auch berichtet, recht eigentlich in ripa Rheni. Jetzt sind die beiden Rheinarme, durch die Anlegung der Dämme, ausgetrocknet und bilden weite fruchtbare Brüche, wo ganze Herden Hornvieh, Pferde und Gänse weiden.

Unter Valentinian, 451. wurde die Stadt durch Attila von Grund aus zerstört. Einige übrig gebliebene Einwohner bauten von den Ruinen am Fuße der Anhöhe eine Bauerschaft an, die bis jetzt noch Aßberg heißt, und glücklich den Namen Asciburgium in dieser Gegend erhalten hat. Der holländische Geschichtschreiber van Meteren erzählt [4]): Camillus habe daselbst eine Schanze gebaut mit folgender Inschrift: **Mutiliana me fecit. Mutilianam supra Rhenum fundavi, ubi morior nescio. Ego Camillus Sachinus hanc inexpugnabilem arcem cum virtute animi et propria pecunia fundavi, anno salutis 1587, militans sub Alexandro**

1) Hist. 4, 33. Germ. 3. 2) Die Sage, daß Ulysses die Stadt erbaut und seinem Vater Laertes gewidmet habe, scheint Tacitus zu den Fabeln zu rechnen. Wirklich bereicherten die Griechen ihre Mythologien nach Maße, wie sich ihre Geographien u. Ethnographien bereicherten. Jede neu entdeckte Seestadt oder Insel war ihnen die Gegend, wo Ulysses auf seiner Irrfahrt gelandet und Städte und Festungen angelegt habe. Gerade wie die Teutschen ihre Ahnen von allen alten Völkern, die sie kennen lernen, ableiten. Man sehe das Prachtwerk: die großen Teutonen von dem Grafen von Wackerbarth, und das magusanische Europa, oder die Urheimath der Frühasen am Indus. Tacitus leugnet indeß das Alterthum der Stadt Asciburgium gar nicht, sondern berichtet, daß er daselbst Denkmäler mit griechischer Inschrift gefunden, und daß Civilis einen Flügel des röm. Heeres hier geschlagen habe. 3) S. Voyage fait en 1813. et 1814. dans le pays entre Meuse et Rhin. Paris. 1818. 4) Buch 19. Fol. 338.

Farnesio in servitio regis Catholici. In quo loco Attila Gothorum rex fundamenta urbis Asciburgii destruxit, olim fundati ab Ulysse, et a Publ. Ennio Consule Romano restaurati. Prinz Moritz machte diese sogenannte unüberwindliche Burg der Erde gleich; Camillus starb auf den Gränzen Frankreichs, aber der Name: Camillen-Schänzchen wird noch immer im Meursischen genant, und die Ruinen sind, wenn der Rhein klein ist, am Essenberg unter dem Wasser sichtbar. Auf den alten Charten führt Camillen-Schänzchen den Namen: Modiliana. (*van Alpen.*)

Burgfrauen, s. Burg.

Burgfriede, s. Burg.

Burg Gelnhausen, s. Gelnhausen.

Burggemünden, s. Gemünden.

BURGGRAF [1]), ein in Böhmen und Mähren eigenthümlicher Beamtentitel, der ursprünglich dasselbe war, was wir noch heut zu Tage unter dem Kastellan eines Schlosses verstehen. Wie sich einerseits sein Wirkungskreis erweiterte und damit zugleich sein Ansehn zunahm; so änderte sich auch mit der politischen Verfassung hier Manches und es haben sich in Böhmen nur noch zwei solcher Burggrafen erhalten, welche als Stats- u. Landesbeamte, obwol mit sehr verschiedenen Befugnissen betrachtet werden können. Sie sind: 1) der oberste Burggraf (ursprünglich Kastellan des prager Schlosses), jetzt Landesgouverneur von ganz Böhmen (s. dieses), der Hofkanzlei in Wien untergeordnet. 2) Der Burggraf des königgrätzer Kreises. Einer der obersten Land- u. Erbbeamten des Königreichs, dermalen eine bloße Ehrenstelle. — Für wichtig ward sonst noch erachtet der Burggraf von Karlstein, wo die Reichskleinodien und Urkunden bis zur Schlacht am weißen Berge aufbewahrt wurden, die darauf nach Prag kamen, indem Ferdinand die Burggrafenstelle, als nun überflüssig, aufhob [2]). Endlich ist der Kreishauptmann vom elbogner Kreise noch heut zu Tage zugleich Burggraf von Eger. Als Titel eines Privatbeamten ist er in Böhmen und Mähren auf größern Herrschaften sehr üblich, wo er einen Ökonomiebeamten bezeichnet, der das Eigentliche der Landwirthschaft leitet und die zu derselben nöthigen Ulensilien aufbewahrt und verrechnet.

Burggraf, verwünschter. Diesen Namen führte eine Meteor-Masse, von fast 2 Cntr. und 18″, 9″ und 4″ Zoll in ihren 3 Dimensionen, welche auf dem Rathhause zu Ellenbogen in Böhmen aufbewahrt wurde. Nach der Volkssage soll einer der königl. Burggrafen, welcher das ellenbogner Gebiet verwaltete, die Vasallen sehr gedrückt und mit besonderer Härte zu den Frohnarbeiten angehalten haben, weshalb ihn die Unterthanen oft verwünschten. Einst, da er selbst mit der Glocke das Zeichen zum Beginn der Frohn gab, sey er plötzlich von einem Blitze getödtet und in jene Masse verwandelt worden, der man verschiedene Wunderkräfte beilegte, unter andern auch die, daß sie, wenn sie in den dortigen, 22 Klafter tiefen Schloßbrunnen geworfen wurde, von selbst wieder auf ihren alten Platz in einem der Schloßgewölbe zurückkehre. Zur Erprobung der Wahrheit ließ sie schon der kaiserl. General von Werth während des 30jährigen Krieges in den Brunnen werfen [3]). Nach einigen Jahren zog man sie wieder heraus. Als die Franzosen unter Marien Theresien im Erbfolgekriege nach Ellenbogen kamen, machten sie dasselbe Experiment, die Masse blieb bis 1776 im Brunnen, wo man sie wieder heraufholte und seitdem in einem Gewölbe des Rathhauses aufbewahrte, ohne ihre wahre Natur zu kennen. Der dermalige Gubernialrath Neumann zu Prag erkannte sie zuerst als Meteoreisen und machte das Richtige darüber bekant [4]). Sie erregte die Aufmerksamkeit der Aufseher des kaiserl. Naturalienkabinets in Wien, das sich durch seine reiche Samlung von Aerolithen auszeichnet. Man zersägte sie in zwei ungleiche Stücke. Das größere von 1½ Centner kam in das kaiserl. Kabinet; das kleinere 40 Pfd. schwer befindet sich noch in Ellenbogen. (*André.*)

BURGHARDT (Gottfried Heinrich), wurde zu Reichenbach in Schlesien 5. Juli 1705 geboren. Den Grund zur wissenschaftlichen Bildung legte dieser Gelehrte von 1720 — 1725 auf dem breslauer Elisabethan; er lernte dann in der Apotheke zu Friedland die Scheidekunst und 1727 in seiner Geburtsstadt die Chirurgie. Hierauf bezog er die Universität Frankfurt a. d. Oder, studirte daselbst drei Jahre lang die Arzneiwissenschaften und erhielt 1730 die Doktorwürde. Den Wünschen seines Vaters zufolge nach Schlesien zurückgekehrt, ließ er sich 1734 als ausübender Arzt in Breslau nieder. Hier gab er 1736 eine historisch-physikalische Beschreibung des Zobtenberges, wie auch eine Destillirkunst in Druck, welche lange für eins der brauchbarsten chemischen Bücher galt. Im J. 1743 erhielt B. den Ruf zur ersten Professur am Gymnasium in Brieg. Hier beschrieb er 1744 die landecker Bäder und brachte sie dadurch zuerst wieder in Aufnahme. Auf Befehl Friedrichs II. erstattete er 1745 Bericht über die Erzgruben zu Reichenstein u. Silberberg, desgleichen 1748 über die in Tarnowitz. In der Mathematik, Physik und Chemie zeigte B. gründliche Kentnisse. Als erklärter Feind der Chinarinde, verschmähte er sie sogar noch als ein Quartan-Fieber sein Leben bedrohte und im J. 1772 endete. (*F. Em. Fischer.*)

BURGHASLACH, Marktflecken rechts der reichen Ebrach, auf dem Steigerwalde, südlich 1 St. von Schlüsselfeld, im gleichnamigen Herrschaftsgerichte des baierschen Rezatkreises. Er enthält ein Schloß, ein evang. Dekanat, wozu 8 Pfarreien mit 10 Geistlichen gehören und ein Pfarramt, 175 Feuerstellen, und unter 800 Einwohn. 216 Juden. Dieser Ort war schon 1258 eine Besitzung der Grafen von Castell. Das gräflich-castellische Herrschaftsgericht Burghaslach begreift 885 Familien und 4446 Selen. (*Eisenmann u. Fenkohl.*)

BURGHAUN, Amt in dem Kreise Hünefeld der kurhessischen Prov. Fulda. Es liegt an der Haun, ist

1) Über Burggraf im Allgemeinen, s. oben Burg.
2) S. Stransky Stat von Böhmen, mit Cornovas Erläuterungen B. VII. Prag 1803. Kap. XIV. — Riegger Mater. z. Statist. v. Böhmen, Heft III. Nr. VIII., auch X. und XI. Balbins Verzeichniß der Reichsbeamten.

3) Schaller Topographie von Böhmen 2r Th. S. 6 — 8.
4) Hesperus 1812. Nr. 55. — Chladni über Feuermeteore und über die mit denselben herabgefallnen Massen. Wien 1819.

sehr gebirgig und waldig, producirt aber doch hinreichendes Korn, Garten- und Hülsenfrüchte, und Flachs geräth vorzüglich, daher Garnspinnen und Linnenweben Hauptbeschäftigungen ausmachen. Auch Holz ist ein Ausfuhrartikel, aber der Absatz höchst beschränkt. Es enthält 1 Marktflecken, 21 Dörfer, 5 Höfe, 768 Häuser und 6648 Einw. Der gleichnamige Marktflecken liegt an der Haun, ist der Amtssitz, hat 1 katholische, 1 lutherische Kirche, 144 Häus. und 985 theils katholische, theils luth. Einw. und hält 2 Jahrmärkte. — Das Amt ist meistens aus fuldaischen Parzelen zusammengesetzt und bildete schon vorher ein Amt, womit seit 1816 einige ritterschaftliche Zubehörungen, als Wehrda, Rhiena u. a. verbunden sind. (*Hassel.*)

Burghaus, s. Burgsess unter Burg.

BURGHAUSEN, baierische Stadt im Unter-Donaukreise, am linken Salzachufer, mit 264 Wohngebäuden und 2235 Einwohnern. Die Thürme und Mauern der alten Festung ziehen sich in drei Abtheilungen über der Stadt auf der Anhöhe hin. — Die Schiffahrt, besonders mit Salz flußabwärts, und mit Wein aus Östreich herauf mag die ersten Einwohner in diese Bergschlucht zum Betrieb verschiedener Gewerbe gelockt haben. Um das J. 1050 setzte sich hier ein Zweig der Grafen vom Chiemgau, von der Burg Tengling, fest. Die Ringhände von Burghausen sind in der Geschichte der teutschen Kaiser bekant. Als dieser Zweig mit Otto erloschen war, zog Herzog Heinrich der Löwe 1156 dieses Gebiet ein; und es residirten in der Folge öfter die Herzoge von Niederbaiern zu Burghausen. Der große Schatz Georg des Reichen von Landshut, nach dessen Tode sich 1573 jener gräuliche Krieg entspann, lag hier verwahrt. Später saß zu Burghausen ein Vice-Dom und eine Regirung, die mit dem Innviertel (1779) einen beträchtlichen Theil ihres Bezirks verlor. Im letzten Jahrzehend hatte die Stadt das Appellationsgericht des Salzach-Kreises, jetzt nur ein Land-Gericht und Rent-Amt. (*von Koch-Sternfeld.*)

BURGHAUSS (**Niklas August Wilhelm Reichsgraf v.**), war geboren zu Juliusburg in Schlesien, 14. März 1750. Seine Ältern, damals noch im Besitz ansehnlicher Rittergüter; sorgten früh für die Entwickelung seiner Geistesfähigkeiten durch Hauslehrer und schickten ihn dann 1764 auf die liegnitzer Ritter-Akademie. Hier wurde der Jüngling von dem nachmaligen Minister Grafen Struensee bald so lieb gewonnen, daß ihn dieser persönlich in der Mathematik unterrichtete. Weil es aber zu der Zeit auf genannter Akademie in Absicht der Vorlesungen etwas hoch herging — man trug z. B. die Jurisprudenz rein lateinisch vor — und Gr. B. nicht hinreichende Vorkentnisse in der lateinischen Sprache besaß; so sendeten ihn die Ältern 1765 nach Halle ins königl. Pädagogium, wo er sich namentlich unter dem berühmten Leiste in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften sehr empor arbeitete. Im J. 1769 stand er im Begriff, die Universität Frankfurt an der Oder zu beziehn; ein Zufall aber vereitelte die Fortsetzung seiner Studien. Durch den General Gr. Anhalt Friedrich II. einer Heerschau vorgestellt, erhielt er vom Könige eine Fähndrichsstelle im Regiment von Petersdorf zu Bielefeld. Doch verließ er, als er im J. 1771 die Güter Laasan und Peterwitz erbte, den Militärdienst und vermälte sich 1772 mit der einzigen Tochter des Reichsgrafen von Solms-Baruth. Von jetzt an war sein Augenmerk blos auf die Verbesserung der ererbten Güter gerichtet. Er erfand den vierscharigen Ackerpflug, erbaute 1774 eine Siede-Wassermühle, die großes Aufsehen erregte, lehrte seine Landsleute den Kleebau im Großen treiben und führte 1781 zuerst in Schlesien die Stallfütterung ein. — Sehr wichtig und wohlthätig für sein Grundeigenthum und dessen Umgegend war der große Wasserbau, den er 1782—1786 unternahm. Ein durch Menschenhände gegrabener Kanal von 1000 Ruthen Länge schützt seitdem mehr als 180 Morgen Ackerfeld gegen die vorher verderblichen Überschwemmungen des sogenannten striegauer Wassers. Im Flusse selbst ließ Gr. B. steinerne Furthen anbringen und über den Kanal eine hölzerne und eine eiserne Brücke legen. Letztere, zu Malapane gegossen, ist die erste der Art in Schlesien, vielleicht in Teutschland. Überhaupt verdankt Laasan seiner Thätigkeit viel. Im J. 1785 wählte ihn die ökonomisch-patriotische Gesellschaft der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer zum Direktor. Als solcher ging er selbst durch allerlei ökonomische Versuche den Mitgliedern als Beispiel voran und die Societäts-Annalen von 30 Jahren enthalten zahlreiche Belege seiner Betriebsamkeit und seines Schriftstellerfleißes. Er starb am 5. Juni 1815; im J. 1800 hatte er die Würde eines Johanniter-Ritters erhalten. (*F. Em. Fischer.*)

Burgheim, s. Burkheim.

BURGHESSLER, auch **UNTERHESSLER**, Pfarrdorf im Reg.-Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, 2¼ St. westlich von Naumburg, nahe bei Klosterheßler, mit 222 Einwohnern und starken Obstbaumpflanzungen; man zählt an 30,000 Bäume und Stämme. (*Stein.*)

Burghut, s. Burg.

Burgi, s. Burgius.

BURGISTEIN. „Die erste That nach der Schlacht bei Laupen (1339) war, sagt Joh. v. Müller†) wider Jordan von Burgistein (seine Burg lag in den uechtländischen Hügeln), weil er auf ein falsches Gerücht über die Niederlage der Berner gefrohlockt; sie schossen ihn todt, Burgistein brachen sie." An die Stelle des alten Rittersitzes ist ein neueres getreten, welches, wie das frühere, auf einem hohen Felsen in der Pfarre Thurnen und dem berner Oberamt Seftigen thront. Es gehört der berner Familie von Graffenried von Burgistein, die auch die bis zur Revolution davon abhängige bedeutende Herrschaft besaß. Von der letzten stehet eine umständliche ökonomische Beschreibung in den bernerischen Samlungen von landwirthschaftlichen Dingen Band II. Stück II. S. 382—397. Franz Ludwig von Haller besitzt einen Trajan und einen Antoninus Pius von Silber, die zunächst an dem Schlosse gefunden worden sind ††).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

---

†) Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft II. S. 191.
††) Darstellung von Helvetien unter der röm. Herrschaft. Bern 1817. II. S. 311.

Burg-Knechte, s. Burghut unter Burg.

BURGKUNSTADT, Burgkundstadt, im Ober-Mainkr. Baierns, im Landger. Weismain, im Ldkptl. Lichtenfels, ein auf einem Bergfelsen stehendes Munizipalstädtchen am Main von 850 Katholiken und 80 jüdischen Familien in 120 Häusern. Letztere haben eine Synagoge, und erstere nebst der alten Pfarrkirche noch eine sehr alte zur Hälfte in Felsen gehauene Klause, wo einst Chorherren und Einsiedler gewohnt haben sollen. Über den Mainarm führt eine steinerne Brücke. Die monatlichen Viehmärkte vereint mit Industrie gewähren allen Bewohnern gute Nahrungsquellen. Das auf dem vordern Felsen stehende neue Schloß bietet die schönste Aussicht auf die umher liegenden adeligen Burgen des Rodach- und Maingrundes dar. Ehedem war in diesem Stammsitze der Familie von Kunstadt, ein Amt, das aber bei Errichtung des Landger. Weismain als entbehrlich eingezogen wurde. (*Jaeck.*)

Burglehn, s. Burg.

BURGLENGENFELD, Städtchen an der Nab, 5 St. von Regensburg, im Regenkreise des Königreichs Baiern, mit 248 Häus., 1480 Einw., 4 Kirchen, 1 Leder- und Flintenstein-Fabrik, den Sitzen eines Landgerichts, Rent- und Forstamts und 1 Postexpedition, guten Bierbrauereien, vielen Feldern, die jedoch von geringer Fruchtbarkeit sind. Auf dem ehemaligen nahen Bergschlosse, dessen Ruinen gegenwärtig ganz zerstört sind, wohnte in den ältesten Zeiten ein angesehenes Rittergeschlecht Lengenfeld, Besitzer dieses Ortes, nach dessen Aussterben im Anfange des 13. Jahrh. der Ort an die Herzoge von Baiern gelangte. Ludwig der Strenge hatte hier ein Vicedomamt errichtet; der erste Vicedom daselbst erscheint im J. 1272 in einer Urkunde des Bischofs Leo von Regensburg. In der merkwürdigen Theilung des wittelsbachischen Hausgutes im J. 1329 wurde der größte Theil dieses Vicedomamtes ein eigener Stat, ein rheinpfälzisches Nebenland, und der übrige Theil dem Vicedomamte München zugetheilt *). Im J. 1504 wurde Burglengenfeld von den Böhmen erobert und das Schloß angezündet; im Schwedenkriege 1633 vom schwedischen Obersten Rose mit List eingenommen; im Jänner 1641 öfters den Flammen preisgegeben; im März desselben J. aber wieder von den Baiern und Kaiserl. erobert. Auch litt die Stadt viel durch Kriege in den J. 1703 und 1741; im J. 1745 hatte das Landgericht Burglengenfeld, einen Schaden von 56,500 fl. aufgezeichnet. — Das gegenwärtige Landgericht Burglengenfeld enthält 14¼ Quadr. M., 2236 Familien und 295 Orte, davon 2 Städte, 2 Märkte, 110 Dörfer und 181 Weiler und Einöd-sind. (*Eisenmann*)

Burgmair (Hans), s. am Ende des Buchstaben B.

BURGO, Villa in der span. Prov. Granada, Guadiano mit 1000 Einw. In der Nähe finden [illegible] berühmte Karthause St. Desierto und die [illegible] römischen Stadt Anicipo, worunter ein Amphitheater mehre Tempel.

BURGÖRNER, Dorf im Reg. Bez. der preuß. Prov. Sachsen, mansfelder Gebirgskreis, an der Wipper, mit 56 Häus., 361 Einw., Alabaster- und Gypsbrüchen und einer benachbarten Dampfmaschine, die in jeder Minute 65 Kubikfuß Wasser 22—23 Lachter hoch hebt, und aus den Gruben schafft. (*Stein.*)

BURGOS, eine span. Provinz von 371 □M. oder 642 □. Leguas (20 auf einen Grad), ist ein Theil von Altcastilien. Zweige des cantabrischen Gebirgsastes, die Sierra de Occa, die Montañas de Burgos und de Reynosa und San Lorenzo, durchziehen und umschließen das von dem Ebro und Duero durchströmte Land, welches weite Thäler z. B. das von Pao in den Gebirgen von Sant Ander, und große Ebenen enthält. Der Anbau der fruchtbaren Thäler und Ebenen, unter welchen der weinreiche Canton la Rioxa (Rioja) zehn Leguas lang und sieben breit ist, liefert, bei aller Trockenheit des Klimas, vortreffliches, doch zum Bedarfe der Einwohner nicht hinreichendes, Getreide, besonders Waizen, Gerste, Hafer, viel Wein; auch Krapp, Hanf und Flachs, aber wenig Obst, doch gibt es in der Rioja und in der Bureva einige Baumgärten. Überhaupt kommen in dem wasserreichen Boden, außer Ulmen, andre Bäume nicht gut fort. Die Viehzucht ist bei dem Überflusse an Gebirgsweiden sehr bedeutend; den Haupterwerb gewährt die Wolle, wenigstens 40,000 Centner des Jahrs, deren Stapelstadt Burgos ist. Dagegen ist das Fabrik- und Manufakturwesen unwichtig, bis auf die Wollenwebereien zu Burgos. Außerdem gab es vor dem Kriege 43 Gerbereien, 108 Korduanfabriken, 36 Töpfereien, 3 Wachsbleichen, 39 Eisenhämmer, welche 24,400 Centner verarbeiteten, und einige andere Gewerbe von minderem Belange. In der Villa Lierganes befindet sich eine Kanonengießerei. Für den Handel fehlt es an guten Straßen; die beste ist der große Hauptweg über Burgos und Valladolid. Die Provinz Burgos zählte im J. 1797, in 5 Ciudades, 583 Villas, 1118 Dörfern, und 1947 Kirchspielen (mit 84 Mönchs- 49 Nonnklöstern und 54 milden Stiftungen), 470,588 Einw., welche nach dem Censo de la Riqueza de España en 1799, (Madrid 1803 fol.) jährlich an Naturalprodukten den Werth von 234¼ Mill. Reales, an Industrieprodukten aber nur den Werth von kaum 23 Mill. Reales erzeugten. Der Handel der Provinz Burgos steht unter der Aufsicht des kön. Consulats in der Hauptstadt. Im J. 1815 lebten in der Provinz Burgos 3996 Klostergeistliche, 5260 Welt-[illegible]liche, 134,056 Hidalgos, 798 Handelsleute, 929 Fa-[illegible]nten, 8797 Handwerker, 49,421 Bauern, 29,850 [illegible]löhner und 13,237 Knechte und Bediente. — Bis [illegible]stand diese Provinz unter dem General-Capitán von [illegible]ora; nach der von den Cortes angenommenen Ein-[illegible]ung aber bildet Burgos eine von den 52 Landes-[illegible]tmannschaften des Königreichs, und gehört nebst Se-[illegible]a, Soria und Santander, zur vierten Militärdivi-[illegible] — Unter den Städten in der Provinz Burgos sind [illegible]nda de Duro (S. d. Art.), Briviesca (im Ländchen [illegible]eva), Miranda am linken Ufer des Ebro, Logroño [illegible] (die Rioja baxa gehört zur [illegible]aro, Espinosa de los Mon-[illegible] 11. und 12. Nov. 1808) [illegible]schaft Montana an

*) Mehres hierüber in der diplom. Vitzthumamte Lengenfeld, von J. G. F[illegible]

der Küste des Oceans gelegenen Santander (ein wichtiger Fabrik- und Handelsort mit einem Hafen), Santillana, Santoña, San Vincento de Barquera, Laredo, und Castro Urdiales (sämtlich Hafenplätze), nebst dem Ländchen Liebana zu bemerken.

Burgos (lat. **Burgi**), die im 9. oder 10. Jahrh. auf den Trümmern der alten Stadt Auca oder Cauca*) erbaute Hauptstadt von Altcastilien, eine Ciudad von 2020 zum Theil sehr ansehnlichen Häusern, mit 11,000 Einw., liegt theils am Abhange, theils am Fuße eines Berges, am rechten Ufer des Arlanzon, über welchen 3 steinerne Brücken führen, wovon die mittelste mit Statuen geschmückt ist. Burgos ist in Gestalt eines Halbmonds unregelmäßig erbaut. Die Straßen sind meistens eng und winklich. Der Hauptplatz ist mit Arcaden umgeben. Hier steht die Statue Karls III. Am linken Ufer des Arlanzon liegt die schön gebaute Vorstadt la Vega, mit einer Menge reizender Gärten. Sehenswerth sind das Rathhaus, der Palast Velasco, der zu den Zeiten Karls V. errichtete Triumphbogen von Fernando Gonzalez, dem hier gebornen ersten Grafen von Castilien, die St. Pauls-, und vorzüglich die prachtvolle Domkirche, ein Meisterstück der altteutschen Baukunst, mit den Grabmälern vieler Könige und Königinnen. In der Sacristei dieser Kathedrale ist der ungeheure eiserne Harnisch des von allen Geschichtschreibern und in Romanzen gefeierten National-Heros, des Ruy Cid el Vivar, genant el Campeador, aufgehängt. Cid war in einem Dorfe nahe bei Burgos geboren, er starb 1099 zu Valencia, und seine Asche ruht in der nah gelegenen Benedictiner-Abtei St. Pedro de Cardenna, in einem für jene Zeiten ziemlich regelmäßigen Denkmale von schwarzem Marmor. Die Franzosen stellten 1809, um dem Nationalstolze zu schmeicheln, dieses Denkmal in Burgos auf einem öffentlichen Spaziergange auf und umgaben es mit Bäumen und Blumen; aber die Spanier ließen sich durch diese Huldigung nicht gewinnen, denn, als sie wieder nach Burgos kamen, rotteten sie die von den Händen ihrer Feinde gepflanzten Bäume und Sträucher aus. Unter den 9 Thoren ist das St. Marienthor von sehr guter Architektur und zugleich ein historisches Denkmal. Burgos hat 14 Pfarrkirchen, 5 reiche Hospitäler, welche sich durch gute Verwaltung auszeichnen, 7 Armen-, 1 Findel- und 4 Waisenhäuser, 1 große Kaserne und 9 öffentliche Plätze. Ehemals befanden sich daselbst 24 Klöster, unter welchen das Augustinerkloster seines ansehnlichen Schatzes wegen berühmt war. Nahe bei Burgos liegt die reiche, von Alfons IX. gestiftete, berühmte Abtei las Huelgas (die edle), in welcher 150 adelige Nonnen leben. Unter der Abtissin standen sonst 17 andre Klöster, 14 Städte und an 50 Flecken und Dörfer. Die Karthause Miraflores, eine halbe Stunde von Burgos, war wegen mehrer vortrefflichen Gemälde von Diego de Leyva, sehenswerth. Das Klima von Burgos ist rauh, indem die Stadt von allen Seiten dem Nordwinde offen liegt; dabei fehlt es an Feuerung, indem die Gegend um Burgos eine der kahlsten von Spanien ist, und alles Holz u. s. w. auf Maulthieren herbeigeschafft werden muß. Die Kaufmannschaft von Burgos unterhält eine Schule für die bildenden Künste. Außerdem gibt es daselbst eine chirurgische Schule (seit 1800) und ein Gymnasium. Der Erzbischof von Burgos hatte sonst 40,000 Ducaten jährliche Einkünfte, und sein Sprengel enthielt über 150 Städte, Flecken und Dörfer. Der Adel von Burgos läßt sich, wie die Grandes, den Titel Primos (Vettern) geben. Ehedem war Burgos eine reiche, blühende Stadt voll Industrie und Handel; jetzt ein Bild der Armuth. Denn der Luxus der Kirche hat die Kapitalien verschlungen, welche eine ganze Provinz beleben würden, wenn sie in Umlauf kämen. Auf dem Berge liegt die Citadelle von Burgos, ein altes festes Schloß. In der neuern Kriegsgeschichte sind das Treffen bei Burgos und der Sturm auf Burgos merkwürdig. Im Nov. 1808 hatte das spanische Heer von Estremadura, unter dem Grafen Belvedere, in und bei Burgos eine Stellung genommen; allein dieser junge, mehr tapfre als kluge Feldherr ließ sich von den Franzosen unter dem Marschall Soult mit überlegener Macht am 10. November überfallen, die nach 12stündigem blutigen Kampfe das spanische Heer in Unordnung brachten und größtentheils vernichteten, worauf Napoleon sein Hauptquartier nach Burgos verlegte. So wurde das Centrum der spanischen Heere bei Burgos gesprengt, das Heer des linken Flügels, unter dem Marquis de la Romana, von den franz. Marschällen Lefebre und Victor am 11. und 12. Nov. bei Espinosa und am 23. Nov. das Heer des rechten Flügels, unter Castannos, bei Tudela, von den Marschällen Lasnes, Moncey und Victor geschlagen, worauf Victor von Burgos nach Madrid vorrückte, und den Paß Puerto in der Somo Sierra, welchen 13,000 Spanier unter St. Juan besetzt hielten, am 30. Nov. überwältigte. — Im J. 1812, mußte sich das von Wellington am 22. Juli bei Salamanca geschlagene Heer des Marschalls Marmont auf Burgos zurückziehen, wo General Clausel auf den befestigten Höhen eine gute Stellung nahm und das Schloß von Burgos, welches den Übergang über den Arlanzon beherrscht, besetzte; daher konnte Wellington, welcher Burgos am 17. Sept. erreichte, erst am 19. über den Fluß gehen, indem er das Hornwerk von St. Miguel mit Sturm nahm. Allein der am 22. und 29. wiederholte Sturm auf die Citadelle von Burgos, welche der General Dubreton eben so geschickt als tapfer vertheidigte, mißlang. Die Belagerung dauerte bis zum 20. Oct. und mußte, nachdem der Sturm am 18. Oct. nochmals abgeschlagen worden war und ein zum Entsatze herbeigeeiltes französisches Heer unter Souham, sich der Höhen bei Burgos wieder bemächtigt hatte, am 21. des Nachts aufgehoben werden, worauf Wellington das Heer an den Duero zurückzog. Diese 35tägige Belagerung, wobei 4 Minen gesprengt und 5 Stürme unternommen wurden, hatte den Engländern an 2000, und der Besatzung 607 Mann gekostet. (*Hasse.*)

BURGOYNE (John), englischer General, ein natürlicher Sohn des Lord Binglay, bestimmte sich, nach einer sorgfältigen Erziehung, für den Militärstand. Er kommandirte 1762 ein Korps englischer Truppen in Portugal, welches gegen die Spanier zu Felde zog, und

*) S. von diesem alten Cauca: *Appian.* p. 478., und *Zosimus*, IV, 24.

wurde nach seiner Rückkunft geheimer Rath und Mitglied des Parlaments. Als Redner von der Opposition erwarb er sich Achtung; auch fehlte es ihm nicht an Tapferkeit im Gefechte, aber desto mehr an Feldherrntalenten. Dies zeigte sich am auffallendsten, als er 1775 nach Canada gesandt, und ihm 2 Jahre später daselbst der Oberbefehl über ein Armeekorps anvertraut wurde. Es bestand aus ungefähr 10,000 Mann, war von einem großen Troß Artillerie, einem Gefolge von Handwerkern und Arbeitern aus Canada, und einer Schar Indianer begleitet. Burgoyne kündigte sich den gegen England verbündeten Amerikanern, im Junius 1777, in einer Proklamation an, durch welche er sie unter harten Bedrohungen auffoderte, sich ungesäumt dem Mutterlande zu unterwerfen. Die Häupter der amerikanischen Conföderation waren in dieser Proklamation mit den schwärzesten Farben geschildert, besonders Washington, der dieser stolzen Auffoderung eine Antwort voll Würde und Festigkeit entgegen setzte. Burgoyne erlangte am 6. Julius bei Ticonderoga über die Amerikaner einige Vortheile, die man einen Sieg nannte. Ihren Rückzug für eine Flucht haltend, verfolgte er sie unbedachtsam, ohne die Verpflegung seiner Truppen und die Communikation zu sichern, und sah sich nach mehren unglücklichen Gefechten im Okt. bei Saratoga von eben den Leuten eingeschlossen, die er so verächtlich behandelt hatte. Aller Aussicht auf Rettung beraubt, mußte er am 16. Okt. mit seinem Heere, das nur noch 3500 dienstfähige Soldaten zählte, das Gewehr strecken. Unter der ansehnlichen Beute an Munition, Waffen und Feldgeräthe, welches den Amerikanern in die Hände fiel, waren auch 35 Feldstücke. Das engl. Ministerium war aber weit entfernt, die zu Saratoga geschlossene Convention, vermöge deren die Truppen nach Europa zurückkehren sollten, zu bestätigen, vorgebend, daß man dadurch die Gesetzmäßigkeit des amerikanischen Congresses anerkennen würde. Da nun dieser auch die Convention nicht hielt, so wurde die Armee das Opfer einer fortwährenden harten Gefangenschaft, Frankreich aber ließ sich durch den Verlust der Engländer bestimmen, die Freiheit der Amerikaner anzuerkennen. Burgoyne kehrte nach England zurück, wo ihm der König den Zutritt zu seiner Person und zum Hofe verbot. Im Parlament entstanden sehr heftige Streitigkeiten über diesen unglücklichen Ausgang, den Burgoyne und die Opposition dem Ministerium und den Entwürfen des Lord Germain Sackville, zur Last legten. Durch die Fürsprache der Königin wußte sich Burgoyne die Erlaubniß zu verschaffen, wieder am Hofe zu erscheinen, und erhielt wieder Sitz im Parlamente, wo er 1781, als die Mehrheit entschlossen schien, den Krieg fortzusetzen, auf die Seite der Opposition trat und die Unterjochung der Amerikaner als unmöglich darstellte. Er starb am 2. August 1792, auch in der Literatur nicht ganz unbekant durch einige Theaterstücke (The lord of the manor, a comic opera. 1781. 8. The heiress, a comedy. 1785. 8. Richard coeur de Lion; an opera, translated from the French. 1786. 8.), die einen vorübergehenden Beifall fanden, und durch seine historisch-publicistischen Schriften: Letter to his constituents on his late resignation with the correspondences between the secretaries of war and him. 1779. 8. und State of the expedition from Canada. 1780. 4. Ed. II. 17...*) (*Baur.*)

BURGSCHEIDUNGEN, Pfarrdorf, der Familie von Schulenburg im Reg.-Bez. Merseburg, der preuß. Prov. Sachsen, Kreis Querfurt, am rechten Ufer der Unstrut, 3 St. nordwestlich von Freiburg, mit 261 Einwohnern, einem schönen Schloß, welches der General-Feldzeugmeister Graf von der Schulenburg 1724 erbauen ließ, Stärke- und Wollstrumpf-Fabriken, Brantweinbrennerei, Salpetersiederei, Ziegelbrennerei. Der Ort ist einer der ältesten bekannten in Thüringen, hieß im 6. Jahrh. Skidingi, nachher Scheiding, war damals eine befestigte Stadt und Residenz der thüringischen Könige, und soll sich über das auf dem linken Ufer der Unstrut liegende Kirchscheidungen und über Oberndorf erstreckt haben, und von der Residenz (Burg) durch die Unstrut getrent gewesen seyn. Bis ins 11. Jahrh. war Burgscheidungen ein kaiserl. Lehn, das Heinrich II. dem Stift Bamberg gab, von dem es bis in die neuern Zeiten in Lehn genommen wurde. (*Stein.*) — Wahrscheinlich war es diese Burg, in welche sich der vom ostfränkischen Könige Dietrich (531) geschlagene thüringische König Hermanfried zurückzog, und der Name Scheidungen (in einer fuldaschen Urkunde Skidingi) bezeichnet vielleicht die Unstrut-Gegend, die, einem Theilungsvertrage zufolge, das fränk. Thüringerland von dem sächs. schied†) (*Galletti.*)

BURG-SCHWALBACH, ein Dorf nebst einer verfallenen Burg an der Arde im Herzogthum Nassau. Karl der Große schenkte 790 das Dorf an die Abtei Prüm. Graf Eberhard von Katzenellenbogen ließ sich 1368 für dasselbe Stadt- und Festungsrecht ertheilen, und erbauete bis 1371 die Burg. Von Katzenellenbogen kamen beide an Hessen und von letzterem 1536 an Nassau gegen dessen Rechte an Wetzlar. Zwei hohe Warten ragen noch jetzt hoch über den Trümmern des übrigen Schlosses hervor, und beurkunden dessen ehemalige Festigkeit, und ein noch vorhandenes Burgverließ erinnert an die rohe Fehdezeit der Vorwelt. (*C. D. Vogel.*)

BURGSDORF (Friedrich August Ludwig v.), königl. preuß. geh. Forstrath und Oberförster in der Kurmark Brandenburg, ordentl. Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, Herr auf Voigtstädt, Nickelsried und Schönefeld, Domherr zu Minden etc. war geboren zu Leipzig am 23. März 1747. Nach dem frühen Tode seines Vaters, der als gothaischer Oberjägermeister zu Altenburg starb, kam er in seinem 7. Jahre nach Gotha, und noch in den Bildungsjahren ging er als Freiwilliger zu der franz. Armee, die (im 7jährigen

---

*) Stedmans Gesch. des Ursprungs, des Fortganges und der Beendigung d. amerikan. Krieges; aus dem Engl. übers. von J. A. Remer. Berl. 1795. 2 Bde. 8. Russels Gesch. von Amerika; a. d. Engl. Leipz. 1779. 8. Soules Gesch. d. Revol. in Amerika, a. d. Franz. v. K. Hammerdörfer. Zürich 1788. 2 Bd. 8. Ramsay's Gesch. d. amerik. Revol.; a. d. Engl. (von G. K. F. Seidel). Berl. 1794. 4. Th. 8. Gesch. der Weltbegebenheiten im Großen, Bd. 7. S. 281—433. Sprengels Jahrbuch für 1784. S. 112—121. Biogr. univ. T. VI. (von Dauxion Lavaisse). Reuß gel. Engl.

†) *Wittichind* von Corvey, I, 631.; *Sagittar.* antiquitates regni Thur. p. 275 sqq.

Kriege) in der Nähe dieser Stadt war. Er erhielt die Adjutantenstelle bei dem General Vallieres, und erwarb sich durch Muth und Unerschrockenheit den Beifall seiner Vorgesetzten, allein seine militärische Laufbahn wurde plötzlich unterbrochen, als er einst im Spiel den Neffen des Generals Vallieres tödtlich verwundete. Er erlernte nun 1762 zu Georgenthal am thüringer Wald, die Jägerei, kam nach 2 Jahren, mit vielen Kentnissen bereichert, als Jagdpage an den gothaischen Hof, unternahm 1767 eine Reise durch Teutschland, Holland, England, Frankreich und die Schweiz, und hielt sich nach seiner Rückkunft mehre Jahre bei seinen Verwandten in verschiedenen Gegenden der preuß. Staten auf. Seine Zeit war zwischen dem Studium der Forstwissenschaft und Jagdbeschäftigungen getheilt, und nachdem er Jahre lang vergebens eine Anstellung gesucht hatte, trat ihm ein Invaliden-Hauptmann im Winter $177\frac{7}{8}$ seine Forstrathsstelle in der Mittel- und Ukermark unter sehr drückenden Bedingungen ab. Er wohnte jetzt zu Tegel bei Berlin, und da er sich durch Schriften sowol als durch Bewirthschaftung der ihm anvertrauten Forsten aufs rühmlichste auszeichnete, so trug ihm der König Friedrich Wilhelm II. 1787 auf, die unwissenden Jagdjunker in der Forstwissenschaft zu unterrichten. Die öffentlichen Vorlesungen, die er seitdem in Berlin hielt, wo er seinen beständigen Aufenthalt nahm, wurden bald sehr häufig, selbst von Prinzen des königl. Hauses und andern Männern von hohem Stande, besucht, und die Menge seiner Zuhörer vermehrte sich mit jedem Jahre. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde er 1792 zum wirklichen Oberforstmeister der Kurmark Brandenburg ernant, erhielt mehre ehrenvolle Auszeichnungen, und starb im Genuß einer allgemeinen Verehrung den 19. Junius 1802. Burgsdorf gehört zu den Männern, die in ihrem Fache Epoche machten, und sich Verdienste erwarben, deren Früchte noch die Nachkommen genießen werden. Sein Ruhm verbreitete sich durch den größten Theil des kultivirten Europa, viele in- und ausländische Akademien und gelehrte Gesellschaften nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf, und mehre fürstl. Personen übertrugen ihm die Ausführung wichtiger Aufträge. Zahlreiche Anpflanzungen von Forsten, ja ganze Wälder stehen als Denkmäler seines großen praktischen Fleißes da. Von den ausländischen Baumarten, deren Verpflanzung auf teutschen Boden ihm nützlich schien, ließ er den Samen auf eigene Kosten kommen, und machte sich besonders um die Anpflanzung amerikan. Holzarten verdient. So sehr er die Jagd liebte, so hielt er es dennoch für Unrecht, wenn man einen zu zahlreichen Wildstand zum Nachtheil der Äcker und des jungen Holzes hegte. Sein Beispiel und der mündliche Unterricht, den er ertheilte, trug viele herrliche Früchte, und durch die ihm übergebene Aufsicht über die Bildungsanstalten künftiger Forstmänner beförderte er in den gesamten preuß. Staten einen regen Eifer, sich durch Kentnisse und Geschicklichkeiten auszuzeichnen. Die besten Beweise von seinen tiefen Einsichten liegen in seinen gehaltvollen Schriften, durch die sein Name, besonders unter den Freunden der ökonomischen und physikalischen Kentnisse, selbst außer Teutschland, aufs ehrenvollste bekant wurde. Am weitesten verbreitete sich sein Forsthandbuch, oder allgemeiner theoret. prakt. Lehrbegriff sämtlicher Forstwissenschaften, auf allerh. Befehl herausgeg. Berlin. 1 Th. 1788; 4. Aufl. 1800; 2 Th. 1796, 5. Aufl. 1805. 8. Durch dieses Werk hat er die bis dahin noch sehr ungeordneten Grundsätze der Forstwissenschaft geordnet, und das Ganze in ein System gebracht, wonach man bis jetzt die Forstwissenschaft behandelt und gelehrt hat. Überall, besonders was das innere Forstwesen betrifft, herrscht bis in jedes Detail so viel Richtigkeit und Zuverlässigkeit, so viel Kentniß des kleinen Dienstes, daß die durchgängige eigene, von einem guten Kopfe gemachte und benutzte Erfahrung nicht zu verkennen ist. Einen Auszug aus dem ersten Theile des Forsthandbuchs, hier und da mehr erläutert, enthält seine Einleitung in die Dendrologie. Berl. 1800; 1805. Querfol. 12 Tabellen. Seine übrigen Schriften sind: Beiträge zur Erweiterung der Forstwissenschaft, durch Bekantmachung eines Holztaxationsinstruments und dessen leichten und vielfachen Gebrauchs. Berl. 1780. 8. Versuch einer vollständigen Geschichte der vorzüglichsten Holzarten in systemat. Abhandlung. Berl. 1783—1800. 2 Th. in 3 Bd. 4. mit schw. und illum. Kupfern. Dazu gehört: Geschichte der einheimischen und fremden Eichenarten. Ebend. 1787; 1800. 2 Bde. 4. mit schw. und illum. Kupfern; und Geschichte der Buche. Ebend. 1783. 4. mit schw. und illum. Kupf. Anleitung zu einer sichern Erzieh-, und zweckmäßigen Anpflanzung der einheimischen und fremden Holzarten, welche in Teutschland und ähnlichen Klimaten im Freien fortkommen. Ebend. 1787; 3. Aufl. 1805. 2 Th. 8., u. a. m., besonders mehre Abhandlungen in den Schriften der berlin. Gesellschaft naturforsch. Freunde, deren Mitglied er war, und in der Samlung der teutschen Abhandlungen, die in der Akad. der Wiss. zu Berlin vorgelesen worden sind. Alle seine Schriften können eigentlich nur als die Folge seiner Erholung am Studirtische, wenn er von seinen vielen Amtsgeschäften am Abend ermüdet nach Hause kam, angesehen werden, und da es ihm vorzüglich um die Erforschung der Wahrheit und Beförderung nützlicher Kentnisse in der Forstwissenschaft zu thun war, so richtete er bei seinen schriftstellerischen Arbeiten die Aufmerksamkeit mehr auf die Materie als auf die Form*). (*Baur.*)

BURGSTADEL, **Burgstall**, am häufigsten wol die Stätte, oder Stelle, auf welcher früher eine Burg gestanden hatte†). In vielen Gegenden werden sich da-

---

*) S. G. Ditmars Lebensbeschr. Burgsdorfs, besonders in Rücksicht auf dessen Verdienste um das Forstwesen. Leipz. 1804. 8. Denkwürdigkeiten und Tagesgesch. d. preuß. Staten 1803. Aug. 150—168. Sept. 263—289. *Denina* Prusse lit. T. III. Suppl. 84. Bauers Gallerie hist. Gem. 1 Bd. 471—476. — Sein Bildniß steht vor dem 28. Bde der Krünitzschen Encyklopädie, zu der er die Artikel Hirsch und Holz lieferte.

†) Diese Bedeutung geben alte Urkunden selbst an. So bei Gudenus mehrere wegen der vormaligen Burg Weisenau bei Mainz: 1253 *Phil. de Hoenvels* — dimidiam aream castri Wissenowe quae Burckstadel appellatur, und im nämlichen Jahre: *Phil. de Falkenstein* — et frater noster *Wern. de Bolandia* cum *Phil. de Hoenvels* divisionem fecimus super Area et loco in quibus olim castrum Wissenowe fuit constructum, qui locus Burgstadel dicitur in vulgari; eben dieselben 1259: fundus ipsius castri Wissenowe (von den Mainzern zerstört) qui Burcstadel vulgariter appellatur.

her auch immer noch, auf Bergen besonders, Plätze finden, welche die Benennung Burg, oder Burgstadel führen, wenn auch der Eigenname der vormaligen Burg nicht mehr bekant ist, und beim Nachgraben werden an solchen Orten auch noch Spuren von Mauerwerk anzutreffen seyn. So führt Widder in der Beschreibung der Rheinpfalz I. S. 166 den Platz einer ehemaligen Bolandschen Burg im Oberamt Heidelberg an, welcher noch der Burgstadel heißt. So werden die kaum mehr sichtbaren Reste einer ehemaligen von Dernbachschen Burg unweit Herborn in dem Idiom der Landleute die Burzel genant, was offenbar nichts anders als das verdorbene: Burgstall ist. — Wenn aber 1315 Graf Berthold von Henneberg „das Burckstadell zu Kundorff" dem Johanniterorden für 400 Mark Silbers verkauft, oder Ritter Götz von Enselingen 1328 seinen Burgstall Enselingen, für eine namhafte Summe zum Unterpfand seinem Gläubiger einräumt; so ist wol nicht zu zweifeln, daß unter dieser Benennung nicht immer ein wüster Platz nur, oder ein bloßer Schutthaufen, sondern auch noch vorhandene Burggebäude, verstanden worden. (*v. Arnoldi.*)

BURGSTÄDT, Burgstädtel, Stadt im erzgebirgischen Kreise des Königr. Sachsen, in der Herrschaft Schönburg-Rochsburg, 2 St. von Penig mit 320 Häusern und gegen 2000 Einw., welche sich vorzüglich von der Weberei schaf- und baumwollener Zeuge, seidener und halbseidener Tücher, Strümpfe, Handschuhe u. dgl. nähren. Man findet hier 4 engl. Garnspinnereien, wovon eine durch Pferde betrieben wird, auch 3 Kattundruckereien. — In dieser Stadt gründete ein Hamburger, Schlüßel, 1750 die erste Kattundruckerei in Sachsen. (*Haan.*)

BURGSTALL. Weidmännischer Kunstausdruck, durch welchen ein im feuchten Lehm- und Sandboden, bei gehöriger Mitbeachtung des Schrittes sehr gerechtes Unterscheidungs-Zeichen des Edelhirsches in der Feistzeit vom Thiere angedeutet wird. Dieses Zeichen stellt sich als eine kleine, gleichsam gewölbte Erhabenheit dar, welche, unter den vorerwähnten Umständen, in den Tritten des Hirsches von der Stümpfe bis gegen den Balleneindruck, der Länge nach sich erstreckt, und durch das, bei dem Hirsche festere Ein- und stärkere Vorwärtsdrücken des Ballens, gebildet wird. In der Fährte des Keilers, vorzüglich aber des Schweines, stellt sich der Burgstall, in der guten Zeit der Sauen, allerdings auch dar; aber eines Theils fällt die gute Zeit des Edelhirsches in den Monat August, die der wilden Sauen hingegen in den Monat November, andern Theils ist der Schritt des schwächsten Hirsches weiter, als der des stärksten Schweines; es kann demnach ein irgend bedächtlicher Jäger, wenn er die ebengedachten beiden Punkte berücksichtigt, in der Ansprache auf den Burgstall, wo er denselben in einer Fährte wahrnimt, nicht wol irren — nicht zu gedenken der Trittform überhaupt, durch welche die Hirschfährte von der der wilden Saue sich ohnehin wesentlich auszeichnet. S. d. hieher gehörigen Artikel, wie sie aus Obigem sich ergeben. (*a. d. Winckell.*)

Burg-Steinfurt, s. Steinfurt.

BURGTHANN, ein festes Bergschloß und Dorf von 60 Häusern und 300 Einw., im Landger.-Bez. Altorf, des königl. baier. Rezatkreises. In mittlern Zeiten hatte die Familie von der Thann ihren Sitz hieselbst. In der Nähe sind eine Pulvermühle und zwei Papiermühlen, welche letztere einen bedeutenden Absatz machen. (*Fenkohl.*)

BURGTONNA. Dieses Dorf des gothaischen Amtes Tonna verdient eine Auszeichnung wegen der höchst merkwürdigen Versteinerungen, die man in seiner Umgebung findet. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit erregte das versteinerte Gerippe eines Elephanten, welches zu Ende des Jahres 1695 und zu Anfang des Jahres 1696, in einer von diesem Dorfe nicht weit entfernten Sandgrube, allmälig ausgegraben wurde. Seit dieser Zeit hat man noch mehr solche Versteinerungen entdeckt. Alles dieses zeigt die reichhaltige geognostische Samlung im Naturalienkabinette auf dem Residenzschlosse zu Gotha*) (*Galletti.*)

BURGUND, Burgunder. Königreich der Burgundionen. Die Königreiche Burgund oder Arelat. Die Freigrafschaft und das Herzogthum Burgund.

Die Burgunder, eins der ersten germanischen Völker, die auf dem Boden der römischen Welt bleibende Wohnsitze durch Waffen und Verträge gründeten, gaben ihren Namen drei Königreichen, einer Grafschaft und einem Herzogthume. Fast das ganze Mittelalter hindurch war Burgund eine Macht, die alle Stadien politischer Kraft und Schwäche durchlebte. Anfangs stand dieses Königthum auf Waffenbeute und uralter Volksfreiheit; dann umstrickt von Feudalaristokratie und Kirchengewalt, ward es zuletzt gemäßigt und erhalten durch ständische Verfassung. Eben so reich begabt mit allen Mitteln der Kultur jener Zeit erscheint das Volk am Jura, im Rhonethal, an der obern Saone und im Niederlande. Was uns in dem Nibelungen-Liede die Sage, was in den Chroniken die Geschichte von den Waffen und Thaten, von dem Glauben und der Sitte, von den Rechtsgebräuchen und Gesetzen, was sie von der Bildung, den Künsten, dem Gewerbe und dem Handel der Völker des Mittelalters erzählt: in Allem tritt hervor der stolze Name Burgund. Dadurch wurden in das Schicksal des unter vielfachem Wechsel seiner Gränzen viermal gegründeten und viermal untergegangenen burgundischen Stats, während eines Jahrtausends und darüber, auf das Engste verflochten das Weltreich der Franken und der Fall der Karlowingen; Italiens eiserne Krone und Helvetiens wehrlose Vielherrschaft; Allemanniens oft bedrohte Sicherheit und die Blüthe der Zäringer; der Ruhm der Hohenstaufen und die Macht des teutschen Reichs; das Steigen der apostolischen Gewalt und die schismatische Verwirrung der abendländischen Kirche. In Burgund entfaltete das Lehnwesen am frühesten seine bildende Kraft, dann eben so wirksam seine zerstörende Gewalt; es hob mächtige Geschlechter auf Fürstensitze; aber es zerriß die Einheit der Nation, und mit derselben vernichtete es das Recht des Königthums. In Burgund stand die Wiege des alten Herrscherhauses Savoyen; aber in den Alpenthälern siedelte die Freiheit sich an; so auch in den Städten, am

*) Tenzel's curiöse Bibliothek vom J. 1704. S. 257. 1198. Geschichte und Beschr. des Herzogth. Gotha, IV, 136.

der in Vienne. Er drang endlich in die Stadt ein, und Godegisel ward in einer Kirche erschlagen. Gondebald aber behauptete sich gegen Chlodwig, durch ein mit Alarich, König der Westgothen, geschlossenes Bündniß, in dem Besitze von ganz Burgund. Die Wiederherstellung dieses Zwischenstats ward auch durch Theodorichs des Großen Politik begünstigt, der die mächtigen Franken nicht zu Nachbarn haben wollte. Der kluge Theodorich gab sogar, anstatt wegen eines Plünderungszuges Gundobalds nach Oberitalien Rache zu nehmen, dem Sohne des Königs der Burgundionen, Sigmund, seine Tochter Ostgotha zur Gemalin. In der nämlichen Zeit arbeitete Gondebald, selbst bildungsempfänglich, an allmäliger Gleichstellung und Verschmelzung seiner Burgundionen mit den Römern. Er zog gelehrte Römer in seinen Rath, las die Bibel mit Hilfe der Bischöfe, theilte die Stunden des Tages und der Nacht ein, wozu ihm der König der Ostgothen eine Sonnen- und eine Wasseruhr sandte, und beförderte die Ausbildung der rauhen burgundischen Sprache. Als er aber den alten Unterschied zwischen den freien Burgundionen und den unumschränkt regirten Römern gesetzlich aufheben wollte, vielleicht um gleiche Gewalt über Alle zu üben, da murrte ganz Burgund. Es versammelten sich die höheren Geistlichen, die Herren und die freien Männer[11]) des burgundischen Reichs zu einem Landtage in Genf (502), wo sie die neuen Gesetze des Königs abschafften, und Gondebald unterwarf sich dem Willen seines Volks. Darauf ward ein andres, lateinisch abgefaßtes Gesetzbuch, in welchem der Einfluß des römischen Rechts sichtbar ist, auf dem Landtage zu Ambariacum (Ambieu) angenommen und von sechs und dreißig der Großen unterschrieben. Dieses Gesetz der Burgundionen hieß auch nach dem Könige Lex Gundobada, Lex Gundebalda, so wie die Burgunder selbst nach demselben Gundbadinger, oder Gundobader, genant wurden. In demselben findet man zwar Meldung von geschriebenen Urkunden, von verschlossenen Thüren, vom Ackerbau mit Ochsen, von Fuhrwerken und andern Spuren der Gesittung dieser Barbaren (d. i. Fremden), wie sie selbst in ihrem eigenen Gesetze genant werden; aber auch Beweise genug von ihrer ursprünglichen rohen Einfalt und von den gewaltsamen Verhältnissen zwischen ihnen und den Römern[12]). Feld-, Wein-, Wiesen- und Waldbau war das Geschäft der Freien; Handwerke trieben die Knechte. Lange vor den Franken verboten die Burgundionen die alte Gewohnheit, einen Mord mit Geld auszusöhnen, doch gestatteten sie die Selbstrache. Die Strafen selbst waren meistens hart und schimpflich; es fehlte diesen Gesetzgebern das Gefühl persönlicher Würde, welches bei den Alten Hauptgeheimniß der Gesetzgebung war. Wer z. B. ein Mädchen entführte, und die Geldbuße nicht erlegen konnte, den durften die Ältern der Entführten entmannen. Weiber wurden erkauft; die ihrem Manne entlief, wurde in einer morastigen Pfütze erstickt. Der Knecht, der einem freien Weibe die Haare abschnitt, ward zum Tode verurtheilt; wenn ein freies Mädchen einem Knechte beiwohnte, so mußten beide, sie durch ihre Ältern sterben. Zeugen waren verpflichtet, ihre Glaubwürdigkeit durch gerichtlichen Zweikampf zu erhärten. Wahrsager, die das gestohlne Gut anzeigten, erhielten dafür einen gesetzlich bestimmten Lohn[13]). — Das richterliche Amt verwalteten burgundionische und römische Grafen, wofür sie ein Lehngut benutzten; doch behielten unter ihrer Aufsicht die Städte ihre Obrigkeit nach der römischen Municipal-Verfassung. Bestochene Richter sollten mit dem Leben büßen. Dem Könige gehörten zu Vergeltung seiner Oberaufsicht die bestimmten Geldbußen, und von seiner Huld hing der Besitz der Lehngüter ab.

So ward von den Ersten im Volke, hauptsächlich unter dem friedlichen Einflusse der Geistlichen, welche in den Volksversamlungen und in den Gerichten den Vorsitz hatten, der bürgerliche Zustand geordnet, während das Land aus Wüsteneien wieder aufblühte, indem Bischöfe und Einsiedler in den verödeten Gegenden Hütten bauten, wo dann später Klöster, Dörfer und Städte (z. B. Lausanne) entstanden. Gondebald selbst ließ das in früheren Kriegen zweimal zerstörte Genf wieder herstellen, und wohnte in dessen Nähe auf seinem Landgute Quadruvium[14]). Hier versammelte er (515) die Nation, damit sein Sohn Sigmund als Nachfolger anerkant und als König auf einem Schilde emporgehoben wurde. Bald nachher starb König Gondebald (516), in dem 50. Jahre seiner Regirung. Auch König Sigmund erhielt, ehe er es begehrte, vom Kaiser Anastasius das Patriciat. Da er sich zu dem katholischen Glauben (des Conciliums von Nicaea) bekannte, so ließ er nach dem Verlangen des Papstes, auf einer Versamlung der burgundischen Bischöfe (25 an der Zahl), unter dem Erzbischof Avitus von Vienne, zu Epaonne unweit Vienne, im J. 517, eine strenge, aber dem Zeitgeiste und der Heiligkeit der Kirche angemessene Ordnung für Geistliche und Mönche abfassen[15]). Dieser Fürst bereitete selbst seinem Reiche den Untergang. Nach dem Tode seiner Gemalin Ostgotha, die ihm einen Sohn Siegreich und eine Tochter Svavegotha (nachmals Königs Dietbert von Austrasien Gemalin) geboren hatte, heirathete er eine Person aus ihrem Gefolge, die den Stiefsohn, der sie verachtete, bei dem Vater verleumdete, als ob er nach der Krone trachtete. Darauf ließ Sigmund seinen Sohn im Schlafe umbringen (522). Als aber dessen Großvater Theodorich, König der Ostgothen, um Rache zu nehmen, ein Heer gegen Burgund sandte, floh Sigmund, um die Blutschuld seines Jähzorns abzubüßen, in das von ihm erneuerte und mit Gütern reich beschenkte Kloster St. Moritz im Wallis. Sein Bruder Godemar übernahm 523

11) Die Lex Burgund. nent als optimates nobiles: des Königs Räthe, Hausgenossen, Meier, Kanzler, Grafen in Städten und Gauen, die zusammen den Adel bildeten. Die andern freien Leute machten den Mittelstand aus; geringer wurden die Freigelassenen [illegible] die Knechte waren die letzten. Doch des Königs [illegible] Gesetz der Burgunder (wie das langobardische) [illegible] seine Freigelassenen den Großen. 12) Völker und Staten des Mittelalters. I,

13) Mehre Beispiele führen an Joh. v. Müller a. a. O. 19, 96 fgg. und von Dresch: allgem. polit. Gesch. II, 43 fgg. 14) Jetzt Quarre mit dem zerstörten Schlosse Rolbaud. 15) S. *Labbei* Acta concil. T. IV. p. 1573 u. 1581.

die Regirung. Da ermahnte Chlodwigs des Frankenkönigs Witwe, Chlotildis, ihre drei Söhne, die Könige Chlodomir von Orleans, Chlotar von Soissons und Childebert von Paris, dem schwachen Sigmund, dessen Vater ihren Großvater erschlagen, das Land zu entreißen. Sofort schlossen diese Fürsten (523) mit dem Könige der Ostgothen Theoderich einen Vertrag, um Burgund zu theilen. Ein ostgothisches Heer zog über die Alpen, wo sie Genf und das burgundische Alpenland in dem Frieden mit Godemar behaupteten; die Franken fielen in das Land an der Rhone ein, wo ihnen der tapfere und kluge Godemar lange widerstand. Endlich ward Sigmund unter den Mönchen zu St. Moritz entdeckt, nach Orleans gebracht und hier (526) mit seinem Weibe und ihren beiden Söhnen enthauptet[16]). Aber Godemar kämpfte noch 8 Jahre um das Reich seiner Väter. In einer Schlacht bei Vienne gegen die Franken nahm er Blutrache wegen seines Bruders an Chlodomir von Orleans, den er tödtete, worauf aber die Franken Burgund schonungslos verheerten. Endlich schlugen Chlotar von Soissons und Childebert von Paris, jetzt mit Dietbert (Theudebert) von Metz vereinigt, im J. 534 den König Godemar, und es ist ungewiß, ob dieser Fürst unerkant bei andern Todten gelegen, oder im Gefängnisse, oder im Auslande sein Leben beschlossen hat[17]). Als 20 Jahre später auch das Reich der Ostgothen aufgelöst ward, eroberte Dietbert von Metz ganz Helvetien. So gehorchte jetzt das gesammte Land der Burgundionen dem Könige der Franken aus dem Stamme der Merwingen, als Königen v. Burgund; daher wurde dem besiegten Volke zugestanden, nach eigener Weise und nach eigenen Gesetzen zu leben; auch durften die Burgundionen bei der Heeresfolge nach altgermanischer Weise in unzertrennten Reihen fechten. Bei den öftern Theilungen des Frankenreiches erhielt Burgund zuweilen eigene Gebieter aus fränkischem Königsstamme, z. B. König Guntram den Heiligen (er starb 593), dessen Thronsitz Chalons an der Saone war; auch hatte Burgund seine eigenen Majores [illegible] z. B. den Protadius, den die burgundischen [illegible] ermordeten, Warnachar u. A.[18]).

II. Das Königreich Burgund; das cis- u. das trans-juranische; dann vereinigt als Königreich Burgund oder Arelat, in den Zeiten von 879 bis 1032[19]).

Unter den Königen der Franken aus Pipins Stamme, unter den Karlowingen, ward das Land der Burgundionen an beiden Seiten des Jura von einem Patricius, das übrige von einem Herzog, zu Zeiten auch durch Grafen verwaltet. Es theilte endlich das allgemeine Schicksal des Reiches der Karlowingen: Zerstückelung des Gebiets und Auflösung des Nationalbandes. Durch den Vertrag zu Verdun 843 kam Burgund an den Kaiser Lothar I., nach dessen Abdankung 855 an seinen dritten Sohn Karl, als Königreich Provence; nach dessen Tode 863 aber an seinen Bruder Lothar II., der jedoch an den Kaiser Ludwig II. ein Stück von Burgund, das diesseit des Jura gelegene, und ein Stück von der Provence abtreten mußte. Als Lothar II. 869 gestorben war, brachte der Theilungsvertrag zu Mersen 870, Basel an Ludwig den Teutschen, Lyon, Besançon und Vienne aber an Karl den Kahlen. Nach dem Aussterben von Lothars I. Geschlecht (875), stritten um die Erbschaft die Beherrscher von West- und Ostfranken (Frankreich und Teutschland). Kaiser Karl der Kahle, König der Westfranken, erlangte den Besitz, auf Kosten des Königthums, durch Vorrechte, die er den Großen bestätigte oder einräumte. Entscheidend für die Folgezeit ward die Erblichkeit aller Lehne, welche Karl der Kahle auf der Versamlung zu Chiersi 877, gesetzlich anerkante und feststellte[20]). Denn als Frankreich unter seinen Nachfolgern durch innere Parteiung der mächtig gewordenen Kronvasallen zerrissen, den Angriffen der Normannen und Sarazenen blosgestellt war, als es zu Genf und Lausanne streitige Bischofswahlen gab, als in Westfranken nach Ludwigs des Stammelnden Tode (879), zwei Könige, Ludwig III. und Karlmann, neben einander regirten, und als die Karlowingen Teutschlands nach dem Besitze der ganzen Monarchie Karls des Großen trachte-

[illegible] erhielt seines katholischen Glaubens und sei[illegible] wegen den Namen Sanctus. 17) S. [illegible] Hist. des Sequanois et du premier royau[illegible] 1735. II. 4. und desselben Mémoires pour ser[illegible] Comté de Bourgogne. Besançon 1740. 4. illustrata. T. I. *Mille*: Hist. de Bourgogne.

19) Über dieses Königreich s. die beim vorigen Abschnitte, Note 15., genannten Werke von *Dunod de Charnage* und von *Mille* und Joh. v. Müller's Geschichte der Schweiz. Die Könige des 930 vereinigten cis- und transjuranischen Burgunds, Rudolfs II. Nachfolger nannten sich bald Könige von Burgund, bald Könige von Arles oder von Vienne, bald Könige von der Provence und von Allemannien. 20) Capitulare Carisiacense in *Duchesne* Script. rer. Franc. II. p. 463 sqq.

Die Geschichte Burgunds unter den Franken, s. in den Art. Franken und Merwinger. Auch auf Brunehildis Schicksal [illegible] Haß der burgundischen Großen ein. Zur Übersicht der alten burgundischen Könige, welche die Geschichte kent, stehe [illegible]gende Tafel:

1) Gundicar, (Gonthahar, Günther) führt die Burgundionen nach Gallien 413, wird geschlagen von Aëtius 435, gründet das Königreich Burgund 436, bleibt gegen die Hunnen 436. Sein Sohn (Hilperich?) bleibt 950.
2) Gundioch, der Westgothe, König der Burgundionen 456, stirbt 466. Seine vier Söhne:

a) [illegible] (Hilperich) zu Genf, [illegible] seine Tochter Chlo[illegible] Chlodwigs Königs [illegible]
b) Godegisel, zu Besançon; 501 ermordet.
c) Gondebald, zu Lyon; Patricius; König von Burgund, seit 501, stirbt 516.
Seine Söhne:
1. Sigmund, König enthauptet 526;
Siegreich, Erbprinz ermordet 522.
2) Godemar, seit 523 Regent; dann König; komt um: 534.
d) Godemar zu Vienne, stirbt freiwillig: 486.

ten: da entschied hauptsächlich die hohe — zum Schutze der Wehrlosen — nach Unabhängigkeit der Kirche strebende Geistlichkeit das Schicksal von Burgund.

Es versammelten sich nämlich im Oktober 879 die burgundischen Prälaten, 6 Erzbischöfe und 17 Bischöfe, zu Mantaille (Mantala) im heutigen Savoyen[21]), und übertrugen, mit Einwilligung der burgundischen Grafen und Herren, dem Grafen Boso von Vienne, — von ihm, wie man glaubt, vorher theils gewonnen, theils genöthigt — die burgundische Königswürde, wenn er schwöre, allen Hohen und Niedern ein billiger Patricius und Schirmherr, allen zugänglich, allen freundlich, demüthig vor Gott, wohlthätig für die Kirche und allen seinen Worten treu zu seyn[22]).

Boso — der Sohn Bovo's (Beuves) Grafen im Ardennenwalde — ein kühner Kriegsmann, freigebig, fromm und einnehmend, war ein Vetter der Könige von Frankreich, ein Freund des Papstes Johann VIII., und hatte von seinem Schwager Karl dem Kahlen, (dem Gemal seiner Schwester Richilde) die Verwaltung der Provence, der Grafschaft Vienne, der Abtei St. Moritz im Wallis, und andre Herrschaften, 876 sogar die Herzogswürde in der Lombardei erhalten, das letzte Land jedoch wieder verloren. Diese Macht gab ihm viele Anhänger. Auch trieb ihn der Stolz seiner Gemalin Irmengarde, Kaiser Ludwigs II. Tochter, an, sie auf einen Thron zu erhöhen, und seinen Karl dem Kahlen geleisteten Eid zu verletzen. Dennoch, mit scheinbarem Widerwillen, entschloß er sich erst, nachdem er 3 Tage in allen Kirchen um Erleuchtung von Gott in dieser Angelegenheit hatte beten lassen, und Niemand dagegen sich erklärte, die angetragene Würde auf sich zu nehmen und um Gotteswillen und zum Besten der Kirche König der Burgunder zu seyn. Darauf empfing er die Salbung und die Krone zu Lyon aus den Händen des Erzbischofs Aurelian. So löste sich Burgund von Frankreich, Italien und Teutschland ab, 345 Jahre nach Gondemar's Untergang. Es bildete sich um so leichter zu einem besondern State aus, da es, außer seinen natürlichen Gränzen — den Alpen, dem Rhonefluß, der Saone und dem Jura — und einem Namen, an den sich viele Erinnerungen knüpften, seine eigenthümlichen Gesetze und Einrichtungen bewahrt hatte. Vergebens zogen die westfränkischen Karlowingen, Ludwig III. und Karlmann, in das Land und eroberten 882 Vienne. Ihr Tod (882 u. 884) und des Papstes Schutz sicherten die Fortdauer des neuen Königreichs. Es glaubte nämlich der Papst Johann VIII., sein Ansehen nur auf Theilung gründen zu können; daher bedrohte er mit Kirchenbann Jeden, der sich dem Könige Boso, „seinem Sohne" widersetzen würde. Als jedoch der teutsche König und römische Kaiser Karl der Dicke, 884 auch auf Frankreichs Thron berufen ward, nahm Boso 885 von diesem Monarchen Burgund zum Lehen[23]). Bei der Macht der Großen aber gewann er überhaupt für sich und seine Nachfolger wenig mehr als den leeren Königstitel. (S. d. Art. Boso.)

Das aus geistlichen und weltlichen Territorien zusammengesetzte Königreich Burgund, begriff die Franche-Comté, (Hochburgund), die Gebiete von Chalons und Macon in Bourgogne, Vienne und Lyon, den südöstlichen Theil von Languedoc von Vivieres bis nach Agde, einen Theil Savoyens und die Provence[24]). Boso's Thronstadt war Arles (Arelate), daher ward nachmals das burgundische Königreich auch das arelatensische, oder Arelat, und von seiner Lage an der Westseite des Jura, das Cisjuranische (Burgundia cisjurana, d. i. das von Frankreich aus diesseit des Jura liegende) genant[25]). Ohne inneren Halt konnte das neue Königreich sich mitten unter größern Reichen nur dadurch behaupten, daß alle Staten umher in gleiche Ohnmacht durch die Verwirrung aristokratischer Vielherrschaft gesunken waren. Je mächtiger, kühner und stolzer die kleinen Herren waren, um so kraftloser war ihr Oberherr. Wo jeder Vasall auf seiner Burg gegen äußere Feinde sich vertheidigte, da blieb das Ganze schutzlos. Als daher der geistig schwache Kaiser Karl der Dicke im Okt. 886 den Abzug der Normannen, die Paris belagerten, mit 700 Pfund Silber erkaufen mußte, erlaubte er ihnen bis zum März, wo die Zahlung erfolgen sollte, die Winterquartiere in Burgund zu nehmen, und Boso konnte sein Land vor diesen Räubern nicht schützen. Nach dem Rückzuge derselben und nach Boso's Tode (11. Jan. 887 zu Vienne), war die Königin Irmengarde die schwache Stütze ihres unmündigen Sohnes Ludwig (Bosonides). Sie vermochte nicht, das Ganze zu behaupten. Denn als nach Karls des Dicken Absetzung (887) die Macht des Franken- und des Kaiserreichs wiederum getheilt ward, und jeder Besitz nur in der Kraft, nicht in dem Rechte des Besitzers seine Gewähr fand: da erhob sich mitten unter den neuen Herrschern in Frankreich, Teutschland und Italien[26]), Rudolf, Sohn des Grafen Konrads aus dem guelfischen Geschlecht, und Neffe des Königs Hugo von Frankreich, ein erfahrner Krieger voll Unternehmungsgeist, bisher Statthalter oder Herzog in dem lothringisch-helvetischen Lande, zum König von Oberburgund, im Jura bis an den Rhein und die Saone. Er berief 888 einige geistliche und weltliche Herren nach St. Moritz im Wallis, wo Dietrich, Bischof zu Sitten, sein Vorhaben unterstützte[27]). Rudolf vereinigte die Grafschaft Burgund, (Franche-Comté) einen Theil der Schweiz diesseit der Rüß, Wallis und einen Theil von Savoyen, zu einem Reiche, das von seiner Lage an der Ostseite des Jura, oder von Frankreich aus jenseit dieses Gebirges, das Transjuranische (Burgundia transjurana), auch das neue burgundische Königreich genant wurde. Um dieselbe

---

21) Nicht bei Vienne, sondern unsern San Pietro d'Albigny in Savoyen, da wo jetzt Bourg Evescal liegt. 22) So übersetzt Joh. v. Müller a. a. O. 19, S. 180, die hierauf sich beziehende Stelle in den Act. Mantal. 23) Wahrscheinlich von Karl d. Dicken als Kaiser, weil Burgund ehemals ein kaiserl. Patriciat gewesen war; folglich wurde Burgund kein Lehn von Frankreich. Dies scheint auch J. v. Müller Th. 25. S. 79. Not. 10 anzunehmen. 24) S. *Duchesne* Scriptores rer. francic. T. 2. p. 480. 25) Die Benennung cisjuranisches Burgund kam auf, als 10 Jahre später das transjuranische Königr. Burgund entstanden war. 26) Eudes oder Otto Graf von Paris und Orleans in Frankreich, Berengar, Herzog von Friaul in Italien, Arnulf in Teutschland. 27) *Regino* chron. 888. u. *d'Elbene.* Hist. Burg. Transjur. Rudolfs Vater Konrad war mit der Kaiserin Judith, Gemalin Ludwigs des Frommen, nach Frankreich gekommen.

Zeit entstand, an der Gränze der nachmaligen Franche Comté, d. i. der Freigrafschaft, welche auch Hochburgund genant und von mächtigen Erbgrafen verwaltet wurde, in Niederburgund, (der nachmals franz. Landschaft Bourgogne) ein dritter burgundischer Stat: das Herzogthum Burgund, indem sich Richard, Herzog des Landes jenseit der Saone, ein Bruder Boso's, des Stifters von Arelat, von allen Nachbarstaten unabhängig machte. Diese Erhebung mindermächtiger Fürsten begünstigten die weltlichen und geistlichen Großen absichtlich, um dadurch mächtigere Herrscher von sich zu entfernen.

So ward das alte Burgundien und die Nation Gunthahars in verschiedene politische Körper getrent, welche durch gegenseitigen Argwohn noch mehr geschieden, nur um so leichter in die feindlichen Plane der größern Nachbarreiche verwickelt wurden. Rudolf befestigte sich in dem Besitze des transjuranischen Burgunds, indem er anfangs mit dem Könige der Teutschen Arnulf einen Vertrag zu Regensburg abschloß, der ihn als König (wahrscheinlich nach geleistetem Eide der Treue) anerkannte, dann aber sich des Beistandes des mächtigen Herzogs Richard in Niederburgund (jenseit der Saone) versicherte, dem er seine Schwester Adelheid zur Gemalin gab, und dessen Unabhängigkeit er begünstigte. Als nun dagegen König Ludwig (Bosonides), der im mittägigen Burgund zu Arles regirte, des teutschen Königs Arnulf Schutz suchte, welcher eben Italien überzog, und sich von ihm 890 bestätigen ließ, so schloß Rudolf mit dem damaligen Gewalthaber Italiens, dem Könige Wido (Guido) ein Bündniß, und deckte den Alpenpaß bei Ivrea gegen Arnulfs Heer. Dieser fiel daher 894 in Rudolfs Land, verwüstete die offenliegenden Gegenden und belehnte den König Ludwig von Arelat mit vielen Städten und Gauen; allein Rudolf blieb Meister des Gebirgs und dadurch des ganzen Landes, indem er die südliche Umwallung desselben, Wallis behauptete, wo er seinem Freunde und Kanzlar, dem Bischofe von Sitten, die Grafschaft gegeben hatte. Nach Arnulfs Tode versuchte Ludwig von Arelat, das Königreich Italien zu erwerben, und ward als Berengar (900) vor ihm fliehen mußte, zum Könige und Kaiser (901) gekrönt (daher seine Bezeichnung als Kaiser Ludwig III.); allein Berengar sammelte seine Anhänger, überfiel ihn, nahm ihn gefangen und ließ ihn blenden 905. Seitdem war Friede in ganz Burgund. Rudolf verwaltete sein Reich 24 Jahr, nach teutscher Sitte, durch Grafen, Pfalzgrafen und Schultheiße (Sculdascii). Ihm folgte 912 sein Sohn Rudolf II. Dieser vertheidigte sein Land gegen die Magyaren (Ungarn), welche mehrmals in Burgund einfielen und Basel (917) verbrannten. Hierauf kämpfte er mit dem Herzog Burchard von Schwaben, um den Besitz des Aargau, ward aber von ihm in der Gegend des alten Vitodurum unweit Kiburg geschlagen. Bald darauf bewirkte die gemeinschaftliche Gefahr vor dem Könige der Teutschen Heinrich, und des Bischofs Wilhelm von Basel Zwischenkunft, daß beide zu gegenseitigem Schutze sich verbanden, und Rudolf II. sich mit Burchards Tochter Bertha vermälte. Dann zog König Rudolf, auf die Einladung einiger italiänischen Großen 921, von Genf nach Ivrea, gegen Kaiser Berengar I., um Italiens Krone zu erobern. Mit Hilfe des Markgrafen Bonifaz von Spoleto schlug er 923 das Heer Berengars bei Fiorenzuola, und ward darauf vom Erzbischof von Mailand zum Könige von Italien gekrönt. Allein im folgenden Jahre brachen die Magyaren, des treulos ermordeten Berengars Hilfsscharen, von der Lombardei, von Rhätien und Schwaben her abermals in Burgund ein und verheerten das Land bis weit über den Jura. Während dies geschah, hatte der kühne, geistvolle und herrschsüchtige Hugo, Graf von Provence, Sohn eines Grafen von Arles, nach dem im J. 923 erfolgten Tode des Königs Ludwig (Bosonides) von Arelat, den Sohn und Nachfolger desselben, Konstantin, seinen Mündel, aus Arles vertrieben und sich des cisjuranischen Burgunds bemächtigt [28]). Nun strebte Hugo auch nach der Krone von Italien. Dies gelang ihm hauptsächlich mit Hilfe seiner durch Schönheit und ränkevollen Geist einflußreichen Schwester, der Markgräfin Irmengard von Ivrea. Diese hatte nämlich den König Rudolf II. durch buhlerische Künste so zu fesseln gewußt, daß die italiänischen Großen den leichtsinnigen Fürsten verließen, und den Grafen Hugo, der Markgräfin Bruder, auf den Thron Italiens beriefen 925. Herzog Burchard von Schwaben eilte zwar seinem Schwiegersohne zu Hilfe, ward aber bei Mailand ermordet; worauf König Rudolf Italien dem Grafen Hugo überließ und 926 nach Burgund zurückeilte. Hier gewann er des teutschen Königs Heinrich Freundschaft, der ihm einen Theil des alemannischen Helvetiens (929) (man glaubt, den Aargau) zum Lehn gab, und von ihm die heilige Lanze, mit welcher Jesus am Kreuze durchstochen worden seyn sollte, als Geschenk erhielt. Diese Verbindung bewog den König Hugo, welchen die Italiäner seiner Tyrannei wegen haßten, so daß sie den milder gesinnten König Rudolf zurückriefen, mit seinem Nebenbuhler 930 einen Vertrag abzuschließen, nach welchem er an Rudolf II. die Herrschaft über Arelat oder das cisjuranische Königreich abtrat, damit er selbst seine Macht in Italien befestigen könnte. Nun beherrschte der burgundische Graf Hugo 16 Jahre lang Italien als König; ihm folgte daselbst 946 sein Sohn und Mitregent Lothar, den er 937 mit Rudolfs II. hinterlassener Tochter Adelheid vermält hatte. Dadurch trat die Provence in vielfache Berührung mit den Völkern Oberitaliens; allein die gebildetern Italiäner konnten sich mit den roheren Burgundern, deren rauhe Kehlentöne und starke Eßbegier ihnen misfielen, nicht befreunden [29]).

Rudolf II. beherrschte friedlich und mild das seit 930 zu einem State wieder vereinigte cis- und transjuranische Burgund, nebst einem Theile Allemanniens, von den Ufern des Rheins unweit Schaffhausen bis nach Basel, von da im Jura bis gegen die Saone am Rhonethal bis fast an das Meer, in den höchsten Alpen, in den wichtigsten Pässen, bis an den Waldstettensee und tief in Thurgau. Der Burgundische Name war weder vor die-

---

28) Konstantin erhielt in der Folge Vienne, und huldigte (nach Dūchesne) als Fürst von Vienne dem transjuranischen Könige Rudolf 931. 29) J. v. Müller Th. 25. S. 85. Anm. 90, 91. — *Luitprand* L. II. III. IV. ist hier Zeitschriftsteller.

ser Zeit noch nach ihm unter irgend einem König in größern Ehren [30]). Allein das burgundische Reich konnte, unter Rudolfs II. minder fähigen Nachfolgern, zu keiner Festigkeit gelangen, weil die verschiedenen Herrschaften desselben in Sprache, Lebensart und Rechten unterschieden waren. Die Gränze der teutschen und romanischen Sprache lief und zieht sich noch gegenwärtig von dem Alpengebirge mitten durch Wallis, die Grafschaft Greyerz, Uechtland und Nugerol, so daß sich oft an denselben Orten oder jenseit kleiner Bäche, Sitten, Gesetze, Sprache und äußerliche Gestalt sichtbar abschieden. Die Trennung der Berge und Thäler bildeten eben so viel Scheidemauern in dem geselligen Verkehr. Eine zweckmäßigere Einrichtung des Ganzen vermochten Rudolfs Nachfolger nicht einzuführen, weil sie bei natürlichem Mangel an Kraft und Einsicht, stets abhängig von den Grafen und Herren, ihre Würde nur dem Namen nach zu behaupten im Stande waren. Genöthigt in Zeiten der Gefahr, die Freundschaft der Geistlichkeit und des Adels durch Verleihung ihrer Stammgüter zu erkaufen, verloren die Könige Burgunds immer mehr an Glanz und Einkünften, wie an Macht und Ansehen.

Nach Rudolfs II. Tode (937) wählten die Burgunder auf dem Reichstage zu Lausanne, seinen Erstgebornen, den unmündigen Konrad zu ihrem König; der Herzog Rudolf, dessen Bruder, erhielt in der Folge ansehnliche Güter. Da warf sich der König der Teutschen, Otto der Große, zu Konrads Vormund auf; nicht allein vermöge alter oberlehnherrlichen Ansprüche, sondern auch aus Vorsicht, damit nicht Frankreich dieselben Ansprüche (Suzeraineté) geltend machen möchte. Otto nahm diese Würde durch ein Heer in Besitz; brachte hierauf den Erzgrafen im Jura, Hugo den Schwarzen, Grafen zu Macon (Sohn Richard's, des ersten Herzogs von Burgund, und Neffe des Königs Boso) zum Gehorsam, ließ Konrad unter seiner Aufsicht erziehen, und vermälte sich (951) mit dessen Schwester, der schönen Adelheid, Witwe des 950 gestorbenen König Lothars von Italien, die Berengar der II., Gewalthaber von Italien, in Canossa belagert hielt. Kaum hatte Konrad die Regirung selbst angetreten, so fielen 954 die Ungarn von Rhätien, und die Araber von der Südküste Frankreichs her, in das Land. Jene erschlugen den Bischof Rudolf von Basel; diese zogen raubend in das Jura-Gebirge, nach dem lemanischen See und den penninischen Alpen. Alles floh in feste Schlösser und hochgelegene Thürme; aber Konrad wußte beide Raubvölker zu täuschen, daß sie einander selbst sich bekämpften, worauf er sie in klug gelegten Hinterhalt lockte und aufrieb. Dann, nach gefahrvoller Jugend und glücklicher Abwehr der wilden Scharen, regirte Konrad still und friedlich, frommen Sinnes, aber der Frauenliebe ergeben, in Ganzen 56 Jahre bis 993. Damals an dem Ende des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt erwartete das Volk mit Bangigkeit das Ende der Welt. Viel gewann dadurch die Kirche. Andachtsvoll stiftete Konrads Mutter, die zugleich häusliche und ritterliche Bertha [31]) das freie und reiche Benediktinerkloster zu Peterlingen. Doch blühte das von Raubkriegen und innern Fehden verwüstete Land nur da auf, wo Burgen es beschützten, oder Hochstifte und Klöster den Fleis des Landbaues ermunterten. So die am Fuße des Thurms von Welschneuburg gelegenen Güter der späteren Grafen von Neufchatel; so die Umgebungen der Stifter Basel und Lausanne. Iverdun war damals der Hauptort eines bevölkerten Gaues. Aber die Gegenden, wo jetzt Bern steht, lagen wüste; indeß fand der Handel mit Italien seinen Weg durch die burgundischen Alpen, und Gewerbe fingen an, die Städte zu beleben. Auch die Geistlichen beförderten, als geweihte Sachwalter des unbewaffneten Theils der Nation gegen den Übermuth der weltlichen Macht, den Wohlstand und noch mehr den Einfluß der Kirche; allein in den reichen Stiftern Burgunds hat nie ein Schriftsteller sich unter seinen Zeitgenossen ausgezeichnet. „Es ging dem burgundischen Volk aus der Menge seiner Klöster so wenig ein Licht auf, daß wider die Gelehrsamkeit eines Mannes Vorurtheil war, ein Burgunder zu seyn.“ Berengar von Tours wollte kaum glauben, „daß der Geist auch in Burgund bisweilen wehe [32]).“ Dagegen verbreitete sich in der Folge die reifere Ausbildung des Ritterthums von Arles aus; vorzüglich als der Hof daselbst (unter dem berühmten Grafen aus dem Barcellonischen Stamme seit 1100, s. d. Art. Provence u. Provenzalen) mit Spaniens Kultur sich befreundete. „Dort standen hochherzige Ritter dem in Ungebühr und Schwäche versunkenen französischen Königshofe gegenüber, und rechtfertigten ihren Abfall von demselben durch gefeierte Tüchtigkeit in Gesinnung und Leben [33]).“

Auf Konrad folgte 993, durch die Wahl des burgundischen Volkstages zu Lausanne, sein Sohn Rudolf III. Weichlich, feig und trotzig schwächte dieser Fürst die Achtung des Thronrechts. Als er einem burgundischen Herrn sein Erbgut entzog, um das Krongut wieder herzustellen, fielen, Ähnliches befürchtend, die Großen von ihm ab, und Konrad würde das Reich verloren haben, hätte nicht die kluge fromme und allgemein verehrte Adelheid, Bertha's Tochter und Otto des Großen Witwe, durch ihr Zureden die burgundischen Herren mit dem König versöhnt, den der Kaiser Otto III. durch ein scharfes Schreiben seinerseits zum Nachgeben bewog. Aus Furcht gab Rudolf III. den Stiftern und Klöstern alle Güter zurück, die seine Kammer ihnen entfremdet hatte, und lebte fast in Dürftigkeit, weil die Stammgüter veräußert waren, oder schlecht verwaltet wurden. Dieselbe Furcht vor seinen Großen und Haß zugleich bewogen ihn, den Sohn seiner älteren Schwester (Gisela, Gemalin Herzogs Heinrich von Baiern), den Kaiser Heinrich II., als seinen Erben zu erkennen, um von ihm geschützt zu werden. Das misfiel dem Grafen Odo II. von Champagne, dem Sohne seiner zweiten Schwester Bertha, der für sich die Thronfolge oder wenigstens eine Theilung verlangte. Auch andre Großen des Landes, die ohnehin den Teutschen abgeneigt waren und die Macht der Kaiser fürchteten, sahen in Rudolfs Bestimmung der Erbfolge eine Verletzung

30) Joh. v. Müller. Th. 19. S. 202. 31) Man hat ein Siegel von ihr, wo sie auf dem Throne spinnt; daher das Sprichwort: Ce n'est plus le temps où Berthe filoit. S. d. A. Bertha. 32) Joh. v. Müller a. a. O. 19, 206. 33) Wachler in s. Gesch. der teutschen Nationalliteratur I. S. 46.

Zeit entstand, an der Gränze der nachmaligen Franche Comté, d. i. der Freigrafschaft, welche auch Hochburgund genant und von mächtigen Erbgrafen verwaltet wurde, in Niederburgund, (der nachmals franz. Landschaft Bourgogne) ein dritter burgundischer Stat: das Herzogthum Burgund, indem sich Richard, Herzog des Landes jenseit der Saone, ein Bruder Boso's, des Stifters von Arelat, von allen Nachbarstaten unabhängig machte. Diese Erhebung mindermächtiger Fürsten begünstigten die weltlichen und geistlichen Großen absichtlich, um dadurch mächtigere Herrscher von sich zu entfernen.

So ward das alte Burgundien und die Nation Gunthahars in verschiedene politische Körper getrent, welche durch gegenseitigen Argwohn noch mehr geschieden, nur um so leichter in die feindlichen Plane der größern Nachbarreiche verwickelt wurden. Rudolf befestigte sich in dem Besitze des transjuranischen Burgunds, indem er anfangs mit dem Könige der Teutschen Arnulf einen Vertrag zu Regensburg abschloß, der ihn als König (wahrscheinlich nach geleistetem Eide der Treue) anerkannte, dann aber sich des Beistandes des mächtigen Herzogs Richard in Niederburgund (jenseit der Saone) versicherte, dem er seine Schwester Adelheid zur Gemalin gab, und dessen Unabhängigkeit er begünstigte. Als nun dagegen König Ludwig (Bosonides), der im mittägigen Burgund zu Arles regirte, des teutschen Königs Arnulf Schutz suchte, welcher eben Italien überzog, und sich von ihm 890 bestätigen ließ, so schloß Rudolf mit dem damaligen Gewalthaber Italiens, dem Könige Wido (Guido) ein Bündniß, und deckte den Alpenpaß bei Jvrea gegen Arnulfs Heer. Dieser fiel daher 894 in Rudolfs Land, verwüstete die offenliegenden Gegenden und belehnte den König Ludwig von Arelat mit vielen Städten und Gauen; allein Rudolf blieb Meister des Gebirgs und dadurch des ganzen Landes, indem er die südliche Umwallung desselben, Wallis behauptete, wo er seinem Freunde und Kanzlar, dem Bischofe von Sitten, die Grafschaft gegeben hatte. Nach Arnulfs Tode versuchte Ludwig von Arelat, das Königreich Italien zu erwerben, und ward als Berengar (900) vor ihm fliehen mußte, zum Könige und Kaiser (901) gekrönt (daher seine Bezeichnung als Kaiser Ludwig III.); allein Berengar sammelte seine Anhänger, überfiel ihn, nahm ihn gefangen und ließ ihn blenden 905. Seitdem war Friede in ganz Burgund. Rudolf verwaltete sein Reich 24 Jahr, nach teutscher Sitte, durch Grafen, Pfalzgrafen und Schultheiße (Sculdascii). Ihm folgte 912 sein Sohn Rudolf II. Dieser vertheidigte sein Land gegen die Magyaren (Ungarn), welche mehrmals in Burgund einfielen und Basel (917) verbrannten. Hierauf kämpfte er mit dem Herzog Burchard von Schwaben, um den Besitz des Aargau, ward aber von ihm in der Gegend des alten Vitodurum unweit Kiburg geschlagen. Bald darauf bewirkte die gemeinschaftliche Gefahr vor dem Könige der Teutschen Heinrich, und des Bischofs Wilhelm von Basel Zwischenkunft, daß beide zu gegenseitigem Schutze sich verbanden, und Rudolf II. sich mit Burchards Tochter Bertha vermälte. Dann zog König Rudolf, auf die Einladung einiger italiänischen Großen 921, von Genf nach Jvrea, gegen Kaiser Berengar I., um Italiens Krone zu erobern. Mit Hilfe des Markgrafen Bonifaz von Spoleto schlug er 923 das Heer Berengars bei Fiorenzuola, und ward darauf vom Erzbischof von Mailand zum Könige von Italien gekrönt. Allein im folgenden Jahre brachen die Magyaren, des treulos ermordeten Berengars Hilfsscharen, von der Lombardei, von Rhätien und Schwaben her abermals in Burgund ein und verheerten das Land bis weit über den Jura. Während dies geschah, hatte der kühne, geistvolle und herrschsüchtige Hugo, Graf von Provence, Sohn eines Grafen von Arles, nach dem im J. 923 erfolgten Tode des Königs Ludwig (Bosonides) von Arelat, den Sohn und Nachfolger desselben, Konstantin, seinen Mündel, aus Arles vertrieben und sich des cisjuranischen Burgunds bemächtigt [28]). Nun strebte Hugo auch nach der Krone von Italien. Dies gelang ihm hauptsächlich mit Hilfe seiner durch Schönheit und ränkevollen Geist einflußreichen Schwester, der Markgräfin Jrmengard von Jvrea. Diese hatte nämlich den König Rudolf II. durch buhlerische Künste so zu fesseln gewußt, daß die italiänischen Großen den leichtsinnigen Fürsten verließen, und den Grafen Hugo, der Markgräfin Bruder, auf den Thron Italiens beriefen 925. Herzog Burchard von Schwaben eilte zwar seinem Schwiegersohne zu Hilfe, ward aber bei Mailand ermordet; worauf König Rudolf Italien dem Grafen Hugo überließ und 926 nach Burgund zurückeilte. Hier gewann er des teutschen Königs Heinrich Freundschaft, der ihm einen Theil des alemannischen Helvetiens (929) (man glaubt, den Aargau) zum Lehn gab, und von ihm die heilige Lanze, mit welcher Jesus am Kreuze durchstochen worden seyn sollte, als Geschenk erhielt. Diese Verbindung bewog den König Hugo, welchen die Italiäner seiner Tyrannei wegen haßten, so daß sie den milder gesinnten König Rudolf zurückriefen, mit seinem Nebenbuhler 930 einen Vertrag abzuschließen, nach welchem er an Rudolf II. die Herrschaft über Arelat oder das cisjuranische Königreich abtrat, damit er selbst seine Macht in Italien befestigen könnte. Nun beherrschte der burgundische Graf Hugo 16 Jahre lang Italien als König; ihm folgte daselbst 946 sein Sohn und Mitregent Lothar, den er 937 mit Rudolfs II. hinterlassener Tochter Adelheid vermält hatte. Dadurch trat die Provence in vielfache Berührung mit den Völkern Oberitaliens; allein die gebildetern Italiäner konnten sich mit den roheren Burgundern, deren rauhe Kehlentöne und starke Eßbegier ihnen misfielen, nicht befreunden [29]).

Rudolf II. beherrschte friedlich und mild das seit 930 zu einem State wieder vereinigte cis- und transjuranische Burgund, nebst einem Theile Allemanniens, von den Ufern des Rheins unweit Schaffhausen bis nach Basel, von da im Jura bis gegen die Saone am Rhonethal bis fast an das Meer, in den höchsten Alpen, in den wichtigsten Päßen, bis an den Waldstettensee und tief in Thurgau. Der Burgundische Name war weder vor die-

---

28) Konstantin erhielt in der Folge Vienne, und huldigte (nach Düchesne) als Fürst von Vienne dem transjuranischen Könige Rudolf 931. 29) J. v. Müller Th. 25. S. 85. Anm. 90, 91. — *Luitprand* L. II. III. IV. ist hier Zeitschriftsteller.

ser Zeit noch nach ihm unter irgend einem König in größern Ehren [30]). Allein das burgundische Reich konnte, unter Rudolfs II. minder fähigen Nachfolgern, zu keiner Festigkeit gelangen, weil die verschiedenen Herrschaften desselben in Sprache, Lebensart und Rechten unterschieden waren. Die Gränze der teutschen und romanischen Sprache lief und zieht sich noch gegenwärtig von dem Alpengebirge mitten durch Wallis, die Grafschaft Greyerz, Uechtland und Nugerol, so daß sich oft an denselben Orten oder jenseit kleiner Bäche, Sitten, Gesetze, Sprache und äußerliche Gestalt sichtbar abschieden. Die Trennung der Berge und Thäler bildeten eben so viel Scheidemauern in dem geselligen Verkehr. Eine zweckmäßigere Einrichtung des Ganzen vermochten Rudolfs Nachfolger nicht einzuführen, weil sie bei natürlichem Mangel an Kraft und Einsicht, stets abhängig von den Grafen und Herren, ihre Würde nur dem Namen nach zu behaupten im Stande waren. Genöthigt in Zeiten der Gefahr, die Freundschaft der Geistlichkeit und des Adels durch Verleihung ihrer Stammgüter zu erkaufen, verloren die Könige Burgunds immer mehr an Glanz und Einkünften, wie an Macht und Ansehen.

Nach Rudolfs II. Tode (937) wählten die Burgunder auf dem Reichstage zu Lausanne, seinen Erstgebornen, den unmündigen Konrad zu ihrem König; der Herzog Rudolf, dessen Bruder, erhielt in der Folge ansehnliche Güter. Da warf sich der König der Teutschen, Otto der Große, zu Konrads Vormund auf; nicht allein vermöge alter oberlehnherrlichen Ansprüche, sondern auch aus Vorsicht, damit nicht Frankreich dieselben Ansprüche (Suzeraineté) geltend machen möchte. Otto nahm diese Würde durch ein Heer in Besitz; brachte hierauf den Erzgrafen im Jura, Hugo den Schwarzen, Grafen zu Macon (Sohn Richard's, des ersten Herzogs von Burgund, und Neffe des Königs Boso) zum Gehorsam, ließ Konrad unter seiner Aufsicht erziehen, und vermälte sich (951) mit dessen Schwester, der schönen Adelheid, Witwe des 950 gestorbenen König Lothars von Italien, die Berengar der II., Gewalthaber von Italien, in Canossa belagert hielt. Kaum hatte Konrad die Regirung selbst angetreten, so fielen 954 die Ungarn von Rhätien, und die Araber von der Südküste Frankreichs her, in das Land. Jene erschlugen den Bischof Rudolf von Basel; diese zogen raubend in das Jura-Gebirge, nach dem lemanischen See und den penninischen Alpen. Alles floh in feste Schlösser und hochgelegene Thürme; aber Konrad wußte beide Raubvölker zu täuschen, daß sie einander selbst sich bekämpften, worauf er sie in klug gelegten Hinterhalt lockte und aufrieb. Dann, nach gefahrvoller Jugend und glücklicher Abwehr der wilden Scharen, regirte Konrad still und friedlich, frommen Sinnes, aber der Frauenliebe ergeben, in Ganzen 56 Jahre bis 993. Damals an dem Ende des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt erwartete das Volk mit Bangigkeit das Ende der Welt. Viel gewann dadurch die Kirche. Andachtsvoll stiftete Konrads Mutter, die zugleich häusliche und ritterliche Bertha [31]) das freie und reiche Benediktinerkloster zu Peterlingen. Doch blühte das von Raubkriegen und innern Fehden verwüstete Land nur da auf, wo Burgen es beschützten, oder Hochstifte und Klöster den Fleis des Landbaues ermunterten. So die am Fuße des Thurms von Welschneuburg gelegenen Güter der späteren Grafen von Neufchatel; so die Umgebungen der Stifter Basel und Lausanne. Iverdun war damals der Hauptort eines bevölkerten Gaues. Aber die Gegenden, wo jetzt Bern steht, lagen wüste; indeß fand der Handel mit Italien seinen Weg durch die burgundischen Alpen, und Gewerbe fingen an, die Städte zu beleben. Auch die Geistlichen beförderten, als geweihte Sachwalter des unbewaffneten Theils der Nation gegen den Übermuth der weltlichen Macht, den Wohlstand und noch mehr den Einfluß der Kirche; allein in den reichen Stiftern Burgunds hat nie ein Schriftsteller sich unter seinen Zeitgenossen ausgezeichnet. „Es ging dem burgundischen Volk aus der Menge seiner Klöster so wenig ein Licht auf, daß wider die Gelehrsamkeit eines Mannes Vorurtheil war, ein Burgunder zu seyn." Berengar von Tours wollte kaum glauben, „daß der Geist auch in Burgund bisweilen wehe [32])." Dagegen verbreitete sich in der Folge die reifere Ausbildung des Ritterthums von Arles aus; vorzüglich als der Hof daselbst (unter dem berühmten Grafen aus dem Barcellonischen Stamme seit 1100, s. d. Art. Provence u. Provenzalen) mit Spaniens Kultur sich befreundete. „Dort standen hochherzige Ritter dem in Ungebühr und Schwäche versunkenen französischen Königshofe gegenüber, und rechtfertigten ihren Abfall von demselben durch gefeierte Tüchtigkeit in Gesinnung und Leben [33])."

Auf Konrad folgte 993, durch die Wahl des burgundischen Volkstages zu Lausanne, sein Sohn Rudolf III. Weichlich, feig und trotzig schwächte dieser Fürst die Achtung des Thronrechts. Als er einem burgundischen Herrn sein Erbgut entzog, um das Krongut wieder herzustellen, fielen, Ähnliches befürchtend, die Großen von ihm ab, und Konrad würde das Reich verloren haben, hätte nicht die kluge fromme und allgemein verehrte Adelheid, Bertha's Tochter und Otto des Großen Witwe, durch ihr Zureden die burgundischen Herren mit dem König versöhnt, den der Kaiser Otto III. durch ein scharfes Schreiben seinerseits zum Nachgeben bewog. Aus Furcht gab Rudolf III. den Stiftern und Klöstern alle Güter zurück, die seine Kammer ihnen entfremdet hatte, und lebte fast in Dürftigkeit, weil die Stammgüter veräußert waren, oder schlecht verwaltet wurden. Dieselbe Furcht vor seinen Großen und Haß zugleich bewogen ihn, den Sohn seiner älteren Schwester (Gisela, Gemalin Herzogs Heinrich von Baiern), den Kaiser Heinrich II., als seinen Erben zu erkennen, um von ihm geschützt zu werden. Das misfiel dem Grafen Odo II. von Champagne, dem Sohne seiner zweiten Schwester Bertha, der für sich die Thronfolge oder wenigstens eine Theilung verlangte. Auch andre Großen des Landes, die ohnehin den Teutschen abgeneigt waren und die Macht der Kaiser fürchteten, sahen in Rudolfs Bestimmung der Erbfolge eine Verletzung

30) Joh. v. Müller. Th. 19. S. 202. 31) Man hat ein Siegel von ihr, wo sie auf dem Throne spinnt; daher das Sprichwort: Ce n'est plus le temps où Berthe filoit. S. d. A. Bertha. 32) Joh. v. Müller a. a. O. 19, 206. 33) Wachler in s. Gesch. der teutschen Nationalliteratur I. S. 46.

des Wahlrechts der Nation. Selbst das Volk war darüber so erbittert, daß es den Bischof von Lausanne todtschlug, weil er gerathen hatte, in dieser Sache dem Könige zu folgen. Darauf eilte Rudolf mit seiner zweiten Gemalin Hermengarde nach Straßburg, und übergab dem Kaiser (1016) das ganze Land Burgund. Allein die Nation unterwarf sich dem Kaiser erst, nachdem Bischof Werner von Straßburg an der Spitze des kaiserl. Heeres die Burgunder unter dem Grafen von Poitiers am Genfersee geschlagen hatte. Heinrich II. setzte nun Berolden von Sachsen [35]) als Statthalter in Arles ein, und regirte überhaupt das Land mit königlicher Gewalt. Als er aber 1024 ohne Erben gestorben und Konrad II. der Franke, in späterer Zeit der Salier genant, sein Nachfolger im teutschen Reiche geworden war, erhoben Rudolfs III. nähere Verwandte — seiner Schwester Söhne — ihre Ansprüche auf Burgund. Dagegen behauptete Konrad II., Rudolf habe Burgund dem teutschen Reiche, dem Kaiserthume, nicht Heinrich II. als seiner ältesten Schwester Sohne, aufgetragen; er stützte sein oberherrliches Recht auf den Anfall Lotharingiens an Ludwig den Teutschen, auf Otto's des Dicken dem Könige Boso von Arles ertheilte Belehnung und auf Otto des Großen Vormundschaft über Konrad. Diesem allen schien zwar das von der Nation bisher geübte Wahlrecht zu widersprechen; allein in jener Zeit, wo in Burgund und Frankreich der erste Grund aller Macht gewaltsame Anmaßung und Ausartung des Lehnwesens in Feudalaristokratie und Vielherrschaft war, wo die öffentlichen Verhältnisse sich nach den Umständen bald so, bald anders gestalteten, wo Gewalt allein den Besitz entschied und nichts legitim war, als die Kirche; da ließ sich jene Streitfrage stats- und völkerrechtlich nicht erörtern. Neuere Zeiten haben Ähnliches mehrmals erfahren. In jedem Falle aber hatte das teutsche Reich den Besitz der oberlehnsherrlichen Gewalt für sich, und Italiens wohlerworbene Krone machte die Vereinigung Burgunds mit Teutschland politisch nothwendig; doch bemühete sich Konrad auch durch besondre Erbverträge mit Rudolf III. jenes Recht zu unterstützen. Die Burgunder selbst waren bei der Verwickelung der Feudal- und kirchlichen Interessen uneinig und nicht gerüstet, um ihr Recht zu behaupten. Zuletzt entschied Alles das Gottesurtheil der Waffen, worauf die Wahlform beobachtet wurde, und die Huldigung der Ungewißheit ein Ende machte. Aus einem höhern Standpunkte der Politik betrachtet, wäre es freilich für Teutschland, Italien und Frankreich vortheilhafter gewesen, daß ein unabhängiger Zwischenstat im Lande der Allobrogen, Helvetier und Burgunder, die unmittelbaren Reibungen zwischen jenen großen Staten verhindert und den Weltfrieden gesichert hätte. Denn das teutsche Reich gewann durch das verwilderte und zerstückelte Burgund um so weniger Etwas an innerer Stärke, da es seine Gränzen über das Gebirg hinaus erweiterte, welches die Natur ihm als Volksveste hingestellt zu haben scheint [36]).

Konrad brauchte, um sein Recht und den Vortheil des Reichs zu begründen, die Kunst der Unterhandlung und Waffen; doch ehrte er auch den Willen des Volks und alten ehrwürdigen Gebrauch. Als er 1026 mit einem Heere nach Basel zog, vermochte Gisela [37]) seine Gemalin, ihren Oheim, Rudolf III., daß er nach Basel kam, und ihren Gemal und Heinrich, ihren Sohn von Konrad, zu Erben ernannte. Seitdem regirte Konrad durch Rudolf; allein er mußte dennoch die mächtigen Grafen bekämpfen, welche seinem Stiefsohne dem Herzoge Ernst II. von Schwaben, dem Sohne des Herzogs Ernst I. von Schwaben, Beistand leisteten, weil er als älterer Enkel der Gerberge, Rudolfs III. dritter Schwester, ein näheres Erbrecht auf Burgund hatte, als der jüngere Enkel Heinrich, der Sohn Konrads II. und Giselens. In diesem Streite verlor der wilde und unbesonnene Herzog Ernst II. sein Leben 1030. Als darauf Rudolf III. im Jahre 1032 gestorben und mit ihm der neuburgundische Königsstamm erloschen war [38]), so nahm sein nächster Erbe, der bereits erwähnte Graf Odo II. (Eudes) von Champagne, Besitz von dem Lande am Jura, von Vienne, und nannte sich König von Arelat. Allein König Konrad II. eilte sofort mit seinen Scharen herbei und bela-

35) Er heißt auch Bertold, oder Berald. Beraldus de Saxonia, Prorex, wird dieser Graf, von dem die Grafen zu Savoyen hergeleitet werden, in einer Urkunde jener Zeit genant; allein man hat gegen den sächsischen Ursprung der Grafen von Savoyen Zweifel erregt, und will für Saxonia: Savogna lesen. S. Joh. v. Müller 25. S. 110 Anm. 370. Bertold's Sohn, Graf Humbert I., der vom Kaiser Konrad II. 1033 die Herrschaft Chablais erhielt, ist der Stammvater der später so genannten Grafen von Savoyen. Nach den genealogischen Untersuchungen des Grafen von Nangone, denen auch Koch folgt, scheint jedoch die Abstammung des Hauses Savoyen von den Grafen v. Walbeck, Nachkommen des sächsischen Wittekind, mithin der sächsische Ursprung des Hauses erwiesen zu sein. Die Grafen Bertold und dessen Sohn Humbert I. mit den weißen Händen, waren mächtige Herren um die Seen von Annecy, Bourget und Genf und im untern Wallis. Über den Fortschritt der Macht des Hauses Savoyen, s. diesen Artikel.

36) Nach Luden's treffender Bemerkung, in dessen Gesch. der Völker und Staaten des Mittelalters. I. 405. 37) Gisela, die Tochter des Herzogs Hermann II., von Gerbergen, der Schwester Rudolfs III., war 1) mit Bruno von Braunschweig, 2) mit Ernst I., Herzog v. Schwaben, 3) mit Kaiser Konrad II. vermählt. Dem Herzog Ernst I. hatte sie einen Sohn, den Herz. Ernst II., dem Konrad II. den nachmaligen Kaiser Heinrich III.

38) Die Reihe der Könige von Burgund oder Arelat ersieht man aus folgender Tabelle.

A. Könige von Burgund zu Arles (seit [illegible] das Cisjuranische Reich genannt).

Boso, Graf von Vienne. Stifter des Reichs 879; stirbt 887. Gemalin: Irmengarde, Tochter Kaisers Ludwigs II. (Sein Bruder Richard war Herzog in Niederburgund).

Ludwig, (Bosonides) König von Burgund 887. König von Italien und zum Kaiser als Ludwig III. gekrönt zu Rom 901, vertrieben und geblendet von Berengar I. 905. Stirbt [illegible].

Karl Konstantin, König [illegible] erwählt und verdrängt von seinem Vormund:

Hugo. Graf von Provence, König des cisjuranischen Burgunds von [illegible] (sein Mündel Karl Konstantin wird [illegible] Herzog von Vienne und stirbt [illegible] ohne Kinder);
König von Italien 926. tritt das cisjuranische Königreich Burgund an seinen Gegner Rudolf II., [illegible], ab, stirbt 947.

gerte Murten, das er endlich durch Überraschung nahm, worauf er des Winters wegen nicht weiter vordringen konnte. Er berief daher einen Landtag nach Peterlingen, wo die Burgunder, welche auf seine Seite getreten waren, ihn 1033 zu ihrem König wählten [39]). Hierauf schwuren ihm zu Konstanz eine große Anzahl anderer burgundischen Großen, darunter auch Graf Humbert mit den weißen Händen, Stammherr des Hauses Savoyen [40]), Gehorsam. Konrad übertrug jetzt diesem Humbert die Statthalterschaft über einen Theil von Arelat, wie sie dessen Vater Berold von Kaiser Heinrich II. erhalten hatte, und die Herrschaft Chablais. Nun wich Odo vor dem stärkeren und kehrte in sein Land zurück. Ein zweites Mal rüstete sich Graf Odo, um Burgund zu erobern; allein schnell erschien Konrad II. (1034) mit einem Heere an dem Genfersee, wo seine Völker aus Italien über den unbewachten Bernhardspaß zu ihm stießen. Genf ergab sich, Konrad ward nach wiederholter Wahl daselbst von dem Erzbischof (1034) gekrönt, und Odo schloß Frieden. Als dieser Graf endlich den dritten Kampf um Burgund versuchte, fiel er in der Schlacht bei Bar-le-Duc, gegen Gozzelo, Herzog von Lothringen, 1037, d. 11. Nov. Nun ließ Kaiser Konrad auch seinen Sohn, Heinrich (III.) 1038, auf dem Reichstage zu Solothurn zum König von Burgund wählen und krönen. Diesen Zeitpunkt hielten die burgundischen Prälaten für günstig, um das durch fortwährende Fehden verwilderte Burgund zu beruhigen und den Geist der eisernen Zeit zu bändigen. Auf Antrieb des Bischofs Hugo v. Lausanne und nach dem Vorgange der Bischöfe in Spanien und derer von Aquitanien (1032), machten die burgundischen Erzbischöfe und Bischöfe zu Romont in der Waadt (1038), einen Gottesfrieden (Treuga Dei, s. d. Art. Konrad II.), indem sie eine Zeit bestimmten, während welcher kein Christ wider den andern die Waffen erheben sollte. Konrad führte diesen Waffenstillstand Gottes nachher in ganz Teutschland ein.

Seitdem gehörte Burgund oder Arelat, — das Land zwischen dem Rhein, der Rüß, dem Jura, der Saone, dem Rhonestrom und den Alpen — mit dem Namen eines Königreichs, ohne Widerspruch, zu dem teutschen Reiche. Die burgundischen Stände erkannten den Kaiser für ihren Oberherrn, und nahmen Theil an den Versamlungen der teutschen Fürsten und Herren, z. B. der Erzbischof von Besançon (s. d. Art.); übrigens behielten die burgundischen Vasallen — die erblichen Statthalter und Grafen von Provence, von Vienne, Albon und Grenoble, von Savoyen, von Burgund, von Mümpelgard, so wie die Erzbischöfe von Lyon, Bisanz und Arles, und die Bischöfe von Basel, Lausanne u. s. w., endlich auch einige nach und nach zur Unmittelbarkeit gelangte Reichsstädte, wie Besançon, Arles u. a. — ihre Rechte, zu deren Erweiterung sie jede Gelegenheit benutzten, so daß sie von dem engeren Reichsverbande sich immer mehr ausschlossen und den Gränzen des Reichs wenig Schutzkraft darboten. Die Reichsrechte wurden zwar von Statthaltern verwaltet, z. B. von dem Grafen Berthold von Zäringen (vgl. d. Art. Lothar II., Kaiser und König der Teutschen), in dessen Geschlecht jene Würde erblich blieb, jedoch durch Friedrich I. im J. 1156 auf die Schweiz begränzt wurde [40b]). Darauf stellte dieser kräftige Kaiser die Herrschaft

B. Könige von Burgund zu Genf, oder im transjuranischen Reiche, und seit 930 von beiden, dem cis- und dem transjuranischen Reiche.

Rudolf I., aus dem guelphischen Hause, bisher Statthalter Boso's, erhebt sich 888 zum König im transjuranischen Burgund, stirbt 912. Seine Schwester Adelheid, Gemalin Richards, Herzogs von Niederburgund.

Rudolf II., König des transjuranischen Burgunds, König von Italien 923 bis 926, seit 930 König von beiden burgundischen Reichen — stirbt 937. (Seine Gemalin war Bertha, Tochter des Herzogs Burchards von Schwaben).

Konrad der Friedfertige, König von beiden burgundischen Reichen 937, starb 993. Seine Gemalin Mathilde, Tochter des Königs Ludwig d'Outre Mer, von Frankreich. Seine Schwester: Adelheid, Gemalin
1) Lothars, Königs von Italien, starb 950;
2) Otto des Großen, Königs der Teutschen (seit 951).

Rudolf III., der Faule, König der beiden burgundischen Reiche 993 bis er den 6. Sept. 1032 ohne Kinder stirbt.

Seine Schwestern:

1) Gisela, (st. 1007), Gemalin des Herz. Heinrichs v. Baiern, (st. 995).
Ihr Sohn:
Heinrich II., der Heilige, teutscher König und Kaiser, erklärter Erbfolger und König von Burgund 1016, st. 1024.

2) Bertha, Gemalin Odo's, Grafen von Blois.
Ihr Sohn:
Odo II., Graf von Champagne, Prätendent von Burgund 1032, bleibt in der Schlacht 1037.

3) Gerberge, Gemalin des Herz. Hermann II. von Schwaben.
Ihre Tochter:
Gisela, Gemalin:
1) Bruno's von Braunschweig;
2) Ernst des I., Herz. v. Schwaben;
3) Konrads II., Königs der Teutschen, Erbfolger in Burgund 1032, stirbt 1039.
Ihre Söhne:
1) von Ernst: Ernst II. bleibt 1030.
2) von Konrad II.: Heinrich III., König v. Burgund, König der Teutschen u. röm. Kaiser 1039, gekrönt 1038.

39) *Wippo*, vita Conradi Salici in *Pistorii* script. R. G. T. 3.

40) S. Anm. 35.

40b) Die Herzoge von Zäringen in der burgundischen Schweiz bauten Freiburg 1178, und Bern 1191. *Schöpflini* Histor. Za-

des Reichs diesseit des Jura und im südlichen Burgund wieder her, erhob den Erzbischof von Lyon zum Exarchen oder Vicar des Reichs, mit allen Regalien, und ließ sich zu Arles 1178 krönen, von wo der Geist der südlichen Poesie und die Sitten der Provenzalen nach Teutschland herüberwehten, in derselben Zeit, als Peter Waldus, ein französischer Kaufmann in Lyon, die Gemeine der Waldenser stiftete (s. d. Art.); allein nach dem Untergange der Hohenstaufen ward Burgunds Verhältniß zu dem teutschen Reiche immer schwankender, und die Verbindung der einzelen Theile jenes Königreichs unter sich immer loser. Der große Rudolf von Habsburg gedachte zwar, das alte burgundische Königreich für seinen Sohn Hartmann herzustellen, allein die Zeit war dazu nicht günstig. Als endlich nach Karls IV. Tode, — des letzten Kaisers, der 1364 zu Arles gekrönt worden war und der daselbst Reichsstatthalter und andere Reichsbeamte ernannt hatte, Wenzels Sorglosigkeit das heilige römische Reich teutscher Nation sich selbst überließ, da zerfiel Burgund in eine Reihe kleiner unabhängiger Staten, die aber allmälig fast sämtlich [41]) von Frankreich verschlungen wurden [42]); nur einige wenige, wie Savoyen, Mümpelgard, erhielten noch die ehemalige Verbindung mit dem teutschen Reiche, bis die französische Revolution die letzten Spuren des burgundisch-arelatischen Erbes an den Gränzen des Oberrheins und in Italien vernichtete [43]).

III. Die Freigrafschaft Burgund (Hochburgund, auch Franche-Comté) und das Herzogthum Burgund (Bourgogne oder Niederburgund), in den Zeiten von 888 bis 1506, bis zum Tode Philipps des Schönen, Erzh. von Östreich und Herzogs von Burgund.

Die französische Landschaft, welche bis zur französischen Revolution die Franche-Comté hieß, gränzte westlich an das Herzogthum Burgund und an einen Theil von Champagne, nördlich an Lothringen, östlich an die Grafschaft Mümpelgard und an die Schweiz, südlich an die Landschaften Bresse und Gex. Sie hatte einen Flächenraum von 772 franz. oder 277 geograph. Quadratmeilen, mit etwa 841,000 Einwohnern. Ihre Lage am Doubs, an der obern Saone und am Jura veranlaßte, daß diese Provinz, welche vor der Revolution ein besondres Generalgouvernement war, im Jahre 1789 in drei Departements: Doubs, Jura und Haute-Saone (s. diese Art.) getheilt wurde.

Hochburgund war ursprünglich ein Theil des sequanischen Galliens [44]), gehörte dann zu dem Reiche der Burgundionen, später zu dem von Boso 879 errichteten Königreich Burgund, und seit 888 großentheils zu dem von Rudolf I. gestifteten Königreiche des transjuranischen Burgunds, nach der Vereinigung des trans- und cisjuranischen Burgunds im Jahre 930 aber ganz zu diesem Reiche unter Rudolf II. Konrad und Rudolf III. [45]). Nach 1032 kam es mit dem burgundischen Königreiche zugleich, als Lehn desselben, an das teutsche Reich, behielt aber seine Erb- und Freigrafen, d. h. erbliche Herren und Statthalter, die keinem Herzoge unterworfen waren, und wurde unter Kaiser Friedrich I., eine Pfalzgrafschaft, mit erweiterten Gränzen. Zugleich erhob sich die Macht des Erzbischofs von Bisanz (s. d. Art. Besançon), der Hochburgund in geistlichen Dingen verwaltete und als unmittelbarer Reichsfürst auf den teutschen Reichstagen Sitz und Stimme hatte; auch erlangte die Stadt Besançon die Rechte einer kaiserlichen freien Reichsstadt. Allein nach vielfachem Wechsel der Gränzen durch Theilungen u. Abtretungen besonders in dem Lande östlich vom Jura nach den Alpen hin, kam diese Freigrafschaft, ohne darum aufzuhören, ein teutsches Reichslehn zu seyn, nach dem Erlöschen des alten erbgräflichen Hauses durch Vermälung, an den König von Frankreich (1315), hierauf wiederum durch weibliche Erbfolge (1330) und Vermälung an das Herzogthum Burgund. Mit diesem seitdem vereinigt, ohne jedoch seine Eigenschaft als teutsches Reichsland zu verlieren, kam es durch die Vermälung der Erbin von Burgund, Maria, mit dem Erzherzog Maximilian an das Haus Habsburg, dann durch Karls V. Trennung der spanischen und der östreichischen Monarchie 1521, an die erstere, welche endlich die Franche-Comté, nebst der 1651 bereits vom teutschen Reiche an Spanien

ringo-Badensis. I. p. 144, 151. u. Fr. v. Raumer's Gesch. d. Hohenstaufen (1823) II. 58. 41) Die burgundische Schweiz wurde nach dem Aussterben der Herzoge von Zäringen im J. 1218, ein unmittelbares teutsches Reichsland, und trat in die Eidgenossenschaft. Das teutsche Reich entsagte seinen Rechten auf die Stadt Basel und die übrigen Kantone in westfälischen Frieden. 42) König Philipp der Schöne von Frankreich erwarb den Besitz von Lyon nebst Zubehör, durch einen Vertrag mit dem Erzbischof von Lyon, Peter von Savoyen, im J. 1312. (*Menetrier*, Hist. de la ville de Lyon p. 430.). Frankreich erwarb das Delphinat oder Dauphiné, wo die Dauphins de Vienne aus ehemaligen Grafen, Herren des Landes geworden waren, durch die Schenkung des letzten Dauphins Humbert II., im J. 1349; doch leistete Charles, der Enkel Philipps von Valois, erster Dauphin von Frankreich, für das Delphinat den Huldigungseid (foi et hommage) dem Kaiser Karl IV. (*Valbonnais*, hist. du Dauphiné). — Die Provence wurde ein französisches Statsgut durch das Testament Karls, des letzten Grafen von Provence, aus dem zweiten Hause Anjou, der 1481 starb. (*Bouche*, Hist. de Provence. (*Papon*) Hist. générale de Provence, und *Boisson de la Salle*: Essai sur l'histoire des Comtes Souverains de Provence. Aix. 1820. 8. — Avignon theilte das Schicksal der Provence und ward mit des Kaisers Karls IV. Zustimmung 1348 an den Papst Clemens VI. verkauft, dem der Kaiser die Reichsoberherrl. Rechte darüber abtrat. Von dem Erzgrafen Otto Wilhelm zu Bisanz stammte ein in Hochburgund mächtiges Haus, s. d. folg. Abschnitt von der Grafsch. Burgund. Arles ward zuletzt eine freie Reichs-[illegible] und von Kaiser Karl IV. an Frankreich abgetreten. S. d. [illegible] Arles. Über diese einzelen Staten s. *Koch* Tableau des Ré[illegible]ions II. 44. und Rühs Handb. d. Gesch. des Mittelalters 1. Abth. S. 173. und die besondern Artikel von den ge[illegible] Staten. 43) Z. B. die teutsche Ordensballei Elsaß und [illegible]d. So verschwand auch der leere Titel des Kurfürsten von [illegible]er sich des heil. röm. Reichs durch Gallien und [illegible]eich Arelat Erzkanzler nannte.

44) *Dunod*. Hist. des Sequanois et de la Province sequanoise des Bourguignons etc. Dijon 1735. 4. Hier bei Vesontium (Besançon) hatte Cäsar die Unterredung mit Ariovist (s. d. Art.). 45) Damals verwalteten die Grafsch. Hochburgund die Söhne Richards Herzogs von Burgund, Boso, der 935 starb, dann sein Bruder Hugo, st. 952; diesen soll sein Schwager Giselbert beerbt haben, dem 956 Letaldus, Graf von Macon, wahrscheinlich Giselberts Eidam, folgte, dessen Enkelin, Gerberge, die Mutter Otto Wilhelms, des Stifters des erbgräflichen Hauses, war.

gegen Frankenthal vertauschten freien Reichsstadt Besançon, im Nimweger Frieden 1678, an Frankreich abtrat.

Die Erb- und Erzgrafen in Hochburgund erscheinen zuerst in der Geschichte zu Anfang des 11. Jahrhunderts. Von Otto Wilhelm, Erzgrafen am Jura zu Besançon, in Waraschken und auf der Freigrafschaft, stammte ein in Hochburgund lange mächtiges Haus, von dem die Herren von Chalons entsprangen, die nachmaligen Erben von Oranien (s. d. Art.) und Väter der Erbtochter, durch die alles Gut von Chalons-Oranien an Nassau kam, das Haus Wilhelms von Oranien, des Stifters der holländischen Freiheit. Jener Otto Wilhelm, der Sohn des Markgrafen Albrechts (Adalbert) von Ivrea vom Hause der Berengare, Harduins Vetter, und als Enkel der Willa, Tochter Königs Rudolf I. von Burgund, ein Verwandter der burgundischen Könige, erhielt von seinem Stiefvater, dem Herzog Heinrich von Burgund, eine lehnsfällige Grafschaft im Jura; dann erbte er von dem Hause seiner Mutter Gerberge, Enkelin des Grafen Letald von Macon, Reichsgrafen zu Hochburgund, und Tochter Odo's von Vermandois-Vienne, die in erster Ehe Albrechts von Ivrea, in zweiter Ehe Herzogs Heinrichs von Burgund Gemalin gewesen war, Macon und Auxonne [46]). Er war allzumächtig in Burgund, als daß er hätte die Herrschaft des teutschen Königs und Kaisers Heinrich II., den Rudolf III. König von Burgund zu seinem Erben und Nachfolger erklärte, ertragen können. Allein Heinrich II. erzwang durch teutsche Waffen 1016 den Gehorsam. Dem Grafen Otto Wilhelm folgte 1027 sein Sohn Raynald oder Reinold I., als Erb- oder Erzgraf in und an dem Jura (fast die ganze Sequanerprovinz der alten Römer) und im Lande Waraschken (Comitatus Guaraschensis oder Varascus), wozu das romanische Helvetien bis an den Fuß der Alpen gehörte [47]). Als Kaiser Konrad II., nach Rudolfs III. Tode, 1032 den Thron von Burgund bestieg, weigerten sich Graf Reinold u. Graf Gerhard zu Vienne, ihm zu gehorchen. In diesem Kampfe machte sich der Graf zu Mümpelgard (Montbelliard) im Lande Waraschken, mit Hilfe Kaiser Heinrichs III., von Reinold's Hoheit frei. Dagegen verbanden sich die Grafen Reinold und Gerhard um so fester, indem Reinolds Sohn Wilhelm sich 1044 mit Gerhards Tochter, der Erbin von Vienne, vermälte. Endlich mußte aber doch Graf Reinold die Oberlehnsherrlichkeit (Suzeraineté) des teutschen Kaisers anerkennen, und er huldigte Heinrich III. zu Solothurn 1047. Er starb 1057. Seitdem regirte Reinolds Geschlecht ungestört über viele angesehene Vasallen an beiden Seiten des Jura. Die Erzgrafen stifteten Klöster, bauten Burgen und legten Meierhöfe an, um welche herum Dörfer und Städte entstanden. Die geistliche Verwaltung hatte der Erzbischof von Besançon mit großen Vorrechten als Erzkanzler Burgunds und teutscher Reichsfürst (s. d. Art. Besançon [48]). Reinolds I. Sohn und Nachfolger, Wilhelm I. der Große, auch der Kühne genant, Erbe Gerhards von Vienne, starb 1087. Er hinterließ 2 Söhne. Der älteste Reinold II. starb 1099, und als dessen Nachfolger sein Sohn Wilhelm II., 1107 [49]), und sein Enkel Wilhelm III. 1126 ermordet wurden, so folgte Reinold III., Wilhelms I. Enkel von dessen zweitem Sohne Steffens. Dieser mächtige Graf, der über Besançon, Lyon, Genf, Chalons und Macon herrschte, weigerte sich, nach dem Aussterben des salischen Stammes, dem Kaiser Lothar II. (vorher Herzog von Sachsen aus dem Hause Supplinburg) zu huldigen 1127, und fiel deshalb nach dem Ausspruche des Reichstages zu Speyer 1127 in die Reichsacht, die des letzten Grafen Wilhelm Mutter Bruder, Herzog Konrad von Zäringen vollzog. Nach hartem Kampfe ward Reinold III. besiegt, gefangen und zu Straßburg vor den Reichstag gestellt. Die Fürsten achteten seinen männlichen Muth; daher behielt er die Freigrafschaft, d. h. das von keinem Herzog abhängige Hochburgund; was aber diesseit des Jura lag, ward vom Reiche dem Herzoge von Zäringen zur Verwaltung übertragen [50]). Reinold III. starb 1148. Seine Erbin war die schöne Beatrix, mit welcher sich der berühmte Hohenstaufe, Friedrich I. Barbarossa 1156 vermälte, nachdem er sie aus der Gewalt ihres Oheims Wilhelm, der das ganze Erbe seines Bruders an sich reißen wollte, befreit hatte. Nun begnügte sich ihr Oheim mit einigen Herrschaften an der Saone. Kaiser Friedrich hielt sich eine Zeit lang in der Grafschaft auf, und baute zu Dole (Dola) einen prächtigen Palast. Dann übertrug er die Statthalterschaft in Hochburgund diesseit des Jura, so wie die Regentschaft im arelatischen Reiche nebst der Schutzvogtei über die drei Hochstifter Sitten, Genf und Lausanne, dem Herzoge Berthold von Zäringen. Später ward Friedrichs und der Beatrix Sohn, Otto I. Pfalzgraf in Hochburgund, und nach dessen Tode 1200, erhielt mit der Hand seiner Tochter Beatrix, Otto II. genant von Meranie, aus dem Hause der Grafen von Andechs, die Freigrafschaft. Diesem folgte sein Sohn Otto III., nach dessen Tode 1248, Hochburgund durch Otto's III. Schwester, die Pfalzgräfin Alix (Alidis, oder Elisabeth) an deren Gemal Hugo, Graf von Chalons fiel [51]). Auf Hugo folgte 1266 sein und der Alix Sohn Otto IV., Pfalzgraf von Hochburgund. Seine Mutter Alix vermälte sich wieder mit Philipp, Grafen von Savoyen, der sich ebenfalls Pfalzgraf von Burgund nannte, später aber mit einer Geldsumme abgefunden wurde. Otto IV. starb 1303. Ihm folgte sein unmündiger Sohn Robert das Kind, der 1315 ohne Erben starb. — Der Sitz der Ottone war Dole gewesen, weil Besançon auf Unmittelbarkeit Anspruch machte. So wurde Dole, anfangs ein Castrum, nach und nach eine blühende Stadt. Nach Roberts Tode fiel die Franche-Comté an dessen

46) In dieser Erbfolge-Verwandtschaft herrscht noch immer viel Dunkelheit, welche Dunod in seiner Hist. du Comté de Bourgogne S. 130 fgg. nicht ganz aufgehellt hat. 47) Die Annal. Bertin. ad ann. 839. geben die Lage dieser Grafschaft an; vgl. Dunod. a. a. O. S. 294.

48) Hist. de l'Eglise de Besançon, in *Dunod* Hist. des Sequanois. 49) Nach der Mönchssage hat ihn der Teufel geholt. Er ward von seinen Vasallen ermordet. Dunod a. a. O. 163. 50) *Schöpflin*. Hist. Zaring. Bad. I. 106. 110. von Raumer's Gesch. der Hohenstaufen (1823) I. 337, und II. 57 fg. 51) *Miraei* op. dipl. I. 538. und die genealogischen Tafeln im Dunod S. 194 fgg.

Schwester Jeanne I., Pfalzgräfin von Burgund, die mit Philipp, Grafen von Poitiers, zweitem Sohne des Königs von Frankreich, Philipps IV. des Schönen, 1306 vermält worden war. Philipp, Graf von Poitiers folgte 1316 seinem Bruder Ludwig X., als König von Frankreich; er heißt der V. oder der Lange. Seine Gemalin Jeanne regirte in seinem Namen die Grafschaft Burgund. Er starb 1321, und Johanna I. starb 1330. Ihre Tochter und Nachfolgerin in der Grafschaft, Jeanne de France, war 1318 mit Otto IV., Herzog von Burgund vermält worden. Dadurch wurden die seit dem Vertrage zu Verdün 843 getrennten Länder, das Herzogthum Burgund und die Grafschaft Burgund, 1330 wieder vereinigt.

Das Herzogthum Burgund[52]).

Dieses schöne Land, ehemals Niederburgund, dann die Bourgogne genant, gränzte östlich an die Franche Comté, südlich an die Landschaften Bresse und Beaujolois, westlich an Bourbonnais und Nivernois, nördlich an Champagne. Es begriff die ehemaligen Vasallengebiete Autúnais, Auxerrois, Auxois, Chalonnais, Charolais, Dijonnais, Maconnais, Pays de Montagne, nebst Bresse, Bugey, Valromey und Gex. Als französische Landschaft war es ein General- und Militärgouvernement, und enthielt auf 1341 französischen oder beinahe 483 geogr. QM. 1,072,000 Einwohner. In der Revolution ward es in mehre Departements zertheilt: der Goldhügel (de la Côte d'or), der Yonne, der Saone und Loire, Nievre, Aube, Obermarne und des Ain (s. d. Art.). Als Boso 879 das Königreich Burgund errichtete, war das alte Herzogthum Burgund von diesem State abhängig. Dann aber, als das trasjuranische Königreich 888 entstand, gelangte Niederburgund, durch seine Lage in der Mitte von beiden burgundischen Reichen und von Frankreich, wo Karl der Einfältige den machtlosen Thron besaß, und durch die Zeitverhältnisse vielfach begünstigt, unter seinem Herzog Richard dem Richter (Duc Justicier de Bourgogne) zur Unabhängigkeit. Herzog Richard, vormals Graf von Autün, der Bruder Boso's, des Stifters des burgundischen Königreichs, erkannte nach dessen Tode 887, die Oberhoheit dessen Sohnes und Nachfolgers Ludwig (Bosonides) nicht an, und verband sich zur Behauptung seiner Selbständigkeit mit Rudolf I., König des transjuranischen Burgunds, der ihm 888 seine Schwester Adelheid (Adélaide) zur Gemalin gab (s. ob. Abschn. II.). Ihm folgte (922) als Herzog von Burgund sein Sohn Rudolf (Raoul), der von den mit Karls des Einfältigen Regirung unzufriedenen französischen Großen, auf den Rath seines Schwagers Hugo des Weißen oder des Großen, 923 zum Könige gewählt und zu Soissons gekrönt ward (s. Rudolf, König von Frankreich). Er starb 936 ohne Erben, so auch seine Brüder, Boso, Graf von Burgund, und Hugo der Schwarze, Markgraf von Burgund; der letztere mußte aber Hugo dem Großen, dem Sohne Roberts I., Königs von Frankreich, die Hälfte der Provinz überlassen. Von Hugo des Schwarzen Schwester und Erbin Irmengarde, der Gemalin Giselberts, Grafen von Burgund, wurde die Tochter Ludegardis, Richards Enkelin, mit Otto, dem Bruder des Königs Hugo Capet's, Stammvaters der Könige von Frankreich, vermält, und dadurch ganz Niederburgund wieder vereinigt. An diesen Otto oder Odo, der von seinem Vater Hugo dem Großen (Herzog von Frankreich, Burgund und Aquitanien), 956 dessen Antheil an dem Herzogthum Burgund geerbt hatte, reihen sich an die älteren Herzoge von Burgund. Nach Otto's Tode folgte ihm sein Bruder Heinrich. Beide waren Vasallen ihres Bruders Hugo Capet's, Königs von Frankreich. Unter ihnen besaßen das Land jenseit der Saone als Vasallen der Herzoge von Burgund, verschiedene Große, unter denen die Grafen von Macon, Auxonne, Chalons, Nevers, Auxerre und das Haus Vergi die angesehensten waren. Nach Heinrichs unbeerbtem Tode 1001 fiel das Herzogthum Burgund dem Könige Robert II., (Hugo Capets Sohne) theils als Kronlehn, theils als Erbschaft zu; allein er mußte um den Besitz desselben mit Heinrichs Stiefsohne, dem oben erwähnten Grafen Otto Wilhelm von Hochburgund, 5 Jahre lang kämpfen, ehe sich die Burgunder ihm unterwarfen[53]). Otto Wilhelm ward über die Saone zurück getrieben und auf Hochburgund beschränkt. König Robert aber gab das Herzogthum seinem zweiten Sohne Heinrich, der es hernach, als er 1031 den königl. Thron bestieg, seinem jüngern Bruder Robert abtrat. Dieser Robert I., Hugo Capets Enkel, ist der eigentliche Stammvater der ersten königlichen Linie der Herzoge von Burgund, die fast 330 Jahre lang von Frankreichs Königen abhängig regirte. Nach Roberts I. Tode, folgten, da sein Sohn Heinrich vor ihm gestorben war, nach einander seine Enkel: Hugo und Otto I., deren jüngerer Bruder, Heinrich, Graf von Portugal wurde, und daselbst die burgundische Linie stiftete (1095—1383). Damals lebte der berühmte Bernhard von Clairvaux (s. d. Art.) ein geb. Burgunder, nachher Abt des von ihm neu geordneten Cistercienser- oder Bernhardiherordens, zu Cisteaux, dem Mittelpunkte von 3600 Klöstern dieser Regel, wo die Herzoge von Burgund des ältern Hauses begraben liegen. Auf Otto I. folgten in gerader Abstammung als Herzoge von Burgund Hugo II., Otto II., Hugo III., Otto III., Hugo IV. und Robert II.; diesem aber nach einander dessen Söhne: Hugo V. u. Otto IV., dessen Gemalin Johanne, Philipps V., Königs von Frankreich Tochter, als Erbin der Franche-Comté, dieses Land mit dem Herzogthum Burgund vereinigte (s. oben). Otto's IV. Sohn, Philipp, starb 1346 vor dem Vater, und dessen Sohn Philipp (de Rouvre, von dem Schlosse so genant, wo er geboren war, und wo er starb), der letzte Herzog von Burgund älterer Linie, 15 Jahre alt, starb 1361. Das Herzogthum Burgund, dessen Geschichte während dieser Zeit in die allgemeine Geschichte von Frankreich gehört, fiel jetzt an die Krone zurück, theils als ein Lehn, theils aus dem Grunde der nächsten Verwandtschaft, indem Königs Johann des Guten Mutter, Johanne, die Tochter des Herzogs Roberts II. v. Burgund

52) *Andr. du Chesne* Hist. généalog. des Ducs de Bourgogne de la Maison de France, Par. 1628. 4.

53) Meusel's Gesch. v. Frankreich I. S. 319.

und die Schwester des Großvaters des Herz. Philipps de Rouvre war. Allein König Johann der Gute belehnte damit 1363, zu Frankreichs Nachtheil, seinen jüngsten Prinzen, Philipp den Kühnen, den er zugleich zum ersten Pair von Frankreich erklärte.

Mit Philipp dem Kühnen, dem Stammvater des neuburgundischen Hauses, oder der jüngeren königl. französischen Linie, begint die Macht dieses Stats und der Ruhm des glänzendsten Hofes des Mittelalters. Nach Philipps de Rouvre Tode war zwar die Franche-Comté nebst Artois, nach dem Rechte der weiblichen Erbfolge, an Margarethe von Flandern, Enkelin Philipps des Langen und Jeanne I., und Braut Philipps de Rouvre gefallen. Allein durch die Vermälung Philipps des Kühnen 1369 mit dieser Tochter und Erbin Ludwig III., des letzten Grafen von Flandern, vereinigte er nach dem Tode seines Schwiegervaters 1382, nicht nur die Franche-Comté und Artois, wieder mit Burgund, sondern erwarb auch Flandern, Nevers, Rethel, Mecheln und Antwerpen. Er starb tief verschuldet 1404. Sein Sohn und Nachfolger Herzog Johann der Unerschrockene, der den Herzog Ludwig von Orleans in Paris 1407 ermorden ließ, ward unter den Augen des Dauphins 1419 auf der Brücke zu Montereau ermordet (vgl. die Art. Armagnac und Karl VI. von Frankreich). Dessen Sohn und Nachfolger Philipp (Graf von Charolais) der Gute, vergrößerte den burgundischen Stat durch die 1428 erkaufte Grafschaft Namur; sodann nahm er 1430, die Herzogthümer Brabant und Limburg, nach dem Tode des letzten Herzogs Philipp, seines Neffen in Besitz, hierauf entzog er vertragsweise und mit Gewalt 1433 der Jacobäa (Jacqueline) Tochter des letzten Grafen Wilhelm VI. von Hennegau und Holland aus dem baierschen Hause, Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, endlich kaufte er 1443 Luxemburg und die Grafschaft Chiny; außerdem erwarb er durch den Vergleich zu Arras von Ludwig XI. von Frankreich 1435 noch andre Besitzungen. Er hatte den 10. Jan. 1430 zu Brügge den Orden des goldnen Vließes (s. d. Art.) gestiftet, und starb 1467. Ihm folgte sein Sohn Karl der Kühne, der zuletzt noch 1473 durch Kauf Geldern und Zütphen mit Burgund vereinigte, und als er 1477, in dem Kriege mit der Schweiz, nach der Schlacht bei Nancy, sein Leben verlor, den Mannsstamm des jüngeren burgundischen Hauses beschloß [54]). Die Geschichte dieser vier Herzoge von Burgund, welche sich durch die glänzendsten Eigenschaften auszeichneten, nicht nur im Kriege durch ritterliche Tugenden, sondern auch durch die Weisheit ihrer Verwaltung, wird unter den besondern biographischen Artikeln ihres Namens, erzählt werden. Das frühere Schicksal der einzelen Provinzen der Niederlande aber wird in den Artikeln dieser Länder vorkommen.

So erhob sich das neue Herzogthum Burgund durch Heirathen, Kauf und Vermächtnisse zu einem mächtigen State, der schwer auf Frankreich drückte, als hier die Parteien Burgund und Orleans den Bürgerkrieg entzündeten (s. d. Art. Karl VI. u. VII.). Die Macht Burgunds entschied das Schicksal Frankreichs in den Kriegen mit England, bis zu dem Vertrag von Arras 1435, in welchem Philipp der Gute von England sich trennte. Zugleich hatten sich die innern Kräfte von Burgund so entwickelt, daß alle Hilfsquellen des Nationalwohlstandes, Landbau, Gewerbe, Handel und bildende Künste, hier voller strömten, als in irgend einem Lande von Europa. So waren z. B. die flandrischen und brabantischen Tuchmanufakturen, die Kunsttapetenweberei in Arras u. a. a. O. die ersten und berühmtesten in Europa. Auch blühten die Leinwandwebereien in Holland und Flandern, so wie alle Arten von Handwerken in den Niederlanden, am meisten in dem 13. und 14. Jahrhunderte. Brügge war der Mittelpunkt des niederländischen und beinahe des europäischen Handels, der Stapelplatz der ausgeführten Waren der Hanse, Italiens, Konstantinopels und mehrer Länder (bis 1482). Die Niederländer, welche mit eigenen Fabrikaten, Tüchern und feinen Webereien einen ausgedehnten Handel trieben, nahmen (vorzüglich die Holländer und Seeländer) im 15. Jahrhunderte auch an dem Handel in der Ostsee großen Antheil. Man kannte die Niederländer als die kühnsten Schiffer. Zugleich entfaltete hier die teutsche Kunst in der Malerei und Sculptur ihre herrlichsten Blüthen, weil sie am Hofe Pflege und Unterstützung fand. Damals lebten am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrh. die berühmten Maler, die Brüder Hubert und Johann van Eyck, Rogier van Brügge, Hans Hemmling u. A. zu Brügge. Die Eycks lebten später zu Gent, wo sie ein großes Werk ausführten, das ihnen der Herzog Philipp der Gute übertragen hatte [55]). An jenem glänzenden Hofe hatten die Künstler vielfache Gelegenheit, ihren Geschmack auszubilden; daher die außerordentliche Naturwahrheit in ihren Darstellungen. Insbesondre ward durch Joh. van Eyck die Einführung der Ölmalerei bewirkt, indem er den Gebrauch, die Farben mit Öl zu mischen, für die Kunst vervollkomnete und dadurch wahrhaft die Ölmalerei gründete. Eben so neu und trefflich war er in der Glasmalerei. Überhaupt bildete Joh. van Eyck die Kunst so aus, daß man ihn als den Vater der neuen Kunst ansehen kann *). Mit Kunstfleiß und Handel, bei großer Volksmenge und wachsenden Reichthümern verbanden die Niederländer, schon ehe sie burgundisch wurden, einen unternehmenden, zum Theil unruhigen Geist und Liebe zu den Waffen, besonders die Genter. Eben so früh genossen aber auch die Bewohner der niederländischen Herrschaften große Freiheiten; die nothwendigen Bedingungen des Daseyns und Wohlstandes, zumal da, wo Arbeit und Fleis der Natur Alles abkämpfen müssen. Schon um die Mitte des 12. und dann im 13. Jahrh. erfreuten sich die Städte in Flandern, Brabant und Holland eines städtischen Regiments. Mit Ausnahme einiger niederländischen Staten aber waren Sprache, Sitten und Lebensart durchaus französisch; doch fing sich bei der Abneigung, welche die Völker Burgunds von Frankreich trennte, eine eigene Mund-

54) *Anselme* Hist. généalogique et chronolog. de la maison royale de France, T. I., p. 239 sqq. *Ponti Heuteri* Rerum Burgund. LL. VI. Hag. Com. 1639. 8. *de Fabert* Hist. des Ducs de Bourgogne. Cologne 1689.

55) Die jetzt im pariser Museum befindl. Anbetung des Lammes, ein Gemälde, das in seinen verschiedenen Theilen über 300 Figuren enthält; auf Holz mit Flügelthüren. *) S. Joh. Schopenhauer: Johann van Eyck und seine Nachfolger.

art an zu bilden. — Am herrlichsten blühte der burgundische Stat auf unter der beinahe 50jährigen Verwaltung Philipps des Guten, der die Schranken der Gesetze und die Verfassung der Stände achtete. Das Einkommen, die Gerechtigkeitspflege und die ganze Verwaltung waren trefflich geordnet. Auch die Wissenschaften wurden geachtet. Philipp hinterließ eine reiche und prächtige Büchersamlung. Die Hofhaltung dieses großen Herzogs des Abendlandes, wie ihn der Orient nannte, war die prächtigste in Europa, und die Formen des Hoflebens bildeten den Adel zu feineren Sitten. Nirgends wurden so glänzende Ritterfeste gefeiert, als zu Brügge, Gent u. a. a. O. [56]). Dadurch ward die burgundische Hofordnung das Muster für die spätere des Hauses Habsburg in Spanien und in Teutschland. Seitdem steht der Adel zunächst um die Person der Fürsten und Könige, zwischen dem Throne und der Nation. Auch das burgundische Heer zeichnete sich durch Waffenübung und Mannszucht, so wie Adel und Städte durch kriegerischen Geist aus, vorzüglich unter Karls des Kühnen Regirung. Denn das Haus Burgund hielt im Frieden, um die Unterthanen nicht mit Auflagen zu beschweren, kein stehendes Heer, sondern nur eine Art Miliz. Erst Karl der Kühne errichtete eine Ordonnanz, oder ein stehendes Heer 1472 [57]). Jener Geist zeigte sich, als bei großen Prunkfesten und Hofbanqueten, 1454 zu Ryssel, von dem Herzog Philipp, von seinem Sohne Karl und von dem Adel das Fasanen-Gelübde zur Vertreibung der Türken aus Europa abgelegt wurde [58]), dessen Vollziehung aber des Kaisers Friedrichs III. Unthätigkeit verhinderte.

Die äußeren Verhältnisse Burgunds, Ludwigs XI. hinterlistige Statskunst, Karls des Kühnen ehrgeizige Plane, berechnet auf die Hand seiner Tochter und Erbin, und sein Rachgefühl im burgundischen Kriege mit der Schweiz, führten den Untergang dieses blühenden und mächtigen States herbei. Zwischen Burgund und der Schweiz hatte bisher eine natürliche Freundschaft obgewaltet, da beide vor der arglistigen Politik Ludwigs XI. von Frankreich auf ihrer Hut seyn mußten. Auch gewannen die weise Güte und der Glanz Philipps den Adel und das Volk in der Schweiz so für Burgund, daß Schweizer an dem Tage von Montlheri (16. Jul. 1465) in dem Heere des burgundischen Erbprinzen Karl (Grafen von Charolais), der an die Spitze des sogenannten Bundes für das allgemeine Beste getreten war, gegen Ludwig XI. tapfer mit fochten (s. d. Art. Ludwig XI. von Frankreich) [59]). Als der König den Bund trennte (1465), mußte er an Burgund nicht nur alle die Orte zwischen dem Meere, der Somme und Schelde, die K. Karl VIII. durch den Vertrag zu Arras 1435 vom H. Philipp dem Guten erhalten hatte, jedoch mit Vorbehalt der Wiedereinlösung zurückgeben, sondern auch die Grafschaft Boulogne und Guines, mit Ausnahme von Calais, abtreten; außerdem ward Flandern von den Appellationen an das Parlament zu Paris befreit. Je härter dieser Vergleich für Frankreich war, um so mehr suchte Burgund sich durch Bundesgenossen zu verstärken, und den schweizer Adel durch ritterliche Hoffeste an sich zu ziehen. Zürich, Bern, Freiburg und Solothurn schlossen daher 1467 mit Philipp und Karl v. Burgund einen Verein zu gegenseitiger Freundschaft, der jedoch 1470 durch ähnliche Vereine mit Ludwig XI., unwirksam wurde. Aber auch den innern Frieden in den burgundischen Niederlanden störten Ludwigs XI. geheime Ränke, und brachten mehrmals in Gent, Mecheln und Lüttich unruhige Bewegungen hervor, die jedoch von Philipp und von Karl durch kräftige Maßregeln, vorzüglich im J. 1468, unterdrückt wurden (s. d. Art. Lüttich), nachdem Karl mit Ludwig XI. zu Peronne sich verglichen hatte. Allein bald darauf traten Frankreich und Burgund, in den Kronstreit der Häuser Lancaster und York in England verflochten, wieder gegen einander feindlich auf, wo die Persönlichkeit beider Fürsten [60]), und der treulose Charakter der damaligen Politik, zum Unglück der Provinzen, die gegenseitige Erbitterung auf das Höchste trieb. Karl wurde von Ludwig überlistet, und verwickelte sich durch seine Heftigkeit in zwecklose kriegerische Unternehmungen. Noch mehr Feinde erregte ihm sein Stolz; daher mislang sein Plan, die burgundischen Länder als Königreich zu einem Statskörper zu vereinigen, und selbst zum Reichsvicar in den Reichsländern am linken Rheinufer ernant zu werden. Schon war Kaiser Friedrich III., mit welchem Karl zu Trier (Okt. 1473) eine Zusammenkunft hatte, bei welcher Gelegenheit er eine außerordentliche Pracht zeigte [61]), geneigt, dies zu bewilligen, wenn Karl vorher die Vermählung seiner Tochter und Erbin Maria mit Maximilian von Östreich vollziehen ließe; allein Karl verlangte, daß ihn der Kaiser zuerst zum Könige und Reichsvicar erklären sollte. Dies hielt die Entscheidung des unentschlossenen Friedrichs III. auf. Endlich bestimmte die schriftliche Warnung Ludwigs XI., daß er dem ehrgeizigen Karl nicht willfahren möchte, den ohnehin argwöhnischen und durch Karls anmaßende Pracht beleidigten Kaiser, Trier schnell zu verlassen und die Sache zu verschieben. Mit gleichem Erfolg erregte Ludwig XI. die Eifersucht der Eid-

56) Die Sitten und Gebräuche des 15. Jahrh., insbesondere die an dem burgundischen Hofe, lernt man am treusten und vollständigsten aus den naiven Schilderungen eines Augenzeugen kennen, der selbst an dem Hofe der Herzoge von Burgund gelebt zu haben scheint, aus den erst 1822 nach der Handschrift gedruckten Mémoires de *Duclercq*, imprimés sur les manuscripts du Roi, et publiés pour la première fois, par F. Baron de *Reiffenberg*. Von drei Bänden, aus denen das Ganze bestehen wird, erschien zuerst der dritte Band zu Brüssel 1822. Diese Mémoires sind in der alten Sprache abgefaßt. Unter andern beschreibt Duclercq auch die barbarischen Strafen, welche damals noch über die Unglücklichen, die man des Verbrechens der Hexerei (vaulderie) bezichtigte, verhängt wurden. Kürzlich hat die histor. Klasse der Akademie der Wissenschaften und Literatur zu Brüssel unter ihren Preisaufgaben für 1824, ein Gemälde verlangt von dem Hofe und der Regirung Philipps des Guten, vornehmlich in Bezug auf die damals bestehenden Handelsverhältnisse, welche die mannigfachen Erzeugnisse der Levante und Italiens, nebst den Kunst- und Industriezweigen dieser Länder an die niederländischen Küsten hinbrachten. 57) Joh. v. Müller's W. Th. 24. S. 10 fg. Im Kriege brachte Karl sein Heer auf 60 bis 80,000 M. 58) Pont. Heut. p. 331 sqq. Mém. sur l'ancienne chevalerie, par M. de la Curne de St. Palaye. T. I. P. III. p. 187—194.

59) Joh. v. Müller's Gesch. d. Schweiz. W. Th. 23. S. 406. 60) Joh. v. Müller schildert beide Fürsten meisterhaft, a. a. O. Th. 24. S. 3 fgg. 61) Joh. v. Müller W. Th. 24. S. 24.

genossen, welchen des eben so stolzen als kühnen Herzogs von Burgund Vergrößerungsplane Gefahr zu drohen schienen. Karl hatte nämlich von Sigmund, Erzherzog von Östreich, seit 1469, pfandweise dessen Herrschaften im Sundgau, Elsaß und Breisgau erhalten. Sein Landvogt, Peter von Hagenbach, drückte diese bisher „mit ehrlicher Güte" verwalteten Landstriche mit Geßlerischer Tyrannei, jedes alte Recht, jede Form und selbst die Sitten hart und unbesonnend verletzend. Da kam Karl in das Land; erbittert und gereizt durch des Kaisers Friedrich Weigerung, achtete er nicht auf die Klagen über seinen Landvogt. Darauf verband sich Sigmund von Östreich, um seine Herrschaften wieder zu erlangen, durch Ludwigs XI. Vermittelung mit den Eidgenossen, und legte die Einlösungssumme in Basel nieder. Allein Karl verlangte, dies sollte zu Bisanz geschehen, und rüstete sich zum Kriege. Da erhoben sich die Bürger von Breisach gegen den übermüthigen Landvogt, setzten ihn gefangen und huldigten, nebst den Einwohnern im Sundgau, dem Erzherzog Sigmund. Hagenbach ward der verübten Frevel wegen nach Urthel und Recht enthauptet (1474, 9ten Mai). Vergeblich suchte Karl die Freundschaft der Eidgenossen wieder zu erhalten; denn er hatte sich, aus Haß gegen Kaiser Friedrich III., zum Schutzherrn des Erzb. und Kurf. Ruprecht von Köln aufgeworfen und dadurch in einen Krieg mit dem teutschen Reiche verwickelt. Auch Ludwig der XI. ward damals von ihm, durch Einmischung in Englands Angelegenheiten, zum Kriege gegen Burgund gereizt, und arbeitete daher dem Herzog Karl bei den Eidgenossen entgegen. Karl mußte daher 1475 sowol mit Friedrich III. als mit Ludwig XI. sich vergleichen, um Rache an den Schweizern und deren Verbündeten, zu welchen jetzt auch der Herzog René v. Lothringen gehörte, nehmen zu können. Diese hatten bereits im Okt. 1474 den Krieg förmlich erklärt und bald darauf mit Erfolg begonnen; allein Karl drang 1475 in Lothringen ein und eroberte Nancy, das er sofort zur Hauptstadt seines neuen Reichs bestimmte. Nun beschloß er den Vernichtungskrieg gegen die Schweiz[62]); aber in den Tagen bei Granson (3. März 1476) und bei Murten (22. Jun.) siegte die Tapferkeit des schweizerischen Landvolks über den burgundischen Adel. Hierauf vereinigte sich Ludwig XI. mit den Eidgenossen; Herzog René von Lothringen eroberte sein Herzogthum wieder, und nach der Niederlage bei Nancy (6. Jan. 1477) verlor Karl auf der Flucht das Leben. Nun zog Ludwig XI. das Herzogthum Burgund als Kronlehn ein, dann bemächtigte er sich unter mancherlei Vorwand der Grafschaft Burgund, des größten Theils von Artois, nebst Boulogne, Charolais und der durch den Vergleich zu Arras abgetretenen Plätze in der Picardie. Maria von Burgund, die Erbin des Landes, behielt alles Übrige und vermählte sich, nachdem ihr Vater 7 Prinzen mit der Hoffnung ihre Hand zu bekommen, hingehalten hatte, endlich d. 18. Sept. 1477 mit dem Erzherzoge Maximilian. Aus dieser Ehe entsprang der nachmalige Herzog von Burgund, Philipp der Schöne geb. 1478, und Margaretha geb. 1480. Nach Marias Tode (1482) erkannten die Staten von Brabant den Erzherzog Maximilian als Vormund seiner Kinder an; allein die von Flandern weigerten sich dasselbe zu thun. Maximilian sah sich daher genöthigt, mit Ludwig XI. einen Vergleich (Arras 1482, 23. Dec.) zu schließen, nach welchem die noch nicht drei Jahre alte Margaretha zur Gemalin für den Dauphin Karl bestimt und an dem französischen Hofe erzogen wurde. Als Heirathsgut behielt Ludwig die Grafschaften Artois und Burgund, nebst den Herrlichkeiten Maconnois, Auxerrois, Salins und Bar an der Seine. Dennoch dauerte in Flandern der Widerstand gegen Maximilians Vormundschaft noch bis 1488 fort. In derselben Zeit brach ein neuer Krieg zwischen Maximilian und Karl VIII. von Frankreich aus, indem Karl die Herzogin Anna von Bretagne (s. d. Art.), die bereits mit Maximilian durch dessen Bevollmächtigten vermält war, nöthigte, ihm ihre Hand zu geben, worauf er seine Braut, die Erzherzogin Margaretha, dem Vater zurück schickte; es kam jedoch schon 1493 zu Senlis zu einem Vergleiche, nach welchem Karl VIII. Hochburgund, Artois, Charolois und Noyer an Maximilian zurückgab.

Seit dieser Zeit wurde für den burgundischen Stat gewöhnlich der Name der Niederlande (s. d. Art.) gebraucht. Der Erzherzog Philipp verwaltete diese Provinzen selbst seit 1494 (s. d. Art Philipp der Schöne, von Östreich, Herz. von Burgund); seine Gemalin, die Infantin Johanna, wurde die Erbin der ganzen spanischen Monarchie. Sie verlor ihren Verstand und 1506 ihren Gemal, worauf die Stände der niederländischen Provinz dem Kaiser Maximilian die Regirung, während der Minderjährigkeit seiner Enkel Karl (V.) und Ferdinand (I.) übertrugen. Der Kaiser ernannte nun seine und Mariens Tochter, Margaretha, die mit dem Herzog Philibert von Savoyen vermält gewesen war, zur allgemeinen Statthalterin in den Niederlanden, wo sie seit 1515 mit Genehmigung ihres Neffen, des Erzherzogs Karl (1519. Karl V.), als Gouvernante die Regirung bis zu ihrem Tode 1530, mit größter Klugheit führte. In der Zwischenzeit hatte zwar Karl V. seinem besiegten Nebenbuhler, dem Könige Franz I., in dem Frieden zu Madrid 1526 die Zurückgabe des Herzogthums Burgund auferlegt; allein er bestand in den späteren Friedensschlüssen (1529 u. flg.) nicht mehr auf dieser Zurückgabe. Seitdem ist das eigentliche Herzogthum Burgund (Bourgogne) eine französische Provinz geblieben. In den Niederlanden selbst, die Karl V. sämtlich von 1515 bis 1536, an sein Haus brachte, ward, unter ihm und Philipp II. (seit 1556) mit der alten Freiheit auch der altburgundische Wohlstand von Flandern vernichtet, indem der Handel von Brügge sich (schon seit 1482) immer mehr nach Antwerpen zog, die stolze Hauptstadt Gent aber ihre hartnäckige Widersetzlichkeit bei der Steuerbewilligung mit dem Verfall ihres Gewerbfleißes büßte. Die fernern Schicksale dieser Provinzen gehören in die Geschichte des auf dem Congresse zu Wien durch die Acte vom 21. Juli 1814, errichteten Königreichs der Niederlande. Der stolze Name von Burgund verschwand aus dem Statensysteme von Europa; und die Bewohner der beiden Länder, die

62) Die Geschichte dieses burgundischen Krieges erzählt Joh. v. Müller W. Th. 24, S. 61 fgg. und Jäger in der Gesch. Karls des Kühnen. Nürnberg 1795.

ihren alten Namen behielten, Bourgogne und Franche-Comté, verschmolzen immer mehr, dort seit 1477, hier seit 1678, mit der französischen Nation in ein politisches Ganze. Dadurch ward der erste Grund zu Frankreichs Macht unter Ludwigs XIV. Regirung gelegt. Hochburgund insbesondre sicherte die Gränze des Königreichs gegen die Schweiz und der Besitz von beiden erleichterte den späteren Fortschritt der französischen Waffen, gegen die Niederlande und das teutsche Reich. Nur in dem burgundischen Kreise (s. d. folg. Art.) und in dem teutschen Statsrecht dauerte die Erinnerung an die alten längst zerrissenen oder aufgelösten Verhältnisse der burgundischen Provinzen zu dem heil. römischen Reiche teutscher Nation noch fort, bis auch hier die französische Revolution einen neuen Zustand der politischen Ordnung vorbereitete [63]). (*Hasse.*)

Burgundischer Kreis. Der zweite von den zehn politischen Körpern des teutschen Reichs, die unter dem Namen der Reichskreise vom Kaiser Maximilian I. im J. 1512 errichtet wurden, um die reichsgesetzliche Ordnung zu sichern und eine vollziehende Gewalt zu begründen, war der burgundische Kreis. Er bestand anfangs aus den 17 Provinzen der Niederlande [64]) und aus der Freigrafschaft Burgund. Aber die Verbindung desselben mit dem Reiche ward schon durch Karl V., auf dem Reichstage zu Augsburg mittels des burgundischen Vertrags 1548 sehr geschwächt, indem die Provinzen dieses Kreises der Oberherrschaft des teutschen Reichs entzogen wurden, jedoch so, daß dem Reiche die Verbindlichkeit blieb, sie zu beschützen. Dafür verpflichtete Karl V. sich und seine Nachkommen, zu des Reiches Schutz an Reichsanlagen so viel als zwei Kurfürsten zu geben. Vermöge dieses Vertrags haben in der Folge, seit 1556, die Könige von Spanien, als Beherrscher der Niederlande, geborne Niederländer als Minister oder burgundische Gesandte auf den Reichstag verschickt, auch über hundert Jahre an dem Reichskammergericht einen, später zwei Beamte unter dem Titel Advokaten oder Procuratoren unterhalten [65]). Von jenen 17 Provinzen trennten sich 1579 durch die Union zu Utrecht sieben, nachmals Republik der vereinigten Niederlande genant, welche Spanien im Frieden zu Münster 1648 (30. Januar) anerkannte, und ihr noch einige Stücke von Flandern und Brabant überließ. Darauf erklärte das teutsche Reich in dem westfälischen Frieden (Okt. 1648) die Unabhängigkeit dieses Theils des burgundischen Kreises, als eines besondern States. Andere Stücke (die nachmaligen französischen Niederlande) riß Frankreich von dem burgundischen Kreise ab durch den pyrenäischen Frieden 1659 und durch den aachner Frieden 1668 (s. d. Art.). Dann behielt es im nimweger Frieden 1678 die eroberte Freigrafschaft oder Hochburgund, nebst einigen Orten in den Niederlanden; in Folge des utrechter und rastadter Friedens 1713 fg. kamen die noch übrigen spanischen Niederlande, oder der burgundische Kreis an Östreich, mit Ausnahme einiger Orte, die an die Republik der vereinigten Niederlande durch den Barrieretractat 1718 (s. d. Art.) abgetreten wurden. Später wollte Joseph II. dem Hause Pfalz für Baiern die östreichischen Niederlande unter dem Namen: Königreich Burgund, überlassen; allein Friedrich II. verhinderte die Ausführung dieses Planes. Seitdem bestand der burgundische Kreis, in der Ordnung der nächste nach dem östreichischen, bis zu dem lüneviller Frieden 1801, durch den er an Frankreich abgetreten wurde, aus sieben Provinzen, die sämtlich von einem östreichischen Generalgouverneur, der nebst allen hohen Behörden seinen Sitz zu Brüssel hatte, landsässig regirt wurden. Das höchste Gericht für die östreich. Niederlande hatte seinen Sitz zu Mecheln. Jene 7 Provinzen folgten so aufeinander: 1) der größte Theil des Herzogthums Brabant (s. d. Art.) mit Antwerpen und Mecheln; 2) ein Theil des Herzogthums Limburg; 3) der größte Theil des Herzogth. Luxemburg; 4) ein Theil des Herzogth. Geldern [66]); 5) ein Theil der Grafsch. Flandern; 6) ein Theil der Grafsch. Hennegau, und 7) die Grafsch. Namur, zusammen 469 □M. 1,600,000 Einw. und an 6 Mill. Gulden Einkünfte. Zur Unterhaltung des Kammergerichts, für welches der Kreis einen Assessor präsentirte, trug er zu jedem Ziel 507 Thlr. 23¼ Kr. bei. Die Franzosen eroberten das Land 1794, und theilten es in 7 Departements: Lys, Schelde, Jemappe, Dyle, beide Nethen, Sambre, Ourthe, Niedermaas, Wälder. Am Ende des J. 1813 besetzten dieses Land (Belgien) die Verbündeten, und der wiener Congreß vereinigte es, nebst dem vormaligen Hochstift Lüttich, mit Ausnahme dessen, was an Preußen abgetreten wurde, durch die Acte vom 21. Juli 1814, mit Holland zu dem Königreiche der Niederlande (s. d. Art.). Das zum Großherzogthum erhobene Luxemburg (s. d. Artikel) wurde zwar ein Stat des teutschen Bundes, blieb aber eine königlich niederländische Provinz. (*Hasse.*)

Burgunder Weine. Die Weine, die Bourgogne erzeugt, nehmen den zweiten Rang unter allen französischen Weinen ein: sie sind nicht allein für den Gaumen angenehm, sondern auch gesund und stärkend für Brust u. Magen, und theilen sich in rothe und weiße ab; doch sind jene im Ganzen von größerer Quantität und besserer Qualität, und vertragen den Transport leichter, als diese. Man theilt die Burgunderweine in 4 Klassen ein. Zur ersten Klasse gehören die herrlichen Weine, die bei Nuits an der Côte Nuitonne wachsen, der Romanée, in Kirchspiele Vosnes, der Clos de Vougeot, der St. George und Richebourg, dann die aus den Bezirken Chagny und Puligny, wozu der feurige Chambertin und

63) Eine Übersicht des Schicksals der burgundischen Länder bis dahin gibt Wolfg. Jäger in s. Gesch. Karls des Kühnen. Nürnberg 1795. S. 168 fgg.

64) Diese bestanden aus vier Herzogthümern: Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern; sieben Grafschaften: Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namur und Zütphen; der Markgrafschaft Antwerpen und den fünf Herrlichkeiten: Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel und Gröningen. — Geldern, Zütphen, Friesland, Utrecht, Oberyssel und Gröningen (zusammen die neuen Niederlande genant), hatte Karl V. mit den alten Niederlanden durch Erbanfall und Unterhandlung vereinigt.

65) Der Gesandte von Burgund hatte im Reichsfürstenrathe auf der geistlichen Bank gleich nach Östreich Sitz und Stimme.

66) Das übrige Gelderland gehörte theils der Rep. Holland, theils war es im utrechter Frieden an Preußen abgetreten worden, ohne mit dem Reiche in Verbindung zu bleiben.

der weiße Montrachè gehören. Alle diese Weine werden die Queue zu 480 Bouteillen mit 200 bis 500 Gulden Conv. M. bezahlt, und halten sich unter allen Bourgognerweinen am längsten. Den zweiten Rang nehmen die rothen und weißen Gewächse von Volney, worunter der Primeur unbestritten zur ersten Klasse gehört, der Pomard, der Chossagne, der Beauner, Cortot Chablis und Auxerre ein; sie stehen der ersten Klasse an Güte wenig nach, sind aber um ¼ niedriger im Preise. Auch sie dienen fast allein zur Ausfuhr. Zur dritten Klasse zählt man die Gewächse von Mursault, Morey, Puligny, Savigny, Alose, Chambolles, Mercurey, Sautenay, Tout-Grain und Auxerre; zur vierten Kl. die Marcsd'or, Violettes und Ponneaux, die fast sämtlich als Tischweine in Frankreich selbst vertrunken, zum Theile aber auch wol den erstern untergeschoben werden. Das Departement Côte d'or erzeugt die meisten und edelsten dieser Gewächse; es besitzt 49,368 Arpens Weingärten, die 1806. 322,842 Pieces, jede zu 210 Pinten, Wein zur Kelter lieferten; das Dep. Yonne keltert jährlich 115,500, das Depart. Saone Loire 110,000 Oxhofte; überhaupt kann man annehmen, daß im Durchschnitte, gute gegen schlechte Jahre gerechnet, das vormalige Bourgogne 500,000 Oxhofte zu 240 Bouteillen hervorbringt, wovon für 3 Mill. Franken oder 865,590 Guld. zur Ausfuhr kommen. Rechnet man im Durchschnitte die Queue oder das doppelte Oxhoft zu 100 Gulden, so würden jährlich zwischen 17,000 bis 18,000 Oxhofte in das Ausland gehen. Den größern Theil davon zieht Teutschland, wo er besonders in der Mitte und im Norden als Desertwein stark getrunken wird, einen kleinen Theil England; der Rest geht nach Rußland, die Schweiz und Schweden, doch vertragen nicht alle Sorten den Seetransport und viele können nur zu Lande vertrieben, die schlechtern müssen zu Hause vertrunken werden. Die größten Geschäfte in Bourgognerweinen macht Beaune, dann Nuits, Maçon, Dijon, Auxonne und Avalon. (*Hassel.*)

BURGUNDIUS, auch **Burgundio** oder **Bercuntio**, war Richter zu Pisa, und wurde, da er der griech. Sprache kundig war, von dieser Stadt zweimal an den Hof von Konstantinopel gesandt. Er starb 1194. Von ihm, nicht von Bulgarus, Bandinus oder Bergolinus von Pistoja, rührt die latein. Übersetzung der griechischen Stellen in den Pandekten her, jedoch mit Ausnahme derjenigen, welche sich im 27. Buche derselben finden, und von denen die Übersetzung bedeutend älter ist†). (*Spangenberg.*)

Burgundius, Nic., s. **Bourgoing.**

Burgvoigt, s. **Burg.**

BURGWEDEL, Amtsvogtei in der hanöv. Landdrostei Lüneburg. Es umfaßt etwa 390 □M. oder 80,043 kalenb. Morgen, wird von der Wietze bewässert, hat völlig ebenen Boden, nur etwas Gebüsch und bei dem großen Warmbüchner und Oldhorster Torfmoore, die eine Menge Torf zur Ausfuhr liefern. Der Flachsbau ist sehr ausgedehnt, Buchweizen die häufigste Brodfrucht, die Schafe tragen Schnuckenwolle; es wird vieles Federvieh aufgezogen, Hammel gemästet und jährlich 5000 Bund Garn in den Handel gebracht. 1821 zählte die Amtsvogtei 5554 Einw. in 9 Dörfern, 5 einzelen Höfen und 835 Häus. Der Amtssitz Großburgwedel ist ein Pfarrdorf, hat 1 Domäne, 157 Häus. und 1184 Einw., und hält 4 Jahrmärkte. (*Hassel.*)

BURGWERBEN, Pfarrdorf und Rittergut im Reg. Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, Kr. Weißenfels, ¼ St. nördl. von Weißenfels, auf dem linken Ufer der Saale, mit 55 Häus. und 263 Einw., die zum Theil von der Winzerarbeit in den königl. Weinbergen, z. B. Zeiselberg, Petersberg und Niederberg und von dem Handel mit hier gefangenen Lerchen nach Leipzig, leben. Der Ort hieß im Mittelalter Wirbeni, und war der Sitz einer besondern Grafschaft. Auch hatte von ihm einer der 3 Gerichtsstühle des vormals sächsischen Amtes Weißenfels den Namen, in dessen 20 Dörfern 1789, 816 Häuser und 3500 Selen waren. Zwischen Burgwerben und dem nahen Filialdorfe Kriechau standen 1641 erst der schwedische General Torstenson und dann Herzog Bernhard von Weimar in verschanzten Lagern. Auf dem Kirchhofe findet man die einfache Grabstätte des ehemaligen leipziger Professor und Dichters Carl Heinrich Heydenreich, der hier die letzten leidenvollen Jahre seines Lebens zubrachte, und am 20. April 1801 starb. (*Stein.*)

Burg-Windheim, s. **Windheim.**

BURHAFE, ein Kirchdorf im Butjaderlande, mit einem Amtsgericht zum Kreise Ovelgönne gehörig, hat mit den eingepfarrten Ortschaften Isens, Sillens, Holwarden, Siuggewarden, Sinsum, Folderwarden 259 Feuerst. und 1185 Einw., die sich auf ihrem mildartigen Kleyboden von Ackerbau und Viehzucht größtentheils nähren, eine hoch liegende lutherische Kirche mit einem Glockenthurm. Jährlich wird ein Markt gehalten; in dem Dorfe wohnen Kaufleute, Wirthe und Handwerker neben den Landwirthen. (*Hollmann.*)

BURHAMPUR, Stadt im Distrikte und Provinz Khandesh der brit. Präs. Bengalen. Sie liegt am Tati, hat 1 Fort, einen beträchtlichen Umfang und gute Manufakturen in Baumwolle. (*Hassel.*)

Burhinus, s. **Charadrius magnirostris.**

Buri, s. am Ende des Buchstabens B.

BURI (Friedrich Karl von), landgräfl. hessendarmst. geheimer Rath, geb. d. 22. Aug. 1702 zu Scharnebeck bei Lüneburg, gest. d. 7. Dec. 1767 zu Darmstadt, hatte seit 1721 zu Helmstädt studirt und benutzte 1731 als Führer eines jungen v. Klinkowström seinen Aufenthalt zu Gießen, besonders den Umgang mit Prof. Estor, zur Erweiterung seiner juristischen Kentnisse. Im J. 1735 begleitete er den jungen Grafen Joh. Casimir von Isenburg-Birstein auf einer Reise nach Paris und übernahm ein Jahr später die Stelle eines gräfl. isenburgischen Hof- und Regirungsrathes zu Birstein. Nach gelungener Besorgung der Angelegenheiten seines Landesherrn am kaiserl. Hofe zu Wien, des Grafen Wolfgang Ernst, wodurch dieser mit seinen Nachkommen in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, ernannte ihn derselbe 1744 zum fürstl. Kanzleidirektor, und als 1746 das Direktorium des wet-

†) Vgl. *Brencmann* hist. Pand. L. I. c. 9. p. 61. *Sarti* de claris Archig. Bon. prof. T. I. P. I. p. 31. *Tiraboschi* Storia della letteratura ital. T. III. p. 300—303. *Guadagni* Diss. ad Graeca Pandect. nro. 7. p. 211 sqq. v. Savigny Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter. Bd. III. S. 445.

terauischen Grafenkollegiums an Isenburg-Birstein überging, zum Direktorialrathe, in welcher Eigenschaft B. bei der nächsten Kaiserwahl die reichsgräflichen Angelegenheiten des wetterauischen Grafenkollegiums besorgte und bei den vielen zu Frankfurt und Offenbach gehaltenen Grafentagen die Geschäfte leitete. Noch manche andere ehrenvolle Aufträge wurden ihm zu Theil; indem er z. B. 1747 im Namen seines von dem Kaiser dazu committirten Fürsten, das Schuldenwesen des Fürsten von Anhalt-Schaumburg untersuchen, 1750 dem Empfange der ersten Belehnung seines Fürsten von Seiten Würzburgs als Mitbevollmächtigter des Freiherrn von Hutten beiwohnen, und das dabei zu beobachtende Ceremoniel leiten, auch 1751 in Lehnsangelegenheiten und wegen Gränzberichtigungen eine Gesandtschaft an den Hof zu Mainz übernehmen mußte. Nachdem er im J. 1753 mit seinen Nachkommen in den Reichsadelstand erhoben worden war und noch einige Jahre zu Birstein, Offenbach und Onolzbach, zuletzt in der Eigenschaft eines Geheimenrathes, Regirungsdirektors und adeligen Bevollmächtigten, dem fürstl. Hause Isenburg gedient hatte, bewogen ihn besondere, in der Landesverwaltung eingetretene Umstände aus seinen bisherigen Amtsverhältnissen zu treten und, obwol fortdauernd dem Hause Isenburg, besonders in Lehensangelegenheiten und kaiserl. Commissionssachen dienend, auf einem bei Offenbach gelegenen isenburgischen Landgute Neuhof seine Wohnung zu nehmen: während dessen er sich zugleich als Direktorialrath des wetterauischen Grafenkollegiums, wie auch andern Reichsständen, durch Rath und That nützlich zu machen wußte. Die drei letzten Jahre seines Lebens bekleidete er die Stelle eines Geheimenrathes bei dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt. — Unter seinen Schriften, welche Strieder vollständig verzeichnet hat, werden die, worin er das teutsche Lehnrecht in Verbindung mit dem Longobardischen bearbeitete, für die vorzüglichsten gehalten. Sein erster Biograph, Christoph Weidlich, rühmt seine Schriften, weil sie eine seltene Stärke im Teutschen- und im Lehnrechte, wie auch in dem teutschen Statsrechte und in der Geschichte des Mittelalters, verrathen, und dabei in einem deutlichen, fließenden, gründlichen und bündigen Vortrage verfaßt sind. — Er besaß ein menschenfreundliches Herz und eine Bescheidenheit, wie sie den aus einem geringern Stande (Buri war eines Landpredigers Sohn) in einen höhern Erhobenen nicht immer eigen zu seyn pflegt*). (*v. Gehren.*)

BURIA, Stadt in der Prov. Venezuela in der Generalhauptmannschaft Caracas, in Südamerika, am Fluß Sarara, der durch den Portugisenfluß mit dem Apure verbunden ist. Sie hat mit dem Canton 6000 Einw. und bedeutende Viehzucht. (*Stein.*)

BURIAS, eine der Bissayerinseln im SO. von Manila, im NW. von Ticao, unter 140° 34′ L. und 13° N. Br., 3¼ Meilen lang, 1½ breit, überall mit Klippen und Scheeren umgeben, und daher gefährlich zu landen; das Innere ist jedoch fruchtbar, gut bewässert und reich an den meisten Produkten der Philippinen. Indeß ist sie eben durch ihre Lage den übrigen Inseln gefährlich geworden, indem sich darauf eine Kolonie Illanes aus Magindanoo niedergelassen hat, die von hier aus Seeräuberei treibt. (*Hassel.*)

BURIDAN (Johann), gebürtig aus Bethune, (das Geburtsjahr ist nicht bekant) war in Paris, wo er studirt und den Occam gehört hatte, Professor der Philosophie, in dem 14. Jahrh. und einigemal Prorector. Er gehört unter die ausgezeichnetern Nominalisten, und machte sich durch Vortrag und Schriften zur Erklärung der aristotelisch-philosophischen Schriften (Quaestiones super X. libr. Ethicor. Arist. Paris 1518.; Quaestiones super VIII. libr. Physicorum, in libros de anima et in pauca naturalia 1516; in Aristotelis metaphysica 1518; super VIII. libr. Politicorum Aristotelis. Paris 1500. Oxford. 1640. 4.; Sophismata. 8.) berühmt. Diese Schriften sind jetzt vergessen. Aber es leben von ihm noch fort einige Umstände seines Lebens und einige Erfindungen, beide von zweifelhafter und zweideutiger Bedeutung. Es wird von mehren Schriftstellern erzählt, eine wollüstige pariser Königin, Johanna, Gemalin Philipp V. habe Schüler in ihr Schlafgemach bringen, und nach genossener Lust in die Seine werfen lassen, einer von diesen sey auch Buridan gewesen, aber durch Schwimmen gerettet worden, (Crevier. Bayle). Da die Zeitrechnung nicht damit zusammenstimt, die Geschichtschreiber in der Person der Königin oder Prinzessin abweichen, nach Andern Buridan die Schüler von diesen lebensgefährlichen Liebesabenteuern zurückgehalten habe, so wird die Sage, wenn auch Buridan und die Königin von Einigen aus unhaltbaren Gründen gerechtfertiget worden, für eine Fabel gehalten, und Bayle, der die Sache genauer untersucht, vermißt zureichende historische Zeugnisse. Buridan soll ferner wegen einer allgemeinen Verfolgung der Nominalisten, Frankreich verlassen, und nach Teutschland gekommen, in Wien eine Schule gestiftet und Veranlassung zur Errichtung der Universität daselbst gegeben haben. (*Aventinus* annal. Boior. l. VII. c. 21). Allein von einer Verfolgung der Nominalisten zu der Zeit wissen die Geschichtschreiber und die Archive der Universität zu Paris nicht das geringste, vielmehr führt Boulay (Hist. univ. Par. T. IV.) aus denselben an, daß Buridan 1358 noch zu Paris, und gegen 60 Jahre alt war, und sein Haus der picard'schen Nation, deren Vorsteher er war, schenkte. Also ist wahrscheinlich diese Flucht Buridans wegen einer viel spätern Verfolgung seiner Partei, wo auch seine Schriften verboten wurden, erdichtet worden. In seinem Commentar über die Ethik des Aristoteles zeigte er sich als hellen Denker, und hat unter andern die schwierige Frage wegen der Freiheit, zwar nicht entschieden, aber doch die Schwierigkeit in helleres Licht gesetzt. Auf die Frage: kann der Wille unter völlig gleichen Umständen, bei völlig gleichen Gründen zu einem Entschlusse, und auch zu dem Gegentheile bestimmen, sagt er, komt es an. Verneint man die Frage, so scheint alle Freiheit zu verschwinden; bejahet man sie, so muß man ein grundloses Wollen annehmen und allen Einfluß von Grundsätzen des Verstandes auf Ent-

*) Nach Weidlichs Nachrichten von Rechtsgelehrten Th. 6., aus welchen Strieder die Lebensbeschreibung Buris in seiner hess. Gelehrten- und Schriftstellergesch. Bd. 2. S. 78—88. entlehnt hat.

schlüsse läugnen. Buridan scheint sich daher gegen die gleichgiltige Freiheit zu erklären. Die Frage: was wird ein Esel thun, der gleich stark von Hunger und Durst gequält, sich in gleichem Abstande zwischen Futter und Wasser, oder zwischen zwei Bündeln Heu von gleicher Größe und Beschaffenheit in der Mitte findet? die dem Buridan allgemein beigelegt wird und unter dem Namen des buridanischen Esels bekant ist, der Sache nach schon im Aristoteles (de coelo II, 13) vorkomt, findet sich in seinen gedruckten Schriften über die Ethik (wenn nicht vielleicht in seiner Schrift von den Sophismen) nicht. Vielleicht beruhet die Sage auf mündlicher Überlieferung. Es könnte auch wol ein von den Gegnern gebrauchter Gegengrund seyn, um den Determinismus Buridans zu bestreiten. Dem Buridan wird auch eine Erfindung in der Logik, wahrscheinlich zur Auffindung der Mittelbegriffe beigelegt, die von den spätern die Eselsbrücke benant wurde, entweder, weil sie zur Unterscheidung der fähigen und unfähigen Köpfe diente, oder weil sie von den Trägen als eine Denkmaschine gebraucht wurde. (Bayle, Brucker, Tiedemann). (*Tennemann.*)

BURIGNY (Jean Levesque de), Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris, geboren zu Reims 1692, studirte die alten Sprachen, Geschichte, Philosophie und Theologie seit 1713 zu Paris, ging einige Jahre später nach Holland, und gab daselbst 1718 — 20 mit St. Hyacinthe das aus 12 Theilen bestehende Journal: Europe savante heraus, wovon er beinahe die Hälfte bearbeitete. Die Akademie der Inschriften nahm ihn 1756 unter ihre Mitglieder auf, Ludwig XVI. gab ihm 1785 eine Pension von 2000 Livres, noch im 92. Jahre war er gesund am Geist und Körper, und starb zu Paris den 8. Oktober 1785 im 94. Jahre. Er war ein nützlicher Gelehrter und anspruchloser Schriftsteller. Seine, meistens historischen, Schriften empfehlen sich zwar weder durch besonders tiefgehende Untersuchungen, noch durch einen lebendigen, blühenden und angenehmen Vortrag, dagegen aber durch Genauigkeit im Sammeln und Verarbeiten des vorhandenen Stoffes, durch Wahrheitsliebe und Unbefangenheit. Zu den Denkschriften der Akademie der Inschriften lieferte er 34, meistens nur im Auszuge abgedruckte Abhandlungen, von welchen mehre sich auf die ältere französische Geschichte, die meisten aber auf das Alterthum überhaupt beziehen. Die vorzüglichsten unter ihnen möchten diejenigen seyn, welche die Literaturgeschichte der alten Philosophen, und das römische Sclavenwesen erläutern [1]). Unter seinen besonders erschienenen Schriften sind die Histoire générale de Sicile (von den ältesten Zeiten bis zum Wienerfrieden) à la Haye 1745. Vol. II. 4. [2]), und die Histoire des revolutions de l'empire de Constantinople depuis la fondation de cette ville jusqu' à l'an 1453, que les Turcs s'en rendirent maitres. Par. 1748 — 50. Vol. III. 12. oder ein Quartband; Teutsch, Hamb. 1754. 2 Bde. 8., bloße Compilationen, von denen Spittler sagt, daß sie sehr wol hätten ungeschrieben bleiben können. Mehr Ehre macht ihm sein mit Einsicht und Unbefangenheit geschriebener, von der römischen Curie verbotener Traité de l'autorité du Pape. 1720. Vol. IV. 12. nouv. édit. par Chiniac de la Bastide. 1782. Vol. V. 12., wozu noch des neuen Herausgebers Réponse à quelques observations sur le traité de l'autorité du Pape. 1783 komt. Dasselbe Lob gebührt seiner Histoire de la philosophie payenne, ou sentimens des Philosophes et des peuples payennes sur dieu, sur l'ame et sur les devoirs de l'homme, à la Haye 1724. Vol. II. 12. ohne Namen des Verfassers, und wieder aufgelegt mit vielen Zusätzen und Verbesserungen, unter dem Titel: La theologie payenne ou sentimens etc. Par. 1753. Vol. II. 12. Zu dem Besten, was er schrieb, gehört seine Vie de Grotius, avec l'hist. de ses ouvrages et des negotiations, auxquelles il fut employé. Par. 1752. Vol. II. 12. avec de nouvelles remarques (von dem holländischen Herausgeber). Amst. 1754. 4. oder Vol. II. 12. Teutsch. Leipz. 1755. 8. Engl. 1754. 8., und Vie d'Erasme. Par. 1757. Vol. II. 12. Teutsch (von J. C. F. Reich) mit Berichtigungen und Zusätzen von H. P. C. Henke. Halle 1782. 2 Bde. 8., besonders diese letzte Biographie, worin er von mehrern berühmten Männern Nachricht gibt, mit denen Erasmus in Verbindung stand, so wie von dessen Schriften und seinem Antheil an der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa. Wenig Werth hat seine Vie de Bossuet. 1761. 12. und Vie du cardinal du Perron. 1768. 12. [3]). (*Baur.*)

BURICHINGAS (Purihinga), mittl. Geogr. Ein kleiner Gau Alemanniens auf den schwäbischen Alpen, die Höhe, wo die Schlatt und die Steinlach (deren Gebiet ihn vom Hattenhuntare trent) die Echaz (wo der Pfullingau anstieß), die Lautter, die Scheidung von Munigesingeshuntare, die Lauchart entspringen, an welcher er mit den Alpen bis zur Stadt Vöringen herabgegangen seyn mag und zum Scheer-Gau. Wenn der Ort Buringen (Vöringen im Amte Urach) deshalb zu diesem Gau gerechnet werden müßte, weil er in dem Grafschaftssprengel des Grafen Erkenbert lag, der mehre Burichingausche Orte begriff, so würden dessen Gränzen sich nördlich bis zu den Quellen der Ems erstrecken; damit stimt aber der Umfang des konstanzischen Kapituls Wachtelsingen im Archidiakonat auf der Alp nicht, welches nicht so weit nördlich geht. Er begriff also Theile des Hohenzollerschen und der wirtembergischen Oberämter Reutlingen und Urach des Schwarzwaldkreises, auch wol Münsingen

1) Sie sind abgedruckt in den Mémoires de l'acad. des Inscr. Tom. 27. 29. 31. 37 u. 38. Außer diesen verdienen noch eine besondere Erwähnung seine Reflexions sur la necessité des citations dans les ouvrages d'érudition, et sur la manière, dont les anciens citoient; ebendas. im 34 Bde. S. 133 ff. Er beweist darin die Nothwendigkeit genauer Citate in historischen Arbeiten, aber seine Auffoderung wurde in Frankreich wenig beachtet. 2) Damit ist zu vergleichen: Lettere di Gi. Fiolatte (Gi. Evangelista de Blasi) su la storia di Sicilia de *Burigny*. Napoli 1786. Vol. III. 8. und Storia generale di Sicilia illustr. con note, addizioni etc. da Mariano Scosso e Borello. Palermo 1795. Vol. V. 4. 3) Eloge par Dacier 1786. 8. Mém. de l'acad. des Inscr. T. XLVII. Hist. p. 349. Nouv. dict. hist. Biogr. univ. T. VI. (von Jacob). Ersch's gel. Frankreich. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2 Bd. 2 Abth. 461.

und Riedlingen des Donaukreises. Goldast suchte ihn, bei seinen wenigen Hilfsmitteln, in den churischen Alpen, welches das Chron. Gottw. schon verbesserte*). (*Delius.*)

BURII, auch Buri, Burri, und Lutiburri, wol Lugibari, waren vermuthlich ein Zweig der Lygier, obgleich Tacitus Germ. 43. sie nicht diesen beizählt. Sie hatten nach den Bestimmungen Ptol. II. 11. und Tac. Germ. 43. im Westen die Markmannen zu Nachbarn, doch so, daß sie sich nordwestlich an die Semnonen anschlossen, und zwischen ihnen und den Markmannen das Gebiet der Marsegner lag, im Norden die Semnonen und Burgunder, im Osten Stämme der Lygier, und im Süden die Oser, so, daß ihr Gebiet vermuthlich die Fürstenthümer Öls, Breslau und Brieg, und die angränzenden Theile von Großpolen begriff. In Sprache und Lebensart kamen sie den Sueven nahe; doch gehörten sie nicht zu ihrem Bunde Tac. Germ. 43. Im markmannischen Kriege, woran sie Theil nahmen †), findet man sie in der Nähe von Dacien ††). (*Ricklefs.*)

BURISLAFF, auch Burisleiff, beherrschte in der letzten Hälfte des 10. Jahrh. den größten Theil der Länder an der südlichen Küste der Ostsee, — das Windland, auch Weonotland — Pommern. Nach den Traditionen war er ein mächtiger König, der durch die Vermälungen seiner drei Töchter Geira, Gunhild und Astrit zu noch größerm Rufe gelangte. Geira, die das westliche Windland als Statthalterin beherrschte, heirathete den norwegischen Prinzen Olof Trygvason, der so heldenmüthig dem Kaiser Otto II. den dänischen König Harald demüthigen half, und nach seiner Gemalin Tode sein väterliches Reich, Norwegen, beherrschte. Astrit wünschte den Jarl Sigvald, Strutharald's Sohn, dem Palna Toke den Freistat Jomsburg [Julin] abgetreten hatte, zur Ehe. Burislaff sagte sie ihm unter der Bedingung zu, daß Sigvald seinen Feind, den dänischen König Sven, gefangen nach Jomsburg führen sollte. Durch List gelang dieses, und Sven erhielt nur nach großen Aufopferungen seine Freiheit wieder. Auch mußte er der Astrit Schwester, die Gunhild, heirathen, und dem Burislaff seine Schwester Thyra zur Gemalin geben. Doch veranlaßten diese erzwungenen Verbindungen manche Bewegungen im Norden. Burislaff soll nicht lange mehr nach dem Jahr 1000 gelebt haben [1]).

(*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

*) *Neugart* ep. Const. I. XLVII. und die Karte von Alemannien.

†) Jul. Capit. Anton. Ph. 22. ††) *Dio Cass.* LXVIII, 8.

1) Wer sich mit den Sagen und häufig auch nur Erdichtungen, über diesen dunklen Zeitpunkt der pommerschen und nordischen Geschichte näher bekant zu machen wünscht, wird wenigstens folgende Werke benutzen müssen: *Thormod Torfaei* Historia rerum Norwegicarum. Hafn. 1711. IV. fol. Pars II. L. 7. Cap. 4 etc. — Saxonis Grammatici Libri XVI. histor. danicae. Ed. C. A. Klotzius. Lips. 1771. 4. Lib. X. — Adami Bremensis Historia eccles. ed. Erp. Lindenborg. Lugd. Bat. 1595. 4. Lib. II. — *Helmoldi* Chron. Slavorum. Ed. Henr. Bangert. Lub. 1659. 4. Lib. I. — Allgemeine Weltgeschichte, Halle. 4., 32. Theil, 2. Hauptstück. 2. Abschnitt, und 52. Theil, 4. Buch. — A. G. Schwartzen's Lehnhistoria. I. Thl. Kap. 4. — Desselb. Commentat. hist. de Jomsburgo. Gryph. 1735. 4. — J. J. Sell's Gesch. d. H. Pommern. I. Th. Vorgeschichte.

BURJA (Abel), Professor der Mathematik bei der Militärakademie zu Berlin, geboren den 30. Aug. 1752 zu Kikebusch, 2 Meilen von Berlin. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er auf dem kön. französischen Gymnasium in Berlin, und da er in Sprachen und der Mathematik schnelle Fortschritte machte, so wurde er frühzeitig als Lehrer an dieser Anstalt angestellt. Von da ging er als französisch-reformirter Prediger und Lehrer der Mathematik an der Kadettenschule nach St. Petersburg, war 1777 einige Zeit Hofmeister der Kinder des Herrn von Tatischtschef zu Boldino unweit Moskau, kam als französischer Prediger an der Friedrichstädtischen reformirten Kirche nach Berlin zurück, wurde daselbst 1787 Professor der Mathematik und 1789 zugleich Mitglied der kön. Akademie der Wissenschaften und starb den 16. Februar 1816. Schon 1772 übersetzte er Mendelssohns Phädon ins Französische, und gab, außer einigen andern wenig bedeutenden Schriften, Observations d'un voyageur sur la Russie, la Finlande, la Livonie, la Courland et la Prusse. Berl. 1785; Mastricht 1787. 8. heraus, die mehr unterhaltend als lehrreich, kurz und flüchtig sind. Sein eigentliches Fach war die Mathematik, deren Studium er durch eine Reihe von Lehrbüchern beförderte, die zum Selbstunterricht für Anfänger bestimt waren, und in denen er selbst die schwierigsten Lehren mit ungemeiner Faßlichkeit und doch gründlich entwickelte. Ihre Titel sind: der selbstlernende Algebraist. 2 Th. Berl. 1786; 2te verm. und verbess. Aufl. 1801. 8. Beispielsamlung, sowol zur allgemeinen Algebra, als auch zur Differential- und Integralrechnung, als Fortsetzung des selbstlernenden Algebraisten. (Nach des Verf. Tode) herausg. von J. G. C. Kiesewetter. 2 Th. Leipz. 1819. 8. (eine, das Studium der Algebra ungemein erleichternde Samlung). Der selbstlernende Geometer. 2 Th. Berl. 1787; 2te verm. und verbess. Aufl. 1801. 8. Erleichterter Unterricht in der höhern Meßkunst, oder deutliche Anweisung zur Geometrie der krummen Linien. 2 Bde. Eb. 1788. 8. Grundlehren der Statik. Eb. 1789. 8. Grundlehren der Hydrostatik. Eb. 1790. 8. Grundlehren der Dynamik. Eb. 1791. 8. Grundlehren der Hydraulik. Eb. 1792. 8. Anleitung zur Optik, Katoptrik und Dioptrik. Eb. 1793. 8. Der mathematische Maler, oder gründliche Anweisung zur Perspective. Eb. 1795. 8. Lehrbuch der Astronomie. 5 Bde. Eb. 1794 — 1807. 8. Beschreib. der Sternbilder zu den neuerfundenen Sternkapseln gehörig. Eb. 1804. 8. Auch über Telegraphie hat er verschiedenes geschrieben, und 1808 erschien von ihm in Berlin in 8.: die Pasilalie, oder kurzer Grundriß einer allgemeinen Sprache, zur bequemen sowol schriftlichen als mündlichen Mittheilung der Gedanken unter allen Völkern. Nicht ohne Beifall blieben seine Bemühungen, aus der Mathematik die fremden kunst- und wissenschaftlichen Wörter zu verbannen, und an ihre Stelle rein teutsche zu setzen, wie es vor ihm schon Wolf that. Burja schrieb in dieser Beziehung: von teutschen Kunstwörtern, die zur Größenlehre gehören; abgedruckt in den Beiträgen zur teutschen Sprachkunde, 1 Saml. 1793; Sprachkunde der Größenlehre, oder Übersicht der ganzen Größenlehre mit lauter teutschen Kunstwörtern. 2 Th. Berl. 1800 — 1802. 8. u. e. a. Abhandlungen von ihm

findet man in Bernoulli's und Hindenburgs Leipz. Mag. zur Mathem., dem Journal lit. de Berlin, Bode's astron. Jahrbuch, und in den Schriften der Berliner königlichen Akademie †). (*Baur.*)

BURJASOT, Villa in der spanischen Prov. Valencia, auf einem Hügel, ½ Meilen von Valencia, mit 1440 Einw., vielen Landhäusern der Valencianer und 41 unterirdischen Sijes, welche die Kornmagazine von Valencia ausmachen, aber gewöhnlich nur zu ¼ gefüllt sind. (*Stein.*)

BURK (Philipp David), ein theologischer Schriftsteller des 18. Jahrh., wurde am 26. Jul. 1714 in dem wirtembergischen Städtchen Neuffen geboren. Nachdem er den Lauf seiner Studien in Tübingen vollendet hatte, stellte ihn 1738, der Abt Bengel, der später sein Schwiegervater wurde, als Amanuensis an. 1742 wurde er Pfarrer zu Bolheim im Brenzthale, 1750 zu Hedelfingen bei Stuttgart, und 1758 Spezialsuperintendent im Markt Gröningen. 1766 kam er in derselben Eigenschaft nach Kirchheim unter Teck, wo er am 22. März 1770 starb. Burk hatte das Christenthum genau in dem Geiste und in der Form des Bengel'schen Pietismus aufgefaßt, und er galt, nach dem Tode des Meisters, der damals in Wirtemberg weit verbreiteten Partei, die in Lehre und Gesinnung dieser Ansicht folgte, als Haupt- und Vorbild; wie denn von ihr noch jetzt sein Name mit großer Achtung genant wird. Dieser Achtung war er in der That würdig durch sein redlich frommes Gemüth, seinen unermüdeten Eifer für alles von ihm erkannte Gute, seine Bescheidenheit und Duldsamkeit und seine gewissenhafte, über alle zeitlichen Rücksichten erhabene Berufsthätigkeit. Nicht auf die letztre allein beschränkte er aber sein Wirken; er suchte den Kreis desselben durch schriftstellerische Arbeiten auszudehnen, die theils praktischen und erbaulichen, theils wissenschaftlichen Inhalts waren. Wie Bengel einen Gnomon des neuen Testaments verfaßt hatte, so versuchte er sich in gleicher Weise an den kleinen Propheten und an den Psalmen [1]), welchen ersten Versuch Bengel mit einer Vorrede begleitete. Aber es fehlte ihm zu viel von der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinne seines Vorredners, als daß er eine Vergleichung mit ihm hätte aushalten können. In der That sind auch diese exegetischen Arbeiten alles wissenschaftlichen Charakters entblößt, wie er denn selbst bemerkt, daß man um die Simplicitas et Salubritas sensuum coelestium zu finden, der Hilfsmittel der Auslegungskunst nicht bedürfe, und sie sind so voll mystischer, leerer und willkührlicher Beziehungen und Spielereien, daß Ernesti für gerathen fand, die theologische Jugend vor dem Gebrauche derselben zu warnen, „damit sie den Geschmack nicht daran verderbe." Mehr Gehalt, in so ferne die Wärme seines religiösen Gemüths und sein Streben auf christliche Besserung in ihnen hervor tritt, haben seine ascetischen Schriften [2]); doch waltet auch in diesen das dogmatische System und die Manier der pietistischen Schule, ohne irgend eine eigenthümliche Auszeichnung. Überdies hat Burk von Bengels griech. neuen Testamente (1753), von seinem Gnomon N. T. (1759) und von seinem Apparatus criticus (1763) wiederholte Ausgaben veranstaltet [3]). (*Pahl.*)

BURK (Marcus Philipp), Sohn des vorhergehenden, wurde am 8. Jun. 1755 zu Hedelfingen unweit Stuttgart geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung in den theologischen Lehranstalten seines Vaterlandes, machte 1781 unter besonderer Beachtung der bestehenden Schullehrer-Seminarien und Realschulen und unterstützt von dem edeln Baron von Palm in Kirchheim unter Teck, eine Reise durch das protestantische Teutschland, (von der er im Journal für Prediger 1782 Bericht erstattet hat) und wurde dann 1787 zum Diakon in Liebenzell und 1795 zum Pfarrer im Weiltingen ernant, wo er am 6. November 1815 starb. Obgleich der pietistischen Ansicht, die als ein Erbgut von Vater und Großvater auf ihn übergegangen war, zugethan, waren doch seine Begriffe durch das Licht der Zeit geläutert, und die mystische Richtung jener Schule hinderte ihn nicht, den Werth wissenschaftlicher Bestrebungen anzuerkennen, und sie mit regem Eifer zu üben, so wie in seiner Amtsthätigkeit vorzüglich auf Verbesserung des Elementar-Schulwesens zu wirken, wie er denn auch, als Diakon zu Liebenzell, in Wirtemberg das erste Beispiel eines Privatschullehrer-Seminars gab, und manche gute Idee über den Unterricht in Volksschulen in den zu jener Zeit diesem Fache gewidmeten Blättern dem Publikum mittheilte. Die Stunden, die er von seinem Berufe erübrigte, widmete er seinen Lieblingsstudien, der Literatur, der Kunst und der Kunstgeschichte, und theilte die Beobachtungen die er darin machte, theils in den damaligen literarischen Journalen, theils auch in besondern kleinen Schriften [1]) mit. Er war im Besitze einer sehr ansehnlichen und für einen Privatmann seltenen Kunstsamlung, bestehend aus ikonographischen Werken, mehrern tausend Bildnissen berühmter Leute, einer beinahe vollständigen Reihe von Bilderbibeln teutschen Ursprungs, einem zahlreichen Vorrath großer Kupferwerke, einer Anzahl Incunabeln, dann aus einer eigentlichen Kupferstichsamlung, einer Handbibliothek zur artistischen Literatur, einer Reihe von Reisebeschreibungen und Taschenbüchern mit Kupfern [2]). (*Pahl.*)

BURKA, Varaque, Stadt und Hafen auf der Ostküste der arabischen Landschaft Oman unter 23° 48' N. Br., die gewöhnliche Residenz des Imam von Maskate. Es findet hier ein reicher Fischfang Statt, und Viktualien sind im Überflusse vorhanden. (*Hassel.*)

Burkard, s. **Burckhard**.

†) Beckers Nationalzeit. 1816. März 205. Hall. Lit. Ztg. 1816. April Nro. 100. Meusel's gel. Teutschl.

1) Gnomon in duodecim prophetas minores. 4. Heilbronn 1753. Gnomon psalmorum. T. II. 4. Stuttg. 1760. 2) Die Lehre von der Rechtfertigung, 2te Aufl. 8. Stuttg. 1763—65. 7 Thle. Evangelischer Fingerzeig auf den wahren Verstand der sonn-, fest- und feiertäglichen Evangelien, in Predigten. 8. Leipz. 1760—67. 7 Bde. 3) S. sein Leben von seinem Sohne Joh. Albr. Burk. 8. Tüb. 1771.

1) Z. B. eine Reihe römischer Kaiser nach einem höchst seltenen Kunstalterthum beschrieben, 4. Tüb. 1791. Vollständiges Verzeichniß aller in Druck gekommenen Schriften des Joh. Valentin Andreä. 8. Tüb. 1793. 2) Eine interessante Beschreibung dieses schätzbaren Kunstvorraths, der nach dem Tode des Besitzers zum Verkaufe ausgesetzt worden, findet sich in Meusels teutschem Künstlerlexicon. 2. Ausg. III. Bd. S. 515 ff.

BURKE (Edmund), einer der berühmtesten und einflußreichsten engl. Politiker der neuesten Zeit, stammte aus einer angesehenen irländischen Familie und wurde den 1. Januar 1730 in Dublin geboren. Sein Vater gehörte zur protestantischen Kirche und war ein geschickter und vielbeschäftigter Anwalt (Attorney). Er konnte daher der Erziehung seiner Kinder, von denen Edmund das zweite war, wenig Zeit und Aufmerksamkeit widmen, und gab diesen in die Schulanstalt des Quäkers Shakleton in Ballytore bei Carlow, wo der glücklich begabte Knabe die schnellsten und glänzendsten Fortschritte machte. Namentlich wurde hier auch sein vortreffliches Gedächtniß durch eine damals allgemein übliche Methode im Rezitiren lateinischer Verse gestärkt [1]). Neben der griechischen und lateinischen Sprache, die auf dieser Schule mit besonderm Eifer getrieben wurden, fing Burke auch hier schon an, englische Dichter und Geschichtschreiber zu lesen und versuchte sich selbst in poetischen Arbeiten. So schrieb er unter Anderm kurz vor seinem Abgange von der Schule ein Trauerspiel über die Geschichte des Königs Alfred, welches voll kühner und erhabener Freiheitsgesinnung gewesen seyn soll. Der Tod seines ältern Bruders rief ihn zu seinem Vater zurück, als er ungefähr 16 Jahr alt war, und er bezog nunmehr die Universität in Dublin mit dem Zeugnisse eines talentvollen und gutgearteten Jünglings. Für seinen alten Jugendlehrer und dessen Sekte behielt B. Zeit seines Lebens eine große Liebe und Verehrung.

Auch auf der Universität machte sich B. auf eine vortheilhafte Weise bemerklich. Sein Vater hatte ihn zu dem Studium der Rechte bestimt, aber, schon als Schüler gewohnt, seinen eigenen Gang zu gehen, ließ er sich durch den Studienzwang wenig beschränken, und trieb philosophische und mathematische Wissenschaften, so wie auch die alten und einige neue Sprachen, mit nicht minderm Eifer, als sein eigentliches Brodstudium. Wie sehr diese vielseitige Bildung ihm in der Folge als Schriftsteller und Redner förderlich gewesen sey, wird jedem einleuchten. Sehr früh regte sich schon in ihm die Neigung zu politischer Thätigkeit, und Irland, die Heimath des politischen Misvergnügens, war besonders dazu geeignet, dem Geiste des Jünglings diese Richtung zu geben. Im J. 1749 machte sich ein politischer Kannegießer in Dublin, der Apotheker Lukas, durch demagogische Pamphlets berüchtigt; Burke, welcher die Schädlichkeit und Nichtigkeit solcher Schriftstellerei erkannte, parodirte die Manier des Lukas so vortrefflich, daß das große Publikum eine Zeit lang, durch seine Ironie getäuscht, neue Werke des beliebten Apothekers zu lesen glaubte, bis endlich der Schalk seine Maske mehr und mehr lüftete, und das Gelächter der Menge dem Freiheitsprediger den Mund stopfte. So zeigte sich also B. in seiner ersten Schrift als einen Gegner der despotischen und anarchischen Bestrebungen des Pöbels, welchen Gesinnungen und Grundsätzen er in der Folge als Feind der franz. Revolution so unerschütterlich treu geblieben ist. Die Gelehrsamkeit machte den jungen B. nicht gleichgiltig und unempfänglich für die gesellige Bildung der großen oder feinen Welt, und so wie überhaupt alle seine Bestrebungen immer auf das Leben gerichtet waren, und kein Studium von ihm, als ein todtes, betrieben wurde, so machte er auch seinen Geist und seine Kentnisse, jedoch ohne alle Anmaßung oder Pedanterie, in jedem Kreise geltend, den er besuchte, und erwarb sich dadurch einen Takt und eine Gewandtheit im Umgange, die man selten mit so gründlichen gelehrten Kentnissen vereinigt findet, wie die seinigen waren.

Burke hatte sich die Laufbahn eines akademischen Lehrers ausersehen und bewarb sich von Dublin aus um die offen gewordene Professur der Logik auf der Universität Glasgow. Aber die Stelle war schon vergeben, als B. sich dazu meldete, und er begab sich nun, um das J. 1753, nach London und ließ sich in den mittlern Tempel aufnehmen, um daselbst das praktische Studium der Rechtswissenschaft zu betreiben. Seine Umstände waren damals ziemlich beschränkt, und er mußte den kleinen Schriftstellererwerb, als Recensent und Theaterkritiker, zu Hilfe nehmen, um sich in der Hauptstadt mit Anstand zu unterhalten. Er spielte indessen schon um diese Zeit eine Rolle in dem bekannten griechischen Kaffehause, welches innerhalb der Gebäude des mittlern Tempels lag, und eine Art von Literaturbörse abgab, in welcher Männer wie Foote, Garrick, Goldsmith u. A. m. sich fast täglich zusammenfanden. Auch in der galanten Welt machte sich B. durch die Anmuth und Gewandtheit seines Geistes geltend und erfreute sich sogar der Gunst der großen, allgemein angebeteten Schauspielerin Woffington.

Übermäßige Arbeiten, zu denen sein Ehrzeiz und sein Bedürfniß ihn unablässig anspornten, zerrütteten und entkräfteten allmälig seinen Körper und warfen ihn auf das Krankenlager. Sein Landsmann, der Doktor Nugent, wurde sein Arzt, und nahm ihn, um ihn in bessere Pflege und Aufsicht zu haben, in sein eigenes Haus auf. Mit schwesterlicher Sorgfalt unterzog sich hier die Tochter des Arztes der Wartung des Kranken, und der Genesene wählte seine Wohlthäterin zur Gefährtin seines Lebens. Miß Nugent war ein edelsinniges und liebenswürdiges Mädchen, welches die treueste und zärtlichste Gattin wurde. Der Unterschied der Religion, denn sie war Katholikin, gab nie die mindeste Veranlassung zu einem Zwiespalt in der Ehe, wol aber den Feinden und Verläumdern Burke's einen Scheingrund mehr, worauf sie ihre Behauptung stützten, er sey ein heimlicher Katholik [2]).

Burke's erste anerkannte, wenn auch anonyme Schrift erschien 1756 unter dem Titel: **A vindication of natural society**, eine Parodie der philosophischen und stylistischen Manier des Lord Bolingbroke, der bekanntlich

1) Diese Art des Rezitirens, Capping of Verses genant, besteht darin, daß die Schüler sich so in dem Hersagen der Verse ablösen, daß der Vers des Folgenden mit dem Buchstaben anfangen muß, mit welchem der des Vorgängers geschlossen hat.

2) Diese und ähnliche Verläumdungen trafen ihn vorzüglich in der Zeit, als er sich der unterdrückten irländischen Katholiken mit edlem Eifer annahm. Damals ersann man, sein Vater sey ein Katholik gewesen, und er selbst habe bei den Jesuiten in St. Omer seine Studien vollendet. Die zuverlässigste Widerlegung seines Katholicismus findet sich in *Handy's* Memoirs of the Earl of Charlemont. London 1810. p. 343 ff.

den sogenannten Naturzustand dem bürgerlichen in dem glänzendsten Lichte gegenüber zu stellen gewohnt ist[3]). Die Parodie war aber zu fein für die Menge, und sein Buch blieb unverstanden oder unbeachtet. Von einer glänzendern Seite zeigte sich Burke im folgenden Jahre durch die Herausgabe seines Enquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful, eines Werkes, welches nicht allein in England, sondern auch in Teutschland, Epoche machte[4]) und B's schriftstellerischen Ruf begründete. Mehre Männer vom ersten Range in der englischen gelehrten Welt suchten jetzt den jungen Schriftsteller auf, dessen Namen, obgleich der Titel des Buches ihn nicht nannte, nun nicht länger verborgen bleiben konnte, unter andern sogar der berühmte Diktator der engl. Literatur, Samuel Johnson; außerdem Lord George Lyttelton, William Gerard Hamilton, Goldsmith, der Maler Josuah Reynolds, der Orientalist Jones, der Schauspieler Garrick und viele Andre. Der strenge und wählerische Johnson fühlte sich so von Liebe und Bewunderung zu dem jungen B. hingezogen, daß er in seinem Lobe, ganz gegen seine Art und Weise, ordentlich ausschweifend wurde und unter Anderm von ihm sagte: Ich kenne unter den Zeitgenossen keinen größern Mann, als Burke, und wenn man etwa, vom Regen überrascht, irgendwo unterträte und Burke dort anträfe, so würde man in wenig Minuten aus seiner Unterhaltung sehen, daß er die gewöhnlichen Menschen weit übertrifft.

Von der Ästhetik und Psychologie ging B. bald wieder zur Politik über, und vereinigte sich mit dem Buchhändler Dodsley im J. 1758 zur Herausgabe des berühmten Annual Register, einer gedrängten Übersicht der jährlichen politischen Geschichte der ganzen civilisirten Welt mit einer kleinen literarischen und poetischen Zugabe. B. bearbeitete anfangs die politischen Artikel größtentheils selbst; in der Folge führte er wenigstens die Aufsicht darüber.

Im J. 1761 begleitete B. den schon genannten Hamilton[5]) nach Irland. Dieser war nämlich zum Secretär des Statthalters dieses Königreichs, des Lord Halifax, ernant worden und glaubte den talentvollen und kentnißreichen Mann um so mehr benutzen zu können, da er, als ein geborner Irländer, die Verhältnisse seines Vaterlandes genauer kannte, als irgend ein Andrer. Wirklich leistete Burke dem Gouvernement die wesentlichsten Dienste, und Hamilton verschaffte ihm ohne große Schwierigkeiten eine Pension von 300 Pfund. Indessen dauerte die Harmonie zwischen beiden nicht lange; und nachdem B. sich von seinem Gönner getrent und Irland verlassen hatte, gab er auch die Pension auf, die er diesem verdankte.

Kurz vor dem Frieden von 1763 erschienen einige Flugschriften von B., welche ihn mit dem Herrn Fitzherbert bekant machten, und dieser und Miß Woffington empfahlen ihn dem Marquis von Rockingham, dem Lord Verney und dem Herzog von Newcastle, welche damals an der Spitze der Opposition gegen das Grenville'sche Ministerium standen, und B's Feder für ihre Sache zu benutzen wünschten. Nicht lange nachher, im J. 1765, wurde der Marquis von Rockingham zum ersten Lord der Schatzkammer, d. h. zum ersten Minister berufen, und dieser wählte sogleich Burken zu seinem Privatsekretär. Lord Verney aber, nicht minder thätig und wohlgesinnt für seinen Schützling, brachte es durch seinen Einfluß dahin, daß er zum Parlaments-Repräsentanten für den Burgflecken Wendower in Buckinghamshire gewählt wurde. — Jetzt stand B. an seinem Platze, und er ließ es sich angelegen seyn, diesen würdig zu behaupten. Tag und Nacht studirte er die besten Redner und Politiker, las die Parlamentsstatuten und die Verhandlungen der Häuser mit unermüdlicher Geduld, und, um sich im öffentlichen Sprechen zu vervollkommnen, besuchte er die Debattirgesellschaft Robinhood, ja selbst das Schauspiel benutzte er zu seiner Ausbildung im äußern Anstande des Vortrages. Seine erste Rede im Parlament handelte von der Stempelakte und den daraus entstandenen Unruhen in Nordamerika und wurde mit großem Beifall aufgenommen. Er hielt sich in derselben zu der Meinung, welche von dem berühmten Chatam, damals noch Pitt, behauptet wurde und empfahl sich dadurch diesem großen Statsmanne. Dem Marquis von Rockingham soll er zu einem Verfahren gerathen haben, welches gleichsam die Mitte zwischen den beiden Parteien hielte, nämlich die Stempelakte zu widerrufen, aber doch das Recht nicht ganz aufzugeben, die amerikanischen Kolonien neu zu besteuern. Dadurch aber verdarb Rockingham es mit beiden Parteien, und sein Ministerium verlor die Achtung der Nation durch diese Halbheit. An seine Stelle rückte der Graf von Chatam, und Burke trat arm und ohne Titel aus dem Wirkungskreise, den fast jeder zu seiner Bereicherung und Erhöhung zu benutzen pflegt. Auch blieb er fortwährend in dem Kreise der Männer, deren politische Herrschaft ihn verherrlicht hatte. Aber auch Chatam konnte sich jetzt nicht mehr behaupten.

Um diese Zeit wurde Burke in das Haus der berühmten Mistreß Montague eingeführt und machte sich bald zu einer Hauptperson in dem Club, der sich um diese Dame versammelt und unter dem Namen des Clubs der Blau-Strümpfe bekant geworden ist. Noch eine wichtigere Rolle spielte er aber in dem berühmten Club zum Türkenkopf in Gerardstreet, an dessen Spitze Reynolds und Johnson standen, und welcher Goldsmith, Dr. Nugent, Dr. Percy, Robert Chambers, John Hawkins, Langton, Chamier, Dyer und Topham Beauclerk als Mitglieder zählte. B. war, so oft er hier erschien, die Sele der Gesellschaft, und trug nicht wenig zu dem Einflusse bei, welchen dieselbe über das weite Gebiet der öffentlichen Meinung, namentlich in der Literatur, ausübte.

Im J. 1766 machte Burke eine Reise nach seinem Vaterlande und bald nachdem er wieder in London angekommen war, bereitete er sich zur Opposition gegen das Ministerium des Herzogs von Grafton vor, die er in der folgenden Parlamentssitzung des J. 1768 mit glän-

3) Daher heißt es auf dem Titel des Buches: Ein nachgelassenes Werk des Lord B***. 4) Garve hat es übersetzt 1773. 5) Er ist unter dem Namen Single-Speech-Hamilton bekant, obgleich es ausgemacht ist, daß er öfter im Parlament gesprochen hat. Die Sage behauptete auch, jene einzige Rede habe B. für Hamilton geschrieben.

zendem Beifall durchführte. Die Opposition bestand damals aus zwei Parteien, der Rockingham'schen und der Grenville'schen; B. hielt sich, seiner alten Verbindung und Meinung gemäß, zu der ersten. Als daher im J. 1768 das Parlament aufgelöst wurde, ließ es diese Partei sich besonders angelegen seyn, einen so wichtigen und beliebten Verfechter ihrer Interessen wieder in das Unterhaus zu bringen. Damals bewegte die Frage über die Ausstoßung und Wiederaufnahme des berüchtigten Wilkes als Parlamentsmitgliedes die Gemüther der Politiker und veranlaßte unter Andern die Herausgabe der berühmten Briefe des Junius, für deren Verfasser man eine Zeit lang Burken und hernach seinen jüngeren Bruder Richard Burke gehalten hat[6]).

Während dieser politischen Unruhen und Stürme wurde Burken ein schönes ländliches Asyl zu Theil, in welches er sich flüchten konnte, um in dem Kreise einer glücklichen Häuslichkeit von dem herzlosen Treiben des öffentlichen Lebens auszuruhen. Er kaufte das Landgut Beaconsfield in Buckinghamshire, wahrscheinlich durch eine bedeutende Summe von seinem Gönner und Freunde dem Marquis von Rockingham unterstützt. Einen Theil dieses Gutes bewirthschaftete er selbst, und wer ihn hier als Landmann und Hausvater zu sehen Gelegenheit hatte, der mußte erstaunen über die anspruchslose Liebenswürdigkeit und Zufriedenheit des Mannes, welcher im Parlamente das Schrecken des Ministeriums war.

Fast gleichzeitig mit den Briefen des Junius erschien eine Schrift von Burke: **Thoughts on the cause of the present discontents**, worin er vorschlägt, anstatt starrer und verschlossener Aristokraten, Männer zu Ministern zu wählen, welche bei dem Volke bekant und beliebt wären, und Talente, Vermögen, Rang und Rechtschaffenheit zugleich besäßen. Wahrscheinlich wollte er dadurch den Marquis von Rockingham bezeichnen; aber als der Herzog von Grafton im J. 1770 seinen Posten niederlegte, weil er seinen Gegnern im Parlament und im Publikum die Spitze zu bieten nicht mehr im Stande war, gewann dennoch die Rockingham'sche Partei die Oberhand noch nicht, und Lord North wurde erster Minister. Unter diesem Ministerium spielte B. die glänzendste Rolle in seiner ganzen politischen Laufbahn, als Redner der Opposition und Vertheidiger der Amerikaner, gegen die der Krieg eben angefangen worden war. Die Reden, welche er in diesem Parlamente hielt, gehören zu den ersten Mustern der englischen politischen Beredtsamkeit. Aber freilich werfen seine Feinde ihm nicht ohne Grund vor, daß die Sprache, welche er in denselben führte, die Vertheidigung der unveräußerlichen Naturrechte der Kolonien und der gewaltsamen Behauptung derselben gegen die ungerechten Ansprüche des Mutterlandes, nicht mit dem in Einklang zu bringen sey, was er bald nachher, als Gegner der französischen Revolution, über ähnliche Gegenstände geredet und geschrieben habe[7]).

Bei dem Ausbruche der französischen Revolution war B. einer der Wenigen, welcher sogleich, ohne sich von dem Scheine täuschen zu lassen, der die ersten Schritte der demokratischen Bestrebungen wie mit einer Glorie umhüllte, als der entschiedenste Feind dieser Umwälzung und als der unerschütterlichste Anwalt des Bestehenden auftrat. Und in dieser Opposition behauptete er sich, bei allen Veränderungen in und außer Frankreich, bis an sein Ende. Er selbst erlebte zwar die Erfüllung seiner Weissagungen nicht ganz, aber, wenn die Befreiung Europa's aus dem Joche der französischen Herrschaft vorzüglich durch Englands Beharrlichkeit herbeigeführt worden ist, so muß Burke als einer der größten Vorfechter in diesem Kampfe genant werden. Eine Reise, die er im J. 1772 nach Paris machte, bestärkte ihn in seinen Ansichten von der gefährlichen und frevelhaften Tendenz der französischen Revolution, und die erste Rede, welche er nach seiner Rückkehr im Parlamente hielt, warnt schon vor der Sittenlosigkeit, dem Atheismus, der Anarchie und andern Übeln und Misbräuchen, welche erst nach Jahren sich als die Früchte der Bewegungen jener Anfangsperiode der Revolution gezeigt haben.

Nach der Auflösung des Parlaments im J. 1774 wurde Burke von zwei Orten zum Repräsentanten gewählt, von Malton und von der Handelsstadt Bristol. Er nahm die letzte Ernennung, als die wichtigste und ehrenvollste, an und beharrte als Sprecher in der Opposition bei seiner Ansicht von der Ungerechtigkeit des amerikanischen Krieges. Dieser fing aber an, allmälig national zu werden, und B. verlor vielleicht jetzt schon durch seinen Widerspruch gegen denselben ein wenig in der öffentlichen Meinung. Den Bristolern machte er sich aber besonders dadurch schlecht beliebt, daß er als ihr Repräsentant für die Freiheit des irländischen Handels und die Verbesserung des politischen Zustandes der Katholiken sprach. Daher wurde ihm auch bei der nächsten Wahl in Bristol ein Andrer vorgezogen, aber Burke trat als Repräsentant für Malton wieder in das Parlament ein.

Diese neue Parlamentssitzung war sehr wichtig und entscheidend für die englische Politik und das Schicksal der nordamerikanischen Kolonien. Mit ungeschwächtem Eifer trat Burke noch einmal gegen den Lord North auf, über den er die ganze Schuld und Schmach des Krieges mit den Kolonien und ihrer dadurch herbeigeführten Losreißung von dem Mutterlande wälzte; und jetzt war das englische Volk, des blutigen und unrühmlichen Krieges müde, auf die Seite der Opposition getreten, und North, nicht im Stande, sich länger zu behaupten, kam seinem Sturze durch Absagung zuvor. Nun triumphirte endlich die Rockingham'sche Partei, und ihr Haupt ergriff zum zweiten Male das Statsruder. Der Marquis von Rokkingham verkannte nicht, wem er seine Erhebung zumeist zu danken habe, und wer vor Allen ihn im Ministerium zu halten im Stande sey, und Burke wurde Kriegszahlmeister und Geheimerath des Königs. Rockingham's

6) Der Verfasser derselben ist bekantlich noch nicht mit völliger Gewißheit ausgemittelt; jedoch bleibt man jetzt fast allgemein bei Ph. Francis stehen. 7) Es kann überhaupt nicht geleugnet werden, daß Burke sehr oft mehr für die Partei, als für die Sache sprach, und seine Einbildungskraft war so folgsam, daß er sich bald für Alles begeistern und von Allem überzeugen konnte, wofür er einmal zu sprechen übernommen hatte. Daher komt es, daß die entgegengesetztesten Meinungen Stellen aus seinen Schriften zu ihrer Unterstützung citiren können.

zweites Ministerium war indessen bekanntlich von sehr kurzer Dauer. North hatte am 18. März 1782 seine Würde niedergelegt und am 1. Juli desselben Jahres starb sein Nachfolger. Der neue Premier-Minister, Lord Shelburn, nachmals Marquis von Landsdowne, hatte zwar auch zur Opposition gehört, jedoch wollte er nichts von der völligen Unabhängigkeit der Amerikaner hören, und so kam es, daß Burke mit mehrern andern von seinen Amtsgenossen, zu denen auch Fox gehörte, abdankte und wieder in die Opposition überging. Während des Rockingham'schen Ministeriums hatte er nur eine Bill zu Stande bringen können, die von ihm den Namen führt und wodurch die Einkünfte des Königs regulirt wurden.

Bald nach dem Frieden mit Nordamerika im J. 1783 fiel Shelburn's Ministerium, und es bildete sich nunmehr das sogenannte Coalitionsministerium, in welchem Fox und seine Anhänger sich mit ihren alten vielverschrienen Gegnern, dem Lord North und dessen Partei, verbanden, so daß auch Burke wieder Kriegszahlmeister wurde. Aber dieses Ministerium, aus feindseligen Elementen, ohne gegenseitiges Zutrauen, zusammengesetzt, konnte auch das Zutrauen des Volkes nicht gewinnen, und die von Fox in Vorschlag gebrachte ostindische Bill machte in demselben Jahre dieser alliirten Herrschaft ein Ende. Im December 1783 trat Pitt, der berühmte Sohn des berühmten Vaters, an das Statsruder, welches er von nun an fast allein lenkte.

Von dieser Zeit an sank Burke an Einfluß und Ruhm als Oppositionsredner. Zwar wurde er im J. 1784 zum Lord Rektor der Universität Glasgow erwählt und er behauptete auch in dem folgenden Parlamente seinen Platz, aber man hörte nicht mehr so aufmerksam und gläubig auf seine Anklagen und Ausfälle gegen das Ministerium, da man sich schon daran gewöhnt hatte, diese Sprache aus seinem Munde zu vernehmen. Der berühmte Prozeß des General-Gouverneurs von Ostindien, Warren Hastings, als dessen eifrigen und nicht selten leidenschaftlichen Gegner Burke sich während des ganzen Verlaufs dieser Rechtssache behauptete, richtete die Ohren Englands und der ganzen civilisirten Welt wieder auf den halb verschollenen Redner. Burke verfuhr als Ankläger des Warren Hastings zwar oft unklug, übereilt und übermüthig, und seine Leidenschaft riß ihn manchmal über alle Gränzen des Gebührlichen gegen den Beschuldigten, aber noch nicht Überführten, hinaus. Aber es duldet keinen Zweifel, daß diese Leidenschaft nicht aus Parteisucht, sondern aus seiner innigen Überzeugung von der Schuld des Angeklagten, als Mörders und Räubers, entsprang, und diese Überzeugung wurde auch keines Weges durch die Freisprechung desselben im Oberhause erschüttert. Vielmehr rief er nach der Entscheidung des Prozesses Gott zum Zeugen an, daß Hastings Blutschuld auf die Häupter derer fallen müsse, die ihn losgesprochen. Burke's Reden gegen Hastings lassen sich den Verrinischen des Cicero an die Seite stellen, und übertreffen diese vielleicht noch in dem Erhabenen, Rührenden und Schrecklichen ihrer Darstellungen.

Als die Krankheit des Königs im J. 1788 eine Regentschaft nothwendig zu machen anfing, wollte der Minister Pitt es durchsetzen, daß dem Regenten nur eine sehr beschränkte Macht verliehen werden sollte. Burke, wie immer, gegen das Ministerium, bestritt diesen Antrag und namentlich auch die Behauptung Pitt's, daß die Regentschaft nicht erblich seyn dürfe, sondern ihre Befugniß nur durch die Wahl erhielte. Indem er auf diese Weise die Rechte der Krone zu schmälern suchte, erlaubte er sich mehre unanständige und grausame Äußerungen gegen den alten kranken König, worin kein einziger Sprecher der Opposition ihm folgte, und wodurch er nicht wenig in der öffentlichen Achtung verlor. Auch soll er selbst in spätern Jahren diese seine Heftigkeit gegen den König bedauert haben, und um so mehr, da dieser ihm in der Folge eine Pension zugestand, ohne die er wahrscheinlich gegen das Ende seines Lebens in die drückendste Noth gerathen seyn würde.

Von dieser Zeit an nahm die französische Revolution die rednerische und schriftstellerische Thätigkeit Burke's fast ausschließlich in Anspruch, und nur der Hastings'sche Prozeß, der noch immer unentschieden war, lenkte seine Augen noch dann und wann von diesem seinen Hauptgesichtspunkte ab. Die in Frankreich proklamirten Lehren von der allgemeinen Freiheit und Gleichheit hatten damals die Gemüther der Edelsten, auch in England, begeistert, und B. hatte, als Gegner der französischen Revolution in seinem eigenen Vaterlande mit Frankreich zu kämpfen. Ungeirrt und ungeschreckt durch das Geschrei der Neuerer, die ihn für einen Finsterling ausgaben, oder derer, die ihn der Zweizüngigkeit beschuldigten, weil er, der Vertheidiger der amerikanischen Unabhängigkeit, jetzt dem Despotismus das Wort rede, blieb er seiner schon vor beinahe 20 Jahren ausgesprochenen Ansicht getreu, und genoß nach und nach der Triumphe, viele seiner Voraussagungen über den Fortgang der französischen Revolution erfüllt und den größten Theil seiner Nation auf die Seite seiner Meinungen und Gesinnungen übertreten zu sehen. Begeistert von dem Gedanken, sein Vaterland und ganz Europa gegen den überschwemmenden Strom des gallischen Freiheitsschwindels und Vernunfttaumels zu schützen, begnügte er sich nicht, im Parlamente gegen diesen Strom zu schwimmen, sondern trat auch als Schriftsteller in die Schranken gegen die neuen Gallier und ihre Anhänger in Europa. Sein Hauptwerk **Reflections on the Revolution in France and on the proceedings in certain Societies in London relative to that event etc.**, welches 1790 erschien, erlebte in wenigen Monaten den unerhörten Absatz von beinahe 20,000 Exemplaren, und trug überhaupt einen der größten Triumphe davon, deren sich je ein Produkt der Literatur hat rühmen können. Denn es wurde nicht allein in England und Teutschland [8]), sondern auch in Frankreich, mit gleicher Begierde gelesen, und übte einen entscheidenden Einfluß auf das englische Ministerium, welches bis dahin noch keine Maßregeln für oder wider Frankreich ergriffen hatte. Burke zog das Ministerium und mit demselben einen großen Theil der Angesehensten seiner Landsleute in seine Ansichten und Grundsätze hinsichtlich der gallischen Neuerungen herein, und daher kam es denn natürlich, daß er von jetzt an mit der Opposition zerfiel und fast durchgehends

8) Genz hat es in das Teutsche übersetzt.

mit Pitt stimmte. Unter andern brach er im J. 1791 völlig mit seinem ältesten Oppositionsfreunde, dem berühmten Fox, der die französische Revolution als eine der glorreichsten Begebenheiten in der Geschichte betrachtet wissen wollte, während B. in ihr nur Anarchie, Irreligion, Laster und Elend erblickte.

Das J. 1793 erfüllte einen großen und wichtigen Theil der Burke'schen Weissagungen über den Fortgang der französischen Revolution. Er hielt sich fernerhin zu Pitt und arbeitete mit Mund und Feder und mit wachsender Erbitterung und Entrüstung der ungeheuern Feindin entgegen. Jedoch fühlte er bei herannahendem Alter und besonders jetzt, wo er den guten Ausgang seiner Bestrebungen vor Augen sah, das Bedürfniß, sich von dem politischen Schauplatze zu entfernen und in ländlicher Ruhe den Rest seiner Tage nur sich und den Seinigen zu leben. Nur der Prozeß des Warren Hastings hielt ihn noch in London zurück, und seine letzte politische Thätigkeit wandte er auf die Versorgung der unglücklichen französischen Emigranten, für deren Kinder er eine Erziehungsanstalt zu Stande brachte. Gleich nach Hastings Lossprechung legte er seine Repräsentantenstelle nieder und begab sich nach seinem Beaconsfield. — Aber er fand dort das Glück und die Ruhe nicht, denen er entgegen zu gehen gehofft hatte. Das J. 1794 raubte ihm seinen geliebten Bruder Richard, und seinen einzigen hoffnungsvollen Sohn in einem Alter von 36 Jahren. So tief dieser doppelte Schlag ihn auch niederwarf, so ermannte er sich doch bald wieder und suchte in der väterlichen Sorgfalt für die Emigrantenkinder Ersatz für seinen Verlust. Auch nahm er fortwährend den lebhaftesten Antheil an den französischen Vorfällen und schrieb mehre Broschüren über dieses Hauptthema seiner Politik.

Obgleich Burke fast seine ganze parlamentarische Laufbahn hindurch ein eifriger Gegner des Ministeriums und der Regirung gewesen war, so wurde doch der große Nutzen, den er als Redner und Schriftsteller gegen die französische Revolution seinem Vaterlande geleistet hatte, von oben her anerkant, und das Ministerium trug ihm im Namen des Königs an, ihn zum Pär des Reichs mit den dazu erfoderlichen Einkünften erheben zu wollen. Aber Burke lehnte diese Ehre ab, nahm jedoch, da seine Vermögensumstände ziemlich zerrüttet waren, eine Pension von 3700 Pfund an, von welcher ein Theil nach seinem Tode auf seine Gattin überging. Diese Unterstützung rettete den berühmten Mann aus der Gefahr, seine letzten Tage in der drückendsten Dürftigkeit hinzubringen. In so ehrenvoller Armuth war er von dem politischen Schauplatze abgetreten. Es ist also eine in die Augen fallende Verläumdung, daß Burke durch diese Pension sich und seine Feder an die Minister verkauft habe. Denn welch ein Krösus hätte er werden können, wenn er in der glänzenden Periode seiner Thätigkeit mit seinen Talenten hätte Wucher treiben wollen! Indessen trübten und beunruhigten Anklagen und Beschuldigungen solcher und ähnlicher Art den Abend seines Lebens und veranlaßten ihn im J. 1796 zu dem Sendschreiben an den Lord Fitzwilliam, worin er eine Apologie seines politischen Lebens lieferte[9]). Welchen Antheil das Publikum auch damals noch an Burke nahm, läßt sich daraus abnehmen, daß in kurzem 16 Auflagen von dieser Schrift vergriffen wurden. Sein letztes Werk sind die Gedanken über die Aussicht zum Frieden mit Königsmördern, veranlaßt durch die eingeleiteten Friedensunterhandlungen zwischen England und dem franz. Direktorium im J. 1797. Der Tod rief ihn von dieser Schrift hinweg, die er unvollendet zurückließ. Eine Erschöpfung seiner Körperkräfte, verbunden mit Blutauswürfen, hatte sich schon seit Jahren bei ihm eingestellt und vom Juli des J. 1797 an neigte sich seine Gesundheit immer schneller dem Tode zu. Er starb am 8. Juli dieses Jahres, bei völligem Bewußtseyn, ruhig und ergeben und wurde in der Kirche von Beaconsfield nahe bei seinem Sohne und Bruder begraben.

Burke war ein Mann von ansehnlicher Gestalt, stark und wohlgebaut und von angenehmen und freundlichen Gesichtszügen. Sein Wesen war, wie sein Blick, offen und leutselig, und nur beim Sprechen pflegte er tiefsinnig auszusehn. In seinem Privatleben, als Gatte, Vater und Freund, wird er als ein Muster geschildert.

Als Redner und Schriftsteller nimt Burke einen hohen Rang in der politischen Literatur Englands ein. Seine Parlamentsvorträge sind eben so ausgezeichnet durch die Fülle der stets bereiten Kentnisse und Erfahrungen, die er in denselben darlegt, wie durch die lebhafte Einbildungskraft, den stets treffenden Witz, den tief prüfenden Scharfsinn. Jedoch ließ er vielleicht seiner Phantasie oft mehr, als recht und klug ist, die Zügel schießen. Als Schriftsteller ist er nicht minder geistreich und scharfsinnig, aber gemessener und gediegener, als in seinen Reden[10]). Daß Burke übrigens nicht blos als Politiker glänzen konnte, sondern überhaupt einer der vielseitigsten und geschmackvollsten Gelehrten und Literatoren seiner Zeit war, haben wir in der Erzählung seines Lebens bemerklich zu machen versucht. — Die wichtigsten Schriften Burke's haben wir in der Lebensbeschreibung aufgeführt. Die einzelnen Titel der übrigen zu nennen, kann nur von einer Biographie gefodert werden, welche Raum genug hat, die Verhältnisse zu entwickeln, welche jede Schrift oder jede Rede hervorgerufen haben. Eine Samlung von Burke's Reden ist folgende: **Speeches of Edmund Burke. London 1816. 8. IV. Bde.**

Seine Werke erschienen unter dem Titel: **Works of Edmund Burke. London 1792—1813. 4. VI. Bde. Auch: London 1803—12. 8. X. Bde. Dazu: Account of the European Settlements in America. 1808. 8. II. Bde. und Bisset's Life of Edmund Burke. 1800. 8. II. Bde.**[11]).

(W. Müller.)

BURKE, 1) Grafschaft in dem nordamerikan. State Nordcarolina an der Catowba zwischen den Alleghanen

9) Auch diese Schrift ist von Gentz übersetzt worden.

10) Besonders wenn wir dieselben nach dem beurtheilen, was die Zuhörer darüber berichtet haben. 11) S. J. C. Hüttner in den Zeitgenossen. B. II. Abth. 1. vorzüglich nach Bisset's Biographie. Biogr. univ. Artikel von Hippolyte de la Porte u. Villenave. *Prior's* Memoirs on the Life of E. Burke. London 1824. 8. (Das letzte Werk kent der Bearbeiter dieses Artikels nur aus einer Anzeige in der Literary Gazette.)

und Tricott Hills, hat 13,411 Einw., worunter 1992 Sklaven, und zum Hauptorte Morgantown. — 2) Grafschaft im nordamerikanischen State Georgia zwischen der Savannah und dem Ogitschy mit 11,577 Einwohnern, worunter 5820 Sklaven, und dem Hauptorte Waynesborough. (*Hassel.*)

BURKEN auch **OSTERBURKEN** (Ostburken), kleine Stadt von 940 Einw., und Amtssitz im Großh. Baden, im Main- und Tauberkreise, dem Fürsten von Leiningen zuständig, an dem Flüßchen Kernau, auf der Poststraße von Heidelberg über Mergentheim nach Franken mit einer Posthalterei. Zum Amte gehören nebst der Amtsstadt die Städtchen Adelsheim und Widdern, der Marktflecken Rosenberg, 12 Dörfer und mehre Schlösser, Weiler und Höfe, mit 9948 Einw., der Ort ist von hohem Alter. Er lag im ostfränkischen Gaue Wingarteiba, und seine Kirche, dem heiligen Martin geweiht, wird schon von K. Ludwig dem Frommen im J. 822 zu den Hauptkirchen des Hochstiftes Würzburg gezählt [1]). Den Namen Burken hat er ohne Zweifel von den in seinen Umgebungen gelegenen Römerkastellen, Burgen und Römerschanzen genant, welche einst zur Vertheidigung der hinter Burken vorbeiziehenden befestigten Gränze, der sogenannten Pfahlhecke, erbaut waren. Von dem Römerwalle trifft man in diesen Gegenden noch Spuren auf einer Länge von mehren Stunden in 4 Schuhe dicken Grundmauern an, und bei der Stadt selbst wurden immer viele römische Münzen von Silber und von Kupfer, Steine verschiedener Art, Urnen und andere Alterthümer ausgegraben. Der Name Osterburken, der zum ersten Male in einer Diöcesannotiz des Hochstiftes Würzburg aus dem 15. Jahrh. vorkomt [2]), wurde dem Orte entweder von der zunächst unter der Stadt gelegenen östlichen Römerburg beigelegt, oder um ihn von dem 3 M. westlich im Amte Moßbach liegenden Dorfe Burken zu unterscheiden. Dieses letztere komt in Lorscher Schenkungsbriefen schon im 10. Regirungsjahre Karls des Großen vor [3]). Es wurde von seiner alten ehemals dem heil. Burkhard geweihten Kirche benant, und wird heut zu Tage gewöhnlich unter dem Beisatze Neckar-Burken unterschieden. (*Leger.*)

BURKERSDORF, 1) Marktfl. im erzgebirg. Amte Chemnitz mit 1100 Einw., die vorzüglich Weberei treiben. (*H.*) 2) Pfarrdorf in dem großherzogl. weimarschen Amte Weida, an einem der Elster zugehenden Bache, hat 1 freiherrl. von Seckendorffsches Rittergut mit Gerichte über das Dorf, 1 Kirche, 1 Schule, 1 Spinnfabrik, die gute Geschäfte macht, 1 Ziegelei, 38 Häus. u. 273 Einw. (*Hassel.*) 3) Evang. Pfarrdorf von 908 Selen in 6 Ortschaften, im Ger. Weismain des obern Mainkr. Baierns, mit Schloß. Die Einwohner beschäftigen sich vorzüglich mit dem Haferbau und Holzhandel. In dem ¼ Stunde entfernten Orte Tiefenklein ist ein sehr großer Pflanzengarten der edelsten Obstsorten. (*Jäck.*) 4) Marktfl. mit Schloß an der Wien im Viertel unterm Wiener Walde, mit einer großen Baumwollenspinnerei. (*H.*)

BURKHEIM, Herrschaft und Stadt im Breisgau am Kaiserstuhle, grundherrliche Besitzung des Freiherrn von Fahnenberg in dem großh. bad. Bezirksamt Breisach; die Herrschaft besteht aus dem Städtchen gleiches Namens und aus den Dörfern Jechtingen, Oberbergen mit dem Weiler Vogtsburg, Ober- u. Niederrothweil. Sie wurde in den ältesten Zeiten der Thalweg genant, und von K. Otto I. im J. 972 der Abtei Einsideln geschenkt. Im 13. Jahrhundert war sie veräußert von der Abtei im Besitze der Herrn von Burkheim, von welchen sie im 14. Jahrh. an die Grafen von Fürstenberg, von diesen nach und nach an eine große Anzahl verschiedener Besitzer kam, bis sie endlich im 18. Jahrh. von dem Hause Fahnenberg ererbt wurde. Das Städtchen liegt am Rheine fast 1¼ t. M. von Breisach, hat an 600 Einw. in 120 Häus. und noch ansehnliche Trümmer des alten schön gelegenen Bergschlosses, auf welchem einst Karl der Große übernachtete, welcher der Stadt zur Ausbesserung ihrer Gebäude und verfallenen Stadtmauern 1560 fl. zusicherte. Im 30jährigen Kriege widersetzte sich die Bürgerschaft den Schweden, die dann den Ort bis auf die Kirche und ein einziges Haus abbrannten *). (*Leger.*)

BURKHEIM, BURGHEIM, Marktflecken an der Straße von Neuburg an der Donau nach Donauwörth, im baierschen Landgerichte Neuburg, mit 183 Häus., 1000 Einw. und 1 Schlosse. Von ihm schrieb sich ehemals ein Grafengeschlecht, von welchem schon 1114 Meldung geschieht. Das hier in der Mitte des 13. Jahrh. gestiftete Nonnenkloster wurde vom Bischofe Siboto zu Augsburg 1241 nach Schönefeld verlegt. Der Flecken gehörte ehemals zur Grafschaft Graisbach und kam 1505 an Pfalzneuburg. In der 2. Hälfte des 18. Jahrh. ist er größtentheils abgebrant. (*Eisenmann.*)

BURLAMAQUI. Aus dieser von Lucca hergekommenen Familie war Fabricius, geb. zu Genf 1626. Er versah von 1653 an die Predigerstelle bei der italiänischen Kirche daselbst, und ging 1659 als Prediger nach Grenoble. Des folgenden Jahres schlug er eine theologische öffentliche Lehrstelle zu Genf, seiner schwachen Gesundheit wegen aus, kehrte aber in seinen spätern Jahren dorthin zurück und starb daselbst 1693. Er hatte sich solche literarische Kentnisse erworben, daß Bayle in seinen Briefen ihn als den Photius seines Zeitalters betrachtet. Auch mit den schönen Wissenschaften und den orientalischen Sprachen war er vertraut. Seine Schriften sind anonym herausgekommen †).

Sein Enkel, Joh. Jakob, geb. ebendaselbst den 19. Juli 1694, studirte vornehmlich Philosophie u. Rechts-

---

1) *Eccardus* in Comment. de reb. Franc. orient. Tom. II. [...]476 et 882. 2) *Würdtwein* in subsidiis diplom. Tom. V. p. [...] 3) *Hunolt* in donat. in Cod. diplom. Lauresh. III. nr. MDLXXXIII. et al.

*) Kolb Lex. des Großh. Baden I. 184.

†) Sermon fait au jour du jeûne célébré par les églises réformées du Dauphiné, 1664. 8. Catechisme sur les controverses avec l'église romaine, 1668. 8. Synopsis theologiae et speciatim oeconomiae foederum Dei. Genève. 1678. 4. Consideration servant de réponse à la lettre, par la quelle le cardinal Jules Spinola, Evêque de Luques, invitoit les familles patriciennes Luquoises retirées à Genève pour la Religion, de retourner, etc. Genève 1680. 12. Ist auch ins Lateinische, Italiänische u. Teutsche übersetzt.

wissenschaft. Nach der Rückkehr von seiner Reise durch Frankreich, England und Holland, während welcher er mit Barbeyrac eine enge Freundschaft geschlossen hatte, betrat er 1723 den Lehrstuhl des Rechtes. Seine Vorlesungen wurden von vielen vornehmen Fremden besucht. Auf die Einladung des Prinzen Friedrich von Hessenkassel, welcher auch unter ihrer Zahl gewesen war, begleitete er denselben 1734 nach Kassel zurück, und blieb ein Jahr lang daselbst. 1741 nahm er wegen schwächlicher Gesundheit seine Entlassung, welche ihm mit Beibehaltung seines Gehaltes, Ranges und Beisitzes bei der Akademie bewilligt wurde. 1742 wurde er, gegen seine Wünsche, in den kleinen Rath gewählt und starb den 3. April 1748. Die Rathsacten gedenken seines Todes mit den Worten: dont les talens et la probité ne peuvent que faire extrêmement regretter la perte. Er war ein großer Kunstfreund. Seine Gemälde- und Kupferstichsamlung war eine der schönsten der Stadt. Soubeyran bildete sich unter seiner Leitung. Seine Büchersamlung schenkte er der akademischen Bibliothek. Dassier hat auf ihn eine sehr schöne Medaille verfertigt. Als Schriftsteller hat er sich rühmlich bekant gemacht durch seine Werke über Natur- und Statsrecht. Zwar gehört er als Naturrechtslehrer noch zur Schule eines Grotius und Puffendorfs, aber er begründete sein System nicht auf geschichtliche Thatsachen, sondern suchte dasselbe, wie die spätern teutschen Natur- und Statsrechtslehrer, philosophisch zu entwickeln. In seinen Schriften herrschen Klarheit und Bestimtheit. Im J. 1747 erschienen seine principes du droit naturel, (Genève 4. nachher oft wieder aufgelegt und in verschiedene Sprachen übersetzt). Die principes du droit politique (Genève 1751. 4. 2 Vol.), wurden aus den Heften seiner Zuhörer zusammengetragen. Die principes du droit naturel et politique (Genève 1763. 4. und 1764. 3 Vol.), vereinigen beide vorhergehende Werke. Der Graf Bapt. Crespi übersetzte sie ins Italiänische (Venedig 1780.), Felice gab die principes du droit de la nature et des gens mit der bisher noch nicht erschienenen Fortsetzung des droit de la nature mit vielen Anmerkungen (Yverdon 1766—1768 in 8 Bänden 8.), heraus. Die Elements du droit naturel, ... ouvrage posthume d'après le véritable manuscrit de l'auteur, erschienen 1774. Lausanne, 8. (*Meyer von Knonau.*)

BURLEIGH oder Burlay (Walther, Gualterus Burlaeus), geb. 1273, studirte in dem Mertons Collegio zu Orford, hörte da und nachher zu Paris den berühmten Duns Scotus, wurde am letzten Orte Magister, machte sich sowol durch sein scharfsinniges Disputiren, worin er sich als einen Nachfolger des Thomas bewies, als auch durch Auslegungen einiger Schriften des Aristoteles und durch ein Werk von dem Leben der alten Philosophen und Dichter einigen Namen. Das Buch de vita et moribus Philosophorum et Poetarum 1472 und sonst mit und ohne Angabe des Orts und des Jahres in klein Folio u. Quart, auch zuweilen ohne Namen des Verf. und mit andern Titeln gedruckt, ist eine dürftige Compilation mit vielen Fehlern in den Namen und Personen, Zeitrechnung und Sachen, von denen wahrscheinlich nicht alle auf die Rechnung des Verfassers kommen; für unsere Zeiten ist sie ohne Werth, beweiset aber das Erwachen einiges Sinnes für die Lectüre der alten Klassiker in den letzten Zeiten der Scholastik, und ist häufig gebraucht, selbst noch 1603 von Antonius a Sala als sein eigenes Machwerk zu Cosal gedruckt worden. — (Die Schriftsteller von den theologischen Schriftstellern Englands. *Vossius* de historicis latin. Heumanns Acta philosophorum 3. Bd. S. 282. Hambergers Nachrichten.). (*Tennemann.*)

Burleigh, Cecil, s. Cecil.

BURLESK. Dieser Ausdruck, womit eine Art des Komischen bezeichnet wird, stamt ab von dem italiänischen Worte Burla, Scherz, Spott, und Burlare, scherzen, spotten [1]). Gewöhnlich sagt man, daß die Italiäner für burleske Darstellungsweise sich auch des Ausdrucks stile berniesco oder bernesco bedienten, weil der Dichter Franz Berni oder Bernia (s. diesen) zuerst sich derselben bedient habe, was jedoch, wie Crescimbeni bereits bemerkt hat, dahin zu berichtigen ist, daß sie von ihm blos ästhetisch veredelt wurde. In Italien fand sie viel Beifall und Nachahmung, und im Auslande zunächst in Frankreich. Der Dichter Sarrasin rühmte sich gegen Menage, des Wortes Burlesk sich zuerst in französischer Sprache bedient zu haben, wogegen dieser aber bemerkt, daß es schon in dem Catholicon d'Espagne vorkomme [2]). Scarrons travestirte Aneis (1648) bezeichnet die Blüthezeit der burlesken Darstellungen in Frankreich, wo sie so großen Beifall fanden, daß im J. 1649 sogar La passion de Nôtre Seigneur en verses burlesques erschien. Von Frankreich verbreitete sich dieser Geschmack nach England, wo Butler durch seinen von 1663 — 1678 in drei Abtheilungen gelieferten Hudibras ihm Bewunderung verschaffte. Der Erste, der in Teutschland dieser Darstellungsweise gedenkt, ist Morhof [3]). „Man hat gar, sagt er S. 673, eine Schreibart erdacht, die man Burlesque nennet, die von den Italiänern und Franzosen aufgebracht. Es ist zu verwundern, daß in so klugen Nationen dergleichen närrisch Ding einen Beifall hat finden können. — Die Italiäner haben uns diese Zierlichkeit, die die Häßlichkeit zur Mutter hat, zu ihrer ewigen Schande erstlich auf die Bahn gebracht, und haben hernach einige in Frankreich an dieser Misgeburt einen Gefallen gehabt. Ein gelehrter Mann nennet dergleichen Carmina nicht unbillig excrementa Pegasi. Der Autor de la connoissance des bons livres handelt in seinem Trait. 3. mit mehren hievon. Wir wollen uns hie mit dergleichen unflätigen Wesen nicht aufhalten. Erfreue mich darüber, daß kein Teutscher solches bishero nachgemacht." Flögel bemerkt mit Recht, die Teutschen hätten schon längst burleske Schriftsteller, Schriften und Schriftstellen gehabt, deren er auch mehre anführt, und Fishart nebst dem Pater Abraham a Sancta Clara statt aller andern hätte anführen kön-

1) *Menage* Origini della lingua italiana p. 207. Dictionnaire étymologique p. 140. 2) Menage führt aber blos die letzte Ausgabe von 1677 an. Sarrasin könnte daher dennoch Recht haben. Er hat nur dann Unrecht, wenn Flögel nicht geirrt hat, welcher die Ausgabe des Catholicon von 1593 anführt. 3) Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie, Kiel 1682.

nen. Seit Morhof aber hatten wir keine, welche **absichtlich** diese Manier gewählt hätten, um in derselben mit den poetischen Kunstwerken der vorbesagten Nationen in dieser Art zu wetteifern. Hievon dürfte, wenn man des Teufels Brief an Gottsched von 1755 abrechnet, das Erste, was wir aufzuweisen haben, Göthe's Prolog zu den neuesten Offenbarungen, und dessen neu eröffnetes moralisches und politisches Puppenspiel vom Jahre 1774 seyn, welchen im J. 1775 Wielands Titanomachie folgte, von welcher Zeit an wir bis zu den Burlesken von Bode und noch weiter herab nicht wenig in dieser Art erhalten haben.

Nichts desto weniger aber kann man in Verlegenheit gerathen, bei der Frage, was denn nun eigentlich unter dem so oft gebrauchten Ausdruck Burlesk zu verstehen sey. Daß man von Anfang an keinen genau bestimmten Begriff damit verband, erhellet zum Theil schon aus dem Vorigen. Der Verfasser jener Passion in burlesken Versen kam sehr unschuldig in den Ruf das Heilige frivol behandelt zu haben, denn seine Passion hatte nichts Burleskes als achtsylbige Verse, und solche nannte man, ohne Rücksicht auf Inhalt und Styl, burleske. Als man diese Rücksicht nicht mehr aus den Augen ließ, machte man zwischen dem Burlesken und Grottesken keinen Unterschied, ja nicht einmal zwischen diesen und dem Komischen überhaupt [4]). Der Erste, bei dem man genauere Unterscheidungs-Kenzeichen angegeben findet, ist der Jesuit Vavassor, dessen 1658 zuerst erschienenes Werk de ludicra dictione das Burleske eigens zum Gegenstande seiner Untersuchung hat [5]). Als demselben eigenthümlich gibt er an: 1) veraltete, außer Gebrauch gesetzte und gemeine Sprache, 2) freiere, nachlässigere Versart, und 3) Travestirung ernster Gedichte in gemeinen Spaß. Bei dieser Charakteristik hatte er nur das vor Augen, was er in damaligen französischen Werken dieser Art vorfand, die ihm, dem Freunde des ceremoniös-eleganten Balzac [6]), ein solcher Greuel waren, daß er die Unterdrückung derselben auf alle Weise versucht. Sein Buch hat den Zweck, darzuthun, daß weder ein Grieche noch Römer so geschrieben, daß keiner Vorschriften über diese Schreibart gegeben habe, und daß gar keine Ursache vorhanden sey, sich ihrer zu bedienen, viele Ursachen hingegen, sich ihrer nicht zu bedienen. Gesetzt, das Erste wäre gewisser, als es nicht ist [7]); so könnte dies nichts gegen die Burleske beweisen; die andern Gründe aber, welche dagegen beweisen sollen, dürfte man schwerlich von hinlänglich überzeugender Kraft finden. Vavassor begnügt sich daher auch nicht an seinen Gründen, sondern fodert die Akademie der Vierziger, denen die Sprachwache anvertraut war, dringend auf, einem Unwesen Einhalt zu thun, welches der so elegant gewordenen Sprache so unabsehliches Unheil drohe, da diese burlesken Dichter, weit entfernt, sich an die Vorschriften der Akademie zu kehren, sich ihre Sprache aus dem alten Marot, Rabelais, den Amadissen und aus dem Munde des gemeinsten Volkes (ex tabernis, ex triviis, ex olitorio aut piscatorio foro) zusammentrügen. Hievon mag es wol herrühren, daß lange Zeit burlesker Styl und Marotischer (stile de Marot) für gleichbedeutend gehalten wurden, ungeachtet bereits Naudé in seinem, auch von dem Burlesken handelnden, Dialog Maskurat mit triftigen Gründen sich dagegen erklärt hatte. Ganz in demselben Geiste wie Vavassor und sein Freund Balzac erklärte sich nun aber auch über und gegen das Burleske Boileau in seiner Dichtkunst (V. 81 fgg.), und wenn dieser Gesetzgeber des französischen Parnasses aus der eleganten Zeit Ludwigs XIV. schon dadurch viel Eindruck machte, so verstärkte er ihn späterhin noch dadurch, daß er in einem eignen komischen Gedicht, seinem Lutrin, gleichsam ein Muster aufstellte, wie ein Mann von feiner Sitte das Komische zu behandeln habe.

Inzwischen war das Burleske in England an die Tagesordnung gekommen, setzte aber die Kritik hier in Verlegenheit mehr der Versart als des Styls halber. Dryden selbst, ungeachtet er anerkannte, wie angemessen die Wahl des Sylbenmaßes im Hudibras dem Zwecke des Dichters sey, äußerte doch den Wunsch, es möchte Butlern gefallen haben, sich nicht zu dem Burlesken herab zu lassen [8]), indem es ihm auch in dem heroischen Sylbenmaße geglückt haben würde, wogegen Johnson im Leben Butlers mit Recht einwendete, daß dann auch die Sprache nicht hätte bleiben können, wie sie war, und daß Dryden, wenn er auch diese abgeändert gewünscht hätte, ein ganz anderes Werk hätte haben wollen. Den Streit der Kritiker, ob für burleske Poesie das heroische Sylbenmaß wie in Gard's Armenapotheke, oder Knittelverse wie im Hudibras, zweckmäßiger sey, entschied Addison (Spectator Nr. 249.) dahin, daß das erste zweckdienlicher sey, wo ein niedriger Charakter erhoben, das zweite aber, wo der Held herabgewürdigt und erniedrigt werden solle; für seine Person sey er der Meinung, daß Hudibras mit gleich viel Witz und Humor im heroischen Sylbenmaße geschrieben, viel anziehender seyn würde, obgleich die meisten Leser bei Butlers Doppelreimen sich so wohl gefielen, daß er nicht auf die Einstimmung Vieler mit seiner Meinung rechne. Home, durch Beispiele und Kritik bewogen, nahm [9]) nun eine doppelte Art des Burlesken an; 1) ein blos Lachen Erregendes und 2) ein

4) Leurs Ouvrages furent appellez, tantôt grotesque, tantôt comiques, jusques à ce que Sarrazin leur donna le nom de burlesques, dont les Italiens se servoient alors. Histoire et Regles de la Poes. franç. Amst. 1717. p. 139. 5) Jocularis et ridicula dictio, quam homines nostri burlesque vocant. 6) Welcher ebenfalls dagegen geschrieben hatte Dissert. crit. 29. Von Italiänern, welche aus älterer Zeit darüber geschrieben, s. *Crescimbeni* Istoria della volgar Poesia L. VI. und die Kommentare; von Franzosen, s. Blankenburg zu Sulzer unter dem Art. Scherz. 7) Gisbert Cuper schon (Observat. L. tres C. X. de generibus comoediarum) machte dagegen Bemerkungen, und führt besonders den travestirenden Rhinton gegen ihn an. Vgl. Flögel a. a. O. S. 61 fgg. daß man bei einer Vergleichung von dem Satyrspiel ausgehen müsse, leitet wol keinen Zweifel. Es ist hiebei freilich stets zu berücksichtigen, ob von der Sache oder der Sprache die Rede ist (vgl. Eberhards Handb. II. 306.), allein finden sich Spuren solcher Sprache und Verslicenz nicht auch bei den Alten?

8) D. i. zu achtsylbigen oder vierfüßigen Versen mit Doppelreimen. Die Kürze der Verse und die geschwinde Wiederkehr des Reims wird, als die Würde des Styls erniedrigend, getadelt. Dryden vom Ursprung und Fortgang der Satyre. 9) Grundf. d. Krit. II. 43. d. Übers.

wissenschaft. Nach der Rückkehr von seiner Reise durch Frankreich, England und Holland, während welcher er mit Barbeyrac eine enge Freundschaft geschlossen hatte, betrat er 1723 den Lehrstuhl des Rechtes. Seine Vorlesungen wurden von vielen vornehmen Fremden besucht. Auf die Einladung des Prinzen Friedrich von Hessenkassel, welcher auch unter ihrer Zahl gewesen war, begleitete er denselben 1734 nach Kassel zurück, und blieb ein Jahr lang daselbst. 1741 nahm er wegen schwächlicher Gesundheit seine Entlassung, welche ihm mit Beibehaltung seines Gehaltes, Ranges und Beisitzes bei der Akademie bewilligt wurde. 1742 wurde er, gegen seine Wünsche, in den kleinen Rath gewählt und starb den 3. April 1748. Die Rathsacten gedenken seines Todes mit den Worten: dont les talens et la probité ne peuvent que faire extrêmement regretter la perte. Er war ein großer Kunstfreund. Seine Gemälde- und Kupferstichsamlung war eine der schönsten der Stadt. Soubeyran bildete sich unter seiner Leitung. Seine Büchersamlung schenkte er der akademischen Bibliothek. Dafür hat auf ihn eine sehr schöne Medaille verfertigt. Als Schriftsteller hat er sich rühmlich bekant gemacht durch seine Werke über Natur- und Statsrecht. Zwar gehört er als Naturrechtslehrer noch zur Schule eines Grotius und Puffendorfs, aber er begründete sein System nicht auf geschichtliche Thatsachen, sondern suchte dasselbe, wie die spätern teutschen Natur- und Statsrechtslehrer, philosophisch zu entwickeln. In seinen Schriften herrschen Klarheit und Bestimtheit. Im J. 1747 erschienen seine principes du droit naturel, (Genève 4. nachher oft wieder aufgelegt und in verschiedene Sprachen übersetzt). Die principes du droit politique (Genève 1751. 4. 2 Vol.), wurden aus den Heften seiner Zuhörer zusammengetragen. Die principes du droit naturel et politique (Genève 1763. 4. und 1764. 3 Vol.), vereinigen beide vorhergehende Werke. Der Graf Bapt. Crespi übersetzte sie ins Italiänische (Venedig 1780.), Felice gab die principes du droit de la nature et des gens mit der bisher noch nicht erschienenen Fortsetzung des droit de la nature mit vielen Anmerkungen (Yverdon 1766—1768 in 8 Bänden 8.), heraus. Die Élémens du droit naturel, ... ouvrage posthume d'après le véritable manuscrit de l'auteur, erschienen 1774. Lausanne, 8. (*Meyer von Knonau.*)

BURLEIGH oder **Burlay** (Walther, Gualterus Burlaeus), geb. 1273, studirte in dem Mertons Collegio zu Oxford, hörte da und nachher zu Paris den berühmten Duns Scotus, wurde am letzten Orte Magister, machte sich sowol durch sein scharfsinniges Disputiren, worin er sich als einen Nachfolger des Thomas bewies, als auch durch Auslegungen einiger Schriften des Aristoteles und durch ein Werk von dem Leben der alten Philosophen und Dichter einigen Namen. Das Buch de vita et moribus Philosophorum et Poetarum 1472 und sonst mit und ohne Angabe des Orts und des Jahres in klein Folio u. Quart, auch zuweilen ohne Namen des Verf. und mit andern Titeln gedruckt, ist eine dürftige Compilation mit vielen Fehlern in den Namen und Personen, Zeitrechnung und Sachen, von denen wahrscheinlich nicht alle auf die Rechnung des Verfassers kommen; für unsere Zeiten ist sie ohne Werth, beweiset aber das Erwachen einiges Sinnes für die Lectüre der alten Klassiker in den letzten Zeiten der Scholastik, und ist häufig gebraucht, selbst noch 1603 von Antonius a Sala als sein eigenes Machwerk zu Cosal gedruckt worden. — (Die Schriftsteller von den theologischen Schriftstellern Englands. *Vossius* de historicis latin. Heumanns Acta philosophorum 3. Bd. S. 282. Hambergers Nachrichten.) (*Tennemann.*)

Burleigh, Cecil, s. Cecil.

BURLESK. Dieser Ausdruck, womit eine Art des Komischen bezeichnet wird, stamt ab von dem italiänischen Worte Burla, Scherz, Spott, und Burlare, scherzen, spotten [1]). Gewöhnlich sagt man, daß die Italiäner für burleske Darstellungsweise sich auch des Ausdrucks stile berniesco oder bernesco bedienten, weil der Dichter Franz Berni oder Bernia (s. diesen) zuerst sich derselben bedient habe, was jedoch, wie Crescimbeni bereits bemerkt hat, dahin zu berichtigen ist, daß sie von ihm blos ästhetisch veredelt wurde. In Italien fand sie viel Beifall und Nachahmung, und im Auslande zunächst in Frankreich. Der Dichter Sarrasin rühmte sich gegen Menage, des Wortes Burlesk sich zuerst in französischer Sprache bedient zu haben, wogegen dieser aber bemerkt, daß es schon in dem Catholicon d'Espagne vorkomme [2]). Scarrons travestirte Äneis (1648) bezeichnet die Blüthezeit der burlesken Darstellungen in Frankreich, wo sie so großen Beifall fanden, daß im J. 1649 sogar La passion de Nôtre Seigneur en verses burlesques erschien. Von Frankreich verbreitete sich dieser Geschmack nach England, wo Butler durch seinen von 1663 — 1678 in drei Abtheilungen gelieferten Hudibras ihm Bewunderung verschaffte. Der Erste, der in Teutschland dieser Darstellungsweise gedenkt, ist Morhof [3]). „Man hat gar, sagt er S. 673, eine Schreibart erdacht, die man Burlesque nennet, die von den Italiänern und Franzosen aufgebracht. Es ist zu verwundern, daß in so klugen Nationen dergleichen närrisch Ding einen Beifall hat finden können. — Die Italiäner haben uns diese Zierlichkeit, die die Häßlichkeit zur Mutter hat, zu ihrer ewigen Schande erstlich auf die Bahn gebracht, und haben hernach einige in Frankreich an dieser Misgeburt einen Gefallen gehabt. Ein gelehrter Mann nennet dergleichen Carmina nicht unbillig excrementa Pegasi. Der Autor de la connoissance des bons livres handelt in seinem Trait. 3. mit mehren hievon. Wir wollen uns hie mit dergleichen unflätigen Wesen nicht aufhalten. Erfreue mich darüber, daß kein Teutscher solches bishero nachgemacht." Flögel bemerkt mit Recht, die Teuschen hätten schon längst burleske Schriftsteller, Schriften und Schriftstellen gehabt, deren er auch mehre anführt, und Fishart nebst dem Pater Abraham a Sancta Clara statt aller andern hätte anführen kön-

1) *Menage* Origini della lingua italiana p. 207. Dictionnaire étymologique p. 140. 2) Menage führt aber blos die letzte Ausgabe von 1677 an. Sarrasin könnte daher dennoch Recht haben. Er hat nur dann Unrecht, wenn Flögel nicht geirrt hat, welcher die Ausgabe des Catholicon von 1593 anführt. 3) Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie, Kiel 1682.

Zeit Morhof aber hatten wir keine, welche
lich diese Manier gewählt hätten, um in der-
it den poetischen Kunstwerken der vorbesagten
in dieser Art zu wetteifern. Hievon dürfte, wenn
Teufels Brief an Gottsched von 1755 abrechnet,
, was wir aufzuweisen haben, Göthe's Prolog
euesten Offenbarungen, und dessen neu eröffnetes
es und politisches Puppenspiel vom Jahre 1774
velchen im J. 1775 Wielands Titanomachie
von welcher Zeit an wir bis zu den Burlesken
de und noch weiter herab nicht wenig in dieser
ten haben.

its desto weniger aber kann man in Verlegenheit
, bei der Frage, was denn nun eigentlich unter
ft gebrauchten Ausdruck Burlesk zu verstehen sey.
n von Anfang an keinen genau bestimmten Be-
it verband, erhellet zum Theil schon aus dem
Der Verfasser jener Passion in burlesken Ver-
sehr unschuldig in den Ruf das Heilige frivol
: zu haben, denn seine Passion hatte nichts Bur-
s achtsylbige Verse, und solche nannte man, ohne
auf Inhalt und Styl, burleske. Als man diese
nicht mehr aus den Augen ließ, machte man zwischen
rlesken und Grottesken keinen Unterschied,
einmal zwischen diesen und dem Komischen über-
. Der Erste, bei dem man genauere Unterschei-
enzeichen angegeben findet, ist der Jesuit Va-
, dessen 1658 zuerst erschienenes Werk de ludi-
ione das Burleske eigens zum Gegenstande sei-
rsuchung hat [4]). Als demselben eigenthümlich
in: 1) veraltete, außer Gebrauch gesetzte und
Sprache, 2) freiere, nachlässigere Versart, und
stirung ernster Gedichte in gemeinen Spaß. Bei
arakteristik hatte er nur das vor Augen, was er
ligen französischen Werken dieser Art vorfand, die
n Freunde des ceremoniös-eleganten Balzac [5]),
er Greuel waren, daß er die Unterdrückung der-
f alle Weise versucht. Sein Buch hat den Zweck,
n, daß weder ein Grieche noch Römer so ge-
, daß keiner Vorschriften über diese Schreibart
habe, und daß gar keine Ursache vorhanden sey,
: zu bedienen, viele Ursachen hingegen, sich ih-
zu bedienen. Gesetzt, das Erste wäre gewisser,
icht ist [7]); so könnte dies nichts gegen die Burleske beweisen; die andern Gründe aber, welche dagegen beweisen sollen, dürfte man schwerlich von hinlänglich überzeugender Kraft finden. Vavassor begnügt sich daher auch nicht an seinen Gründen, sondern fodert die Akademie der Vierziger, denen die Sprachwache anvertraut war, dringend auf, einem Unwesen Einhalt zu thun, welches der so elegant gewordenen Sprache so unabsehliches Unheil drohe, da diese burlesken Dichter, weit entfernt, sich an die Vorschriften der Akademie zu kehren, sich ihre Sprache aus dem alten Marot, Rabelais, den Amadissen und aus dem Munde des gemeinsten Volkes (ex tabernis, ex triviis, ex olitorio aut piscatorio foro) zusammentrügen. Hievon mag es wol herrühren, daß lange Zeit burlesker Styl und Marotischer (stile de Marot) für gleichbedeutend gehalten wurden, ungeachtet bereits Naudé in seinem, auch von dem Burlesken handelnden, Dialog Maskurat mit triftigen Gründen sich dagegen erklärt hatte. Ganz in demselben Geiste wie Vavassor und sein Freund Balzac erklärte sich nun aber auch über und gegen das Burleske Boileau in seiner Dichtkunst (V. 81 fgg.), und wenn dieser Gesetzgeber des französischen Parnasses aus der eleganten Zeit Ludwigs XIV. schon dadurch viel Eindruck machte, so verstärkte er ihn späterhin noch dadurch, daß er in einem eignen komischen Gedicht, seinem Lutrin, gleichsam ein Muster aufstellte, wie ein Mann von feiner Sitte das Komische zu behandeln habe.

Inzwischen war das Burleske in England an die Tagesordnung gekommen, setzte aber die Kritik hier in Verlegenheit mehr der Versart als des Styls halber. Dryden selbst, ungeachtet er anerkannte, wie angemessen die Wahl des Sylbenmaßes im Hudibras dem Zwecke des Dichters sey, äußerte doch den Wunsch, es möchte Butlern gefallen haben, sich nicht zu dem Burlesken herab zu lassen [8]), indem es ihm auch in dem heroischen Sylbenmaße geglückt haben würde, wogegen Johnson im Leben Butlers mit Recht einwendete, daß dann auch die Sprache nicht hätte bleiben können, wie sie war, und daß Dryden, wenn er auch diese abgeändert gewünscht hätte, ein ganz anderes Werk hätte haben wollen. Den Streit der Kritiker, ob für burleske Poesie das heroische Sylbenmaß wie in Gard's Armenapotheke, oder Knittelverse wie im Hudibras, zweckmäßiger sey, entschied Addison (Spectator Nr. 249.) dahin, daß das erste zweckdienlicher sey, wo ein niedriger Charakter erhoben, das zweite aber, wo der Held herabgewürdigt und erniedrigt werden solle; für seine Person sey er der Meinung, daß Hudibras mit gleich viel Witz und Humor im heroischen Sylbenmaße geschrieben, viel anziehender seyn würde, obgleich die meisten Leser bei Butlers Doppelreimen sich so [illegible] gefielen, daß er nicht auf die Einstimmung Vieler [illegible]ner Meinung rechne. Home, durch Beispiele und [illegible] nahm [9]) nun eine doppelte Art des Bur[illegible] blos [illegible]n Erregendes und 2) ein

eurs Ouvrages furent appellez, tantôt grotesque, tan-
ques, jusques à ce que Sarrazin leur donna le nom de
s, dont les Italiens se servoient alors. Histoire et
e la Poes. franç. Amst. 1717. p. 139. 5) Jocularis
la dictio, quam homines nostri burlesque vocant.
r ebenfalls dagegen geschrieben hatte Dissert. crit. 29.
iänern, welche aus älterer Zeit darüber geschrieben, s.
ni Istoria della volgar Poesia L. VI. und die Kom[illegible]
Franzosen, s. Blankenburg zu Sulzer unter [illegible]
erz. 7) Gisbert Cuper schon (Observat. L.
generibus comoediarum) machte dagegen Bemerk[illegible]
besonders den travestirenden Rhinton gegen [illegible]
gel a. a. O. S. 61 fgg. daß man bei eine[illegible]
dem Satyrspiel ausgehen müsse, letzter [illegible]
ist hiebei freilich stets zu berücksichtigen [illegible]
er Sprache die Rede ist (vgl. Eb[illegible]
llein finden sich Spuren solcher [illegible]
bei den Alten!

[illegible]gen Versen mit Doppel-
[illegible]schwinde Wiederkehr des
[illegible] erniedrigend, getadelt.
[illegible]r Satyre. 9) Grundf.

zum Hohnlachen Reizendes. Von der ersten Art nent er Scarrons Virgil und Tassoni's geraubten Eimer. Diese Dichter, sagt er, lachen zuerst selbst, um ihre Leser zum Lachen zu bewegen. Von der zweiten Art nent er Boileau's Pult. Eine niedrige, läppische Begebenheit stellt der Dichter dem Hohn seiner Leser blos, indem er sie in den heroischen Styl kleidet, und sich stellt, als ob er sie von der größten Würde und Wichtigkeit hielte. Der Kontrast zwischen Sujet und Behandlung wirkt hier das Belachenswerthe, und in einem Werke dieser Art darf kein Bild Platz finden, welches vorsetzlich lustig ist, weil solche den Kontrast aufheben. Pope's Lockenraub nent er als eine besondre Art, nicht eigentlich burlesk, sondern heroisch-komisch. Ein muntres und gemeines Sujet wird mit Scherz und einem mäßigen Grade von Würde behandelt. Der Dichter nimt nicht, wie Boileau, eine Maske vor, und entdeckt nicht, wie Tassoni, einen gefaßten Vorsatz uns lachen zu machen. Shenstone [10]) erklärte, das Burleske könne wol eingetheilt werden in ein solches, welches sich vornehmlich um den Gedanken drehe, und ein solches, welches mehr von dem Ausdrucke abhänge, man könne aber auch noch eine dritte Art annehmen, worin lächerliche Gedanken in eine Sprache, entweder weit über oder unter der Würde derselben, gekleidet würden. The Splendid Shilling von Philips und Butlers Hudibras seyen hier vornehmlich zu nennen; bei Butler sey jedoch der Effekt des Lächerlichen sehr von seinen Doppelreimen abhängig.

Die Teutschen haben lange angestanden, dem wackern Morhof seine Freude zu verderben. Seit Gottsched auch in Leipzig den Hanswurst vom Theater vertrieben, hätte man ja nicht daran denken können, gegen Boileau zu sündigen, und da wir keine Gedichte in dieser Art hatten, so wurde auch von keinem Kritiker oder Theoretiker darüber gesprochen. Noch Sulzer in seiner Theorie gedenkt des Burlesken nicht, dem wenigstens die französische Encyklopädie einen Artikel, freilich noch ganz im Geiste Boileaus, gewidmet hatte. Vor den Siebziger Jahren komt nur höchst selten das Wort Burlesk vor. Justus Möser mit seinem Harlekin zur Vertheidigung des Groteske-Komischen (zuerst 1761 dann 1777) drang erst später durch, und des Burlesken wird erst, nachdem die obengenannten Dichter Proben davon geliefert hatten, von den Theoretikern gedacht. Ob nicht der Umstand, daß Marmontel einen andern Artikel für die Encyclopädie gearbeitet hatte, der zwar einseitig aber doch von Vorurtheilen frei ist [11]), etwas dazu beigetragen habe, bleibe dahingestellt. Der Erste, bei welchem sich eine Untersuchung darüber findet, ist ein Recensent von Feders Werk über den menschlichen Willen in der Bibl. d. sch. Wiss. Bd. 25. vom Jahre 1780. Er nimt 3 Arten des Komischen oder Lachenerregenden an, das Burleske oder Belachbare, das Lächerliche und das Drollige (Plaisant). „Der Grund des Vergnügens, sagt er, den das Burleske Leuten von schlechtem und mittelmäßigem Geschmack gewährt, ist wahrscheinlich zur größern Hälfte körperlich: es ist allemal etwas, das eine heftig erschütternde schnelle Sensation im Auge oder im Ohre macht, ein Bild oder ein Ideenverhältniß, das die Organe der Imagination in starke Bewegung setzt, und daher in Nerven, Lebensgeistern und Blut eine große Veränderung veranlaßt; es thut in Natur und Nachahmung die meiste und sicherste Wirkung auf Leute, die sehr leicht und die sehr schwer lachen." Wieland, der für das Burleske anstatt des Marotischen Styls der Franzosen für die Teutschen den Hans Sachsischen anerkannte, äußerte sich nur gelegentlich gegen Adelung, daß auch die burleske Schreibart ihr eignes Gebiet, Verfassung, Gesetze und Gerechtsame habe. (Was ist Hochteutsch? Sämtl. Werke Bd. 44. meiner Ausg. S. 238 fg.) Von nun an nahmen die Ästhetiker in ihren Theorien darauf Rücksicht, man findet aber im Wesentlichen nichts als eine Modifikation dessen, was Home gesagt hatte, den Unterschied zwischen dem Heroisch-Komischen und dem Burlesken, wobei unter dem ersten aber die zweite Art des Burlesken bei Home verstanden, und das letzte als eine Art des Niedrig-Komischen betrachtet wird. Die Meisten erklären es für gleichbedeutend mit dem Possirlichen [12]), wovon es jedoch Einige wieder unterscheiden (wie Pörschke). So blieb es, bis Flögels Geschichte des Burlesken (Lpz. 1794) erschien. Den Unterschied zwischen dem Heroisch-Komischen und dem Burlesken faßt er eben so auf wie alle seine Vorgänger, nur daß er den Gegensatz noch genauer bestimt, indem er das Burleske darein setzt, „daß man große und wichtige Dinge als klein und unwichtig vorstellt, in der Absicht dadurch Lachen zu erregen, auch sie durch gemeine Wörter und Redensarten erniedrigt, und durch Anspielung auf die Sitten und Geschäfte niedriger Stände herabsetzt." Ein Hauptverdienst um die Theorie erwarb er sich dadurch, daß er die Arten des Burlesken anzugeben suchte, und zwar in Sachen, in der Schreibart oder dem Styl, und in der Verbindung von beiden. Zu dem Burlesken in Sachen rechnet er die Parodie, das Travestiren, Vermischung großer Dinge mit unwichtigen kleinen Handlungen, des Ernsthaften mit dem Scherzhaften, Verpflanzung der Sitten, Gebräuche und niedriger Geschäfte der neuern Zeit in den griechischen Olymp, geistliche Dinge weltlich und niedrig vorgetragen, weltliche Dinge geistlich vorgestellt, plötzliche Erniedrigung oder überraschender Kontrast, Zoten in einer ehrbaren Hülle, Zusammenstellung höchst widersprechender Dinge, das Groteske-Komische oder Übertreibung des Possirlichen. Als Arten des burlesken Styls führt er an die altfränkische Sprache, die Gassensprache, die eigenthümliche Sprache gewisser Völkerschaften und Stände, neu erfundene seltsame Wörter, Spiele des Witzes, Sprachmischerei und das burleske Sylbenmaß. In Ansehung des Burlesken in Sachen mit der burlesken Schreibart bemerkte er, daß nicht jede altfränkische Schreibart burlesk sey, daß das Burleske schlechterdings die Absicht habe, eine Sache lächerlich zu machen, daß eine Schrift im höchsten Grade burlesk und doch in der reinsten Schreibart abgefaßt seyn, mithin etwas burlesk blos in Ansehung der Sache seyn könne; wo aber Sache und Sprache zugleich zum Bur-

10) Works Bd. 2. S. 182. Ausg. 3. 11) Elémens de Litterature. I, 394.

12) Gäng, Eberhard, Schott, Pörschke u. A.

lesken verbunden seyen, da entstehe das hohe Burleske, wie bei Rabelais und Fischart.

Man erkent sogleich, daß Flögel bei seinen Aufzählungen blos zusammenstellte, was er in dieser Art vorgefunden, allein gerade dieses, in Verbindung mit einer zwar noch nicht vollständigen aber doch reichhaltigen Geschichte der burlesken Schriftsteller und einer beträchtlichen Menge von Beispielen, wäre die für alle künftigen Untersuchungen ersprießlichste Vorarbeit gewesen, wenn man sie gehörig benutzt hätte. Die Meisten schwiegen aber auch jetzt davon, und die des Burlesken ja gedachten, begnügten sich damit, es als eine Art des Niedrig-Komischen aufzuführen (charakterisirt ward es nach Flögel), welche die Parodie und Travestie zu Unterarten habe. Eberhard in seinem Handbuch der Ästhetik (II. 286 fgg.) nimt diese Unterarten auch an, ist aber der Erste, der einen neuen Weg einschlägt, und Gründe für das aufsucht, was bisher mehr zufällig dem Burlesken beigelegt scheinen konnte. Er theilte alles Lächerliche ein in Lächerliches in den Gedanken und ihrer Bezeichnung, das Burleske, in der Gestalt, das Groteske, und in den Handlungen, das Komische. Den Grund des Lächerlichen im Burlesken findet er in der Unreimlichkeit der Nebenideen mit den Hauptideen überhaupt, und in der dramatischen Poesie insonderheit mit der handelnden Person, deren Gedanken, Empfindungen und Ausdrükke zu der äußern oder innern, hohen oder geringen Würde derselben sich nicht schicken dürfen. Ist es daher ein königlicher Held, so muß er wie ein gemeiner Mensch denken, empfinden, reden und handeln; ist es ein gemeiner Mensch, so muß er wie ein vornehmer Held zu denken, zu empfinden und sich auszudrücken scheinen. Diesem gemäß wird nun auch der Styl, in dem letzten Falle hochtrabend (in der Parodie), in dem ersten Falle (Travestie) eigentlich burlesk. „Da dieser burleske Styl eine so reiche Quelle des Lächerlichen ist, so ist er dem spottenden Scherze sehr willkommen, um dadurch seinen Zweck desto vollkommener zu erreichen. Die gemeinen und niedrigen Nebenideen, worin der Dichter seine Hauptideen kleiden will, bringt er aus allen den Feldern zusammen, wo sie zu gedeihen pflegen. Sie finden sich am reichlichsten unter dem ungebildeten Theile eines jeden Volkes, dessen Sprache durch ihre Unregelmäßigkeit eine niedrige Farbe hat, indem sie zugleich an die Rohheit der Sitten und der Lebensart erinnert, die mit ihr ein gleich gemeines und niedriges Ganzes ausmacht. — Am meisten ist darin die Sprachmengerei an burlesker Lustigkeit ergiebig." Jean Paul (Vorschule der Ästhet. I. 329.), welcher das Burleske auch dem Niedrig-Komischen zuzählt, gibt als Unterscheidungszeichen desselben von den übrigen Nebenarten an, daß der burleske Dichter bis zu einem gewissen Grade das werde, was er verlacht, er male und sey das Niedrige zu gleicher Zeit, „eine Sirene mit einer schönern Hälfte, aber eben die thierische erhebt sich über die Meeresfläche." Ohne Gemeinheit, sagt er, sey es nur darzustellen durch Verse. „Wie der Kothurn des Metrums Mensch und Wort und Zuschauer in eine Welt höherer Freiheiten erhebt; so gibt auch der Sokkus des komischen Versbaues dem Autor die poetische Maskenfreiheit einer lyrischen Erniedrigung, welche in der Prosa gleichsam am Menschen widerstehen würde." Aus demselben Grunde werden bei der Burleske in dramatischer Form Marionetten statt Menschen zu Spielern erfodert.

Allen bisherigen Theoretikern entgegen tritt Bouterweck (Ästhet. S. 178 fgg.) mit der Erklärung, daß die gewöhnliche Unterscheidung des Hochkomischen von dem Niedrigkomischen zum Theil ganz unästhetisch, zum Theil mehr moralisch als ästhetisch sey; Burlesk oder Niedrigkomisch heiße gewöhnlich und eben so unästhetisch das Hochkomische selbst, sobald es die Gränzen der feinen Welt überspringe. Krug (Ästhet. S. 232 fgg.), der das Hoch- u. Niedrigkomische, welches letzte auch Burlesk im engern Sinne heiße, danach unterscheidet, ob es zu seiner Beurtheilung die höhern oder niedern Gemüthskräfte in Anspruch nehme, bemerkt hiegegen, daß man zwar das Hochkomische auch als das sehr Komische nehme, und dann könne freilich auch das Niedrigkomische hoch — in einem hohen Grade — komisch seyn, allein um Verwirrung der Begriffe zu vermeiden, solle man den Ausdruck hochkomisch nie in dieser Bedeutung nehmen. Das Burleske erklärt er für das Niedrigkomische, besonders sofern es sich in Possen zeige (Scherz von blos scheinbarer Gemeinheit oder Unfeinheit), also für das Possenhafte, welches aber (S. 231. Anm.) von dem Possirlichen wohl zu unterscheiden sey, denn bei jenem liege eine gewisse Absicht zum Grunde, dieses finde unwillkürlich Statt. Das Possenhafte aber erklärt er für eine besondre Art des Scherzhaften, welche auch ein gebildetes Gemüth belustigen könne, indem es bei Hervorbringung oder Wahrnehmung desselben absichtlich über einer niedern Sphäre schwebe, um sich an dem Lächerlichen in demselben zu ergötzen, ohne doch in sie selbst zu versinken. Folglich dürfe auch die Kunst unter dieser Bedingung von dem Possenhaften in ihren Darstellungen Gebrauch machen, ohne Besorgniß, den Geschmack dadurch zu beleidigen. „Fällt es, sagt der Verf., wirklich ins Gemeine, so wird es platt, oder ins Fade, so wird es läppisch." Bouterweck erklärt sich hierüber so: „Mit dem Namen des Burlesken bezeichnet man auch das Possenhafte und das gemeine Spaßhafte, das zu nichts weiter führt als zu einem gemeinen Lachen. Doch spricht man auch von burlesker Satyre. So lange diese Verwirrung der Begriffe dauert, muß jede Theorie des Komischen sich selbst aufreiben. Burlesk nach der italiänischen Etymologie des Worts ist überhaupt das Spaßhafte, bei dem man es mit der Eleganz und mit den Foderungen des Anstands nicht so genau nimt, wenn es nur witzig ist und kräftig ergötzt. Das Burleske in diesem Sinne kann also hochkomisch seyn und niedrigkomisch, je nachdem es sich bald in der Idealität, bald in der schlichten Natürlichkeit verliert. Geht es aber, wie bei den Italiänern gewöhnlich, in derbe Satyre über, dann sollte es wieder einen andern Namen haben. Mit der derben Unsittlichkeit, die sich den italiänischen Blumen des burlesken Witzes, wie der Schmuz des Erdreichs manchen wirklichen Blumen, anzuhängen pflegt, steht es übrigens in moralischer Hinsicht nicht so schlimm, als mit der höchst eleganten Unsittlichkeit, die sich füglich bei Hofe hören lassen darf, weil sie die reinsten Namen misbraucht, um das Unreine anständig zu nennen."

So hat sich denn das Burleske, troß aller Anfechtungen, zwar wol eine ästhetische Anerkennung verschafft, aber es fehlt noch gar viel zu einer bestimmten und vollständigen Theorie desselben. Aus dem Bisherigen sieht man leicht, daß über wesentliche Punkte entschieden seyn muß, ehe es dazu kommen kann. Da, wo das Komische nach allen seinen Arten im Zusammenhange dargestellt werden muß, wird dies am leichtesten geschehen können, und so sey es hier genug an dieser historischen Vorarbeit, welche den gegenwärtigen Standpunkt angibt, und ihren Zweck erreicht hat, wenn sie zu weiterer Forschung anreizt. (*Gruber.*)

BURLINGTON, Bridlington, Marktflecken an der gleichn. Bai, aus welcher Flamborough Head vorspringt, im East Riding der Grafsch. York. Er liegt etwa ½ Meile von dem Strande, wo hinab sich jedoch eine ihrer Straßen, der Burlingtonkai zieht, und zählt 3741 Einw., die Fischerei, Schifffahrt mit 5850 Tonnen und Handel treiben, auch 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten. Der Hafen wird durch einen Steindamm gebildet, den 2 Batterien mit 8 Kanonen beseßt decken. Es ist hier ein Zollhaus und ein Seebad. (*Hassel.*)

Burlington in Nord-Amerika. 1) Grafsch. des nordamer. Stats Neujersey, 33 □Meilen mit 28,822 Einw. in 12 Ortschaften. Hochbelegen und voller Hügel vom Delaware und dessen Zuflüssen bewässert, hat vorzügliche Wiesen und Weiden, und daher eine ausgebreitete Viehzucht, auch gutes Eisen. — 2) Die Hauptstadt der vorgedachten Grafschaft an und zum Theil im Delaware; ein längliches Viereck mit regelmäßigen Straßen, 1 Rathhause, 4 Kirchen, 1 Akademie, 1 kleinen Bibliothek, 1 Gefängnisse, 300 backsteinernen Häus. und mit der Ortschaft 2419 Einw., die 1 Nagelschmiede und eine ansehnliche Brantweinbrennerei unterhalten, Wochenmärkte haben und Landhandel und Flußschifffahrt treiben; ihr Hafen läßt Fahrzeuge von 200 Tonnen Last zu; zu demselben gehören 1592 Tonnen, die zum Theil für Westindien laden. Zwischen hier und Philadelphia geht täglich ein Packetboot. Die City ist seit 1677 angebauet; in derselben besteht eine Ackerbaugesellschaft. — 3) Hauptort der Grafsch. Chittendea im nordamerik. State Vermont, liegt an der Wineaskebai des Champlain, hat 1 Rathhaus, 2 Kirchen, 1 Collegium, das seit 1800 eingerichtet ist, 1 Gefängniß, 1 Zoll- u. 1 Postamt und 1690 Einw. Zu dem Hafen gehören 20 kleine Schiffe, die den Handel auf dem See betreiben. ½ Meile von dem Orte macht der Onion einen Katarakt, um den viele Säge-, Öl- und andere Mühlen errichtet sind. — 4) Burlington, Ortschaft in der Grafsch. Otsego des nordamerk. Stats Neuyork mit 3196 Einw. (*Hassel.*)

Burlos, s. Brulos.

BURLUK, ein See in der Kirgisischen Steppe, aus welchem der Fluß Burluk entspringt. Er hält 3 Meilen im Umkreise und ist sehr fischreich. Die Kirgisen der mittleren Horde nomadisiren um denselben herum. (*J. Ch. Petri.*)

BURMANN. Das Geschlecht Burmann, aus welchem die holländischen Familien erwuchsen, stammt aus Köln, wo sich in alter Zeit wohlhabende Kaufleute dieses Namens befanden. Hermann Burmann wird in der Mitte des 16. Jahrh. als Senator daselbst genannt. Dessen Sohn Peter Burmann war reformirter Prediger zu Frankenthal in der Pfalz. Als die Schrecken des dreißigjährigen Krieges ihn zu entfliehen nöthigten, flüchtete er mit seiner Familie nach Holland, erhielt aber bald die Stelle eines Predigers zu Emmerich, und starb als Prediger in Cleve. Auf der Flucht ward ihm in Leyden 1632 ein Sohn geboren:

Franz Burmann. Derselbe hatte sich unter Leitung von Festus Hommius der Theologie gewidmet und wurde 1655 als Prediger nach Hanau berufen. Von da ging er als Subrector des Collegii Ordinum 1661 nach Leyden zurück, ward aber schon 1662 als Professor der Theologie nach Utrecht versetzt. Man ertheilte ihm 1664 daselbst ein Predigeramt, und 1671 die Professur der Kirchengeschichte. Außer akademischen Streitschriften und einer Rede: Belgica afflicta Trai. 1673 erwarben ihm ein Syntagma theologicum seu synopsis theologiae. Trai. 1671 und Amstel. 1699. 2 Vol. und die Erläuterungen (Uitlegginge) über mehre Bücher des alten Testaments (über den Pentateuch Utr. 1668, über Josua, Ruth und Richter Utr. 1675, über B. Samuel. 1678, über d. B. der Könige, Chronik u. A. Amsterd. 1683, über Genesis Utr. 1698. 4.), welche auch ins Teutsche übersetzt wurden (Frankf. 1693. 1695. u. Kassel 1705. 4.) unter den reformirten Theologen einen bedeutenden Namen. S. *van Til* Bibl. Theolog. S. 15 u. 87. Jene Streitschriften, zur Vertheidigung der cartesianischen Philosophie, befinden sich in der von Abraham van Halen veranstalteten Samlung: Exercitationes academicae. Roterdam. 1683. 2 Vol. 4. S. Act. Erudit. Suppl. T. I. Sect. 9. p. 455. Auch erschienen nach seinem Tode Orationes academicae. Ultrai. 1700. 4. Holländisch 1700. 4. und ein Werk de passione Jesu Christi durch Jan van Lent, Herborn 1695. 4., und in einem Nachdruck, welcher Streitigkeiten bewirkte, Amsterd. 1710. 4. Er starb den 12. Nov. 1679. S. Syllog. Epist. T. IV. p. 571 u. 660. u. *Graevii* orat. fun. bei den Orat. Aus der Ehe mit Maria Heydan, einer Tochter des berühmten und wegen Vertheidigung cartesianischer Lehren seines Amtes entsetzten Professors der Theologie zu Leyden, Abraham Heydan, waren ihm 3 Söhne geboren, Peter, Abraham u. Franz, von denen der zweite frühzeitig starb, der erste der berühmte ältere Philolog wurde (s. den eignen Artikel). Der jüngste

Franz Burmann war zu Utrecht d. 15. Mai 1671 geb., wo er auch seine philolog. Studien unter Joh. G. Gräve (Graevius), dann die philosophischen zu Leyden, die theologischen unter Vitringa zu Franecker und zu Gröningen betrieb. Auch in Amsterdam und Dordrecht verweilte er. Seit 1695 bekleidete er die Predigerstellen zu Coudum in Friesland, seit 1698 zu Briel, seit 1703 zu Enkhuyzen, seit 1705 zu Amsterdam. Als im Jahr 1702 eine Gesandtschaft an die Königin Anna in England abging, ward er als Gesandtschaftsprediger beigegeben. Er ward dadurch den Theologen in England bekant. Als Professor der Theologie wurde er 1715 nach Utrecht berufen. Dort starb er den 22. Sept. 1719 im 48. Jahre, und hinterließ vier Söhne Johann, welcher als Prof. der Botanik zu Amsterdam berühmt ward,

Franz, welcher Prediger zu Nimwegen wurde, Abraham, einen Kaufmann in Amsterdam, der früher zu Alcmaar eine Gerichtsstelle bekleidet hatte und Peter den jüngeren Philologen zu Franecker. Er war in vielfache Streitigkeit wegen des Spinozismus mit Phil. Limburg und Friedr. Leenhof verwickelt, und schrieb deshalb Burmannorum pietas. Trai. 1701. 8. Der Spinosisten hoogste goet. Enkhuys. 1704. 8. Außerdem rühren von ihm her: De Harmonie ofte overeenstemminge der vier h. evangelisten. Amsterd. 1713 4. und mehre Reden. Über ihn s. Bibl. Brem. Fasc. IV. p. 763. *Casp. Burmanni* Traiectum erudit. p. 54.

Joh. Burmann, sein Sohn, war zu Amsterdam den 26. April 1706 geboren. Durch frühe Neigung bestimt, studirte er Naturwissenschaft und Heilkunde zu Leyden, wo er durch die Dissert. de Chylopoiesi 1728 Doktor der Arzneikunde ward. Dann lebte er als praktischer Arzt in Amsterdam, doch hing er mit ausdauernder Liebe an dem Studium der Botanik, welche damals durch reisende Forscher in Afrika und Indien ihr Gebiet sehr erweitert fand. Burmann war einer der thätigsten Bearbeiter der neuen Schätze und ordnete sie mit vielem Scharfsinn. Er trat als Professor der Botanik bei dem Athenäum ein und beaufsichtigte den botanischen Garten. Die von Paul Hermann in Ceylon und am Vorgebirge der guten Hoffnung gesammelten Pflanzen untersuchte er sorgfältig und beschrieb sie sehr genau im Thesaurus Zeylanicus. Amstel. 1737. 4. Dann gab er heraus: Rariorum Africanarum plantarum Decas I — X. Amst. 1738. 1739. 4. Plantarum Americanarum Fascic. decem. Amst. 1755—60. f. die Beschreibung der von C. Plumier auf den Antillen gefundenen Pflanzen. Eine Monographie Wachendorfia erschien Amst. 1757. Auch gab er *Rumph's* Herbarium Amboinense. Amst. 1741—51. 7 Vol. f. in latein. Sprache heraus und besorgte die Flora Malabarica Amst. 1769. f. Er starb im Jahre 1780. S. *Sprengel* histor. rei herbar. T. 2. p. 276. 239. 90.

Nicol. Laur. Burmann, des Vorigen Sohn, geb. zu Amsterdam 1734, folgte seinem Vater in gleichen Studien, so wie in dem Berufe als Professor der Botanik am Athenäum. Seine Dissertation zur Promotion als Doktor der Arzneikunde war Specimen botan. de Geraniis. Lugd. B. 1759. Von ihm erschien: Flora Indica. Lugd. B. 1768. 4. Er bestimmte Karl Peter Thunberg zu der für die Naturkunde nutzreichen Reise nach dem Kap und nach Japan. Sein Tod fällt ins Jahr 1793. — Durch diese beiden, Vater u. Sohn, ist Burmann auch ein in der botanischen Literatur gefeierter Name.

Peter Burmann, der ältere, Oheim des vorigen Johann und Sohn des Utrechter Franz Burmann, war zu Utrecht den 6. Jul. 1668 geboren. Früh im 11. Jahre des Vaters beraubt, blieb er der Pflege seiner einsichtsvollen Mutter überlassen. Er besuchte seit 1661 die Schule zu Utrecht unter Sourchdonk. Einen, wie er selbst bekent, den Vater ihm ersetzenden Freund und Lehrer fand er in Joh. Georg Gräve (Graevius), dem er sowol die gesammte Bildung des Geistes als auch die Förderung seines Lebensglückes verdankte. Wiederholend spricht er seine Dankbarkeit aus in den Vorreden zu Dissert. de vectigalibus, zu Gudii Epist. und zum Petronius. Gräve leitete ihn auf ein gründliches Studium des Alterthums hin, dem er auch stets treu blieb, ob schon er sich zur Jurisprudenz wendete, und unter Lucas van de Poll, Johann van Muyden und Heinrich Cocceii zur juristischen Praxis vorbereitete (s. Vorrede zu dissert. de vectigal.). Er disputirte unter *van Muyden* de vigesima haereditatum, welche Schrift er in das angeführte Werk de vectigalibus pop. Rom. Trai. ad Rhen. 1694 (auch 1737) aufnahm. Vgl. Acta Erudit. 1695. p. 178. Dann ging er nach Leyden, und hörte Burcher de Volder in der Philosophie, Theodor Ryck in der Geschichte, und Jacob Gronov in Erklärung der Alten, kehrte aber schon nach einem Jahre zu Gräve zurück. In Utrecht erlangte er die juristische Doktorwürde 1688 durch die Dissert. de transactionibus. Darauf reisete er durch Teutschland und die Schweiz, um Gelehrte und Bibliotheken kennen zu lernen. Zurückgekehrt nahm ihn alsbald das juristische Geschäftsleben in Anspruch und er arbeitete als Advokat mit vielfachem Beifall, und so auch seit 1691 als Einnehmer der Episcopalsteuern. Doch die tief wurzelnde Neigung zu dem Alterthum und der Umgang seines väterlichen Freundes zogen ihn zur Philologie zurück. Gräve brachte ihn für die Professur der Beredtsamkeit und Geschichte in Vorschlag, welche er 1696 durch eine Rede de eloquentia et poesi antrat. Später ertheilte man ihm auch die Professur der griechischen Sprache und die der Politik. Überall stand ihm Gräve durch Rath und Hilfe zur Seite; sein Beifall erhöhete sich mehr und mehr, und zog aus dem Auslande, namentlich aus England, viele Schüler heran. So ward er zu einem der berühmtesten Gelehrten der Zeit, was schon in der Art, wie ihn auf einer Reise Montfaucon in Paris empfing und mit ihm die engste Freundschaft schloß, genug beurkundet wird. S. *Schacht* Oratio funebris S. 31. Ein körperlich kräftiger Mann genoß er der Freude des Lebens, und mochte sich bei fröhlichem Mahle und Wein gern der offenen Rede und dem strafenden und lachenden Witze hingeben, der aber auch nicht selten tief verletzte. So regte er viele Feinde auf, gegen welche er in der Vorrede zum Petronius sich mit Heftigkeit als ein von Jugend auf durch Verläumdung Verfolgter vertheidigt, und dadurch sie noch mehr erbitterte. Theologen nent er seine feindseligsten Gegner, vorzüglich aber züchtigt er den gegen ihn unter dem Namen Gorallus aufgetretenen le Clerc (Clericus) in Amsterdam. Als er daher im Jahr 1715 den Ruf, an Perizonius Stelle zu Leyden einzutreten, erhielt, begünstigte man ihn wenig, und er verließ, obgleich ungern, Utrecht, und trat die Professur der Beredtsamkeit und griechischen Sprache zu Leyden den 2. Jul. 1715 mit der Rede de publici humanioris disciplinae professoris proprio officio et munere an. Auch hier ward ihm, selbst neben Jacob Gronov, der ausgezeichnetste Beifall zu Theil. Man ertheilte ihm die Professur der belgischen Geschichte und Poesie, so wie die Aufsicht der Bibliothek. Außer den schon angeführten Schriften erschien von ihm: Jupiter Fulgurator. Lugd. B. 1700. Leid. 1734. Epi-

stolae Gudii et Sarravii Ultr. 1697. Somnium seu iter in Arcadiam novam. Ultrai. 1710. 4. Orationes Trai. 1700. (auch Berolini 1742). Aus den von Gräve ihm übergebenen Bemerkungen von Markard Gude und D. Heinse fertigte er die erste Ausgabe des Phaedrus, als Samlung kritischer Bemerkungen (Amstel. 1698 und Hagae Com. 1718, auch Ultrai. 1718.) ohne Eigenes hinzuzufügen. Die von ihm bearbeiteten lateinischen Klassiker sind Petronius. Traiect. ad Rh. 1709 und nach seinem Tode Amstel. 1743. Velleius Paterculus. Lugd. B. 1719 u. 1744. Quinctilianus. Lugd. B. 1720. Valerius Flaccus. Leidae 1724. Phaedrus. Leidae 1727. Ovidius. Amst. 1727. Poetae Minores. Lugd. 1731. Suetonius. Amst. 1736. Lucanus. Leidae 1740. Außerdem erschien Orat. in studia humanitatis. Lugd. 1720. Orat. pro Grammaticis et Literatoribus. Leid. 1732. Die Vorreden zu den Thesauris Italiae und Siciliae. Die Herausgabe des Petronius zog mannigfache Nachrede auf ihn (m. s. die schmuzige Anekdote in Gundlings Hist. der Gelahrth. Th. 1. S. 1280). So wie die Gegenschrift Chrestomathia Petronio-Burmanniana. Florent. 1734, deren Verfasser Veerburg (nicht wie Einige angeben, Maittaire) war. Burmanns Gelehrsamkeit war, durch die sammelnde Lectüre der alten Schriftsteller vermittelt, eine nicht geringe, doch nur auf die lateinische Literatur beschränkt, und meist in den Worten und deren grammatischen Gebrauch enthalten, daher er das, was durch Vergleichung von Beispielen gewonnen werden kann, musterhaft leistete. Als Kritiker gebricht ihm das scharfe Urtheil und die Leitung fester Principien; das einzele Wort und die losgetrennte Phrase beschäftigte ihn, ohne daß er erklärend in den Geist des Schriftstellers eindringe, wie er z. B. beim Rhetoriker Quintilianus das Bekentniß ablegte, er habe sich bei der Bearbeitung wenig um den rhetorischen Inhalt gekümmert. Bei den Dichtern geht ihm der feinere Geschmack und dichterischer Geist ab, während er auch in ihnen nur Worte behandelte. Homer. sah er tief unter Virgilius gestellt (s. Vorrede zu Valer. Flacc.). Das große Verdienst, was er sich erwarb, liegt in der sorgsamen Pflege der damals gehobenen philologischen Studien und in dem Eifer, mit welchem er die auch äußerlich sich empfehlenden Ausgaben der lateinischen Autoren, die als Materialiensamlung schätzbar bleiben werden, mit Aufopferung und bei geringem Lohn zu Tage förderte. Selbst uneigennützig spricht er bei jedem Werke gegen die unwissenschaftliche Gewinnsucht der Verleger. Sein Ansehen unter Gelehrten, die größtentheils mit ihm in Briefwechsel standen, war sehr groß und er ward, wie Reiske in seiner Lebensbeschreibung S. 25 sagt, in Holland angebetet. Man überließ ihm kritische Apparate zur Bekantmachung. Aus dem Nachlasse von Daniel Heinse und Nicol. Heinse machte er Vieles bekant, und ihm genügte oft die Zusammenstellung fremder Materialien mehr als ein eigenes Werk. Durch die Sylloge epistolarum V. Tom. Leid. 1727. hoffte er, und nicht mit Unrecht, sich den Dank der Nachwelt zu erwerben. Man vgl. Acta Erudit. 1725. p. 155. Früher hatte er herausgegeben Petri Cunaei Epistolae. Leid. 1725. Mit Capperonnier, welcher ihm die Vernachlässigung der Rhetorik beim Quintilianus vorwarf, jedoch seine Ausgabe bis auf wenige Stellen ganz abdrucken ließ, gerieth er in einen heftigen Kampf, in welchem er Epistola ad Capper. de nova Quintiliani editione. Leid. 1726 schrieb. Gegen Bentley und dessen metrische Herstellung der Komiker war er im Phädrus als Gegner aufgetreten; mit welchem Glück hat Reiz in s. Programme gezeigt: Burmannum de Bentleii doctrina metrorum Terentianorum iudicare non potuisse. Lips. 1787. Die Freundschaft zwischen Bentley und ihm brach aber erst dann als Burmann verweigerte, die Collationen und Bemerkungen von Heinse zum Lucanus an Bentley auszuliefern. S. Vorrede zum Lucanus. Die Correcturen seiner Schriften, welche zu Leyden heraus kamen, besorgte Reiske. In der zweiten Ausgabe des Petronius änderte dieser Vieles nach Willkür, so daß das Werk selbst eine sonderbare Gestalt erhielt, Reiske aber Achtung und Unterstützung in Holland durch diesen späterhin bereuten Vorwitz verscherzte. M. s. Miscellan. Lips. 1816. P. 1 u. 5. und Reiske's Lebensbeschr. S. 24. Burmann lebte, namentlich in den letzten Jahren, meist auf seinem Landgut Batesteyn, welches er auch besang: Batesteinum in concione acad. celebratum. Leid. 1738. Nach langer Krankheit, während er noch am Petronius arbeitete, starb er den 31. März 1741 im 73. Jahre. Nach seinem Tode erschienen durch seinen Sohn Poematum libri 4. Amst. 1746. 4. und durch den Neffen die Ausgabe des Virgilius. Amst. 1746. Sein Bildniß steht vor der letzten Ausgabe des Phädrus. Man vgl. Oratio funebris in obitum Petri B. dicta ab Herm. Oosterdyk Schacht. Lugd. B. 1741. *Fabricii* histor. bibl. Fabric. III. p. 464. Von 10 Kindern hinterließ er zwei Söhne Franz B., welcher Militär war, und Caspar B.

Caspar Burmann hatte sich der Jurisprudenz gewidmet, erlangte die Doktorwürde zu Utrecht, wo er Senator war und mehrmals das Scabinat verwaltete, auch als Deputirter der Generalstaten sich mehrfachen Ruhm erwarb. Er schrieb: Hadrianus VI. seu Analecta historica de Hadr. VI. Traiect. ad Rh. 1727. 4. Traiectum eruditum. Traiect. 1738. Er starb im Jahr 1755 und mit ihm endete dieser Zweig der Familie.

Peter Burmann, der sich selbst zur Unterscheidung von seinem Oheim Secundus nannte, war der Sohn des jüngeren Franz B. und zu Amsterdam den 13. Okt. 1713 geboren. Nach des Vaters frühem Tode ward er von seines Vaters Bruder, dem Philologen Peter Burmann in Leyden erzogen, wo er sich dem Studium der alten Literatur und der Rechtswissenschaft widmete. Im Jahr 1733 trat er als Schriftsteller mit Sapientia Hyperboraealis auf. Die juristische Doktorwürde erlangte er den 13. Aug. 1734 durch die Dissert. de iure annulorum aureorum. Frühzeitig erwarb er sich als Dichter ausgezeichneten Beifall. Als Wesseling seine Stelle, die Professur der Beredtsamkeit und Geschichte zu Franecker aufgab, berief man Burmann. Er trat den 22. März 1736 durch die Rede pro criticis (Franeq. 1736.) ein; 1741 erhielt er auch die Professur der Dichtkunst. Doch schon 1742 ging er an D'Orville's Stelle an das Gymnasium zu Amsterdam, und übernahm den

10. September mit der Rede de enthusiasmo poetico (Amst. 1742. auch ins Niederteutsche übersetzt von Dietr. Smits. Rotterd. 1743.) die Professur der Beredtsamkeit, Geschichte und griech. Sprache, womit er 1744 die der Poesie verband. Auch übertrug man ihm 1752 die Oberaufsicht über die Bibliothek und über die lateinischen Schulen. Auf den Ruhm seiner Voraltern und auf eigene Gelehrsamkeit stolz, verletzte er in den spätern Jahren die mit ihm Verbundenen (s. Boekzaal. Nov. 1752. p. 650.) und gerieth in vielfache Streitigkeiten. So mit Eberhard Otto in: de rebus ad Everh. Ottonem pertinentibus. Genev. 1746. Als schmähender Gegner trat er gegen Saxe auf, und regte durch bittere Entgegnung die teutschen Gelehrten, namentlich Chr. Ad. Klotz an. Derselbe nahm seinen Freund Saxe und die in den Actis Erudit. 1759. Dec. erschienene Recension des Specimen Anthologiae, welche von ihm selbst verfaßt war, in Schutz und züchtigte Burmann mit jugendlichem Übermuth (denn er selbst studirte damals noch zu Leipzig) und der Kühnheit seiner rüstigen satirischen Geißel aufs empfindlichste in den Schriften Antiburmannus. Jenae 1761. und Funus P. Burmanni. Altenb. 1762., wogegen Burmann schrieb Epistola ad fratrem. Amst. 1761. 4. (auch holländisch) und den mit einem Schandbild verzierten Anti-Clotzius. Amst. 1762. 4. Klotz wies B's ungemäßigten Stolz und hochfahrenden Dünkel nach, und deckte vielfache Fehler und Blößen seiner Unwissenheit auf, obgleich ihn sein Zorn, wie immer die Gränzen der Schicklichkeit und der moralischen Würde überschreiten ließ. Burmann starb den 24. Jun. 1778 auf seinem Landgute Sandhorst bei Wassenaer. Er gab H. Valesii Emendationes. Amst. 1739. 4. N. Heinsii Adversaria. Harling. 1740. 4. und den von seinem Oheim besorgten Virgilius. Amst. 1746. heraus. Seine eigenen Schriften sind die Ausgaben von P. Lotichii Poemata. Amst. 1754. 4. Anthologia vet. Latin. epigr. Amst. 1759. der ein Specimen 1747 vorausging. Aristophanis Comoed. Lugd. 1760; ein bloßer Abdruck. Claudianus. Amst. 1760. Ciceronis Rhetorica. Lugd. B. 1761. worin Burmann nur eine Abhandlung über den Verfasser der Bücher ad Herennium gab, welche aber auch größtentheils in Aufzählung verschiedener Hypothesen besteht. Nach seinem Tode vollendete Laurentius Santen die Ausgabe des Propertius. Ultrai. 1780. 4. Epicedion in funere G. d'Arnaud. Franec. 1740. 4. Orat. in obitum Corn. Sieben. Amst. 1743. 4. Orat. in obitum Jac. Ph. d'Orville. 1751. Holländisch 1752. Auch wird angeführt: Epistola Charlottae Amaliae, gegen welche Charlottae Amaliae epist. ad Burm. zu Halle 1740 erschienen sey. Als Kritiker blieb Burmann dem holländischen Verfahren, welches die Alten nach einer ohne feste Principien schwankenden Beurtheilung der Eleganz behandelte, und dabei sich in grundlosen Conjecturen über Wortverbesserung verlor, ziemlich treu, und ohne grammatische Gründlichkeit, gebildeten Geschmack und Treffkraft des Scharfsinns zu besitzen, galt auch in seinen Bearbeitungen der lateinischen Dichter am meisten das unstete Rathen und Vermuthen über Einzelnheiten, das Vergleichen der Ähnlichkeiten im Wort- und Redegebrauch, die scheinbare Gelehrsamkeit in Verfolgung des Spitzfündigen und Gesuchten. Selten greift sein Urtheil bestimmt durch, noch seltner beurkundet sich ein geregelter Sinn für das Poetischschöne. Möchte daher sein schriftstellerischer Werth nicht so hoch angeschlagen werden dürfen, so wird dagegen gewiß mit Recht sein großes Verdienst gerühmt, welches er sich um die Bildung seiner Schüler im Athenäum zu Amsterdam erwarb, und Santen spricht in der Vorrede zum Propert. mit Begeisterung von der Liebe zur Wissenschaft, die er einzuflößen und zu unterhalten vermochte. Santen selbst war einer seiner würdigsten Zöglinge, welcher auch die von Burmann begonnenen Plane auszuführen und so eine größere Ausgabe des Ovidius (wozu sich die Materialien nun in der königl. Bibliothek zu Berlin befinden) zu liefern gesonnen war. (*Hand.*)

BURMANN (Gottlob Wilhelm), geb. 1737 zu Lauban in der Oberlausitz, wo sein Vater damals Schreib- und Rechenmeister war, hieß eigentlich Bormann, nahm aber den Namen der holländischen Philologen an, den ihm einer seiner Lehrer als eine Auszeichnung zuerst beigelegt hatte. Er besuchte die Schulen zu Löwenberg und Hirschberg, ging 1758 auf die Universität zu Frankfurt a. d. O., um die Rechte zu studiren, kehrte in sein Vaterland zurück, und begab sich in der Folge nach Berlin, wo er den Rest seines Lebens ohne öffentliches Amt zubrachte. Fast 12 Jahr lang (bis 1785) redigirte er die Haude- und Spenersche Zeitung; außerdem suchte er durch Privatunterricht, besonders in der Musik, Schriftstellerei und Gelegenheitsdichterei seinen Unterhalt zu erwerben. Da er sorglos in den Tag hineinlebte und sich, wie Rousseau, in der Armuth gefiel, so gerieth er zuletzt in das größte Elend. Vom Schlage gerührt war er bereits seit 10 Jahren dem Publikum entfremdet und von den Meisten seiner Bekannten vergessen, als er endlich auf dem Sterbebette das Mitleid derselben in einem kurzen Gedicht anflehte, welches am 5. Jan. 1805 in den Zeitungen erschien. Die Hilfe kam jedoch zu spät, weil er bereits am Morgen desselben Tages verschieden war. Er war von Gestalt klein, hager, hinkend und übelgebauet; im Betragen ein großer Sonderling, voll angebornen und anerzogenen störrischen Eigensinns, ohne Selbstbeherrschung und Stetigkeit und deshalb auch ohne gründliche Studien und reifen Geschmack. Der Wahn, daß einem sogenannten Genie das Bizarre wohl anstehe, beherrschte ihn ganz, doch schadete er durch seine Sonderbarkeiten nur sich selber, nicht Andern, und in seinem unansehnlichen Körper wohnte ein talentvoller Geist, voll lebhaften Gefühls für alles Edle und Schöne und voll warmer, herzlicher Theilnahme an dem Wohl seiner Mitmenschen. Für die Musik besaß er besonders große Anlagen, er war in frühern Jahren einer der fertigsten und kunstreichsten Klavierspieler in Berlin. Gleichwol hatte er nie einen Lehrer gehabt und an der linken Hand nur vier Finger. Für diesen Mangel hatte er eine eigene Fingersetzung erfunden, wodurch er mehr leistete, als viele andere Klavierspieler mit fünf Fingern. In der Fuge und im figurirten Choral war er Meister und seine öffentlichen Concerte wurden von den Freunden der Kunst mit Enthusiasmus besucht. In Gesellschaften spielte er nie, wenn man ihn darum bat, wol aber, wenn man ihn zu ver-

nachlässigen schien; er konnte dann bei günstiger Stimmung auf eine bewundernswürdige Weise am Klavier phantasiren und den eigenthümlichen Styl berühmter Tonsetzer zur größten Genugthuung der Kenner nachahmen. Für den Druck zu setzen fühlte er wenig Neigung, doch ist Einiges von ihm erschienen. Die Gabe des Improvisirens besaß er in einem seltenen Grade; bei heiterer Laune konnte er jeden Stoff in ein poetisches Gewand einkleiden und eine gesellschaftliche Unterhaltung vier und mehr Stunden lang in Reimen fortführen, wobei nicht selten Gedanken und Wendungen überraschten. Als Dichter hatte er sich besonders in der Gattung des leichten Liedes, der äsopischen Fabel und des Epigramms einen zu seiner Zeit ziemlich bedeutenden Ruf erworben. Man findet in seinen Gedichten einzele Schönheiten, im Ganzen aber tragen sie das Gepräge der Übereilung und eines nicht gehörig gebildeten Geschmacks. Nur wenige sind correct zu nennen und auch diese sind es meistens durch fremde Hilfe geworden. B. schritt nicht mit der Zeit fort und dichtete noch in spätern Jahren in der Manier Günther's, den er in seiner Jugend lieb gewonnen hatte. Zwar schätzte er die Neuern, Göthe, Bürger und Claudius, und verflocht einzele ihnen nachgebildete Züge in die Günthersche Manier, aber auf diesem Wege konnte nur ein unharmonisches Ganzes entstehen. Unter seinen zahlreichen, obwol nicht voluminösen Samlungen von Gedichten, welche Jördens und Meusel verzeichnet haben, mögen hier nur genant werden: Fabeln. Dresden 1768. Neue vermehrte Auflagen, Frankfurt a. d. O. 1771 und Berlin 1773. Lieder in 3 Büchern, Berlin 1774. Auswahl einiger vermischten Gedichte, Berlin 1783. Gedichte ohne den Buchstaben R. Berlin 1788. Die letzte Idee gehört ihm nicht ursprünglich und ist unter andern schon von Brockes in einem Gedicht ausgeführt worden. Im J. 1775 gab er eine Wochenschrift unter dem Titel: Für Literatur u. Herz, heraus*). (*Rese.*)

BURMANNIA, eine nach dem obgedachten N. L. Burmann genannte Pflanzen-Gattung, die mit Sonerila Roxb. eine eigene Gruppe bildet und zur dritten Linné'schen Klasse gehört. Der Charakter besteht in einem sechslappigen corollinischen Kelch, dessen Lappen abwechselnd sehr klein sind, und dessen Röhre drei geflügelte Winkel hat. Die sehr kurzen Staubfäden haben zu beiden Seiten die getrennten Fächer der Anthere. Die Kapsel steht unter dem Kelch und ist dreifächerig.

1. B. *biflora*, mit fadenförmigem zweiblüthigen Stamm, pfriemenförmigen Blättern und abgestutzten Flügeln der Kapsel. In Karolina. (Tripterella caerulea Ell.). 2. B. *iuncea* R. Br., der vorigen ganz ähnlich, nur daß die Flügel der Kapsel oben gerundet sind. In Neu-Holland. 3. B. *flava* Mart., mit zweiblüthigem Stamm, lanzetförmigen dreinervigen Blättern und halblanzettförmigen Flügeln des Kelches. In Brasilien. 4. B. *capensis* Mart.? mit dreiblüthigem blattlosen Stamm und halb kreisrunden Flügeln des Kelches. Am Kap. (Maburnia Aub. Thuan.). 5. B. *bicolor* Mart., mit fadenförmigem vierblüthigen Stamm, borstenförmigen Wurzelblättern und umgekehrt eiförmigen Flügeln des Kelches. In Brasilien. 6. B. *capitata* Mart., mit vielblüthigem Stamm, knopfförmigen Blumen und zerstreuten pfriemenförmigen Blättern. In Karolina. (Tripterella capitata Ma.). 7. B. *disticha* L., mit vielblüthigem Stamm, lanzetförmigen Blättern und einer doppelten einseitigen Blumenähre. Auf Zeilan. 8. B. *alba* Mart., mit vielblüthigem Schaft, pfriemenförmigen Wurzelblättern und einer gespaltenen zweizeiligen Ähre. In Brasilien. 9. B. *dasyantha* Mart., mit vielblüthigem Schaft, linienförmigen Wurzelblättern und einer doppelten Ähre, woran die Blüthen in drei Reihen nach einer Seite stehn. In Brasilien. (*Sprengel.*)

BURNET (Gilbert), Bischof von Salisbury, aus einer alten angesehenen Familie der Grafschaft Aberdeen (dem Hause Leyes), wurde den 18. September 1643 zu Edinburg geboren. Sein Vater, ein geschickter Rechtsgelehrter, erhielt späterhin, nach der Wiedereinsetzung Karls II., den Namen Lord Cromont und das Amt eines Richters, oder, wie es in Schottland hieß, eines Herrn von der Sitzung (Lord of Session), zum Lohne seiner treuen und thätigen Anhänglichkeit für die Sache Karls I. Gilbert war der jüngste unter seinen Geschwistern und empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, welcher unter Kromwell durchaus kein Amt verwalten wollte und daher Muse genug hatte, den Lehrer seiner Kinder zu machen. In seinem 10. Jahre bezog Gilbert die Universität Aberdeen, und auch hier blieb sein Vater der Leiter und Ordner seiner Studien. Dieser hatte ihn der Kirche zugedacht; da aber eigene Neigung den Sohn zum Studium des Rechts antrieb, so ließ er ihn gewähren, und nach einem Jahr gab Gilbert mit freiem Entschlusse die Jurisprudenz auf und schlug die Bahn ein, welche sein Vater ihm vorgeschrieben hatte. Mit ausgezeichneten Fähigkeiten begabt, unter denen vorzüglich seine fast wunderbare Gedächtnißkraft und seine lebhafte Phantasie hervorstachen, dabei von Kindheit an zu unermüdlichem Fleiße gewöhnt, dem auch sein starker Körper gewachsen war, machte er die schnellsten Fortschritte in allen Zweigen der theologischen Gelehrsamkeit. Schon in seinem 14. Jahr war er zum Magister Artium erhoben worden, noch vor dem zurückgelegten 18. hielt er seine Probepredigt, und wurde dem zu Folge unter die Proponenten oder Postulanten aufgenommen [1]). Unmittelbar darauf trug der Ritter Alexander Burnet v. Leyes, einer seiner Verwandten, ihm eine geistliche Stelle in Edinburg an, die er aber, wegen seiner Jugend, ausschlug, so gern auch seine Familie ihn auf diese Weise versorgt gesehn hätte.

Nach dem Tode seines Vaters im J. 1661 entschloß

*) S. die Schulschrift von K. H. Jördens: Etwas über den Dichter G. W. Burmann, Lauban 1805 4. Ebd. Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten Bd. 1. S. 273—278. Bd. 5. S. 802—804. Bd. 6. S. 593. Ebd. Denkwürdigkeiten aus dem Leben der vorzügl. Dichter, Bd. 1. S. 82 ffg. Meusel's gelehrtes Teutschland. 5. Ausgabe. Bd. 1. 9. 12. 13. Der Freimüthige. Jahrg. 1805. Nr. 8—9. Morgenblatt 1810. Nr. 14.

1) In Schottland der niedrigste Grad der protestantischen Geistlichkeit. Die das Proponenten- oder Postulanten-Examen bestanden haben, dürfen die Kanzel besteigen, ohne jedoch eine eigene Kanzel einzunehmen.

sich B. zu einer Reise. Er ging im folgenden Jahre nach London, Cambridge und Oxford, und machte in diesen Städten Bekantschaft mit den berühmtesten Gelehrten seines Vaterlandes, mit Wilkins, Tillotson, Pearson, Thomas Burnet, Wallis, Pococke und Andern. Bei seiner Rückkehr von Oxford nach London knüpfte er auch noch ein Freundschaftsband mit Robert Boyle und Robert Murray an, zwei Männern, welche damals von weitreichendem Einfluß in politischen und wissenschaftlichen Angelegenheiten waren. Nach einem halbjährigen Aufenthalte in England kehrte Burnet in sein Vaterland zurück, und lehnte hier ein neues Anerbieten des Ritters Robert Fletcher ab, der ihm ein geistliches Amt zu Salton übertragen wollte. Sein Eifer, sich in seiner Wissenschaft noch weiter zu fördern, und zugleich die Lust, die Welt kennen zu lernen, trieben ihn in das Ausland. Er begab sich nach Holland, und studirte in Amsterdam unter einem Rabbiner die hebräische Sprache. Auch benutzte er hier die Gelegenheit, sich mit den Lehren und Gebräuchen vieler Religionsparteien bekant zu machen, der Kalvinisten, Arminianer, Wiedertäufer, Unitarier und andrer mehr, und der Umgang mit diesen verschiedenen Sekten blieb nicht ohne Einfluß auf seine Überzeugung und Denkungsart, sondern leitete ihn zur Duldsamkeit und Freisinnigkeit hin. Von Holland aus machte er eine kleine Reise nach Paris und eilte hierauf nach Schottland zurück. In London wurde er zum Mitgliede der königl. Societät aufgenommen, bei welcher sein Freund Murray ihn vorgeschlagen hatte, und in Schottland fand er die Predigerstelle zu Salton noch offen, die er vor seiner Reise abgelehnt hatte. Jetzt wurde er zum Priester eingesegnet und übernahm das genannte Amt, dem er von 1665—69 mit löblichem Eifer und wohlverdientem Beifall vorstand. Die Arbeiten seines Dienstes waren beträchtlich und mühsam, und da er sich ihnen und namentlich dem Predigen und Katechisiren mit eifrigem Fleiße unterzog, so blieb ihm wenig Muse zu selbstgewählten Studien übrig; ja er zog sich durch überspannte Anstrengungen seines Geistes und Körpers nach und nach ein hitziges Fieber zu, welches sein Leben in Gefahr brachte. Dazu hatte wol auch sein strenges einsiedlerisches Leben beigetragen, das er den schottischen Bischöfen als Exempel darstellen wollte, um dadurch seinen Beruf an den Tag zu legen, den Sittenrichter dieser Herren zu machen; und die Lesung vieler Mystiker nährte den melancholischen Geschmack des jungen Zeloten.

Indessen war dieser Zustand der einsiedlerischen Schwermuth nur ein vorübergehender. Gegen das Ende seines Aufenthalts in Salton wurde er mit der Herzogin von Hamilton bekant, die ihn dem Rektor der Universität Glasgow, dem Dechanten Ramsay, empfahl, durch dessen Vermittelung er eine theologische Lehrerstelle an dieser Anstalt erhielt. Er bestieg sein Katheder im J. 1669 zum großen Ärgerniß der Bischöflichen, wie der Presbyterianer; denn die ersten haßten ihn wegen seiner Toleranz gegen die andern, und die letzten konnten ihm seinen Eifer für die bischöfliche Kirche nicht vergeben. Damals erschienen Burnet's erste Streitschriften, welche großes Aufsehn unter beiden Parteien erregten, ohne es jedoch einer von beiden ganz recht zu machen. Ihre Titel sind: **Modest and free Conference between a Conformist and a Nonconformist. 1669. Vindication of the Authority, Constitution and Laws of the Church and State of Scotland. 1673.** Diese letzte Schrift, gegen Buchanan gerichtet, behauptete die bischöfliche Konstitution der schottischen Kirche und die souveräne Gewalt der Krone, und empfahl ihn dadurch dem Herzog von Lauderdale, damaligem Lord Lieutenant von Schottland. Dieser stellte ihn dem Könige Karl II. vor, der ihn schon durch eine Abhandlung über die Rechtmäßigkeit der Ehescheidung wegen Unfruchtbarkeit zu einer Zeit kennen gelernt hatte, als dieses Thema in seine eigenen Plane einschlug. Karl soll ihm damals ein Bisthum in Schottland mit der Anwartschaft auf das erste offene Erzbisthum verheißen haben. Aber Burnet, welcher zu fürchten anfing, der König wolle ihn durch solche Gunstbezeugungen nur darum an sich fesseln, um ihn zu einem Werkzeuge seiner Plane zu machen, brach nach und nach mit dem Herzoge von Lauderdale und endlich mit dem ganzen Hofe. Dabei konnte es auch nicht fehlen, daß er manchen von seinen früheren Grundsätzen und Meinungen über kirchliche und politische Verhältnisse widersprach, und dies gab dann seinen Feinden und Neidern Veranlassungen genug, ihn bei allen Parteien verdächtig zu machen. Seine Abneigung gegen den König floß größtentheils aus der vorgefaßten Idee her, daß derselbe die katholische Religion in England und Schottland wieder herstellen wollte, und er widersetzte sich diesem eingebildeten Vorhaben, als würde es schon in Ausführung gebracht.

Diese und ähnliche Händel hatten ihm seine Lehrerstelle in Glasgow verleidet, und der Herzog von York, der ihm am längsten gewogen blieb, soll ihm sogar vorgestellt haben, daß er sich in Schottland nicht für gesichert gegen eine Verhaftnehmung halten möchte. Daher legte er seine Professur nieder und wählte London zu seinem Aufenthalte. Hier würde Burnet, ohne Anstellung und ohne Unterstützung, bald in dringende Verlegenheit gerathen seyn, um so mehr, da er sich vor einigen Jahren verheirathet hatte, wenn nicht sogleich einer seiner Gönner, der königliche Rollenmeister (d. h. Aufseher der Gerichtsarchive), Ritter Grimstone, ihm das einträgliche Amt eines Predigers bei der Kapelle der Kanzlei verliehen hätte, so sehr auch diese Besetzung dem Willen des Königs zu widersprechen schien. B. behielt diese Stelle 10 Jahre und verschaffte sich während dieser Zeit einen großen Ruf in England durch seine Kämpfe gegen die Katholiken, und namentlich gegen Colleman. Hieher gehört sein **Account of a conference between himhelf, Dr. Stillingfleet and Colleman. 1676.** Eine durch Nachbarschaft herbeigeführte Bekantschaft mit dem Ritter Thomas Littleton, einem der entschiedensten Oppositionsmitglieder des Unterhauses, zog den schon aus eigenem Antriebe dem Hofe entfremdeten Burnet immer mehr und mehr von der Partei ab, welcher sein Vater so treu und eifrig angehangen hatte. Der König Karl vernachlässigte dagegen nichts, den Abtrünnigen wieder zu gewinnen. Aber B. blieb eben so standhaft gegen Drohungen, wie gegen lockende Versprechungen, und schlug das Bisthum von Chichester, welches ihm in dieser Periode seines Lebens

angetragen wurde, eben so entschlossen aus, wie jenes erste Anerbieten in Schottland.

Als Graf Essex und Lord Russel, beide Burnet's Gönner und Freunde, in Verhaft genommen wurden, weil sie Maßregeln der Gewalt gegen den König im Schilde geführt haben sollten, fürchtete man auch für Burnet. Dieser wußte sich aber von jedem Verdachte der Mitwissenschaft jenes Vorhabens zu reinigen, und zog sich von der Zeit an mehr als je aus allen öffentlichen Angelegenheiten zurück. Er ließ sich in seinem Hause ein Laboratorium bauen und beschäftigte sich wol ein Jahr hindurch mit chemischen Versuchen, fuhr indessen auch fort, in der Gerichtskapelle zu predigen, bis ihm im J. 1684 durch einen Befehl des Hofes die Kanzel verboten wurde.

Nach Karls II. Tode im J. 1685 hielt es B. für gerathen, England auf einige Zeit zu verlassen, Jakobs II. Rache fürchtend, weil er zu der Partei derjenigen gehörte, welche ihn von der Thronfolge ausgeschlossen wissen wollten. Er machte daher eine Reise durch Frankreich, Italien, die Schweiz und einen Theil Teutschlands und begab sich dann nach Holland, wo er sich niederlassen wollte. Er hatte sich Utrecht zum Wohnort ausersehen, aber der Prinz und die Prinzessin von Oranien luden ihn ein, an ihrem Hofe im Haag zu bleiben. Hier spielte B. eine wichtige Rolle. Als Mitglied des Rathes des Statthalters und als Vertrauter seiner Plane in Bezug auf den britischen Thron, suchte er dessen Sache in England mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, zu fördern; er unterhielt in dieser Absicht einen geheimen Briefwechsel mit seinen dortigen Freunden und ließ durch diese seine Parteischriften unter seine Landsleute verbreiten. Um sich aber vor jeder gerichtlichen Verfolgung von England aus zu sichern, bürgerte er sich förmlich in Holland ein.

Während dieses Aufenthalts im Haag verheirathete sich Burnet zum zweiten Male mit einer reichen und liebenswürdigen Holländerin, Namens Scot. Diese Ehe wurde glücklicher, als seine erste, bei welcher das Misverhältniß des Alters der Gattin, die 18 Jahre mehr zählte, als er, durch ihre geistige Vortrefflichkeit doch nicht ganz ersetzt werden konnte [2]). Sie war im J. 1685 gestorben, nachdem ihr Körper und ihr Verstand schon lange vorher zerrüttet danieder gelegen hatten. Die zweite Ehe brachte ihm 5 Söhne und 2 Töchter und dauerte 11 Jahre in ununterbrochener Einigkeit und Zufriedenheit fort [3]).

Burnet's Dienste in der Sache des Prinzen von Oranien blieben von diesem nicht unbelohnt. Er begleitete seinen Herrn als Kapellan nach England; und nachdem dieser, als Wilhelm III., den britischen Thron bestiegen hatte, verlieh er ihm das Bisthum Salisbury, zu dem er am Ostertage 1689 eingeweihet wurde. Seine erste Thätigkeit im Oberhause verletzte die Eiferer, die von Duldung nichts wissen wollten; denn er rieth, man solle denen, die den Eid abzulegen Bedenken trugen, noch einige Frist gönnen, und nahm sich überhaupt der Nonkonformisten mit einer Nachsicht an, die an dem leidenschaftlichen Verfolger der Katholiken befremden mußte.

Seinem Bisthum stand er mit großer Sorgfalt und Treue, aber auch mit eifriger Strenge vor, und da er bemerkte, wie wenige Geistliche in seinem Kreise den Obliegenheiten ihres Amtes gewachsen waren, so stiftete er eine geistliche Pflanzschule in Salisbury und widmete einen Theil seiner eigenen Muße dem Unterrichte in dieser Anstalt. Sie hielt sich jedoch nicht lange, da die Universität Oxford sie auf alle Weise als gehässig und gefährlich verschrie und verklagte. Auch manche andre Reformen oder Ausrottungen alter Misbräuche brachten die Bischöflichen gegen Burnet auf, und seine Duldsamkeit gegen die Nonkonformisten gab ihnen die besten Waffen in die Hände, ihn als einen heimlichen Anhänger derselben und einen Feind der bischöflichen Kirche verdächtig zu machen. Im J. 1689 berief König Wilhelm ihn zum Lehrer des jungen Herzogs von Glocester, und da er sich, in Rücksicht auf seine bischöflichen Pflichten, weigerte, diese Stelle anzunehmen, befahl ihm der König, seinem Rufe zu folgen und bewilligte ihm allen nöthigen Urlaub, ja er traf sogar die Veranstaltung, daß der Prinz den Sommer in Windsor zubringen sollte, um näher an Salisbury zu seyn.

Im J. 1700 ging Burnet die dritte eheliche Verbindung ein, mit der Witwe Berkeley, welche auch als Schriftstellerin aufgetreten ist [4]) und ihrem Gemal zwei Kinder brachte, die aber sehr jung starben. Von dieser Zeit an zog sich der alternde Bischof immer mehr und mehr aus allen weltlichen Händeln und Verhältnissen zurück und widmete den Rest seines Lebens der Hirtensorge für seine Diöcese und der Erziehung und Unterweisung seiner Kinder. Daneben beschäftigte ihn die Ausarbeitung seines großen geschichtlichen Werkes. Er starb an einer Lungenentzündung, die durch einen vernachlässigten Schnupfen herbeigeführt wurde, am 27. März 1715.

Burnet's Charakter ist von seinen Freunden und von seinen Feinden in sehr verschiedenem Lichte dargestellt worden. Daß er nicht als ein Muster von Festigkeit, Selbständigkeit und Sicherheit in seinem öffentlichen Leben gelten kann, geht aus der Erzählung desselben deutlich genug hervor; aber, wenn er auch zuweilen seine Grundsätze und Meinungen nach den Zeitumständen veränderte, so bestimmten ihn doch niemals gemeine oder unreine Motive dazu, sondern sein Wankelmuth war in der Beweglichkeit und Raschheit seines Geistes begründet, welcher, seiner Natur nach, zur Unbeständigkeit geneigt schien. Mit seiner Duldsamkeit gegen protestantische Sekten kontrastirt seine leidenschaftliche Unduldsamkeit gegen die Katholiken auf eine seltsame Weise, und in dieser blieb er sich immer gleich. Sein Antheil an den öffentlichen Geschäften in England und Holland hatte ihn vielleicht parteisüchtiger und streitlustiger gemacht, als es einem Geistlichen geziemen mag; aber wie konnte ein Geist, gleich dem seinigen ruhig und friedlich bleiben in diesem Zeitalter

2) Sie hieß Maria Kennedy und war eine Tochter des Grafen von Cassilis. B. hatte bei der Verheirathung mit ihr allen Ansprüchen auf ihr väterliches Vermögen entsagt. 3) Bis zum J. 1698, in welchem die Burnet in Holland an den Pocken starb, wohin sie in Familienangelegenheiten gereist war.

4) Sie hat geschrieben: A Method of Devotion or Rules for holy and devout Living, herausgegeben von ihrem Gatten.

der Bewegungen und Parteiungen? Nicht zu leugnen ist es daher, daß B., fortgerissen von dem Strudel der politischen und kirchlichen Streitigkeiten, sein besseres Wissen und Urtheil nicht selten der Leidenschaft und Oppositionslust zum Opfer brachte, und daß die meisten seiner Schriften, die geschichtlichen nicht ausgenommen, Parteiwerke sind; aber es muß auch anerkant werden, daß er sich, sobald er zum ruhigen Besitze seines Bisthums gelangt war, in die ruhige Würde des geistlichen Hirten zu finden wußte. Der Umfang seiner gelehrten Kentnisse und die vielseitige Gewandtheit seines Geistes können selbst von seinen Feinden nicht verkant werden, und sie würden noch tüchtigere Früchte getragen haben, wenn das Schicksal ihm eine ruhigere Laufbahn gegönt hätte. B's häusliche Tugenden, als eines Gatten, Vaters und Freundes, werden uns als durchaus fleckenlos und musterhaft geschildert.

Burnet's Schriften sind sehr zahlreich und verschiedenartig. Einige derselben sind in dem Laufe der Erzählung seines Lebens aufgeführt worden. Von den übrigen nennen wir nur die wichtigsten, die kleineren Streitschriften und Pamphlets mit Stillschweigen übergehend [5]):

1) **The History of the Reformation of the Church of England. T. I. London 1679. fol. T. II. 1681. fol. T. III. 1715. fol.** Er selbst gab auch einen Auszug dieser Geschichte: **Abridgement of the History of the Reformation etc. London 1682. 8.** B. unternahm dieses Werk, veranlaßt durch Maucroix's französische Übersetzung der Geschichte des Sanderus, welche 1677 erschienen war. Diese Darstellung der Reformation genügte den eifrigen Anhängern derselben in England nicht, und Burnet schien ihnen der Mann zu seyn, die Geschichte der neuen Kirche in das glänzendste Licht zu setzen. B. ließ sich auch nicht lange auffodern und machte sich sogleich an die große Arbeit, unterstützt durch den Doktor Loyd, nachherigen Bischof von Worcester, und den Doktor Tillotson, welcher die Durchsicht des Manuscripts übernahm. Das Werk ist ein übereiltes und parteiisches, welches selbst von Protestanten viele Widersprüche erfahren hat. Gegen die Katholiken ist es ungerecht und gehässig bis zur Wuth der Leidenschaft. Dennoch machte es bei seiner Erscheinung großes Aufsehn durch die lebendige und allgemein ansprechende Darstellung, welche das Ungründliche und Unkritische seines Inhalts verhüllte, und das Parlament dekretirte dem Verfasser nach der Erscheinung des ersten Bandes einen förmlichen Dank für seine Arbeit. Die Streitschriften für und wider diese Geschichte machen eine eigene kleine Bibliothek aus. Wir nennen nur die Kritiken von Hickey, Parker, Wharton (Harmer) Lowth in England, und die von Varillas, Legrand und Bossuet in Frankreich [6]). 2) **History of his own Times, from the Restoration of Charles II. to the Peace of Utrecht. London 1724. II. fol.** [7]) **London 1809. IV. 8.** Ohne Streit Burnet's wichtigstes Werk. Obgleich er auch in dieser Geschichte den Whig nicht verleugnet, so ist sie doch ruhiger und anspruchsloser abgefaßt, als die Reformationsgeschichte. Er erzählt darin mit einer Einfachheit und Treuherzigkeit, die oft an Herodot erinnern, und überhaupt trägt das Ganze das Gepräge der Wahrheitsliebe und aufrichtigen Überzeugung, die ja auch in einem Buche vorausgesetzt werden darf, welches ausdrücklich dazu bestimt war, erst nach des Verfassers Tode bekant gemacht zu werden. Dennoch mögen manche falsche Nachrichten in demselben zu finden seyn; denn Burnet war leichtgläubig, besonders wenn der Irrthum seinen Ansichten zusagte. Der interessanteste Theil der Geschichte ist derjenige, in welchem er als Augenzeuge und als mithandelnde Person erzählt. Nach Eleganz des Styles hat Burnet in dieser Schrift durchaus nicht gestrebt, und sie nähert sich daher der Schreibart der alten Chroniken fast mehr, als man es in diesem Zeitalter und von diesem Verfasser erwarten sollte [8]). 3) **Travels through Switzerland, Italy etc. Rotterd. 1686. 8.** Zweite vermehrte Aufl. Ebds. 1687. 8. Französisch, Ebds. 1687. 12. B. machte diese Reise, wie erzählt worden ist, nach Jakobs II. Thronbesteigung, während einer freiwilligen Verbannung aus seinem Vaterlande. Es läßt sich also erwarten, daß er, welcher stets den Katholiken gram war, damals besonders keine unbefangene oder gar günstige Ansicht mit in das Land brachte, welches der Hauptsitz der Kirche war, die er als seine und seines Vaterlandes Unterdrückerin verabscheute. Er zeigte auch diesen Abscheu so offen, daß Innocenz IX. ihm einen längeren Aufenthalt in Rom untersagen mußte. Seine Bemerkungen über Italien, die sich fast ausschließlich auf Religion und Regirung beziehen, verrathen überall den gereizten Protestanten und den misvergnügten Verbannten. Mit Auswahl ist Alles zusammengestellt, was die römische Hierarchie und die ihr unterworfenen Völker in ein gehässiges oder lächerliches Licht setzen kann. Seine Vorurtheile und Leidenschaften machten ihn leichtgläubig für Alles, was zu diesem Karikaturgemälde paßte, und er mußte gewiß manche Anekdoten solcher Art von den Ciceroni's theuer erkaufen. Übrigens ist seine Darstellung nicht ohne Reiz, und die persönliche Heftigkeit des Verfassers gibt seinen Schilderungen Lebendigkeit u. Kraft. — 4) **Exposition of the thirty nine Articles of the Church of England. London 1699.** und neu aufgelegt **1700.** Fol. B. hatte dieses Werk auf Betrieb der Königin Maria und des Erzbischofs Tillotson unternommen, um eine Vereinigung zwischen der anglicanischen und presbyterianischen Kirche zu bewirken. Das Unterhaus wollte es verbrennen lassen, aber das Oberhaus nahm es in Schutz. — 5) Seine biographischen Schriften

---

5) Bei Niceron nimt das Verzeichniß der Burnet'schen Schriften einige 30 Nummern ein.

6) Übersetzt wurde das Werk: französisch von Rosemond, Londres 1683. 85. II. 4. Genève 1685. IV. 12. Amsterdam 1687. IV. 12. Lateinisch von Melchior Mittelhorzer. Gen. 1686. Fol. Auch gibt es eine holländische Übersetzung, und von dem Auszuge eine Teutsche, 1691. 8.

7) Der zweite Band auch mit der Jahreszahl 1734. 8) Französisch von *De la Pilloniere*. à la Haye 1725. III. 12., unter dem Titel: Mémoires pour servir à l'Histoire de la Grande Bretagne etc. Und von einem Ungenannten, ebendas. 1725. II. 4. unter dem Titel: Histoire des dernières Revolutions d'Angleterre etc. (Beide Übersetzungen umfassen nur den ersten Band des Originals). Auch wiederholt Teutsch, Hamburg 1724 35. II. 4.

sind: Memoirs of the Dukes of Hamilton. London 1676. fol. Account of the Life and Death of the Earl of Rochester. Ebend. 1681. 8. Life of Mathew Hale. Ebds. 1682. 8. Life of Dr. William Bedell. Ebds. 1685. 12. Essay on the Character of the late Queen (Maria, Wilhelms Gemalin). Ebds. 1695. 8. 6) Von seinen Predigten gibt es keine Samlung, welche nur einigermaßen vollständig wäre. Die größte ist vom J. 1706: A Collection of Sermons and Pamphlets. London III. 4. Von den einzelen Predigten sind die wichtigsten: A Discourse of the Pastoral Care. 1692 u. 1713. Four Discourses to the Clergy of his Diocese. 1694. Sermons on Several Occasions. London 1714. 8. Ferner die Predigt gehalten vor dem Unterhause am Dankfest für die Befreiung des Landes vom Papstthum, am 31. Januar 1688, und die Predigt bei der Krönung Wilhelms III. — B. wurde von drei Söhnen aus seiner zweiten Ehe überlebt. Einer derselben, Thomas (gest. 1726), ist Verfasser der Lebensbeschreibung seines Vaters, welche dem zweiten Bande der History of his own Times angehängt ist. Ein andrer Gilbert ist der Herausgeber der nachgelassenen Manuscripte seines Vaters, der History of his own Times u. a. m. W. Burnet geb. 1688 im Haag, ging nach Nordamerika und wurde Gouverneur von New-York, in der Folge von Massachusset und von New-Hampshire. Er hat auch einige wenige bedeutende Schriften geliefert, astronomische Beobachtungen und einen Versuch über die Propheten der heil. Schrift [9]). (*Wilh. Müller.*)

Außer diesem B. und dessen Söhnen sind noch einige andere hier zu bemerken: 1) Thomas Burnet, Rechtsgelehrter u. Theolog, zu Croß in Yorkshire gegen 1635 geboren und am 27. Sept. 1715 gestorben, bekant durch seine Telluris theoria sacra (1r Th. 1680. 2r. Th. 1689.) vom Verf. selbst ins Englische übersetzt und in mehren Ausgaben erschienen, von Herbert, Wassen und Keil bestritten, von Buffon des Styls wegen gerühmt, in Hinsicht auf Ausführung des großen Plans aber als mangelhaft dargestellt durch die Archaeol. philosoph. s. doctrina ant. de rerum originibus (1692). Wie jenes Werk zog ihm auch dieses die Verfolgung der Geistlichkeit und den Verlust seiner Stelle als Hofprediger und Kabinets-Secretärs des Königs Wilhelm zu; doch wurde dasselbe, wie einige andre nach seinem Tode gedruckte (de fide et officiis Christianorum und de statu mortuorum et resurgentium, 1723, späterhin 1733) von neuem aufgelegt. Irrig wird er in einigen gelehrten Lexicis verwechselt mit 2) Thomas Burnet, königlichem Arzte und Mitglied des med. Kollegium's zu Edinburgh, von welchem ein oft aufgelegter Thesaurus med. pract. (London 1673. 4., spätere Ausgabe zu Genf, Venedig, Lyon, französ. 1691.) und ein ebenfalls oft gedr. Hippocrates Contractus. Edinb. 1685. 8. (spätere Ausg. zu Leyden, Wien, London und Strasburg) vorhanden sind. — James Burnet, s. Monboddo. (*H.*)

9) *Thomas Burnet* l. c. *Sallengre* im Journal littér. 1715. Bibl. ancienne et mod. T. II. p. 388. ff. Nov. Lit. T. II. p. 414 ff. *Niceron* in den Mémoires etc. T. VI. Biogr. Brit. *Moreri*, *Chaufepié*, Biogr. univ. (von Tabaraud).

BURNEY (Dr. Charles), als Kenner der Musik und ihrer Geschichte durch seine Schriften berühmt, war geboren zu Worchester 1727 (nach andern zu Shrewsbury 1726); die ersten Anfangsgründe der Musik lernte er von seinem Vater, der ihn dann 1744 nach London schickte, und ihn dem berühmten Musiklehrer Dokt. Arne übergab. Als dieser ihn nach 3 Jahren entlassen, suchte er sich selbst durch Musik sein Fortkommen in London zu verschaffen; ging aber, weil ihm dieses nicht vollkommen gelang, wieder in seine Vaterstadt zurück. Doch kehrte er nach einigen Jahren nach London zurück, und war glücklicher als das erste Mal. Er bekam eine Stelle in einem Orchester und componirte ein Divertissement unter dem Namen Alfred, durch welches er vortheilhaft bekant wurde. In der Folge ward er Organist in der Grafschaft Norfolk, welche einträgliche Stelle er mehre Jahre verwaltete, bis ihn der Herzog von York, der ihn dort hatte kennen lernen, bewog, nach London zurückzukommen. Hier gab er einige Concerte heraus, die viel Beifall fanden und erregte durch die musikalische Fertigkeit seiner erst achtjährigen Tochter Aufsehn. In dieser Zeit hatte Burney den Plan zu einer allgemeinen Geschichte der Musik gefaßt. Zu diesem Zwecke sammelte er alle Materialien, deren er habhaft werden konnte, und beschloß die vornehmsten europäischen Länder in musikalischer Hinsicht zu besuchen, und ihre musikalischen Anstalten und Bibliotheken kennen zu lernen. Im J. 1770 verließ er England zum ersten Male und durchreiste Italien und Frankreich. Im J. 1772 kam er nach London zurück und wurde von der Universität Oxford zum Doktor der Musik ernant. Darauf reiste er durch Teutschland und die Niederlande, und bereitete dadurch, so wie durch die Herausgabe des Tagebuchs seiner musikal. Reisen (The present state of musik in France and Italy: or the Journal of a tour through these countries etc. Vol. II. Lond. 1772. and Musical Tour through the Netherlands, Germany and Holland Vol. III. Lond. 1773. das erste übersetzt von Ebeling, das zweite von Bode, Hamb. 1772—73.), die Erscheinung seiner Geschichte der Musik vor. So wenig Tiefblick und so viel Nationalvorurtheil die auf jenen Reisen gemachten Beobachtungen verrathen, so berühmt machte ihn doch diese Reise und sein großes Unternehmen. Sein in einem angenehmen Style geschriebenes Tagebuch wurde nicht nur ins Teutsche (von Ebeling u. Bode Leipz. 1772—73. 3 Bde. 8.), sondern auch ins Holländische übersetzt, und alle Welt subscribirte auf seine angekündigte Geschichte. Nachdem er mehre Jahre daran ohne Unterbrechung gearbeitet, erschien 1776 zu London der erste Theil unter dem Titel: A general history of music, from the earliest ages to the present period. To which is prefixed a dissertation on the music of the ancients 4. Er umfaßt die Musik der vornehmsten Völker vor Chr. Der zweite Theil welcher 1782 erschien, führt die Geschichte der Musik bis in die Mitte des 16. Jahrh. fort; der dritte, 1787 gedruckt, verfolgt sie bis zum Ende des 17ten; der vierte endlich, welcher 1789 erschien, enthält die Geschichte der dramatischen Musik und des Oratoriums und führt sie bis auf seine Zeit fort, mit besonderer Berücksichtigung seines Vaterlands. Die den ersten Theil des Werks einleitende Abhandlung hat Eschenburg ins Teutsche übersetzt und

mit Anmerkungen begleitet (Leipz. 1781. 4.). Daß jenem Werke nun nicht die umfassendsten und würdigsten Ansichten von der Musik zum Grunde liegen, daß Burney die vorhandenen Quellen nicht immer gründlich benutzt hat, ist zwar ein Vorwurf, den ihm Forkels Kritik (s. Forkels musikal. krit. Bibliothek III. Bd. S. 117. u. f.) nicht ganz mit Unrecht gemacht hat, doch ist auch Forkel von Parteilichkeit gegen ihn nicht freizusprechen. Burneys Verdienst ist nicht zu verkennen, wenn man erwägt, daß sein Werk die erste eigentliche Geschichte der Musik von diesem Umfange ist, und von spätern benutzt werden konnte; denn Hawkins Werk, welches fast zu gleicher Zeit mit dem seinigen erschien, ist doch mehr Virtuosengeschichte. Der Geschichte der engl. Musik hat er vorzüglichen Fleis gewidmet, und wird darin Quelle bleiben. Auch ist seine Darstellung lebhaft und anziehend. Über Händel, von dessen Werken er auch ausführlicher in dem letzten Bande dieser Geschichte handelt, hat er auch eine besondere biographische Schilderung (Lond. 1785. 4.) herausgegeben, welche ebenfalls von Eschenburg übersetzt worden ist (Nachricht von G. F. Händels Lebensumständen und der ihm zu London im Mai und Jun. 1784 angestellten Gedächtnißfeier, Berl. 1785. 4.). Seine Instrumentalcompositionen, deren er mehre, besonders in den Jahren 1770—80. herausgab, sind fast vergessen. Außerdem hat Burney auch eine Biographie des Metastasio: Memoirs of the life and writings of the Abbate Metastasio, in welche des M. Briefe verwebt sind, Lond. 1796. in 3 Bdn. 8. herausgegeben, und dabei zugleich die bekannte Composition der Operngedichte des M. berücksichtigt. Er starb im April 1814 als Organist am Chelsea-Hospital in London. Er hinterließ eine zahlreiche Familie, worunter seine zweite Tochter, die späterhin einen französischen Emigranten geheirathet hat, als beliebte Romanschriftstellerin genant wird. Sie entwickelte ihr Talent dadurch, daß sie ihrem Vater, der in seinen spätern Alter eine Erholung wünschte, und sich mit ernsthafterer Lektüre nicht beschäftigen konnte, immer etwas Unterhaltendes vorlesen mußte. (*Amad. Wendt.*)

BURNHAM, 1) Marktfl. in der Grafsch. Essex des Kön. England am Crouch, mit 1056 Einw., berühmt wegen seiner köstlichen Austern. — 2) Marktfl. in der Grafsch. Norfolk, unweit des Meeres, mit 845 Einw. und einem kleinen Hafen, der Kornhandel treibt. (*Hassel.*)

BURNISTÄ, nach Plin. III. 25. ein liburnisches Volk, das aber zu Dalmatien gerechnet werden sollte, da sein Wohnsitz Burnum dort liegt. (*Ricklefs.*)

BURNLEY, Marktfl. in der Grafsch. Lancaster des Kön. England nahe am Leeds- u. Liverpoolkanale, hat 4368 Einwohner, unterhält Manufakturen in wollnen und baumwollnen Zeugen, und hält 1 Wochen- u. 6 Jahrmärkte. Die Nachbarschaft hat Steinkohlen- u. Schieferbrüche. (*Hassel.*)

BURNS (Robert), in Schottland bekant unter dem Namen des **Ploughman of Ayrshire**, in England gewöhnlich vorzugsweise der Schottische Dichter genant, gehört zu den wenigen echten und wahrhaften Volkssängern, welche die neueste Zeit hervorgebracht hat; und seine Lieder werden von seinen Landsleuten, als ein allgemeines Volkseigenthum, mit enthusiastischer Liebe und Verehrung bewahrt. Denn sie sind ihnen allen gleichsam aus der Sele geschrieben, und jeder findet in ihnen seine vaterländischen Gefühle und Gesinnungen, seinen Glauben und Aberglauben, seine Lust und Liebe, seinen Schmerz und Kummer wieder. Was ihn vor den sogenannten Naturdichtern der neueren Zeiten auf das entschiedenste auszeichnet, ist, daß er, weit entfernt, die natürliche Ader seiner Poesie in dem breiten Strome der allgemeinen Bildung durch eine abklärende Reinigung zu verschwemmen und zu verspülen, seine schottische Bauernatur in allen seinen Gedichten in ihrer originellen Form und Farbe behauptet hat, und zwar mit einem so stolzen und freien Selbstgefühl, welches die Niedrigkeit und Armseligkeit seines Standes, auch wo er dessen Kummer und Mühseligkeit schildert, gleichsam über unser Mitleid emporhebt und uns in diese Sphäre selbst hineinzieht. — Dieser Dichter wurde 1758 [1]) in einer kleinen Hütte nicht weit von Ayr, der Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft in Schottland, geboren. Sein Vater, von seiner Kindheit an von dem Schicksal verfolgt, hatte viele Jahre lang die Welt durchstreift und war arm an Geld, aber reich an Erfahrungen und Beobachtungen in sein Vaterland zurückgekehrt; und gewiß blieb diese väterliche theuer erkaufte Weisheit nicht ohne Einfluß auf die erste Bildung des wißbegierigen Knaben. Während der ersten sieben Lebensjahre Robert's nährte sein Vater sich und die Seinigen durch Gartenarbeit auf einem kleinen Edelhofe, nachher pachtete er ein kleines Gütchen bei Ayr, und in der Folge ein andres etwas größeres. Aber überall war große Arbeit mit geringem Erwerb sein Loos, und ein Prozeß mit seinem letzten Gutsherrn würde ihn wahrscheinlich in ein Gefängniß geführt haben, wenn nicht der Tod ihn vor der Beendigung dieses Handels abgerufen hätte. Robert, der älteste Sohn, mußte, sobald sein Körper es gestattete, die Handarbeiten seines Vaters theilen, und lernte Spaten, Pflug und Dreschflegel früher führen, als die Feder. Der Schulmeister des Dorfes Alloa, zu dessen Sprengel die erste Hütte seines Vaters gehörte, unterrichtete ihn von seinem 5. Jahre an in der Kentniß der Buchstaben und Zahlen; einen bessern Lehrer verschaffte ihm die Verlegung des Aufenthalts seiner Familie nach dem kleinen Pachtgute bei Ayr, aber der abermalige Wohnungswechsel raubte ihm nur zu bald diese günstige Gelegenheit, seinen Geist zu nähren, und beschränkte ihn fast ganz auf den Unterricht seines Vaters im Schreiben und Rechnen. Eine alte Frau der Nachbarschaft wurde um diese Zeit so zu sagen seine poetische Amme und füllte seine rege Einbildungskraft mit vaterländischen Sagen, Mährchen und Gesängen so voll, daß der Bauerknabe unter Riesen, Zwergen, Geistern und Gespenstern in einem Zauberlande zu leben anfing, dessen Wiederscheine auch aus den Gedichten seiner letzten Jahre noch hervorleuchten. Auch mehre Bücher wußte er sich von nun an zu verschaffen, Einiges von Addison, das Leben Hannibals und die Geschichte des schottischen Helden William Wallace. In seinem 16. Jahre las er zuerst einige Schauspiele von Shakspeare, Pope's Werke und die schottischen Dichter Ramsay und Ferguson. So nahm überhaupt seine Bil-

1) Nicht 1759, wie es oft angegeben wird.

dung zwar von Jahr zu Jahr zu, machte aber einen überaus unordentlichen Gang, indem der Zufall sie allein leitete, und er bald ein wenig französisch lernte, bald einige mathematische und geometrische Kentnisse aufhaschte; ja selbst die kirchlichen Streitigkeiten seiner Zeit berührten ihn schon in seinen Knabenjahren, und nachdem er Gelegenheit gefunden, einige Philosophen zu durchblättern, machte er den Orthodoxen oft viel zu schaffen und gerieth in den Geruch der Ketzerei.

Die Mühseligkeiten in seinem Hause konnten seinen Geist nicht niederdrücken, und wenn der Erwerb des täglichen Brodes ihn oft den ganzen Tag in Schweiß gehalten hatte, las er die Nächte hindurch in seinen Büchern. Ein Hochlandsmädchen, Mary Campbell, seine Mitarbeiterin beim Mähen, begeisterte ihn zu dem ersten Liede. „Kurz vor meinem 16. Jahre, sagt er selbst, machte ich mich der Sünde des ersten Reims schuldig. Als ich 15 Jahr alt war, traf sich's, daß mir beim Mähen ein bezauberndes Mädchen zur Mitarbeiterin gegeben wurde, die erst 14 Frühlinge gesehen hatte. Ihre Stimme war süße Musik für meine Knabenohren, und der Ryl, ein schottischer Nationaltanz, den sie mir vortrillerte, brachte mich auf den Einfall, ihr ein Liedchen zu dieser Weise zu machen. Ich dachte nicht daran, Verse zu dichten, welche den gedruckten gleich kämen, wie sie von gelehrten Leuten verfertigt würden. Aber mein Mädchen sang ein Lied, das von meines Gutsherrn kleinem Sohne gedichtet seyn sollte, und das an ein Dienstmädchen, in welches er sich verliebt hatte, gerichtet war. Ich wußte, daß er nicht mehr, als ich, gelernt hatte, und sah daher nicht ein, was mich hindern könnte, eben so gute Reime zu machen, als er." Diese Mary starb sehr jung, und Burns hat seiner ersten Liebe nie vergessen [2]).

Neben der Liebe und Freundschaft, die sich sehr früh mit leidenschaftlicher Lebendigkeit in unserm Dichter regten, offenbarte sich auch schon in seinen Knabenjahren ein in seiner Natur und nicht minder in seinen Verhältnissen und Schicksalen gegründeter Hang zur Geselligkeit. Der muntere, kluge Knabe war bei Allen gern gesehn, und er selbst riß mit Begier jeden Genuß an sich, welchen der Umgang mit reichen und vornehmen Leuten ihm darbot. Die Nähe der Stadt Ayr lehrte ihn bessere Speisen und Getränke kennen, als die Hütte seines Vaters ihm geben konnte, und späterhin brachte die benachbarte Seeküste ihn in die Gesellschaft von Schleichhändlern, die den Wein zu wohlfeilen Preisen tranken und den jungen Bauersänger zu einem Jünger des Bacchus einweiheten. Der Besuch der sogenannten Tanzschulen trug nicht minder dazu bei, die Sitten des heranwachsenden Jünglings zu verderben, und so wurde hier in ihm, mitten in Armuth und Elend, der Grund zu den Lastern des Luxus gelegt, welche das ganze Leben des unglücklichen Dichters vergiftet und seine Laufbahn verkürzt haben. Leider sind auch seine Verse nicht frei von dieser Ansteckung geblieben.

Burns Vater, ein strenger Mann, misbilligte und ahndete die Ausschweifungen seines Sohnes auf alle Weise, und dieser, welchem dadurch das Glück seines ländlichen Lebens zerstört wurde, entfernte sich immer mehr von den Sitten und Geschäften seines Standes. In solchen Verhältnissen, welche die innere Einigkeit seines Wesens nicht minder zerrissen, als seinen äußern Frieden, entwickelte sich auch in ihm der angeborene Hang zur Spötterei und Tadelsucht und artete allmälig in satyrische Bitterkeit aus. Endlich trennte er sich von seinem Vater, während dieser sich mit seiner Pachtung in einer sehr verzweifelten Lage befand, und der Prozeß mit seinem Gutsherrn ihn ganz zu verderben drohete, und unternahm in Gemeinschaft eines Webers einen Flachshandel in dem Städtchen Irvine. Aber eine Feuersbrunst verzehrte die ganze Niederlage der beiden Kaufleute, und eine Pachtung, welche er bald nachher mit seinem Bruder antrat, hatte keinen glücklicheren Erfolg. — Um diese Zeit starb Burns Vater und hinterließ die Seinigen in dem äußersten Elend. Eine Verbindung mit einem Mädchen, Jane Armour, vollendete die Verzweiflung der Lage unsers Dichters. Die Folgen des heimlichen Umgangs mit seiner Geliebten zeigten sich, und keine Hoffnung auf einen sichern Erwerb war für ihn in seinem Vaterlande zu erspähen. Er beschloß daher, sein Heil in der Fremde zu versuchen und nach Jamaika auszuwandern, wo schon manche Schotten ihr Glück gefunden hatten. Vorher wollte er seine Verbindung mit jenem Mädchen gesetzlich machen, aber die Familie derselben zog es vor, die Heirath bis zu seiner Rückkehr hinauszustellen. Alles war zu seiner Abreise bereit; aber noch fehlte ihm Geld zu seiner Auswanderung. Da fiel es ihm ein, seine Gedichte drucken zu lassen, welche damals schon in der ganzen Umgegend bekant und beliebt waren, und theils in Abschriften, theils von Munde zu Munde immer weiter fortgepflanzt wurden. Die Subscription wurde sogleich eröffnet und fiel nicht ganz unergiebig aus.

Diese erste Samlung von Burns Gedichten erschien in dem Städtchen Kilmarnock und gehört jetzt zu den typographischen Seltenheiten. Sie brachte dem Herausgeber gegen 70 Pfd. ein, und 9 Guineen davon hatte er bereits als Passagiergeld für die Überfahrt nach Jamaika bezahlt, als ein Brief des bekannten blinden Dichters Blacklock aus Edinburg seinem Schicksale eine andre Wendung gab. Seine Gedichte hatten auch dort allgemeinen Beifall gefunden, und alle Welt war begierig, den ländlichen Sänger kennen zu lernen und zur Verbesserung seiner Lage beizutragen. Man lud ihn daher ein, nach der Hauptstadt zu kommen und dort eine vollständigere und ansehnlichere Samlung seiner Gedichte zu veranstalten. Burns kam gegen Ende des Jahrs 1786 in Edinburg an und wurde in den ersten Zirkeln der Gesellschaft und von den gelehrtesten Männern mit Enthusiasmus empfangen. Namentlich zeichneten ihn Blair, Robertson, Gregory, Mackenzie, Stewart und Lord Monboddo auf alle Weise aus, und Burns wußte sich in dieser neuen Welt mit Anstand und Würde zu bewegen, ohne doch die Originalität seiner Natur zu verleugnen. Die zweite Ausgabe seiner Gedichte erschien 1787 unter dem Titel: Poems chiefly in the scottish Dialect. etc. Edinburgh. 8. und wurde so reißend gekauft, daß sie den Dichter in Kurzem in den Besitz von 500 Pfd. setzte. Diese Summe wandte er zum Theil auf

2) Sein Lied: To Mary in Heaven, nebst vielen andern, zeugt davon.

eine Reise durch die südlichen und nördlichen Gegenden seines Vaterlandes, theils unterstützte er damit das Pachtgeschäft, welchem sein Bruder noch vorstand, den größten Theil legte er aber zur Gründung seiner eigenen Wirthschaft zurück.

Die zwei Jahre, welche er in Edinburg und auf seiner Reise zubrachte, waren zwar in Rücksicht auf Ruhm, Gelderwerb und Bekantschaft mit Männern, die auf seine Bildung und Beförderung wirken konnten, sehr fruchtreich für ihn, gaben aber auch seinen argen Gewohnheiten und Leidenschaften mehr als volle Nahrung, und die gute Gesellschaft, welche ihm jetzt offen stand, konnte ihn nicht lange schadlos halten für die schlechte, zu der er sich seit seinem Knabenalter gewöhnt hatte. Er unternahm 1789 eine Pachtung in Ellisland an dem Flüßchen Nith in der Grafschaft Dumfries und heirathete seine Jane. Zu gleicher Zeit erhielt er durch die Verwendung seiner Gönner eine Einnehmerstelle in Dumfries, welche ihm etwa 70 Pfd. jährliche Einkünfte brachte. Aber getheilt zwischen den beiden Geschäften versah er keines mit gutem Erfolg, und nach 3 Jahren gab er die Pachtung mit einem bedeutenden Verlust auf. Auch wegen der Verwaltung seiner Einnehmerstelle kam er in Untersuchung, und nur mit Mühe gelang es seinen Freunden, ihn darin zu erhalten. Seine politischen Grundsätze, die er in Reden, Briefen und Liedern oft ohne alle Rücksicht auf seine Lage, die jetzt allein von der Regirung, deren eifriger Gegner er war, abhing, darzulegen pflegte, machte ihn bei seinen Vorgesetzten verdächtig und bei den Freunden der Ruhe und des Friedens verhaßt. Aber Burns war auch in seiner Politik ein Schotte von altem Schrot und Korn, und sein Herz hing mit Begeisterung an dem verdrängten Herrscherhause der Stuarts, er war daher der neuen Dynastie gram und aufsätzig. Im Winter 1795 neigte sich sein von Leidenschaften, Sorgen, Mühseligkeiten und ungeregelten Genüssen erschöpfter Körper zu einer schnellen Auflösung. Er starb den 21sten Juli des folgenden Jahres zu Dumfries in einem Fieberanfall und wurde feierlich in diesem Städtchen begraben. Eine Subscription sorgte für den Unterhalt seiner Hinterlassenen.

Burns hat außer seinen Gedichten eine bedeutende Samlung Briefe und einige kleinere Schriften, größtentheils politischen Inhalts, geliefert. Seine Gedichte, von denen die meisten in dem schottischen Volksdialekt verfaßt sind, tragen sämtlich das Gepräge der originellen Natur ihres Sängers, und sind zum Theil, namentlich die Lieder, von hinreißender Kraft durch die Wärme, Lebendigkeit und innige Derbheit ihrer Gefühle und durch die oft bis zum Bizarren kecken und wilden Formen und Farben ihrer Phantasie. Einige geben moralische und politische Ärgernisse und sind leider von unberufenen Reliquiensamlern der Vergessenheit entrissen worden, welcher ihr Verfasser sie Preis gegeben hatte [3]). (*W. Müller.*)

BURNTISLAND, Borough in der Graffch. Five des Kön. Scotland, sehr angenehm gelegen, am Frith of Forth. Er hat 1934 Einw. und einen guten, durch seine felsigen Umgebungen vor den Nordwinden gesicherten Hafen, aus dem Häringsfang getrieben wird. Bei dem Schiffbau sind viele Menschen beschäftigt. Der Ort war vormals befestigt; er schickt mit Kinghorn, Kirkaldy und Dysart 1 Deputirten zum brit. Parliamente. (*Hassel.*)

Burntwood-Indianer, s. **Siwes (Sioux)**.

BURNU, **Bornu**, eins der beträchtlichsten Reiche des östlichen Sudan in Afrika, das erst kürzlich durch die Expedition des Major Denham bekannter geworden ist. Es liegt zwischen der Sahara, Darfur und dem Lande der Fellatahs, umfaßt einen Flächenraum von wenigstens 15,000 □Meilen, ist wellenförmig und eben und enthält zwar ansehnliche Wüsten, aber auch fruchtbare Striche, die gut angebaut und mit Dörfern angefüllt sind. Es wird von den beiden großen Flüssen Shary und Yaou bewässert, die beide sich in einen Binnensee Tsaad, ein Arm des Shary aber in den Nil ergießen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Yaou der berühmte Nil der Wüste, die Joliba, ist, wodurch dann das Räthsel, was über den Lauf dieses Flusses und über dessen Verschwinden herrscht, gelöset seyn würde. Zwar ist der Yaou ein beträchtlicher Strom, doch aber im Vergleiche mit der Joliba viel zu schwach, um deren gesammte Wassermasse abführen zu können. Wahrscheinlich ist er daher nur ein Arm des großen Stroms, dessen übriges Wasser ein anderer Arm in den 60 Meilen westlich vom See Tsaad belegnen See Nyffé abführt. Der See Tsaad nimt einen großen Umfang ein, und die Länge seines westl. Ufers schätzt Denham auf wenigstens 44 Meilen; da er 2 große Ströme und viele geringere Flüsse verschlingt, so ist es auch wahrscheinlich, daß deren Wasser nicht in ihm verdunsten könne, sondern einen Abfluß haben müsse, und dieser Abfluß ist nach Denham der Gambarne, der durch Baghermi und Filtri fließt und sich mit dem Bahr el Abiad, die Fortsetzung des Shari- oder Joliba, mit dem Nil verbindet. Das Klima ist ungemein heiß, doch verhindert eine beständig wehende erfrischende Luft, daß die Hitze beschwerlich fällt. Die Volksmenge beläuft sich auf 2 Mill. meistens Neger und Fetischdiener, worunter sich aber auch ein zahlreicher Stamm Araber niedergelassen hat, und auch ein Theil, wenigstens dem Namen nach, zum Islam bekent. Die Bevölkerung ist auf den Oasen dieses Landes zusammengedrängt; der ganze Westen besteht nur aus einer todten Ebene, die nichts als Sand und Thon, nicht einen Stein enthält. In der heißen Jahreszeit verschwindet alles Grün bis auf das, was man auf den Akazien und Tamarinden findet; Heerden

3) Burns Lieder sind sehr oft gedruckt worden, unter andern Glasgow 1804. 8. London 1812. II. 12. mit Kupf. Montrose 1816. IV. 12., neuerdings in einer Prachtausgabe mit Kupferblättern von Westall. London 1824. Auch sind in den letzten zwei Samlungen Reliques of Burns geliefert worden. Die bedeutendste: Reliques of Robert Burns, collected and published by Cromek. London 1812. 8. Die vollständigste Samlung seiner Schriften hat Dr. Currie zum Besten der hinterlassenen Familie des Dichters veranstaltet: Poetical Works with his Life by Currie and a Glossary. London 1800. IV. 8. Ebert führt nur eine Ausgabe von 1809 in gleichem Format und Umfang an. *Currie's* Life of Burns l. c. *Campbell's* Specimens of the British Poets. T. VII. p. 230 ff. Vgl. Monthly Magazine 1797. Europ. Magaz. 1800 (ein Brief von Burns, worin er sein Leben schildert). Ebend. 1796. Baur's Lebensgemälde. Bd. VII. S. 509 ff. Biogr. univ. (Art. von Suard).

von Elephanten, Giraffen, Büffeln und Antelopen findet man dagegen überall, vor allen an den Ufern des See Tsad, und das zahme Vieh ist so zahlreich, daß man Heerden von 1000 bis 1500 Stück Ochsen hält. Ein schöner Ochs ist für 6, 40 Hühner für 2 Guld. zu kaufen. Dagegen sind die Vegetabilien nur auf wenige Arten eingeschränkt: von Gemüse ist fast nichts als Zwiebeln und Yams, von Früchten blos Tamarinden zu haben. Ob und was für Cerealien die Einwohner bauen, darüber sagt uns Denham nichts. Als Handelswaaren sind Ambra, Korallen und Glasperlen sehr gesucht. — Das Reich Burnu steht zwar unter einem Sultan, der sich zum Islam bekent und in der Stadt Birnie, die 30,000 Einw. zählt, wohnt; allein die ganze Macht befindet sich in der Hand eines Statthalters, des Shumeen el Khami, welcher zu Kuka (einer Stadt von 8000 Einw., 6 Meil. von Birnie) residirt, und über das ganze Burnu despotisch herrscht. Shumeen el Khami — sagt Denham — gehört zu den glücklichsten Kriegern (einen einzigen vielleicht ausgenommen, den das 18. Jahrh. erzeugt hat): er besitzt einen unternehmenden Geist, ein gesundes und reifes Urtheil, ein angenehmes Äußere und ein äußerst einnehmendes Betragen. Mit diesen Eigenschaften hat er sich in einem Zeitraume von etwa 20 Jahren aus dem niedrigen Stande eines Fidschi oder Schullehrers in Fezzan zu der Höhe emporgeschwungen, daß er jetzt über 2 Millionen Unterthanen Gesetze gibt und im Stande ist, gegenwärtig 50,000 Mann bewaffnet in das Feld zu stellen, wovon ⅔ beritten sind, und einen Grad von Disciplin besitzen, der, wenn man seine Mittel in Anschlag bringt, ihm zur größten Ehre gereicht. Wegen seiner Gelehrsamkeit, wie auch wegen seines rechtlichen und religiösen Lebens, denn schon in einem Alter von 21 Jahren legte er den Koran aus, hat er schon lange den Titel eines Scheikhs des Koran erhalten, und ungeachtet ihn das Glück seit dieser Zeit auf den Thron geführt hat, besitzt er doch so wenig Eitelkeit bei seiner Ehrliebe, daß er nie sich versucht gefühlt hat, diesen Titel gegen den eines Sultans zu vertauschen. — Die wenigen Nachrichten, die uns Burkhard von Burnu mitgetheilt hat, stimmen so ziemlich mit dem überein, was Denham sagt: nur soll von ihm der große See, auf dessen Westseite Birney liegt, Nou oder Nu heißen, und das Land davon den Namen Burnu — Land Nu — empfangen haben. (*Hassel.*)

BURNUM, nach Plin. III, 26. eine Stadt in Dalmatien, nach der Tab. Peut. der Mittelpunkt der Hauptstraße, die durch das innere Liburnien und Dalmatien ging, von Ptol. II, 17. unter 42, 45: 44, 20. gesetzt; also am Kerka (Titius) nordöstlich von Skardona zu suchen. (*Ricklefs.*)

BURO. Eine von Commerson aufgestellte Fischgattung, von Lacepede in die Nähe der Gattung Clupea gebracht. Ihre Kenzeichen sind: zwei Stacheln zwischen den Bauchflossen; eine einzige sehr lange Rückenflosse; sehr kleine, wenig unterschiedene Schuppen; fünf Strahlen der Kiemenhaut. Die einzige bekannte Art: B. *brunneus*, hat dreizehn stachelige Strahlen in der Rückenflosse, sieben dergleichen in der Afterflosse, und zwei in jeder Bauchflosse. Die Farbe braun mit kleinen weißen Flecken. Lang 8 Zoll bis 1 Fuß. Aus Westindien. (*Lichtenstein.*)

BURO, eine beträchtliche Insel, zu der Gruppe der Molukken gehörig. Sie liegt im SW. von Ceram zwischen 143° 33′ bis 144° 45′ östl. L. und 3° 18′ bis 3° 50′ südl. Br. ist 9310 □Meil. groß, fast eirund, hat viele Gebirge, worunter im NW. der hohe Fels Tomahu emporsteigt, und eine starke Bewässerung: unter den Flüssen ist der Way Abbo der beträchtlichste, er mündet sich in die weite Katschelibai. Im Centrum der Insel breitet sich ein 6 Meilen im Umfange haltender Landsee aus. Das Klima soll gesund seyn. Von Produkten nent man Reis, Kokosnüsse, Bananen, Agrumen, Ananas, Sago, das beste Cajeputöl im ganzen Archipel, schönes Eben- und Tiekholz, Büffel, Rindvieh, Hirscheber, Paradiesvögel, Salanganen, Schildkröten und Fische: es wird viele Butter gemacht. Der Einw. sollen nur 60,000 seyn, theils civilisirte Malaien, die sich zum Islam bekennen und kleinen Rajas gehorchen, theils Haroforen, die die unzugänglichsten Gegenden bewohnen und fast im Zustande der Natur leben. Die Schinesen sind die einzigen, die mit den Einw. verkehren: sie holen Holz, Salanganennester und Dingding, und versehen dafür die Insulaner mit den ihnen nöthigen Fabrikaten. Diese fahren aber auch in ihren Prauen zu andern benachbarten Eilanden, und treiben mit diesen einen kleinen Tauschhandel. Die Niederländer, die sonst hier ein Fort hatten, haben dasselbe aufgegeben, weil die Insel keine Gewürze erzeugt. Die Südküste leidet häufig durch die Einfälle der Papuer von Neuguinea. Buro, eine Stadt auf der Ostküste an der Mündung des Way Abbo in die Katschelibai, hat einen Hafen, der Handel treibt*). (*Hassel.*)

BURRA, kleines Eiland der britt. Shetlandgruppe, so nahe an House, daß es mit dieser Insel durch eine hölzerne Brücke vereinigt ist. Es hat ¼ Meilen im Umfange, guten Boden und Weide, aber nur wenige Familien zu Einwohnern. (*Hassel*)

BURRA, ein großer und fruchtbarer Berg in Jemen in dem kaffeereichen Gebiete von Dsiebi. (Niebuhr Beschr. von Arabien. S. 249.) (*Rommel.*)

BURRAY, Eiland zu der Gruppe der britt. Orkneyinseln gehörig. Es liegt unter 60° 44′ N. Br. und 14° 47′ L. zwischen Mainland und South Ronaldsai, von welchem letztern es durch den Watersund geschieden ist, ist fruchtbar, baut vieles Gemüse und Korn, hat gegen 2000 Einw. und gehört dem Lord Dundas. Dabei liegen die kleinen Eilande Lamon, worauf nur 1 Familie wohnt, Glemsholm und Hunda. (*Hassel.*)

Burremputer, s. Bramaputra.

BURRIEL (Antonio Marco), ein span. Jesuit, 1719 geboren, und am 19. Junius 1762 gestorben, durch literarische Thätigkeit und die Herausgabe mehrer wissenschaftlichen Werke rühmlich bekant. Die wichtigsten sind: Noticia de la California, y de su conquista temporal y espiritual hasta el tiempo presente; sacada de la historia manuscrita, formada en Mexico anno de 1739 por el padre Miguel Venegas, y de otras noti-

*) Nach Forrest, Labillardière, Bougainville und Stavorinus.

cias etc. Madr. 1757. Vol. III. 4. [1]). Das ganze Werk ist mehr Lobrede auf die Jesuiten und ihre Verdienste um Ausbreitung des Christenthums, als unparteiische Geschichte, enthält aber doch auch, besonders in den 5 Anhängen, manche vorhin unbekannte, nicht unerhebliche Nachrichten [2]). Paleografia española, que contiene todos los modos conocidos, que ha habido de escribir en España. Madr. 1758. 4. mit Kupf. Informe de la imperial ciudad de Toledo el real y supremo consejo de Castilla, sobre igualacion de pesos y medidas en todos los reynos y señorias de S. M. segun las leyes. Ib. 1758. 4. In dieser letzten Schrift thut er dem Könige, im Namen der Stadt Toledo, Vorschläge wegen Gleichheit der Gewichte und Maße in Spanien. Antiquarische Abhandlungen ꝛc. [3]) (*Baur.*)

BURRUS (Afranius), ausgezeichnet durch strenge Sitten und berühmt als Krieger, wurde durch Claudius Gemalin und Nero's Mutter Agrippina alleiniger Oberster der Leibwache, die bis dahin zwei Befehlshaber gehabt hatte [1]). Nero wurde Kaiser, und Burrus hatte in Gemeinschaft mit Seneca seinen Lüsten und Agrippina's Herrschsucht zu wehren [2]); als aber jene ungehinderter losbrachen und die Anmaßungen der Mutter lästig, verhaßt und verdächtig wurden, so daß ihre Feinde Muth bekamen, sie bei dem Sohne des Hochverraths anzuklagen, und Eingang fanden, kam auch Burrus, der Anhänglichkeit an Agrippina beschuldigt, in Gefahr: doch entschlossen erbat er selbst sich die Untersuchung gegen Agrippina, und diese siegte über ihre Gegner [3]). Für Burrus soll auch Seneca sich verwandt haben [4]). Burrus zeigte forthin sich als ein fester Mann, hielt sich möglichst fern von Nero's Gräuelthaten und sah sein Amt, von ihm verwaltet, als ein Schutzmittel an, das aber in eines der Lüstlinge Hand sich zu einer Quelle des Verderbens umgestalten würde. An Nero's Plane, die Mutter zu ersäufen, hatte er keinen Theil; auch bei der auf den misglückten Versuch folgenden Berathung über ihre schleunige Ermordung, wo Seneca bereit war, in den Willen Nero's einzugehen, lehnte er die Theilnahme ab [5]). Trauernd über Nero's wachsende Schlechtigkeit [6]), freimüthig widerstrebend, wo er konnte [7]), reizte er durch die Gegenrede gegen Nero's Scheidung von Octavia dessen Mordlust, und starb an Gifte [8]). Das Andenken an seine guten Eigenschaften wurde rege erhalten durch die Nichtswürdigkeit seiner beiden Nachfolger Rufus und Tigellinus, die wiederum den getheilten Oberbefehl der Leibwache bekamen. (*W. Wachsmuth.*)

1) Englisch: London 1759. 2 Bde. 8.; nach dieser verstümmelten und fehlerhaften Übersetzung sind die noch schlechteren, holländischen (Harlem 1761. 3 Bde. 4.), französischen (von Eidous, Paris 1767. 3 Bde. 8.) und teutschen (von J. Chr. Adelung, Lemgo 1769. 3 Bde. 4.) Übersetzungen bearbeitet. 2) Vgl. die Recensionen und Auszüge in den Götting. gel. Anz. 1760. S. 874—880. J. 1770. Zugabe 360. Allg. teut. Bibl. Bd. 13, 562 ff. Bd. 19, 614 f. Gatterers hist. Bibl. 12 Bd. 62—67. 3) Biogr. univ. T. VI. (von Billenave u. Eyries). *Meusel* bibl. hist. Vol. III. P. I. 351. Erlang. gel. Anmerk. 1763. b. S. 448.

1) *Tacit.* A. XII, 42. 2) XIII, 2. und *Dio Cass.* LXI, 3. 3) *Tac.* XIII. 20—23. 4) *Dio C.* LXI, 10. 5) *Tac.* XIV, 7. 6) XIV, 15. 7) *Dio C.* LXI, 2. 8) So *Dio* a. a. O. *Sueton.* Nero. 35. vgl. *Tac.* XIV, 51.

Bursa, Bursen, s. Collegien.

Bursa in Natolien, s. Brussa.

Bursali, s. Salum.

BURSARIA, Hohlthierchen, von Oken Punzel genant. Eine von O. Fr. Müller aufgestellte Gattung der Infusionsthiere (Protozoa Goldfuss.), welche von demselben nur durch die drei Prädikate: sehr einfach, häutig und hohl charakterisirt wird. Die hieher gerechneten Arten sind:

Bursaria truncatella *Müll.* (animalcula infusoria, t. XVII. f. 1 — 4). Gleicht einem fast walzigen, hinten abgerundeten, vorn abgestumpft-offenen und noch der Länge nach eine Strecke weit geschlitzten Beutel; ist eins der größesten Infusorien, nach Müllers Abbildung wol ½ Linie lang und daher sehr gut dem unbewaffneten Auge sichtbar. Hinten im Grunde des Beutels 3 rundliche dunkele Körperchen, welche Müller für Eier hält. Steigt durch seitliche Wendungen in Spirallinien an die Oberfläche des Wassers und eben so in die Tiefe. Müller fand es im Frühling häufig in Wassergräben und waldigen Sümpfen, welche Infusionen von Buchenblättern bildeten.

Bursaria bullina *Müll.* (anim. infus. t. XVII. f. 5—8). Oval, unten gewölbt, oben kahnförmig gehöhlt wie eine Muschelschale, mit vielen hellen größern und kleinen Kügelchen in seiner Substanz. Der vordere Rand lippenartig (wahrscheinlich weil schlaff und biegsam wie bei Colpoda Cucullio). Das Thierchen schwimt auf der gewölbten Fläche, selten auf der gehöhlten (die deswegen doch nicht sicher für die obere zu nehmen ist). Im Meerwasser.

Bursaria hirundinella *Müll.* (anim. infus. t. XVII. f. 9—12). Häutig, durchscheinend, in der Mitte ausgehöhlt, am Rande in 4 gegenüberstehende spitze Zipfel getheilt, von welchen die zwei längern schmächtigern das Vorder- und das Hinterende bilden, die beiden übrigen paarig kurz und nach hinten gerichtet sind. Auf dem Körper eine doppelte erhabene Querlinie; keine Eingeweide. Diese, dem bloßen Auge unsichtbare Art, welche einem fliegenden Vögelchen vergleichbar ist, ward von Müller in Waldgewässern um Meerlinsen in Menge gefunden. Sie bewegt sich langsam wälzend.

Bursaria duplella *Müll.* (anim. infus. t. XVII. f. 13. 14.). Eine glashelle elliptische Membran mit doppelten Rändern, welche wellenförmig und zu jeder Seite einwärts geschlagen sind. Um Meerlinsen selten; bewegt sich wälzend, bald zur rechten, bald zur linken Seite.

Bursaria globina *Müll.* (anim. infus. t. XVII. f. 15 — 17.). Kugelförmig hohl, in der Mitte ganz durchsichtig, hinten mit schwärzlichen Moleculen gefüllt, vorn mit dunkeln Atomen überzogen. Fand Müller im Meerwasser. Die Bewegung langsam zitternd. Ich habe ganz ähnliche Thierchen im süßen Wasser gesehen, an welchen die Moleculen bald die Mitte leer ließen, bald selbige größtentheils ausfüllten.

Man sieht, daß diese Gattung eine künstliche Zusammenstellung ist, dergleichen Zusammenstellungen freilich bei der schwierigen Gruppirung der Infusorien nicht zu vermeiden sind. Ob die Bursaria hirundinella und globina wirklich hohl sind, das heißt, eine leere innere Höh-

lung haben, ist wol sehr zweifelhaft, da keine äußere Öffnung derselben bemerkt wurde. Im Gegentheil sind, wie ich gefunden, manche nackte Infusorien, z. B. Colpoden, gehöhlt und mit so weiter Öffnung der innern Höhle versehen daß man sie dem obigen Charakter zu Folge hieher stellen könnte. Bursaria bullina ähnelt auffallend manchen Formen der veränderlichen Colpoda Cucullio. (*Nitzsch.*)

BURSARIA Cav., ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Pittosporeen und der 5ten Linné'schen Klasse. Char. fünftheiliger Kelch: fünf Corollenblätter auf dem Fruchtboden. Zwei verwachsene dreiklappige Behältnisse, die mehre von Harz eingehüllte Samen enthalten. Die einzige bekannte Art ist B. *spinosa* Cav. aus Neu-Holland. (*Sprengel.*)

BURSER (Joachim), ist, obwol seine medizinischen Schriften vergessen sind, in der botanischen Literatur dennoch merkwürdig wegen einer wichtigen und reichen Pflanzensamlung, der Frucht vieljähriger Reisen. Aus Camenz in der Lausitz gebürtig, durchreisete er die Schweiz, das südliche Frankreich und die östreichischen Staten, um Pflanzen zu sammeln, deren er eine Menge seinem Lehrer C. Bauhin mittheilte. Er ward nachher Lehrer an der Ritter-Akademie zu Soroe, wo er 1649, 56 Jahre alt, starb. Seine merkwürdige Pflanzensamlung blieb dort, bis Karl X. 1657 Seeland und Fünen eroberte. Dann ging dieser damals seltene Schatz in die Hände der Sieger über, und ward von Coyet an die Universität zu Upsal geschenkt. Die beiden Rudbeke, Vater und Sohn, benutzten diese Samlung bei der Ausarbeitung der Campi elysii, und beschrieben in der letztern mehre Burser'sche Pflanzen. Der große Brand in Upsal 1702 vernichtete mit dem größten Theil des Rudbek'schen Werks auch drei Bände der Burser'schen Samlung, welche aus 25 Bänden bestand. Dann nahm Peter Martin, Adjunct zu Upsal, auf Sherards Anrathen, die Arbeit vor, die Burser'schen Pflanzen zu bestimmen und zu beschreiben. In den Actis soc. upsal. 1714. p. 495. s. und 530 s. findet man einen Theil derselben aufgezählt. Hierauf brachte Linné selbst 1745 in der Diss. plantae Martino-Burserianae (amoen. acad. I. p. 141 s.), die seltensten Pflanzen dieser Samlung auf seine systematische Benennungen zurück. Dadurch vorzüglich ist diese Samlung berühmt geworden. Ob man sie aber in neuern Zeiten wieder benutzt habe, ist mir unbekannt. (*Sprengel.*)

BURSERA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Terebinthaceen und der 8. oder 10ten Linné'schen Klasse, von Jacquin so genant nach dem durch mehrere medizinische Schriften und sein Herbarium bekannten, 1649 zu Soroe verstorbenen Joachim Burser. Char. 3—4—5 zähniger Kelch. Drei, vier oder fünf Corollenblätter. Dreilappiges Stigma. Dreiklappige einfächerige, einsamige Kapsel: der Same mit Arillus versehn. 1. B. *gummifera*, mit Blüthentrauben in den Blattachseln, gefiederten Blättern und eiförmigen Blättchen. In Westindien. Die Rinde des Baumes ist voll von Balsam, der als Wundmittel bei Pferden gebraucht wird. 2. B. *acuminata* W., unterscheidet sich durch ablange an beiden Enden verdünnte Blätter. In Südamerika. 3. B. *paniculata* Lam., mit Blüthenrispen am Ende der Triebe, eiförmigen Blättchen und höckerigen Zweigen. Auf den Mascarenhas. 4. B. *obtusifolia* Lam., mit Blüthenrispen am Ende der Triebe, und ablangen stumpfen Blättchen. Ebendaselbst. (*Sprengel.*)

BURSFELDE, eine Klosterdomäne in dem Amte Münden der hanöv. Landdrostei Göttingen, an der Weser, wo dieser Fluß die Nieme aufnimt, 1½ Meilen von Dransfeld; sie zählt 1 Kirche und Pfarre, 18 Häus. und 140 Einw. Es war im Mittelalter eine der berühmtesten Benediktinerabteien in Teutschland. Ihr Stifter Heinrich der Fette, Graf von Nordheim, steuerte sie aus und besetzte sie mit Mönchen aus Corvei; König Heinrich IV. ertheilte ihr nicht nur das Recht, sich selbst einen Abt und Schutzvogt zu wählen, sondern verlieh ihr auch Markt- und Münzrecht. Ihr Ruf war so gegründet, daß 75 Benediktinerklöster die bursfelder Statuten zur Norm nahmen und mit ihr in Verbindung traten, woraus die berühmte, 1440 auf dem baseler Konzil und 1451 und 1461 durch päpstliche Bullen bestätigte Bursfelder Union entstand. Im 16. Jahrh. bekam das Kloster einen lutherischen Abt, dessen Titel noch fortdauert, wenn gleich das Kloster selbst längst sekularisirt und dessen Güter zu der Klosterkasse gezogen sind. (*Hassel.*)

BURSIBANT, (mittl. Geogr.). Ein Gau Westfalens an der Mittel-Ems. Die Stadt Rheine (Kreis Steinfurt, Reg.-Bez. Münster) am westlichen Ufer derselben wird namentlich erwähnt[1]). Viel südlicher mag er nicht gegangen seyn, da Wettringen an der Vecht (in dem nämlichen Kreise) schon zum Schoppinger-Gau gehörte, der ihn also hier begränzte, wie Münster zum Südergau. Westlich wird er bis ins Bentheim'sche und zum Gau Twente ausgedehnt[2]). (*Delius.*)

BURSLEM, Marktfl. in der Grafsch. Stafford des Königreichs England, in dessen Nähe der Trent und Merseykanal durchzieht. Er hat 1228 Häus. und 8625 Einw., hält 2 Wochen- und 3 Jahrmärkte, und ist besonders durch seine Wedgewoodfabriken und Töpfereien bekant, da er im Mittelpunkte des britischen Töpferlandes belegen ist. (*Hassel.*)

BURTENBACH, Marktfl. an der Mindel, im Landgericht Burgau des baier. Oberdonau-Kreises, 8 St. westlich von Augsburg, mit 176 Häus. und 1020 Einw., 1 Schlosse und 1 evangel. Pfarramte. — Im J. 1260 war Otto von Echingen und Burtenbach Besitzer des Orts; 1537 erkaufte dasselbe der berühmte Krieger Sebast. Schertel (Schärtlin), dessen Familie noch gegenwärtig im Besitze desselben ist. — Ehedem wurde hier das beste Pulver in Schwaben verfertigt. (*Eisenmann.*)

BURTNEK, ein schönes Landgut der reichsfürstl. Familie Rumanzow-Sadunoiskoy im gleichnamigen Kirchspiele des rigaischen Kreises, mit einem davon benannten See. (*J. Ch. Petri.*)

BURTON, 1) Marktfl. in der Grafschaft Westmoreland des Königr. England nahe an der Mündung des

1) *Schaten* Ann. Paderborn. ed. 1. p. 1. p. 115. ed. 2. p. 76. 2) Sudrape, Schüttorf u. Languni, Lange nach Niesert in Mallinckrodt neuest. westfäl. Mag. I. S. 138 jedoch ohne urkundliche Nachweisung.

Kenn, hat 574 Einw., und hält 1 Wochen- und 1 Jahrmarkt. — 2) Mit dem Beinamen Upon Stather, Marktfl. in der Grafsch. Lincoln des Königr. England, hat 526 Einw. und hält 1 Wochen- und 1 Jahrmarkt. — 3) Mit dem Beinamen Upon Trent, Marktfl. in der Grafschaft Stafford des Königr. England: er liegt am Trent, worüber eine alte Brücke von 36 Bogen führt, besteht aus einer langen von mehren Nebenstraßen rechtwinklig durchschnittenen Hauptstraße, hat 2 Kirchen, 1 lateinische Schule, 2 Armenhäuser, 1 stattliches Rathhaus, 738 Häus. und 3979 Einw., die 3 Baumwoll-Gespinstfabr. und 1 große Hutfabrik unterhalten und viel in Eisen arbeiten: seine Eisenmühlen liefern Schrauben und Schraubstöcke. Die Brauereien sind von großem Umfange und Burton Ale ist in ganz England berühmt. Aber in Alabaster, der in der Umgegend bricht, wird jetzt nichts mehr gethan. Burton ist ein alter Ort, der schon zu den Zeiten der Sachsen bekant war: er ist kein Borough, aber er hat mehre Vorrechte und seine Einw. sind eremt von den Grafschaftsjuries. (*Hassel.*)

BURTON, der Name mehrer englischer Gelehrten, von denen wir bemerken: **Robert**, geboren zu Lindley 1576, gestorben als Prediger zu Segrave 1639. Bekant unter dem Namen der jüngere Democrat, unter welchem er ein oft gedrucktes originelles Buch (Anatomy of melancholy. 1624. 4., in eben dem Jahr und öfter fol.) schrieb, aus dem Swift, Sterne u. A. mehre glückliche Ideen schöpften [1]). Sein Bruder **William**, geb. zu Lindley 1575, gest. auf seinem Gute zu Falde, in Straffordshire, wo er privatisirte, den 6. April 1645, bekant als Alterthumsforscher, am meisten durch seine Description of Leicestershire. Lond. 1622; 1777. fol.; (die Bibliographen ziehen aber die alte Ausgabe der neuen vor) [2]). Ein anderer **William**, geb. zu London 1609, studirte zu Oxford, wurde daselbst 1630 Lector der griechischen Sprache, war einige Zeit Gehilfe des Thom. Farnabius zu Sevenock in der Grafschaft Gent im Schulunterricht, darauf Direktor der Freischule zu Kingston, und starb zu London am 28. December 1657. Er ist als Alterthumsforscher und Linguist rühmlich bekant, vornehmlich durch sein Commentary on Antonius itinerary so far as it concerns Britain. Lond. 1658. fol. und durch zwei Traktate: Graecae linguae historia und *Λείψανα* veteris linguae persicae, fere omnia, quae quidem apud priscos scriptores reperiri poterant, beide zusammengedruckt, Lond. 1657. 8.; der letzte mit Anmerk. und Zusätzen besonders herausgeg. von J. H. von Seelen. Lübeck 1720. 8. [3]). **John**, geb. 1696 zu Wembworth in Devonshire, war zuerst Unterlehrer der griechischen Sprache zu Oxford, wo er studirte, zuletzt Prediger zu Worplesdon in der Grafschaft Surrey, wo er 1771 starb. Außer Predigten, antiquarischen Abhandlungen, lateinischen und englischen Gedichten hat man von ihm eine sehr schätzbare kritische Ausgabe von 5 engl. Tragödien, herausgegeben unter dem Titel: Pentalogia sive tragoediarum graecar. delectus. Oxon. 1758; ed. II. cui observatt. et indic. adj. Th. Burgess. Ib. typ. Clarend. 1779. Vol. II.; neueste Ausgabe 1801. 8. Diese Ausgabe enthält die beiden Ödipe und Antigone von Sophokles, die Phönissen von Euripides und Septem adversus Theb. von Aeschylus [4]). (*Baur.*)

BURTONIA, nent R. Brown eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der zehnten Linné'schen Klasse. Smith zog sie zum Gompholobium, von dem sich diese Gattung nur durch den Mangel der Keimwarze am Samen unterscheidet. Die einzige Art, B. *scabra* R. Br. wächst auf der Südwestküste von Neu-Holland. (*Sprengel.*)

BURTRÄSK, ein Pastorat im Innern von Westerbotten, mit 2500 Selen; es gränzt im O. N. und S. an das Pastorat Löfänger, die (zum Pastorat Bygdeå gehörige) Filial-Gemeinde Nysätra und das Pastorat Degerfors, im W. an Lycksele Lappmark, und wurde erst im 17. Jahrh. aus Theilen benachbarter Pastorate gebildet; die Ausdehnung des Pastorats beträgt von N. nach S. 3, von W. nach O. $7\frac{1}{2}$ M. Es herrscht hier viel Einfachheit und ein hoher Grad von Unverdorbenheit; unter den 70 bis 80 jährlichen Geburten sind oft nur 2 uneheliche. Viehzucht, Ackerbau und Theerbrennen, so wie Fischfang in den vielen Landseen sind Hauptnahrungszweige. Hier liegt der hohe weit im Meere sichtbare Hvitsidberg. Da, wo der Bure-Fluß aus dem Bure-See (Buretråsk) entspringt, ward um 1250 ein Kloster gegründet. (*v. Schubert.*)

BURTSCHEID (Borcette - Porcetum), kleine Stadt im Reg.-Bez. Aachen der Prov. Niederrhein, etwa $\frac{1}{4}$ Stunde im S. O. von Aachen; zählt 291 Häuser u. 4626 Einw. — Man verlegt die Stiftung eines Benediktinerklosters daselbst in die zweite Hälfte des 10. Jahrh. (974), wo Otto II. einen Theil des Waldes, der Thäler und Hügel jener Gegend deckte und besonders wilde Schweine in großer Menge barg — daher die Benennung porcetum — dem griechischen Prinzen Gregor, Bruder seiner Gemalin Theophania, zu jenem frommen Zweck verliehen haben soll. Zu diesen Schenkungen kamen unter den Kaisern Heinrich II. und Heinrich III. (1018 und 1040) mehre andere, wie die im städtischen Archiv zu Aachen beruhenden Dokumente noch jetzt beurkunden. Klagen über Erschlaffung der Benediktiner veranlaßten im 13. Jahrh. die Aufhebung des Klosters, welches späterhin den Bernhardinerinnen unterhalb des Loysberges bei Aachen, an deren ersten Wohnsitz die noch jetzt bestehende St. Salvators-Kirche erinnert, eingeräumt wurde. In der Folge wurde dieses Kloster zu einem adeligen reichsfreien Frauenstift erhoben und hat in solcher Eigenschaft bis zur franz. Besitznahme des Landes fortbestanden. — Burtscheid ist wie Aachen wegen seiner warmen Heilquellen *) so wie wegen seiner Tuch- und Nadelsabriken berühmt. (*Heyse.*)

1) *Erythraei* Pinacothea. *Wood* Athenae Oxonienses. 2) *Wood* l. c. 3) *Wood* l. c. Memoires de *Niceron* T. XVIII. 211. *Clement* bibl. cur. T. V. 443. Catal. Bibl. Bunav. T. I. Vol. II. 1123. *Saxii* Onomast. Vol. IV. 397. Eichhorns Gesch. d. neuern Sprachk. 1 Abth. 315.

4) Von diesem, allen Vorigen und Andern dieses Namens handeln die Biogr. univ. T. VI. und Adelungs Zus. z. Jöcher.

*) Vgl. 1) Analyse chimique des eaux thermales sul-

Burtscheider Mineralwasser. Seine Quellen, nur 500 Schritte weit von Aachen, unterscheiden sich von diesen Aachenischen Mineralthermen vorzüglich dadurch, daß ihre Temperatur abwechselnd zwischen 53—60° R. oder, wie die Siedquelle, 152° Fahr., wogegen jene der Aachener nur 45—46° R. oder 110—135° Fahr. ist. Das heißeste Bad zu Burtscheid wird das Krebsbad genannt. Im Wasser der burtscheider Siedquelle fand Döbereiner[1] 1 Antheil kohlens. Natron, 3 schwefels. Natron und 15 Meersalz. Das aachener Wasser aus der Haupt- oder Kaiserquelle, deren Temperatur nach Döbereiner = 135° Fahr. ist, enthält nach Monheim in 100 Theilen:

13,533 kohlens. Natron,
73,930 salzs. Natron,
6556 schwefels. Kalk,
3242 kohlens. Kali,
1095 kohlens. Bittererde,
1754 Kieselerde.

100,000.

Außerdem sollen sich darin 28,5410 Kubikzolle Schwefelstick- und Wasserstoffgas mit 18,0590 kohlensaurem Gas befinden. Allein der Schwefel ist darin nicht an Stickgas, sondern an Wasserstoffgas gebunden, und dem Schwefelwasserstoffgas ist viel Stickgas beigemischt. Stick-, Wasserstoff- und kohlensaures Gas sind darin in einer schwer zu trennenden Verbindung enthalten. — Gimbernat will indeß das geschwefelte Azot darin, nicht als chemische Verbindung, sondern als inniges Gemenge in den aachener Quellen gefunden haben, nach Murray, Pfaff und Vogel. — Die Luft der Kaiserquelle fand Döbereiner, nach Abzug des darin enthaltenen wenigen Schwefelwasserstoffgases, aus 71,5 Volumth. Stickstoffgas und 28,5 Kohlensäuregas, die von SWG. ganz freie Luft der burtscheider Siedquelle aber aus 65 Volumth. Stickstoffgas und 35 Kohlensäuregas, und endlich die mit einer riechbaren Menge SWG. begabte Luft des Pockenbrünnchens aus 79 Volumth. Stickstoffgas und 27 Kohlensäuregas zusammengesetzt[2]). — Die beiden andern obern Quellen Aachens führen dieselben fixen Bestandtheile bei sich, aber wenigere flüchtige, und sind auch minder warm. Mit den 3 andern, oder untern Quellen verhält es sich im Ganzen eben so, nur haben sie noch weit weniger Gasarten in sich, und nur eine Temperatur von 37° R. Durch die burtscheider und aachener Bäder werden vorzüglich Gicht, chronische Hautübel und die Mercurialkrankheiten geheilt. Den Badeschlamm benutzt man bei Gicht und Lähmungen[3]). (*Th. Schreger.*)

BURTUDIZUS, nach dem Itin. Ant., auf der Tab. Peut. Burtizus, vermuthlich das Bnrtup de aedif. IV, 11. Burtudingi, nach dem Itin. Ant. ein Flecken und eine Nachtstation im Innern von Thrakien, 18 Mill. westlich von Bergule, wahrscheinlich h. z. T. Baba. (*Ricklefs.*)

BURTUNNAH (Burtunna), ein unterthäniger kaukasisch-lesghischer District am Koisu, vgl. Lesghier, der dem Namen nach dem russischen Reisen und dem alten Reisenden Plan Carpin bekant war†). (*Rommel.*)

Buru, s. Molukken.

BURUN, in türkischer Sprache die Nase, und im übertragenen Sinne zugleich ein Vorgebirg, so daß es häufig auf Landkarten vorkömt, als Deweburun Kamelvorgebirg, Bozburun Eisvorgebirg, Jediburun die 7 Vorgebirge u. s. w. (*v. Hammer.*)

BURUTTEN, ein Tatarenstamm, der das Saisanthal in der chinesischen Soongerei bewohnt, und unter einem selbst gewählten Bi ein nomadisches Leben führt. Er ist blos aus den chinesischen Geographien bekant und wahrscheinlich derselbe Kirgisenstamm, wovon eine Abtheilung im S. des Sype wohnt und nach Schneegaß dem Khane von Kokan unterworfen seyn soll. (*Hassel.*)

BURWA, Stadt im Dist. Ranghur der Provinz Bahar in der brit. Präs. Bengalen, 23° 20′ Br. und 102° 20′ L., am Sunk, ist der Hauptort des Zemindars Chuta Nagpor und der Sitz des britischen Kommandanten. (*Hassel.*)

BURY, 1) Marktfl. in der Grafsch. Lancaster des Königr. England, am Irwel, hat 1 Kirche, mehre Bethäuser, 1 Theater, 1450 Häus. und 8762 Einw., die in Wolle und Baumwolle arbeiten, Walkmühlen, Kattundruckereien und Kattunbleichen unterhalten und 1 Wochen- und 3 Jahrmärkte halten. — 2) Mit dem Beinamen St. Edmunds, Borough in der Grafsch. Suffolk des Königr. England. Er liegt am Larke, welcher bis Lynn Schiffe trägt, und ist so gesund, daß man ihn nur das Montpellier von England zu nennen pflegt, ist offen, in 5 Quartiere abgetheilt und zählt 33 gerade und gutgepflasterte Straßen, 2 Kirchen, 4 Bethäuser für Baptisten, Independenten, Unitarier und Quäker, 1 Freischule, 1 Grafschaftshaus, worauf die Assisen gehalten werden, 1 Gefängniß, 1 Gesellschaftshaus, 1 Theater, 1397 Häus. und 7686 Einw., die Worstedgarnspinnerei unterhalten, vorzüglich aber sich mit dem Handel beschäftigen. Vorzüglich wichtig ist der Wollenverkehr, und die hiesigen Kornmärkte gelten für die größten im ganzen südlichen England. Dieser werden 3, Wochenmärkte 2 gehalten. Der Ort ist alt und war schon eine Römerstation: er soll seinen Namen von Edmund, Könige der Ostangeln, der hier begraben liegt, erhalten haben. Hier bildeten die Barone die bekannte Ligue gegen König Johann ohne Land; hier hielten Heinrich III. und Edward

---

ferruses d'Aix-la-Chapelle p. *F. Lansberg* 1810. 2) Analyse des eaux thermales de Borcette p. *Monheim* 1811.

1) Über d. chem. Constitution der Mineralwässer ꝛc. Jena 1821. 3. Nr. 10. S. 21.

2) J. W. Döbereiner über die chemische Constitution der Mineralwässer ꝛc. Jena 1821. 8. S. 54. 3) J. K. G. Th. Kortum's vollständige physisch-medic. Abh. üb. d. warmen Mineralquellen und Bäder in Aachen und Burtscheid. Dortm. 1798. M. u. Zus. u. Verbess. 1817. 8. — Topograph.-statistische Übersicht des Regierungsbezirks Aachen ꝛc. von einem Mitgliede des Regirungs-Secretariats. Aachen, 1820. gr. 4.; vgl. eben Aachener Bader.

†) Güldenstädts Reise nach Georgien u. s. w. I. 487. Alte Ausg. Reineggs Kaukasus I. 98 und Klaproths Karte zu s. Reise in den Kaukasus. Th. I.

I. Parliamente; hier sieht man noch die Überbleibsel von einer der berühmtesten Abteien Englands. Der Ort sendet 2 Deputirte zum brit. Parliamente. (*Hassel.*)

Bury, Arthur, s. England, engl. Kirche.

BURZEN (die), Fluß im Großfürstenth. Siebenbürgen: entspringt hinter Zerneſcht aus einer ansehnlichen Quelle, theilt sich unter Wolkendorf in zwei Arme, und durchfließt getheilt den kronstädter Distrikt, an dessen Gränze sie sich in die Alt stürzt. (*Benigni.*)

BURZENLAND (das), der kronstädter Dist., (ungarisch Brassoivideke, Bártzaság) sächs. Distrikt im Großfürstenth. Siebenbürgen. Dieser Distrikt gränzt an einige Theile der ober-albenser Gespanschaft, den haromseker Stuhl, die Walachei und den fogarascher Distrikt, und hat nach den neuesten, ziemlich genauen Messungen einen Flächeninhalt von ungefähr 30 □Meil. Die ersten teutschen Bewohner erhielt dieser Distrikt durch die teutschen Ordensritter, welchen er von König Andreas II. im J. 1211 verliehen wurde, um dadurch eine kräftige Vertheidigung der Reichsgränzen gegen die Verwüstungen der Komaner zu bewirken. Bald zogen die Ritter teutsche Pflanzbürger ins Land, und erbauten eine Feste, Kreuzburg in der Gegend des heutigen Nyén; allein bald suchten sie sich auch selbständig zu machen, und durch Unterstützung des Papstes, der königl. und bischöflichen Gerichtsbarkeit zu entziehen. Da handelte Andreas, wovon uns seine Geschichte eben nicht viele Beispiele liefert, einmal als König, er widerrief 1224 alles, was er bis dahin mit dem teutschen Orden verhandelt hatte, und blieb, trotz den Drohungen und Ermahnungen des Papstes, fest bei diesem Entschlusse. Die bereits eingewanderten teutschen Kolonisten traten aus der Oberherrlichkeit des Ordens, übernahmen dessen Pflichten, erhielten dafür auch dessen Rechte, schlossen sich ihren Landsleuten den Hermannstädtern an, und wurden mit diesen ein Volk.

Der Boden dieses Distrikts ist, den noch nicht mit Gewißheit barometerisch gemessenen bistritzer Distrikt vielleicht ausgenommen, der am höchsten liegende Theil des Sachsenlandes. Nußbach, einer der niedrigsten und nördlichsten Punkte des Distrikts liegt 198, Kronstadt selbst 326, der höchste Gipfel des Butschetsch 1360 wiener Klafter höher als die Fläche des mittelländischen Meeres; darum ist auch das Klima frisch, und gemäßigt, nur wechseln, wie überhaupt in hohen Gebirgsthälern, Hitze und Kälte oft zu schnell, besonders verursacht im Winter der Ostwind (Nemere, Kriwitz) oft eine scharfe schneidende Kälte. Von den Gewässern des Distriks ist das bedeutendste der Altfluß, der denselben vom haromseker Stuhl trent. Von der Burzen war oben die Rede. Die übrigen Gewässer sind größtentheils unbedeutende Bäche. — Die Gebirge, welche den Distrikt von allen Seiten, nur gegen den haromseker Stuhl zu nicht, umgeben, gehören zu den Karpathen, und mehre ihrer Gipfel sind von bedeutender Höhe. Darunter gehören außer dem bereits erwähnten Butschetsch, das Gebirge Szont-Illie, der Königstein (Piatra Krajului) bei Zerneſcht, der Zeidnerberg, welcher die Gränze zwischen dem kronstädter und fogarascher Distrikte bildet, und das Schüllergebirge (Krisztian mare) bei Kronstadt und Neustadt. Durch diese Gebirge führen außer vielen Nebenwegen, 3 Hauptpässe in die Walachei, Törzburg, Tömösch und Altschanz; an diesen 3 Hauptpässen befinden sich königl. Dreißigstämter, an den erstern beiden auch Kontumazämter, wo in verdächtigen und gefährlichen Zeiten die aus der Walachei kommenden Personen und Waren die vorgeschriebene Quarantäne aushalten müssen.

An Produkten aus dem Thier- und Pflanzenreiche ist das Burzenland, wie alle waldige Gebirgsgegenden, sehr reich. Die Gränzgebirge gewähren in ihren ungeheuern und ungemessenen Waldungen dem Wilde eine sichere Freistätte, und auf ihren mit den nahrhaftesten und gewürzreichsten Gebirgskräutern überdeckten Wiesen den zahmen Heerden eine gesunde und gedeihliche Weide. Auch in den Dörfern und Flecken wird die Zucht der Hausthiere, des Federviehs und der Bienen mit dem besten Erfolge betrieben; weniger zahlreich ist die Klasse der Fische und Amphibien. — Das Pflanzenreich liefert an Getreidearten, Weizen, Rocken, Gerste, Haber, Hirse, Mais und Heidekorn; Küchengewächse und Hülsenfrüchte findet man in Menge, und von besonderer Güte, auch Flachs und Hanf wird in bedeutender Menge gewonnen. Die Blumenzucht wird mit besonderer Vorliebe und glücklichem Erfolg betrieben, von den Obstgattungen sind besonders die trefflichen Kirschen aus Kronstadts Umgebungen geschätzt. Der Weinstock gedeiht in diesem Distrikte nicht. — Nicht so mannigfaltig und ergiebig sind die Produkte des Mineralreichs. Von Metallen findet man nur wenige Spuren, die bis jetzt noch nicht der Bearbeitung werth geachtet wurden, die feine Töpfererde auf dem Schneckenberge bei Kronstadt und bei Neustadt verdienen hier bemerkt zu werden.

Die Bevölkerung des Distrikts mag, nach einer wahrscheinlichen Berechnung, an 80,000 Selen betragen, welche in einer königl. Freistadt, 4 Marktflecken und 25 Dörfern wohnen. — Außer dem Feldbau ernähren sich die fleißigen Burzenländer vorzüglich von Handwerken, Manufakturen und dem Handel. Kronstadt, die Hauptstadt des Distrikts zählte im J. 1812 in 32 zünftigen und 15 unzünftigen Gewerben 1059 Meister. In der oberen Vorstadt beschäftigen sich über 600 walachische Familien mit Kotzenmachen und Schnürklöppeln. Der Markt Zeiden zählt 189, das Dorf Heldsdorf 20 Leinwebermeister. Man kann den Handelsverkehr, den Kronstadt jährlich betreibt, füglich auf 2 Millionen fl. rechnen, die Ausfuhr an eigenen Produkten ins Ausland auf 300,000 fl. (*Benigni.*)

Bus, Caesar de, s. Doctrinaires und Urselinerinnen.

BUSACCHINO, auch Bisacchino, eine der sogenannten Parlamentsstädte der Intendantur von Palermo. Sie liegt auf einem Hügel am Fuße der Alpen, hat 10 Kirchen und über 8000 Einw., von denen ein großer Theil Leinweberei treibt. (*W. Müller.*)

BUSAN, ein großer Arm der Wolga, welcher 6 Meilen oberhalb Astrachan von der Wolga austritt, und, nachdem er die Achtuba, einen bedeutenden Seitenfluß der Wolga, aufgenommen hat, in das kaspische Meer fällt. (*J. C. Petri.*)

BUSAU (**Buzow, Busow**), Herrschaft und Markt im ollmützer Kreise Mährens, enthaltend 14 Ortschaften mit einer hochgelegenen alten Bergfeste, 2 St. von Mäglitz mit 60 Häus. und 450 Einw., ehemals dem teutschen Ritter-Orden, jetzt dem Erzherzog Anton von Östreich gehörig. Die Herrschaft selbst ist gebirgig und enthält gegen 3000 östreichische Morgen Acker- und Weideland, 300 Joch Wald und wenig Wiesewachs. Die hiesigen Kalksteinbrüche sichern den Unterthanen mancherlei Gewerbe. (*André.*)

BUSBEC, Busbeg, Busbeck, lat. **Busbequius** (**Augier Ghislen von**), ein berühmter Diplomatiker und Gelehrter, geboren 1522 in dem Flecken Commines in Flandern, natürlicher Sohn von Ägidius Ghislen, Herrn von Busbec, einem kleinen Dorfe an der Lys. Sein Vater ließ ihn, da er Talente bei ihm bemerkte, durch Kaiser Karl V. legitimiren, und mit großer Sorgfalt erziehen. Nachdem er zu Löwen, Paris, Venedig, Bologna und Padua den Unterricht der berühmtesten Lehrer genossen hatte, begab er sich 1554 mit Peter Lassa, dem Gesandten des römischen Königs Ferdinand, nach England, im folgenden Jahre aber sandte ihn dieser Fürst an den Sultan Soliman II. Sieben Jahre lang war er Gesandter bei der Pforte, schloß mit derselben einen Waffenstillstand, zuerst auf 6 Monate, dann auf 8 Jahre, und benutzte diesen Aufenthalt auch in wissenschaftlicher Hinsicht als ein Mann von Kentnissen und scharfem Beobachtungsgeist. Das **Monumentum Ancyranum**, ein Marmor, den er zu Ancyra entdeckte, verschiedene Inschriften, die er an Scaliger, Lipsius und Gruter sandte, und 100 griechische Manuscripte, die er auf seiner orientalischen Reise sammelte, und die sich in der kaiserl. Bibliothek in Wien befinden, hat man ihm zu danken, so wie auch die Kentniß mehrer Pflanzen und Thiere. Nach seiner Rückkunft wurde ihm die Aufsicht über die Prinzen Maximilians II. übertragen, und 1570 begleitete er die Erzherzogin Elisabeth, die Verlobte König Karls IX., nach Frankreich. Er blieb bei ihr als Intendant ihres Hauses, und als die Prinzessin, nach dem Tode ihres Gemals, Frankreich verließ, verweilte er noch länger daselbst als Gesandter Rudolphs II. Erst 1592 wollte er nach Flandern zurückkehren, starb aber während der Rückreise am 28. October auf dem Schlosse Maillot unfern Rouen. Um sein Andenken zu ehren, erhob der Erzherzog Albert das Gut Busbec zu einer Baronie. Alle Schriftsteller, die seiner gedenken, vereinigen sich in seinem Lobe. Er besaß viele sprach- und wissenschaftliche Kentnisse, und das öffentliche Geschäftsleben war für ihn eine Schule, die er als ein Mann von Kopf und Talenten trefflich zu benutzen verstand. Seine Schriften, als Resultate seiner Erfahrungen und Beobachtungen, sind noch jetzt ungemein lehrreich durch ihren Inhalt, und anziehend durch ihre klare Darstellung in trefflichem Latein. Er war der erste, der in Europa richtige Begriffe über die ottomanische Pforte, über die Sitten und Lebensart der Türken, ihren Kriegsstand und die Schwäche desselben verbreitete, und dadurch nicht wenig dazu beitrug, den Schrecken zu vernichten, den der Name der Türken den Europäern einflößte. Auch sind die Briefe, die er während seines Aufenthaltes in Frankreich an den Kaiser Rudolph schrieb, eine authentische Quelle für die Zeitgeschichte; sie geben die anschaulichste Kentniß von allem, was zu seiner Zeit in Frankreich vorging, und sind zugleich das Muster eines guten Styls für Gesandte, die ihren Gebietern von demjenigen, was sie sehen und hören, Berichte zu erstatten haben. Er sagt viel in wenig Worten, beachtet die kleinen Intriken eben so scharf, als die großen Bewegungen, und erzählt alles so klar und natürlich, daß der Leser Personen und Begebenheiten vor Augen zu haben meint. Beste Ausgaben: **Augerii Gislenii Busbequii legationis turcicae epistolae IV.; quarum priores duae ante aliquot annos (1581. Antverp. 8.) in lucem prodierunt sub nomine itinerum Constantinopolitani et Amasiani. Adjectae sunt duae alterae. Ejusdem de re militari contra Turcas instituenda consilium. Antv. 1595. 8. Hanov. 1605. 8. Monachii 1620. 12.** (mit Kpf. von Sadeler). **Hanov. 1629. 8. Lips. 1688. 12. Basil. 1740. 8.** Teutsch: Frankf. 1596. 8. Freiberg u. Annaberg 1793. 8. unvollständig und fehlerhaft; französisch von Gaudon, Paris 1646. 8. hernach mit Anmerkungen vom Abte de Foy, ebd. 3 Bde. 1748. 12. Es sind auch, so wie bei einigen Ausgaben des Originals, Busbec's Briefe an Kaiser Rudolph II. dabei. Die letzten besonders: **Epistolae ad Rudolphum imperatorem e Gallia scriptae (53); e bibliotheca J. B. Houwert. Lovanii 1630. 8. Bruxellae 1632. 8.** öfter, und in **Busbequii Omnia quae exstant. Lugd. Bat. Elzevir. 1633. 24.** bei denselben, aber weniger schön, **Amst. 1660. 24.** Eine gute vollständige Ausgabe ist die 1740 zu Basel in 8. erschienene. Handschriftlich hinterließ er: **De vera nobilitate historiae,** und **Historia belgica trium fere annorum, quibus dux Alençonius in Belgico est versatus***). (*Baur.*)

BUSBECKIA, nent Hécart die Gattung Syringa und zwar zu Ehren des eben erwähnten Busbecq, dem man die Verbreitung des persischen Flieders in Europa verdanken soll. Demnach nent er Busbeckia Lilac die Syringa vulgaris des Linné und dessen Syringa persica, Busbeckia Agem. Mit dem letzten Wort, (dessen eigentliche Bedeutung man in *Chardin* Voyages. Vol. II. p. 5 nachsehen kann) bezeichnet man in Persien den als Zierde unserer Gärten jedermann bekannten Strauch †). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

---

*) Sein Leben, bei den angeführten Ausgaben seiner Werke. *Adami* vitae Ictor. germ. p. 145. Continuation des mém. de literat. T. XI. P. II. 243. *Pantaleonis* Prosopographia P. III. 487. *Sweertii* Athenae belgic. 147. *Poppe-Blount* censura celeb. aut. 786. *Foppens* bibl. belg. T. I. 111. *Bayle* Dict. Mém. de *Niceron*. T. XXII. 350. in der teutsch. Übers. 16 Th. 411. De Vigneul *Marville* Melanges. V. I. 48. *J. G. Eccii* Diss. de Busb. Lips. 1768. 4. *Klotzii* acta lit. Vol. V. P. I. 105. *Halleri* bibl. botan. T. I. 360. Lebensbeschryving van beroemde en geleerde Mannen. Amst. 1733. 8. p. 329—404. *Meusel* bibl. hist. Vol. II. P. I. 246. Vol. VIII. P. I. 9. Nouv. Dict. hist.; Biogr. univ. T. VI. (von Jourdain).

†) *Hécart* Essai s. l. qualités et propriétés des arbres etc. qui croissent naturel dans le Dép. du Nord. Valenciennes 1795. 4. p. 98.

BUSCA, eine gewerbreiche Stadt des Fürstenthums Piemont in der Provinz Cuneo, am Maira, zählt gegen 8000 Einw., welche Seidenbau und Seidenspinnerei, Gerbereien und Eisenhämmer unterhalten. Die Gegend dieser Stadt gehört zu den fruchtbarsten Theilen des Fürstenthums und wird von vielen großen und kleinen Kanälen des Maira durchschnitten, welche zur Bewässerung des Bodens angewandt werden. Noch liefert die Nachbarschaft von Busca weißen und grauen Marmor, einen weißen Alabaster, welcher eine glänzende Politur annimt, Eisen, Kristalle, Farbenerden und guten Thon. Auch sind hier röm. Alterthümer gefunden worden. (*W. Müller.*)

BUSCH (Heinrich), pommerscher Geschichtsamler, dessen Name bei den pommerschen Historikern oft vorkomt, lebte in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. (1576), und starb als Bürgermeister zu Stralsund. Ihm wird die noch vorhandene handschriftliche Samlung pommerscher und besonders stralsundischer Denkwürdigkeiten, welche den Namen Congesta Buschii führt, zugeschrieben, und, wie ich glaube, mit Recht, wiewol mir nicht unbekant ist, daß gegen ihn, als den Urheber dieser Samlung, auch einige Zweifel erhoben worden sind [1]). Diese sogenannten Congesta sind aber nichts weiter als nach der Folge der Jahre zusammengetragene Stellen größtentheils aus alten pommerschen Chronikanten, wie aus Kantzow, Klempzen, Berckmann u. s. w., aber auch aus auswärtigen, wie aus Nicolaus Marschalk, Albert Krantz, Reimar Keck, Hermann Bannus und Andern mit den eigenen Worten der Verfasser, die am Rande jedesmal genant sind, und hier und da mit einigen eigenen nicht zu verachtenden Zusätzen des Samlers, welcher auch alte Geschichtswerke, die jetzt nicht mehr vorhanden sind, z. B. ein altes Chronicon Sundense, excerpirt hat. Der Nutzen, welchen diese Excerptensamlung für den Forscher und Beschreiber der pommerschen Geschichten natürlich haben muß, springt in die Augen. Das Original dieser Congesten soll lange in dem Besitze der Nachkommen des Samlers gewesen seyn; eine sehr gute Abschrift befindet sich auf der stralsundischen Rathsbibliothek [2]); nach der mir gewordenen mündlichen Aussage des verewigten Rühs ist indeß auch eine Abschrift auf der königl. Bibliothek zu Berlin vorhanden [3]). Micrälius hat in seinen Büchern vom Pommerlande diese Buschischen Congesten benutzt. Eine umständlichere Nachricht über diese Samlung findet man in der Vorrede zum ersten Bande meiner Ausgabe von Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens u. s. w. Greifsw. 1823. (*Mohnike.*)

1) Namentlich von Christ. Ehrenf. Charisius in seinem Catalog. Consulum, Syndicor. etc. Sundens. (Mscr.) Dinnies (m. s. die pommerschen Samlungen von T. H. Gadebusch Heft 5 u. 6. S. 119 so wie in andern seiner Abhandlungen) nent den Bürgermeister Heinrich Busch ganz bestimt den Urheber dieser Samlung, wiewol er in seinen Nachrichten über die stralsundischen Magistratsmitglieder (Mscr.) gleichfalls im Tone des Zweifels von dem Urheber spricht. 2) Die Worte: *Buschii* Congesta auf dem sonst leeren Anfangsblatte sind von einer ganz jungen Hand geschrieben, wiewol die Abschrift selbst sehr alt ist. 3) Es ist dieses auch aus Friedrich Förster's ausführlichem Handbuche der Geschichte u. s. w. der Herzogthümer Pommern u. des Fürstenthums Rügen (Berlin 1821. gr. 4.) S. 203 zu schließen.

BUSCH (Gabr. Christoph Benj.), Kirchen- und Consistorialrath wie auch Superintendent zu Arnstadt, geb. daselbst am 28. October 1759 und gest. am 18. März 1823, verdient in mehrfacher Hinsicht einer dankbaren Erinnerung. Er war ein beliebter Prediger und wohlthätiger Mann; auch besorgte er für seine Diöces ein neues Gesangbuch (1818) und gab eine neue Agende für evangel. Kirchen (1820) heraus. Rühmlich bekant machte er sich schon früher durch sein mehrmals aufgelegtes Handbuch der Erfindungen in alphabet. Ordnung und durch seinen mehrjährigen Almanach der Erfindungen, wovon der 16te im J. 1812 erschien*). (*H.*)

BUSCHBAD, bei Meissen im Königreiche Sachsen, ein in dem romantischen Triebischethale liegendes Heilbad, dessen Wasser, außer Kalien, Erden und Mittelsalzen, kohlensaures Eisen enthält, woran es reicher, als die Tharander, ärmer aber, als die Schandauer Quelle ist. Man benutzt es vorzüglich zum Baden bei rheumatischen, arthritischen und hysterischen Krankheiten. (*Th. Schreger.*)

BUSCHE (Hermann, von dem), gewöhnlich Buschius, behauptet in der ältern münsterschen Literatur eine ausgezeichnete Stelle, obgleich die Verdienste seines Zeitgenossen, des münsterschen Domherrn, Rudolph von Lange, noch umfassender waren. Entsprossen aus einer alten Familie, wurde er 1468 zu Sassenberg im ehemaligen Münsterlande geboren. Auf Langens Betrieb legte er den ersten Grund seiner Kentnisse in der berühmten Schulanstalt des Alexander Hegius [1]) zu Deventer, wo er sich schon frühzeitig auszeichnete. Der Wunsch, den gefeierten Rudolph Agricola zu hören, zog ihn darauf nach Heidelberg, wo er Cicero's Schriften fleißig las. Im J. 1485, nach Agricola's Tode, reiste er, in Gesellschaft seines Gönners Lange, nach Italien, und pflog daselbst mit den gelehrtesten Männern einen vertrauten, für ihn sehr gewinnreichen Umgang. Dann ward er zu Heidelberg Magister der freien Künste, gab daselbst in seinem 22. Jahre die beiden ersten Bücher seiner Gedichte heraus, und kehrte bald wieder zu Lange zurück, dessen treffliche Bibliothek ihm offen stand. Ausgerüstet mit den besten humanistischen Kentnissen, faßte er nun den Entschluß, selbst als Lehrer aufzutreten, die alten schlechten Schulbücher zu verdrängen und das Studium der alten Klassiker angelegentlichst zu empfehlen. Er begab sich nach Frankreich, wurde aber von dem gelehrten kölnschen Domherrn (nachherigen Dompropst), Grafen Hermann von Nuenar [2]) als Lehrer der Philologie nach

*) Vgl. Meusel's gel. Teutschl. und Lindner's Progr. Vitae Superint. Arnstadiensium (1806). §. 9—12.

1) Dieser Gelehrte, der während seines 30jährigen Schullebens viele, nachher berühmt gewordene Männer, zu denen auch Erasmus von Rotterdam gehörte, bildete, hieß so, weil er aus dem münsterländischen Dorfe Heek (im jetzigen Kreise Ahaus) gebürtig war. Vgl. über ihn und A. Ruhkopfs Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Teutschland. S. 226. 2) Auch Neuenar oder Nienvenar (nova aquila), ein Zögling

Köln berufen. Allein die Verfolgungen, die er hier von Jakob Hoogstraten u. A. erdulden mußte, verleideten ihm seinen dortigen Aufenthalt so sehr, daß er nach Hamm (wo er über einige Briefe des Horaz Vorlesungen hielt) und von da nach Münster (wo er den Virgil kommentirte) ging. Dann lehrte er zu Osnabrück, Bremen, Hamburg, Lübeck und Rostock. Am letztern Orte traf ihn gleichfalls der Gifthauch des Neides: er wurde durch die Kabale des dasigen, ihm an Kentnissen zurückstehenden Lehrers Tilmann Heverling verwiesen. Jetzt wandte er sich nach Greifswalde, wo er über Lukan und Cäsar las, und Joh. Bugenhagen unter seinen Zuhörern hatte. Um 1505 bereiste er Frankfurt a. d. O., Erfurt und Leipzig, überall griechische und lateinische Autoren erklärend. Im J. 1510 wurde er nach Wittenberg berufen, kehrte indeß, neuer Streitigkeiten wegen, bald wieder nach Leipzig zurück, wurde aber auch hier durch Parteisucht vertrieben. Hierauf ging er nach Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Amsterdam, und kehrte von England (wo Thomas Morus sein Freund ward) wieder in sein Vaterland zurück. Jetzt vermochte ihn der Graf von Nuenar, wieder nach Köln zu kommen. Er wurde aber hier zum zweiten Male verjagt, weil er es mit Reuchlin hielt, und mit an den berüchtigten Epistolis obscurorum virorum gearbeitet hatte. Nun ward er 1518 als Rektor der Schule zu Wesel befördert, wo er sein Vallum humanitatis schrieb, und überdieß die Bibel und Kirchenväter fleißig studirte. Nachdem er diese Stelle bald wieder niedergelegt, ging er nach Wittenberg zu Luther und Melanchthon, und wohnte auch dem Reichstage zu Worms mit bei. Im J. 1526 wurde er Lehrer der Geschichte zu Marburg (der erste in Teutschland), und ging in der Folge, nachdem er sich zur lutherischen Lehre bekant hatte, auf seine Güter zu Dülmen im Münsterlande, von wo man ihn als Redner der antibaptistischen Partei nach Münster berief. Hier überfiel ihn beim Disputiren eine große Mattigkeit, weshalb ihn die Gegenpartei verspottete. Er eilte nach Dülmen zurück, und starb daselbst 1534. Er hatte sich noch in seinem hohen Alter vermält, und aus dieser Ehe einen Sohn, Hieronymus, der kurz vor ihm starb. Seine vortreffliche Bibliothek schenkte sein Bruder, der Domherr Burchard von dem Busche zu Minden, dem münsterschen Domkapitel.

Unter seinen zahlreichen Schriften zeichnen wir aus: Carminum libr. II. (ohne Jahrzahl und Druckort); Epigrammation (wahrscheinlich Köln 1498); Epigrammatum lib. tert. Lips. 1504 (Oestrum überschrieben, eine Art Xeniensamlung auf seinen Gegner Heverling); Vallum humanitatis (eine Apologie der alten humanistischen Literatur), Colon. 1518, nachher von Johann Burckhard, mit dem Leben des Verf., herausgeg. Frankfurt a. M. 1719; sein Triplex Hecatostichon; seine Lobgedichte auf die Stadt Leipzig und Köln; einen Kommentar in Cl[illegible] [illegible] Proserpinae; Pemptades Decima[illegible] [illegible]inarum; annotationes in Silium Italicum; annotationes ad Juvenalem; scholia in Aeneida etc.[3]). (*Fr. Rassmann.*)

BUSCHETTO, lateinisch **Busketus**, der Erbauer des Domes von Pisa. Von seinen Lebensumständen ist durchaus nichts bekant. Gewöhnlich heißt er Buschetto da Dulichio, aber diese Angabe seines Vaterlandes beruhet auf einer irrigen Ausdeutung seiner verstümmelten Grabschrift, deren erste Verse ihn mit Ulysses, dem Feldherrn von Dulichium, vergleichen. Freilich wollen die Italiäner ihn gern zu einem Griechen machen, weil sie gewohnt sind, denjenigen Baustyl, welcher sich besonders vom 11. Jahrh. an in Toskana, und namentlich zuerst in Pisa, mit großartiger Eigenthümlichkeit ausgebildet hat, und weder von der antiken Architektur abgeleitet werden kann, noch auch mit den Spitzbögen und Pfeilern des sogenannten Gotico verwandt ist, als byzantinisch zu betrachten. Indessen ist durchaus kein haltbarer Einwurf vorhanden, weswegen Buschetto nicht ein Italiäner gewesen seyn könnte. Seine Lebensperiode läßt sich ziemlich genau bestimmen. Der Bau des Domes von Pisa wurde nach dem glücklichen Feldzuge der Pisaner gegen die Sarazenen in Sizilien, und namentlich nach der Eroberung von Palermo im J. 1063 unternommen, und die dort gewonnene Beute lieferte den größten Theil der Kosten zu diesem Riesenwerke. Der Grundstein des Gebäudes wurde gegen Ende desselben Jahres oder zu Anfang des folgenden gelegt*). Buschetto wird aber in der erwähnten Grabschrift an der Urne, welche noch im Dome steht, als eigentlicher Erbauer des Tempels gepriesen, und ein von Morrona aufgefundenes Register bezeugt, daß er noch im J. 1080 gelebt habe.

Buschetto muß als der größte Architekt seines Jahrhunderts und als einer der ersten Gründer des alttoskanischen Baustyls betrachtet werden. Die Grabschrift rühmt aber auch noch ganz besonders die Wunder seiner mechanischen Künste und Werkzeuge. Er hatte mehre Schüler, die in Pisa, Pistoja, Lucca und in andern Städten Toskana's in dem Style ihres Meisters weiter baueten; aber ihre Namen sind verschollen**). (*W. Müller.*)

Buschmänner, s. Hottentotten.

Buschreiher, s. Ardea.

BUSCHTIEHRAD (**Busstehrady**, **Busstewes**), Herrschaft und Dorf†) im rakonizer Kreise Böhmens, 2 Meil. von Prag, mit einem prächtigen Schloß, das sich

---

des [illegible] [illegible]rik von Spiegelberg, [illegible] [illegible] Studien und ein wackrer [illegible]

3) Vgl. über ihn: *Hamelmann* Oratio de vita, studiis, itineribus etc. Hermanni Buschii. Meiners Lebensbeschreibung berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften; Heeren Geschichte des Studiums der klassischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften; K. W. Grote's Jahrbuch für Westfalen und den Niederrhein.

*) Vasari's Angabe, daß der Dom 1016 angefangen worden sey, ist als ein Irrthum von Morrona in der Pisa illustrata berichtigt. **) Eine Beschreibung des Domes von Pisa s. bei Morrona in der Pisa illustrata, bei Cicognara, Milizia und A. vgl. auch den Artikel Pisa (Kunstgeschichte). Über Buschetto s. *Vasari. Morrona* l. c. *Milizia*: Memorie degli Architetti. T. I. p. 110. Biogr. univ. (Artikel von Emeric David).

†) Letzteres nach astronom. Bestimmung unter 31° 51′ 31″ L. und 50° 9′ 26″ Br.

herrlich von der schlanen Straße aus auf der Höhe ausnimt. Es war Stammhaus und Sitz der erloschnen Linie Kollowrat Buschtiehradsky. Das Wort Buschtiehrad bedeutet ein verwüstetes Schloß; 1450 rückte Georg von Podiebrad vor das Schloß, nöthigte Friedrich von Kollowrat zum Revers, nicht mehr feindlich zu handeln und zerstörte es. Der Besitzer stellte es bald wieder her. — Mit Joachim Kollowrat starb 1600 die Linie Buschtiehradsky aus. Herrschaft und Schloß kamen nach und nach an Toskana, Baiern, Zweibrücken, Waldek und zuletzt an den Erzherzog Ferdinand von Östreich, Großherzog von Würzburg, welchem beide als dermaligem Großherzog von Toskana noch gehören, und der besonders 1812 das Schloß neu herstellen ließ. — Die Pest raffte 1680 die Bewohner des Dorfes so dahin, daß es von der Herrschaft Reichstadt aus wieder bevölkert werden mußte. Daher rührt die teutsche Sprache oder besondre Nationalität in Tracht und Sitten, welche hier in der Mitte Böhmens auf dem Lande auffallen. — Die hiesigen bedeutenden Steinkohlenwerke versehen Prag mit Brenn-Material und setzen jährlich 60,000 Centner ab. Leider! steht ein Theil derselben schon seit 30 Jahren in Brand. (*André.*)

Buschspinne, s. Mygale.

Buschwenzel, s. Sylvia.

BUSCO, BUSKO, Flecken oder Städtchen nordöstlich von Krakau, in der Woiwodschaft Krakau, wo man einst Salz gegraben und gesotten hat. (*Schultes.*)

Busen, Brust, s. Brust. **Busenreich** in der Jägerei, s. Jagd-, Zeug- u. Netzstellen.

BUSEN, eine kleine von Fischern bewohnte Insel in der Nordsee, an der Mündung der Elbe, an der Küste von Ditmarsen. (*H.*)

BUSENBAUM (Hermann), geboren zu Notteln im ehemaligen Bisthum Münster im J. 1600; trat in den Jesuitenorden 1619 und lehrte seit 1640 zu Köln die theologische Moral, über welche er 1645 auf Befehl seiner Obern das nachher so berüchtigt gewordene Lehrbuch herausgab. Nachdem er als Schulpräfect und späterhin als Gehilfe des Provinzials bei der Visitation der Kollegien dem Orden gedient hatte, wurde er Rector des Collegii zu Hildesheim, dann zu Münster, wie auch Beichtvater des dortigen Bischofs, Christoph Bernhard von Galen. Er starb daselbst den 31. Jenner 1668. — Seine medulla theologiae moralis (facili ac perspicua methodo resolvens casus conscientiae, ex variis probatisque auctoribus concinnata) erschien — nach Harzheim's Angabe — zum ersten Male 1645 zu Münster bei Raesfeld, 20 Jahre früher, als Papst Alexander VIII. (1665 den 14. Sept.) die laxe Moral der Jesuiten verurtheilte. Die spätern Ausgaben haben manche Veränderungen erlitten. Das Buch ist mehr als funfzigmal wieder aufgelegt worden: zu Münster, Köln, Frankfurt a. M., Ingolstadt, Antwerpen, Lyon, Rom, Venedig, Padua, Ferrara, Lissabon. Es wurde von dem Orden immer als ein klassisches Werk betrachtet, und bei dem Unterrichte der Novizen zum Grunde gelegt. Mehre der darin enthaltenen Sätze waren von den Päpsten verdamt, und das Buch selbst in manchen katholischen Ländern verboten worden; dennoch veranstalteten die Jesuiten immer neue Auflagen desselben, ohne die anstößigen Stellen zu verbessern. Ja, der Jesuit la Croix ließ sogar eine neue vermehrte Ausgabe drucken, in welcher diese anstößigen Sätze vertheidiget wurden. Sie ist bereits 1707 in Köln gedruckt; aber von neuem durchgesehen lange nach dem Tode des genannten Herausgebers unter dem Titel erschienen: Hermanni Busenbaum Theologia moralis, nunc pluribus partibus aucta a R. P. Claudio la Croix, S. J. Th. in Univ. Colon. D. et Prof. Edit. novissima, diligenter recognita ab uno ejusdem Societ. J. Sacerdote Theologo. Colon. 1757. Dadurch wurde der Lehrer der Theologie zu Padua, Angelo Franzoja, veranlaßt, eine strenge Widerlegung abzufassen, worin er Busenbaum's Text abdrucken ließ, und jedem Hauptstück weitläufige Anmerkungen beifügte, in welchen sowol dessen, als des la Croix Behauptungen geprüft werden. Das Werk erschien unter der Aufschrift: Theologia morum ab Hermanno Busenbaum primum tradita, tum a Claudio la Croix et Franc. Anton. Zaccaria, ejusdem Sociis, aucta. Nunc demum ab Angelo Franzoja, Collegii Patavini doctore Theologo juxta saniores et praesertim angelicas D. Thomae Aquinatis doctrinas ad trutinam revocata. Bonon. 1760. fol. Doch dabei blieb es nicht. In Frankreich wurde die von la Croix besorgte Ausgabe zu Paris und in den verschiedenen Parlamentsstädten öffentlich verbrant. Die am reichsten ausgestattete und mit einer Vertheidigung der Jesuitischen Casuistik überhaupt versehene Edition des merkwürdigen Werkes besorgte Alphons de Ligorio zu Rom im J. 1757 in 3 Bänden. Übrigens besteht diese Busenbaum'sche medulla aus sieben Büchern. Das erste handelt von der Regel der menschlichen Handlungen; das zweite von den Vorschriften, welche die theologischen Tugenden (Glaube, Liebe, Hoffnung) betreffen; das dritte von den Geboten des Decalogus und der Kirche; das vierte von den besondern, auf einzelne Stände sich beziehenden Vorschriften; das fünfte von der Art und Weise, die Sünden zu erkennen und zu unterscheiden; das sechste von den Sacramenten; das siebente von den kirchlichen Censuren und Irregularitäten. Das Werk hat im Grunde wenig Eigenthümliches. Der Verfasser versichert, nichts angenommen zu haben, was nicht aus der gemeinschaftlichen Meinung der Lehrer des Ordens abgeleitet, oder aus den Büchern der bewährtesten Schriftsteller, welche er überall namentlich anführt, hergenommen sey. Man kann dasselbe als einen kurzen, deutlichen und wohlgeordneten Inbegriff der Hauptlehren der Jesuiten über moralische Gegenstände betrachten. Von der Probabilität wird hier ein sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht*). (*Beckhaus.*)

BUSENTO. Ein Fluß in der neapolitanischen Provinz Principato Citeriore. Er bildet sich aus 2 Armen, deren nordwestlicher, auf dem Berge Centaurino entspringend und auch vor der Vereinigung la Ferriera ge-

*) Vgl. *Jos. Harzheim* biblioth. Colon. S. 132. 133. *F. M. Driver* biblioth. Monasteriens. S. 12. 13. C. F. Stäudlin Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften. S. 471 ff. Samlung von alten und neuen theolog. Sachen 1749. S. 380.

nant, sich nicht weit von seiner Quelle unter die Erde verliert und kurz vor dem Zusammenflusse mit dem nordöstlichen Arme, welcher von dem Berge Petraro herkomt, wieder hervortaucht. Der Busento ergießt sich in den Meerbusen von Policastro. Bei den Alten hieß er Buxentum und Pyxos. Diesen Fluß leiteten die Westgothen aus seinem Bette ab, um ihren König Alarich in voller Rüstung und mit seinem Streitrosse in dem Grunde desselben zu begraben, und alsdann ließen sie das Wasser wieder hinein, damit kein Römer den Todten in seinem Grabe stören möchte. (*W. Müller.*)

BUSEO, Distrikt im Fürstenthum Walachei, gegen S. von dem Jalomitzer, gegen W. von dem Sekusaner, gegen O. von dem Rimnikerdistrikt und gegen N. von einem Theile Siebenbürgens eingeschlossen, von dem letztern Lande aber durch bedeutende Hochgebirge getrent. Man zählt in demselben 218 Ortschaften, von welchen aber viele sehr unbedeutend und fast nur dem Namen nach vorhanden sind. Der Weinwachs in diesem Distrikte ist bedeutend, aber die in dem Distrikte erzeugten Weine gehören nicht zu den vorzüglichsten des Landes. — In dem gleichnamigen Hauptort haben der Ispravnik (Kreisoberbeamte) und der Bischof ihren Sitz. Der letztere nimt unter den Bischöfen der Walachei den letzten Rang ein. Die Jahrmärkte dieses Orts gehören zu den bedeutendsten in der Walachei. (*Benigni.*)

Bushwanas, s. **Beetjuanen.**

Bushire, s. **Abuschähr.**

Busir, **Busiris**, s. **Abusir.**

BUSIRIS, ein ägyptisch-griechischer Mythus, welcher nach Creuzers mythologisch-panoramatisch-kombinirender Methode von Kypern längs Syriens und Phöniziens Küsten bis nach Unter- und Oberägypten, oder von da abwärts dem Meere und den Inseln zu zieht. Seinen geschichtlichen Werth verbürgen so wenig der Mythus von den Danaiden, des Ägyptus Töchtern, deren eine den Busiris, als Bräutigam ermordet haben soll [1]), als die Nachricht des Diodor von Sizilien, daß Osiris ihn während seiner Abwesenheit zum Statthalter in den Gränzgebieten von Phönizien ernant habe [2]), und eine andere, daß drei, ja fünf Könige dieses Namens nach Menes und seiner 1400 Jahre über Ägypten herrschenden Dynastie, und der letzte der drei oder fünfe Diospolis oder Thebe beherrscht und erbaut haben soll [3]). Vielleicht ist die letzte Nachricht nur Einschiebsel in den Mythus, um die Ehre des Isocrates, welcher dem Busiris eine Schutzrede halten mußte und bewies, daß Perseus 200 Jahre später und Herkules noch später, als Busiris, gelebt habe [4]), zu retten [5]). Denn weder Eratosthenes [6]), noch Diodor [7]) kennen einen König Ägyptens dieses Namens. — Von Busiris, dem Zweiten oder Fünften (auch dieses können die verschiedenen, sich widersprechenden Genealogien nicht entscheiden, nach welchen er ein Sohn des Poseidon und der Anippe, der Tochter des Nilus oder der Libye [8]), oder ein Sohn des Poseidon und der Lysianassa, des Epaphus Tochter, seyn soll) [9]), mit dem Beinamen: dem Barbar oder Grausame, erzählten die Griechen, um das Ideal ihres gefeiertesten Helden, Herkules, zu verherrlichen, daß Herkules auf seinem Zuge nach Libyen den damaligen Statthalter desselben, Antäus [10]), und in Ägypten den damaligen König, Busiris, dessen Sohn, Iphidamas, — nicht Amphidamas, wie Creuzer im Texte schreibt und in den Bemerkungen widerlegt — den Herold Chalbes und die Opferdiener [11]) ermordet habe. Die Veranlassung dazu war folgende. Neun Jahre hatte Ägypten durch Unfruchtbarkeit des Bodens gelitten. Phrasius, ein Seher von der Insel Kypern, gab dem Busiris, das Übel vom Reiche zu wenden, den Rath, alljährlich dem Zeus einen Fremden zu opfern. Er achtete ihn als ein Orakel und ließ den Seher zuerst opfern und nach ihm alle Fremde, welche sein Gebiet betraten. Auch den Herkules sollte auf seinem Zuge kein anderes Schicksal treffen. Geduldig ließ er sich als Opfer kränzen und binden, und, wie vor ihm alle Andern, sich umherführen bis zum Altar, wo er fallen sollte. Da zerriß der Gewaltige alle Bande, erschlug den König, dessen Sohn, Herold und Opferdiener. So weit der Mythus.

Ließ schon der Anachronismus zwischen Herkules und Busiris für seinen historischen Werth fürchten, so kann diesen noch weniger der Widerspruch Herodots: die Ägypter hätten weder Thiere, noch Menschen geopfert [12]), unterstützen. Herodot fand auch gerechten Tadel bei Plutarch [13]), daß er sich des grausamen Busiris annehme. Denn zu Ilithyopolis verbrannten die Ägyptier Menschen [14]), wie auch nicht unwahrscheinlich die bildlichen Darstellungen in den ägyptischen Hypogeen beweisen. Später erst, zu Amasis Zeit, wurden die Menschenopfer abgeschafft zu Heliopolis, und seit der persischen Eroberung. Sprechen mehre Zeugen gegen Herodot und Isokrates und für die Xenoktonie — Fremdenmord — der Ägyptier oder des Busiris, so muß zuvörderst, da in jenem urkundenlosen Zeitalter ein königl. Stammbaum nicht gezeichnet und viele Königsnamen noch weniger, als chronologische Krücken sind, etymologisch nachgewiesen werden, wer Busiris sey. Man leite es von βους und οσιρις, — dem heiligen Stier, Osiris — [15]) oder aus dem Koptischen von Be-Ousiri, — dem Grabe des Osiris — [16]), weil alle Gräber Busiris genant wurden, oder von Ousiris und dem vorgesetzten Artikel [17]), — also Osiris — so bleibt die Bedeutung sich im Ganzen gleich [18]). Denn Isis findet die vierzehn Glieder des verstümmelten

1) *Apollod.* II, 1, 4. 2) *Diodor. Sic.* I, 17. 3) *Diodor. Sic.* I. 46. 4) *Isocratis* Busiris c. 15. p. 228. edit. *Corey.* 5) *Heyne* ad *Apollod.* II, 5. 11. p. 195 und *Pherecydis* Fragm. p. 141. ss. edit. *Sturz* Comment. ad *Diodor. Sic.* I, 88 und ad *Virgil.* Georg. III, 5. 6) apd *Strabon.* XVII. p. 802. edit. *Tzschucke.* 7) *Diodor. Sic.* I, 88. edit. *Wesseling.*

8) *Agathon* apud *Plutarch.* de Fort. Rom. p. 315. 9) *Apollod.* II, 5. 11. p. 195. edit. *Heyne.* 10) *Lucan.* IV, 589. 11) *Apollod.* II, 5. 11. Schol. *Apollon.* IV, 1396 cf. *Herodot.* II, 45. *Gell.* II, 6. *Macrob.* Sat. VI, 7. *Hygin.* fab. XXXI. und *Sturz* ad *Pherec.* Fragm. l. l. 12) *Herodot.* II, 45. 13) De malign. *Herodot.* p. 857. 14) *Manetho* apud *Plutarch.* de Isid. p. 380. 556. edit. *Wyttenbach.* 15) *Stephan Byzant.* in voc. p. 240. *Berkel.* 16) *Zoega* de obelis p. 288. *Jablonski* Vocc. Aegypt. p. 54. 17) *Champollion* l'Egypte sous les Pharaons. Vol. I. p. 365. II, p. 42 u. 190. 18) Andere etymol. Versuche παρα το βους αγειν und παρα το βους και ειρω

Osiris, außer dem Männlichen, wieder[19]), sie bildet aus Spezereien seine Glieder nach, und weihet sie einzeln in verschiedene Städte, und jede Stadt glaubt in ihrer Mitte an das Grabmal des Osiris. Sie empfiehlt ihn als Gott, läßt für ihn ein heiliges Thier — den Stier — wählen und diesen verehren. Hier also Stier, Grab und Osiris. Daher hat Altägypten vier Städte des Namens Busiris, eine im Delta mit einem großen Tempel der Isis, wo sie die Gebeine des Osiris in einer hölzernen Kuh d. h. in einem der Gestalt einer Kuh ähnlichen hölzernen Sarge, beerdigt haben soll, jetzt Abusir oder Busir-Bana[20]); eine unweit Memphis, jetzt Abusir; eine am See Möris bei Havara, jetzt Busir[21]); und eine, Hermopolis gegenüber, welche Diocletian zerstörte[22]). In diesen Städten sowol, als auf Philä, zu Memphis und Abydus und anderwärts wurden allen Verstorbenen meilenweite Plätze zu Gräbern verstattet, die unter Osiris Obhut, gleich ihm, ausruhen. Hier, namentlich zu Philä, wohin blos die Priester treten durften, fielen nebst andern sich auf die Sonne und ihr Jahr beziehenden Opfern, auch Menschen als solche, wie dieses eine Darstellung in Relief am Pylon des großen Tempels zu Philä beweiset. Ein Priester oder Opferer, der vor Gottheiten steht, hält an den Haaren oder Strikken dreißig Schlachtopfer, dreimal kleiner, als er selbst[23]). An allen diesen Begräbnißplätzen dachte man auch an das Grab des Osiris, der sowol an den Stier Apis, — βους — in welchen seine Sele überging, oder der als Mumie in einen einem Stier nachgebildeten Sarg, wie die Reichen der Ägypter pflegten, gelegt, erinnerte — Busiris. Die Fabel der Griechen, welche das ägyptische Todtenreich in seinem ganzen Umfange aufnahm, dichtete auch einen Grausamen, einen alles Fleisch in sich aufnehmenden Abgrund — Busiris. Daher auch wol die Gemälde in Ägyptens Begräbnißkammern, welche Osiris mit dem Netz, als Fischer oder als Jäger — das biblische Bild des Todes — darstellen[24]). Denkt man bei Osiris an den großen Naturleib, der Alles aufnimt, so erinnert er an den Tribut, den die Menschen der Natur mit dem Leben bezahlen, und Herkules, der im Kampfe mit Busiris nicht erliegt, weckt die Hoffnung, daß nicht Alles verschlungen wird.

Daß Herkules mit Busiris nicht synchronisirt werden kann, Herkules und Busiris nur Personifikationen des Alterthums seyn können, jener mit Buttmann Ideal menschlicher Vollkommenheit zum Heile der Menschheit oder seiner Nation[25]), setzen wir als entschieden voraus. Der große Naturleib, Osiris oder Busiris, der durch seine mythische Abstammung von Anippe und der Lysianassa an den Nil, seine Schiffahrt und durch die Sonne erhöhete Fruchtbarkeit erinnern mag, hatte neun Jahre, nach Andern[26]) acht Jahre d. h. lange[27]) durch seine Fruchtbarkeit nicht erfreuet. Die Zeit nicht beachtend, gedenkt die Dichtung des Herkules, der einst, als Osiris die Welt segnend durchzog, über Ägypten herrschte und auf seinem Zuge den Antäus, über Äthiopien und Libyen gebietend, tödtete. Dort an der Gränze Libyens zog Herkules breite Kanäle, damit die Sandwolken in sie herabfielen. In Libyen nämlich hemten große Sandhügel den Ackerbau; — Bilder des Antäus — man wollte sie abtragen, aber immer trug der Sturmwind den Sand ins fruchtbare Nilthal. — Antäus berührte seine Mutter. — In die vom Herkules gezogenen Kanäle fiel später der Sand, das Nilthal blieb frei, konnte angebauet werden. — Antäus ward vom Herkules erhaben über der Erde erdrückt[28]). — Phrasius, — Beobachter — ein Seher aus Kypern, räth dem Busiris, jährlich dem Zeus einen Menschen zu opfern, und er selbst wird das erste Opfer, wahrscheinlich, weil Miswachs und Hungersnoth die Menschenmasse schon sehr vermindert oder Busiris ihn als Fremden, nicht dulden wollte. Später werden alle rothfarbige Menschen geopfert, weil Typhon — das Böse, Widrige — roth gedacht wurde und eben dahin versetzt wird, woher alles Böse, die Sandwolken, kamen, welche die Fruchtbarkeit verhinderten. Herkules — so dichtete man um die Zeitfolge unbekümmert weiter — komt auch nach Ägypten einige Jahre später, sieht die Noth und will helfen. Menschenarm ist das Land; es kann nicht angebauet werden, weil alle fremde Ansiedler ermordet, ja nicht einmal Schiffe ans Land gelassen werden. — Er selbst läßt sich als Opfer schmücken und binden und soll geopfert werden. Plötzlich führt er aus, was er bedacht, und ermordet den Busiris und die Seinen d. h. er schafft die Menschenopfer ab, daß Fremde sich ohne Furcht nahen, anbauen, das Land bevölkern, mit den Phöniziern Handel treiben; — Antäus, vorzüglich Getreidehandel — kurz: er macht das Land durch Ermordung des Antäus und Busiris glücklich. So war zu Gunsten des Helden von den Griechen erklärt: wie Psammetichus den Fremden die Häfen Ägyptens geöffnet und Sicherheit des Lebens und Freiheit gewährt habe[29]).

Mit dieser Deutung läßt sich ungezwungen die von Gruber[30]) vereinigen. Der tyrische Herkules d. i. der phönizische Handel, der doch einen Weg nach Ägypten fand, hob jenen barbarischen Gebrauch am Grabe des Osiris auf; weniger aber die von Creuzer[31]) vorgetragene, Herkules und Busiris siderisch nehmende und die kalendarische Mart. Gottfr. Hermanns[32]).

Busiris ist Gegenstand der Dichtung, wie der Kunstbildung geworden. Euripides stellte ihn tragisch vor[33]), und Epicharmus und Mnesimachus komisch[34]). Eine

ευχεν treffen mehr die Sache, als das Wort. 19) *Diodor. Sic.* I, 21. 20) *Herodot.* II, 59. *Diodor. Sic.* II, 85. *Zoega* de obelisc. p. 289. *Abulfeda* descript. Aegypt. p. 9. *Michaelis* Nr. 125. *Champollion* l. l. I. p. 365. II. p. 17 u. 184. *Melch. Hartman* das Paschalik Ägypten p. 836. 954. et. al. 21) *Michaelis* ad *Abulfed.* Nr. 122. 22) *Michaelis.* Nr. 126. 23) Lancret in der Descript. de l'Egypt. T. I. chap. I. p. 25. vergl. mit Livrais. I. pl. 6. fig. 7. *Creuzer* Commentatt. Herodot. I. §. 15. p. 182. 24) *Strabon.* XVII. p. 541. 802. 25) Mythos des Herakles. Berlin 1810. S. 8.

26) *Hygin.* fab. 56. ibique *van Stavern.* 27) Auf die Zahl ist nicht weiter zu achten, da ἐννεωρος oft schwer, groß bedeutet. Creuzer's und Hermanns Briefe S. 75. 28) *Jomard* Descript. des Antiquités d'Antéopolis in der Descript. de l'Egypt. Liv. III. T. II. chap. 12. Creuzer's Mythol. 1. S. 333. 2. Ausg. 29) *Diodor. Sic.* I, 47. 30) Wörterbuch. Bd. 1. S. 575. 31) Symbolik und Mythol. I. p. 357. 2. Ausg. 32) Mythol. der Griech. II. S. 558. 33) *Euripid.* Fragment. p. 434. edit. *Beck.* 34) *Athen.* X.

griechische Vasenmalerei gibt die ganze Scene nach Pherecydes. Ein König auf seinem Throne in barbarischer Tracht — Busiris — sieht vor sich den Herkules, bewacht und gehalten von seinen Dienern, schon verwundet; aber mächtig schwingt er seine Keule, und — im nächsten Augenblicke wird er den König zu seinen Füßen liegen sehen[35]). (*Dr. Schincke.*)

Busjega, s. Bugia.

BUSK, Städtchen am Bug im zloczower Kreise Galiziens, auf der alten Straße von Lemberg nach Brody, mit 1800 Einw. Der größte Theil derselben besteht aus Griechen, die der Fischfang in den benachbarten Seen in ihren Fasten reichlich nährt. Es sind hier Gerbereien, Töpfereien und auch ein Eisenwerk. Hieher gehören 11 Judengemeinden. (*Schultes.*)

BUSKEVIK, Hafen an der Westküste der Insel Gottland, 1 M. von der Stadt Wisby. Hier lag einst auf einem hohen Berge ein Schloß. (*v. Schubert.*)

BUSSACO, BUSACO, Karmeliterkloster in der portug. Provinz Beira, Correiçao de Coimbra, auf einem hohen Berge. Hier wurde am 27. Sept. 1810 Massena von Wellington besiegt. (*Stein.*)

BUSSAHER, ein kleiner indischer Stat in dem Distrikt Sirmore der brit. Provinz Gurwal. Er liegt am Fuße und auf dem Himmalih, bedeckt den ganzen nördlichen Strich des Distr. Sirmore und wird von dem Sutuledsche durchströmt: sein Raja ist ein Radsbute, der an die Briten Tribut zahlt; seine Hauptstadt heißt Rampur. (*Hassel.*)

BUSSANG, Dorf in dem Distrikt Remiremont des franz. Dep. Wasgau; es liegt am Fuße der Vogesen, hat 780 Einw. und ist bekant wegen seines Säuerlings, der weit verführt und mit dem Weine vermischt wird, um ihn schäumend zu machen. (*Hassel.*)

Von zwei Quellen unterscheidet sich die untere von der obern durch einen bedeutenden Eisengehalt, den sie aber, wie alle eisenhaltige Wasser, bei der Versendung absetzt*). (*Th. Schreger.*)

Bussard, Buss-Aar, s. Falco.

BUSSÂTI, oder richtiger Bissâti Samarkandi, neupersischer Dichter, welcher sich zuerst bekant machte in der Gegend von Samarkand, unter der Regirung des Sultan Chalil Behâdur, eines Enkels des Timur, also ungefähr A. H. 808. A. C. 1405. B. war anfangs ein Deckenweber oder Strohdeckenflechter, Hassirbâf, daher man ihn Hassiri, d. i. Deckenmacher, nannte. Als aber seine dichterischen Talente bekant wurden, sagte Ismet allah el bochâri, ein berühmter Dichter jener Zeit, wenn wir Dewletschahs Worte recht verstehen: „Eine tüchtige Decke ist ein Teppich der Edlen; drum wird es besser seyn, dich Bissâti, das ist, den Teppichmacher, zu nennen.“ So führte der Dichter dann seit jener Zeit diesen Beinamen. Er ward ein vertrauter Freund des erwähnten Ismet allah, aber Nebenbuhler eines anderen Zeitgenossen und Dichters, des Scheich Kemâl chodschendi. Beide befehdeten sich in Gedichten. Dewletschah, der Geschichtschreiber der persischen Dichter, sagt, Bissâti habe sehr wohllautende Verse gemacht, und sich in den Gasellen oder erotischen Liedern ausgezeichnet. Der Sultan Chalil behâdur, welcher zu Samarkand seine Residenz hatte, war ein sehr freigebiger Freund der Gelehrten und Dichter. Eines Nachts sangen vor der Gesellschaft des Sultans die Sänger folgenden Anfang eines Liedes von Bissâti, in welchem er die Gefahr beschreibt, welche seinem Herzen von den hinreißenden und trunkenen Augen der Geliebten drohn:

Das Herz ist Glas, und deine Augen rennen
In jedem Winkel jetzt mit ihm umher;
Und trunken sind sie; mög' es nicht gescheh'n,
Daß sie im Rausch das arme Herz zerbrechen.

Dem Sultan gefielen diese Verse so sehr, daß er den Bissâti holen ließ, ihn lobte, und ihm dann tausend Goldstücke schenkte. Dewletschah meint, diese Bezahlung jener Verse sey für den Besitzer der Schätze Timurs noch zu geringe gewesen. Diese Nachrichten über den Bissâti findet man in dem Teskeret eschoara von Dewletschah, wo der Dichter in der sechsten Tabaka oder Ordnung steht; diese Tabakas sind chronologisch abgetheilt. In Hammers Geschichte der schönen Redekünste Persiens; Wien 1818 sind blos einige Verse des Dichters übersetzt. (*J. G. C. Kosegarten.*)

BUSSE, von dem Zeitwort Büssen abzuleiten, bedeutet im Allgemeinen so viel als Genugthuung für zugefügten Schaden oder für eine angethane Beleidigung, Strafe überhaupt; daher noch Geldbuße für Geldstrafe gesagt wird. So gebrauchte das Wort Luther Esr. 7, 26: Der soll sein Urtheil um der That willen haben — zur Buße am Gut, für עֲנָשׁ־נְכָסִין, bei den LXX. *ζημία τοῦ βίου*, in der Vulgata: condemnatio substantiae. Da man aber auch das Wort *μετάνοια* im Neuen Testament, welches die Vulgata durch poenitentia ausdrückt, durch Buße übersetzt hat, wie dies auch von Luther geschehen ist, so ist dadurch in dem meistens nur noch üblichen theologischen Sprachgebrauche dieses Worts, auch in der protestantischen Kirche viel Verwirrung und Irrthum veranlaßt worden. Das griechische Substantiv, so wie die Verba *μετανοεῖν* und *μεταμελεῖσθαι*, bezeichnen ursprünglich: etwas hinterher besser einsehn, und darnach seinen Sinn, seine Gesinnung ändern, gewöhnlich mit dem Nebenbegriff der Reue über die vorhergegangene Denk- und Handlungsweise verbunden. Im N. T. werden jene Ausdrücke am häufigsten zur Bezeichnung der durch das Christenthum gebotenen sittlich-religiösen Sinnesänderung und Besserung gebraucht, z. B. Matth. 3, 11. vgl. 3. Mark. 1, 4. Luk. 3, 3. 2 Tim. 2, 25. Mit dem Worte poenitentia verband man schon frühzeitig in der alten Kirche des Occidents den Begriff eines Strafens (punire), wie dann die Scholastiker, nach dem Vorgange früherer Kirchenschriftsteller, dies Wort durch poenaetenentia, i. e. vindicta de peccato a semet ipso expetita zu erklä-

---

p. 441. 417. edit. *Schweighaeus.* *Pollux* X, 5. 82. 35) Peintures de Vases grecs par *Millingen*. Rome 1813. Nro. XXVIII. Creuzers Abbildungen. Tafel XX.

*) Vgl. Journ. complém. du Diction. des sc. méd. T. V. Cah. 20.

ren suchten [1]). Insbesondere fand jener Gebrauch des Worts poenitentia Statt bei der Anwendung desselben auf die sogenannte Kirchenbuße, welcher die Lapsi oder die bei den Verfolgungen vom Christenthum Abgefallenen, so wie auch die wegen moralischer Vergehungen von der kirchlichen Gemeinschaft Ausgeschlossenen, sich zu unterwerfen hatten, wenn sie in jene wieder aufgenommen werden wollten. Sehr streng äußert sich schon Tertullian nach seinen montanistischen Grundsätzen über die Buße, durch welche allein der Mensch Gott Genugthuung oder Abbüßung leisten und bei Gott Straflosigkeit erlangen könne [2]), und zählt zu den Erfodernissen derselben vorzüglich Fasten, Weinen und Seufzen [3]). Auf ähnliche Weise erklärt sich Cyprian, besonders in seiner Schrift de Lapsis, wo er indeß die vor der Gemeinde zu leistende Büßung mit der Buße gegen Gott fast durchgehends vermischt; auch behauptet er, daß die Buße um desto heilsamer sey, je mehr man sich selbst dabei peinige. Augustin, der eben so dem Menschen desto eher Begnadigung verheißt, je weniger er sich selbst im Büßen verschone [4]), unterscheidet drei Arten der Buße. Die erste findet ihm zufolge bei der Taufe Statt, wo jeder Erwachsene sein voriges Leben zu bereuen hat. Die zweite dauert das ganze Leben hindurch fort; da der Mensch, auch bei Vermeidung gröberer, die Kirchengemeinschaft aufhebender Sünden, doch nicht von Unvollkommenheiten und Fehlern frei bleibt, für welche Almosen, Fasten und Gebete dargebracht werden müssen. Die dritte Art der Buße geschieht für solche Sünden, welche im Decalogus verboten sind. Nach Begehung solcher muß der Mensch sich des Abendmahls enthalten und zu den Schlüsseln der Kirche seine Zuflucht nehmen, damit er auf Erden gelöset, auch im Himmel los sey. Er muß sich dann von dem Priester die Art der Satisfaction vorschreiben lassen, und zwar so, daß er, wenn seine Sünde öffentlich Anstoß erregt hat, auch öffentlich Buße vor dem Volke zu thun bereit sey, wenn der Vorsteher der Kirche dies zum Besten derselben für nöthig hält [5]).

Wenn gleich die meisten ältern Kirchenlehrer darin übereinstimmen, daß Besserung Hauptsache und Kennzeichen der echten Buße sey, so halten sie dieselbe doch keinesweges für hinreichend zur Buße, sondern fodern noch mehr oder weniger besondere Genugthuungen. So wurde, außer der Wassertaufe, vornehmlich der sogenannten Bluttaufe oder dem Märtyrerthum eine große Kraft der Sündentilgung beigelegt, selbst schon vom Clemens Alex. [6]), eben so dem Almosengeben, welches schon in dem Briefe des Barnabas zu diesem Zwecke eingeschärft wird [7]). Außer jenen, so wie außer Fasten und Kasteiungen, empfiehlt Origenes insbesondere noch Versöhnlichkeit, das Bestreben Andere von Sünden zurückzubringen, Beweise der Liebe überhaupt und Zuflucht zu dem Priester [8]). Bei Cassianus [9]) werden außer der Taufe, dem Märtyrertode, als Mittel der Aussöhnung mit Gott, noch angegeben Liebe, weil sie die Menge der Sünden bedecke, Almosengeben, Bekentniß der Sünden, der reuige betrübte Zustand des Geistes und Leibes, die Besserung des Verhaltens, die Fürbitte der Heiligen, Barmherzigkeit und Glaube, die Bekehrung Anderer und die Vergebung der von ihnen empfangenen Beleidigungen.

Da die von der Kirchengemeinschaft Ausgeschlossenen, der gewöhnlichen Meinung zufolge, eben so in der Gewalt des Teufels sich befanden, als die Ungetauften, so mußten sie als poenitentes sich einer ähnlichen aber noch schwerern Prüfungszeit unterwerfen, wie die Catechumenen, ehe man sie wieder aufnahm. Die dabei Statt findenden vier sogenannten gradus oder stationes poenitentiae waren *πρόσκλαυσις* (fletus), *ἀκρόασις* (auditio), *ὑπόπτωσις* (substratio) und *σύστασις* (consistentia). Nach dem 11ten, wahrscheinlich erst später hinzugesetzten unechten [10]) Canon der Epistola canonica des Gregorius Thaumaturgus (um das Jahr 262) bestanden sie in folgenden: *Fletus* est extra portam Oratorii, ubi peccatorem stantem oportet fideles ingredientes orare ut pro se precentur. *Auditio* est intra portam in Narthece [11]) ubi oportet eum, qui peccavit, stare usque ad Catechumenos et illinc egredi. — *Substratio* autem est, ut intra portam templi stans cum Catechumenis egrediatur. *Consistentia* est, ut cum fidelibus consistat, et cum Catechumenis non egrediatur; postremo est participatio sacramentorum. Die Zeit der Buße dauerte gewöhnlich mehre Jahre, zuweilen bis zum Tode, ja bei manchen Vergehungen wurde die Aussöhnung mit der Kirche für immer versagt [12]).

Schon früher hatte man folgende drei Theile der poenitentia oder Buße bei den lapsis unterschieden: 1. contritio cordis Zerknirschung des Herzens, oder Reue verbunden mit agnitio peccati; 2. confessio oris ein Bekentniß der Sünde, welches der Gemeinde, her-

1) (*Augustin.*) de vera et falsa poenit. c. 19. Poenitere est poenam tenere, ut semper puniat in se ulciscendo, quod commisit peccando. *Aug.* Ep. 153. §. 6. *Isidor. Hispalens.* Originum l. IV. appellata est quasi punientia eo, quod homo in se puniat, quod male admisit. *Petr. Lombard.* l. IV. distinct. 14. u. A. 2) De poenitentia. c. 4—6. Hoc pretio Dominus veniam addicere instituit, hac compensatione redimendam proponit impunitatem. — Temporali afflictione aeterna supplicia non dicam frustratur, sed exstinguit. De pudicitia. c. 13. 3) De poenit. c. 9. Exomologesis, qua delictum domino nostrum confitemur non quidem ut ignaro, sed quatenus satisfactio confessione disponitur, confessione poenitentia noscitur, poenitentia deus mitigatur. — Exomologesis: sacco et cineri incubare, corpus sordibus obscurare, animum moeroribus deiicere, illa quae peccavit, tristi tractatione mutare — ieiuniis preces alere, ingemiscere, lacrymari et mugire dies noctesque ad dominum deum tuum etc. 4) Ep. 153. 5) Orat. 351. Ep. 265. §. 7. 8. Vgl. *Ambrosius* de poenitentia l. I. c. 7, 16. *Jo. Morinus* Commentarius histor. de disciplina in administratione sacramenti poenitentiae. Antv. 1682. fol. p. 180.

6) Strom. l. IV. p. 596. 7) Cap. 19. 8) In levit. Homil. II. Opp. T. 2. p. 190. 191. Münscher Dogmengesch. II. Bd. 2 A. S. 281 f. 9) Collationes Patrum in Scethica eremo commorantium. c. XX. Schröckh Kirchengeschichte. Bd. VIII. S. 466. 10) *Jo. Morin.* Comment. hist. de disciplina in administ. sacr. poenit. l. VI. c. 1. p. 355 ss. Vgl. *Bingham* Origines s. antiquitates ecclesiast. V. VIII. Hal. 1729. p. 108 f. 11) Seit dem sechsten Jahrhundert nannte man *νάρθηξ* die äußerste Abtheilung der Kirchen, in welcher die Catechumenen und Büßenden sich aufhalten mußten. S. Morin a. a. O. S. 357. 12) *Cyprian.* Ep. 52. Concil. Illiberitan. (a. 305). *Harduin* Acta Concil. T. I. p. 247 ss. Schröckh Kirchengeschichte V. S. 61 f.

nach blos dem Priester, abgelegt wurde; und 3. satisfactio operis die Übernehmung gewisser Büßungen und Strafen, welche den Gefallenen von Seiten der Kirche auferlegt wurden, ehe sie in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen werden konnten. Diese trug man auch auf die sittliche Besserung über, besonders nachdem die Buße zuerst von Otto, Bischof von Bamberg (um das Jahr 1124) und mit noch mehrerm Erfolg bald darauf von Petrus Lombardus unter die Zahl der sieben Sacramente aufgenommen war[13]. Die confessio oris wurde in die Ohrenbeichte verwandelt (s. d. Art. Beichte) und nur für die Sünden Vergebung bei Gott verheißen, die man im Beichtstuhl bekenne. Aus der satisfactio operis aber ging die Meinung hervor, daß die kirchlichen Strafen (poenae canonicae) zur Vergebung der Sünde nothwendig seyn und daß nur durch sie die Rechtfertigung des Sünders vor Gott erlangt werden könne, ja daß sie selbst Erlassung der ewigen Strafen zu bewirken vermöchten. Schon seit dem sechsten Jahrhunderte kamen sogenannte libelli poenitentiales oder Bußbücher auf, in welchen den Geistlichen Anleitung zu einer geschickten Behandlung der Büßenden gegeben wurde, wie sie die Sünden nach ihren verschiedenen Gattungen und Stufen der Strafbarkeit und andern Umständen, jede mit angemessener Strafe belegen sollten. Die erste, wenigstens in ihren Grundzügen als echt zu betrachtende[14]) Anweisung dieser Art aus der griechischen Kirche wird von dem Patriarchen zu Konstantinopel Johann dem Faster (νηστευτής) abgeleitet, der 595 starb, die erste in der abendländischen Kirche von einem gewissen Theodorus, der als ein griechischer Mönch aus Cilicien nach langem Aufenthalte zu Rom, Bischof von Canterbury wurde und 690 starb[15]).

Unter den Scholastikern hat sich zuerst Thomas von Aquinum, mit Anführung der Meinungen der Kirche, über das Sacrament der Buße und dessen Theile sehr ausführlich verbreitet[16]). Die Buße erklärt er deshalb für ein besonderes Sacrament, weil der Sünder dadurch zu erkennen gebe, daß er von der Sünde abtrete, der Priester aber, daß die Vergebung der Sünden Gottes Werk sey, und weil alles, was der Priester bei der Buße zu verrichten habe, von Christo verordnet sey. Die innere Buße über die Sünde soll zwar bis an das Ende des Lebens fortdauern; aber die äußerliche nach der Beschaffenheit und dem Maße der gebeichteten Sünde nur eine gewisse bestimte Zeit. Es gibt keine Sünde, welche nicht durch die Buße weggenommen werden könnte; aber ohne Buße findet keine Vergebung der Sünden Statt. Durch die Buße wird zwar die ewige Strafe derselben, aber nicht zugleich jede irdische und zeitliche erlassen. Die Contrition oder Zerknirschung wird dargestellt als ein Schmerz über die Sünde, der mit dem Vorsatze verbunden ist, sie zu beichten und dafür genug zu thun. Von jener wird unterschieden die Attrition, als eine jede Art von Schmerz über die Sünde überhaupt, die nicht aus Liebe zu Gott herrührt[17]). Die Beichte ist zur Seligkeit nothwendig und kann auch von dem Priester nicht erlassen werden, weil sie göttlichen Rechts ist. Doch sind auch durch ein positives Gesetz der Kirche alle Gläubigen verpflichtet, im Jahr wenigstens ein Mal ein Bekentniß ihrer Sünden abzulegen. Der Priester muß alle ihm gebeichteten Sünden verschweigen; denn er nimt die äußere Beichte, als ein Zeichen des innern Bekentnisses der Sünden an Gott an dessen Stelle an. Da indeß der Sünder machen kann, daß der Priester, als Mensch, etwas wisse, was er sonst durch seine Beichte blos als Gott wissen konnte; wenn er ihm z. B. die Erlaubniß ertheilt, das, was er gebeichtet hatte, zu offenbaren; da der Priester ferner das ihm im Beichtstuhl Anvertraute vorher oder nachher auch auf andere Weise in Erfahrung bringen kann, als durch die Beichte; so bricht er in diesem Falle das Beichtsiegel nicht, wenn er nothgedrungen das Anvertraute offenbart; doch muß er sich auf eine solche Weise dabei benehmen, daß aller Verdacht einer Verletzung des Beichtsiegels von seiner Seite dabei vermieden wird, und er muß zu erkennen geben, daß er das ihm Anvertraute als Mensch, und nicht als Gott, wußte und weiß. Die Genugthuung geschieht durch gute Werke, die als Strafen angesehen werden können (opera poenalia), weil sie eine Erstattung desjenigen seyn sollen, was Gott durch die Sünden, deren der Mensch sich schuldig gemacht hat, entzogen worden ist. Diese und ähnliche Bestimmungen des Thomas Aquinas, so wie anderer scholastischen Theologen, sind als Glaubenslehren der katholischen Kirche größtentheils auch durch das tridentische Concilium aufs neue bestätigt worden[18]).

Ob gleich in der Apologie der augsburgischen Confession[19]), bei Verwerfung der sieben Sacramente, Taufe, Abendmahl und Absolution, oder das Sacrament der Buße, als wirkliche Sacramente namhaft gemacht werden, auch Luther anfangs in seiner Schrift von dem babylonischen Gefängniß noch drei Sacramente angenommen hatte, so sind doch nachher mehr stillschweigend, als öffentlich, nur die beiden ersten als Sacramente in der protestantischen Kirche überhaupt anerkannt worden, wie dies dem neutestamentlichen Lehrbegriff und andern Bestimmungen der symbolischen Bücher allein entspricht. Denn Buße[20]) ist jenem zufolge keine Cärimo-

13) Sententiar. l. IV. dist. 1. ss. 14) *Jo. Morin* de administrat. sacram. poenit. Append. codicum mss. poenitentialium descriptio. — Ed. Antv. p. 76 ss. Schröckh Kirchengeschichte. XVII. S. 57 f. 15) *Jo. Morin* de administr. p. 441. Schröckh. XX. S. 146 f. 16) Commentar in Lombard. sentt. l. IV. distinct. 14 ss. Summa theol. P. III. quaest. 84 ss. Supplement. ad tert. part. quaest. 1 ss. Cramer Fortsetzung von Bossuet. Bd. VII. S. 735 f.

17) Die in der katholischen Kirche seitdem geführten und auch durch das tridentinische Concilium nicht zur Entscheidung gebrachten Streitigkeiten über attritio und contritio erzählt Cotta zu Gerhard loc. theol. V. VI. p. 344 fg. 18) Sess. XIV. can. 3. 4. Catechism. Roman. P. II. cap. 5. 19) Artic. VII. p. 200 der Rechenbergischen Ausg. Vere igitur sunt sacramenta: baptismus, coena domini, absolutio, quae est sacramentum poenitentiae. Nam hi ritus habent mandatum Dei et promissionem gratiae. 20) Der Ausdruck Buße (poenitentia) wird in den symbolischen Büchern zuweilen mit Bekehrung (conversio) verwechselt. Die Apologie Art. V. gebraucht beide Ausdrücke als gleichbedeutend; Luther im Catech. mai. de bapt. das Wort poenitentia von der gesamten Bekehrung, oder der ganzen sittlich-religiösen Umwandlung des Menschen. Die Concordienformel nimt poenitentia auch für gleichbedeutend mit contritio z. B.

nie, und Beichte und Absolution kein Gebot Christi. Wenn man letzteres dessen ungeachtet aus Matth. 16, 19. und Joh. 20, 22 f. hat beweisen wollen, so ist dabei übersehn, daß in jener Stelle blos vom Petrus, in dieser blos von den Aposteln geredet wird. Auch hat Luther im großen Catechismus bestimt nur Taufe und Abendmahl für Sacramente erklärt, die Buße dagegen als solches verworfen, weil es nichts anders sey, als eine Erneuerung der Taufe [21]).

Beide Lehrbegriffe, der katholische, mit welchem der griechische meistens übereinstimt, und der protestantische, stehen demnach in folgendem Verhältnisse zu einander: sie treffen darin überein, daß der Sünder Reue empfinden müsse über die von ihm begangenen Sünden, wenn er der Vergebung derselben durch Christum theilhaftig werden wolle, weichen aber darin von einander ab, 1. daß nach protestantischem Lehrbegriff die Reue (contritio) als vom heil. Geiste allein gewirkt, nach katholischem als unter Mitwirkung des Menschen hervorgebracht dargestellt wird (s. den Art. Gnadenwirkungen); 2. daß nach jenem die Buße als etwas blos Inneres, das äußere Sündenbekentniß dagegen als nicht wesentlich angesehn wird, Katholiken und Griechen dagegen gerade das äußere Bekentniß (confessio oris) für einen Hauptbestandtheil der Buße halten. 3. Nach protestantischem Lehrbegriff erlangt der reuige und gläubige (bußfertige) Sünder die Vergebung der Sünden um Christi willen vollständig und ohne eigenes Verdienst (s. den Art. Rechtfertigung); der katholische fodert dagegen unerläßlich eigene Werke der Genugthuung (satisfactio operis, satisfactiones canonicae) zur Tilgung zeitlicher und ewiger Sündenstrafen, insbesondere der Strafen des Fegefeuers, und setzt darin den dritten Haupt-Bestandtheil der Buße, während nach jenem nur Reue und Glaube Theile der Buße sind [22]). 4. Katholiken und Griechen betrachten die Buße nach der von ihnen angenommenen Erklärung als Sacrament, welches die Protestanten verwerfen [23]).

Da die Lehre von der Buße nach dem katholischen Lehrbegriff genau zusammenhängt mit den Lehren vom Fegefeuer und vom Ablaß, so sind die Art. Fegefeuer und Indulgenzen hiebei zu vergleichen. (*Wegscheider.*)

BUSSEN, ein berühmter Berg im Donaukreise des Königreichs Würtemberg, Oberamts Riedlingen, mit den Ruinen einer in 2 Theile getheilten Burg und mit der Pfarrkirche des an dem Berge liegenden Dorfes Ofingen. Der Berg ist weder steil noch hoch; da er aber ganz frei in dem flachen Lande von Oberschwaben, und mittelst seiner, an sich schon hohen Lage doch 2364 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt: so gewährt er eine herrliche Aussicht, welche rund um über das Land weit und breit sich erstreckt und bis an die Schneegebirge der Alpen geht. Historisch ist der Berg merkwürdig, weil schon der Schwager K. Karls des Großen, Graf Gerold, hier seinen Sitz hatte, der deswegen zuweilen auch der Graf vom Bussen heißt. Die Kirche wurde schon i. J. 805 von den Grafen Cadaloch und Wago dem Kloster St. Gallen geschenkt. Die mit der Burg verbundenen Besitzungen führten bis auf die neueste Zeit den Namen der Herrschaft Bussen. Wegen des Besitzes der Burg befehdeten sich im 16. Jahrhundert 3 Brüder, Grafen Truchseß; zerstört wurde sie von den Schweden im 30jährigen Kriege. (*Memminger.*)

BUSSETO, kleine Stadt am Ongina, im Herzogthum Parma, 1 St. vom Po, mit 3000 Einw., hat außer der Kollegiatkirche noch 2 Pfarrkirchen und 4 Klöster. (*Röder.*)

BUSSÎRI, ein arabischer Dichter im 7. Jahrh. der Hedschra, oder 13. Jahrh. der christl. Zeitrechnung, aus dem afrikanischen Stamme Sanhâdsche, vom Geschlechte Benu habnum. Seine Familie soll ursprünglich die Stadt Kalat hammad oder Kalat beni hammad im nördlichen Afrika bewohnt haben. Er selbst ward in Oberägypten geboren, in der Provinz Behnesa, im Flecken Behesschim, im J. d. H. 608. J. Chr. 1211, und erzogen in der benachbarten Ortschaft Dellâs. Sein vollständiger Name ist Scheref eddin abu abdalla mohammed ben said ben hammad. Er führt den Beinamen El bussiri, oder der Bussiride, unter welchem er am bekanntesten ist, weil seine Mutter aus Abussir war, oder Bussir kurides, einer anderen Ortschaft der Provinz Behnesa; ferner führt er den Beinamen Eddellâssi, oder der Delhasside, weil sein Vater aus dem schon erwähnten Orte Dellâs war; endlich nannte er sich auch Eddellassiri, welcher Beiname aus den Namen der Geburtsörter seiner beiden Ältern gebildet ist. Bussiri erwarb sich großen Ruhm durch Lobgesänge auf den Propheten der Moslemen, von welchen vorzüglich einer, unter dem Namen El borde, d. i. das Gewand, in allen moslemischen Ländern hoch verehrt wird. Er enthält 170 Doppelverse oder Beit, und ist in der That in einer reichen und erhabenen Sprache abgefaßt. Er begint mit einer Schilderung glühender Liebe; wir übersetzen die ersten Verse also:

1. Strömt aus Sehnsucht nach Dsi selems Theuren
   Deine Thräne nun gemengt mit Blut?
2. Weht der Wind von Kadimas Gefilden?
   Flamt der Blitz durch Nacht von Idam auf?
3. Warum weint dein Auge, sprichst du: ruhe!
   Warum klopft dein Herz dir, sprichst du: raste!

Solid. declar. p. 711. 816. Diese Unbestimtheit des Sprachgebrauchs ist auch in die Lehrbücher der spätern Theologen übergegangen. Vgl. Bretschneider Entwickl. der dogmatischen Begriffe. 2. Ausg. Leipz. 1819. S. 669 f. Über Bekehrung s. den Art. Heilsordnung. 21) Cat. mai. P. IV. de baptismo. p. 549. — clare vides, baptismum aeque et virtute et significatione sua tertium quoque sacram. comprehendere, quo poenitentiam appellare consueverunt, quae proprie nihil aliud est, quam baptismus, aut ejus exercitium. 22) Da im 12. Art. der augsb. Confession, außer contritio und fides, als Theile der poenitentia, noch bona opera als fructus poenitentiae, erwähnt sind, so haben mehre lutherische Theologen, wozu auch schon Melanchthon in der Apologie geneigt war, das gebesserte Leben oder den neuen Gehorsam mit zur Buße gezählt, worauf insbesondere Spener und die sogenannten Pietisten drangen. Vergl. Bretschneider Handbuch der Dogmatik. Bd. II. 2. A. S. 535. Der Begriff der μετάνοια umfaßt allerdings auch jene Eigenschaft. 23) Die hieher gehörenden Beweisstellen aus den symbolischen Schriften der katholischen, griechischen und protestantischen Kirche sind gesammelt in Winer's comparativer Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenparteien. Leipz. 1824. Art. 17. S. 83 f.

4. Kann die Lieb' der Liebende verhehlen,
Wenn die Zähre rinnt, und glüht das Herz?
5. Wär's nicht Liebe, würdest du nicht weinen
Über Trümmer, denkend Hain und Hügel;
6. Magst du Liebe läugnen, wenn als Zeugen
Thräne dich und Blässe laut verrathen?

Der Dichter preiset nachher die Tugenden und die Thaten Mohammeds mit freilich sehr hyperbolischen Ausdrükken. Über die Entstehung und erste Verbreitung des Gedichtes wird Folgendes erzählt. Der Verfasser war von einer schweren Krankheit befallen, welche einen Theil seiner Glieder lähmte; er flehte zu Gott um Genesung, und bat den Propheten um seine Fürsprache bei Gott. Darauf verfertigte er unter den Schmerzen der Krankheit den Lobgesang, recitirte ihn, als er vollendet worden, in einer Freitagsnacht, und bat Gott wieder um Erhörung. Da schenkte dieser ihm Gnade, und machte ihn gesund. Einige setzen hinzu, der Dichter habe im Traume gesehen, wie der Prophet ein Gewand auf seine gelähmten Glieder werfe, und beim Erwachen habe er sich genesen gefunden. Als er am folgenden Morgen auf den Markt ging, trat ein frommer Mann zu ihm, und verlangte von ihm, zu seinem Erstaunen, das neue Lobgedicht auf den Propheten, dessen Anfang er zugleich hersagte. Bussiri theilte ihm eine Abschrift davon mit, und nun verbreitete sich der Ruf desselben schnell. Bohaeddin ben hannah, der Wesir des damaligen Sultans von Ägypten El melik eddâher bibars, gelobte, daß er das Gedicht nie anders als stehend und mit entblößtem Haupte recitiren wolle. Sein Geheimschreiber Saad eddîn el fareki ward von einer heftigen Augenkrankheit befallen, so daß er in Gefahr stand zu erblinden. Da sah er im Traume den Propheten, welcher zu ihm sprach: Gehe zum Wesir, bitte dir von ihm die Borde aus, und lege sie auf deine Augen. Der Geheimschreiber folgte diesem Befehl; der Wesir sprach: Ich habe keine andere Borde, als diese, und gab ihm das Gedicht. Unter El borde versteht man nämlich sonst ein Gewand Mohammeds, welches als Reliquie verehrt wird. Der Geheimschreiber recitirte das Gedicht, und genaß. Daher wird demselben überhaupt die Kraft zugeschrieben, einem nach Lesung desselben verrichteten Gebete Erhörung zu verschaffen; den Namen El borde hat das Gedicht wahrscheinlich nach einem älteren, welches ähnlichen Inhaltes ist, erhalten. El borde bezeichnet eigentlich Zeug von gestreifter Farbe, und einen Mantel von solchem Zeug. Ein Zeitgenosse Mohammeds, der Dichter Kaab ben soheir, war anfangs ein Feind des Propheten, und von diesem für vogelfrei erklärt worden. Hierauf begab er sich zu Mohammed, und recitirte diesem einen auf ihn gedichteten Lobgesang, welcher nach den Anfangsworten Banat soad, d. i. Soad schied, genant wird. Mohammed schenkte dem Dichter dafür seinen Mantel El borde, der seitdem sorgfältig aufbewahrt worden ist, und sich noch jetzt im Schatze der osmanischen Sultane befindet. Kaabs Gedicht ward nach jenem Mantel auch El borde genant, und Bussiri's jenem ähnliche Gedicht gleichfalls. Die Borde des Bussiri führt auch den Titel: El kewâkeb eddurrijje, d. i. die funkelnden Sterne. Es ist in das Persische und in das Türkische übersetzt worden, und hat auch zahlreiche Commentare in arabischer und persischer Sprache erhalten. Der arabische Text ist mit einer lateinischen Übersetzung ziemlich unvollkommen durch Uri herausgegeben, in der Schrift: **Carmen mysticum Borda dictum Abi Abdallae M. B. S. Busiridae Aegyptii e codice manuscripto B. L. B. latine conversum etc.; paravit et edidit Joh. Uri. Lugdun. Batav. 1761. 4.** Der Text ist ohne Vokale gedruckt, und die Übersetzung öfter unrichtig. Eine teutsche Übersetzung hat Hammer geliefert in seinem Werke: Konstantinopel und der Bosporus. Wien 1822. Eine neue Ausgabe des Textes mit teutscher Übersetzung ist erschienen unter dem Titel: funkelnde Wandelsterne zum Lobe des besten der Geschöpfe, ein arabisches, insgemein unter dem Namen: Gedicht Burde, bekanntes Gedicht von Scheich Ebn abdullah Mohammed Ben Ssaid 2c. genant Bussiri. Übersetzt und durch Anmerkungen erläutert v. V. Edlem von Rosenzweig; mit Original zur Seite. Wien, 1824. Eine kritische Ausgabe mit arabischen und persischen Scholien, und der persischen und türkischen Übersetzung begleitet, fehlt noch. Handschriften des Gedichtes finden sich in den meisten Samlungen arabischer Handschriften, z. B. in Paris, Oxford, Leyden, Wien, Gotha, Hamburg. Der Verfasser starb nach der Angabe des arabischen Geschichtschreibers Sojûti im J. d. H. 695. J. C. 1294; nach der Angabe des Abul mohasen im J. d. H. 696 oder 697. J. C. 1296. (*J. G. H. Kosegarten.*)

BUSSOLINO, kleine Stadt in der piemontesischen Prov. Susa, am Berge Faussemagne, bei welcher der berühmte grüne Marmor, Verde de Susa, gebrochen wird, mit 1500 Einw. (*Wilh. Müller.*)

BUSSOVACZA, Marktflecken im osmanischen Ejalet Bosna, Sandschak Travnik, am Abhange des Vranjagebirgs, mit einer Bergfestung. (*Stein.*)

BUSSY, 1) mit dem Beinamen le grand, Marktfl. in dem Distr. Semur des franzöf. Dep. Côte d'or mit 190 Häus. und 990 Einw. Hier stand sonst das alte Schloß Bussy Rabutin. — 2) Eiland an der Küste von Senegambia und nur durch den Balantestrom oder Kanal von dem Festlande und Bissao getrent. Es hat Überfluß an Durra, Rindvieh, Federvieh und Wachs und wird von Papels bewohnt. (*Hassel.*)

Bussy-Rabutin, s. **Rabutin.**

BUSTAR, ein Distr. in der britischen Prov. Gundwana, zur Präsid. Bengalen gehörig. Er wird von dem Godavery und der Baum Ganga bewässert, hat Hindus, in den Gebirgen Goands zu Bewohnern, und ist unter die Zemindare von Bustar, Jyapur und Polunshat vertheilt. Der Hauptort Bustar liegt unter 19° 31′ Br. u. 100° 2′ L. am Godavery, und treibt Handel mit Reiß und Baumwolle. (*Hassel.*)

BUSTARD, eine weite Bai auf der Ostküste des Australlandes unter 24° 4′ S. Br., die ihren Namen von dem Erdumsegler Cooke erhalten hat und Sicherheit für die größten Schiffe gewährt, auch frisches Wasser liefert, aber doch nicht so angenehme Umgebungen, wie die Botanybai, hat. (*Hassel.*)

BUSTROPHEDON (Βουστροφηδόν) ochsenwendig, hat man diejenige Art zu schreiben genant, bei welcher der Schreibende nach Art der Ochsen beim Furchen-

ziehen verfährt, abwechselnd die Zeilen von der Linken zur Rechten und von der Rechten zur Linken schreibt. Bei den ältesten Griechen findet sich diese Art zu schreiben auf Münzen und Denkmalen, z. B. dem von Chishull entdeckten Sigäischen. Solons Gesetze waren auf diese Art in Tafeln eingegraben. Ob diese Art zu schreiben ursprünglich phönizisch oder griechisch gewesen sey, ist nicht entschieden. (*H.*)

Busudschmir, s. Pilpai.

BUSULUK (52° 40′ der Br.), eine neue befestigte Kreisstadt in der russ. Statthalterschaft Orenburg, unweit des gleichnamigen Flusses, der in die Samara geht. Sie ward 1736 von dem Statsrath Kirillow angelegt, welcher Uralsche Kosaken dahin berief und einige Ufasche Einwohner hier ansiedeln ließ. Sie hat 200 Häuser, 2 Kirchen und gegen 900 Einwohner, welche Kosaken und Tataren sind. Die Befestigung besteht in einem Wall und Graben mit Palisaden und einigen Batterien mit Kanonen. — Ein Fluß dieses Namens entspringt im Lande der donischen Kosaken in einer Steppe, ungefähr 4½ M. von der Staniza (Dorfe) Filinowskaja, fließt von Nordost nach Südwest und fällt 1½ M. von Alexewskaja in den Choper. Er ist 4—5 Fuß tief und an manchen Stellen 80—100 Schritte breit. Seine Ufer sind sandig und zu beiden Seiten mit Thälern umgeben, wo guter Wiesewachs und vortreffliche Eichen sind. (*J. Ch. Petri.*)

Busurja, s. Pilpai.

Buswagan, s. Calamianen.

BUTAN oder **TANGUSTAN**, ein asiatischer Stat, zwischen 106° 10′ bis 112° 50′ L. und 26° 40′ bis 29° 5′ nördl. Br. belegen, der im N. und NO. an Tibet, im SO. und S. an Assam, im SW. an Bengalen, im W. an Sikkim stößt. Der Flächeninhalt beträgt etwa 3018 □Meilen; nach Hamilton ist es von W. nach O. 50 Meilen lang, von S. nach N. 18 breit. Sein Name originirt wahrscheinlich von seinen Urbewohnern, den Bhutias, die von jeher die Umgebungen des Himmalih zu ihren Wohnsitzen gemacht haben; es bildet auch nur eine Terrasse dieses hohen Gebirgs, von dem es sich allmälig nach S. in das indische Flachland herabsenkt, aber doch in seinen Thälern noch immer 3000 bis 4000 Fuß über dem Meere belegen ist. Seine nördl. Gränzen umzieht der Himmalih, der hier Rimola heißt, den 26,000 Fuß hohen Chamalari trägt und am äußersten Ende des Stats da, wo die Bramaputra ihre räthselhafte, noch nicht erforschte Wendung macht, sein Ende zu erreichen scheint; die südlichen Gränzen machen die rauhen und unwegsamen Gebirge Duleh und Landa, die indeß gegen den Himmalih nur als unbedeutende Vorberge erscheinen; nur ein einziger Handelsweg, der Paß Dullunghe Ullar, führt über diese Berge nach Assam. Zwischen beiden breitet sich Butan aus, noch ein wahres Gebirgsland, nur im W., wo die Tistah es von Sikkim trennet und große Moräste es von Bengalen scheiden, tiefer abfallend. Kein großer Fluß durchströmt seine Thäler; alle scheinen entweder der Bramaputra ihr Wasser zu zollen, oder sich in Seen und unterirdische Berggründe zu verlieren. Der vornehmste der Flüsse des Landes ist der Tehintschicu in der Mitte; im O. fließt die Lopra Katscha. Das Klima ist gemäßigt und lange so rauh nicht, als auf der Hochebene von Tibet; die Agrume und andre Südfrüchte gedeihen noch. Heftige Winde reinigen zu Zeiten die Luft, aber auch Typhone sind nicht selten, eben so Erdbeben. Das Land erzeugt nicht allein so vielen Weizen, Gerste, Hirse und in seinen westlichen Theilen Reis, als es bedarf, sondern kann auch noch etwas davon an Tibet abgeben; eine demselben eigenthümliche Feldfrucht ist eine Art von Polygonum mit dreieckigen Körnern. Im W. werden Baumwolle, Indigo und Tabak gezogen; die Alpenthäler haben nicht allein eine reiche Flora, und bringen mehre Südfrüchte, doch weit später als in Bengalen zur Reife: die Mango liefert erst im August ihre Frucht, wenn sie in Bengalen schon im Mai abgenommen ist. Man hat vielerlei Beeren, einen Baum Deah, woraus die Butaner Papier verfertigen, eine große Menge der verschiedenartigsten Forstbäume und mancherlei Arzneikräuter. Wilde Thiere sieht man außer Affen wenig; von Hausthieren hält man das tangutische Pferd, den Yak oder Büffel mit dem Pferdeschweife, andres Rindvieh, feinwollige Schafe, Schweine, Hühner und Bienen. Die Milchwirthschaft ist in diesem Lande von großer Wichtigkeit, da Milch und Butter die Hauptnahrung der Einw. ausmacht. Daß in Butan gewiß mancherlei Metalle und brauchbare Mineralien anzutreffen sind, läßt sich vermuthen, indeß weiß man blos, daß die Butaner Eisen hervorziehn und bearbeiten. Von ihren Kunstfertigkeiten ist uns überhaupt wenig bekant, indeß scheinen sie sich doch das Meiste, was sie brauchen, selbst zu verfertigen, und die seidnen Tücher oder Pelongs, womit die Vornehmen sich beschenken, beweisen es, daß sie in der Seidenweberei es ziemlich weit gebracht haben; auch schmieden sie sich ihre Götter aus Erzen, machen Papier aus der Rinde des Baums Deah u. s. w. Was aus Butan in den Handel komt, besteht in Reiß und Korn, das sie nach Tibet führen, in Ochsenschweifen, Tangutpferden, feiner Wolle, Honig und Wachs, wofür sie in Bengalen und Assam Abnehmer finden. Doch schätzt Hamilton den Werth alles dessen, was die Butanische Kierwane jährlich nach dem bengalischen Handelsplatze Mangulhat bringt, nur auf 30,000 Rupien, worunter auch Thee und andre Schinawaren stecken. Überhaupt scheint das Land höchst arm zu seyn; die kursirenden Münzen, die die Reisenden darin sahen, kamen aus Bengalen, und gemeinhin findet nur Tauschhandel Statt. Das Land soll vortrefflich angebauet und weit besser bevölkert seyn, als Tibet; doch kann die Masse von Bergen, womit es bedeckt ist, bei den wenigen Thälern, die sich zwischen diese eindrängen, wol keine große Volksmenge ernähren, die vielleicht nicht viel 1½ Mill. übersteigen dürfte. Die Butaner sind von tibetanischer, mithin mongolischer Abstammung, und wol mit den Bhutias ein und das nämliche Volk, obgleich der heutige Butaner gegen den Bhutia in einem ähnlichen Abstande stehen mag, wie der Malaie gegen den Harafaren. Es ist eine kraftvolle Nation von wahrer Athletenform, indem die meisten Männer über 6 Fuß aufgeschossen sind, und bei einer einfachen Lebensart den größten Anstrengungen gewachsen, ob sie gleich nichts weniger als ein kriegerisches Volk ausmachen. Ihre Sprache ist ein Dialekt der tibetanischen, ihre Religion der Lamaismus, an dessen Spitze

hier der Dharma Lama steht, der dritte der Großlamas, in dessen Körper ebenfalls ein großer Geist oder ein Gott wohnt, der, wie der des Dalai und Bogdolama, sich bei seinem Tode immer von neuem einen andern Körper wählt. Er ist das Haupt der Ulan, Sallatá oder Rothquäste, einer Sekte der Lamaiten, die sich über Butan verbreitet hat, und erkent übrigens in geistlichen Dingen das Supremat des Dalai Lama an. Außer ihm gibt es aber noch 2 andre Großlamas in Butan, den Lama Rimbochai und Lama Ghassatu, die aber dem Dharma Lama untergeordnet sind. Die Zahl der Geistlichen oder Gylongs, alle geistliche Müßiggänger, die sich blos den Andachtsübungen widmen, keine Art von Arbeit vornehmen und zum Theil in Klöstern und Klausen leben, ist ungemein groß; jede Familie, die 4 Knaben enthält, muß einen davon dem geistlichen Stande widmen, aber außerdem wählen viele andere diesen Stand, und da auch in Butan die Polyandrie herrschend ist, so ist dies wol das vornehmste Hinderniß einer stärkern Volksmenge, die vielleicht auch deshalb eingeführt ist, um einer Übervölkerung in diesem Alpenlande vorzubeugen. Die Gylongs oder Geistlichen sind die Herren des Landes, die Laien die Knechte; in den Händen der erstern befinden sich alle Statsämter, der öffentliche Unterricht, und sie erhalten auch eine sorgfältigere Bildung, als die Laien, die die Handwerker und Landleute ausmachen. Der Dharma Lama ist nicht allein der Hohepriester, er ist auch der Regent des Volks und herrscht im Lande völlig unumschränkt. Da er indeß sich blos mit geistlichen Dingen abgibt, so hat er die Regirungsgeschäfte dem Daeb Raja, ebenfalls einem Gylong, übertragen, der sein Stellvertreter auf Erden ist, und 3 Minister zur Seite hat: den Tasse Zumpum, den Zundonier oder Schatzmeister und Oberfeldherrn, und dem Zempi oder Zeremonienmeister. Die übrigen Civilbeamten werden Zienkabs genant. Das Land zerfällt in Provinzen, die von Subhahs verwaltet werden. Der schinesische Kaiser gerirt sich als obersten Schutzherrn, hält aber im Lande weder einen Tazin oder Vicekönig, noch eine Garnison, wie in Tibet, und seine Schutzherrlichkeit mag daher wol nur dem Namen nach bestehen, auch scheint die Regirung wenig sich dadurch zu binden, wie ihre Handelsverträge, die sie mit der britisch-ostindischen Gesellschaft abgeschlossen hat, darthun. Ein stehendes Heer wird, mit Ausnahme der geringen Garnisonen, die die Festungen und Engpässe bewachen, nicht gehalten; bei einem Kriege müssen sich alle männliche Einwohner bewaffnen. Gewehre führen sie nicht, wol aber sind Doppelhaken bei Belagerungen im Gebrauche. Der Dharma Raja residirt zu Wandipur, aber die Hauptstädte des Landes scheinen doch Tassisudon und Punakha, wo der Daeb Raja dort im Sommer, hier im Winter Hof hält, zu seyn (nach Turner und Hamilton). (*Hassel.*)

BUTE, 1) Grafschaft des südlichen Scotland, welche aus den im Clyde Frith belegnen Eilanden Bute, Arran, Inch Marnock und den beiden Cambraes besteht, zusammen 10,44 □Meilen, 1821 mit 2855 Familien und 13,979 Einw., wovon 6474 männlichen und 7223 weiblichen Geschlechts; 1811 waren 1214 Familien mit der Landwirthschaft, 513 mit dem Handel und Kunstfleiße, 374 auf andre Art beschäftigt. — 2) Eiland in der gleichn. Grafsch. zwischen 12° 21′ bis 12° 35′ östl. L. und 55° 43′ bis 55° 54′ nördl. Br., nur 2¼ □Meil. mit 5824 Einw. in 2 Kirchspielen. Die nördliche Seite des vom Clyde Frith umgebnen Eilandes ist gebirgig und felsig, die Mitte wechselt mit Hügeln und Thälern, die Südseite zeigt eine niedrige Sandfläche Langol-chorid, auf welcher die Trümmer eines alten Druidentempels liegen. Der kleiige, lehmige oder sandige Boden wird von Bächen und Quellen hinreichend bewässert, auch fanden sich verschiedene fischreiche Weiher, wovon der größeste 150 Akres im Spiegel hält. Der höchste Berg erhebt sich nicht über 720 Fuß. Das Klima ist mild und gesund, aber äußerst feucht, indem auf diesem Eilande doppelt so vieler Regen fällt, als im östlichen Scotland. Der Ackerbau und die Viehzucht sind zwar überall verbreitet, allein Hafer und Kartoffeln gedeihen doch nur gut, und von allem übrigen Getreide muß zugeführt werden. Das Rindvieh und die Schafe sind nicht groß, werden aber in zureichender Anzahl gehalten. Was die Einw. aber ernährt, ist vorzüglich der Häringsfang: 200 Buisen bringen über 50,000 Barrels zurück, wovon ⅓ zur Ausfuhr kommen. Sonst fängt man noch Schell-, Weiß- und andre Fische für den Hausbedarf, bringt Steinkohlen und Bausteine aus, spint Twist und webt Baumwolle. Der Hauptort des Eilandes, wie der ganzen Grafschaft, ist Rothsay. Die Insel ist unter mehre Proprietäre, worunter der Marquis von Bute der begütertste ist, vertheilt; der britische Kronerbe aber führt davon den Titel eines scotischen Herzogs. (*Hassel.*)

BUTE (John Stuart, Graf), dieser in den ersten Jahren der Regirung Königs Georg's III. von England einflußreiche Statsmann wurde gegen den Anfang des 18. Jahrh. aus einer 1703 zur Pairswürde erhobenen Familie Schottlands geboren, die zu der ehemaligen herrschenden Familie zu gehören behauptete. In seiner Jugend schien er mehr zu einem fröhlichen Leben als zur Politik geneigt. Da er indessen im J. 1737 eine Stelle im Parlemente erhielt, zeichnete er sich durch eine beständige Opposition gegen die Minister aus. Er wurde daher auch nicht in das folgende Parlement (1741) gewählt und zog sich auf die Insel zurück, von welcher er den Namen führte. Hier lebte er den Studien und der Verbesserung des Schicksals seiner Unterthanen. Bei der Landung des Prätendenten aber im J. 1745 eilte er, gleich vielen andern, nach London, der Regirung seine Dienste anzubieten, um dem Verdachte der Anhänglichkeit an das Haus Stuart zu entgehen. Doch würde ihm dies, da seine Opposition gegen die Minister noch nicht vergessen war, wenig genützt haben, hätte ihn nicht ein glücklicher Zufall gehoben. Auf dem Liebhabertheater der Gräfin Queensbury erwarb er sich in einem Trauerspiele Rowe durch die Rolle eines liebenswürdigen Verführers, von seinem vortheilhaften Äußern unterstützt, so viel Beifall, besonders bei dem Prinzen von Wales (Bruder des Königs Georg II.), daß dieser ihn an seinen Hof zog. Bald wurde er diesem Prinzen bei seinen Vergnügungen und selbst bei Geschäften unentbehrlich. Bei dessen Tode (1751) ging das Vertrauen der Witwe (einer Prinzessin von Gotha) auf Bute über. Sie stellte ihn bei ihrem Sohne, nachherigem König Georg III., als

Kammerherrn an und überließ ihm im Geheim dessen Erziehung. In dieser Stellung nun wirkte er dem Grafen Harcourt, dem Gouverneur, und dem Bischof von Norwich, Instructor des Prinzen, in Hinsicht auf den Unterricht in Regirungsgrundsätzen so entgegen, daß diese nach einer Debatte darüber im Oberhause ihren Abschied nahmen. Nicht besser ging es jedoch den Nachfolgern derselben, dem Lord Waldegrave und dem Bischofe von Lincoln; auch sie klagten vergeblich. Je älter Georg II. wurde, desto mehr Einfluß gewann der junge Prinz und dessen Mutter, und damit zugleich der Einfluß des Grafen Bute. Zwei Tage nach dem (am 25. Okt. 1760 erfolgten) Tode des Königs wurde Bute zum Mitglied des Statsraths ernant, und einige Tage später wurde ihm die bisher von einer Prinzessin verwaltete Aufsicht über den Forst von Richmond übertragen. Von jetzt an ließen sich, troß der Zusicherung des reinsten Patriotismus in der königl. Rede bei der Eröffnung des Parlements bedeutende Veränderungen voraussehen. Auch wurde das Parlement im März 1761 aufgelöset, und wenige Tage darauf der Statssecretär Holderneß durch Bute ersetzt, der zu seinem Untersecretär Charles Jenkinson, nachherigen Lord Hawkesbury, jetzigen Graf Liverpool ernannte; auch wurde der Lord der Schatzkammer verabschiedet. Dagegen behauptete sich Pitt (Lord Chatham), im Depart. der auswärtigen Angelegenheiten bis zum Oktober 1761, da er, auf die Nachricht von einem zwischen den Höfen von Versailles und Madrid gegen Großbritannien abgeschlossenen Bündnisse, einen schnellen Angriff gegen Spanien vergebens angerathen hatte; aber nicht ohne Grund, indem bald darauf der Madrider Hof gegen den englischen Gesandten sich so erklärte, daß Großbritannien 1762 den Krieg erklären zu müssen glaubte. Nun war nur noch der erste Lord der Schatzkammer, der Herzog von Newcastle, der im Dienste des Hauses Braunschweig ergraut war und lange Zeit das Vertrauen Georgs II. genossen hatte, zu entfernen; Bute wußte es dahin zu bringen, daß er seinen Abschied nahm. B. erhielt seinen Posten zugleich mit dem Orden des Hosenbandes. Jetzt dachte er darauf, Frieden zu schließen, und brachte, so sehr auch die Meinung des durch Siege berauschten Volkes dagegen war, durch Aufopferung des Bundesgenossen Englands, des Königs Friedrich II. von Preußen, dem er die Fortzahlung von Hilfsgeldern verweigerte, zu Fontainebleau einen der glorreichsten Verträge zu Stande. Auch wurde dieser Friedensschluß in beiden Parlementshäusern nach heftigen Debatten genehmigt, und so schien jetzt seine Macht befestigt. Doch glaubte er sie nur dadurch zu erhalten, daß er aus der Administration und aus den Umgebungen des Königs alle Whigs entfernte und an deren Stelle ihm gleichgesinnte Männer, insonderheit Schotten, setzte. Diese Maßregeln zogen ihm heftige Angriffe zu; doch würden diese ihm wenig geschadet haben, hätten nicht die aus dem Kriege entstandenen Schulden eine neue Anleihe nöthig gemacht. Er wollte deren Interessen durch eine Auflage auf den Cyder decken; und das Parlement genehmigte die Bill, troß der heftigen Opposition; auch kam die Stadt London bei dem Könige gegen deren Sanction, vergebens ein. Doch schien ihm die Erbitterung des Volkes zu groß, um sie zu beschwichtigen. Er beschloß daher, sich zurückzuziehen, zufrieden damit, wie er sich rühmte, der Welt den Frieden geschenkt, alle Verpflichtungen erfüllt und ein kräftiges Ministerium gebildet zu haben, das seiner nicht mehr bedürfe. Er wurde jedoch fortdauernd als die Sele des Statsrathes betrachtet, und galt für den Urheber der von ihm im Oberhause vertheidigten berüchtigten Stempelakte, die den Krieg mit den amerikanischen Kolonien entzündete, wiewol er im Oberhause (1766) erklärte, daß er auf die Geschäfte gänzlich verzichte und den König nicht mehr sehe. Wahrscheinlich ist es übrigens, daß er seit dem 1772 erfolgten Tode der Mutter des Königs wirklich wenig oder gar nicht mehr in die Geschäfte sich mischte. So wurde er allmälig vergessen. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er auf dem von ihm prächtig gebauten, von einem großen Parke umgebenen Schlosse Lutton in Berkshire zu, wo ein mit den seltensten Pflanzen ausgestatteter botanischer Garten, eine Bibliothek von 30,000 Bänden und ein Kabinet von physischen, mathematischen und astronomischen Instrumenten seinen Zeitvertreib ausmachten (doch wechselte er zuweilen mit einem andern Schlosse am Meeresufer in Huntshire). Seine Lieblingsbeschäftigung war jedoch die Pflanzenkunde, ja er schrieb sogar für die Königin von England botanische Tabellen, die verschiedenen Pflanzenfamilien Großbritanniens umfassend, in 9 Quartbänden, die sich aber mehr durch typographischen Luxus und Seltenheit, als durch innern Werth auszeichnen. — Die Kosten beliefen sich auf 10,000 Pfd. St. und es wurden nur 12 Exemplare gedruckt, die verschenkt wurden. Linné nent nach ihm eine Pflanzen-Gattung Stewartia (st. Stuartia), W. Jones eine andere Butea (s. folg. Art.) und Haller widmete ihm seine Bibl. botanica.

Stellt man die Urtheile von B's Freunden und Feinden zusammen, so ergibt sich ungefähr folgende Charakteristik. Er war mehr anmaßend, als gewandt in Geschäften; es fehlte ihm an hinlänglicher Vorbereitung in politischen Studien. So verlor er seine eigene Ruhe und störte die Ruhe seiner Mitbürger. Er wollte unter dem Schatten der souveränen Autorität herrschen und war nahe daran, sie in Gefahr zu setzen. Man hat ihm Hochmuth vorgeworfen, aber mit diesem Fehler war ein edler Stolz verbunden. Er verschmähte es, Libellisten zu erkaufen. Mistrauisch und verschlossen, galt er für hart, herrschsüchtig und eigensinnig; und doch war er im Allgemeinen unentschlossen, selbst furchtsam. Seine Sitten hat man nie angegriffen; für das Privatleben geschaffen, zeigte er darin eine liebenswürdige Bescheidenheit. Sanft, menschenfreundlich, großmüthig ohne Prahlerei verbarg er seine Wohlthaten denen, die er verpflichtete. Seine mannigfaltigen Kentnisse machten seine Unterhaltung anziehend und belebt. Seine Artigkeit und immer gleiche Laune verläugneten sich nie gegen seine Umgebungen. Für den König zeigte er immer dieselbe Anhänglichkeit; das Bildniß desselben hing in allen seinen Zimmern *). —

*) König Friedrich II. von Preußen, dem er, wie oben bemerkt ist, die Subsidien entzog, schilderte ihn sehr nachtheilig; Dutens, dem er eine Pension auswirkte, desto vortheilhafter. Vgl. B's Biogr. von Eyries in Biogr. univ. T. VI.

Von seinen Kindern wurde der älteste Sohn zu hohen Statswürden, der zweite zum Bischof von Dublin erhoben; eine seiner Töchter heirathete der Herzog von Northumberland, die zweite den durch seine Gesandtschaft nach China berühmt gewordnen Grafen Mackartney. (*H.*)

BUTEA, nannte Roxburgh eine Pflanze nach dem in vor. Art. aufgeführten Grafen Bute, der in 9 Quartbänden ein Prachtwerk zur Erläuterung der Gattungen unter dem Titel: Botanical tables herausgab. Die Gattung Butea gehört zur Familie der Leguminosen und zur 7. Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in einem 5zähnigen Kelch und einer häutigen Hülse, die an der Spitze nur einen Samen trägt. 1) B. *frondosa* Roxb., mit behaarten Zweigen und ausgerandeten Blättchen. In Ostindien. (Erythrina monosperma Lam.) 2) B. *superba* Roxb., mit glatten Zweigen und runden stumpfen Blättern. In Ostindien. (*Sprengel.*)

Buteo, sowol eine Familie der Gattung Falco, als insbesondere Falco apivorus u. F. Buteo.

BUTERA, Städtchen in Sicilien in der Prov. Val di Noto, Hauptort eines Fürstenthums, das bedeutende Einkünfte, besonders durch Fischerei gewährt. (*H.*)

BUTES (*Βούτης*), 1) des Boreas jüngster Sohn, der, weil er seinem Bruder Lykurgos nachgestellt hatte, aus Thrakien flüchten mußte, und sich auf der Insel Strongyle niederließ, wo er mit seinem Anhange Seeräuberei trieb. Sie überfielen, weil es ihnen an Weibern fehlte, thessalische Weiber an den Dionysien, und ihm fiel die [...]ronis in die Hände, die den Gott um Beistand an[...], der ihn rasend machte, daß er sich in einen Brun[...] stürzte [1]). — 2) Teleons Sohn, einer der Argo[...]ten, der sich auf dem Rückzuge von dem Gesange der [...]n hinreißen ließ, daß er sich ins Meer stürzte. [...]ite aber entführte ihn nach Sicilien und er zeugte [...] den Eryx, den Stifter des Venusdienstes auf [...]ien [2]). Diodoros [3]) macht ihn zu einem eingebor[...]ten auf Sicilien. — 3) Ein Nachkomme des [...]en Königs Amykos, wie der Ahne ein berühm[...]kämpfer, gleichwol von dem Troer Dares be[...] — 4) Der Sohn des Königs von Attika, [...] der Zeuxippe, Priester an dem gemeinsamen [...]hene Polias und des Poseidon Erechtheus [5]). [...]er Chthonia, des Erechtheus Tochter, ward [...]r des berühmten Geschlechts der Eteobu[...] noch zu Ciceros Zeit das Priesterthum des [...]altete [6]). Er selbst hatte einen Altar in [...], und die Gemälde der Butaden hingen an [...]desselben [7]). — 5) Des Pallas Sohn, ei[...]ten der Athenäer an Aegeus, um Hilfe zu suchen [8]). — 6) Ein Argeier, der Freund [...]s, der ihm ins Exil nach Rhodos folgte. [...]e ihm, als er in den Krieg gegen Troja ging, die Beherrschung der Insel [9]). — 7) Ein alter Troer, vormals Waffenträger und Thürhüter des Anchises [10]). In seiner Gestalt erschien Apollon dem Askan, und warnte ihn, sich nicht mit dem Turnus einzulassen, als dieser die Veste stürmte [11]). — Der zweite und dritte dieser Butes werden von den Alten häufig mit einander verwechselt. Heinsius hat bei Metam. VII, 500 sogar den Argonauten im Sinne. (*Ricklefs.*)

BUTGENBACH, Marktfl. im Kreise Malmedy des Reg. Bez. Aachen der preuß. Prov. Niederrhein an der Warge mit 2451 Einw., die Tuchweberei u. Gerbereien unterhalten. (*Hassel.*)

Buthrotum, s. Butrinto.

BUTHUS, ein von Leach aufgestellter Gattungsname für diejenigen Arten der Scorpionen (Scorpio Linn. Fab.), die acht Augen besitzen, und wohin Scorpio afer und andere gehören. (*Germar.*)

BUTINI. Aus dieser Familie, welche schon im J. 1315 wegen Verfolgung der Waldensischen Lehrmeinungen sich aus Italien nach Genf flüchtete, haben sich mehre Mitglieder als Theologen und Ärzte bekant gemacht. — Isaak lebte im 16., und zu Anfange des 17. Jahrh. Er gab die Aphorismen des Hippokrates, Griechisch und Lateinisch, mit einem Auszuge aus den Kommentarien Galens; die 3 Bücher der Prognostik des Hippokrates, mit einer Erklärung, und die bemerkenswerthesten Sentenzen des Celsus, heraus. Diese Samlung wurde 1580 zu Lyon, 12. gedruckt. Auch wird einer Ausgabe von 1624 erwähnt. — Gabriel erhielt 1629 eine Landpfarre, 1644 oder 1649 eine Predigerstelle zu Genf. Von ihm sind: In obitum Jacobi Gothofredi carmen epicedium, 1652. — Carmina in miraculosam et felicem liberationem a Deo Opt. Max. urbi Genevae missam, 1602 bekant. — Dominik, geb. 1642. Prediger zu Genf 1677, Bibliothekar 1709, und gest. 1728, gab theses ex universa philosophia, Genev. 1661. fol. heraus. — Bedeutender war sein Sohn Peter, welcher am 8. Febr. 1678 zu Genf geb., mit Auszeichnung 1698 in die geistliche Klasse aufgenommen, 1700 als Prediger nach Leipzig berufen wurde, wo er 3 Jahre lang blieb. Seine schwache Gesundheit erlaubte ihm nicht, eine Einladung der französischen oder sogeheißenen walonnischen Gemeine in London anzunehmen. Er kehrte nach den Wünschen seiner Familie in seine Heimath zurück, bediente eine Landpfarrstelle und starb schon 1706 an der Ruhr, welche ihn beim Besuche seiner an derselben krank darniederliegenden Pfarrgenossen befallen hatte. Seine Sermons sur divers textes de l'écriture Sainte kamen zu Genf 1707 in 2 Theilen heraus und wurden 1736 von Vernet aufs neue herausgegeben. Histoire de la vie de Jésus-Christ, erschien Genève 1710. 4. Nach Senebier sind die 10 ersten Kapitel eine freie Übersetzung von le Clercs Paraphrase; aber in der Folge schlug Butini einen eigenen Weg ein. Man findet darin glückliche und eigenthümliche Gedanken. Ein französischer Kommentar über das Evangelium des Matthäus, den er verfaßte, wurde nicht gedruckt. — Joh. Ro-

[...]od. V, 50. 2) *Apoll. Rh.* IV, 914; *Apollod.* I, 9, [...]. 14. u. 260. vgl. *Orph. Arg.* 138 u. *Apoll. Rh.* I, [...] IV, 86. 4) *Aen.* V, 372 fl. 5) *Paus.* I, 25. [...]D. III, 19; *Hesych.* Ἐτεοβουτάδαι. 7) *Paus.* I. [...]pollod. III, 15, 1. 8) *Metam.* VII, 500.

9) *Diod.* V, 59. 10) Il. XVII, 323. 11) *Aen.* X, 646 fl.

bert, ein Arzt, geb. 1681, gest. 1713 oder 1714. Er hatte einen bedeutenden Antheil an dem 1711 von der medizinischen Gesellschaft zu Genf, deren Secretarius er war, herausgegebnen traité de la maladie du bétail. Seine conjectures sur quelques difficultés, qui se trouvent dans les premiers chap. des commentaires de César, avec une carte pour les expliquer, befinden sich in den Mém. de Trevoux 1713. Juill. 1230—1244, und sind auch von Clarke in seine Ausgabe von Cäsars Commentarien, Lond. 1712. Fol. aufgenommen. Ausgeführter ist diese Materie unter dem Titel: Dissertation sur le Lieu, par où passoient les lignes, que J. César fit faire prés de Genève, cet. in Spons hist. de Genève 1730. 12. Tom. IV. 1—22. Er sucht in derselben mit Wahrscheinlichkeit zu beweisen, die Mauer oder Verschanzung, welche Cäsar (de bello Gall. L. I.) aufführte, um den Helvetiern das Vordringen in Gallien zu erschweren, habe sich nicht von Nyon an den benachbarten Berg, sondern nahe bei Genf, längs dem linken Rhoneufer bis an den Berg Vache erstreckt. — Joh. Anton, geb. 1723 graduirte 1746 als Doktor der Arzneikunde, wurde von der Akademie zu Montpellier zum Mitglied, 1758 in den Rath der Zweihundert seines States aufgenommen, 1776 Condirektor der Stadtbibliothek und starb 1791. Schon 1743 hatte er zu Genf den von ihm aus dem Englischen ins Französische übersetzten abrégé de la chronologie des anciens Royaumes de Newton herausgegeben. Nach der Annahme der Doktorwürde zu Montpellier erschien seine dissertatio hydraulico-medica de sanguinis pulsatione, 1747. 4. Dieser folgte: Traité de la petite verole communiquée par l'inoculation. Paris 1752. 12. Lettre sur la cause de la non-pulsation des veines. Lausanne 1761. 8. Er war ein denkender Beobachter und glücklicher Arzt. Noch sind mehr als 800 Beobachtungen von Krankheiten von ihm handschriftlich vorhanden. Über seinen Esprit du christianisme, ou la doctrine de l'évangile détachée des additions humaines. s. Senebier hist. litt. de Genève, Tom. II. et III. und auch Biogr. univers. (*Meyer von Knonau.*)

BUTJADINGEN oder Butjadingerland, ist der nördlichste Theil des am Ausfluß der Weser sich hinstreckenden Herzogthums Oldenburg, und wird gleich einer Halbinsel von der Weser und Jahde umwoget, so daß es sich an 3 Seiten mit mehr oder weniger starken, zum Theil mit Steinen belegten, Deichen und Schlengenwerken mit großen Kosten gegen die stürmischen Fluthen schützen muß — ehedem ein Inselland, das von mehren kleinen Bächen und Flüssen durchschnitten war, welche allmälig bei dessen Bedeichung zugeschlemmet und kaum dem Namen nach noch bekant sind, als der Stethe, welche dasselbe von dem südlich liegenden Stadland trennte, der Ahme, welche mit der Jahde sich mischte, dem Hazenschloot im nördl. Theile. Vor den Bedeichungen scheint die Inselgruppe sich nach allen Seiten weiter ausgedehnt und sich bis Mellum, wo die Weser mit der Jahde zusammenfließt, erstreckt zu haben, und mehre Dörfer sind besonders von der Jahde, die ehedem nur ein mittelmäßiger Fluß war, bei furchtbaren Wasserfluthen, wovon die letzte alles überströmende im J. 1717 war, verschlungen worden, so wie auch noch in den J. 1786 und 1792. bedeutende Landstriche den Meeresfluthen haben Preis gegeben werden müssen. — Der Boden ist durchweg Marschboden von größerer oder geringerer Güte, hat durchgängig unter der obern Kleilage eine unfruchtbare Erdschichte, die man Knick nent und kein Wasser durchläßt, unter derselben aber wieder eine gute fruchtbare Kleierde, welche herauf gewühlet und mit der obern Schichte vermischet, diese sehr verbessert und das sogenannte Wahlland gibt. An Moor und Holzungen fehlt es dem Lande so, daß man das Brandmaterial durch Kuhmist, den man auf der Erde ein paar Zoll hoch ausbreitet, durch Treten ebnet, in viereckige Platten zerschneidet und an der Sonne trocknet (Dieden genant), durch Stroh, besonders von Bohnen und Rübsaat ꝛc. zu ersetzen sucht. Die Luft ist wegen der großen Veränderlichkeit von Kälte und Wärme, wegen der faulichten Dünste aus den vielen nicht immer gehörig gereinigten Gräben und wegen des Mangels an Bäumen ungesunder als in andern Marschgegenden, wozu auch komt, daß man hier wenig gutes Brunnenwasser zum Trinken hat. — Diesen Mängeln sucht man immer mehr abzuhelfen, gräbt mehr Brunnen, und bauet mehr Bäume an. Eschen, Espen, Weiden, Roßkastanien, Rüstern kommen gut fort; auch Obstbäume aller Art, am wenigsten die Kirschbäume, die selten über acht Jahre alt werden. Gartenfrüchte aller Art gedeihen hier bei gehöriger Pflege vortrefflich. Man bauet Getreide aller Art — Rübsaat, Weizen, Rocken, Gerste, Hafer, Bohnen, Erbsen. Wild gibt es nur wenig, außer Hasen, Rebhühner und wilde Enten. Fische liefern die Weser, Jahde, Seiltiefe und Teiche — als: Aale, Hechte, Karauschen, Schleihen, Bütte u. Schollen ꝛc. Am einträglichsten ist die Viehzucht. Die Butter wird sehr gesucht, besonders in Bremen, weniger die Käse. Fettes Vieh, das vorzüglich stark und schwer ist, wird in Menge ausgeführt, wenn nicht Seuchen es hindern, welche ehemals (vor ungefähr noch 40 Jahren) oft alles wegrafften. Pferde, besonders Fohlen, gehen in großer Menge aus, viele Schweine, besonders gemästete nach Bremen und Hamburg. Die wenigen Schafe sind vorzüglich groß und tragen viele und feine Wolle. Gänse geben durch ihre Federn reichen Ertrag. An Fabriken, außer einigen Ziegeleien und Leinwandwebereien, fehlt es dem Lande, dessen Bau alle seine Hände genug beschäftiget. — In den frühesten Zeiten war dies Land von Chauken, später von Friesen bewohnt, und war ein Theil des Gau Rüstringen, dessen Name sich noch in dem östlichen gegenüber liegenden Theil Jeverlandes erhalten hat, und welches zu den 7 Seelanden Frieslands gehörte. Von den Franken unterjocht, mußte es die Stadinger und bald nachher die Ambrischen, dann die Oldenburgischen Grafen als Herren anerkennen, wußte aber sich später fast ganz deren schwacher Herrschaft zu entziehen, und vereinigt mit dem zur freien Unabhängigkeit immer mehr emporstrebenden Friesland sich in eine republikanische Verfassung zu setzen, an deren Spitze Häuptlinge oder freie Güterbesitzer standen, welche die öffentlichen Angelegenheiten mit den vom Volke gewählten Richtern (Advokaten oder Domdäler) leiteten und Gericht hielten. Lange behaupteten sie ihre Unabhängigkeit, auch selbst nachdem die

friesische Verbündung sich aufgelöset hatte, gegen die Angriffe der Bremer, welche sich 1420 vom Kaiser Sigismund mit diesem Lande hatten belehnen lassen; so wie auch die Belehnung, welche der Graf Ulrich von Ostfriesland 1454 über dies Land erhalten hatte, ohne Wirkung blieb. Weniger widerstand es den Angriffen der oldenburgischen Grafen, die im 15. Jahrh. ihr altes vom Kaiser erhaltenes Recht geltend zu machen suchten; denn nach einer zweimaligen vergeblichen Unternehmung gelang es endlich dem Grafen Johann 1499 mit Hilfe der Herzoge von Braunschweig, Calenberg und Lüneburg, das Land sich zu unterwerfen und es großentheils mit Beibehaltung seiner alten Rechte und Einrichtungen, die man gern von Karl dem großen als bestätigt herleitete, der Grafschaft einzuverleiben, wobei es denn auch seitdem geblieben, da man oldenburgischer Seite die Ansprüche Ostfrieslands wegen der angeführten Belehnung und der oben genannten Herzoge, die zur Eroberung mitgeholfen hatten, durch besondre vermittelst Geldzahlungen und sonstige Opfer bewirkte Verträge zu beseitigen wußte, und später entstandene Irrungen mit den Eingesessenen durch Zustellung billiger Foderungen beizulegen weise genug war. Ekwarden, Toßens, Langwarden, Burhafe, Stolharn, Waddens, Blexen, Atens und Abbehausen sind die Namen der Kirchspiele dieses Ländchens von etwa 3 □Meilen, welches 2400 Selen auf der □M. hat. (*Hollmann.*)

BUTLER, 1) Grafsch. im nordamer. State Ohio, vom Big Miami durchflossen, mit 21,746 Einw. in 16 Ortschaften, der Hauptort Hamilton. — 2) Grafschaft im nordamer. State Kentucky, vom Green bewässert, mit 3083 Einw. und dem Hauptorte Morgantown. — 3) Grafschaft des nordamer. Stats Alabama am Mudder, 1820 mit 1405 Einw., aber noch ohne eigentliche Ortschaft. — 4) Grafsch. im nordamer. State Pennsylvania, vom Alleghany berührt, 1820 mit 10,193 Einw. in 13 Ortsch. — 5) Der Hauptort der letztern Grafschaft am Ursprunge des Conaquenesing, erst mit 458 Einwohnern. (*Hassel.*)

BUTLER (Samuel), der berühmte Dichter des Hudibras, wurde nach der gewöhnlichen Angabe 1612 im Kirchspiel Strensham in Worcestershire geboren. Jedoch beruhet die Behauptung, daß er 1600 geb. sey, auf einer wichtigen Autorität [1]). Eben so widersprechend und schwankend sind die meisten Nachrichten, welche wir über seine Lebensumstände erhalten haben. Nach Einigen soll sein Vater ein wohlhabender Mann, nach Andern ein nur wenig bemittelter Pächter gewesen seyn. Der Knabe besuchte die lateinische Schule in Worcester und in der Folge eine Universität. Welche aber, darüber ist Streit unter seinen Biographen. Wood [2]), welcher gern alle Männer von großem Rufe in Oxford studiren läßt, entscheidet sich doch endlich für Cambridge, wo Butler 6 bis 7 Jahre zugebracht haben soll, ohne jedoch, wegen seiner Armuth, bei irgend einem Kollegium eingeschrieben zu seyn. Nach seiner akademischen Laufbahn trat er als Schreiber in die Dienste des Friedensrichters Jefferys von Earls-Croom in Worcestershire. Hier soll er sich sehr wohl befunden und Muße genug gehabt haben, sich nicht allein dem Studium der Dichter und Geschichtschreiber zu widmen, sondern auch zu seiner Erholung Malerei und Musik zu treiben. Die Arbeiten seines Pinsels müssen nicht unbedeutend gewesen seyn; denn sie verschafften ihm die Freundschaft Samuel Cooper's, eines der berühmtesten Maler dieser Zeit. Der Wechsel seines Geschicks brachte ihn in der Folge in das Haus der Gräfin Elisabeth von Kent, wo er eine reiche Bibliothek zu seinem Gebrauche vorfand und die Gunst des berühmten Selden gewann, welcher damals Rentmeister der Gräfin war. In welcher Eigenschaft Butler der Gräfin gedient habe, ist eben so wenig klar, wie die Ursache, warum er ihr Haus bald wieder verließ und sich an den Sir Samuel Luke, einen der vornehmsten Offiziere des Cromwell, anschloß. Dieser Herr war ein leidenschaftlicher Puritaner, und Butler hatte in dessen Hause die günstigste Gelegenheit, das Unwesen und die Lächerlichkeit der religiösen und politischen Sektirer mit eigenen Augen zu beobachten, welche er in seinem loyalen Gedichte dem Spotte und der Verachtung des Publikums Preis gegeben hat. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß er in dieser Zeit den ersten Gedanken zu seinem Hudibras faßte und vielleicht auch schon den Plan desselben entwarf. Einige wollen sogar behaupten, daß Samuel Luke selbst das Original seines komischen Helden sey.

Nach der Wiederherstellung des Königthums, als dessen treuen Anhänger Butler sich mitten in dem Kreise der rebellischen Sektirer bewahrt hatte, war es zu erwarten, daß sein Schicksal eine glückliche Wendung nehmen würde. Aber er wurde nichts als Sekretär des Grafen Richard von Carbury, Präsidenten von Wallis; und dieser übergab ihm das Rentmeisteramt in Ludlow-Castle, als der dortige Gerichtshof wieder hergestellt wurde. Um diese Zeit heirathete er eine Mistreß Herbert, ein Mädchen aus gutem Stande und von beträchtlichem Vermögen, welches indessen in der Folge fast ganz verloren ging, weil es unsicher ausgeliehen worden war.

Im J. 1663 gab Butler den ersten Theil oder die drei ersten Gesänge seines Hudibras heraus, und es konnte nicht fehlen, daß diese Erscheinung in der damaligen Zeit eine mächtige Wirkung hervorbringen mußte. Denn die Ausschweifungen, Abenteuerlichkeiten und Tollheiten der politischen und religiösen Sekten, welche den Thron der Stuarts umgestürzt und Karl I. auf das Schaffot gebracht hatten, mit eben so lächerlicher als feindseliger Karikatur dargestellt, griffen so unmittelbar in das Leben ein, daß das poetische Interesse des Werkes durch seine politische und religiöse Tendenz zu einer Höhe gesteigert wurde, auf welcher wir es jetzt, frei und unbefangen von solchen Rücksichten und Beziehungen, nicht mehr erblicken können. Am meisten wurde der Hudibras begreiflicher Weise von der Stuartischen Partei bewundert. Die Hofleute studirten ihn, und der König, welchen, wie es heißt, der Graf von Dorset zuerst mit demselben bekant gemacht hatte, wußte viele Stellen daraus zum gelegentlichen Anführen aus dem Kopfe herzusagen. So viel Beifall aber auch der Dichter auf diese Weise

---

1) Longueville, der Sohn eines der vertrautesten Freunde Butlers, hat dieses Geburtsjahr mitgetheilt. Dr. Nasch bestätigt die gewöhnliche Angabe durch Taufregister. Demnach wäre Butler — den 14. Febr. 1612 getauft worden. 2) Athen. Oxon.

von oben herab einerntete, so blieb dieser doch sein einziger Lohn, das Lob und die Bewunderung steigerten sich noch bedeutend nach der Erscheinung des zweiten Theiles des Hudibras im J. 1664, und es wird erzählt, daß der Graf von Clarendon dem Dichter die glänzendsten Hoffnungen auf Ämter und Würden eröffnet habe; aber nie hat sich eine derselben erfüllt. Zwar spricht man von einem königl. Geschenk von 300 Guineen, auch, daß Butler eine Zeit lang Sekretär des berüchtigten Herzogs von Buckingham gewesen sey; aber beide Angaben sind ohne Stützen. Vielmehr berichtet Pake in seinem Leben des Wycherley eine wahrscheinlichere Anekdote über Buckingham's Zusammentreffen mit Butler, welche auch durch einige Verse unsres Dichters selbst bestätigt zu seyn scheint [3]). Wycherley hatte es nämlich mit vieler Mühe erlangt, daß der Herzog ihm endlich Ort und Tag zu einer Zusammenkunft mit Butler bestimmte; der arme Dichter wurde von seinem Freunde eingeführt, aber in demselben Augenblick zeigte sich durch die geöffnete Thür ein Kuppler mit zwei Dirnen, und Buckingham lief hinaus und ließ die beiden Herren stehn. Indessen verlor Butler den Muth zur Fortsetzung seines Gedichts nicht, und im J. 1678 lieferte er den dritten Theil desselben, welcher es aber immer noch unvollendet läßt. Wie weit er seinen Plan noch fortzuführen gedacht habe, läßt sich um so weniger ausmitteln, da die Anlage des Ganzen so locker und lose ist, daß es eben so leicht abgerissen, als weiter fortgesponnen werden kann.

Butler starb zu London 1680 in ärmlichen Umständen. Longueville, einer seiner Freunde, bemühte sich vergeblich, eine Unterzeichnung zu der Beerdigung desselben in Westminster zu Stande zu bringen, und ließ ihn auf eigene Kosten in dem Kirchhofe von Covent-Garden begraben. Sechzig Jahre später ließ ihm der Londoner Buchdrucker Barber ein Denkmal in der Westminster Abtei setzen [4]).

„Das Gedicht Hudibras, sagt Johnson, ist eines von den Werken, auf welches ein Volk mit Recht stolz seyn kann. Denn die Bilder, welche es aufstellt, sind national, die Gedanken ungeliehen und neu, und die Schreibart eigenthümlich und originell." Dennoch gesteht er ein — und wer sollte es leugnen wollen? — daß das Gedicht nicht ganz engländisch sey. Denn nicht allein die ursprüngliche Idee desselben ist in dem Don Quixote zu finden, sondern auch die beiden Hauptcharaktere, Hudibras und Ralph, sind nationalisirte Kopien des Don Quixote und des Sancho Pansa. Butlers Held ist ein presbyterrinischer Friedensrichter, der im Vertrauen auf die Kraft der Gesetze und in der Wuth eifriger Unwissenheit das Land durchzieht, um den Aberglauben zu unterdrücken und Misbräuche auszurotten. Sein Begleiter ist aber ein hartköpfiger und zanksüchtiger Independent, mit welchem er fast immer in Streit liegt, den er aber nie zum Schweigen bringt. Hudibras wird von seinem Dichter ganz schonungslos behandelt, und jede Gelegenheit, ihn dem Gelächter und der Verachtung des Lesers Preis zu geben, ist seiner Feder willkommen. Was die Handlung des Gedichts betrifft, so läßt sich darüber nicht viel sagen, da wir es mit einem unvollendeten Werke zu thun haben. Der Inhalt, wie er vor uns liegt, umfaßt eine Reihe von Abenteuern, welche nur durch die gemeinschaftliche Tendenz, die Sekten der Presbyterianer, Puritaner, Independenten und andrer Dissenters lächerlich zu machen, zusammengehalten werden. Der größte Theil des Gedichts besteht aber aus Dialogen, zu denen die Meinungsverschiedenheiten des ritterlichen Friedensrichters und seines Knappen immer Veranlassung, und die Zeit Stoff genug darbietet.

Die Erfindung und Anlage des Gedichts sind daher wol die schwächsten Seiten desselben. Wenn es daher auch bei seiner Erscheinung, als Parteigedicht, selbst von diesen Seiten bewundert und gepriesen wurde, so kann es doch jetzt nur noch durch seine Ausführung ansprechen, und in dieser wird es für jede Zeit als ein ausgezeichnetes Werk des komischen Witzes anerkant werden müssen. Freilich wird es gegenwärtig selbst in England mehr gelobt, als gelesen, theils, weil das Interesse für das unmittelbar auf die Zeit und das Leben Bezügliche durch dasselbe nicht mehr angeregt wird, theils auch, weil eben diese Beziehungen dunkel und schwankend geworden sind und nur mit Hilfe gelehrter Kommentare hervorgehoben werden können. Denn Butler hat sein Gedicht zu einer Schatzkammer seiner gelehrten Kentnisse gemacht, welche Alles umfaßt, was seine Zeit in theologischer, statsrechtlicher, philosophischer, ja selbst astrologischer Weisheit und Afterweisheit zur Schau trug. Der Geist seiner Satyre ist burlesk und macht Alles zur Karikatur. Sehr treffend sagt Bouterwek [5]): „Der Satyriker siegte über den Dichter, und sein Widerwille gegen die Sekte, die er brandmarken wollte, ließ ihn oft das Interesse der Poesie vergessen. Die beiden Helden des Gedichts sind in jeder Hinsicht widrige Subjekte. Nicht ein einziger edler und schöner Zug söhnt uns mit ihrer cynischen Albernheit und Gefühllosigkeit aus. Eben dadurch hat Butler auch gegen die Wahrheit seiner Charaktergemälde gefehlt, weil doch ein falscher Eifer für etwas Gutes die Geistesverirrungen veranlaßte, die er anschaulich machen wollte. Butler hätte nicht vergessen müssen, daß sogar

3) S. das Fragment Hudibras at Court in *Thyer's* Remains of Butler. 4) Es trägt folgende Inschrift:

M. S.
Samuelis Butleri,
qui Strenshamiae in agro Vigorn. nat. 1612
obiit, Lond. 1680.
Vir doctus inprimis, acer, integer;
Operibus ingenii, non item praemiis, felix;
Satyrici apud nos Carminis Artifex egregius,
Quo simulatae Religionis Larvam detraxit,
Et Perduellium scelera liberrime exagitavit.
Scriptorum in suo genere Primus et Postremus,
Ne cui vivo deerant fere omnia,
Deesset etiam mortuo Tumulus,
Hoc tandem posito marmore curavit
Johannes Barber, Civis Londinensis, 1721.

Dieses Monument veranlaßte wol das bekannte Epigramm:

Whilst Butler, needy wretch, was yet alive,
No gen'rous patron would a dinner give;
But lo, behold! when dead, the mould'ring dust
Rewarded with a monumental bust!
A poet's fate, in emblem, here is shewn:
He ask'd for bread and he receiv'd — a stone.

5) Geschichte der schönen Redekünste. Th. VII. S. 433.

Männer, wie Milton, von den presbyterianischen und puritanischen Träumereien hingerissen werden konnten." Sonach scheint es uns, daß das poetische Verdienst des Hudibras sich fast nur auf die Fülle des kräftigen und kecken Witzes beschränkt, welchen Butler in seinen derben Knittelversen strömen läßt, und auf die enge damit verbundene Originalität seines Styles, dessen Charakter Johnson als gröblich gemein bezeichnet hat. Aber eben diese gröbliche Gemeinheit wirkt mit komischer Kraft, theils durch ihre Übereinstimmung mit dem Stoffe im Ganzen, theils aber auch durch den Kontrast mit dem gelehrten Anstriche einzeler Stellen. Butlers Witz ist überaus reich und verschwenderisch, vornehmlich in Bildern und Gleichnissen, und wenn wir von allen zeitlichen Beziehungen des Hudibras absehen, so bleibt die komische Satyre desselben immer noch ergiebig genug für alle phantastische Pedanterei und Sektirerei aller Zeiten.

Butlers literarischer Nachlaß wurde bald nach seinem Tode, wahrscheinlich mit vielen unechten Stücken vermengt, in 3 Duodezbänden herausgegeben. Eine bessere Samlung lieferte R. Thyer: Butler's Genuine Remains in Verse and Prose. London 1759. Und neuerdings: Butler's Remains. London. 1823. (mit neuen Lesarten und Zusätzen zum Hudibras). Der Inhalt dieses Nachlasses besteht größtentheils aus didaktischen Satyren und einzelen Gedanken in Versen, welche wahrscheinlich als Materialien zu größeren Gedichten dienen sollten. In diesen Satyren züchtigt Butler nicht so sehr presbyterianische Thorheiten und Laster, als die schamlose Frivolität und Lüderlichkeit des königl. Hofes. Seine didaktische Prosa in einigen Abhandlungen und Charakterzeichnungen ist durch Klarheit und Schärfe ausgezeichnet 6). (*Wilh. Müller.*)

BUTLER (Joseph), ein verdienter engländischer Theolog, geb. 1692 zu Wantage in der Grafschaft Berk, studirte zu Oxford, bekleidete verschiedene geistliche Ämter, wurde 1737 Bischof von Bristol, 1750 von Durham, und starb 1752. Mit einem exemplarischen Wandel verband er eine gründliche theologische Gelehrsamkeit, und wurde besonders als Apologet des Christenthums berühmt, durch seine noch immer lesenswerthe Schrift: The analogy of religion natural and revealed to the constitution and course of nature. Lond. 1736; 1750. 4.; corrected with a preface, giving some account of the char. and writings of the author, by Samuel, Lord Bishop of Gloucester. 1788. 8. Teutsch (von Spalding), Leipz. 1756; neue Aufl. Tübingen 1779. 8.; ganz neu umgearbeitet und in einem verbesserten Auszuge mitgetheilt von C. H. Schreyer, Dresd. 1787. 8. Von Seiten des tiefeindringenden Scharfsinns und der zusammenhängenden Methode wurde dieses Werk zu den besten in seiner Art gezählt. Auch seine 1726 gedruckten Predigten (welche gelehrte Abhandlungen als erbauliche Reden) werden gerühmt. Endlich ist zu bemerken: A charge delivered to the clergy at the primary visitation of the diocese of Durham, in the year 1751, by J. Butler. Ed. II. with a preface by Samuel, Lord Bishop of Gloucester. 1786. 8. *). (*Baur.*)

BUTO (bei Plinius Butos), nach Ptolemäus die Hauptstadt des phthenotischen Nomos, zwischen dem westlichen großen Nilarm und dem thermutischen Flusse. Sie gab, nach Strabo's Bericht, dem dabei liegenden See (s. Brulos) den Namen und war wegen des Orakels der Latona berühmt, welches, nach Herodot, bei den Ägyptern unter allen das geehrteste war. Nach diesem letztgenannten Schriftsteller kam man zu der großen Stadt Buto, wenn man vom Meer durch die sebennytische Mündung den Nil herauffuhr. Er führt alle Merkwürdigkeiten der Stadt, die Tempel des Apollo und der Diana an. Beim Tempel der Latona verweilt er am längsten und rühmt vorzüglich den Portikus und die Kapelle in demselben, letztere aus einem Steine gehauen und 40 Ellen hoch. Der Latona zu Gefallen wallfahrteten die Ägypter jährlich ein Mal nach B. und opferten daselbst. — Die neuern Reisenden gedenken dieser Stadt nicht weiter. (*Hartmann.*)

BUTOMUS, eine Pflanzen-Gattung, die eine eigene Gruppe bildet, an die Alismeen und Hydrochariden gränzend. Mit den letztern komt sie in der Bildung der Samen mehr überein, als mit den erstern. Denn der Embryo liegt, einem Punkte gleich, an einem Ende des Eiweißkörpers. Übrigens hat sie 6 Corollenblätter, 9 Staubfäden und 6 einfächerige Kapseln, mit vielen Samen, die an den Wänden fest sitzen. Die einzige bekannte Art: B. *umbellatus* wächst in Flüssen und Teichen durch ganz Europa und Asien von 38 — 63° nördl. Breite. (*Sprengel.*)

Die etwas bittern Wurzeln dieser Wasserpflanze werden, geröstet oder getrocknet, von den Kalmücken, Ostiäken u. a. benachbarten Völkern längst zur Speise gebraucht. Ihr Mehl soll beim Kneten wie Getreidemehl

---

6) Der Hudibras ist sehr oft gedruckt worden. Wir führen als die wichtigsten Ausgaben folgende an: Hudibras with large annotations by Z. Grey. Cbr. 1744. 8., 2 Bände mit des Dichters Portr. u. 16 Kupfern nach Hogarths Zeichnungen. Selten u. theuer. Wiederholt London 1772. II. 8. Hudibras with Notes and the Life of the Author by Nash. London 1793. gr. 4. 3 Bde mit Kupfern. Prachtausgabe. Hudibras with large annotations and preface by Z. Grey. London 1800. II. 8. mit K. Ferner: London 1806. II. 8. Französisch mit gegenübergedrucktem englischen Text. London 1757 (die Übersetzung ist von J. Towneley, die Anmerkungen von Larcher). Eine prosaische Übersetzung in das Teutsche hat schon Bodmer 1737 versucht (die beiden ersten Gesänge), das Ganze in Prosa, von Waser, Zürich 1757. 8. Die beste (metrische) Übersetzung lieferte Soltau, Königsberg 1798. II. 8. (eine neue Überarbeitung einer älteren Ausgabe von 1787). Unnütz ist daher eine neue prosaische Übersetzung von dem Herrn von Gruber, Wien 1811. II. 8. — Der anonyme Verfasser der Lebensbeschreibung von Butler vor den älteren Ausgaben des Hudibras. *Nash's* Life of Butler vor dessen Ausgabe von 1793. Johnson und Cibber in den Lives of the English Poets. Biogr. Univ. etc.

*) In der Vorrede wird ausführlich von Butlers Leben, Schriften und Charakter gehandelt; besonders aber werden seine in diesem Hirtenbriefe dargelegten Grundsätze wider diejenigen vertheidigt, welche darin eine Geneigtheit zu den Grundsätzen des Katholicismus zu finden geglaubt haben. Zugleich liefert Dr. Halifax eine kurze Darstellung von Butlers theologischem und moralischem System. Vgl. den Februar des Critical Review 1787 No. V. — Britt. theolog. Magaz. 4. Bd. 4. St. 900 — 910. Belshams Versuche 206. Schröckh's christl. Kirchengesch. seit d. Ref. 6. Th. 231. Henke's Gesch. d. christl. Kirche 6. Th. 136. Biogr. univ. T. VI.

sich verhalten, der mit Hefen gewürzte Teig sich sehr leicht heben, und das daraus gebackene Brod nur in der Art vom Weizenbrode sich unterscheiden, daß es leichter bröckelt, und etwas bitter schmeckt, übrigens, gleich diesem, gesund und nährend seyn, wie Nachrichten aus Astrachan bestätigen. — Da die Pflanze dort gebaut werden kann, wo das gewöhnliche Getreide nicht wächst, so verdient sie, im Falle eines Mangels an gewöhnlichem Brode, unter dessen Surrogate wol aufgenommen zu werden. (*Th. Schreger.*)

BUTON, BUTONG, ein großes Eiland auf der Südostspitze der Insel Celebes unter 5° südl. Br. Es ist 17 Meilen lang, 4 breit, und von dem Nachbareilande Panganſane durch eine Straße geschieden, die beträchtliche Fahrzeuge durchläßt; vom Meere sanft bis zur Mitte aufsteigend, entfaltet es eine ungemein blühende Vegetation; die gebirgige Mitte erscheint wie ein dichter Wald, die offnen Gegenden an der Küste bieten die schönsten Südfrüchte dar, und in den Wäldern waren sonst Nelkenbäume und andre Gewürze einheimisch, die jedoch von den Niederländern gänzlich ausgerottet sind. Die Einw., ein Malaienstamm, der mit den Buggisen verwandt zu seyn scheint, aber hier ausgeartet ist, sind von kleinerer Statur und minder regelmäßiger Gestalt, jedoch ziemlich zahlreich, so daß die Niederländer die Einwohnerzahl dieser Insel mit den benachbarten Pangasinane auf mehr als 100,000 Köpfe anschlagen, und stehen unter einem Raja, der mit den Niederländern verbündet ist und eine Subsidie von 300 Guld. empfängt, wofür er sich zur Ausrottung aller Gewürzbäume verpflichtet hat. Er residirt zu Kalla Susong. Auf der Ostküste breitet sich die Bai Miastake oder Dutch Dwaal aus, wo die Schiffe vor den Westmussuhns gesichert sind *). (*Hassel.*)

BUTOWITZ, Dorf im rakonitzer Kreise Böhmens, zu dem Gute Chinonitz gehörig, 1¼ St. von Prag, in dessen Nähe das Procopi-Loch ist, eine kleine Höhle in Kalkstein; berühmter durch Volkssagen, als an sich merkwürdig. (*André.*)

BUTRINTO, Handelsstadt an der Meerenge von Korfu, in dem Sandschak Dulonia der Prov. Albanien. Mit einem Hafen und Fort, Sitz eines griechischen Bischofes mit 2000 Einw., die an die Korfioten Vieh, Getreide und Holz verkaufen, auch mit Kaviar handeln. — Sie gehörte einst den Venetianern, und theilte in neuern Zeiten die Schicksale der venetianischen Besitzungen jener Gegend. Ihren Namen hat sie von dem ehemaligen, in Cicero's Briefen oft erwähnten Buthrotum, dessen Trümmer etwa 1 Stunde davon bei Paleo Castro sich befinden. (*H.*)

BUTSCHOWITZ †), fürstl. Lichtensteinische, im Brünner Kreise Mährens liegende Majorats-Herrschaft, aus dem Städtchen gleiches Namens und 19 Dörfern bestehend, mit 1610 Häus. und 9530 Einw., darunter 462 jüdische; mit 8 herrschaftl. Meierhöfen und eben so vielen Schäfereien, in welchen 3500 veredelte Schafe gehalten werden. Der gesammte übrige Viehstand der Herrschaft und Unterthanen beträgt 1300 Stück Rindvieh und 1000 Pferde. Man findet hier eine Brauerei, 7 Brantweinbrennereien, 25 Mahl-, 2 Loh-, 2 Ölmühlen und 1 Sägemühle, 1 Potaschensiederei, 3 Ziegeleien und 13 Wirthshäuser; 3 Pfarren, mit 3 Filialen, 6 Schulen und 2 Spitäler. — Der bewirthschaftete Boden beträgt einige 20,000 Joch, wovon der Fürst fast die Hälfte besitzt, die aber größtentheils aus Wald besteht. Etwas Weinbau wird getrieben. Im J. 1700 wurde ein Porphyrsteinbruch eröffnet, aus welchem Steine nach Wien zum dortigen Schloßbau des Fürsten geführt wurden. Aus einer gelben Thonerde werden Fajancegeschirre verfertigt, nach Ungarn und auf der Donau bis in die Türkei versendet.

Der Markt gleiches Namens mit großem, im 16. Jahrh. gebauten, ehedem sehr festen, jetzt noch wegen der kühnen, soliden Bauart sehenswerthen Schloß (dermalen Sitz der fürstl. bedeutenden Buchhalterei), liegt zwischen Austerlitz und Gaya, 2¼ St. von Wischau. Der Ort zählt 250 Häuser und 2000 Einw., und hat eine Feintuch- und Kasimirfabrik, mehre Woll-, Leinwand- und Kunstweber. (*André.*)

BUTSETS, Gränzgebirge im Kronstädter Distrikte im Großfürstenthum Siebenbürgen gegen die Walachei. Dieses Gebirg erhebt sich hinter dem Marktflecken Rosenau, und besteht eigentlich aus 2 Bergrücken, die durch ein tiefes Thal von einander getrent sind; der nördliche Bergrücken gehört zum Kronstädter Distrikt, der südliche, welcher weit länger, höher und steiler ist, zur Walachei, und erstreckt sich bis jenseit des Klosters Sinai. In der Walachei zeigt sich der B. weit über die vor ihm liegengen Berge erhoben, und wird selbst an den Ufern der Donau noch gesehen, wo er als ein einzeln auf einer Fläche liegender Berg erscheint. Der höchste, oft im August noch beschneite Gipfel dieses Gebirges ist 1360 wiener Klafter über das mittelländische Meer erhoben. (*Benigni.*)

BUTSUM, Dorf im Großfürstenthum Siebenbürgen unteralbenser Gespanschaft obern Zirkel, zalatner Bezirk, von Walachen bewohnt, hat Goldgruben. (*Benigni.*)

BUTTELSTEDT, Stadt in dem Großherzogl. weimarschen Amte Buttstedt. Sie ist seit 1454 mit Stadt- und Bürgerrechten beliehen und war vormals der Sitz einer besondern Vogtei, liegt an der Lache und an der Heerstraße von Erfurt nach Eckartsberga, die vorzüglich im Sommer befahren wird, hat 1 Pfarrkirche, 1 Bürgerschule mit 2 Lehrern, 1 Mann- u. Weiberlehnrittergut, 1 Erblehngut, 2 Mahl- u. 1 Ölmühle, 178 Häus. und 703 Einw., worunter 60 Strumpfwirker mit 56 Stühlen, 16 Leineweber und einige andre Handwerker. Sie hält 2 Jahrmärkte. (*Hassel.*)

BUTTENHEIM, im ob. Mainkreise, im Ldgr. Bamberg I., Ldkp. Eggolsheim, eine Pfarrei von 2169 Katholiken, 28 Protestanten und 219 Juden in 454 Häus. und 10 Ortschaften. Der Ort hat 2 Schlösser, das obere Schloß, einst mit einem Walle und Graben versehen, ist jetzt die Synagoge und der Hauptsitz der Juden. Das neue Schloß wird theils von Beamten, theils von der Gutsherrschaft bewohnt. Ein Schloßprediger feiert den gewöhnlichen Gottesdienst für die protestantischen Orts-

*) Nach Forrest und Bougainville.

†) Mit den später dazu erkauften Gütern Tschertschin, Milloniz, Nemochowiz, Neuschloß und Witzemiliz.

gewesen. Die Gegend ist eben und fruchtbar, die Einw. sind sehr arbeitsam *). (Jacob.)

BUTTER, animalische, wird das konkrete gelblich-weiße Fett oder Öl genant, welches im Rahme der Thiermilch enthalten ist, und aus demselben durch beständige Bewegung in dem dazu eingerichteten Butterfasse *) bei einer Temperatur zwischen 6—11° Reaum. mechanisch geschieden wird. Der Milchrahm wird nämlich durch fortgesetztes Rütteln, Schlagen, Rühren, oder durch das sogenannte Buttern zerrissen, und immer feiner zertheilt, wobei sich die Buttertheile von den Zieger-, Käse- u. Molkentheilen immer mehr trennen, einander anziehen, und in Klumpen sich zusammensetzen. Aber die so gewonnene Butter enthält noch immer Zieger-, Käse- u. Buttermilchtheile, die durch Wasser erst rein ausgewaschen werden müssen, wenn sie nicht, zumal im heißen Sommer, bald alt und ranzig werden soll. Daß man beim Processe des Buttermachens für höchste Reinheit der Milch- u. Buttergeschirre ꝛc. sorgen muß, versteht sich von selbst.

Der vortreffliche und reine Geschmack der holländischen u. a. Butter rührt außerdem noch daher, daß man die Milch eher abrahmt, den Rahm nicht so lange stehen läßt, und die Butter auf das sorgfältigste reinigt. Das Vieh wird in Holland ꝛc. zweimal am Tage gemolken. Die Abendmilch rahmt man am folgenden Morgen und die Morgenmilch nach Mittage ab, und verarbeitet sogleich den Rahm. Auch unmittelbar nach dem Melken läßt sich die Milch buttern, und die daraus erhaltene Butter schmeckt, gleich der aus süßem Rahm, weit süßer und lieblicher, als die aus länger stehendem Rahme. Milch von lange hintereinander Milch gebenden, den so genannten altmelkenden Kühen läßt schwieriger ihre Buttertheile fahren, als Milch von frischmelkenden Kühen. Im Fall die Milch bei schwüler Sommer- oder Gewitterluft ꝛc. ihre Butter nicht absetzen will, stellt man das Butterfaß während des Butterns in kaltes Wasser, und tröpfelt den Saft von einer halben Citrone zur Milch. Bei Kälte hingegen befördert Wärme und ein Zusatz von wenig Weingeist die Butterscheidung *).

Wenn man die Zieger-, Käse- u. Buttermilchtheile durch Zerlassen oder Schmelzen der Butter daraus absondert, so wird sie zwar haltbarer, und heißt dann Schmalz, oder Schmelzbutter, nimt aber bei bei angewandtem höhern Hitzgrade eine gewisse Schärfe an, die ihren Gebrauch mehr auf die Küche, Kuchenbäckerei ꝛc. beschränkt. Man muß sie also im Wasserbade bei nur 60° Reaum. zergehen lassen, und so lange ein-

*) Mehr in Zacks ausführl. Geschichte d. Butterfasses, und dessen Verbesserung bei der [illegible].
*) Hier und da bedient man sich statt des sonst gewöhnlichen Stampfens in Butterfässern [illegible]

Fluß erhalten, bis das [illegible] flüssige [illegible], dann sie abgießen, oder durch Leinwand seihen, hierauf in kaltem Brunnenwasser, oder in einem Gemenge aus gleichviel gestoßenem Eis und Kochsalz abkühlen, und zwar in flachen Gefäßen, weil sie sonst körnlich und krystallinisch werden würde. Eine solche Schmelzbutter läßt sich in genau verschlossenen reinen Gefäßen an einem kühlen trocknen Orte mehre Monate frisch und wohlschmeckend erhalten. Coeffier hat auch durch Versuche gefunden, daß, wenn man bei 66° Celsius geschmolzene Butter schnell abkühlt, diese, statt sich wie Schmelzbutter zu [illegible], jene Beschaffenheit wieder annimt, welche sie im umgeschmolzenen Zustande hatte. Sehr langsam erkaltet, ließ sie sich dagegen, gleich andern Fetten und Fettölen, in flüssiges, durch Abgießen [illegible], wie Butter riechendes und schmeckendes Öl, und in eine kugelrunde, krystallinische Fettmasse trennen. Entzog man die schnell abgekühlte, geschmolzen gewesene Butter der Luft, so blieb sie lange unverändert und unverdorben; mischte man ihr die beim Schmelzen sich abscheidende Buttermilch wieder bei, welche zuvor vorsichtig abgesondert, und bei gelindem Feuer eingedickt wurde, so erhielt sie, unter Zusatz von etwas Wasser — vollkommen die Eigenschaften einer frischen Butter wieder.

Gegen das baldige Ranzigwerden zumal im Sommer schützt man gemeiniglich die frische Butter durch gehöriges Salzen, oder noch besser durch Einschlagen derselben in leinene Tücher, die man zuvor mit Buchenholzaschenlauge, oder in Wasser gelöster reiner Potasche stark befeuchtet hat. Leuchs Versuche *) zeigen, daß die Butter nicht nur durch Kneten mit getrocknetem und zerriebenem Brode, mit Gummi, Schwefelsäure, Essig und reinem Weingeiste, sondern auch durch gewürzhafte Stoffe, vorzüglich durch Saffran, Senf, gerösteten Kaffee ꝛc. haltbar gemacht werden könne. Das Entranzen alter, übelschmeckender Butter will er (a. a. O. S. 447 ꝛc.) durch Zusammenschmelzen derselben mit ganz reinem Weingeist, mit kampferhaltigem Wasser ꝛc. bewirkt haben, da diese flüchtigen Stoffe alles Ranzige mit sich fortnehmen. Zu demselben Zweck erhitzen unsere Köchinnen mit der übelschmeckenden Butter ꝛc. während ihres Schmelzens eine Zeit lang zerstückte gewöhnliche Kochzwiebeln. Der davon etwas süßliche Geschmack der Butter ꝛc. verschwindet beim Auskochen und Auswaschen derselben mit Wasser.

In chemischer Hinsicht besteht, nach Chevreul *), die Butter der Kühe aus einem in einer gewissen Temperatur liquiden Öle (Elaine), aus einem Fettstoffe (Stearine), welcher erst bei einem bestimmten Wärmegrade sich verflüssigt, aus einem gelb färbenden Grundstoffe, einem besondern Riechstoffe (s. unten Buttersäure) und aus etwas Essigsäure. Die gelbe fette Sommerbutter der Vogesen enthält nach Braconnot 60 gel-

*) In Leuchs neuem Handbuch für Fabrik., Künstler, Handwerker u. Ökonomen, Nürnb. 1820—22. 8. VI. Bd. S. 173—76, und VIII. Bd. S. 345. *) S. Ann. d. Ch. et d. Ph. [illegible]

des Öl vom Geschmack und Geruch der Butter, gegen 40 weißen brüchigen, bei 57° schmelzenden Talg; die weiße harte Winterbutter der Vogesen aber 35° Öl auf 65 Talg. Noch hängt ihr, nach Thenard, etwas Käse an, der sie ranzig macht, sich aber durch Schmelzen schon bei 60—66° absetzt, bei welcher Temperatur die Butter wohlschmeckend bleibt. Bérard fand darin an Elementartheilen: 1000 Kohlenstoff, 1570 Wasserstoff und 96 Sauerstoff, oder in 100 Gewichtstheilen: 66,34 Kohlenstoff, 14,02 Sauerstoff u. 19,64 Wasserstoff.

Übrigens ist die Butter aus Kuhmilch die konsistenteste, weniger fest und ganz weiß von Farbe jene aus Ziegenmilch, am wenigsten fest, aber desto fettstoffreicher die Schafsbutter. Die mehr oder weniger weiche, weiße Buttersubstanz der Frauen-, Pferde- und Eselstutenmilch scheidet sich nicht immer leicht vom Rahme ab, weil sie hier mit dem Zieger inniger sich zu verbinden scheint, als mit dem Käse (s. Pleischl in Schweigger's Journ. ꝛc. II. 1. 1821. S. 124. ꝛc.). Die Butter der Schafe, Eselinnen und Stuten scheint nach Braconnot, mehr Öl bei sich zu führen, als die der Kühe und Ziegen, und die Butter der Frauenmilch scheint blos aus Öl zu bestehen, übrigens, nach Chevreul, durchaus dieselben Grundbestandtheile der Butter von Kuhmilch zu enthalten. Die Butter aus Ziegenmilch soll nach Chevreul außer den gewöhnlichen Bestandtheilen, auch Hircinsäure (s. unten), mit sich führen. — Je nachdem die Butter mehr oder weniger Stearine (Talg) im Verhältnisse zum Ölstoff und Butterstoff (s. unten) enthält, ist sie auch weniger oder mehr schmelzbar, und je mehr sie Butterstoff enthält, desto stärker ist ihr Geruch. Auch riecht die Butter, welche in Verhältniß zur Buttersäure mehr Caproin- und Caprinsäure (s. unten) enthält, ganz anders, als eine an Buttersäure reichere Butter. Gute frische Gras-, Klee- oder Maibutter aus Kuhmilch muß durchaus schön gleichfarbig, dicht, ganz zusammenhängend, ohne Zwischenräume, geschmeidig, fettreich seyn, rein gewaschen, keine Buttermilchtropfen ausschwitzen, fast gar nicht riechen, sehr milde und angenehm schmecken. Die Kraut-, Herbst- oder Winterbutter von Körnerschrot-, Klee- u. a. süßer Heu- u. Grummetfütterung muß eben so beschaffen, und zum Längerstehenlassen etwas stärker gesalzt, und in wohlausgelaugte Gebinde, oder in luftdichte Steintöpfe eingedrückt seyn. — Der Schmalz oder die Schmelzbutter muß in reine eichene oder buchene Gebinde eingelassen, ganz rein, schön wachsgelb, und von reinem, frischem Geruch und Geschmack seyn. Um ihre Güte auch nach innen zu prüfen, kann man mit einem Stech- oder Probireisen, das bis auf den Boden der Schmalzkübel reicht, etwas davon zum Kosten ausstechen.

Schlechter ist 1) die zu blasse, bröckliche, magere, fad schmeckende Stoppelbutter, u. sog. Strohbutter, so wie jede nach dem Keller dumpfig riechende und schmeckende Winter- u. Sommerbutter; 2) jene, welche von Buttermilch noch triest, und um so eher ranzig wird; 3) alle alte, schon ranzige; 4) alle sich ziehende, schleimige und streifige oder vielfarbige Butter; 5) welche von gefüttertem Brantweinspülig, Leinkuchen ꝛc. einen eigenen widrigen thranigen, von Wiesenknoblauch einen Zwiebel-, von weißen Rüben einen bitterlichen, und von unausgelaugten fichtenen Gebinden einen unangenehmen Harzgeschmack angenommen hat; 6) alle zu viel gesalzne, und über die Zeit in ihrem Pökel gelegene Faßbutter; 7) alle zu stark ausgesottene, scharf brenzlich schmeckende Schmelzbutter.—

Verdächtig und ungesund ist jede Butter, welche 1) in, zumal unreinen, grünspanfleckigen Messing- oder Kupfergeschirren geschmolzen und wieder abgekühlt, oder lange aufbewahrt wurde; 2) die in dergleichen metallenen Büchsen, z. B. von Kloster-Mendicanten ꝛc. gesammelt war; 3) solche, der man des Gewichts wegen sogar schwere Giftstoffe, namentlich Bleiweiß ꝛc. zugesetzt hat; 4) die mit unsaubern messingenen ꝛc. Schaumlöffeln beim Zerlassen abgeschäumt ist; 5) die auf grünspanfleckigen Wagschalen ohne Unterlage abgewogene Schmelzbutter. Blei- und Kupfergehalt werden durch eigene Probeflüssigkeiten entdeckt (s. Blei u. Kupfer).

Verfälscht ist die Butter: 1) des Gewichts wegen mit Talg, den man herausschmeckt, oder 2) mit Kalk, Kreide, Sand ꝛc., wovon sie rauh und körnig wird, zwischen den Zähnen knirscht, und in siedendem Wasser die Zusätze absetzt, welche weiter durch Wasser sich auswaschen lassen; 3) mit zu viel grobkörnigem, steinigem Salze, das auf der Butter ausschlägt, oder in der Faßbutter viele Salzlake bildet. Sie selbst sieht streifig aus, schmeckt zu salzig, knirscht beim Zerschneiden. Noch genauer läßt sich das zuviel bestimmen, wenn man dergleichen Butter mit destill. Wasser kochen, dann gestehen läßt, und darauf die filtrirte Flüssigkeit bis zur Trockne abdampft. 4) Die mit geriebenen Kartoffeln verfälschte Butter schmeckt darnach, fällt rauh, fleckig aus, zerbröckelt leichter, und läßt beim Zerlassen vielen mehligen, klumpigen Bodensatz zurück, der ganz wie Kartoffeln riecht und schmeckt. Noch bestimmter verräth sich dieser Betrug, wenn man dergleichen Butter in einer kleinen Glasröhre bei der Sandbadwärme von 60—66° schmelzen läßt, sie bleibt oben, während das flüssige Serum und die käsigen Flocken der Butter, so wie die Kartoffeln sich absetzen; man gießt nun Ammonium darauf, welches die Käsetheile schnell auflöst, zumal wenn die Röhre immerfort warm liegt; die Kartoffeln aber bleiben in einem Klumpen, oder als krümlicher Bodensatz zurück. Überdies wird solche Butter, in einem Mörser mit etwas Wasser und Jodine abgerieben, blau, während die reine eine Orangefarbe annimt. Blasse Butter färbt man [5]): 5) mit frisch ausgepreßtem Mohrrübensaft u. a. dergl. an sich wol unschädlichen Pigmenten, die aber doch den Buttergeschmack verändern, oder eine schlechte Butter maskiren; 6) mit dem Giftsafte der großen Schöllkraut-, der Ankenblume u. a. Alle diese Farbstoffe lassen sich mit Wasser auswaschen.— Zu den groben Betrügereien gehört endlich: 7) auch das zu hohle Legen der Faßbutter, das Einsetzen falscher Boden in die Gebinde, das Dazwischenlegen schwerer Körper, namentlich Dachziegel ꝛc., frischen Käses, oder ganzer Kartoffeln in die Stück- oder Faßbutter. Um bei dieser dergleichen

5) Lampadius zeigt als ein Factum an, daß, wenn den Kühen einige Löffel voll Kleeextrakt im Winter unter das Futter gemengt würden, ihre Milch gelbe Butter gebe.

Trug zu entdecken, kann man sich des Probireisens bedienen, wenn das Anbohren der Gebinde ja nicht bewilligt würde. Das zu hohle Legen der Butter verräth schon ihr leichteres Gewicht.

Diätetisch dient eine ganz frische, wohlschmeckende zumal Maibutter auf Brod genossen, mit zu unserer Nahrung, außerdem für sich zur Bereitung vieler unserer Speisen, wird aber von Personen mit sehr empfindlichem Magen in Menge nicht gut vertragen; ihr zu häufiger Genuß überhaupt schwächt die Verdauungskräfte. Noch mehr gilt dies von der gerösteten und gedämpften Butter. Alte, schon ranzige ist allgemein schädlich. Die Schmelzbutter eignet sich mehr für den Küchengebrauch, und die Kuchenbäckerei, indem sie mürberes Backwerk und Gebratenes gibt. Für Reisende in den arabischen Wüsten soll sie ein durstlöschendes Mittel abgeben.

Zum innerlichen Arzneigebrauch muß alle Butter frisch genug, gut ausgewaschen, ungesalzt seyn, und läßt sich statt der andern Fette hier um so bequemer anwenden, weil man sie stets ganz frisch haben kann. Sie gehört unter die einhüllenden, schmeidigenden und abstumpfenden allgemeinen Mittel gegen manche, zumal scharfe Giftstoffe, und gewissermaßen auch zu einem Präservativ dagegen für Arbeiter in Arsenikhütten, Amalgamirhäusern u. a. Berg- u. Hüttenwerken, in chemischen Fabriken und Laboratorien, für Giftfarbenreiber, Ölmaler, Vergolder u. a. Metallarbeiter, auch für Bildhauer, Töpfer, Tüncher ꝛc. Geschmolzene Butter räth man besonders wider die Fadenwürmer ꝛc. in den Därmen an, setzt sie den Ruhr-, Wurm- u. a. Klystieren zu, gebraucht sie äußerlich beim Wundwerden der Haut, als erweichendes Mittel bei leichten Zellgewebverhärtungen, bei Hämorrhoidalknoten ꝛc., überdies als Basis zu mancherlei Augen- und Brandsalben, zur Quecksilbersalbe ꝛc. Manche außereuropäische Völkerschaften, wie die Hottentotten auf dem Kap, die Einwohner von Berber in Nubien ꝛc., reiben sich täglich mit frischer Butter die Haut ein, um diese geschmeidig und fettig zu erhalten. Letztere behaupten, daß dies sogleich erfrische, Hautbeschwerden verhüte, und die Hautoberfläche zäher, fester, und für ein Messer schwieriger verwundbar mache. Die Morlachenmädchen, Tatarn u. A. salben sich auch ihr Kopfhaar damit ein.

Technisch läßt sich selbst alte und anschmeckende Butter, statt anderer Fettstoffe, zum Hausseifesieden benutzen, so wie zum Schutz des aufzubewahrenden Fleisches ꝛc. gegen Fäulniß durch Abhalten von Luft und Insekten, statt des Öls zum Brennen in den Lampen ꝛc. — In den Zuckerraffinerien mäßigt man durch Einwerfen von Butter in die Klärfässer, das Aufwallen des zweiten Zuckersudes. — (*Th. Schreger.*)

Butter, Galahamsche, s. **Bossia butyracea**, **Cadoja Rumph.**, **Cocos butyracea**, **Rhizobolus butyraceus etc.**; vgl. **Pflanzenbutter.**

Butterfisch, s. **Centronotus.**

BUTTERMILCH (**lac ebutyratum, s. post butyri confectionem reses**), ist der mehr oder weniger dickliche liquide Milchrückstand nach Abscheidung der Buttertheile. Sie enthält, außer noch etwas Fett, die Zieger-, Käse- und wäßrigen Molkentheile der Thiermilch, welche wiederum leicht von ihr getrent werden können, auch von selbst sich absondern, wenn man sie unter Zutritt von Wärme in Gährung setzt, wobei sich Essigsäure bildet. Wie die Milch, so wird auch die Buttermilch durch Säuren zersetzt.

Gute Buttermilch muß dicklich genug, und mit frischen Butterklümpchen noch vermengt seyn, frisch riechen, mild schmecken, und über dem Feuer allemal in kurze Matten sich scheiden. Länger stehend wird sie leicht sauer, und endlich sogar bitter-ranzig von Geschmack.

In diätetischer u. therapeutischer Hinsicht ist frische Buttermilch ein kühlendes, leicht verdauliches und nährendes Getränk für Gesunde im Sommer, besonders bei reichlicher Fleischkost, so wie für Schwindsüchtige und Gelbsüchtige, selbst in manchen, z. B. Gallen-, Blattern- u. a. Fiebern. Auch empfiehlt sie sich in chronischen Bauchflüssen mit oder ohne Ausleerung von Blut- und purulenten Materien, doch ohne organische Metamorphosen der Eingeweide, ferner im Blutbrechen u. Blutbrechdurchfalle (**Melaena**), in der Hypochondrie mit Abdominalbeschwerden ꝛc. — Hier und da benutzt man sie zu kalten und warmen Suppen, Breien ꝛc. †).

In der Ökonomie gibt sie eine Art magerer, bitterer Käse, die sogenannten Buttermilchkäse, und einen guten Futtertrank für ältere Schweine ꝛc.

Zum Weißwaschen der Leinwand ist sie nicht ohne Nutzen, und nimt sogar Pflanzenfarbenflecke, z. B. von Rothweinen ꝛc. daraus weg. — Als bindender Zusatz zum Mörtel ist sie minder anwendbar, weil sie Feuchtigkeit u. Schimmelauswuchs befördert. (*Th. Schreger.*)

Buttermilcherz, s. **Silberhornerz.**

Butter, mineral., s. **Arsenik u. a. Art.**

BUTTERMURE WATER, ein Binnensee in der Grafſ. Cumberland des Königr. England in so reizenden Umgebungen, daß dahin jährlich aus allen Theilen Englands Lustpartien gemacht werden. Er liegt etwa 100 Schritte von dem gleichn. Dorfe. (*Hassel.*)

Butternussöl, s. **Öl.**

BUTTERSÄURE, **acide butirique**, eine neue, noch problematische animalische Säure, welche Chevreul *), nebst zwei andern, die er **acide caprique** (Caprinsäure),

---

†) Sie wurde verschiedentlich von Thierärzten als Heilmittel oder als die Freßlust erweckendes Mittel für Pferde empfohlen; andere behaupteten, daß sie ein vortreffliches Prüfungsmittel zur Unterscheidung des Rotzes von der Druse sey, wo sie dann im ersten Falle das Pferd tödte, in der letzten Krankheit aber ihm unschädlich sey. Nach den Viborgschen Versuchen (s. Viborg's Saml. von Abhandl. für Thierärzte, 3. B. 221—230.), soll sie für Pferde überhaupt ein Gift seyn, sie mögen gesund oder krank seyn; allein da in vielen, besonders Marschgegenden, der Landmann seine Pferde mit Buttermilch füttert oder tränkt, ihnen alle Tage davon satt zu saufen gibt, oder doch ihr Futter damit anfeuchtet, ohne daß man übele Folgen bemerkt, so muß man billig an ihrer giftigen Wirkung auf das Pferd zweifeln. (*Greve.*)

*) In d. Ann. de Chimie et de Phys. 1823. S. 16, Teutsch in Dingler's polyt. Journ. XI. 4. S. 423. ꝛc., vgl. Schweigger's Journ. f. Ch. u. Ph. 1823. IX. 2 S. 179. ꝛc.

und acide caproique (Capronsäure) nent, aus der Butter von Kuhmilchrahm ꝛc. und der daraus bereiteten Seife erhalten haben will. Sie soll vorzüglich den eigenen Geruch dieser Stoffe bilden. Im reinen Zustande ist sie bei 9° unter 0 liquid, und farblos, und hat einen sehr stark aromatischen Geruch, der bei der concentrirten Säure jenem von ranziger Butter ähnelt, bei der in Dämpfe aufgelösten aber beinahe butterartig ist. Außer einem brennenden Geschmack hat sie einen Zucker-Nachgeschmack, wie der Salpeter- und Hydrochlorinäther. Bei 25° ist die Dichtheit derselben 0,9675. Im Zustande eines Hydrats fängt sie bei einer höhern Temperatur, als der Siedpunkt, zu sieden an, und kann unverändert destillirt werden. Sie löst sich in allen Verhältnissen in Wasser auf, und eine Verbindung von 2 Säuren und 1 Wasser ist viel dichter, als diese Flüssigkeit. Auch in Weinalkohol löst sie sich so auf, und die Auflösung riecht, wie Reinettenäpfel, selbst dann, wenn sich darin nichts von Äther bemerken läßt.

Die Buttersäure verbindet sich mit Schweinfett, und ertheilt demselben Geruch und Geschmack der Butter; allein dieses aromatisch gewordene Fett verliert seinen Geruch sehr bald, wenn es an freier Luft steht. Verbindet man die Säure mit Massicot, so entwickelt sich eine Menge geruchloses Wasser, dessen Sauerstoff gleich ist derjenigen Menge, welche die Säuren in den Basen sättiget, die sie neutralisiren; und diese Menge ist gleich dem Drittel des in der Buttersäure enthaltenen Sauerstoffs. Diese besteht aber, dem Umfange nach, aus 3 Sauerstoff, 8 Kohlenstoff und 11 Wasserstoff. Die von der Buttersäure gebildeten Salze verbreiten im feuchten Zustande den ihrer Säure eigenen Frischbuttergeruch, zumal wenn man sie etwas erwärmt, oder mit Kohlensäure in Berührung bringt. Im trocknen Zustande, selbst bei einer Wärme von 100° sind sie ganz geruchlos.

1) Buttersaurer Baryt, ein Neutralsalz in langen Prismen, bestehend aus 100 Säure und 91,28 Baryt; 100 Wasser zu 20° lösen 36 Theile dieses Salzes auf.

2) Buttersaurer Kalk, eine formlose krystallinische Masse, welche im warmen Wasser weniger auflöslich ist, als im kalten ꝛc. (*Th. Schreger.*)

BUTTERSTOFF, butirine, ein von Chevreul (a. a. O.) in der animal. Butter angenommener eigener Stoff, der seinen Bestandtheilen nach die größte Analogie mit dem Kunstäther hat, und, rein, ganz geruchlos ist, aber in der warmen Luft den starken Buttersäuregeruch entwickelt. In diesem Zustande röthet er das Lackmus, und liefert, mit Bittererde behandelt, buttersaure Bittererde. Da er nicht flüchtig ist, und einen geringen Antheil von Riechstoff besitzt, welcher an der Luft frei wird, so wird er dadurch fähig, lange Zeit noch seinen Geruch von sich zu geben. Denn, wenn der Riechstoff sich nicht in dem Maße entwickelt, als er verdunstet, so müßte die Butter an der Luft bald aufhören zu riechen, wie jene Art von künstlicher Butter, die man durch Schwängerung des Schmeers mit Buttersäure erhält (s. oben Buttersäure). Je nachdem die Butter mehr oder weniger Butterstoff enthält, hat sie auch mehr oder weniger starken Geruch. Übrigens ist der Chevreul'sche Butterstoff höchst wahrscheinlich eine Verbindung mehrer Arten unmittelbarer Stoffe, deren jede sich unter kalinischer Einwirkung in einen milden Grundstoff oder das süße Princip und in ein saures flüchtiges Salz verwandeln kann. Auch verhält sich offenbar dasselbe zu den Butterarten, wie ein Metall zu seinen Legirungen; beide lassen sich, wie diese, in allen möglichen Verhältnissen mit einander verbinden. (*Th. Schreger.*)

BUTTERWORTH, Dorf in der Grafsch. Lancaster des Kön. England, nur ¾ Meilen von Rochdale mit 4872 Einw., die sämtlich bei den Manufakturen von Rochdale und der Umgegend beschäftigt sind. (*Hassel.*)

BUTTSTEDT, 1) ein Amt in dem Kreise und der Prov. Weimar des Großh. Sachsen-Weimar-Eisenach. Es liegt im N. von Weimar, war immer ein ursprüngliches weimarsches Amt, und enthält jetzt in 23 Gemeindebezirken 3 Städte, 11 Amtsdörfer, 9 Gerichtsörter, 1 großherzogl. Schloß, 1 Kammergut, 12 Rittergüter, 5 Freigüter, 1 Gesundbrunnen zu Rastenberg, 28 Wassermahl- und 4 Windmühlen, 17 Wüstungen, 2675 Häus. und 11,541 Einw. Das Justizamt hat den Sitz zu Buttstedt, das Rentamt zu Hardisleben. — 2) Stadt und Sitz des gleichn. Justizamts, so wie einer Superintendentur, unter welche 20 Pfarren gehören. Sie ist mit verfallnen Mauern umgeben, wird von einem Bache, welcher der Losse zugeht, bewässert, hat 1 Kirche, 1 Bürgerschule mit 4, 1 Mädchenschule mit 1 Lehrer, 1 Mahl- und 2 Windmühlen, 355 Häus. und 1910 Einw., die sich von der Landwirthschaft auf einer einträglichen Feldmark, wozu die Wüstungen Emsen, Hohendorf, Schaferdorf, Stiebsdorf und Wenigenbuttstedt geschlagen sind, von der Wollenzeugweberei und einigen andern Gewerben nähren, doch ist die Zeugweberei und Strumpfwirkerei in neuern Zeiten sehr in Verfall gerathen und der Ort, wie alle Fabrikstädte, arm; 1782 waren hier 36 Strumpfwirker mit 17 Gesellen und 3 Lehrlingen, 14 Tuchweber, 3 Barettmacher, 9 Beutler, 8 Rothgerber, 11 Leinweber, 9 Posamentirer, 8 Seifensiedereien, 30 Schuhmacher und 2 Potaschsieder, welche Zahl wol nicht abgenommen hat, aber jetzt lange die alten Geschäfte nicht weiter macht. Doch gibt es einige wohlhabende Großhandlungen, und die 5 Kram- und Viehmärkte gehören zu den lebhaftesten und besuchtesten des Großherzogthums; auch wird in Wolle viel gethan. (*Hassel.*)

BUTTIGLIERA d'Asti, Marktfl. in Piemont in der Provinz Asti, mit dem Titel einer Grafschaft, hat 3000 Einw., die Feld- u. Weinbau treiben. (*Röder.*)

BUTTLAR, Pfarrdorf an der Ulster in dem großherzogl. weimarischen Amte Geiß der Prov. Eisenach. Es gehörte vormals als Lehn zu dem Fürstenthume Fulda, ist der Stammort, der besonders in Hessen und Franken angesessenen edlen Familien von Buttlar, hat 1 Kirche, 1 Schule, 69 Häus., 409 kath. Einw., 1 Posthalterei und 1 Mühle. Nahe dabei sieht man die Basaltkuppe, den Michelsberg, worauf 1 Kapelle steht. (*Hassel.*)

Button, Thomas, s. Nordpol-Expeditionen.

BUTTURINI (Mattia), geb. den 26. März 1752 in Salò am Gardasee. Trefflich vorbereitet durch Privatunterricht, bezog er mit Nutzen die Universität zu Padua,

wo er, obgleich noch sehr jung, durch seine Fertigkeit im Lateinischen und Griechischen sich auszeichnete. Schon 1773 erlangte er die Doktorwürde beider Rechte, ein ohnehin gesetzliches Erfoderniß zur Advocatur [1]), der er sich in Venedig selbst widmete. Kaum in der Hauptstadt angelangt, ernannte ihn seine Provinz (Brescia) zu ihrem Oratore bei der Signoria, ein Amt, das er 20 Jahre hindurch mit Beifall bekleidete. Beim Umsturz der Republik zog er sich in sein Vaterland zurück, doch im J. 1800 erging an ihn der Ruf als Professor der griechischen Literatur in Pavia. Als dieser Lehrstuhl aufgehoben wurde, erhielt er 1809 den des Civilprozesses auf der Universität zu Bologna und erst 1814 rief ihn die östreichische Regirung nach Pavia zurück, um dort aufs Neue klassische und italiänische Philologie zu lehren. Hier gedachte er seine Sprachstudien ruhig fortzusetzen, seine ausgezeichnete Bibliothek noch mehr zu bereichern und so recht eigentlich den Musen zu leben, als der Tod ihm seine einzige Tochter raubte. Mit ihr verlor er selbst Ruhe und Gesundheit. Seine zahlreichen Freunde hatten sich geschmeichelt, daß der neben seiner Professur ihm interimistisch anvertrauete Vortrag über den Civilprozeß ihn zerstreuen würde, er unterlag aber dem Schmerze nach einer kurzen Krankheit am 28. Aug. 1817 in einem Alter von 67 Jahren [2]). Unter seinen gedruckten Schriften verdienen seine lateinischen Gedichte eine namentliche Erwähnung, da sie durch klassischen Styl, Bilderreichthum und Geschmack den glücklichen Nachahmer unsterblicher Muster beurkunden. Sie führen den Titel: Matthiaei *Butturini* Salodiensis Carmina. Venetiis, ex typographia Joannis Gatti. 1785. 8. (*Gr. Henckel v. Donnersmarck.*)

BUTUA, Plin. III, 26. ein Küstenort in Dalmatien, in den Itinerarien Batua, bey Scyl. p. 9 u. Steph. Byz. Buthon, bei Ptol. II, 17. verschrieben Bulua 48: 41, 45, noch h. z. T. Budua, zwei Stationen von Cattaro. (*Ricklefs.*)

BUTUAN, Stadt auf der Insel Magindanao an dem gleichnamigen Flusse, der sich auf der Nordküste der Insel in das Meer mündet. Sie ist der Hauptort eines Distr. von 40,000 Menschen, der unter einem dem Sultan von Magindanao unterworfnen Raja steht. (*Hassel.*)

BUTUL, ein Bezirk in der hindost. Prov. Oude, den sich die Briten 1801 abtreten ließen, weil er hart an den Gränzen von Nepal belegen war. Er hat seinen eigenen Raja, der jetzt ein Vasall der Briten ist, und in dem Orte Khas Butul residirt. Dieser Ort, der sich am Tenavey ausbreitet, deckt einen Paß nach Nepal, und treibt einen bedeutenden Handel mit den Nepalesern, die Gold, Messing, Kupfer, Wachs und andre ihrer Produkte dahin bringen, und dafür Baumwolle und seidne Zeuge von Bengalen holen. (*Hassel.*)

BUTYRINUS, eine von Commerson aufgestellte Fischgattung, die Lacepede in die Nähe der Gattungen Cobitis und Amia brachte. Ihre Kennzeichen sind: der Kopf, bekleidet von kleinen Schuppen, nimt den 4. Theil der ganzen Länge des Körpers ein; eine Rückenflosse. Die einzige Art ist B. *bananus*. (*Lichtenstein.*)

BUTZBACH, ein Landraths- u. Landgerichtsbezirk der Provinz Oberhessen im Großherzogthum Hessen, ein Theil der schönen und fruchtbaren Wetterau, mit 26 Ortschaften und 12,000 Einwohnern. — Der Hauptort und Sitz des Landrathes ist die gleichnamige Stadt mit 2600 Einw., einem Schloß (noch im J. 1643 Residenz des Landgrafen Philipp von Hessen), und Zeug-, Strumpf-, Leder- u. Leinwandmanufakturen. (*Wagner.*)

Butzfleth, s. Buxfleth.

Butzlin, s. Bucolin.

BUUREN, Buyren, Stadt an einem Arme der Linge in dem Distr. Thiel der niederländischen Provinz Lingen. Sie besteht nur aus 2 sich durchkreuzenden Straßen, hat außerhalb derselben ein altes mit doppelten Mauern und Graben umgebenes Schloß, 1 Waisenhaus und 1519 Einwohner, die Märkte halten und sich von ihren Gewerben, mehr aber noch vom Handel nähren. (*Hassel.*)

BUUSCH oder **BUSCH** (Bousch, Buch), in Mittelägypten an der Westseite des Nils nach Bruce nicht volle 2½, nach Sonnini nur eine Viertelmeile vom westlichen Nilufer entfernt. Wansleben nent es ein großes Dorf und bemerkt noch, daß die Religiosen von St. Antonius Kloster hier ihre Meierei haben. Norden nent es ein schlechtes Dorf; Sonnini einen Flecken, in welchem eben, als er anfuhr, ein beträchtlicher Vieh- und Getreidemarkt gehalten wurde. Vielleicht folgt daraus, daß das, was aus Wansleben angeführt wurde, noch damals Statt hatte. Bei Pococke komt Bouche vor und heißt eine große Stadt, gelegen am Kanal, der nach Fajum geht, auch ist es ihm wahrscheinlich, daß es Ptolemais, der Hafen von Arsinoe sey, dessen Ptolemäus gedenkt. In der Umgegend von Busch wird auch Zuckerrohr gepflanzt. (*Hartmann.*)

BUWAIHIDEN oder **BUJIDEN**, eine persische, moslemische Dynastie, welche im 4. und 5. Jahrh. der Hedschra in Persien und Mesopotamien herrschte. Zu Bagdad, am Hofe der damaligen Abbassidischen Chalifen, bekleideten sie die Würde eines Emir el omara oder Reichsverwesers, so daß die Chalifen selbst in dem ihnen noch übrigen Gebiete wenig Gewalt besaßen. Die Dynastie führt ihren Namen von dem Namen ihres Stammvaters, welchen einige Bujah, andere Buwaih aussprechen. Früher schrieb man daher fast immer Bujiden; jetzt aber schreiben Manche Buwaihiden, und dieses hat auch wol am meisten Autorität für sich. Der arabische Geschichtschreiber Ebn challekan buchstabirt jenen Namen, und schreibt die Aussprache Buwaih genau vor; er sagt nämlich in seinen bekannten Biographien, im Artikel Abul hassan achmed ben abi schudscha buwaih, die Buchstaben des Namens seyn ein Be mit dem Vokale Damma, ein Wau mit dem Vokale Fatcha, ein quiescirendes Je, und ein quiescirendes He. Hiefür läßt sich ferner der Umstand anführen, daß es eine große Anzahl persischer und arabischer Namen gibt, welche mit den Sylben uwaih schließen, wie Sibuwaih, Neftuwaih, Chaluwaih. Auf der andern Seite aber schreibt die Calkuttische Ausgabe des Wörterbuches Camus jenen Namen: Buja,

---

1) J. F. Lebret Statsgeschichte der Republik Venedig, Riga, 1773. II. S. 459. §. 559. 2) Biblioteca italiana. Milano. XII. p. 450.

S. 1849; daher auch diese Aussprache nicht ohne Autorität zu seyn scheint. Vergleiche *Fraehn* Numi Cufici, Petersburg, 1823. p. 72.

Für die Geschichte dieser Fürsten besitzen wir zahlreiche arabische und persische Quellen, welche auch von europäischen Geschichtschreibern, wie D'Herbelot und Deguignes, viel benutzt worden sind; die Berichte derselben weichen öfters von einander ab, und die Angaben bedürften daher noch einer genaueren kritischen Vergleichung und Untersuchung, welche freilich ein weitläufiges Unternehmen ist. Die klare Darstellung der Geschichte dieser Dynastie ist nicht leicht, weil gewöhnlich mehre Fürsten neben einander regirten, Theile des Reiches von einem zum andern übergingen, und die Begebenheiten der einzelen Fürsten daher sehr in einander greifen. Wir wollen hier die Reihen der Fürsten kurz durchgehen.

Der Stammvater des Geschlechtes, Buwaih mit dem Zunamen Abu schudscha, war ein Fischer in der persischen Provinz Dilem, gegen das Jahr der Hedschra 300, oder J. C. 912. Seine Familie sollte von den persischen Königen, aus dem Geschlechte der Sassaniden, abstammen, wie wenigstens nachher gesagt ward, als Buwaihs Söhne Fürsten geworden waren. Buwaih hatte 3 Söhne, Ali, El hassan, Achmed, welche später die Ehrennamen Amad eddaula, Rokn eddaula und Moës eddaula erhielten, unter welchen sie am bekanntesten sind. Diese drei Söhne dienten anfangs als Soldaten, bei dem Dilemitischen Häuptling Makan, später bei dem Dilemitischen Fürsten Merdawidsch. Dieser zeichnete die jungen Buwaihiden sehr aus, und übertrug dem Amad eddaula den Befehl der Stadt El kardsch. Amad eddaula faßte jetzt den Entschluß, seiner Familie ein eigenes Reich zu erobern, indem er zum Theil den Merdawidsch seiner Staten beraubte. Vom Jahr 320—323 bemächtigte er sich der Städte Ardschan, Schiras, Isfahan und mehrer anderer, während seine beiden Brüder Rokn eddaula und Moës eddaula in anderen Gegenden Persiens sich festsetzten. Auf diese Weise begann die Herrschaft der verschiedenen Zweige der Buwaihidischen Dynastie. Zuvörderst ist zu bemerken eine Reihe der Buwaihiden, welche zu Schiras ihre Herrschaft gründete, darnach aber den Sitz ihrer Herrschaft nach Bagdad verlegte. Zu ihr gehören folgende Fürsten:

1) Amad eddaula, d. i. Stütze des Reiches, schlug, nachdem er seine Staten erobert hatte, seinen Sitz in der Stadt Schiras auf, und ward von dem Chalifen Erradhi in seinen Eroberungen bestätiget, erhielt auch das Münzrecht. Er führte noch einige glückliche Kriege gegen Waschmegir, den Bruder des Merdawidsch, und da er keine Söhne hatte, so nahm er seinen Neffen Adad eddaula, einen Sohn Rokn eddaulas, zum Nachfolger an. Im J. 338 starb Amad eddaula.

2) Adad eddaula, d. i. der Arm des Reiches, folgte dem Amad eddaula auf dem Throne, eroberte im J. 357 die Provinz Kerman, und im J. 364 die Stadt Bagdad, und stellte daselbst die Ordnung und das Ansehen des Chalifen wieder her. Doch verließ er Bagdad wieder wegen seines Vaters, und als dieser im J. 366 gestorben, schlug er abermals seinen Sitz in Bagdad auf. Er verwaltete daselbst das Amt eines Emîr el omarâ, und bekriegte seinen Bruder Fachr eddaula. Um seine Staten machte er sich sehr verdient durch große und nützliche Bauten, von Krankenhäusern, Tempeln, Mauern, Brücken; auch die christlichen Unterthanen unterstützte er bei der Erbauung von Kirchen. Die Gelehrten und Künstler beschützte und pflegte er, und war überhaupt einer der ausgezeichnetsten Fürsten dieser Familie. Er starb zu Bagdad im J. 372.

3) Samsam eddaula, d. i. Schwert des Reiches, Sohn und Nachfolger des Adad eddaula zu Bagdad. Er ward entthront durch seinen Bruder Scheref eddaula im Jahr 376, und in ein persisches Schloß gefangen gesetzt.

4) Scheref eddaula, d. i. Ehre des Reiches, auch ein Sohn Adad eddaulas. Nach seines Vaters Tode bemächtigte er sich zuerst der Stadt Schiras, und eroberte dann auch Bagdad von seinem Bruder. Hier herrschte er jedoch nur kurze Zeit, und starb im J. 379.

5) Bahâ eddaula, d. i. Glanz des Reiches, ein Sohn des Scheref eddaula, welcher seinem Vater in der Herrschaft zu Bagdad folgte. Im J. 381 setzte er den abbasidischen Chalifen Etthäï lillah ab, um sich der Reichthümer desselben zu bemächtigen. Er regirte zu Bagdad bis 403, wo er starb.

6) Sultân eddaula, d. i. Fürst des Reiches, Sohn des Bahâ eddaula, folgte seinem Vater auf dem Throne zu Bagdad, scheint sich jedoch anfangs in Schiras aufgehalten zu haben. Im Jahr 411 ward er aus Irak vertrieben durch seinen Bruder Moscharref eddaula, und starb im J. 415 zu Schiras.

7) Moscharref eddaula, d. i. Verherrlicher des Reiches, ein Bruder des vorher erwähnten. Er wird als gerecht und liebreich gerühmt, entriß aber die Herrschaft zu Bagdad seinem Bruder, und starb im J. 416; worauf in Bagdad große Unruhen ausbrachen.

8) Dschelâl eddaula, d. i. Herrlichkeit des Reiches, gleichfalls ein Sohn des Bahâ eddaula, übernahm im J. 418 auf Bitten des Chalifen El kadir billah die Regirung zu Bagdad. Im Jahr 423 ward er durch einen Aufruhr aus Bagdad vertrieben, erhielt jedoch seinen Posten daselbst wieder. Inzwischen hatte er Mühe sich bei den immer wiederkehrenden Unruhen zu behaupten. Er starb zu Bagdad im J. 435.

9) El melik abu kalidschar, ein Sohn des Sultân eddaula, welcher früher zu Schiras in Persien seinen Sitz gehabt hatte, bemächtigte sich 436 auch Bagdads, nachdem er Dschelâl eddaulas Sohn, den El melik el asis, von dort vertrieben hatte. El melik abu kalidschar starb zu Dschanaba in Persien im J. 440.

10) El melik errachîm, ein Sohn des El melik abu kalidschar, trat nach seines Vaters Tode die Regirung zu Bagdad an. Der Seldschukide Togrul beg hatte damals in Persien sein Reich gegründet, und zog endlich 447 auch in Bagdad ein. El melik errachîm ward seiner Würde beraubt, und gefangen genommen. Mit ihm endete die Herrschaft der Buwaihiden zu Bagdad.

Unter den früheren Fürsten dieses Hauses sind ferner folgende zwei zu bemerken, welche zu Bagdad regirten, ehe Adad eddaula dieser Sadt sich bemächtigte:

11) Moïs eddaula, d. i. Ehrer des Reiches, ein

Bruder des Amád eddaula. Im J. 334 zog er zu Bagdad ein, und übernahm das Amt des Emir el omará. In demselben Jahre setzte er den Chalifen El mostaffi ab, und ernannte zum Nachfolger desselben den El motht lillah. Mit dem vormaligen Emir el omará, dem Nässer eddaula, führte Moïs eddaula in den Jahren 336 und 337, und auch später, langwierige Kriege. Er betrachtete sich zu Bagdad eigentlich nur als einen Statthalter seiner Brüder Amád eddaula und Rokn eddaula, und starb daselbst im J. 356.

12) Jß eddaula, d. i. Ehre des Reiches, Sohn des Moïs eddaula, auch Bachtijár genant. Er folgte seinem Vater in der Regirung zu Bagdad, ergab sich aber den Ausschweifungen, und machte sich verhaßt. Er ward durch den Türken Estekin hart bedrängt, und rief 364 den Adad eddaula zu Hilfe; dieser vertrieb im J. 367 den Jß eddaula gänzlich aus Bagdad. Jß eddaula zog in demselben Jahre noch einmal mit einem Heere wider den Adad eddaula, ward aber gefangen genommen und getödtet.

Ferner ist folgende Reihe zu bemerken, welche im südwestlichen Persien ihren Sitz hatte:

13) Rokn eddaula, d. i. Eckpfeiler des Reiches, ein Bruder des Amád eddaula und des Moïs eddaula, eroberte gegen 324 die Gegend von Jsfahan und Rei, und wählte Jsfahan zu seiner Residenz. Für den Besitz dieser Länder führte er Krieg gegen den Waschmegir. Im Jahr 351 eroberte er auch Tabarestan und Dschordschan, und bekriegte dann den Samanidischen Fürsten Mansúr ben Nüch in Chorassan. Er starb im J. 366.

14) Mowajjid eddaula, d. i. Stärker des Reiches, ein Sohn des Rokn eddaula, regirte nach seines Vaters Tode in Rei und Jsfahan. Er bekriegte seinen Bruder Fachr eddaula und dessen Bundesgenossen, den Fürsten Kabus und den Samaniden Nüch in Chorassan mit abwechselndem Glücke, behauptete sich jedoch im Besitze seiner Länder und starb im J. 373.

15) Fachr eddaula, d. i. Stolz des Reiches, gleichfalls ein Sohn des Rokn eddaula, erhielt bei seines Vaters Tode die Provinzen Hamadan und Dinawer. Sein Bruder Mowajjid eddaula beraubte ihn fast aller seiner Staten, und Fachr eddaula mußte bald bei Kabus, bald bei dem Samaniden Nüch eine Zuflucht suchen. Als aber Mowajjid eddaula 373 gestorben war, folgte ihm Fachr eddaula in der Herrschaft zu Jsfahan. Er behauptete sich daselbst, und starb im J. 387.

16) Medschd eddaula, d. i. Ruhm des Reiches, ein Sohn des Fachr eddaula. Er folgte seinem Vater auf dem Throne, und regirte großentheils unter der Leitung seiner weisen Mutter Seidat. Als diese gestorben, geriethen seine Angelegenheiten in Verfall, und im Jahr 420 ward er durch Machmúd, den Sultan von Gasna, angegriffen und gefangen genommen. Mit ihm endete das Reich dieser Reihe der Buwaihiden.

Noch sind zu bemerken:

17) Kiwam eddaula, d. i. Erhalter des Reiches, ein Sohn des Bahá eddaula, welcher in der persischen Provinz Kerman regirte, und im J. 419 starb.

18) El melik el asis, ein Sohn des Dschelál eddaula. Er vermochte nicht nach seines Vaters Tode den Thron zu behaupten, sondern verließ Bagdad, und begab sich zu dem benachbarten Fürsten Nasser eddaula. In dessen Gebiet starb er im J. 441.

Über diejenigen dieser Fürsten, welche die Würde des Emir el omará zu Bagdad bekleideten, kann man auch vergleichen: *Umbreit* commentatio, exhibens historiam emirorum al omarah (omará) ex Abulfeda. Göttingen 1816. (*J. G. L. Kosegarten.*)

BUXAR, Stadt und Festung in dem Distr. Shahabad der Prov. Bahar der britisch. Präsid. Bengalen; sie liegt am Ganges, hat 18,000 Einw. und unterhält starke Baumwollweberei. Bei derselben erfochten 1764 die Briten einen berühmten Sieg über den Nabob von Bengalen und dessen Verbündete. (*Hassel.*)

Buxbaum, s. Buxus.

BUXBAUM (Johann Christian), Botaniker, Sohn eines Arztes, geboren im Okt. 1694 zu Merseburg, sollte Arzneiwissenschaft studiren, legte sich aber zu Leipzig, Wittenberg, Jena und Leiden hauptsächlich auf die Kräuterkunde, und kam zu seinem Vater zurück, ohne die Doktorwürde angenommen zu haben. Der berühmte Arzt Friedrich Hofmann in Halle verschaffte ihm einen Ruf nach St. Petersburg, wo er die Flora der Umgegend untersuchte, und einen medizinisch-botanischen Garten anlegte. Er bereiste mehre russische Provinzen, kam nach Sibirien, Astrakan und bis an die persischen Gränzen, um die daselbst wachsenden Kräuter kennen zu lernen. Als 1724 zu St. Petersburg die kaiserl. Akademie der Wissenschaften errichtet wurde, erhielt er eine Stelle in derselben, und bei der zugleich gestifteten hohen Schule ein Lehramt. Bald bekam er aber eine andere Bestimmung, denn als der Graf Romanzow 1726 den Gesandtschaftsposten, in Konstantinopel übernahm, begleitete ihn Buxbaum dahin, durchreiste mehre Provinzen Griechenlands in botanischer Hinsicht, und kam nach 16 Monaten nach St. Petersburg zurück. Um durch eine Luftveränderung seine Gesundheit wieder herzustellen, reiste er 1729 zu seinem Vater nach Sachsen, starb aber den 7. Julius 1730 zu Wermsdorf an der Schwindsucht. Sein kurzes Leben war fruchtbar für die Wissenschaft, der er sich ausschließend widmete. Davon zeugen seine Abhandlungen in den Commentationen der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, abgedruckt im 1, 2, 3 und 4. Bde.; seine Enumeratio plantarum accuratior in agro Halensi vicinisque locis crescentium, una cum earum characteribus et viribus. Halae 1721. 8., und besonders sein Hauptwerk: Plantarum minus cognitarum circa Byzantium et in Oriente observatarum Centur. V. Petropoli 1728 — 40. 4. (zuletzt von Gmelin herausgegeben), mit 65, 50, 74, 39 und 64 Kpf. Er stellt in diesem Werke viele damals noch unbekannte Arten, besonders von afrikanischen Pflanzen, auf, aber seine Beschreibungen, vornehmlich der Cryptogamen, sind undeutlich und zu kurz. Linné weihte seinem Andenken ein Pflanzengeschlecht aus der Familie der Moose, dem er den Namen Buxbaumia beilegte *). (*Baur.*)

*) Rauffts Schreiben von dem Leben und Schriften Buxbaums, in den teutschen Actis erud. Th. 207. S. 182 — 191. Denkwürdigkeiten aus d. Leben ausgez. Teutschen. 140. Biogr. univ. T. VI. (von Guizot u. Du Petit Thouars).

BUXBAUMIA, eine merkwürdige, nach dem eben genannten J. Ch. Buxbaum benannte Moosgattung, die von allen übrigen theils durch den Mangel an Blättern, theils durch dreifache Besatzung der Mündung abweicht. Aus einer kleinen Knolle, die oberwärts mit Borsten besetzt ist, welche die Stelle der Blätter vertreten, erhebt sich der kurze scharfe Fruchtstiel mit einer schiefen im Verhältniß großen Kapsel, deren Mündung zu äußerst mit abgestutzten Zähnen, dann mit Wimpern, und zu innerst mit einer kegelförmigen Haut besetzt ist. Es wächst im Norden von Europa an schattigen Abhängen. (*Sprengel.*)

BUXDORF (Wilkor Theoderich von) ein Schlesier, gest. als Bischof zu Naumburg an der Saale 1466, nachdem er früher in Leipzig die Rechte gelehrt hatte. Von ihm bewahrt die Rhedingersche Bibliothek zu Breslau eine Handschrift auf Pergament, betitelt: die Blume über den Sachsenspiegel 1486. die Bemerkungen über dieses uralte Gesetzbuch, zugleich aber auch manches alte breslauische Statut enthält. (*Fr. Em. Fischer.*)

BUXEDAWAR, (26° 52′ N. Br. und 107° 12′ L.) Festung an der Straße von Cutch Bahar nach Tassisudon in der Rajaschaft Butan, der Sitz eines Subah, dabei ein Dorf von 10 bis 12 Häusern. Bei dieser Festung führt die Hauptstraße aus Bengalen nach Butan vorbei. (*Hassel.*)

BUXENTUM, gr. Πυξοῦς, Stadt, Vorgebirge, Hafen und Fluß, gegenw. Busento, südl. vom Vorgeb. Palinurus in Italien, Röm. Colonie*). Besonders merkwürdig für die Naturgeschichte und die Kentniß von dem ehemaligen Stand der Meeresfläche in diesen Gegenden sind die, von Sickler und Brocchi häufig bemerkten Löcher der Pholaden (Mytilus Pholas) in den Felsen um sie, an der Küste, besonders gegen das Vorgeb. Palin. hin, bis zu einer Höhe von 18—30 Fuß; mit noch darin vorhandenen Resten der Muschel. (*Sickler.*)

BUXHEIM, Pfarrdorf an der Iller, 1 St. von Memmingen, im gleichnamigen Herrschaftsgerichte des baierischen Oberdonaukreises, mit 60 Häusern, 380 Einw. und 1 Schlosse. Hier bestand ehemals ein Karthäuser-Kloster, welches eine sehr ansehnliche Bibliothek mit vielen Büchern des ersten Druckes besaß. Im J. 1803 wurde dieses Kloster dem Grafen von Ostein für seine verlorne Reichsherrschaft Millendonk zur Entschädigung gegeben. Östreich aber legte Sequester darauf, behauptend, was in seinem Gebiete liege, gehöre ihm. Nachher kam es an den Grafen Waldbott-Bassenheim und bildet nun ein Herrschaftsgericht desselben, welches auf $\frac{1}{100}$ QM. 65 Häuf., 11 Nebengebäude, 82 Familien und 427 Einw. umfaßt. (*Eisenmann.*)

BUXHÖWDEN (Friedrich Wilhelm, Graf von), kais. russ. General und Inhaber vieler Orden, ein glücklicher Feldherr, wenn es galt, gute Entwürfe kühn und entschlossen auszuführen, dabei gerecht, einsichtsvoll und thätig in der obern Heerverwaltung, im Statsdienste treu und ehrlich, im Umgange bieder, offen und einnehmend, ohne jedoch die Gewandtheit des Hofmanns zu besitzen,— verdient als Wiborgs Befreier (1789) u. Finlands Eroberer (1808) einen ausgezeichneten Platz in Rußlands Geschichte.

F. W. von Buxhöwden, geb. d. 14. Sept. 1750 auf dem von seinem Vater gepachteten Krongute Magnusdahl auf der Insel Moen bei Oesel, stamt aus einer der ältesten Familien Lieflands, die bereits vor dem J. 1185 in dem Erzstifte Bremen begütert gewesen war, dann an den Ufern der Düna sich angesiedelt hatte, und seit 1527 das Gut Padel in der Provinz Oesel besaß. Daß Bischof Albrecht, der Erbauer Riga's, Albrecht Buxhöwden geheißen habe, läßt sich urkundlich nicht darthun. Ein Herrmann Buxhöwden war 1251 Bischof von Oesel; seitdem komt dieser Name in den Jahrbüchern Lieflands öfter vor; allein Friedrich Wilhelm von B. war der erste, welcher in die Geschichte Rußlands und Europas ihn einführte. Sein Vater, der kais. russ. Collegienassessor, Otto Friedrich von Buxhöwden, Erbherr auf Padel, starb 1754, und hinterließ elf Kinder, ohne Vermögen. Die fünf älteren Söhne traten in russ. Kriegsdienste; den zehnjährigen Friedrich Wilhelm brachte die Mutter 1760 in das Cadettenhaus nach St. Petersburg. Alles, was sie ihm bei seinem Eintritt in die Welt mitgeben konnte, bestand in zwölf Rubeln. Schon 1769 focht Buxhöwden gegen die Türken. Die Geistesgegenwart, mit welcher er vor Bender (29. Aug. 1770) einen Überfall der Türken, als bereits sein Major, der Kapitän und der ältere Lieutenant gefallen waren, an der Spitze der rasch gesammelten Grenadiere zurückschlug, wandte zuerst das Auge des Feldherrn Rumanzoff auf den zwanzigjährigen Jüngling. Darauf zeichnete er sich bei der Erstürmung Bender's, Brailow's, Giurgewo's u. a. O., wie im Feldkampfe bei Turna und bei andern Gelegenheiten so aus, daß der General-Feldzeugmeister Fürst Orlow ihn zu seinem Adjutanten wählte. Der nähere Umgang mit diesem Fürsten, welchen er 1774 und 1775 auf einer Reise durch Teutschland und Italien begleitete, und die Reise selbst wirkte vortheilhaft auf die geistige Bildung Buxhöwdens. Da er auch im geselligen Leben sehr angenehme Formen mit einer schönen Figur verband, gewann er die Liebe der Tochter eines vornehmen Russen, und seine Vermälung 1777 mit der geistvollen Natalia Alexejeff, nationalisirte den jungen Liefländer als Russen, indem seine Kinder, nach den Gesetzen, sich zur Religion ihrer Mutter, der griechischen Kirche, bekennen mußten. Buxhöwden stieg nun bald bis zum Obersten (1783) und Flügeladjutanten der Kaiserin. In dem Kriege 1789 fg. befehligte er als Generalmajor ein russisches Heer, unter dem Oberbefehle des Prinzen von Nassau, gegen die Schweden in Finland: er entsetzte damals die vom Feinde hart bedrängte Festung Friedrichshamm, und schlug darauf den Angriff der an Zahl weit stärkeren Schweden auf Wiborg zurück; indem er sich persönlich an die Spitze der bereits zurückweichenden Scharen stellte und durch Wort und Beispiel deren Muth entflammte. Dadurch rettete er die russische Galeerenflotte, und Katharina belohnte ihn, außer dem Annenorden erster Klasse mit dem erblichen Eigenthume des Gutes Magnusdahl, seines Geburtsorts.

In dem polnischen Kriege 1792 und 1794 befehligte B. als Generalmajor einen Theil des Heeres unter Suwarow, namentlich beim Sturme auf Praga, wo er

*) *Strabo* 6, 1. *Liv.* 34, 45. *Vellej. Pat.* 1, 15.

persönlich der Wuth seiner Krieger Einhalt that. Suwarow ernannte ihn hierauf zum Gouverneur von Warschau, und Katharina übertrug ihm die Verwaltung von Polen. Diese führte er bis zum 9. Jan. 1796, an welchem Tage die Preußen Polens Hauptstadt besetzten, mit solcher Mäßigung, daß Warschau eine Münze auf ihn prägen ließ [1]). Seine Monarchin schmückte ihn mit neuen Orden, und der König von Preußen erhob ihn und seine Erben in den preußischen Grafenstand.

Schwieriger war seine Stellung als Militärgouverneur von St. Petersburg, wozu ihn Kaiser Paul im J. 1797 ernannte. Mit Ruhe und Festigkeit bei richtiger Beurtheilung der Umstände, durfte er selbst den Befehlen des Kaisers, wo dieser irrte, sich zu widersetzen wagen. Paul erhob ihn zum Generallieutenant und gab ihm mehre Zeichen seiner Gnade; allein durch fremde Einflüsterung verlor Graf Buxhöwden die Gunst des Monarchen, und ward auf seine Güter verwiesen. Jetzt lebte er mit seiner Familie in Teutschland, bis Alexander den Thron bestieg, der ihn zurückrief und ihm den Auftrag ertheilte, das Abgabensystem in der Hauptstadt gleichmäßiger zu ordnen; ein verwickeltes Geschäft, das B. bei der Geradheit seines Charakters und unabhängig, wie er war, von Familien-Einfluß, zu fast allgemeiner Zufriedenheit redlich vollzog. Alexander ernannte ihn hierauf zum Generalgouverneur von Lief-, Ehst- und Curland, wo zugleich die Truppen unter seiner Oberaufsicht standen. Während seiner Verwaltung bereiste der Kaiser diese Provinzen im J. 1804, und besuchte am 14. Mai mit Buxhöwden auch die Insel Oesel, wo die Ritterschaft seitdem jährlich an jenem Tage den Besuch des Monarchen durch ein Fest der Wohlthätigkeit feiert [2]).

Die edle Wirksamkeit des Grafen Buxhöwden unterbrach 1805 der Krieg in Teutschland. Er führte damals das zweite russische Heer zu dem Hauptheere in Mähren unter Kutusow, und befehligte hierauf den linken Flügel. Mit diesem sollte er in der Schlacht bei Austerlitz (2. Dec. 1805) den rechten Flügel der Franzosen umgehen. Er drang aber mit der ersten Kolonne, welche der Gen.-Lieut. Dochtorow führte, zu weit vor, und ward von 2 Divisionen des Davoustschen Corps in Engwegen aufgehalten; unterdessen hatten die 2te und 3te Kolonne, um den rechten Flügel auch von vorn anzugreifen, die wichtigen Höhen von Pratzen entblößt, welche Napoleon sofort durch Soult erstürmen ließ, wodurch die drei ersten vereinzelt fechtenden russischen Kolonnen von der 4ten, die im Mitteltreffen stand, getrent, dieses aber und der rechte Flügel zurückgeschlagen wurden; nun mußten auch die drei zum Theil schon besiegten Kolonnen des linken Flügels unter Buxhöwden um 3 Uhr Nachmittags ihren Rückzug antreten, der in dem morastigen Boden und auf dem schmalen Dammwege nicht ohne großen Verlust an Geschütz und Mannschaft bewerkstelligt werden konnte [3]).

General Buxhöwden kehrte nach Rußland zurück. Am Ende des J. 1806 befehligte er ein Heer von 50,000 Mann in Neuostpreußen unter dem Oberfeldherrn Kamensky, der ihm, während Bennigsen am 26. Dec. die Schlacht bei Pultusk lieferte, den Oberbefehl mit der Anweisung übertrug, daß er das Heer zusammenziehen und an den Gränzen Rußlands aufstellen sollte. Bennigsen verlor die Schlacht, und führte in seinem Bericht an den König von Preußen als Grund davon an, Graf Buxhöwden sey mit der so lange erwarteten Unterstützung bei Pultusk nicht eingetroffen. Buxhöwden war jedoch am 26. selbst von Davoust und Augereau bei Golymin angegriffen worden und hatte eben Bennigsen aufgefodert, zu ihm zu stoßen, um Ney bei Königsberg abzuschneiden, als er plötzlich nach Petersburg zurückberufen wurde. Bennigsen erhielt jetzt den Oberbefehl. Jene Beschuldigung war nicht gegründet; denn Buxhöwden hatte weder von Bennigsens Angriff, noch von der zu leistenden Unterstützung eine Anzeige erhalten. Er bat daher den Kaiser um seine Entlassung, die er aber nicht erhielt; auch foderte er vom General Bennigsen Genugthuung, und erlangte dadurch so viel, daß jener den Bericht für falsch abgedruckt erklärte. Der König von Preußen gab damals dem General Buxhöwden den schwarzen Adlerorden [4]). Nach dem Waffenstillstande von Tilsit übertrug ihm der Kaiser den Oberbefehl über das geschlagene russische Heer, welches er hierauf am Dnepr und an der Düna zusammenzog, und binnen 3 Monaten wieder herstellte. Seine dabei bewiesene Thätigkeit belohnte der Kaiser mit dem Andreasorden.

General Buxhöwden beschloß seine kriegerische Laufbahn durch den Feldzug in Finland 1808. Als Oberfeldherr drang er mit 18,000 Mann am 21. Februar ohne Kriegserklärung über den Gränzfluß Kymmene, nahm Lovisa am 22., und erließ 2 Aufrufe an das finländ. Volk, Unterthanen und Soldaten zum Abfall von Schweden zu bewegen; den letztern versprach er sogar Geld, wenn sie ihre Waffen und Pferde an die Russen ablieferten; Finland selbst, hieß es, werde zu dem eigenen Besten des

1) Um das Bildniß des Generals stehen die Worte: F. W. Buxhöwden, Russ. imp. Supr. Excub. praef. Adi. Castr. plur. Ord. Eques. Auf der andern Seite stehen die Worte: Custodi—Administratori — Varsaviae, nec non -provinciarum quas prae —sidia obsident Russica — Regni poloniae — optimo — Gratia Varsaviae — MDCCXCV. Die Kaiserin gab ihm den Georgorden 3r, den Wladimirorden 2r Klasse; auch erhielt er damals den polnischen weißen Adler- und den preußischen rothen Adlerorden. 2) Es ist beschrieben in den Zeitgenossen, Heft XXI. Leipzig 1821. S. 181, wo sich ein aus Familienpapieren verfaßter biographischer Aufsatz über den Grafen von Buxhöwden befindet, der bei diesem Art. benutzt worden ist.

3) Man s. üb. diese Schlacht den Art. Austerlitz, und die Schrift: Materialien zu der Geschichte der Schlacht bei Austerlitz. Gesammelt von einem Militär. 1806. 8., mit 1 Charte und einem Plane der Schlacht. 4) Über dieses Verhältniß des Generals Buxhöwden zu dem Gen. Bennigsen gibt der angeführte Aufsatz in den Zeitgenossen näheren Aufschluß. Buxhöwden glaubte, daß Bennigsen absichtlich von ihm keine Unterstützung verlangt habe, um nicht unter dem Oberbefehle von Buxhöwden, diesem die Ehre des Sieges bei Pultusk überlassen zu müssen. Wie dem auch seyn mag, so viel ist gewiß, daß die aus Bennigsen's Schlachtbericht in die Zeitgeschichte übergegangene Behauptung: „daß nur die Eifersucht des Generals Buxhöwden dem General Bennigsen bei Pultusk den gewissen Sieg entrissen habe." (s. Saalfeld's Gesch. der neuesten Zeit, 3. B. 1. Abth. S. 328.) keinen historischen Grund hat, und daß ihr sowol Buxhöwdens Charakter, als auch die in den Zeitgenossen Heft XXI., S. 182 angeführten Thatsachen widersprechen.

Volks besetzt und solle wie andere von Rußland eroberte Provinzen großmüthig behandelt werden [5]). In der Folge aber, als die Finländer diesem Aufrufe nicht entsprachen, wurde der Krieg mit großer Erbitterung geführt, so daß der König von Schweden in einem Schreiben [6]) den Kaiser Alexander ersuchte, den Unmenschlichkeiten Einhalt zu thun. Es scheint, daß Buxhöwden nicht im Stande gewesen ist, seine Krieger, die in diesem eben so beschwerlichen als thätig geführten Feldzuge mit den größten Hindernissen zu kämpfen hatten, an Menschlichkeit zu gewöhnen. Am 23. März war die Hauptstadt Finlands Åbo, und am 6. April Sweaborg, das nordische Gibraltar, genommen worden. So eroberte General Buxhöwden binnen 10 Monaten, nach 27 Land- und 6 Seetreffen und 2 Belagerungen, mit höchstens 40,000 Mann das ganze Land bis Torneo, ungeachtet Finland durch die Vaterlandsliebe seiner Bewohner, durch ein tapferes Heer von 28,000 Mann und durch die Natur des von Morästen, Flüssen, Waldgebirgen und Engwegen vertheidigten Bodens, dem Sieger großen Widerstand entgegensetzte. In Folge solcher Anstrengung war des Feldherrn Gesundheit geschwächt. Er übergab daher, nachdem er am 19. Nov. 1808, den Waffenstillstand u. Räumungsvertrag zu Olkioki mit dem schwedischen General Klerker hatte abschließen lassen [7]), am 12. Dec. 1808, den Oberbefehl an den General Knorring und kehrte nach Ehstland zurück. Von hier reiste er im Okt. 1810 auf sein Landgut nach Wien, um die naheliegenden Heilquellen zu brauchen; im Jul. 1811 traf er auf seinem Schlosse Lohde in Ehstland wieder ein, und starb daselbst, den 23. Aug. 1811, im 61. Jahre seines Alters. (*Hasse.*)

BUXTEHUDE, eine Stadt in der hanöv. Landdrostei Bremen, welche vormals die zweite Stadt des Herzogthums Bremen war, noch jetzt die Landsässigkeit behauptet und ihren eignen Magistrat und Gerichtsbarkeit hat, auch der Sitz einer Haupt- u. Lizentrezeptur und Stempeldistribution ist. Sie liegt an der Este, hat verfallene Mauern, aus welchen 3 Thore führen, 1 Kirche, 1 Hospital, 288 Häus. und 1701 Einw., und nährt sich vom Acker- und Gartenbau, von einigen bürgerlichen Gewerben und der Krämerei; es bestehen hier einige Gerbereien, einige Tabaksfabriken, 1 kleine Zuckersiederei (ob noch?), und ein paar Strumpfwirker u. Seifensieder, und es werden 6 Jahr- und Viehmärkte gehalten. Aber die Hauptsache machen doch Acker-, Gartenbau und Viehzucht aus; der hier gezogene Meerrettig wird geschätzt und ausgeführt. Die Durchfuhr gewährt einigen Gewinn. (*Hassel.*)

BUXTON, 1) Marktfl. in der Grafschaft Derby des Königr. England mit 934 Einw., berühmt wegen seiner Heilbäder, die eine Temperatur von 82° Fahrenheit haben, und so reichlich hervorquellen, daß 60 Gallonen in 1 Minute sich ausgießen. Es sind 3 Männer-, 2 Frauen- 1 Armenbad vorhanden; die Badeanstalten sind vortrefflich und das Versamlungshaus vom Herzoge von Devonshire seit 1781 mit einem Kostenaufwande von 1,200,000 Guld. aufgeführt. Die Kurzeit dauert vom Juni bis Ende Okt. Jährlich kommen zwischen 800 bis 1000 Gäste. — 2) Ortschaft am Saco in der Grafsch. York des nordamerikanischen Stats Maine mit 2334 Einwohnern. (*Hassel.*)

BUXTORF, nach der ursprünglichen Rechtschreibung in der frühern Heimath „Bockstrop" oder „Boxtrop," ist der Name einer Familie, welche der Universität Basel einige ausgezeichnete Orientalisten gab, und in welcher dieses Studium eben so sich forterbte, wie in den Bauhins die Naturwissenschaft, und in den Bernoulli's die Mathematik. Der berühmteste und zugleich der Stammvater der Nachfolgenden war Johann, geb. zu Kamen in Westphalen den 25. Dec. 1564. Er erhielt seinen ersten Unterricht zu Hamm und Dortmund. Nachdem er frühzeitig seinen Vater, der auch Johann hieß und Prediger zu Kamen war, verloren hatte, studirte er zuerst zu Marburg, nachher zu Herborn. Unter Piscator legte er den Grund zu seinen Kentnissen der hebräischen Sprache. Bald half er diesem selbst bei seinen gelehrten Arbeiten, und Piscator gestand offen, er sey von seinem Schüler übertroffen worden. Er besuchte hierauf Heidelberg und kam 1588 nach Basel, um Grynäus und Hospinian, welcher dort sich aufhielt, zu hören. Nachher studirte er zu Genf bei Beza. Grynäus bewog den durch Gelehrsamkeit und Charakter sich empfehlenden Jüngling in Basel, welches sich und seine hohe Schule auch in jenem Zeitalter durch die Aufnahme talentvoller Ausländer oft bereicherte und dadurch seine Bürger selbst zu Anstrengungen weckte, zu bleiben, und Curio, ihn in sein Haus aufzunehmen. 1690 erhielt er das Professorat der hebräischen Sprache, welches er bereits 2 Jahre lang besorgt hatte. 1593 heirathete er des Leo Curio Tochter, Margaretha, welche ihm 5 Söhne, 3 derselben 1596 in einer Geburt, und 6 Töchter gebar. Mit der größten Beflissenheit lebte er ganz dem Studium der hebräischen und der übrigen mit demselben verwandten Sprachen. Täglich schenkte er demselben 8 — 10 Stunden. Die Commentarien der Rabbinen über die heil. Schrift und alle ihre Bücher, die er nur aufbringen konnte, studirte er mit dem beharrlichsten Fleiße. Zu verschiedenen Malen unterhielt er gelehrte Juden in seinem Hause, um sich von ihnen Unterricht und Aufschlüsse über solche Gegenstände zu verschaffen, welche ihre besondern Gebräuche und Ansichten betreffen. Seine Kentnisse stiegen so hoch, daß er nicht nur als der größte Kenner des Hebräischen, der ältern orientalischen Sprachen und der jüdischen Alterthümer unter seinen Zeitgenossen angesehen, sondern endlich von den Juden selbst als solcher betrachtet wurde. Aus den entferntesten Gegenden wurde er von diesen, vornehmlich über dunkle Stellen des Ceremonien-Gesetzes und ihrer eigenen Ausleger zu Rathe gezogen, und auf der baselschen Bibliothek sind einige hundert Briefe von teutschen, böhmischen, polnischen, italiänischen Gelehrten der jüdischen Nation vorhanden, welche dies beweisen. Doch die große Liebe für seine Hebräer und ihre Eigenthümlichkeiten brachte ihn mehr als ein-

---

5) Der erste Aufruf war vor dem Einfall, von Friedrichshamm aus, der zweite vom 22. Febr. von Lovisa datirt. Schöll in d. Hist. des Traités de paix T. XIV. S. 176 fgg. theilt beide mit, wegen ihrer „forme inusitée" und „extraordinaire." 6) Aus Grelsby auf den Alandsinseln, vom 7. Sept. 1808. Es steht abgedruckt in Schöll's Werk, a. a. O. S. 199. 7) S. Schöll a. a. O. S. 201.

mal in Verlegenheit*). — Von Gelehrten und gelehrten Behörden erfuhr er häufige Beweise von Achtung und Auszeichnung, 1610 wurde ihm der theologische Lehrstuhl angetragen; er nahm denselben aber nicht an. 1611 wurde ihm der hebräische Lehrstuhl zu Saumur, einige Jahre nachher der zu Leyden angeboten. Er lehnte die Einladungen ab, und die Regirung vermehrte ihm seinen Gehalt. Mit Ph. du Plessis Mornai, Jos. Scaliger, Js. Casaubon, Daniel Heinsius, Franz Donati u. A. stand er in häufigem wissenschaftlichen Verkehr. Seine Bibliothek enthielt das Ausgezeichnetste seines Faches. Sein Hörsaal wurde zahlreich und von vielen Auswärtigen besucht. Er starb an der Pest den 13. Sept. 1629 mit dem Rufe des größten Kenners seines Faches durch ganz Europa. Die meisten von seinen gelehrten Arbeiten wurden auch noch von den folgenden Geschlechtern geschätzt und zu wiederholten Malen aufgelegt: **Manuale Hebraicum et Chaldaicum**, Basil. 1602, wovon die siebente, von seinem Sohne Johann 1658 veranstaltete Auflage die beste ist. Die **Synagoga Judaica** kam zuerst Teutsch heraus zu Basel 1603, wurde nachher vermehrt ins Lateinische und Holländische übersetzt und oft wieder aufgelegt. Diese Schrift behandelt die Dogmen und das Ceremoniengesetz der Juden, enthält aber viele rabbinische Spitzfindigkeiten. Ungeachtet des neuern Werkes des Leo von Modena über dieselbe Materie, übersetzt von Richard Simon, ist es noch von Werth. — **Epistolarum hebraicarum decas**, hebr. et lat. Bas. 1603. 8. — **Disputatio Judaei cum Christiano**, Han. 1604. 8. und wieder aufgelegt 1626. — **Epitome grammat. hebr.** Basil. 1605. Die 7. Auflage wurde durch seinen Sohn 1758 veranstaltet; die besten sind die von Leusden. — **Epitome radicum hebraic. et chaldaic.** Bas. 1607. 8. — **Lexicon hebr. et chald. cum brevi lexico rabbin. philos.** Bas. 1607. 8. — Von mehren spätern Ausgaben wurde die Baselsche von 1676 vorzüglich geschätzt. Es wurde zu London 1646 mit den hebräischen Abbreviaturen, auch zu Franecker u. Amsterd. abgedruckt. — **Thesaurus grammaticae hebr.** Bas. 1609. Der sechsten, durch seinen Sohn Johann 1663 veranstalteten Auflage sind indices beigefügt, und exercitatio de prosodia metrica et lectione hebraeo-germanica. — **Institutio epistolaria hebr. cum epistolarum hebraicarum centuria**, Bas. 1603. cet. ist eine Anweisung zu einer hebräischen Correspondenz. — **De abbreviaturis hebr. recensio operis thalmudici et bibliotheca rabbinica**, Bas. 1613. Die beste Ausgabe ist die von Herborn 1708. 8. — **Grammaticae chaldaicae et syriacae libri tres**, Bas. 1615. 1650. 1685. 8. — **Biblia hebr. cum paraphrasi chald. et commentariis Rabbinorum**, 2 Tom. fol. Bas. 1618. Sie enthält den Commentar der Rabbinen, die chaldäische Paraphrase und die Masora des Grundtextes. Diese Ausgabe hat manche Fehler mit der Venetianischen des Jacob Ben Chaim gemein. — **Tiberias, s. commentarius Masorethicus**, Bas. 1620. fol. und 1665. 4. Der Titel ist von der Stadt Tiberias hergenommen, in welcher die Masorethen ihre Schule sollen gehabt haben. Der Verfasser bestreitet darin die Meinung des Elias Levita über den Ursprung der Localzeichen und der Masora. Um den göttlichen Ursprung der Vocalzeichen zu beweisen, wird ihre Einführung dem Esdras zugeschrieben. Sie enthält auch eine Geschichte der jüdischen Lehranstalten nach der Zerstreuung dieses Volkes. — Die **concordantiae bibliorum hebr.** waren bei seinem Tode unvollendet, und von seinem Sohne 1632 in Fol. zu Basel mit den chaldäischen Concordanzen herausgegeben, 1636 neu aufgelegt; auch ist ein Auszug durch Christian Ravius, Frankfurt a. d. Oder 1676, und 1677. 8. zu Berlin unter dem Titel **Fons Sion** herausgekommen. Man hält dieses für eines seiner besten Werke. Er legte dabei die Concordanzen des Isaak Nathan zum Grunde. Das **Lexicon chaldaic. thalmudicum et rabbinicum**, an welchem Buxt. 20 Jahre gearbeitet hatte, war bei seinem Tode ebenfalls unvollendet; noch 10 Jahre lang arbeitete sein Sohn an demselben, und gab es zu Basel 1640. Fol. heraus.

Dieser Sohn, **Johann**, ward den 13. August 1599 geboren. Schon in seiner Kindheit bestrebte sich der Vater, ihm seine Neigung für die alten, und insbesondere für die orientalischen Sprachen beizubringen, und dies gelang ihm. Im 4. Jahre soll er Latein und Hebräisch haben lesen können. Im 13. Jahre wurde er auf der hohen Schule eingeschrieben, und im 16. creirte ihn der Vater selbst zum Magister. Mit der hebräischen, chaldäischen und syrischen Sprache verband er das Studium des Talmuds und der Cabbala. In seinem 17. Jahre besuchte er die Universität Heidelberg, hörte Paräus, Schulze und Alting. 1619 besuchte er die Synode zu Dortrecht, schloß daselbst viele gelehrte Bekantschaften, reiste nachher durch die Niederlande, England und Frankreich. 1619 kam er wieder nach Hause. Gerade damals gab sein Vater die oben angeführte Bibel heraus; und weil es insbesondere für die chaldäischen Paraphrasen an einem Wörterbuche fehlte, so gab auch er im Alter von 23 Jahren sein **Lexicon Chaldaicum et Syriacum**, 4. heraus. 1623 ging er nach Genf, um Deodati, Turretin und Tronchin zu hören. David le Clerc und Benedict Turretin nahmen selbst bei ihm Unterricht im Rabbinischen u. Talmudischen. Den Lehrstuhl der Logik zu Lausanne, der ihm 1624 angetragen wurde, nahm er nicht an, sondern ein Diaconat zu Basel, von welchem er wieder zu einer andern Diaconatsstelle überging, und 1630 folgte er seinem Vater auf dem hebräischen Lehrstuhle daselbst nach. Rufe nach Gröningen und Leyden lehnte er ab, dagegen wurde zu Basel 1647 für ihn eine dritte theologische Lehrstelle der Controversen und theologischen Methodik errichtet, die er zugleich mit dem Professorat der hebräischen Sprache bekleidete. 1654 vertauschte er jenes mit dem

*) Als er seine hebräische Bibel herausgab, nahm er mit Bewilligung des Magistrates einen gelehrten Juden, Abraham, als Corrector, mit Weibe und Kindern in sein Haus auf. Im Jun. 1619 kam die Frau mit einem Knaben nieder. Mit Bewilligung des obersten Rathsweibels, Gläser, ließ der Vater zwei Juden kommen, um der Beschneidung beizuwohnen. Auch Buxtorf, der Buchdrucker König, sein Tochtermann, und noch zwei Bürger waren dabei zugegen. Doch der Magistrat belegte Buxtorf und König mit einer Strafe von 100, den Vater des Knaben mit einer Strafe von 400 Gulden, Gläsern und die beiden Bürger mit dreitägiger Gefängnißstrafe.

des A. T. Er war vier Male verheirathet, und starb, nachdem er oft an der Hypochondrie gelitten, d. 16. Aug. 1664. — Von seinem Lexicon ist schon oben gesprochen. **Maimonidis More Nevochim sive Doctor perplexorum, convers. ex hebr.** erschien Bas. 1629. 4. Dieses Buch, welches sich den Beifall der gelehrtesten Rabbinen erwarb, enthält Erklärungen schwieriger Stellen der heil. Schrift, und Erörterungen über viele theologische und philosophische Materien. — **Manuale concordantiae hebr. Bas. 1632. fol. Diatriba de compendiosa linguam Hecraeam addiscendi ratione, Bas. 1637. 8.** Sie ist dem **Mercurius quadrilinguis C. Scioppii** beigefügt. — **Dissertationes philologico-theologicae, Bas. 1659. 4.**, über den Ursprung der hebräischen Sprache, die Verwirrung und Fortpflanzung der Sprachen, den Decalog, das Paschafest. Acht andere Abhandlungen, aus Abrabanele's Commentar über den Pentateuch übersetzt, z. B. von der Poesie der alten Hebräer, u. s. f. sind dem **Liber Cosri** beigedruckt. Dieses erschien zuerst Bas. 1622. 4., später 1660. 4. Hebräisch und Lateinisch; es ist die Übersetzung eines Buches, welches ursprünglich in arabischer Sprache geschrieben seyn soll, wovon aber kein Urtext vorhanden ist. — **Exercitationes ad historiam arcae foederis, ignis sacri et coelestis, Urim et Thummim, cet. Bas. 1659. 4. — Dissertatio de sponsalibus ac divortiis, cum Abarbanelis diatriba de poena excidii, 1652. 4. — Tractatus de punctorum vocalium et accentuum V. T. origine, antiquitate, cet. 1648. 4.** Burt. vertheidigt in demselben das System seines Vaters über die Theopneustie der hebräischen Vocalzeichen gegen den Professor L. Cappell zu Saumur, wodurch er selbst in eine gelehrte Fehde mit diesem verwickelt wurde. In der **Anticritica seu Vindiciae veritatis hebraicae contra L. Cappellum 1653. 4.**, wird wiederum behauptet, Esdra habe schon diese Vocalzeichen eingeführt; und ungeachtet des tiefen Sprachstudiums der Buxtorfe unterlag hier, durch Orthodoxie und ängstliche Sorge für die Unantastbarkeit des hebräischen Textes befangen, ihre Gelehrsamkeit der klarern Einsicht des Gegners. Man macht dem Vater und dem Sohne den Vorwurf, sie haben sich zu sehr an die teutschen Juden und die Rabbinen gehalten, und dies mag viel zu ihrem Mistrauen gegen den samaritanischen Text, die LXX. u. s. f. beigetragen haben.

Johann Jakob, des vorhergehenden jüngerer Sohn, geb. den 4. Sept. 1645, bildete sich unter seines Vaters Leitung in demselben Fache aus. Schon 1664 wurde er dem Vater zuerst als Stellvertreter zugegeben, und hierauf dessen Nachfolger in der hebräischen Lehrstelle. Dennoch erhielt er die Bewilligung, sich im Auslande noch weiter auszubilden. Er besuchte zuerst Genf und reiste durch Frankreich nach den Niederlanden, England und Teutschland. In allen Orten verschafften ihm der angeerbte Ruf und sein eigenes Verdienst große Auszeichnung. Zu Leyden, wo er studirte, zugleich aber Privatvorlesungen hielt, wurden diese sehr zahlreich besucht. Zu London war er Augenzeuge der furchtbaren Feuersbrunst, und der Argwohn, mit welchem die aufgeregte Menge alle Fremden beobachtete, bewog ihn, sich sogleich zu entfernen. Bei Bonde, einem sehr gelehrten Orientalisten, nahm er Unterricht im Arabischen. Zu Cambridge wurde er in das Emanuels-Collegium aufgenommen, und erhielt zwei Zimmer, was in der Regel nur gegen Leute von hohem Stande geschah. Mit vielen gelehrten Männern Englands machte er Bekantschaft. 1669 kehrte er wieder nach Hause und besorgte sein Lehrfach bis an seinen Tod, welcher den 3. April 1704 erfolgte. Er verwaltete auch die Stelle eines Universitäts-Bibliothekars, eines Visitators des Gymnasiums und zu verschiedenen Malen akademische Beamtungen. Ungeachtet Kränklichkeit und Hypochondrie ihn durch einen großen Theil seiner spätern Jahre verfolgten, gab er neben seinen öffentlichen Stunden noch Privatunterricht im Hebräischen, Chaldäischen, Syrischen, in der Sprache des Talmuds und der Rabbinen. Er ließ nichts im Drucke erscheinen, als eine Vorrede zu der Ausgabe der Tiberias seines Großvaters, welche er 1665 besorgte; auch gab er desselben **Synagoga Jud.** durchgesehen und verbessert 1680. 8. heraus. Verschiedene Übersetzungen rabbinischer Bücher und einen beträchlichen Nachtrag der rabbinischen Bibliothek ließ er handschriftlich nach.

Ein Neffe des Vorhergehenden, Johann, geb. den 8. Jan. 1663 bekleidete nach Vollendung seiner Studien im Vaterlande zuerst eine Predigerstelle zu Strünkede in der Grafschaft Mark, nachher zu Aristorf im Kanton Basel, folgte seinem Oheim auf dem hebräischen Lehrstuhle, und starb den 19. Juni 1732. Neben einigen teutschen Erbauungsschriften sind von ihm im Drucke vorhanden: **Catalecta philologico-theologica cum mantissa epistolarum virorum clarorum ad Joh. Buxtorfium patrem et filium, cet. Bas. 1707. 8. Dissertationes varii argumenti, Bas. 1725. 8. Specimen phraseologiae V. T. hebr. Francof. 1717. Musae errantes, cet. Amst. 1714.** u. s. w.

Noch ist aus dieser Familie anzuführen August Johann, geb. den 25. Jul. 1696. Er studirte Theologie, brachte 6 Jahre als Privatlehrer zu Marseille zu, in welche Zeit der ganze Verlauf der Pestkrankheit von 1720 und 1721 fiel, ohne von derselben befallen zu werden. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland schlugen seine Bewerbungen um die Lehrstühle der Physik und Sittenlehre fehl; er erhielt 1731 zuerst eine Landpredigerstelle zu Pratteln, 1737 eine Anstellung an der Elisabethkirche in Basel, und 1746 an der Theodorskirche daselbst. Er war ein beliebter Prediger, und starb den 14. März 1756. Gemeinschaftlich mit Prof. Beck bearbeitete er die Supplemente zum großen Basler-Lexicon, 2. Bd. Fol. 1742. Er hatte den wesentlichsten Antheil an den Verbesserungen des **Dictionnaire historique de Moréri, Basle 1731**, bei welchem er die aus teutschen, engländischen u. holländischen Schriftstellern hergenommenen Artikel ins Französische übersetzte, — und an P. Rondeau's Franz. Wörterbuche, 2. Thl. Fol. 1739. Er gab auch *Turretini* **Comment. in Ep. D. Pauli ad Thessalonicenses** und verschiedene Predigten und Erbauungsbücher heraus und lieferte Beiträge in **Tempe helvetica**. Seine Reise nach der Birsquelle, samt einer kurzen Beleuchtung der unsern von der Pierreport befindlichen römischen Inschrift, Basel 1756, ist im XIV. Stücke der Bruck-

natürlichen Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel enthalten. (*Meyer von Knonau.*)

BUXUS, Buxbaum, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Tricoccen und der 21. Linné'schen Klasse. Die männlichen Blüthen bestehen in einem meist vierblättrigen Kelch und vier Staubfäden. Die weiblichen Kelche sind meist fünfblättrig und haben drei kurze Griffel, die mit drei Nectardrüsen abwechseln. Die dreifächerige Kapsel hat zwei Körner in jedem Fach. Wir kennen nur zwei Arten: 1) B. *sempervirens*, den gemeinen Buxbaum mit eiförmigen Blättern und schwach behaarten Blattstielen und 2) B. *balearica* Lam., den balearischen, mit oblongen Blättern und glatten Blattstielen. Der gemeine Buxbaum wächst im ganzen südlichen Europa wild. Theophrast bemerkt, daß die höchsten Buxbäume (πύξος) auf Corsica (Κύρνος) vorkommen. Auch rühmt Theophrast den Buxbaum auf dem mysischen Olymp, der auch noch heut zu Tage das beste Holz liefert. Das Holz ist wegen seiner Härte und Festigkeit sehr beliebt, daher es zu musikalischen Werkzeugen, Kämmen und dergleichen vorzugsweise gewählt wird. (*Sprengel.*)

In Hinsicht auf die Wirkung des Buxbaums (B. *sempervirens*) bei Thieren macht Viborg die Bemerkung, daß er bei Pferden zwar nicht (wie nach Hanway's Beobachtung bei Kameelen) als Gift, wohl aber reizend auf den Darmkanal, bei Eseln aber gar nicht wirke. (*Greve.*)

Buyron, s. Bueren.

BUZANÇOIS, Stadt in dem Distr. Chateauroux des Dep. Indre an dem Indre, worüber eine Brücke führt, hat 340 Häuser und mit dem Kirchspiele 3578 Einwohner, die Eisenwerke unterhalten und Wollhandel treiben. (*Hassel.*)

BUZFLETH, Dorf in dem Gräfengerichte des Landes Buzflethschen Theils der hannöv. Prov. Stade. Es liegt an der Elbe und besteht 1) aus dem Pfarrdorfe Buzfleth, 2) aus der Kolonie Buzfleth am Moor, 3) aus der Ortschaft Buzfleth am Moor und 4) aus der Insel Buzflether Sand. In allen diesen Theilen enthält es 1 Kirche mit Pfarre und Schule, 1 große Ziegelbrennerei, die jährlich 220,000 Steine liefert, 110 Häus. und 530 Einw., die sich von der Landwirthschaft und Fischerei nähren. Hier ist 1 Zollhaus und 1 Haupt- u. Grenzreceptur. (*Hassel.*)

BUZIAS (spr. Busiasch), ein Cameraldorf in Oberungern jenseit der Theiß, temescher Gespanschaft, und gleichnamigen Bezirk, zum Cameralrentamt Rekas gehörig, mit walachischen Einwohnern, einer griechischen nicht unirten Kirche und Pfarre und einem guten Sauerbrunn, der seit einigen Jahren stark besucht wird *). In den schönen Eichenwaldungen mästen die Einwohner eine Menge Schweine. (*Rumy.*)

BUZIZISCHES HAUS. Tribus Buzici. Die berühmte Stelle beim Dithmar von Merseburg: (edit. Wagneri, p. 168.) „de tribu, quae Buzici dicitur etc." hat Anlaß zu vielen historischen Untersuchungen gegeben, weil darin der Ursprung der Markgrafen von Meißen, mithin auch des Hauses Sachsen ruhet. — Ein Theil der Geschichtforscher hat, mit Eccard, angenommen, Buzici bedeute: vom [illegible] Stamme, andere [illegible], für [illegible], geschrieben; ein anderer glaubt, es sey damit [illegible], ein Zusammenfluß der Saale und Bode gemeint, was [illegible] genannt werden. Jedoch fehlt es beiden Conjecturen an Unterstützung durch schriftliche Urkunden.

Buzici ist wahrscheinlich eine Buchstabenverwechslung, oder ein Schreibfehler, für Zurbici. Folgende Gründe, die ich in einer kleinen Abhandlung (die Ursprünge der Meißen, [illegible]. 1815. 8. S. 37. u. f.) umständlicher dargelegt habe, bestimmen mich zu dieser Meinung: 1) Dithmar von Merseburg, der sonst alle ungewöhnlichen Ausdrücke, auch die lateinischen, zu erklären pflegt, sagt bei diesem hier nichts. Er muß also wol gedacht haben, daß der Ausdruck in der Folge seiner Erzählung sich von selbst erkläre. 2) Die Buchstabenverwechslungen, z. B. Cedon für Sedon, Tilleda für Dulleche, [illegible] für [illegible] u. s. w. sind in Chroniken und Urkunden häufig genug. Dithmar's besitzen wir Dithmar's Handschrift nicht, und die bekannten Abschriften derselben enthalten solcher Fehler mehre. 3) Außer dem Dithmar, ist von Buzizi, in gleichzeitigen oder spätern Urkunden weder Rede noch Spur, dagegen aber wol von Zurbici. 4) Zörbig, Zurbici, auch Zurbike, Curbici, ist eine sehr alte Anlage der Sorben-Wenden, im vormaligen leipziger Kreise, auch sind 5) die Burgwarte in Meißen wenigstens schon seit dem Jahre 961 bekannt. 6) Es ist ein urkundliches Factum, daß das Burgwart Zurbici in der That eine alte Familien-Besitzung der Ahnherren des Grafen Dedi von Meißen gewesen. Sie hatten es verloren und die Familie vindicirte es. Es war also ganz in der Ordnung, wenn Dedi und Dietrich, zur Unterscheidung der vielen ihres Namens, de tribu Zurbici benannt wurden. 7) Dietrich I. mag, um sich den Stand des freien Dynasten zu erhalten, die Belehnung von Zurbici verweigert haben und dadurch eben diese Burgherrschaft seiner Familie eine Zeit lang entfremdet seyn. Die Chronisten sagen: „antecessores sui (Dedonis scil.) hätten es als ein Lehn besessen. Das geht wenigstens auf die dritte Generation und um so treffender konnte nun diese Familie, von einem so alten Stammsitz, mit dem Namen des Hauses Zurbici bezeichnet werden.

Das Resultat der Untersuchung ist: daß die Markgrafen von Meißen, mithin auch das hohe Gesammthaus Sachsen, aus dem Hause der alten Burgherren von Zörbig abstammen *). (*A. C. Wedekind.*)

BUZOT, Villa in der spanischen Provinz Valencia, Govierno de Alicante, in einer romantischen Gegend, über welcher der Pantano von Alicante 2¼ M. von der Stadt liegt, und wo man von der Quercus coccifera viele Kermeskörner sammelt, berühmt wegen ihrer 4 warmen Bä-

---

*) Paul von Benitzky hat ihn in den vaterländischen Blättern für den östreichischen Kaiserstaat 1818 gut beschrieben.

*) Diejenigen, welche das Buzici im Texte nicht aufgeben wollen, sind eben so leicht zu befriedigen; denn daß aus Burgum-Zurbici, oder Burgum-Zitici, wie der Gau hieß, mit dem Zeitverlauf Butzici zusammen gezogen werden, wie z. B. Autun aus Augustodunum, Friaul aus Forum-Julii, wäre eben nichts Außerordentliches. Die innern Gründe bleiben die Hauptsache.

der zu 32° Reaum., wovon das stärkste bei dem Dorfe las Aguas liegt. (*Stein.*)

BUZOT (Franc. Leon. Nic.). Dieser in der französischen Revolution berühmt gewordene Volksrepräsentant, geb. zu Evreux am 1. Mai 1760, und dort Advokat beim Ausbruche der Revolution, wurde sogleich 1789 zum Deputirten gewählt. Er gehörte zu den ersten, die eine republikanische Statsverfassung foderten, aber mehr als andere noch glaubte er überall Verschwörungen zu sehen, so daß er unaufhörlich düstere Weissagungen vortrug, die ihm den Namen des Unglücks-Propheten zuzogen. Gleich anfangs foderte er in der constituirenden Versamlung die Bewaffnung aller Franzosen ohne Unterschied, so wie die unbeschränkteste Preßfreiheit, erklärte das Kriegsgesetz gegen Aufstände für einen Angriff auf die Freiheit, verlangte für das gesetzgebende Corps die Vollmacht, auf die Verabschiedung der Minister anzutragen, und für jeden Bürger die, die Minister nach dem Verlust ihrer Stellen bei den Gerichten zu belangen. Bei der Errichtung der Feuillants blieb er den Jakobinern treu. — Bemerkbarer noch, als in der constituirenden Versamlung, nach deren Auflösung er Vicepräsident des peinlichen Gerichts zu Paris wurde, machte er sich im Convent; ja man darf ihn zu den Häuptern der Gironde rechnen. Je mehr er bemerkte, daß Robespierre, mit dem er früher stimmte, über seine Collegen die Herrschaft zu erlangen suchte, denuncirte er ihn als nach der Dictatur strebend, und griff ihn unaufhörlich an. Er bewirkte ein Decret zur Errichtung einer auserlesenen Garde in jedem Departement zum Schutze des Convents gegen den Despotismus der Demagogen, die damals die Gemeinde von Paris leiteten, aber die Gegenpartei wiegelte den ganzen Pöbel von Paris dagegen auf, und das Decret wurde nach heftigen Debatten zurückgenommen. Von nun an unausgesetzt des Moderantismus und Royalismus angeklagt, suchte er das Gegentheil dadurch zu beweisen, daß er am 23. Oct. (1792) die Todesstrafe gegen die rückkehrenden Emigrirten und Tags darauf dieselbe Strafe gegen jeden, der die Wiederherstellung des Königthums vorschlagen würde, decretiren ließ. Da er jedoch außerdem immer auf die Wiederherstellung der Ruhe und Gerechtigkeit drang; auch, bei dem Prozesse des Königs, nach der Verwerfung der Appellation an das Volk, zwar für den Tod desselben, doch mit Aufschub der Vollziehung des Urtheils, gestimt hatte, wurde er mit andern seiner Partei von den Gegnern geächtet. Zwar gelang es ihm am 31. Mai 1793, der den Sturz der Gironde herbeiführte, mit mehren Collegen sich zu flüchten, und den Aufstand in den Departements, insonderheit Eure und Calvados, aufzumuntern; aber bald scheiterte auch dieser Versuch gegen die herrschende Partei. Er wurde außer dem Gesetze erklärt, und es wurde decretirt, daß sein Haus niedergerissen und an dessen Stelle ein Galgen mit einer Lästerschrift gegen ihn errichtet werden sollte. Er floh in die Bretagne, und segelte nach Bordeaux. Hier hoffte er Anhänger zu finden. Getäuscht in seiner Hoffnung, irrte er lang umher, ohne es nur zu wagen, um Nahrungsmittel zu bitten, und wurde mit seinem Collegen Petion von einigen Einwohnern Castillon's auf freiem Felde todt und von Wölfen halb verzehrt gefunden. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten sie Gift genommen. (Wie er, starben — mit Ausnahme Louvents, alle Girondisten eines gewaltsamen Todes,*). (*H.*)

Buzurdjemihr, s. Pilpai.

BUZZARDBAI, eine bekannte Bai vor dem nordamerik. State Massachusetts, die von dem Kontinente und den Elisabethsinseln gebildet wird. Sie hat die Häfen Mateboiß, Fairhaven u. a. (*Hassel.*)

BYAM, Fluß in Nordamerika, der die Staten Newyork und Connecticut scheidet und sich in den Longisland Sund mündet. (*Hassel.*)

BYAM MARTIN, eine der nördlichen Georgsinseln im Polarozeane zwischen 272° 49′ bis 274° 5′ L. und 74° 30′ nördl. Br., im W. von der Insel Melville, im O. von der Insel Bathurst durch Kanäle getrent. Parry, der sie 1819 entdeckte und benannte, fand darauf den Bisamstier und das Rennthier, und Spuren, daß sich Eskimoer hier umhergetrieben. Übrigens bot sie ganz den traurigen Anblick der übrigen arktischen Inseln dar. (*Hassel.*)

Byblia, s. Byblos.

BYBLIS (Βυβλίς), auch Biblis, des Miletos und der Kyane, oder Eidothea Tochter, des Kaunos Schwester, der Mädchen warnt Unerlaubtes zu lieben. Nach Ovid (Metam. IX, 459 fl.), der unübertrefflich ihren Kampf mit der Leidenschaft schildert, fühlte sie unerlaubte Liebe zu ihrem Bruder, suchte ihr zu widerstehn, ward von Träumen immer heftiger entflammt, folgte, als sie endlich ihre Gefühle ihm schriftlich kund that, und dieser vor ihr aus dem Lande entfloh, dem geliebten Flüchtling nach, fiel endlich in Lykien nieder, und ward dort in eine Quelle verwandelt. Nach Ant. Lib. 20. stürzte sie sich, da sie vergebens ihrer Leidenschaft zu widerstehn suchte, von einem Felsen ins Meer, ward von Nymphen aufgefangen und in eine Hamadryade verwandelt; nach Parthen. II. erhing sie sich, als ihr Bruder ihren Wünschen kein Gehör gab, an einer Eiche, und aus ihren Thränen entstand der Brunnen Byblis. Umgekehrt läßt Conon 2. Kaunos den Liebesantrag thun, und dann davon gehn, sie vergebens ihn suchen, und dann sich erhenken. Kaunische Liebe ward durch diese Begebenheit für verbotene Liebe üblich. (*Ricklefs.*)

BYBLIS Salisb., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Drosereen und der 5ten Linné'schen Klasse, deren Charakter in dem fünfblätterigen Kelch und eben solcher Corolle, in Antheren besteht, die sich an der Spitze in zwei Poren öffnen, wozu noch eine zweifächerige vielsamige Kapsel komt. Die einzige bekannte Art: B. *liniflora* Salisb., wächst in Neu-Holland, hat linienförmige mit Drüsen-Haaren besetzte Blätter und blaue Blumen. (*Sprengel.*)

BYBLOS, bei den Späteren Biblos, bei den Hebräern Gebal, noch h. z. T. Dschebil oder Dschebiln, eine uralte Stadt in Phönikien †) auf einer Anhöhe, unweit der Küste, nach dem Itin. Ant. und der Tab. Peut. 32 Mill. südlich von Tripolis, nach Ptol.

*) Biogr. univ. T. VI. und Biogr. d. Contemp. T. III., wie auch die Memoiren der Mad. Roland, die zu seinen Bewunderern gehörte.

†) *Strab.* XVI, 28; *Steph. Byz.* h. v.

V, 15 unter 67, 40:33, 56 gelegen. Skylax erwähnt ihrer nicht. Man möchte daher das hohe Alter, wovon Stephanos v. Byzanz spricht, eher von Alt-Byblos verstehn, wenn nicht auch Strabo l. c. sie in die Mythenzeit hinaufreichen ließe, und zur Residenz des Kinyras machte. Afrodite hatte hier einen berühmten Tempel, und von diesem den Beinamen Byblia. Adonis ward wegen des benachbarten Flusses Adonis hier heiliger als irgendwo verehrt. Pompejus befreite die Stadt von einem Tyrannen, den er hinrichten ließ. Strab. l. c. Jetzt ist sie eine verfallene Stadt der Drusen. Die Münzen derselben sehe man bei *Rasche* Lex. Num. Vol. I. P. I. p. 1633 ff. (*Ricklefs.*)

BYCHOW (Starei), Kreisstadt im Gouv. Mohilew am Flüßchen Mokranka, bei seinem Ausflusse in den Dnepr, mit 496 Häus. und 144 christl. und 1062 jüdischen Einw., welche Kleinhandel treiben. Der Kreis zählt nach der letzten Revision 24,829 Selen männl. G., hat gute Waldungen, Grasepläße und leichten sandigen Boden. (v. *Wichmann.*)

BYE (Jacques de), zu Anfange des 17. Jahrh. Kupferstecher, Buch- und Kunsthändler zu Antwerpen, stach mit nicht wenig Geschicklichkeit Münzen in Kupfer. Von seiner Hand sind die Bildnisse der römischen Kaiser aus der Samlung des Herzogs von Croy d'Arschot in dem Werke: Imperatorum Roman. a Jul. Caesare ad Heraclium numismata aurea Caroli ducis Croyi et Arschotani, explicata a Joan. Hemelario. Antw. 1615. 4. verb. von Havercamp, Amst. 1738. 4. Der Künstler begab sich nachher nach Frankreich, und gab im J. 1634 heraus les Familles de la France illustrées par les medailles, u. 1635 Les vrais portraits des rois de France ꝛc., welche ganz umgearbeitet und viel besser unter dem Titel La France metallique 1636 erschienen. — 2) Sein Sohn und Schüler Cornelys, geb. 1620 zu Antwerpen, der Verf. des Cabinet de peinture (Amst. 1661. 4.), einer Lebensbeschreibung der Maler in niederländischen Versen, hat die Figuren zu der Iconologie von Cesar Rippa gestochen. — 3) Markus, Maler und Kupferstecher, geb. 1634 im Haag, Schüler von Jacob van der Does, hat mehre Thierstücke nach Paul Potter gestochen. (*H.*)

BY-ELFVEN, ein ansehnlicher Fluß, der in Norwegen entspringt, die schwedische Provinz Wermeland durchströmt, und nachdem er hier mehre Gewässer aufgenommen hat, in der Nähe des Edelhofes Brokstad im wermeländische Kirchspiel By sich in den Wenersee ergießt. Eine Menge von Brettern und anderen Holzwaren wird auf demselben von der norwegischen Gränze und aus Jösse-Härad in den Wener geflößt. (v. *Schubert.*)

BYGDEÅ, ein Pastorat in Westerbotten, 5¼ M. lang und 3 M. breit; die alte steinerne, freundliche Mutterkirche liegt auf einem Felsen. Zum Pastorat gehört das Filial Nysätre. In Hinsicht der Sittlichkeit gehören die beiden Gemeinden zu den ausgezeichnetsten in Westerbotten. Im Pastorat sind zu bemerken, der Hafen Ratan, einer der besten Häfen Norrlands, die Klippe Bygdeå-Sten, 1¼ M. nördlich von Ratan, und die Eisenhütte Robertsfors; bei Rickleå ist ein bedeutender Lachsfang. (v. *Schubert.*)

BYGONBARRY, Stadt und Hauptort des bengalischen Distr. Mymunsingt auf der Westseite des Brahmaputra, erst neuerdings zum Sitze der Gerichte erhoben, aber schon bedeutend angewachsen. (*Hassel.*)

Bylliones, s. Bullis.

BYNAEUS (Anton), Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen zu Deventer, geb. d. 6. Aug. 1654 zu Utrecht, wo er, unter Gräv, Leusden und Burmann studirte. Er wurde 1680 Prediger zu Pierskil bei Dordrecht, 1691 zu Deventer, erhielt daselbst 1694 das zuerst genannte Lehramt, und starb den 29. August 1698. Mit den Sprachen des Morgenlandes, der Geschichte und den Alterthümern desselben sehr vertraut, erläuterte er einzele dahin gehörige Gegenstände mit kritischer Umsicht und erschöpfender Gründlichkeit: De calceis Hebraeorum libri II. accedit somnium de laudibus criticos. Dordraci 1682. 12.; auct. ib. 1715. 4. mit Kpf. De natali J. Chr. lib. II. Amst. 1689. 4. Gekruiste Christus. Dordr. 1683; ed. III. 1688. 4., lateinisch: de morte J. Chr. lib. III. Amst. 1691. Vol. III. 12. Teutsch, Cassel 1716. 4. Predigten, 1689; 1737. 4., exegetische Abhandlungen, Mehreres handschriftlich *). (*Baur.*)

BYNG (George und John), Vater und Sohn, engl. Admirale. George, aus einer altadeligen Familie in Kent abstammend, und 1663 geboren, diente seit seinem 15. Jahre als Freiwilliger auf der königlichen Flotte, wurde 1685 als Lieutenant in den ostindischen Gewässern, im Kampfe mit einem Seeräuber, gefährlich verwundet, und kam 1688 als erster Lieutenant auf die Flotte, die sich der Landung des Prinzen von Oranien widersetzen sollte; allein bald trat er auf dessen Seite und unterstützte seine Erhebung auf den englischen Thron. Nachdem er mit Auszeichnung unter den Admiralen Rooke und Russel gedient hatte, erhob ihn die Königin Anna 1703 zum Contreadmiral der rothen Flagge und sein erstes Geschäft war, daß er mit 5 Kriegsschiffen nach Algier segelte, und mit der dortigen Regierung den Frieden erneuerte. Im folgenden Jahre kommandirte er die Eskadre, welche Gibraltar mit solchem Nachdruck angriff, daß schon nach drei Tagen die Übergabe erfolgte. Für diese und andere rühmliche Unternehmungen, wozu der spanische Successionskrieg vielfache Gelegenheit darbot, erhielt er die Ritterwürde. Als Admiral der blauen Flagge kommandirte er 1708 eine aus 40 Kriegsschiffen und 16 Fregatten bestehende Flotte, vereitelte mit denselben einen Einfall des Prätendenten und der Jakobiten in Schottland, beunruhigte darauf die französische Küste, und führte die neuvermählte Königin von Portugal nach Lissabon. Er ward darauf zum Admiral der weißen Flagge und 1710 zu einem der Kommissarien der Admiralität, auch zum Parlamentsgliede wegen Plymouth ernant. Erst 1717 übernahm er wieder ein Kommando und segelte mit einem Geschwader nach dem baltischen Meer, um die Plane König Karls XII. von Schweden auf England zu vereiteln. Den meisten Ruhm erwarb er sich in den J. 1718 bis 1720 bei der Unternehmung

---

*) *Paquot* Mém. T. IV. 145. Mém. de Niceron T. VII. 122., teutsche Übersetzung Th. 7. 205. *Saxii Onomast.* T. V. 229. Biogr. univ. T. VI. ([illegible]).

der britischen Flotte auf Sizilien, wodurch die Neutralität von Italien bewirkt, und die Besitzungen des Kaisers wider die Einfälle der Spanier, die Sardinien überfallen und darauf mit einer Armee in Sizilien gelandet hatten, vertheidigt wurden. Byng bewies hiebei eben so viel Muth als Klugheit, und seinen Planen war es vornehmlich zuzuschreiben, daß Sizilien erobert und der König von Spanien gezwungen wurde, die ihm von der Quadruple-Allianz vorgeschriebenen Bedingungen anzunehmen. Nachdem Byng alle ihm gegebenen Befehle aufs genaueste vollzogen hatte, begab er sich zu König Georg I. nach Hannover, der ihn zum Schatzmeister der Admiralität, Contreadmiral von Großbritannien, 1721 zum Pair mit dem Titel Viscount Torrington und Baron Byng von Southill in Devonshire erhob, und ihm 1725 den Ritterorden von Bath ertheilte. Georg II. stellte ihn an die Spitze der Admiralität, und er bekleidete diesen Posten ehrenvoll, bis er den 28. Januar 1730 zu London starb. Byng steht zwar nicht in der ersten Reihe der brit. Seehelden, aber die Dienste, die er seinem Vaterlande leistete, sind bedeutend genug, um ihm ein ehrenvolles Andenken zu sichern. Mit seinem ganzen Einflusse bemühte er sich nicht nur, die englische Seemacht zu verstärken, sondern auch das Schicksal der Seeleute zu verbessern, daher er auch den Seeoffiziers-Witwen und dem Hospital zu Greenwich ansehnliche Vermächtnisse stiftete. Als gemäßigter Whig war er immer der Hofpartei zugethan, und in jedem Verhältnisse bewährte er eine aufrichtige Rechtlichkeit und Geradheit *). — Von seinen eilf Söhnen überlebten ihn fünf; der älteste, Patten Byng, folgte dem Vater in der Würde eines Viscount Torrington, und starb den 3. Februar 1747 als Hauptmann der königlichen Hellebardier-Garde. Der zweite, George Byng, folgte dem ältesten Bruder als Viscount Torrington, und starb den 7. April 1750 als Generalmajor. Der dritte Robert Byng starb 1741 als Gouverneur zu Barbados. Der vierte, John Byng, durch sein unglückliches Ende ausgezeichnet, geboren 1705, widmete sich von frühen Jahren an dem Seedienste. Seine persönlichen Eigenschaften und die Verdienste seines Vaters beschleunigten seine Beförderung. Kurz nach dem Tode desselben wurde er Kapitän über ein Kriegsschiff von 50 Kanonen, und 1742 Gouverneur der Insel Neufundland in Nordamerika. Bald kam er wieder nach England zurück, wurde 1745 Contreadmiral von der blauen Flagge, und kreuzte an der englischen und schottischen Küste, um die Landung der französischen Fahrzeuge zu verhindern, welche die schottischen Rebellen zu unterstützen suchten. Als Viceadmiral der weißen Flagge kommandirte er 1747 im mittelländischen Meer, und nahm den Feinden viele Schiffe weg, bis im folgenden Jahre der aachner Friede den Feindseligkeiten ein Ende machte, worauf er den Charakter als Viceadmiral der rothen Flagge erhielt. Die mit Frankreich 1755 entstandenen Irrungen in Amerika gaben Anlaß, daß er das Kommando über eine Eskadre erhielt, mit der er im atlantischen Meere die ausgelaufene französische Flotte beobachten mußte. Zum wirklichen Admiral der blauen Flagge erhoben, erhielt er 1756 das Kommando im mittelländischen Meer, um daselbst alle französische Unternehmungen zu verhindern. Die Franzosen waren am 18. April 1756 auf der Insel Minorka gelandet, welche seit 1708 den Engländern gehörte, und hatten dieselbe in Besitz genommen. Allein die leichte Eroberung des Landes war fruchtlos, so lange die Festung St. Philipp in den Händen der Engländer war, welche der tapfere General Blakney vertheidigte. Byng erhielt Befehl, es koste was es wolle, St. Philipp zu entsetzen, allein er lieferte dem französischen Admiral Galissoniere am 20. Mai im Angesicht der Insel ein Treffen, in welchem er nicht Sieger blieb, und segelte darauf, ohne seine Befehle auszuführen, nach Gibraltar zurück. Als die Nachricht davon nach London kam, entbrannte das Volk vom heftigsten Unwillen gegen Byng, den man der Feigheit und Verrätherei bezüchtigte. Der Pöbel verbrannte sein Bild in allen Quartieren der Stadt, und die Gährung stieg bis zur Wuth, als bald darauf die Übergabe des Forts St. Philipp an die Franzosen bekant wurde. Byng ward gefangen nach London gebracht, vor ein Kriegsgericht gestellt, und angeklagt, er habe sich Zögerungen zu Schulden kommen lassen und so dem Feinde Zeit gegeben, sich zur Vertheidigung zu rüsten; er sey in Portugal gelandet, um englische Waren zu verkaufen, mit denen seine Schiffe beladen gewesen; er habe sein Geschütz nur von weitem gebraucht, sich dem französischen Admiralschiffe nicht genug genahet u. dgl. m. Mit Fassung und Geistesruhe widerlegte Byng diese Beschuldigungen, und in einer Schrift, die er während seiner Gefangenschaft verfaßte, und die dem Publikum übergeben wurde, stellte er die augenscheinlichsten Beweise von den Ränken und Künsten dar, die man angewendet hatte, ihn zu stürzen. Der berühmte William Pitt vertheidigte ihn im Unterhause und wo er sonst konnte, aufs nachdrücklichste, und Lord Anson hatte ihn 1755 vorzüglich zu wichtigen Diensten als einen Mann empfohlen, auf dessen Kopf und Herz man sich stets verlassen könnte. Dessen ungeachtet sprachen seine Richter das Todesurtheil über ihn aus, und er wurde am 14. März 1757 auf einem Kriegsschiffe im Hafen von Portsmouth erschossen. Bis auf den letzten Augenblick blieb sein Betragen ruhig und fest, und es ist erwiesen, daß er auch bei größerer Energie und Festigkeit, als er wirklich bewies, Minorka nicht würde haben retten können. Selbst englische Schriftsteller bezeugen, daß die Minister, um die Schuld der schlechten Anstalten, die sie zur Vertheidigung der Insel gemacht hatten, von sich abzuwälzen, den öffentlichen Haß gegen den Admiral angefacht hatten **). (*Baur.*)

*) S. Brit. Plutarch 6. Th. 67 — 92. (Ranfft's) genealog. Archivarius 5. Th. 81 — 93. Biogr. univ. T. VI. (von Durdent). Ein Bericht von seiner sizilischen Expedition wurde 1739 in London in englischer Sprache gedruckt, in 8.

**) Ausführlich äußert diese Meinung Horace Walpole in seinen Memoirs of the last ten years of the reign of King George II. die (1822 in 2 Quartbänden) aus seinem Nachlasse zum ersten Mal gedruckt wurden. Man vergleiche die Auszüge aus diesem Werke, in Beziehung auf Byngs Verurtheilung, im Morgenblatt 1822 No. 132 und 133. und im literar. Conversationsblatt 1823 No. 40. In noch stärkern Ausdrücken als Walpole tadelt das Verfahren gegen Byng der Dr. William King, ein mit Großbritanniens ersten Männern seiner Zeit bekant gewesener politischer

BYNKERSHOEK (Cornelius van), wurde zu Middelburg in der Provinz Seeland, wo sein Vater Segeltuchmacher war, am 29. Mai 1673 geboren, studirte zu Franeker die schönen Wissenschaften und die Rechte unter Sebastian Schütens und Cornelius van Eck, promovirte daselbst 1694, und practicirte darauf 8 Jahre lang in Gravenhaag als Advocat. Im J. 1703 wurde er Mitglied, und am 26. Mai 1724 Präsident des Justizhofs von Holland, Seeland und Westfriesland, und bekleidete diese ansehnliche Würde bis zu seinem Tode, welcher am 16. April 1743 im Haag erfolgte. In seinen Schriften bearbeitete er vorzüglich das Feld der sogenannten eleganten und kritischen Rechtswissenschaft; hauptsächlich hat er sich in dem Felde der Kritik durch scharfsinnige, aber auch oft sehr gewagte Conjecturen ausgezeichnet. In seinen gelehrten Streitigkeiten überschritt er alle Gränzen des Wohlstandes; er erlaubte sich die pöbelhaftesten Schimpfwörter gegen Andersdenkende; ja er sank sogar bis zu Niederträchtigkeiten herab. Dergleichen Streitigkeiten hatte er mit Alexander Arnold Pagenstecher über den Verfasser der unter dem Namen der Authentiken bekannten Novellenauszüge, die jener allein dem Irnerius, er dagegen auch andern Glossatoren zuschrieb; mit Gerhard Noodt über die Epoche, wenn die den alten Römern verstattete Kinderaussetzung unter der Kaiserregierung aufgehoben sey; einigermaßen auch mit Wissenbach über die sogenannten Embleme des Tribonian. Seine Schriften sind folgende: 1) Liber singularis ad L. Lecta. 40. D. de reb. cred. Hagae Com. 1697 und mit der Distribe de auctore auctoribusve Authenticarum quas vocant, vermehrt, ebendas. 1699. 8. Diese letztere war gegen Pagenstecher gerichtet; Pagenstecher beantwortete sie in einem Corollario, Bynkershök replicirte in s. Contentio literaria cum Pagenstechero. Haag 1701. 8. Hierauf vertheidigte sich Pagenstecher in der Vorrede zu seinem Irnerius injuria vapulans. 1702; Bynkershök griff letztern dagegen in der zweiten Vorrede ad L. 9. de lege Rhodia an. Den Verlauf dieses Streits s. in Nettelbladt hallische Beiträge zu der jurist. gel. Hist. Bd. II. S. 341 fgg. Daß Bynkershök in der Hauptsache Recht hatte, ergibt Bieners gründliche Abhandlung: Historia Authenticarum Codici et Institutionibus Justiniani insertarum. Lips. 1807. 4. — 2) Nieuwe oprechte Haegse Mercur. 1699. 4. anonym, ein sehr anzügliches Zeitungsblatt, von welchem nur 30 Stücke erschienen sind. — 3) Ad legem 'Ἀξίωσις 9. de lege Rhodia. Hag. 1703. — 4) Observationum juris Romani libri IV. Lugd. Bat. 1710. 4. und mit Heineccius Vorrede, Halle 1723. 4. unstreitig sein bestes Werk. — 5) Opuscula varii argumenti. L. B. 1719. 4. einzelne Abhandlungen über L. 2. D. de orig. jur., die res mancipi, das jus occidendi, vendendi et exponendi liberos apud Rom., de cultu religionis peregrinae ap. Rom., de captatoriis institutionibus, und de legatis poenae nomine. — 6) De foro legatorum liber. L. B. 1721. auch französisch von Barbeyrac 1723. — 7) Curae secundae de jure occidendi et exponendi liberos. L. B. 1723. 4. gegen Gerhard Noodt, und dessen Julius Paulus, sive de partus expositione. Noodt schrieb dagegen: Amica responsio ad difficultates Julio Paulo nuper motas. — 8) Observationum juris Romani libri IV. posteriores. L. B. 1733. 4. gegen Wissenbach. — 9) Quaestiones juris publici. L. B. 1737. 4. — 10) Quaestiones juris privati, herausgegeben von seinem Schwiegersohn Wilh. Pauw. L. B. 1744. 4. Von seinem handschriftlichen Nachlasse sind die nicht sehr bedeutenden Notae selectae ad Pandectas a libro XII. usque ad libr. XXXV. in der Gebauer-Spangenberg'schen Ausgabe des Corpus juris zur öffentlichen Kunde gebracht. Sie sind größtentheils aus Brenkmann's Pandektenapparat entnommen, den Gebauer aus der Bynkershökschen Bücherversteigerung an sich brachte. — Bynkershöks juristische Werke sind von Philipp Vicat gesammelt, zu Lausanne 1761 in 2 Folianten erschienen, und 1767 zu Leiden in 2 Folianten nachgedruckt. Einzelne seiner Abhandlungen gab Franz Carl Conradi unter dem Titel: Opuscula varii argumenti, nunc primum collecta zu Halle 1729 in 2 Quartbänden, und er selbst, unter dem Titel: Opera minora, zu Leiden 1730. 4. heraus. Das erste Werk enthält die Nummern 1. 3. 5 — 7.; das letztere die Nummern 1. 3. 6. eine Diss. de dominio maris, und die contentio literaria cum Pagenstechero *). (*Spangenberg.*)

BYRAGHUR, Stadt im Distrikt Chandah, der brit. Provinz Gundwana, zu der Präsident. Bengalen gehörig. Sie liegt unter 20° 25′ N. Br., am Rohragur, ist stark befestigt, hat 1 Fort und 300 Häus., und treibt einen starken Baumwollenhandel. (*Hassel.*)

Byrchana, s. Burchana.

Byrge, s. Bürgi.

BYRNE (William), geb. zu Cambridge 1746, gest. zu London 1805, war Woollet's Schüler in der Kupferstecherkunst, ging 1770 nach Frankreich und arbeitete unter Jacq. Aliamet und Wille. Schon ehe er nach Frankreich ging, hatte er sich als trefflichen Künstler gezeigt durch den Abend nach Claude Lorrain (1769), wozu James Peake den Morgen als Seitenstück lieferte. Zu Paris stach er mehre Landschaften und Seestücke, unter andern Le Fanal exhaussé nach Vernet (1772). Nach seiner Rückkunft nach England zeigte er sein Kunstvermögen an dem Sturz des Niagara nach Wilson (1774), welcher an die schönen Arbeiten Woollet's nach diesem Meister nicht zu seinem Nachtheil erinnert, an Cooks Tod nach John Weber (1783) und an Abrahams

---

Schriftsteller des 18. Jahrh., (geb. 1685, gest. 1763) in den aus seinem Nachlasse erschienenen Political and literary anecdotes of his own times. Lond. 1819. Aus seiner Darstellung geht ein absichtlicher Justizmord unbezweifelt hervor. Bemerkenswerth ist auch das, was Dauxion-Lavaisse in der Biogr. univ. T. VI. p. 413 — 417 hierüber sagt. Vgl. von früheren Schriften Goldsmiths Gesch. von Engl. 2 Bd. 897 ff. (Ranffts) neue geneal. hist. Nachr. 88 Th. 295 — 332. 96 Th. 1087. Christiani's Gesch. der neuesten Weltbegebenheiten. 1 Bd. S. 94 ff. — Nach Byng's Tode erschien ein Testament politique de Byng, trad. de l'anglais. 8. Portsmouth (Paris) 1759. 12.

*) S. Vita von Vicat vor den Opp. Jugler Beiträge zur jurist. Biographie. B. I. S. 29—37. B. VI. S. 312 fgg. Koppe jurist. Magaz. St. 1. S. 116.

Abreise nach Zuccharelli, in welchen beiden schönen Stükken die Figuren von Bartolozzi sind, denn Byrne zeichnete sich vornehmlich in der Landschaft aus. Sein wichtigstes Werk bleibt jedoch seine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Samlung pittoreßker Alterthümer Großbritanniens. (*H.*)

BYRON, 1) ein Kap unter 28° 37′ N. Br. und 171° 4′ L. auf der Ostküste des Australlandes. 2) Ein Eiland im Australoceane unter 1° 18′ S. Br. und 190° 50′ L., vom Kommodore Byron 1765 entdeckt, und jezt zu der Gruppe der Mulgraveinseln gehörig. Es ist etwa 2½ Meilen lang, niedrig und flach, aber stark bewaldet, und vorzüglich reich an Palmen und Kokos. Die Einw. gehören zu der Rasse der Australindianer, gehen völlig nackend und droheten den Seefahrern mit Speeren, die 3 Fuß Länge hatten. 3) Eine Straße im Australoceane, die Neuhanover von Neuireland scheidet. (*Hassel.*)

BYRON (John), engl. Kommodore, aus einer Familie abstammend, die ihren Ursprung bis auf Wilhelm den Eroberer zurückführt, und ohne Zweifel von normännischer Abkunft war. Mehre ihrer Vorfahren, die sich bis auf Heinrichs II. Zeiten auch Buron schrieben, sind als tapfere Krieger bekant. Nach der Reformation erhielt John Byron die Augustinerabtei Newstead, in der Grafschaft Nottingham, die seitdem bis auf den heutigen Tag der Stammsiz des Geschlechts war. Einem der Nachkommen des ersten Erwerbers wurde 1643, zur Belohnung seiner Tapferkeit, die Würde eines Baron Byron von Rochdale ertheilt. Der jüngere Bruder des fünften Lords Byron war der Kommodore John Byron, geboren den 8. Nov. 1723. In seinem 17. Jahre ging er als Unterofficier an Bord der Fregatte Wager, die zur Eskadre des Lord Anson gehörte, welche zu einer Expedition auf der Küste von Chili ausgerüstet worden war. Da die Fregatte, auf welcher sich Byron befand, mit Kriegs- und andern Bedürfnissen zum Gebrauch der Eskadre zu sehr überladen war, so blieb sie zurück, verlor den Mast, und litt im Mai 1741 an einer der Inseln der westlichen Küste von Patagonien, Wagersinsel genant, Schiffbruch. In einem Bote retteten sich 145 Mann, von denen aber über 50 bald dem Hunger unterlagen. Der Kapitain bestand darauf, mit dem Bote nordwärts zu steuern, um etwa an der Küste von Chili eines ihrer Schiffe zu erreichen; allein die Mannschaft widersezte sich, und segelte, 81 Mann stark, südwärts, um durch die magellanische Straße Brasilien, und von da England zu erreichen. Byron wurde mit drei Andern, nach Jahre langem Hin- und Herrudern, zerlumpt und zum Skelet ausgehungert, durch indianische Canots nach der Insel Chiloe, und dann als ausgewechselter Kriegsgefangener, zu Ende des J. 1745 über das Kap Horn nach Europa zurückgebracht [1]) Alle erduldeten Drangsale konnten ihn nicht bewegen, dem aus Neigung gewählten Stande eines Seemanns zu entsagen, und da er viele Erfahrungen hatte, so unterließ man nicht, seine Dienste zu suchen, und durch Beförderung zu belohnen. Besonders bot ihm der Krieg gegen Frankreich 1755 — 1763 viele Gelegenheit dar, seine Tapferkeit und Klugheit zum Schaden der Feinde seines Vaterlandes zu beweisen. Er kreuzte 1758 als Kommodore einer kleinen Flotille von drei Kriegsschiffen im Kanal, sprengte das französische armirte Schiff le Diamant von 14 Kanonen in die Luft, brachte einen Kaper auf, und versenkte den Intrepide. Dann segelte er mit einer größeren Flotte nach Louisburg in Amerika, griff die französischen Schiffe in der Bay von Chaleurs an, richtete sie größtentheils zu Grunde, und ließ die Festungswerke von Louisburg demoliren. Nach wiederhergestelltem Frieden unternahm Byron, auf Befehl König Georgs III. der einen Theil des atlantischen Oceans zwischen dem Kap und der Südspitze von Amerika untersuchen lassen wollte, eine Reise um die Welt. Er segelte im Junius 1764 mit den beiden Fregatten Delphin und Tamer aus den Dünen ab, fuhr durch die magellanische Straße nach der Südsee, entdeckte mehre Inseln, und kam über Batavia und das Vorgebirge der guten Hoffnung am 9. Mai 1766 nach England zurück. Obgleich diese Reise keine großen Resultate gewährte, und mit Cooks Erdumseglungen nicht verglichen werden kann, so bleibt doch dem Kommodore Byron das Verdienst, für die großen Entdeckungen in der Südsee die Bahn gebrochen zu haben. Unter andern entdeckte er auf dieser Fahrt im großen Ocean eine Insel des schlimmen Archipelagus und die Insel York, und vervollständigte die früheren Nachrichten von den Falklandsinseln und von Patagonien [2]). Seine lezten Dienste that er in dem Kriege Großbritanniens mit seinen nordamerikanischen Kolonien. Er erhielt das Kommando einer ansehnlichen Flotte, mit der er, nebst dem Viceadmiral Barrington, am 3. Julius 1779, die ihm in jeder Hinsicht überlegene Estaing'sche Flotte in der St. George Bay angriff, ohne jedoch viel ausrichten zu können. Als sich die aus den westindischen Inseln nach England zurückgehenden Kauffarteischiffe bei der St. Christophsinsel versammelten, begleitete sie Byron mit der ganzen Flotte einen ziemlichen Theil ihrer Fahrt. Nicht lange nachher kam er nach London zurück, und starb daselbst 1786. Sein ältester Sohn, ebenfalls John Byron, führte ein

---

1) Byron hat die erduldeten, fast unglaublichen Drangsale, selbst bekant gemacht, in: The narrative of *J. Byron*, containing an account of the great distresses suffered by himself and his companion on the coast of Patagonia from 1740 til their arrival in England 1746. Lond. 1748; 1768. 8. Teutsch, Nürnberg 1769. 8. und: Byrons Schiffbruch und Drangsale, neu erzählt vom Verfasser der grauen Mappe (J. C. L. Haken). Berl. 1793. 8. Unter allen Unglücksfällen, die als Folgen eines Schiffbruchs bekant wurden, gehören die von Byron erzählten zu den anhaltendsten, mannigfaltigsten und schauderhaftesten; s. die neue allg. teutsche Bibl. 8 Bd. 34 — 37. Einen andern, nicht weniger interessanten Bericht von diesem Schiffbruche liefert die Voyage à la mer du Sud, fait par quelques officiers commandants le vaisseau le Wager. Lyon 1756, in 4. und 12. Teutsch, Nürnb. 1772. 8.; ausgezogen in der auserles. Bibl. der neuesten teutschen Lit. Lemgo 6 Bd. 417 — 439. 2) Ein unbekannter Offizier des Delphin hat diese Reise beschrieben, unter dem Titel: Voyage round the world in the years 1764, 1765; with an description of Magellan. Lond. 1766. 4. mit Kupfern, auch im 1 Th. von Hawkesworths account of the voyages etc. Lond. 1773. 4. Franz. (von Suard). Paris 1767. 12. Teutsch (von C. H. Korn) Frankf. u. Lpz. (eigentl. Stuttgart) 1769. 8. Spanisch, Madr. 2. Ausg. 1770. 4. von Cas. Gomez de Ortega, schäzbar wegen der naturhistorischen Zusäze.

so wüstes Leben, daß der Vater, obgleich ein sehr gutmüthiger Mann, lange vor seinem Tode die Hand von ihm abzog. Er war so verschwenderisch, spielsüchtig und liederlich, daß der Umgang mit ihm Jedermann verdächtig machte. Nach der Auflösung seiner ersten Ehe mit der geschiedenen Marquise von Carmarthen, die er verführt hatte, heirathete er ein Fräulein aus dem alten schottischen Hause Gordon, verließ aber bald, von Schulden gedrängt, Frau und Kind, und starb 1791 zu Valenciennes³). Sein einziger Sohn ist der berühmte Dichter George Gordon, Lord Byron⁴). (*Baur.*)

BYRRHII. Fugenkäfer. Käferfamilie aus der Abtheilung mit fünfgliedrigen Tarsen und der von Linné aufgestellten Gattung Byrrhus entsprechend. Kurze, an der Spitze verdickte Fühler, ein auf der Unterseite vorgestreckter Halskragen, der gleichsam den Mund stützt, und Fugen an der Unterseite des Körpers, die zum Einschlagen der Beine dienen, machen ihre Kenzeichen aus. Es gehören dahin die Gattungen Byrrhus, Anthnus, Throscus, Chelonorium, Nosodendron, Elmis, Macronychus und Georissus. (*Germar.*)

BYRRHUS. Fugenkäfer. Käfergattung, unter die gleichnamige Familie gehörig. Linné, der diese Gattung errichtete, begriff die ganze Familie darunter, Fabricius, Latreille und die übrigen neuern Entomologen haben den Begriff auf diejenigen Arten beschränkt, die einen eiförmigen oder halbkugelförmigen Körper, spitzwärts allmälich verdickte Fühler besitzen, und die ihre kurzen Beine ganz in den Fugen des Körpers verbergen können. Man kent gegen 25 Arten, die alle in Europa einheimisch sind, und unter Steinen, im Grase und in Wegen umherkriechend gefunden werden. Die Larven leben nach Waudouer's Beobachtungen unter Moos. Die bei uns am häufigsten vorkommende Art ist: *Byrrhus pilula Auct.* eiförmig, schwarz, oben braun seidenartig, mit schwarz und hellbraun gescheckten Längsbinden. Gegen 3 Linien lang. Oft findet man auf den Deckschilden weiße Flecke, die in zwei undeutliche Querbinden geordnet sind. (*Germar.*)

BYRSONIMA, nannte Richard zuerst die Arten von Malpighia, deren Früchte dreifächerige Nüsse enthalten, statt daß bei der wahren Malpighia drei abgesonderte Nüsse vorkommen. Es ist aber dieser Unterschied zu künstlich, um Beifall zu verdienen. (*Sprengel.*)

BYSKEÅ, ein nicht unbeträchtlicher Fluß, im westerbottnischen Pastorat Skellefteå, über welchen bei der Station Byske, nicht weit von der Mündung desselben in den bottnischen Meerbusen, auf einer Brücke die große Landstraße von Stockholm nach Torneå führt; bei Byske ist ein ziemlich guter Hafen. (*v. Schubert.*)

BYSS (Joh. Rudolph), geb. zu Solothurn in der Schweiz 1660, ließ sich als Maler 1694 zu Prag nieder, arbeitete 1704 zu Wien für den kaiserl. Hof, und kam als Hofmaler 1715 in die Dienste des Fürstb. und Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn zu Bamberg und Mainz. Er übernahm die Oberaufsicht über die zu errichtende Gemäldegalerie des eben vollendeten Schlosses Pommersfelden, und wohnte während dieser Zeit bis zum Tode seines Gönners 1729 in Bamberg. Nachher begab er sich nach Würzburg, wo er 1738 starb. Von ihm ist die zu Bamberg 1719 in Fol. und zu Anspach 1774 in 8. gedruckte Beschreibung der Pommersfeldener Galerie*). (*Haek.*)

Byssolith, s. Strahlstein.

BYSSOMYA. Eine von Fleuriau de Bellevue¹) und Lamarck²) unter dem Titel Saxicava aufgestellte, von Cuvier³) aber mit vorstehendem Namen belegte Muschelgattung, welche wir mit Cuvier zur Abtheilung der Sackmantelmuscheln (enfermés) rechnen und demnach aus den Gattungen Pholas, Solen, Hiatella u. s. w. zunächst verwandt betrachten. Lamarck verbindet seine Saxicava mit Petricola und Venerupis zu einer engern Familie, welche er Steinbohrer (Lithophages) nent.

Die Byssomyen gleichen in der Bildung des Thieres wie auch in der Lebensart und dem Klaffen ihrer Schalklappen den Pholaden, nähern sich aber andererseits durch den Besitz eines Byssus und einigermaßen durch die Form der Schale den Mytilis, jedoch in letzterer Hinsicht noch mehr den Myis. Der Mantel des Thieres ist ganz geschlossen und bildet hinten ein paar lange, größtentheils verwachsene, mit bewimperter runder Öffnung versehene Röhren. Der etwas schmächtige und nach vorn gekrümmte Fuß komt aus einer kleinen untern Spalte des Mantels, welche den Wirbeln der Schale ungefähr gegenüber liegt. Hinter demselben aber steht ein Bündel Byssusfäden, welches aus der Wurzel des Fußes komt. Die Schalklappen sind länglich, gleich, hinten und unten klaffend; der hintere Theil ist wegen der Stellung der Wirbel, die dem Vorderende weit näher als dem Hinterende stehen, merklich länger als der Vordertheil; das Vorderende ist abgerundet; das Hinterende⁴) öfters abgestutzt; das Schloß ohne alle Zähne oder hat nur 2 entfernte, schwache, kaum zahnartige Erhöhungen; das Band auswendig. Am Rücken keine unparen Schalstücke.

Diese Muscheln, welche klein oder von mittlerer Größe sind und nur im Meere leben, bohren sich mittelst einer

3) Hoffs Biographie merkw. und ber. Personen. Brünn und Dessau 1783. 2 Th. 250—267 und aus dieser abgekürzt in Hirschings hist.-lit. Handb. 1 Bd. 2 Abth. 73. Biogr. univ. T. VI. (von de Rossel). Literar. Conversations-Blatt 1822. Nov. Nro. 220. 4) Über diesen berühmten Dichter, der am 12. Jan. 1788 geboren wurde und am 19. April 1824 zu Missolunghi in Griechenland starb, sollte hier ein Artikel folgen; noch wird aber über diesen merkwürdigen Mann, seinen Charakter und seine Leistungen so viel gestritten, noch drängen sich Schriften über ihn von Freunden und Feinden so, daß ein Versuch über sein Leben und seinen Charakter für ein Werk, wie dieses, noch zu früh kommen würde, und es rathsamer scheint, diesen Artikel einem künftigen Ergänzungsbande vorzubehalten. (*H.*)

*) Die schönsten Proben seines Pinsels zu Gaibach, Pommersfelden, Bamberg, Würzburg und Schleißheim wird das Pantheon der Künstler Bambergs aufzählen — weitere Nachrichten finden sich in Füeßli Bd. I. II. — Mannlich, Lipowsky und *Heinecken* Dict. des Artistes.

1) Journal de physique an X. floreal. p. 345 und Bullet. de la Soc. philom. n. 62. 2) Hist. natur. d. anim. sans vertèbres. V. p. 501. 3) Règne animal. II. 4) Lamarck verwechselt immer noch das Vorder- und Hinterende der Muscheln, worauf wol zu achten ist.

ätzenden Feuchtigkeit in Steine und Steinkorallen ein. Von den 5 Arten, welche Lamarck aufführt, sind die bekanntesten:

Byssomya rugosa (Saxicava rugosa *Lam.* Mytilus rug. *Linn.* — *Pennant* Britt. Zool. IV. t. 63. f. 72. Die Schale eiförmig rauh, der Länge nach gestreift, an beiden Enden stumpf. Im Nordmeer, zumal an engl. Küsten.

Byssomya pholadis (Saxicava pholadis *Lam.* — Mytilus pholadis *Linn.* mantiss. *L. Gmel.* — Müller Zool. Danica III. t. 87. f. 1—3. — Mya byssifera *Fabric.* Fauna Groenland. p. 408). Schale länglich rauh, der Länge nach runzelig, hinten stumpfer. In großer Menge an Norwegen, Island, Grönland und den Färoeinseln. (*Nitzsch.*)

BYSSUS, Byssus, Muschelseide, Muschelfäden, Bart der Muscheln. So wird eine merkwürdige, bei nicht wenigen im Meere lebenden, zweischaligen, kopflosen Mantelthieren vorkommende Bildung genant, welche in einem Bündel biegsamer Fäden von hornartiger Substanz, aber sehr verschiedenen Graden der Stärke oder Feinheit besteht. Dieses Fadenbündel kömt aus der Basis des Fußes oder dem Stumpfe des Thieres, oft mit einem kleinen ungetheilten Stiel, und theilt sich, wol ästig, in mehr oder weniger (oft in eine große Menge) Fäden, die, gewöhnlich mittelst kleiner scheibenförmiger oder unregelmäßiger Ausbreitungen, am Meeresgrunde, an Felsen, Conchylien, oder andern fremden Körpern sehr fest ansitzen und so das Thier fixiren. Bei manchen Gattungen z. B. bei Tridacna, Anonica (Avicula) und Perna sind diese Fäden sehr grob und hart, wie gespaltenes Horn oder Fischbein; bei einigen aber, und vor allen bei den Steckmuscheln (Pinna L.), gleichen sie an Feinheit und Glanz der ungezwirnten Seide. Außerdem kommen verschiedene, zwischen jenen Extremen liegende, Grade der Feinheit oder Stärke des Byssus vor. Bei manchen Muscheln, z. B. bei Pecten, Perna, sind die Fäden deutlich platt, wie kleine Riemen, bei den Pinnen erscheinen sie unter dem Mikroskope in langen Strecken ganz gleich drehrund, in andern Strecken aber wieder breiter, und es ist möglich, daß sie da flach sind. Bei einigen Mytilis sah ich sie gleichmäßig drehrund. Bei Mytilus Modiolus sind sie von Abstand zu Abstand knotig oder etwas erweitert, wie die Tasthaare mancher Robben. Ihre Farbe ist braun, bräunlich, gelblich, olivenfarb, schwarz, grünlich-schwarz, auch wol bläulich. Die Länge des Byssus ist auch verschieden und gestattet den Bewegungen der damit befestigten Muschel einen größern oder geringern Spielraum; am beträchtlichsten ist sie bei den, freilich ohnehin sehr groß werdenden, Pinnen, deren Bart eben deswegen, so wie wegen seiner ausnehmenden Feinheit und Schönheit zu mancherlei Geweben (zumal Strumpfgeweben, als Handschuhen, Strümpfen), theils ohne, theils mit Zusatz anderer verwebbaren Stoffe, zumal in Neapel, Sicilien, Malta und dem südlichen Frankreich benutzt wird [1]).

Was die Muschelgattungen betrifft, welche mit dem Bart versehen sind, so sind es größtentheils einspierige oder kaum zweispierige (d. h. solche, die nur mit einem einzigen oder mit einem zweiten aber sehr kleinen Schließmuskel versehen sind) zumal sind es solche, welche von Cuvier zur Familie der Austerartigen (ostracea) gezählt werden. Dergleichen Ostracea sind die Gattungen Pecten (zum Theil), Lima, Pedum [2]), Malleus (oder Tudes Oken), Vulsella, Perna, Meleagrina, Anonica (Avicula *Lam.*), Pinna, vielleicht auch Crenatula.

Von den Mytilaceis haben Mytilus, Modiolus, Lithotomus, von der Familie der Benitiers *Cuv.* beide Gattungen, Tridacna und Hippopus; von den vollkommen zweispierigen unter den Sackmantelmuscheln nur Byssomya, aber, wie es scheint, keine Gattung der Cardiacea *Cuv.* den Byssus.

Einige dieser Byssustragenden Muschel-Gattungen schließen die Schalklappen völlig aneinander, ohne eine merkliche Lücke für den (in diesem Falle wol immer ziemlich feinfädigen) Bart zu lassen, der folglich hier beim völligen Schluß der Klappen eingeklemt werden muß, mehre aber (zumal Tridacna, Anonica, Meleagrina, Pecten) haben einen Ausschnitt in der einen oder in beiden Schalklappen, durch welchen eine, auch bei geschlossener Schale, stets offenstehende Lücke oder Öffnung zum Austritt des Bartes gebildet wird. Manche, namentlich die Limen sollen, mittelst ihrer Bartfäden kleine Steine und Conchylien absichtlich umwickeln und ihre Schale mit diesem Gewirre, um sie zu schützen, überlegen. Diejenigen, welche in Steine bohren, hören auf, den Byssus zur Anheftung zu benutzen, und scheinen ihn überhaupt zu verlieren, sobald sie sich eingebohrt haben.

Die Natur und Entstehung des Muschelbartes ist noch wenig bekant und es herrschen darüber verschiedene Meinungen. Nach der Ansicht, welche Reaumur (in den Mémoires de l'acad. des sciences) und Mademoiselle Masson le Golft (Journal de physique 1779. Dec.) aufgestellt, und die heutigen französischen Naturforscher größtentheils angenommen haben, ist dieses Gebilde ein verhärtetes Gespinst, welches erneuert und auch durch neue Fäden verstärkt werden kann. Der Stoff dazu soll in einer Drüse abgesondert werden, die sich an der Wurzel des Fußes befinde, und die Muschel soll mittelst des Fußes und in einer Furche desselben den klebrigen Spinnstoff in (später verhärtende) Fäden ziehen, und diese an

1) Man nimt zu diesen Geweben die Seide der Pinna nobilis, indem man ihnen die natürliche gelbbraune Farbe läßt. Sie sind nicht nur von schönem Ansehen, sondern auch ziemlich dauerhaft und geben eine sehr warme Bekleidung. Da man aber bisher nicht im Stande gewesen ist, die Pinnenseide in beträchtlicher Quantität zu gewinnen, so haben die Manufakturen, die sich mit der Verarbeitung derselben beschäftigen, Noth sich zu halten. Die Muschelseidenzeuge sind daher auch nirgends sehr in Gebrauch gekommen und mehr ein Gegenstand der Curiosität geblieben. Wenn es gelänge, die Steckmuscheln so wie Austern und Miesmuscheln zu hegen, so könnte vielleicht eine größere Ausbeute des Byssus zu hoffen seyn. 2) Ob diese seltene kostbare Muschel, Pedum spondyloideum Lam., Ostrea spondyloidea L. (welche das hallische akademische Museum vor einigen Jahren aus der Boltenschen Conchylienauktion in einem vollständigen Exemplare acquirirt hat), einen wirklichen Byssus habe, ist mir jedoch zweifelhaft. Wegen der eigenthümlichen Furche, in welche sich der Ausschnitt der einen Schale fortsetzt, vermuthe ich, daß hier ein ungetheiltes, hornartiges Band die Stelle des Bartes vertritt.

der Stelle, wo sie sich anheften will, befestigen. — Cuvier[3]) sagt nur, daß die Muschel mit dem Fuße ihren Byssus anhefte, und solchen erneuern könne, übrigens sey die Natur dieses Gebildes noch nicht gewiß ausgemittelt; Poli meine, es sey dasselbe eine Verlängerung von Muskelfasern. Nach Heusinger[4]) aber hält Poli den Byssus für eine Art Haargebilde, ähnlich den Säugthierhaaren. — Wahrscheinlich sagt Poli (dessen Werk ich nicht zur Hand habe) beides, und ist über die Beschaffenheit dieser Bildung ebenfalls ungewiß. Übrigens versichert Cuvier[5]) bei Tridacna gigas die Bartfäden sehnig gefunden und einen unmittelbaren Übergang derselben in Muskelfasern gesehen zu haben. — Heusinger[6]) vergleicht den Byssus einmal mit der Haftplatte der Anomien, welche sich vor das Loch der einen Schalklappe legt und dann wieder (sehr unpassend) mit den Fangarmen der Lockenfüßler (Cirripedia), indem er für das wahrscheinlichste hält, daß in dem Innern der Fäden eine zusammenziehbare Substanz sey, und die Muschel sich durch Saugnäpfchen, mit denen die Fäden endigen, ansauge. — Weit ähnlicher als die Lockenfüße der Cirripedien (welche als wahre, zusammengesetzte, mit Muskeln, Nerven, Gefäßen versehene Leibesglieder wol nichts mit den einfachen Byssusfäden gemein haben) ist wol dem Byssus die hornige, ungetheilte, bisweilen bandartige Masse, mit welcher sich die Archenmuscheln (Arca Lam.) fixiren. Diese Hornmasse scheint wirklich ein ungetheilter und unausgebildeter Muschelbart zu seyn. Übrigens möchte ohne direkte Beobachtung der ersten Bildung oder Erneuerung des Byssus und der Art, wie die Muschel denselben anheftet, schwerlich etwas Sicheres über die Natur desselben bestimmt werden können. Daß aber ein so einfaches Gebilde wieder erneuert werden kann, ist um so weniger zu bezweifeln, da in der Familie der Mantelthiere weit vollkommenere Theile reproducirt werden. (*Nitzsch.*)

BYSSUS, Byssum, war bei den alten Ägyptern von zweierlei Art: die eine von der grünlich goldenen Seide des Seeseidenwurms der Alten, oder unserer Steckmuschel (pinna marina), die im mittelländischen Meere, bei Smyrna, Sicilien, Corsika, Minorka, und vorzüglich im Golf von Tarent gefangen wird. Diese Seide ist der schönste und kostbarste aller bis jetzt bekannten Webestoffe, blos zu Prachtgewändern bestimt. Die andere Art Byssus, ein Gewebe von Baumwolle und Flachs, oder von jener allein, aus den Zeiten der Semiramis, das damals zur gewöhnlichen Kleidung, und zum Einwickeln der Mumien diente. Auch dürfte unter der zweiten Byssusart wol nur dasjenige Gewebe zu verstehen seyn, welches man aus der seltenern gelblichen oder röthlichen Baumwolle verfertigte: ein echter Nanking. Vielleicht haben die Alten unter dem allgemeinen Namen Byssus, alle kostbare gewebte Zeuge begriffen*). (*Th. Schreger.*)

3) Règne animal, II. p. 450. 4) Histologie I. 2. p. 244. 5) Règne animal, II. p. 476. 5) Am a. O. S. 244 u. 245.

*) Über den Byssus der Alten lieferte eigne Untersuchungen Reinh. Forster de bysso antiquorum, Berl. 1776. Vgl. Gossypium.

BYSSUS, wird in der Pflanzenkunde theils als Benennung einer Gruppe, theils als Name einer Gattung gebraucht. Nämlich die Faserpilze (Erineum, Himantia, Helenesporium) heißen überhaupt so. Aber als Gattungsnamen gebraucht man jetzt das Wort Byssus für die zartesten ästigen niederliegenden Fasergebilde, die ohne Spur von Sporen an der Luft gefunden. Diese zeigen sich meist unter der Erde in Gruben, und sind mit dem Faser-Gewebe zu vergleichen, welches im Frühling aus dem schmelzenden Schnee sich an die Erde anfester Felsen anlegt. (Racodium rupestre). (*Sprengel.*)

BYSTROPOGON, Herit., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Labiaten und der 14ten Linné'schen Klasse. Char. Kelch mit 5 pfriemenförmigen Zähnen und inwendig mit Zottenhaaren besetzt. Oberlippe der Corolle gespalten, die untere dreitheilig. 1. B. *pectinatus* Herit., mit gedrängten Rispen, einseitigen Blüthen und herz-eiförmigen Blättern. In Jamaika. (Nepeta pectinata L.). 2. B. *sidaefolius* Herit., mit sehr schlaffen Rispen, in Wirbeln stehenden Blüthenstielen und herzförmigen Blättern. In Peru. 4. B. *plumosus* Herit., mit gabelförmig getheilten Rispen, gefiederten Kelche und eiförmigen gesägten unten filzigen Blättern. Auf den canarischen Inseln. (Mentha plumosa L. suppl.). 4. B. *origanifolius* Herit., der vorigen Art ganz gleich, aber die Blätter glattrandig. Eben dort. 5. B. *canariensis* Herit., mit ähnlichen Rispen, aber knopfförmigen Blüthen und eiförmigen geferbten unten behaarten Blättern. Eben dort. (Mentha canariensis L.). 6. B. *punctatus* Herit., mit ähnlichen Rispen und Blüthenknöpfen, aber glatten punctirten gezähnten Blättern. Auf Madera. 7. B. *mollis* Kunth., mit sich windendem Stamm, eiförmigen gesägten unten filzigen Blättern und Blüthen, die in dichten Wirbeln stehn. In Quito. 8. B. *suaveolens* Herit., mit herzförmigen gesägten Blättern und gedrängten gestielten Blüthenwirbeln. In Westindien. (Ballota suaveolens L.). (*Sprengel.*)

BYTHMUS, nennt Leach (Zoolog. Miscell. Vol. III. p. 82) eine Käfergattung, die sich von Psilaphus durch ein beilförmiges Endglied der Kinnladentaster, und durch Verdickung des zweiten Fühlergliedes auszeichnet. (*Germar.*)

Bytté, s. Falster.

BYTURUS. Filzkäfer. Eine von Latreille errichtete Käfergattung aus der Familie der Aaskäfer (Necrophagi), aus dem Dermestes tomentosus Auct. gebildet. (*Germar.*)

BYZANTIUM (*Βυζάντιον*), eine Kolonie von Megara[1]), das vorzüglich nach der Propontis handelte, und daselbst früher schon Selymbria und Chalkedon angelegt hatte[2]), in Verbindung mit dem thrakischen Fürsten Byzas[3]) (s. diesen) am thrakischen Bosporos auf einem dreieckigen Vorgebirge angelegt, nach Ptolemäos[4]) unter 56:43, 6. Schon früher stand auf der Stelle ein Flecken Lygos[5]). Der Mythus setzt die Stiftung schon

1) *Scymn.* 715. *Raoul-Rochette* hist. d. col. Gr. III. 297. 2) *Herod.* IV, 144; *Scymn.* 714. 3) *Steph. Byz.* *Βυζάντιον*; *Eustath.* ad *Dionys.* Per. 803; *Dionys. Byz.* bei *Hudson.* III. p. 3. 4) III, 11. 5) *Plin.* IV, 17.

in die Zeit der Argonautenfahrt [6]); nach Eusebios aber fällt die Ansiedelung von Megara in das 3te Jahr der 30sten Olympiade 654 v. Chr. Die 60 Stadien landeinwärts gehende Bucht Keras — also genant wegen der Ähnlichkeit mit einem Hirschgeweihe, — auf der Nordseite bildete einen sehr geräumigen, sicheren und tiefen Hafen, dem die Strömung des Bosporos stets eine ungeheuere Menge Pelamyden zuführte [7]), wegen der großen Vortheile, die er der Stadt darbot, Chrysokeras (Goldhorn) genant, welchen Namen jedoch nach Plinius [8]) die an den Hafen gränzende Landzunge führte. Der vortheilhaften Lage ungeachtet wollte der Ort bei dem sinkenden Handel von Megara und der Unaufmerksamkeit der übrigen Griechen auf dieselbe doch nicht recht empor kommen, bis Milet, die Besitzerin des pontischen Handels, sich durch eine Ansiedelung daselbst die Ehre der zweiten Stiftung erwarb [9]), gleichwol fühlten sich die Bewohner bei der Unterjochung der kleinasiatischen Griechen durch die Perser zu schwach, diesen Widerstand zu thun; sie wanderten, ohne die Perser abzuwarten, mit ihrer Habe aus, und legten Mesembria am Pontos an. Die leere Stadt verwüstete die persische Flotte [10]) so sehr, daß Skylax im Periplus den Ort gar nicht bemerkt. Nach der Niederlage des Xerxes kehrten indeß, wie es scheint, wieder alte Bewohner zurück, und der spartanische Feldherr Pausanias, der sich häufig hier aufhielt, bemühte sich sehr für die neue Bevölkerung des neubefestigten Ortes, dem er bei der Mehrzahl der dorischen Bewohner Sparta's Einrichtungen gab, so, daß die Byzantier ihn als neuen Stifter ansehen konnten [11]). Der dorische Dialekt und die dorischen Einrichtungen blieben hier herrschend [12]), auch, als Athen Sparta die Hegemonie abdrang, als Seemacht Byzanz beherrschte, und viel zur Verschönerung des Ortes beitrug [13]). Die Stadt, deren Wichtigkeit man als Niederlage der Magazine, und als Sammelplatz der Flotten bei Seeunternehmungen immer mehr kennen lernte, wuchs während aller Kriege, welche die Griechen bald unter sich, bald mit den persischen Satrapen führten, so, daß sie am Ende des peloponnesischen Krieges als eine sehr feste und durch die bedeutende Zahl seiner kriegerischen Bewohner wichtige Stadt erscheint [14]). Doch mußte sie jetzt noch eine Zeitlang sich einen spartanischen Harmosten gefallen lassen [15]). Erst als Sparta's Macht zerfiel, wurde Byzanz völlig frei, und von jetzt an beginnt der blühende Activhandel des Ortes, der vorzüglich im Aufkauf und in der Ausfuhr des Getreides bestand. Philipp von Makedonien that sie theils durch eigene Kraft, theils durch Hilfe der Athenäer glücklichen Widerstand. Auch Alexander, mit andern Unternehmungen viel zu sehr beschäftigt, focht ihre Freiheit nicht an; aber mit den räuberischen Thrakiern, die ihr Gebiet von der Landseite umgaben, hatte sie beständig zu kämpfen und die Galater konnte sie nur durch Jahrgelder in Ruhe erhalten, die zuletzt so unerschwinglich wurden, daß sie sich am Ende, als die Griechen ihr Beihilfe weigerten, genöthigt sah, zur Aufbringung derselben einen Sundzoll anzulegen, dem sie, von Rhodos und Bithynien genöthigt, wieder entsagen mußte [16]); doch fand sie am Ende auch durch die Vertilgung und den Abzug der Galater Ruhe. Ihre glücklichste Periode begann, als sie sich während des Krieges der Römer mit dem jüngeren Philipp von Makedonien unter die Herrschaft der Römer begab. Ohne Theilnahme an dem Kriege besaß sie ein bedeutendes Gebiet an den Küsten des Pontos, und war im ruhigen Besitz ihres Handels und des wieder eingeführten, mit den Römern getheilten, Sundzolles [17]), wobei sie nach eigenen Gesetzen fortleben durfte. Durch die reichen Einkünfte der Stadt war die starke und wohl ausgedachte Befestigung derselben durch dicke Mauern von Quadersteinen, die durch eiserne Klammern befestigt waren, und Thürme [19]) möglich geworden, die jedoch der Kaiser Severus mit der Stadt selbst zerstörte, als er sie, die sich für den Gegenkaiser Pescennius Niger erklärte, erst nach dreijähriger Belagerung durch Hunger bezwang [20]). Zwar stellte dieser nachher die Stadt, so weit er es vermochte, wieder her [21]); aber den gesunkenen Wohlstand konnte er nicht wieder heben. Unter Gallienus wurde Byzanz von seiner eigenen Besatzung geplündert, und viele Bürger wurden ermordet. Gleichwol konnte die Stadt noch den K. Claudius gegen die Gothen unterstützen [22]). Neues Leben in derselben begann, als Konstantin d. Gr., in Rom nicht geliebt, und durch die Kriege mit den Persern und Gothen genöthigt, einen andern Sitz für die Regirung zu wählen, im lebendigen Anschauen der Wichtigkeit der Lage, den Entschluß faßte, hieher seine Residenz zu verlegen, und ein neues Rom hier aufblühen zu lassen. Nach dem Muster des alten Rom wurde die neue Residenz angelegt und prächtig ausgeführt. Die Bevölkerung kam durch den Aufenthalt eines glänzenden üppigen Hofes theils von selbst, theils wurde sie befördert. Das alte Byzanz hatte nach Dionysios von Byzanz 40 Stadien im Umfange und begriff nur zwei Hügel; Konstantin begriff gleich 4 und einen Theil des 5ten Hügels in seinen Plan, und gab ihr einen Umfang von 1¼ geogr. Meilen; aber die Bevölkerung nahm immer zu, neue Quartiere wurden angelegt [23]), hohe und feste Mauern gezogen, welche die Vorstädte mit einschlossen [24]), fast in derselben Ausdehnung, welche die Stadt jetzt hat. Die Stadt lag in ihrer größten Ausdehnung, welche ihr wahrscheinlich K. Heraklius gab, auf 7 Hügeln, und war, wie Rom, in 14 Regionen getheilt. Vgl. *Petri Gyllii* de Constantinopoleos topographia L. IV. Lugd. Bat. 1632, der auch die merkwürdigsten Gebäude in jeder Region beschreibt *). Aber, obgleich alles in Nachahmung Roms

6) *Diod.* IV, 49. 7) *Strab.* VIII, 6, 2. πηλαμυς, eine Art Thunfisch, auf byzant. Münzen *Eckel.* I, 2, 28. 8) *Plin.* III, 17. 9) *Vellej. Pat.* II, 15. 10) *Herod.* VI, 33. 11) *Justin.* IX, 6. 12) *Polyb.* IV, 52. 13) *Amm. Marc.* XXII, 8. 14) *Diod.* XIII, 66. 15) *Xenoph.* Anab. VII. 2 ff.

16) *Polyb.* IV, 45. 17) *Strab.* VII, 6, 2; *Herodian.* III, 1. 18) *Plin.* IV, 17. 19) *Herodian.* l. c. *Dio Cass.* LXXIV, 10. 20) *Dio Cass.* l. c.; *Herodian.* III, 6. 21) *Steph.* Byz. Σεβηρος; *Spart.* Carac. 1; *Zos.* II, 30. 22) *Treb. Poll.* Gall. 6; Claud. 9. 23) *Zos.* II, 35. 24) *Zos.* XIII, 23.

*) Außerdem s. *Du Fresne* Byzantii veteris Origines in B. 1. der descriptio urbis Constant. T. XIV. der Scriptorum Byzant., und das. T. XV. *Anselm. Banduri* Comment. in Antiqu.

angelegt war; nur an Menschenzahl und Größe, nicht an Menge, Pracht und Kunstgeschmack der öffentlichen Gebäude kam es dem Vorbilde gleich. Daher wollte auch der Name Neu-Rom, den der Stifter ihr gab [25]), nicht haften. Die Stadt ward von ihrem neuen Stifter Konstantinopolis benant. Münzen der Stadt sind weniger aus der Zeit ihrer Freiheit, als aus der Periode unter den Kaisern vorhanden [26]). (*Ricklefs.*)

Die Verfassung von Byzanz, auf dorische Institute gegründet, hatte, meist von äußerer Macht bestimt, mehrere Abwandlungen. Erster Ordner des Gemeinwesens scheint der Chalkedonier Dineos gewesen zu seyn [1]), in der Sage Nachfolger des Königs Byzas [2]). Der Bürgerstand hatte dienstbare Bithyner, vielleicht von der Zeit der Niederlassung her, zur Unterlage [3]); Neigung zur Demokratie mag bei der zahlreichen Klasse Gewerbtreibender [4]) in dem Seeverkehr früh erwacht seyn; es fehlte nicht an innern Unruhen; in einer solchen wurden einst Neueingebürgerte vertrieben [5]); die Befreiung von Sparta's Herrschaft gab der Demokratie die völlige Gestaltung [6]), und solche heißt die Verfassung von dieser Zeit an [7]). Auch fehlten nicht Demagogen [8]), und verrufen ist das Wort eines solchen „das Gesetz spreche, was er wolle [9]).“ Als äußere Form der Verfassung erscheinen in dem byzantiner Volksbeschluß bei Demosthenes [10]): die Volksversamlung (Ἁλία), der Rath (*Βωλά*), welcher jener seinen Antrag (ῥήτρα) vorlegt; der Hieromnamon, als erster Magistrat; dazu komt der Strateg, in späterer Zeit gewiß sehr bedeutend [11]). Dorisch erhielt sich in den genannten Schriftdenkmälern die Sprache; die Sitte, gefährdet durch Fremdenverkehr [12]), entartete zur wüsten Schwelgerei [13]); der Strateg Leonidas verlegte die Schenken auf die Stadtmauer, um Bürger dort zur Wache zu halten. Die Finanzen krankten beständig [14]); das Eisengeld [15]) war wol Erzeugniß des Mangels. Nachdem es sich den Römern angeschlossen und diesen gegen Antiochus, Perseus rc. [16]) geholfen, kam Byzanz, zwar fernerhin freie Stadt genant [17]), in deren Gewalt, und sehr bald in die Drangsale der Bürgerkriege und die Plackereien der Statthalter [18]). Auch einen Theil des Seezolls nahm Rom [19]); unter Kaiser Claudius mußte Byzanz um Erlaß der Steuern bitten [20]). Nach der 3jährigen Belagerung von einem Heere des Severus, wurde es von diesem seiner waffentragenden Bürger und Mauern beraubt und als Ort ohne Stadtrecht an Korinth gegeben [21]); nachher von Severus hergestellt [22]); unter Gallienus durch das Morden der Besatzung fast aller Einwohner beraubt [23]); unter Claudius von den Gothen befeindet, die aber bei Byzanz mit Hilfe der noch übrigen Einwohner geschlagen wurden [24]); endlich, als Licinius sich in ihm gesetzt hatte, von Konstantinus eingenommen und nun des Reiches zweite Hauptstadt [25]). (*W. Wachsmuth.*)

Kultusgegenstände zu Byzanz waren vornehmlich Jo und Artemis Orthosia. (Herodot. 4, 87.).

In Wissenschaft und Kunst hat sich Byzanz niemals ausgezeichnet, wenn gleich einzele Byzantiner als Ausgezeichnete genant werden, wie Python, Gesandter Philipps in Theben, von welchem gesagt wird, daß er nur dem Demosthenes an Beredtsamkeit nachgestanden (Diod. 16, 85.), die Dichterin Myro, der Grammatiker Aristophanes, welche, nebst noch einigen andern, ins alexandrinische Zeitalter gehören.

Die Periode der byzantinischen Gelehrsamkeit fällt erst in die Periode des oströmischen Reiches, und kann nur im Zusammenhange mit der selten erfreulichen Geschichte vorgetragen werden. Nur dürfte, weil sie besonders ihren Namen von Byzanz führen, vorläufig der

Byzantinischen Geschichtschreiber hier zu gedenken seyn. Unter dem Namen derselben ist eine große Samlung vorhanden: **Historiae Byzantinae scriptores**, mit deren Herausgabe Ph. Labbé, Par. 1645 den Anfang machte. Ihm folgten Fabrotti, du Fresne u. A., und so erschienen bis 1711 42 Bände Fol., mit Vermehrungen zu Venedig 1729 fgg. in 27 Bden. Fol. Einzele Geschichtschreiber wurden von Zeit zu Zeit nachgeliefert, und noch sind nicht alle gedruckt. Dem Inhalte ihrer Schriften nach hat man sie in verschiedene Klassen abgetheilt: 1) Chronographen, 2) Oströmische Geschichtschreiber in größerem Umfang, 3) Chronisten, welche einzele Zeiträume, Regirungen und Begebenheiten berichten, 4) Schriftsteller über Verfassung, Alterthümer, Sitten und Gebräuche. Die Anzahl dieser Schriftsteller von verschiedenem Werth und Gehalt beläuft sich über 50, unter ihnen sind aber wieder Einige, welche den Namen byzantinischer Geschichtschreiber im engeren Sinne verdienen, indem sie eine vollständige Geschichte des oströmischen Reiches von Konstantin an bis zur Einnahme Konstantinopels durch die Türken geliefert haben, so daß der eine immer der Fortsetzer des Andern wurde. Diese sind: Zonaras, dessen Geschichte bis 1118 reicht, Niketas Akominatos Choniates (bis 1204), Nikephoros Gregoras (bis 1359), und Laonikos Chalkondylas (bis 1462). Weiter noch geht Georg Phrantzes, nämlich bis 1477. Die vier ersten sind zusammen herausgegeben worden (zuerst Par. 1567. 3 Bde. Fol.), das Werk von Phrantzes, welches in kei-

---

Constantinop. Unter den Neueren Mannerts Geogr. d. Griechen und Röm. Th. 7. Heyne Antiquit. Byzant. in N. Comm. Gott. I. Einen Grundriß findet man in Barthelemy voyage du j. Anach. T. 2. Pl. 2. (*H.*)

25) *Paul. Diac.* VI, 47. 26) *Rasche* Lex. Num. Vol. I. P. I. p. 1636 ff.

1) *Hesych. Miles.* 315. ἐστρατήγησε τοῦ δήμου. 2) Ebendas. 3) *Athen.* VI, 271. C. 4) *Aristot.* Pol. IV, 4, 7. 5) V, 2. 10. 6) *Xenoph.* Hell. IV, 8, 27. 7) *Theopomp.* bei *Ath.* XII, 526. *E. Memn.* bei *Phot.* 724. 8) *Demosth.* Lept. 470. 9) *Sext. Empir.* adv. Math. 71. B. edit. Genev. 10) de cor. 255 11) *Chandler* inscr. 94. 95. *Hesych. Mil.* 315. 12) *Aristot.* Pol. III, 4, 1. 13) *Damon.* bei *Athen.* X, 442. *C. Ael.* V. H. III, 14 14) *Aristot.* oec. II, 283. *E. Casaub.* 15) σιδάρεοι *Aristoph.* nub. 248. u. schol. *Poll.* onom. VII, 166. IX, 78. *Hesych.* σιδ. 16) *Tac.* A. XII, 62. 17) *Plin.* h. n. IV, 18. 18) *Dio* I, p. 51. 52. *Reim.* *Cic.* Prov. cons. 3. 19) *Str.* VII, 320. 20) *Tac.* A. XII, 63.

21) *Dio* LXXIV, 10 — 14. 22) *Spartian.* P. 97. F. 23) *Trebell. Poll.* 178. B. 24) 205. B. 25) *Zosim.* II, 23 — 26.

ner Samlung steht, gab Alter heraus: Chronicon rerum byzantinarum libb. IV. Wien 1796. Fol.

Von dem Leben und den Schriften der sämtlichen Byz. Geschichtschreiber im weitern Sinne handelt ausführlich Mart. Hanke de Byzantinarum rerum scriptoribus graecis Leipz. 1677. 4. Vgl. *Fabricii* bibl. gr. ed. Harless Vol. VII. p. 435 sqq. 518 sqq. Vol. VIII. Meusel in der Bibl. histor. Vol. V. p. 1. p. 108 sqq. Vgl. Eichhorn Gesch. d. Liter. I. 211. 501 fgg. Wachler Handb. d. Gesch. d. Liter. N. A. II. 67 fgg.

Die byzantinische Kunst gehört in eben jene Periode. Sie ist eine Fortsetzung der griechischen und römischen, die aber hier immer mehr entartete, deren Untersuchung aber schon darum wichtig bleibt, weil sie den Übergang von der althellenischen zu der christlichen Kunst zeigt. Einen sehr großen Einfluß hatte ohne Zweifel der Umstand, daß der byzantinische Hofstat immer mehr auf orientalischen Fuß eingerichtet wurde. Die Pracht siegte über die Form, die Bekleidung über den Körper, der äußere Schimmer über den inneren Geist. Der Kastraten, von denen es an jenem Hofe wimmelte, dürfte hiebei wol besonders zu gedenken seyn, da sie sowol nach Costume als Geschlechtlosigkeit bei Darstellung der Engel zu Vorbildern gedient haben. Wie nun aber die Kunst auch beschaffen war, so ist so viel gewiß, daß sie doch nie ganz aufhörte, denn man findet bis zum 12. Jahrhund. byzantinische Künstler und Kunstwerke. Die Malerei ward aber mehr befördert als die Plastik. Über die Verzweigungen der byzantinischen Malerschule und ihres trockenen, steifen Styls dürften wir wol noch genauere Untersuchungen zu erwarten haben, seitdem Göthe erklärte, daß sie „wie über den ganzen Westen auch am Rhein geherrscht und einheimische Gesellen und Schüler zu allgemeinen Kirchenarbeiten gebildet habe; daher sich denn auch manches Trockne, jener düstern Schule völlig Ähnliche, in Köln und in der Nachbarschaft finde." Wie sich der byzantinische Geschmack in der Malerei verbreitete, soll er sich auch in der Baukunst verbreitet haben, und neuere Forscher erklärten die sonst sogenannte gothische Baukunst für eine byzantinische, während jedoch Andere sie lieber für eine neugriechische erklären wollen. Wir verweisen hier einstweilen im Allgemeinen auf Heyne's Abhandlungen de interitu operum cum antiquae tum serioris artis quae Constantinopoli fuisse memorantur ejusque causis ac temporibus (Comment. S. R. G. T. XII.) und Artes ex Constantinopoli nunquam prorsus exulantes usque ad instauratas in Occidente artium officinas (T. XIII.), Göthe, Kunst und Alterthum am Rhein und Main Hft. 1. Wiebeking bürgerl. Baukunst Bd. 1. S. 588. (*H.*)

BYZANTINER MÜNZEN (Byzantii, Byzantini Romanati, Constantinati, Michalati, Manuelati etc.). Unter diesem Namen begreift man alle die Münzen, welche unter der Herrschaft der morgenländischen Kaiser bis zum Verlöschen ihrer Reiche ausgingen. Die Menge der Goldmünzen, die damals im oströmischen Reiche geprägt wurden, machen die lange Reihe dieser Münzen zu einer der bedeutendsten in Rücksicht auf ihren Metallwerth, und die mancherlei Eigenthümlichkeiten, die sie troß aller Einförmigkeit im Allgemeinen auszeichnen, erheben sie, als Belege zu Angaben, die nur sehr mangelhaft uns zugekommen sind, zu einer der beziehungsreichsten und wichtigsten. Liebhaber haben ihr daher in neuerer Zeit größere Aufmerksamkeit geschenkt, als im Allgemeinen früher geschah, aber doch werden nur wenige sie beachten können, weil ihre Kostbarkeit sie von den Samlungen der meisten Münzfreunde ausschließt. Da sie fast in allen Kabineten mit den Münzen der römischen Kaiser verbunden sind, so ist der Punkt, wo die Byzantiner anfangen, nirgend recht genau bezeichnet. Der Natur der Sache nach fangen sie da an, wo das römische Kaiserreich in zwei gesetzlich getrennte Theile zerfiel und die Abweichungen von der römischen Münze der mittleren Kaiserzeit, welche sich auf einmal, seit der Zeit, als der Orient allein noch römisch war, bemerklich machen, trennen sie auch für den Dilettanten von allen früheren Erscheinungen. — Auffallend genug ist's, daß in jener Zeit der Auflösung und Verarmung des Stats doch diese ununterbrochne Goldreihe sich vorfindet, so daß aus der Reihe der griechischen Kaiser und Exarchen, nur Constans II. und Maximus, die aber nur zu Augusten sich aufwarfen, Sebastianus Leo V., Alexander, Romanus II., Theophano, Joh. Zimisces und Theodor I. in Gold ausfallen, diejenigen abgerechnet, von denen bis jetzt noch gar keine Münzen bekant geworden sind, nämlich:

Romanus III.
Michael IV.
Michael V.
Michael VI.
Alexius III — V.
Andronikus III. (zweifelhaft).
Johannes V.
Matthäus Cantacuzenus
Andronikus Paläologus
Manuel II. Pal. und
Joh. VII.

Seit Constans II. (auch Constantin) begint die griechische Sprache auf den Münzen dieser Klasse neben der lateinischen sich bemerklich zu machen, unter Leo IV. Chazarus komt sogar neben der griechischen die arabische vor und mit seltnen Unterbrechungen, die wol durch die Bestimmung dieser Münzen für das Exarchat sich erklären lassen, ist von Nikephorus und Stauracius an, die griechische Sprache mit bestimmter Andeutung ihrer neuen Ausartung auf diesen Münzen vorherrschend (*ΠISTV* statt *πιστοι* auf den Münzen Michael II. Balbus, Basilius I. Macedo ꝛc.) sie alle tragen entschieden christlichen Charakter und wenn man Münzen einen beglaubigteren Charakter als manchen andern Denkmälern zutrauen darf, so sind sie für die Geschichte mancher christlichen Glaubensmeinungen von vorzüglicher Wichtigkeit. So findet sich auf ihnen die h. Demeter früher (K. Irene) als die Darstellung Christi (zuerst unter Michael I.). Die Madonna komt unter Leo VI., aber noch in der früheren betenden Form vor, später die h. Drei Könige (Joh. Zimisces) und der h. Georg (Alexius I.) und Eugenius (Manuel I.), und so läßt sich durch diese Münzen das Hervortreten oder die Blüthe manches Cultus belegen, der in der griech. Kirche in Aufnahme war. Auffallend

ist in der äußeren Form dieser Medaillen die schüsselförmige Gestalt, die zuerst bei Constantin XI. (1025—1028) erscheint und mit den hohlen Brakteaten jener Zeit wol in Verbindung gebracht werden mag; so wie denn überhaupt die Beziehung dieser Münzreihe zu ähnlichen gleichzeitigen, die schon Du Fresne damit zusammengestellt hat, und mit den neuerdings erst bekant gewordenen der Könige von Jerusalem, die Wichtigkeit dieser Münzklasse erhebt. Für diese Vergleichungen bietet die, überhaupt immer als Grundlage jeder Forschung in diesem Gebiete zu nennende, Abhandlung: De Imperatorum Cpolitanorum, s. de inferioris aevi vel Imperii numismatibus Diss. auct. Carolo Du Fresne hinter dessen Glossarium ad inscript. mediae et infimae Latin. und im Corp. Hist. Byz. T. XXII. und neuerdings *Marchant's* Mélanges de numismatique et d'histoire ou Corresp. sur les médailles et monnaies des Empereurs d'Orient, des princes croisées d'Asie, des Barons français établis en Grèce etc. avec figures. Paris et Metz 1818. 8., die leider dem Verfasser dieser Nachricht im Augenblicke nicht zur Hand sind und Münters Untersuchungen über die Münzen der Franken im Orient (in den Schriften der königl. dänischen Ges. der WW. vom J. 1806, nur noch dänisch) sehr belehrenden und anziehenden Stoff. Ihre Reihe zu überschauen, geben Eckhel, der Sestini's aufgefundne Seltenheiten im I. II. III. und vorzüglich im VIII. Bande der Lettere e Dissertazioni nicht unbenutzt ließ, und vor allen Mionnet's Werk De la rareté et du prix des médailles romaines, Paris 1815. 8., die bequemsten Hilfsmittel und für die Erklärung der vielen räthselhaften Aufschriften scheint durch Eckhels Scharfsinn die Gränze gezogen worden zu seyn, jenseit der bis jetzt fast noch keine Entdeckungen gemacht worden sind. Vielleicht darf man durch die Fortsetzung der byzantinischen Quellenschriftsteller und durch die genauere Bearbeitung der früher bekannten, Aufschlüsse erwarten, die zum Theil wol nur die Mühe der sorgsamen Forschung lohnen werden; obgleich durch *A. Banduri* Numism. imperator. Romanor. a Trajano Decio ad Palaeologos P. 1718. f. 2 Bde. und seinen überreichen Fortsetzer *Tanini* (Numismatum impp. Romanor. a Bandurio editor. supplementum, confect. etc. op. H. Taninii. Rom. 1791. f.) ihm gründlich fleißig vorgearbeitet worden war. In einer Wissenschaft, wo jeder Tag zu dem früheren Neues hinzubringt, können berichtigende Umgestaltungen nicht überraschen. Die Bestimmung des Gehaltes der Byzantiner zu gleichzeitigen Münzen und ihres Münzwerthes unter einander haben namentlich die Franzosen genauer zu ermitteln gesucht, weil die Nachprägung dieser Münzarten in ihrem Vaterlande und ihre Allgemeinheit im Handel und Wandel diesem Punkte vorzügliches Interesse gab. Noch gilt im Allgemeinen was Krug darüber (zur Münzkunde Rußlands St. Petersb. 1803. 8. S. 49.) aufstellt, daß eine libra oder wie die Griechen das Wort verdorben hatten eine λιτρα Gold seit Valentinian I. schon 72 νομισματα enthielt (Cod. Theod. L. X. tit. LXX, 1. 5.) oder wie sie gewöhnlich seit dieser Zeit hießen, solidos, solidos aureos. Sie waren von feinem Golde und ihr Gehalt sowol als ihr Gewicht blieb sich wenigstens bis ins XI. Jahrh. gleich. In Büchern und Urkunden des Mittelalters blieb von den mehreren Namen der Name Byzantii der gewöhnliche. Sie waren in Europa sehr häufig. Die Saracenen prägten sie nach (bek. Byz. Saracenati), die Franzosen (Byzantines, Bésants d'or), nach die Teutschen (nament. der teutsche Orden), die Venetianer behielten in ihren Zechinen sogar die äußere Form bei, um des östlichen Handels willen (*Argelati* de mon. Italiae T. I. p. 302.) und ihr in fast allen Sprachen einheimischer Name kommt in altfranzösischen Romanen häufig genug vor. Sie waren der Maßstab für andere Münzsorten und fast alle größere Summen, z. B. Ludwig IX. Freikaufung, wurden nach ihnen berechnet. (*Mone.*)

BYZAS, auf Münzen von Byzantium vorkommend, soll der erste Erbauer dieser Stadt gewesen seyn [1]). Nach einigen Nachrichten fanden bereits die Argonauten den König Byzas hier herrschen und Jason und Medea feierten in Byzantium ihr Beilager [2]). Hesychius von Milet [3]), und sein Abschreiber Kodinus [4]) erzählen ausführlich diejenige Sage, welche ihnen die richtigste schien. Nach dieser stammte Byzas von Io, des Inachus Tochter, ab. Sie gebar am Zusammenflusse des Kydaros und Barbyses, welche vereinigt in den Meerbusen Keras strömen, eine Tochter Keroessa. Diese gebar aus der Umarmung Poseidons einen Sohn, der von seiner Erzieherin Byzie, einer thrakischen Nymphe, Byzas genant wurde. Als rüstiger Jüngling machte er sich in den thrakischen Gebirgen Menschen und Thieren furchtbar und ward von dem thrakischen Könige Melias selbst zur Bezwingung eines wilden Stieres gebraucht. Byzas bezwang den Stier und opferte ihn am Zusammenflusse des Kydaros und Barbyses. Während des Opferns raubte ein Adler das Herz des Thieres und ließ sich mit demselben auf der Spitze der Halbinsel nieder. Diese Andeutung bewog Byzas, dort eine Stadt anzulegen, die wahrscheinlich nur in der Akropolis bestand, welche die Schutzfestung der Stadt blieb [5]). Poseidon und Apollon halfen ihm die Mauer aufführen. In dieser Mythe erscheint Byzas als Thrakier und wird auch von Kedrenus [6]), der ihn aber Byzos schreibt, ein König von Thrakien genant. Diesem angeblichen ersten Gründer der Stadt ward vieles zugeschrieben, was erst das Werk folgender Zeiten seyn konnte, z. B. die Erbauung der Tempel der Rhea, Hekate, des Poseidon, der Dioskuren Kastor und Pollux, und die Errichtung der Altäre zur Ehre des Amphiaraus, Achilles und Ajax, woran man erst nach dem trojanischen Kriege denken konnte. Der Heros Byzas mußte auch als Stadtbeschützer glänzen. Der Mythos läßt ihn daher den Tyrannen Hämos, welcher gegen Byzantium vorrückt, zurückdrängen und an dem gleichnamigen Gebirge überwinden. Auch Odryses, ein König der Scythen, über die Donau kommend, zieht gegen die Stadt. Allein Phidalia, die Gemalin des Byzas, treibt in

1) Script. Byz. Tom. XIV. p. 6. 2) *Diodor.* IV. 49. *Dionys. Miles.* in Schol. ad Apollon. Rh. IV. v. 1145. 3) *Hesych. Miles.* wieder abgedruckt in script. Byz. Tom. I. p. 159. 4) *Codinus* in script. Byz. Tom. XIII. 5) *Xenoph.* Anab. Cyri min. VII. 1. 6) *Plin.* IV. 11.

Abwesenheit ihres Mannes die Feinde durch Schlangen zurück, welche in der Stadt gehegt und gesammelt sind und auf die Anstürmenden geschleudert werden. Endlich rückt Strombos, ebenfalls ein Sohn der Keroessa, gegen die Stadt, während die Fürsten Griechenlands und die Rhodier sich in Bewegung setzen, um der Stadt beizustehen. Am schnellsten komt Dineos, der Gebieter der Stadt Chalkedon, herbei. Als er aber seine Mannschaft ausschiffen will, findet er die Stadt in Trauer, weil Byzas eben gestorben ist. — Es ist auf diese mythische Erzählung nicht viel zu geben, weil der alte Ort nicht einmal Byzantium, sondern Bygos hieß und Byzas noch zum Zeitgenossen des Dineos gemacht wird, welcher 19 Jahr, oder wie Herodot [7]) will, 17 Jahr vor Erbauung der Stadt Byzantium die Stadt Chalkedon mit einer Kolonie Megarer angelegt hatte [8]), aber nicht in mythischer, sondern in späterer Zeit. Eusebius setzt die Erbauung Chalkedons in Olymp. XXVI. 2. d. i. 671. v. Chr., Byzantiums aber in Olymp. XXX. 3. d. i. 654. und stimt mit Herodot in dem Unterschied von 17 Jahren zusammen. Nach andern Nachrichten [9]) hieß der Anführer derjenigen Megarer, welche in dem genannten Jahre 654 Byzantium anlegten, selbst Byzas und konnte als Zeitgenosse des Dineos aufgeführt werden. Die Megarer waren in jener Zeit so mächtig, daß sie sogar den Athenern Salamis wegnahmen, welches erst durch Solon wieder erobert wurde [10]). Es ist daher wol zu glauben, daß die Megarer damals am Eingange des Bosporus Selymbria [11]), Chalkedon und endlich Byzantium anlegten, um sich des Handels nach dem schwarzen Meere zu versichern und ihrem Seewesen größere Ausdehnung zu geben. Justin [12]) legt den Lakedämoniern, Vellejus [13]) den Milesiern und Ammian [14]) den Athenern die Erbauung von Byzantium bei. Constantinus Porphyrogeneta [15]) schreibt die Anlegung von Byzanz den Megarern, Lakedämoniern und Böotiern gemeinschaftlich zu und Nikephorus [16]) nent Byzas einen Griechen. (*Kanngiesser.*)

BYZENOS (*Βύζηνος*), ein Sohn Poseidons, dessen Freiheit im Reden zum Sprichworte ward, s. *Erasmi* Adagia p. 386. (*Ricklefs.*)

BZOVIUS, Bzowski (Abraham), schon in dem Art. Baronius (Th. VII. S. 622—23.) als Fortsetzer der Annales eccles. erwähnt, wurde zu Prosowice in der damal. Woiwodschaft Krakau 1567 geboren, trat in den Dominikanerorden, wurde, nachdem er in mehren Klöstern dieses Ordens in Italien die Philosophie und Theologie gelehrt hatte, Prior zu Krakau, kehrte aber nach Italien zurück und ließ sich zu Rom nieder, wo er die erwähnte Fortsetzung von Baronius nach dessen Grundsätzen besorgte. Diese Arbeit, der man nicht ohne Grund Mangel an Unparteilichkeit und Mäßigung vorwirft, veranlaßte gegen ihn viele Klagen andrer Orden, und einen Prozeß des baierschen Hofes wegen seiner Äußerungen über den Kaiser Ludwig IV. von Baiern, die er zu widerrufen genöthigt wurde. Außerdem vermehrte er eine neue Ausgabe von Platina's Werk über die Päpste, mit den Lebensbeschreibungen Paul V. und Gregor's XV. (Col. 1619. 22. 4.), und gab einen Nomenclator Sanctorum professione Medicorum (Rom. 1612. fol. 1621. 12. Col. 1623. 8.), wie auch mehre Predigtsamlungen und andere Schriften heraus. Er starb zu Rom in einem Kloster seines Ordens am 31. Jan. 1637*). (*H.*)

---

7) *Herodot.* IV. 144. 8) *Hesychius Miles.* p. 160. 9) *Eustath.* ad *Dionys.* Perieg. v. 804. 10) *Plutarch.* in Solon. 8 fg. *Pausan.* I. 40. 11) *Scymnus.* v. 714. 12) *Justin.* IX. 1.

13) *Vellej.* II. 15. 14) *Ammian.* XXII. 12. 15) II. Them. 1. 16) *Niceph.* Callist. VII. 47.

*) Vgl. Quetif u. Echard in den Script. ord. praedicat., die ihm einen langen Art. gewidmet haben, Catteau in der Biogr. univ. T. VI. und Jöcher.

A. Nachträgliche Artikel zu B.

BERNHARDI *) (**August Friedrich**), Nachtrag zu dem Art. im IX. Th. **). Nicht allein als Gelehrter, sondern eben so sehr als Vorsteher einer bedeutenden wissenschaftlichen Anstalt, so wie als Geschäftsmann verdient Bernhardi mit besonderer Auszeichnung genant zu werden, indem nicht leicht sich jemand finden möchte, in dem das spekulative Vermögen mit dem praktischen Talente in dem Grade vergesellschaftet war, und der daher auf eine schlagendere Weise das alte Vorurtheil widerlegte, daß der Gelehrte ein schlechter Geschäftsmann sey, als er. Dieses bewies er sogleich, als ihm im Jahre 1808 das Directorat des Friedrich-Werderschen Gymnasiums übertragen wurde. Diese Anstalt war damals tief gesunken; sein Vorgänger hatte die vorhandenen Kräfte entweder gar nicht, oder auf eine zweckwidrige Weise gebraucht; unter den Lehrern herrschte Gleichgiltigkeit gegen ihr Geschäft, weil ihre Thätigkeit keinen Mittelpunkt fand, in dem sie sich hätte concentriren können. Kaum aber war ihm die Leitung der Anstalt übertragen, so ging er mit frischer Kraft und rastloser Thätigkeit an die Erweiterung der Anstalt, und indem er theils seine bisherigen Collegen, welche sich mit ihm nach einer Regeneration des Gymnasiums gesehnt hatten, mit neuem Eifer belebte, theils es ihm durch seinen Scharfblick gelang, jüngere, für das Schulwesen begeisterte Männer der Anstalt zu gewinnen, so zeigten sich in kurzer Zeit die erfreulichsten Früchte seiner Thätigkeit. Weit entfernt, der Meinung zu huldigen, daß der Führer einer Anstalt sich immer in einer Ehrfurcht erregenden Ferne halten, und nur bisweilen wie ein höheres Wesen erscheinen müsse, überzeugt vielmehr, daß er den ganzen Körper erfüllen und durchdringen müsse, war er überall gegenwärtig, und erhielt alles in reger Spannung, und nur das konnte man ihm vorwerfen, daß seine Thätigkeit im Einzelen einen unruhigen Charakter annahm, und nicht selten der gemessenen Haltung entbehrte, wodurch der Vorsteher einer Anstalt erst darauf rechnen kann, einen entscheidenden Einfluß auf seine Mitarbeiter zu gewinnen. Doch wurde dieser Mangel dadurch wieder gut gemacht, daß man in seinen Einrichtungen für das Ganze die lebendig und klar ihm vorschwebende Idee wahrnahm, von welcher sie ausgingen, und welche um so sicherer und vollkommener in seiner Anstalt ins Leben trat, da er, ehe er zur Ausführung schritt, den Gegenstand immer erst entweder in gemeinsamer Berathung mit allen seinen Collegen, oder besonders in späterer Zeit mit Einzelen unter denselben, die ihm am nächsten standen, und die in ihren Grundansichten mit ihm am meisten übereinstimmten, erwog, und so nur nach reiflicher Überlegung mit jeglicher Vorsicht zur Veränderung bisheriger Einrichtungen schritt.

Höchst ausgezeichnet war Bernhardi als Lehrer, besonders als Erklärer der Alten. Was zwar den Umfang und die Masse seiner realen Kentnisse betraf, so möcht' es auch Andere geben, welche sich über ihn stellen konnten, wiewol es kein Gebiet, besonders der Alterthumskunde gab, dem er nicht seine Aufmerksamkeit gewidmet hätte; indeß blieb doch überall die philosophische Tendenz bei ihm die vorherrschende, und so war auch beim Unterrichte sein Streben vor allem darauf gerichtet, den wissenschaftlichen und philosophischen Sinn bei seinen Schülern zu wecken. Nicht als ob er jener Seichtigkeit gehuldigt hätte, die man eine Zeit lang an die Stelle gründlicher Erklärung setzen wollte, denn davor bewahrte ihn dieses schon, daß er Wolfs Schüler war; aber eben so sehr war er auch überzeugt, daß das Studium der Alten auf Schulen keineswegs innerlich erregend seyn könne, wenn man bei dem Buchstaben stehen bleibe, sondern daß der Geist nur durch den Geist genährt werde, der sich in jenen Werken bewege. Darum bemühte er sich neben einer gewöhnlichen grammatischen und historischen Erklärung auch besonders, bei seinen Schülern die Komposition des Ganzen zur Anschauung zu bringen, das organische Ineinandergreifen der einzelen Theile zu zeigen, die feinern Beziehungen auffinden zu lehren, und immer mehr das Bild von der Individualität des Schriftstellers hervortreten zu lassen. Höchst interessant

*) Der Verf. jenes Artikels hatte sehnlich gewünscht, daß ein hochgeachteter Gelehrter ihn übernehmen möchte. Der Wunsch mußte unerfüllt bleiben, weil dieser Gelehrte ein viel und wichtig beschäftigter Statsmann ist. Dem dankbar erkannten Wohlwollen Desselben verdanken wir indeß den beifolgenden Aufsatz, verfaßt von einem mehrjährigen Kollegen und vertrauten Freunde Bernhardi's, der zwar zu spät kam, um an Ort und Stelle benutzt zu werden, aber auch hier der willkommenen Aufnahme sicher ist. Aus dem Briefe jenes verehrten Statsmannes fügen wir noch Folgendes bei. „Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß B. in dem, was er über Schuleinrichtungen und Maßregeln, besonders in dem ihm anvertrauten Gymnasio, theoretisch oder praktisch aufstellte, oft auch äußere Rücksichten, z. B. auf Foderungen des Publikums nahm, für diese aber immer sehr scharfsinnig wissenschaftliche Gründe anzugeben und ihnen ein völlig unabhängiges Ansehen zu gewinnen wußte. Die Unparteilichkeit der Schilderung erfodert diese Bemerkung." (*H.*)

**) Daselbst S. 190. Z. 17. v. u. st. Diese ec. lese man: Bernh. begann 1788 zu Halle seine akademische Laufbahn.

waren in dieser Hinsicht seine Lehrstunden über den Sophokles, Horaz und Tacitus, denn diese waren seine Lieblingsschriftsteller, wenigstens diejenigen, welche er am liebsten seinen Schülern erklärte, und sehr merkwürdig ist es, daß er, ungeachtet der Stoff ihn nicht in Verlegenheit bringen konnte, auf jede seiner Lehrstunden sich mit der größten Pünktlichkeit vorbereitete, indem es ihm ein besonderes Vergnügen gewährte, immer noch feinere Beziehungen aufzufinden, und er zugleich überzeugt war, daß, wenn der Lehrer seinen Gegenstand nicht immer von neuem sich wieder vergegenwärtigt, auch sein Unterricht keine rechte Frische und Lebendigkeit haben könne. Und wie diese Art die Alten auf Schulen zu behandeln die einzig angemessene ist, das hat der Erfolg auf eine einleuchtende Weise bestätigt, indem man dreist behaupten kann, daß es nur wenige gibt unter denen, welche längere Zeit seine Schüler gewesen sind, die nicht durch ihn eine eigenthümliche Richtung erhalten hätten.

Sehr schwierig ist es, Bernhardi's persönlichen Charakter darzustellen, indem selbst diejenigen, welchen er sich am meisten hingab, unauflösliche Anomalien in demselben wahrzunehmen glaubten. Bald innig, offen, milde bis zur Weichheit, bald gemessen, zurückhaltend, feierlich bis zur Kälte, oft eine bewundernswürdige Festigkeit des Willens zeigend, oft ängstlich um sich sehend und peinlich, oft mit tiefem, heiligen Ernst das Leben und seine Verhältnisse betrachtend, oft fast leichtsinnig darüber scherzend. Sein Leben theilt sich in dieser Hinsicht in zwei Perioden. Früher nämlich, ehe er als Vorsteher einer gelehrten Schule in die öffentlichen Verhältnisse eingriff, und so lange sein Daseyn ein mehr persönlich abgeschlossenes war, behandelte er das Leben überhaupt von der rein künstlerischen Seite, indem er dasjenige nur daran schätzte und der Betrachtung werth hielt, was ein heiteres, geistreiches Interesse gewährte. Bedeutenden Einfluß hatten in dieser Hinsicht auf ihn seine Freunde; in früherer Zeit Rambach, bald darauf Aug. Wilh. Schlegel, vor allen Ludwig Tiek, von dem er auch späterhin, nachdem sie lange schon äußerlich, und zwar auf eine sehr herbe Weise getrent waren, mit hoher Achtung sprach, und ihn für den genialsten unter allen erklärte, welche am Anfange dieses Jahrhunderts zu jenem merkwürdigen Vereine junger Männer gehörten, welche einen selbst von ihren Gegnern nicht abgeleugneten Einfluß auf die ästhetische Bildung ihrer Zeitgenossen gehabt haben. Seitdem Fichte in Berlin lebte, schloß er sich mit einer besondern Innigkeit an diesen an, und es ist kaum zu bezweifeln, daß der Umgang mit ihm, zumal da derselbe in die Zeit fiel, wo Bernhardi auf der einen Seite sehr bittere Erfahrungen in seinen Familienverhältnissen machte, und auf der andern seine Kräfte für einen bedeutenden öffentlichen Wirkungskreis in Anspruch genommen sah, vorzüglich dazu beigetragen hat, seinem ganzen Innern eine größere Sicherheit und eine mehr harmonische Haltung zu geben. Hiemit begann wie für seine öffentliche Wirksamkeit, so für ihn selbst die zweite Periode seines Lebens, die besonders dadurch charakterisirt ist, daß die Elemente des Ernstes und Scherzes schärfer in ihm aus einander traten, indem jener ganz seiner öffentlichen Thätigkeit angehörte, dieser fast nur in dem vertrauten Kreise seiner Freunde sich äußerte, und wie er in jenem durch die gewaltige Kraft, mit welcher er seinen Beruf erfaßte, jedem Hochachtung abnöthigte, so zeigte er sich in diesem als Mensch auf eine höchst interessante und liebenswürdige Weise, indem er durch seinen unerschöpflichen Witz, verbunden mit einem ausgezeichneten mimischen Talent (besonders verstand er es, Iflands Manier auf eine höchst frappante Weise zu parodiren) sich in einer Reihe von zwanzig glücklichen Jahren zum erheiternden Mittelpunkte in dem Kreise seiner Freunde machte. Allein schon vom Jahre 1816 an zeigten sich die ersten Keime der Krankheit, durch welche sein Leben langsam verzehrt werden sollte, und die auch auf die Stimmung seines Gemüths einen sehr nachtheiligen Einfluß ausübte.

Er fühlte es, wie allmählig immer mehr die innerliche Frische hinwelkte, und die unerschöpflich scheinende Quelle seines Lebens vertrocknete; er wurde trübe, mistrauisch gegen sich und Andere, und eine ängstliche Unruhe bemächtigte sich seiner, deren er dadurch los zu werden suchte, daß er sich immer mehr von seinen Freunden zurück zog, um sich desto tiefer in die Geschäfte zu vergraben, wobei es in der That höchst merkwürdig ist, daß er gerade in dieser Zeit, besonders als Mitglied der berlinischen Schulkommission meisterhafte Arbeiten über das Elementarschulwesen zu Stande gebracht hat. Eben so bemerkte man kaum die Spuren der Krankheit, so lange er unter seinen Schülern war; am großartigsten aber zeigte sich seine Kraft, als er in dem Augenblick, in welchem er in einen neuen, weitern Wirkungskreis eintreten sollte, indem er zum Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums und der Realschule zu Berlin ernant war, auf das Krankenlager niedergeworfen ward, von welchem er nicht wieder erstand. Denn wiewol ihm nichts erfreulicher war, als dieser neue Kreis für seine Thätigkeit, in welchem er nun auch besonders seine Idee über das Elementarschulwesen ins Leben einzuführen gedachte, so war doch auch auf der andern Seite nichts mehr zu bewundern, als die Gelassenheit, die Ruhe, die Klarheit, mit welcher er den Tod herannahen sah, und es bewies sich auch an ihm, daß ein der Idee und dem Höhern dargebrachtes Leben sich in jedem Augenblicke vollendet findet, in welchem ihm äußerlich sein Ziel gesetzt ist.

BRACHMANN (Caroline Luise), geb. d. 9. Febr. 1777 zu Rochlitz, verrieth schon früh eine entschiedene Neigung und Anlage zur Dichtkunst. Alle ihre jugendlichen Spiele bezogen sich darauf. Allein der Vater ward durch beschränkte Vermögensumstände verhindert, seiner Tochter eine eigentliche ästhetische Erziehung zu geben, und die mehrmalige Veränderung seines Aufenthalts und die Versetzung in kleine Städte, wie Döbeln und Cölleda, verhinderte es noch mehr. Günstigere Umstände für die geistige Ausbildung der Dichterin schienen sich zu vereinigen, als ihr Vater im J. 1787 als Geleitscommissär des thüringischen Kreises nach Weißenfels zog. Schon die romantische Lage dieser Stadt mußte ein für die Schönheiten der Natur empfängliches Gemüth sehr anziehen. Doch auch Luisens Geist erhielt neue Nahrung durch eine sehr vorzügliche Lesebibliothek des damals in Weißenfels ansässigen Buchhändlers Severin. Den entschiedensten

Einfluß aber auf die Entwickelung und Richtung ihres poetischen Talents hatte ihre nähere Bekantschaft mit dem Hause des Freiherrn von Hardenberg, der damals als churfürstlich sächsischer Salinendirector in Weißenfels lebte, und vorzüglich der Umgang mit seinem Sohne Friedrich, dem unter dem Namen Novalis bekannten Dichter, so wie mit dessen Schwester Sidonie [1]).

„Ich war Kind, — so schrieb sie selbst — als Novalis mit meinem Bruder, dessen vertrauter Freund er durch Verwandtschaft des Gemüthes war, nach vollendeten Studien von der Akademie zurückkehrte. Er kam oft in unser Haus; seine aufmunternde Freundlichkeit, die Aufmerksamkeit und der Beifall, den er schon den frühesten meiner dichterischen Versuche schenkte, trugen sehr viel dazu bei, mein schüchternes Talent zu heben. Ich selbst hätte nie gewagt, ihn je etwas davon sehen zu lassen, hätte nicht, ohne mein Wissen, die zärtlichste der Freundinnen ihm etwas davon mitgetheilt. Er nahm es nun über sich, meine und seiner aufblühenden Schwester höhere ästhetische Bildung zu ordnen und zu leiten. Mit zarter Sorgfalt wählte er unsere Lectüre, da ihre und meine trefflichen Eltern, bei aller ihrer regen Liebe für die Kunst, doch nicht so ausschließend, wie er, allen ihren neuern Erscheinungen folgen konnten. Eifrig nahmen wir Alles auf, was er uns gab, und gewissenhaft unterließen wir das zu lesen, was er uns widerrieth; denn mit eben der Sorgfalt, mit der er uns alles das Höchste und Vortrefflichste aus dem Gebiet des Schönen mitzutheilen suchte, verwahrte er auch die Reinheit unsrer kindlichen Einbildungskraft vor dem leisesten befleckenden Hauche, was meinen Gedichten vielleicht hin und wieder sehr zum Vortheil gereicht hat und ich ihm in diesem Augenblicke noch mit innigster Rührung danke, und meine und seine übrigen Brüder vereinigten sich mit ihm in diesem schönen Streben für unser Glück, und so verfloß uns die seligste Kindheit im Schoße älterlicher und der zärtlichsten geschwisterlichen Liebe; denn eine jüngere Schwester von mir, die nicht minder glühender Eifer für die Kunst und ein bedeutendes Talent für Malerei beselte, und die mit gränzenloser, sich selbst vergessender Zärtlichkeit an mir hing, vollendete den Kranz schönster und liebendster Verwandtschaft, der meine erste Lebenszeit umzog, aber ach! bald durch den Tod auf das schmerzlichste zerrissen werden sollte. — Novalis vergaß auch in der Entfernung, auch in der Zeit, wo er durch die Liebe der schönsten anmuthvollsten Braut auf's innigste beseligt war, seine kleinen ästhetischen Schülerinnen nicht, und unsre schwesterliche Theilnahme an seinem Glücke dankte ihm dafür. Er war in dieser Zeit öfter bei Schiller; seine Freundschaft erwarb mir die Aufmerksamkeit dieses Heroen unserer Dichterwelt; und schon in meinem dreizehnten Jahre erschienen einige Stücke von mir in den letztern Zeitschriften, die Schiller herausgab, blos unter dem Namen Luise [2])." Wie sehr Schiller das poetische Talent der Dichterin zu schätzen wußte, sieht man aus folgender Stelle eines seiner Briefe vom 5. Juli 1798. „Unter dem Heer von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanachs von allen Enden unsers versereichen prosaischen Teutschlands zufließen, ist die Erscheinung einer schönen und wahren poetischen Empfindung, so wie sie in mehrern Ihrer Gedichte lebt, eine desto angenehmere Überraschung, und dieses Vergnügen haben mir vorzüglich Ihre Gaben der Götter [3]) gewährt." Im J. 1800 reiste Luise, durch ihren Bruder aufgefodert, der in Dresden eine Anstellung erhalten hatte, dorthin, um mit ihm gemeinschaftlich den Nachlaß einer verstorbenen Tante zu ordnen. Eine jugendliche Unbesonnenheit, die sie hier aus Mangel an Welt- und Menschenkentniß beging, versenkte sie nach ihrer Rückkehr in eine tiefe Schwermuth. Als sie, nach einem sechswöchentlichen Krankenlager, scheinbar genesen, am 7. Sept. 1800 zum ersten Male das Zimmer verließ, und von ihrem Vater begleitet, auf einen Corridor im Hofe des Hauses trat, stürzte sie sich plötzlich von dem zwei Etagen hohen Gange in den Hof hinab. Obgleich am Kopfe stark verletzt, war der Fall nicht tödtlich, und mit ihrer allmähligen Genesung kehrte auch eine ruhigere Stimmung in ihr Gemüth zurück. Tief erschüttert ward sie indeß aufs neue durch den Tod ihrens Jugendfreundes Novalis (25. März 1801); wol mochte Luise nicht ahnen, daß die Nänie, mit der sie scherzweise seine Vorliebe für die Wissenschaft des Bergbaues bekriegt hatte, so bald in Erfüllung gehen sollte [4]). Aber auch ihre Freundin Sidonie von Hardenberg, so wie Luisens eigene Schwester Amalie starben in demselben Jahre [5]). Im J. 1803 hatte sie das Unglück, ihre Mutter zu verlieren, und im darauf folgenden ihren Vater. So stand sie nun allein da, getrent von ihrem Bruder, und in beschränkten ökonomischen Verhältnissen, den ihr bisher unbekannten Sorgen für ihre äußere Existenz hingegeben. Ihre einzige Hilfsquelle war ihr poetisches Talent, und fest entschlossen war sie, es weiter auszubilden und zu nutzen.

Sie lebte nun in stiller Zurückgezogenheit gänzlich den Musen, und es erschienen mehre Dichtungen von ihr theils in Versen, theils in Prosa, in den gelesensten Zeitschriften und Almanachen. Aber der Gewinn an Geld, den sie aus diesen Leistungen zog, war und blieb verhältnißmäßig nur gering. Vergebens wandte sie sich, bei ihren beschränkten Umständen, an berühmte Schriftsteller, mit denen sie persönlich oder literarisch bekant war, um durch ihre Vermittelung eine bedeutende buchhändlerische Verbindung anzuknüpfen (so an Schiller, Seume u. a.); sie mußte sich mit der erfreulichen Anerkennung und Aufmunterung ihres poetischen Talents begnügen,

1) S. Friedr. Kind's Harfe, Leipzig 1815. II. S. 291—312. (Einige Züge aus meinem Leben, in Bezug auf Novalis). 2) in Schillers Horen. St. 12. und in dessen Musenalmanach v. J. 1799. S. 186 und 262. (Guido's Aurora. Kindheit und Jugend). 3) In Schillers Horen. St. 12., und in den auserlesenen Dichtungen von Luise Brachmann, Leipzig 1824. Bd. I. S. XVI — XVII. 4) S. auserlesene Schriften von Luise Brachmann. B. I. S. XVIII — XX. Luise betrauerte ihren dahin geschiedenen Jugendfreund in den Gedichten: der Führer und An Novalis. (a. a. O. S. 106 und 220.). 5) Man vgl. in der angeführten Samlung die Gedichte: Sidonie (S. 109.) An meine Sidonie (S. 219.) die Jahreszeiten (S. 249.) und An meine Schwester Amalia (S. 218.).

die ihr vorzüglich durch Becker, Apel, Kind u. a. ward.

Seit dem J. 1806 vereinigten sich mehre Ereignisse, die ihr Gemüth aufs Tiefste ergriffen und verwundeten. Sie entfremdeten die Unglückliche mehr und mehr dem Leben und legten den Grund zu ihrem frühen Tode. Nach der Schlacht bei Jena zog ein großer Theil der französischen Truppen durch Weißenfels, wo zur Aufnahme und Verpflegung der Verwundeten ein Lazareth errichtet ward. Eine unglückliche Leidenschaft für einen jungen Wundarzt, der bereits in Frankreich verheirathet war, raubte ihr ihre Gemüthsruhe, und versenkte sie in eine düstere schwermüthige Stimmung. Wie stark dieser Eindruck gewesen seyn müsse, sieht man aus der Erzählung: die Unmöglichkeit, worin sie 14 Jahre nach dieser unglücklichen Liebe die freilich sehr poetisch behandelte Geschichte derselben mit der lebhaftesten Phantasie dargestellt hat[6]). Um sich aufzuheitern, reiste sie im J. 1808 zu ihrem Bruder nach Dresden, und als derselbe sie 2 Jahre später wieder in Weißenfels besuchte, fand er sie in einer ruhigen, ja heitern Stimmung. Allein ein furchtbares Nervenfieber, das nach der Schlacht bei Leipzig im J. 1813 wüthete, und von dem auch sie ergriffen ward, stürzte die Unglückliche, bei dem Gram, den sie über den Verlust eines in der Schlacht gebliebenen französischen Offiziers empfand, in eine tiefe Schwermuth, die an Wahnsinn gränzte. Sehnlich wünschte sie den Tod, und nur der Überredung ihres Freundes, des Superintendenten Schmidt, gelang es, sie zu bewegen, einige Nahrung zu sich zu nehmen. Nach und nach wieder ruhiger gestimt, unternahm sie im Herbst des J. 1817 eine abermalige Reise zu ihrem Bruder nach Dresden, wo sie von den dortigen Gelehrten, Dichtern und Künstlern auf das wohlwollendste empfangen ward. Eine ähnliche Aufnahme fand sie in Berlin, wohin sie im J. 1819 reiste, und in andern Orten, wie Leipzig, Halle und Naumburg, die sie, um sich aufzuheitern, dann und wann zu besuchen pflegte. An dem letztgenannten Orte lernte sie die bekannte, vor einigen Jahren verstorbene beliebte Schriftstellerin Benedikte Naubert kennen, und blieb mit dieser durch Geist und Gemüth ausgezeichneten Frau seitdem in fortwährendem Briefwechsel. Im J. 1820 lernte sie in Weißenfels einen 25jährigen preußischen Offizier von bürgerlicher Abkunft kennen, mit dem sie sich, obgleich bereits 43 Jahre alt, von dem Feuer einer jugendlichen Leidenschaft hingerissen, förmlich verlobte. Er hatte als Freiwilliger in den J. 1813 und 1815 mitgefochten, sah sich aber durch eine Verwundung genöthigt, die Militärdienste zu verlassen. Eine sehr mäßige Pension gewährte ihm kein hinlängliches Auskommen, und bestimmte ihn zu dem Entschlusse, sich der Bühne zu widmen. Allein sein erstes Auftreten auf dem Hoftheater zu Weimar hatte nicht den gehofften Erfolg und er beschloß nun sein Glück in Wien zu versuchen, wohin ihn Luise, aller Warnungen ihrer Freunde ungeachtet, begleitete. Sie lernte dort die ausgezeichnetsten Schriftsteller kennen, unter andern Fr. Schlegel, Grillparzer, und die bekannte Dichterin Caroline Pichler. Aber die wohlwollende Aufnahme, die sie hier fand, konnte doch nur ein schwacher Ersatz seyn für den verfehlten Zweck ihrer Reise; denn vergeblich blieb das Bemühen ihres Geliebten, mit dem dortigen Hoftheater eine Verbindung anzuknüpfen. Ihre beiderseitige Trennung war unvermeidlich. Er reiste über München nach Berlin, um bei dem dortigen Bauwesen eine Anstellung zu suchen, und Luise kehrte über Dresden nach Weißenfels zurück. Zwar dauerte der Briefwechsel zwischen beiden noch einige Zeit fort, allein gekränktes Ehrgefühl und beleidigter Stolz von ihrer Seite bewirkten, daß dies Liebesverhältniß sich gänzlich zerschlug. Düster und in sich gekehrt, aber scheinbar ruhig, lebte die unglückliche Dichterin nun in Weißenfels, wie früherhin sich ihren literarischen Beschäftigungen widmend. Allein in Halle, wohin sie zu Anfange des September 1822 gereist war, zeigten sich bald Spuren einer heftigen, an Wahnsinn gränzenden Gemüthskrankheit. Am 9. Sept. Abends entfernte sie sich heimlich aus ihrer Wohnung im Hause des HR. Schütz, und nur durch die hinzukommende Polizeiwache ward sie von einem beabsichtigten Tode in den Wellen der Saale zurückgehalten. Acht Tage später gelang es ihr indeß, sich nach 10 Uhr Abends aus dem Hause einer Freundin, die ihr eine Wohnung eingeräumt hatte, abermals heimlich zu entfernen, und einen Entschluß ungehindert auszuführen, der in ihrer Sele unwiderruflich feststehen mochte. Erst am 24. Sept. fand man ihre Leiche in der Saale, unterhalb der eine Viertelstunde von der Stadt hinter Lafontaine's Garten gelegenen Mühle. In aller Stille ward sie an demselben Tage auf dem Kirchhof beerdigt. Sie hat sich selbst die rührende Grabschrift gesetzt:

> Treu konnt' ich hoffen, und unnennbar lieben,
> Und fest verharrt' ich, wo ich Liebe gab.
> Was ist von allem tröstend mir geblieben,
> Für Lieb' und Hoffnung — als ein einsam Grab? [7])

Das Äußere der Dichterin hatte wenig Empfehlendes. Ihre kleine Gestalt, mit einer nachlässigen Haltung verbunden, konnte kaum die Aufmerksamkeit erregen. Aber in ihrem sanften blauen Auge spiegelte sich der liebevolle, bescheidene und anspruchslose Charakter, der ihr im Leben eigen war, und ihren Werken ohne Ausnahme aufgedrückt ist. Ihre ganze Natur neigte sich zur lyrischen Poesie. Was sie hierin geleistet, zeugt überall von einer seltnen Tiefe, Stärke und Innigkeit des Gefühls. Die Darstellung ist durchaus frisch und lebendig, die Sprache blühend. Auch ohne die Leitung eines Geistes, wie Novalis war, hätte sie sich zum Idealismus in der Dichtkunst hinneigen müssen, da eine gewisse Schwärmerei, die tief in ihrer Natur lag, sie dem blos Realen durchaus entfremdete. Daher sind denn auch Religion, Freundschaft und Liebe — die letztere ebenfalls ganz ideal aufgefaßt, ein Lieblingsthema der Dichterin, zu dem sie öfters wieder zurückkehrt, ja, man könnte sagen, worin sie versinkt. Alles bei ihr ist subjectiv; der Gegenstand, den

6) In Beckers Taschenbuch z. gesell. Vergnügen. Herausg. v. Fr. Kind, Leipzig 1821.

7) S. auserlesene Dichtungen von L. Brachmann. Bd. 1. S. 47.

sie ergriff und behandeln wollte, ist eigentlich nur sie selbst, mit ihrem rastlos bewegten, schwärmerisch exaltirten Gemüthe, und die ganze Welt um sie her bekömt, ohne daß sie es beabsichtigt, die Farbe ihres Innern. Dieser Mangel an Objectivität zeigt sich in ihren epischen Dichtungen, unter andern in ihrem Rittergedicht: das Gottesurtheil, so wie in ihren dramatischen Versuchen. Aber es fehlt ihnen dessen ungeachtet nicht an eigenthümlichen interessanten Zügen, und ansprechenden Schilderungen. Ihre, wenn auch nicht reiche, so doch blühende Phantasie setzte sie in den Stand, allen ihren poetischen Werken jenes sanft Anziehende und Gewinnende zu geben, das über jedes empfängliche Gemüth eine so entschiedene Herrschaft auszuüben pflegt [8]). (Dr. *H. Döring*.)

BRUCH (Hernia), Pathologische Anatomie. Ein Bruch ist eine Krankheit der Form, deren Wesen eine regelwidrige Lage eines, in einer Höhle des Körpers enthaltenen Theiles ist, wobei er entweder diesen ganz verläßt, oder von seinen regelmäßigen Ortsverhältnissen zu den übrigen, in derselben Höhle enthaltenen Theilen abweicht, ohne nothwendig und ursprünglich seine Gestalt und sein Verhältniß zu den allgemeinen Bedeckungen zu verändern, ohne daher nothwendig und ursprünglich von diesen entblößt frei vorzuliegen. Hiedurch unterscheidet er sich zunächst von dem Vorfalle (Prolapsus). Zwar kann er an allen Höhlen des Körpers vorkommen, indessen ereignet er sich beiweiten am häufigsten an der Unterleibshöhle, und hier wird nur dieser regelwidrige Zustand betrachtet werden. Die analogen Zustände andrer Höhlen sehe man unter Herz, Hirnbruch, Lunge, Lungenbruch.

I. Die allgemeinen Bedingungen, welche die Brüche darbieten, sind vorzüglich folgende.

A. Äußere Brüche.

1) Hinsichtlich der Lage kann man sie zuvörderst in zwei große Hauptabtheilungen zerfällen, in äußere und innere Brüche. Bei einem äußern Bruche verläßt ein Theil die Unterleibshöhle, bei einem innern wird er nur durch ein mechanisches, in der Höhle befindliches, Hinderniß, am gewöhnlichsten durch eine, in Folge einer Verwachsung entstandene Verbindung von Theilen, die im regelmäßigen Zustande von einander getrent sind, von den übrigen getrent und gezwungen, in einer bestimmten Lage zu beharren. Zunächst betrachte ich die weit gewöhnlichern äußern, allgemein auch im gemeinen Leben mit diesem Namen belegten Brüche.

Diese erscheinen, was ihre Lage betrifft, vorzüglich an abhängigen, und vermöge ihres Baues schon im regelmäßigen Zustande schwachen Stellen, am häufigsten daher aus beiden Gründen in der Leistengegend und am Anfange des Oberschenkels unter dem Schenkelbogen, indem diese Stellen zu den tiefsten Gegenden des Unterleibes gehören und Lücken zwischen den benachbarten Theilen, namentlich den Knochen, Muskeln, Gefäßen und Nerven bilden. Die ersten sind Leistenbrüche, die letztern Schenkelbrüche. Ihnen zunächst kommen Nabelbrüche am häufigsten vor. Weit weniger häufig sind Bauchbrüche, ferner die Brüche durch das eirunde Loch, das Zwerchfell, das Mittelfleisch u. s. w.

2) Die Brüche sind entweder angeboren, oder erworben. Die ersten sind gewöhnlich Hemmungsbildungen, was vorzüglich für die Nabelbrüche und Leistenbrüche gilt.

Die Veranlassungen zu den letztern sind, von Seiten des Kranken, hauptsächlich allgemeine oder besondere, örtliche Schwäche, oder regelwidrige Bildung, von Seiten der Außenwelt, hauptsächlich mechanische Schädlichkeiten, namentlich heftige Erschütterungen, Druck auf die Wände der Bauchhöhle u. s. w.

3) Die allgemeinste Bedingung, welche der Bau des Bruches darbietet, ist, außer den schon angegebnen, die Anwesenheit eines Bruchsackes, d. h. einer Verlängerung des Bauchfelles. Dieser ist so gut als immer vorhanden, und fehlt nur in höchst seltenen Fällen, namentlich da, wo eine sehr heftige mechanische Gewalt Veranlassung zur Entstehung des Bruches ist, nicht selten daher beim Zwerchfellsbruche; indessen kann er auch bei dem ursprünglichen Nabel- oder Bauchbruche fehlen.

Der Bruchsack ist ferner sehr gewöhnlich mit den in ihm enthaltnen Theilen beim Entstehen des Bruches nicht verbunden. Ausnahmen davon machen nur die Fälle, wo ein, auch in der Unterleibshöhle schon mit dem Bauchfelle verbundner Theil, z. B. der Blinddarm, herabgleitet.

Am gewöhnlichsten befindet sich im Bruche ein Theil des Darmkanals, namentlich des Dünndarms, oder das große Netz, nicht selten auch beide zugleich, worauf die Eintheilung der Brüche in Darmbrüche (Enterocele), Netzbrüche (Epiplocele) und Darm-Netzbrüche (Entero-epiplocele) beruht, natürlich, weil diese Theile am beweglichsten sind, daher ihre Lage auch am leichtesten verändern können. Bei den Darmbrüchen liegt gewöhnlich der ganze Umfang des Darms mit einem Theil des Gekröses, seltner nur ein Theil desselben vor, ein Zustand, der mit dem Namen des kleinen oder Littre'schen

---

8) Ihre Schriften sind folgende: Gedichte von Luise Brachmann, Dessau und Leipzig, 1800. 8. N. A. 1808. 8. Romantische Blüthen und Blätter, Wien 1817—23. 8. 2 Bdchen. Das Gottesurtheil. Ein Rittergedicht in 5 Gesängen, mit 1 Vignette. Leipzig 1818. 8. Novellen, erster Theil, Leipzig 1819. Zweiter Theil. Nürnberg 1822. Schilderungen aus der Wirklichkeit, Leipzig 1820. 8. Verirrungen oder die Macht der Verhältnisse. Ein Roman. Leipzig 1822. Einzelne Aufsätze und Gedichte von ihr enthalten von 1797 an bis 1823 die meisten unserer Zeitschriften und Almanache. Eine Samlung ihrer vorzüglichsten Werke ist neuerdings begonnen worden, unter dem Titel: Auserlesene Dichtungen von Luise Brachmann. Herausgegeben und mit einer Biographie und Charakteristik der Dichterin begleitet vom Prof. (Julius) Schütz zu Halle. Erster Band (welcher die lyrischen, elegischen und idyllischen Dichtungen enthält) Leipzig 1824. 8. Außerdem enthalten Nachrichten von ihren Lebensumständen und Urtheile über ihre Werke folgende Schriften: Luise Brachmann. Ein Aufsatz von Caroline Pichler (in dem Gesellschafter für einsame Stunden. Prag 1822. Bd. 2.) Literat. Blatt zum Morgenblatt. 1822. Nr. 86. 1823. Nr. 60. v. Schindel: Die teutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrh. Leipz. 1823 Th. 1. S. 49—57. Raßmann's Pantheon teutscher jetzt lebender Dichter. Helmstedt 1823. S. 35—36. S. 389. Der Dichterin eigner oben angeführter Aufsatz in Kinds Harfe.

Bruches belegt wird. Außer diesen gibt es aber fast keinen Unterleibstheil, der sich nicht in einem Bruche gefunden hätte.

Häufig, vorzüglich wenn eine allgemeine Disposition die Veranlassung ist, finden sich an demselben Körper mehrere Brüche, die dann bisweilen auf derselben Seite, selbst durch dieselbe Öffnung, oder auf beiden Seiten an denselben oder verschiednen Stellen liegen.

4) Der Bruch erleidet sehr gewöhnlich mehr oder weniger auffallende Veränderungen.

Am allgemeinsten verdickt sich der Bruchsack, vorzüglich in seinem Anfange oder Halse, der gewöhnlich der engste Theil ist, und verwächst fester als vorher mit den benachbarten Theilen.

Nicht selten auch entstehen, schon in Folge des Aneinanderliegens, mehr oder weniger feste und allgemeine Verwachsungen der im Bruche enthaltnen Theile unter einander sowol, als mit dem Bruchsacke, oder verschiedener Stellen des Bruchsackes unter einander, indem sich in Folge von entzündlicher Thätigkeit Ringe zwischen verschiedenen Punkten desselben bilden.

Das Netz vergrößert sich ferner oft außerordentlich, wird auch außerdem zu einem rundlichen Klumpen zusammen geballt, die Wände des Darmes, vorzüglich seine Muskelhaut werden mehr oder weniger beträchtlich verdickt, seine Höhle an der Stelle des Austritts und des Eintritts verengt, zwischen beiden Punkten erweitert.

Diese Veränderungen treten vorzüglich in Folge eines zweckwidrigen, auf den Bruch angebrachten Druckes ein.

Nicht selten entsteht ein, immer höchst gefährlicher Zustand, die Einklemmung (Incarceratio). Ihr Wesen ist nicht immer dasselbe, meistentheils aber durch Druck auf den im Bruchsacke enthaltenen Theil veranlaßte Entzündung desselben, der, wenn ein hohler Theil, ein Stück Darm, die Harnblase u. s. w. den Bruch bildet, Einschnürung, Verengerung vorangeht. Der Ausgang ist verschieden. Unter seltenen günstigen Bedingungen hört der Zustand von selbst auf, häufiger wird er durch Arzneimittel und Handleistungen beseitigt, im schlimmsten Falle ist die Bruchoperation erfoderlich. Ist die Entzündung zu hoch gestiegen, um beseitigt zu werden, so wird der Bruch brandig, wo dann das Leben des Kranken auf dem Spiel steht. Der Darm reißt ein, und es entsteht, wenn der Kranke gerettet wird, der Zustand, der, wenn der Inhalt des Darms nur durch diese Stelle ausfließt, widernatürlicher After, wenn er außerdem auch durch den After abgeht, Kothfistel genant wird. Die Erfahrung beweist, daß 1) dieser Zustand nicht nothwendig lebensgefährlich ist; 2) er selbst, nachdem er lange bestanden, durch Vernarbung der Öffnung völlig beseitigt werden kann. Hiezu ist es keineswegs erfoderlich, daß blos ein Theil des Umfangs des Darms vorliege, indem selbst nach dem Verluste eines brandigen Darmstückes von mehrern Fuß Länge, dennoch die völlige Herstellung erfolgte, da durch den Heilungsproceß eine, von dem Gekröse und den Unterleibswänden gebildete Höhle zwischen dem obern und untern Darmstücke gebildet wird, in welche der Darminhalt aus dem ersten gelangt, und aus der er durch die Thätigkeit der Bauchmuskeln in das letztere getrieben wird. Allerdings wird indessen die Heilung sehr erleichtet und beschleunigt, wenn nur ein Theil des Darmumfangs vorlag und zerstört war, d. h. bei einem kleinen Bruche, oder bei Anwesenheit des Wurmfortsatzes, oder eines Divertikels ꝛc. im Bruche. Mehr über die Therapie und Chirurgie der Brüche, s. im folgenden Abschnitte.

II. Die besondern Bedingungen der Brüche ergeben sich aus der Darstellung der verschiednen Arten, von denen die wichtigsten folgende sind.

1) Leistenbruch: der Leistenbruch findet durch den, in dem untern und innern Ende der Sehne des äußern schiefen Bauchmuskels befindlichen Bauchring oder Leistenring Statt, und komt, wegen der, mit dem auch im regelmäßigen Zustande Statt findenden Durchgange des Samenstranges im Zusammenhange stehenden größern Weite desselben beim Manne weit häufiger als beim Weibe vor. Wenn er sich vergrößert, wird er Hodensackbruch. Er enthält gewöhnlich einen Theil des Dünndarms oder des Netzes, seltner des Dickdarms, namentlich den Blinddarm oder die Hüftkrümmung (Flexura coli iliaca), die zwar meistens, aber nicht nothwendig auf derselben Seite, wo sie der Norm nach liegen, hervordringen. Man unterscheidet mit Recht, vorzüglich aber bestimt erst in neuern Zeiten, nach den Untersuchungen von Russel, Cooper und Hesselbach, welche seitdem durch fast alle Originalschriftsteller über Anatomie, pathologische Anatomie und Chirurgie bestätigt worden sind, einen äußern und einen innern Leistenbruch.

Beide haben den Austritt durch den Bauchring gemein, unterscheiden sich aber auf eine für die Operation sehr wichtige Weise durch die Stelle, an welcher sie ihren Anfang nehmen. Der äußere durchläuft, in Begleitung des Samenstranges, vor dem er liegt, den Leistenkanal, oder den Raum, welcher sich zwischen dem untern Rande des äußern schiefen Bauchmuskels nach vorn, dem innern schiefen und dem queren Bauchmuskel und dem Bauchfelle nach hinten befindet, und unten mit dem Bauchringe endigt, steigt daher anfangs schief von oben und außen nach unten und innen herab und liegt nach außen vor der ansehnlichen Bauchdeckenpulsader (A. epigastrica) und vor dem Samenstrange.

Der äußere Leistenbruch ist häufiger als der innere, unstreitig, weil durch den Samenstrang schon der Weg zu ihm gebahnt wird. Der innere steigt nicht schief durch den Leistenkanal, sondern gerade, und so herab, daß er entweder das untere, innere Ende des innern schiefen und des queren Bauchmuskels durchbricht oder ausdehnt und vor sich hertreibt, und hat die Bauchdeckenpulsader nach außen. Der Samenstrang liegt gleichfalls gewöhnlich nach außen, bisweilen selbst vor ihm.

Anfangs unterscheidet man beide Brüche leicht durch die angegebnen Merkmale, allein später, zumal wenn sie sich vergrößern, nicht, indem dann die schiefe Richtung des äußern Leistenbruches sich in eine mehr gerade umwandelt. Daher ergibt sich die Regel in einem einigermaßen zweifelhaften Falle, bei der Operation den Bauchring weder nach außen, noch nach oben zu durchschneiden, indem man außerdem bei einem innern Leistenbruche, wenn der Schnitt nach außen geführt wird, bei einem äußern, wenn man das Messer nach innen richtet, die

Bauchdeckenpulsader verletzt, ein, wegen der Größe des Gefäßes und der in der Nähe ihres Ursprungs aus der Schenkelpulsader Statt findenden Verletzung bedenkliches Ereigniß.

Eine Abänderung des äußern Leistenbruches ist der sogenannte angeborne Bruch (Hernia congenita). Er ist in der Entstehung des Hoden im Unterleibe und der Wanderung desselben durch den Leistenkanal in einer Verlängerung des Bauchfells, dem Scheidenkanal, begründet. Da dieser sich von dem Bauchfelle aus um den Hoden ununterbrochen herab erstreckt, so liegen die vorgetretenen Eingeweide beim angebornen Leistenbruche mit dem Hoden in derselben Höhle, und der Scheidenkanal wie die eigne Scheidenhaut des Hoden sind für sie Bruchsack. Beim gewöhnlichen Leistenbruche ist dagegen, da sich jener Kanal schon verschlossen hat, die Scheidenhaut des Hoden von dem Bruchsacke getrent. Übrigens ist selten der Bruch, sondern nur die Anlage dazu angeboren, und die Benennung Scheidenhautbruch (Hernia tunicae vaginalis) passender.

2) Schenkelbruch. Der Schenkelbruch findet unter dem Schenkelbogen oder dem untern Rande der vordern Sehne des äußern schiefen Bauchmuskels Statt. Er komt beim Weibe häufiger vor als beim Manne, weil die Entfernung vom Hüftbeinkamme zur Schambeinfuge dort größer und der Leistenring enger ist. Er ist meistens rundlich, und liegt nach innen von den Schenkelgefäßen und Nerven, nur sehr selten nach außen.

Die Operation desselben ist mit größern Gefahren verknüpft als die des Leistenbruches, weil mehre Gefäße verletzt werden können. Diese sind: a) beim Manne die Samengefäße, überhaupt der ganze Samenstrang, der dicht über dem Bruchsackhalse verläuft, daher bei einem etwas tiefen Schnitte nach oben leicht durchschnitten werden kann;

b) in beiden Geschlechtern die Hüftbeinlochpulsader (A. obturatoria), wenn sie, was in beiden Geschlechtern häufig vorkomt, aus der Schenkelpulsader mit der Bauchdeckenpulsader entspringt, indem sie sich dann zwar nicht immer, doch aber bisweilen, vor dem Bruchsackhalse weg in die Beckenhöhle begibt;

c) die Bauchdeckenpulsader, die zwar gewöhnlich nach außen vor dem Bruchsacke liegt, aber bisweilen, wie ich mich davon einige Mal selbst überzeugte, sich vor ihm nach oben und innen begibt.

Die hieraus folgenden Cautelen gibt die Lehre von der Bruchoperation an.

3) Nabelbruch. Der angeborne Nabelbruch findet durch den Nabelring, der erworbne meistentheils in der Nähe desselben, entweder durch eine Gefäß- oder Nervenöffnung, oder durch eine zufällig entstandene Continuitätstrennung der weißen Linie Statt, indem vor der Verschließung des Nabelrings diese Stelle am schwächsten, nachher als eine Art von Narbe sehr fest ist. Er ist meistens rundlich, bisweilen indessen auch länglich, so daß er die Gestalt eines männlichen Gliedes hat. Falsch ist die Angabe, daß er immer keinen Bruchsack besitze. Er enthält, der Nähe der Theile wegen, gewöhnlich das Netz, oft auch einen Theil des Quergrimmdarms, oder des dünnen Darms, seltner des Magens.

4) Bauchbruch. Mit dem Namen des Bauchbruchs belegt man die Brüche in der vordern und seitlichen Gegend des Unterleibes, die nicht an einer der übrigen, hier genannten Stellen vorkommen, und vorzüglich in der Gegend der Mittellinie, hauptsächlich oberhalb des Nabels ihren Sitz haben. Außerdem kann man hieher auch die rechnen, welche sich in der Nähe von regelmäßig vorhandenen Öffnungen, vorzüglich des Leistenringes, bilden.

5) Scheidenbruch. Der Scheidenbruch findet vorzüglich bei weiten Becken, nach häufigen Schwangerschaften, Erschlaffung etc., außerdem auch während der Schwangerschaft, Statt. Entweder wird die vordere oder hintere Wand der Scheide hervorgedrängt. Im letztern Falle liegen Därme, im erstern wenigstens häufig die Harnblase im Bruche.

6) Hüftbeinlochbruch. Beim Hüftbeinlochbruche treten die Eingeweide durch den oben und außen im Hüftbeinloche befindlichen Kanal für die Hüftbeinlochgefäße und Nerven aus. Er ist, weil diese Stelle eng, und durch die hier befindlichen Muskeln geschützt ist, selten, und selbst von verschiednen Chirurgen geläugnet worden, ich besitze aber selbst Fälle davon. Er komt vorzüglich bei ältern Frauen, unter denselben Bedingungen als der Scheidenbruch, vor.

7) Noch seltner ist der Mittelfleischbruch, der durch den Hüftbeinausschnitt Statt findet und nur in einzelen Fällen von Schreger, Scarpa und einigen andern beobachtet wurde.

8) Zwerchfellsbruch. Häufiger komt der Zwerchfellsbruch vor, wobei die Eingeweide durch eine ursprünglich, als Bildungsfehler vorhandene regelwidrige, oder wenigstens regelwidrig erweiterte Lücke oder eine zufällig entstandene Öffnung im Zwerchfell aus der Bauchhöhle in die Brusthöhle treten, und einen größern oder kleinern Theil des einen Brustfellsackes anfüllen, die in der Brusthöhle, vorzüglich auf derselben Seite befindlichen Theile mehr oder weniger verschieben und zusammendrücken. Dieser Bruch ist gewöhnlich angeboren, seltner, und fast nur in Folge sehr stark wirkender mechanischer Einwirkungen, z. B. einem Falle von einer ansehnlichen Höhe, erworben. Unter der letztern Bedingung fehlt gewöhnlich der Bruchsack, weil das Bauchfell zerreißt.

Der angeborne liegt meistens auf der linken Seite, und enthält gewöhnlich den Magen, oft auch einen Theil des Darms, seltener die Leber; doch besitze ich Fälle von der letztern Bedingung. Wegen der unvollkommenen Entwicklung der Lunge ist auch der angeborne meistens, doch nicht immer, tödtlich; der erworbne ist es gewöhnlich, theils wegen des Druckes auf die Lunge, theils in Folge der ihn veranlassenden heftigen Erschütterung.

B. Innere Brüche.

Die innern Brüche sind Absonderungen eines in der Unterleibshöhle enthaltenen Theiles, am gewöhnlichsten eines Darmstückes von den übrigen, welche durch seinen Eintritt in eine gewöhnlich regelwidrig vorhandne Öffnung bewirkt wird. Diese entsteht entweder in den gewöhnlichsten Fällen durch entzündliche Verwachsung im regelmäßigen Zustande getrennter Theile, namentlich des Netzes oder der Gedärme, mit einem Theile der Unter-

leibswände, der Gedärme unter einander, des Wurmfortsatzes, eines Darmanhangs mit den benachbarten Theilen u. s. w.; 2) durch eine Lücke im Gekröse; 3) durch eine regelwidrige, innerhalb der Höhle des Bauchfells befindliche, meistens auch am Gekröse anfangende Verlängerung des Bauchfells, der dann einen wirklichen, sonst den innern Brüchen fehlenden Bruchsack bildet. Auch eine regelmäßige vorhandne Öffnung, wie das Winslowsche Loch, welches zu dem Netze führt, kann übrigens die Theile bei einem solchen innern Bruche aufnehmen.

Indem die Gedärme durch eine solche Lücke treten, kann, zumal wenn das durchgetretene Stück groß, stark angefüllt, die Öffnung eng ist, sehr leicht Entzündung und, da die Krankheit eben so schwierig zu erkennen als zu behandeln ist, fast unvermeidlich Brand und in Folge davon der Tod eintreten *). (*F. Meckel.*)

Bruch (Chirurgie), in Beziehung auf die Hilfsleistungen der Wundärzte und des Verhaltens der Kranken, sind die Brüche zuerst im Allgemeinen nach dreifachen Verhältnissen zu betrachten: 1) bewegliche Brüche, d. h. die nicht eingeklemmt sind und in die Höhle, aus welcher sie heraus gedrängt sind, zurückgebracht werden können; 2) unbewegliche Brüche, oder solche, die ohne eingeklemmt zu seyn, nicht zurückgebracht werden können; 3) eingeklemmte Brüche; darauf sind aber zweitens auch die verschiedenen Erscheinungen zu beachten, welche man rücksichtlich der mehrfachen Arten der Brüche nach jenem dreifachen Verhältnisse bemerkt und die Modifikationen der Behandlungsweise, welche dadurch nothwendig werden. 1) Zur Erkentniß eines beweglichen Bruches im Allgemeinen führen folgende Merkmale. Wenn an einer der, im zunächst vorhergehenden Artikel bezeichneten, zur Bildung der Brüche vorzüglich geeigneten Stellen der Unterleibshöhle nach einer Anstrengung oder einer Gewaltthätigkeit, schnell, ohne vorausgegangenen Schmerz oder Entzündung, eine Geschwulst mit unveränderter Hautfarbe entsteht, so kann man schon Verdacht schöpfen, daß man einen Bruch vor sich habe, und muß zur genauesten Untersuchung schreiten. Man komt zur Sicherheit darüber, daß der Kranke an einem Bruche leidet, wenn die Geschwulst nicht entzündet ist, nicht immer dieselbe Größe behält, wenn sie bei der horizontalen Lage des Kranken, des Morgens wenn er nüchtern ist, oder nach einem Druck mit der Hand kleiner wird, sich im Gegentheil vergrößert, während des Stehens, nach dem Essen, wenn der Unterleib durch Excremente oder Winde ausgedehnt ist, wenn der Kranke den Athem an sich hält, nach abwärts zu preßt oder hustet, oder man mit dem Drucke der Hand nachläßt; neben diesen Zeichen bemerkt der Kranke Gurren, beim Pressen oder Husten eine deutliche Bewegung in der Geschwulst, vorzüglich dann, wenn sie kleiner wird, Spannen, Drücken im Unterleibe und in der Geschwulst, Colikschmerzen, Mangel an Appetit, Unverdaulichkeit, Unregelmäßigkeit und öfteres Drängen zum Stuhlgange oder Trägheit desselben, Ekel, Neigung zum Erbrechen, Drängen zum Harnlassen. Kann man endlich die in der Geschwulst enthaltenen Theile mittelst der unten zu beschreibenden Handgriffe zurückbringen, wobei der Kranke das Hineingleiten in die Unterleibshöhle und ein Gurren in der Geschwulst selbst bemerkt, so bleibt über die Natur der Krankheit kein Zweifel mehr. Nicht selten fehlen aber mehre von diesen Zeichen, manche Brüche sind klein, liegen tief und verborgen, sind durch das Gefühl kaum zu erkennen, sie entstehen langsam, sind mit andern Geschwülsten z. B. mit Drüsengeschwülsten oder Wasseransamlungen complicirt, die Fettigkeit der Kranken erschwert die Untersuchung; auch ist die Diagnose einiger Arten der Brüche schwieriger als anderer Arten: hieher gehören, die Seitenbrüche, die Schenkelbrüche, die Brüche durch das Hüftbeinloch, den Hüftbeinausschnitt, das Zwerchfell. Die besonderen Unterscheidungszeichen einzeler Bruckarten werden unten angegeben werden.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Bildung der meisten Brüche eine kleine Vertiefung oder eine Hervorragung des Bauchfelles vorausgeht, aufmerksame Personen bemerken daher bisweilen, ehe der Bruch sich zeigt, in der Gegend, wo er entstehen wird, innerlich ein Spannen und Drücken, beim Husten, Niesen oder dem Stuhlgange ein ungewöhnliches Andrängen, und wo sich dieses findet, kann man durch sorgfältige Diät, und bei stärkerer Anlage durch Bruchbänder, die eine Zeit lang getragen werden, das wirkliche Hervortreten des Bruches verhüten.

Über die Frequenz der Brüche nach ihren Arten und dem Geschlechte hat Monnikhof eine lehrreiche Übersicht in den Harlemer Abhandlungen mitgetheilt. Unter 1000 Personen, die er mit Bruchbändern versehen hat, waren 741 männlichen, und 259 weiblichen Geschlechtes, welche zusammengenommen 1229 Brüche hatten, wovon 932 bei Mannspersonen, und 297 bei Weibspersonen gefunden wurden. Er bemerkte: 205 doppelte Leistenbrüche in 173 Manns- und 32 Weibspersonen, 467 Leistenbrüche auf der rechten Seite bei 379 Manns- und 88 Weibspersonen; 213 Leistenbrüche auf der linken Seite in 158 Manns- und 55 Weibspersonen; 7 doppelte Schenkelbrüche bei 6 Weibern und 1 Mannsperson; 39 Schenkelbrüche auf der rechten Seite in 28 Weibs- und 11 Mannspersonen; 22 Schenkelbrüche auf der linken Seite in 17 Weibs- und 5 Mannspersonen; 31 Nabelbrüche in 28 Weibs- und 3 Mannspersonen: 2 Leistenbrüche und 1 Schenkelbruch bei einer Frauensperson; 6 Leistenbrüche

*) Vgl. 1) Brüche überhaupt betr. A. G. Richter Abhandl. von den Brüchen, Leipzig 1778. 79. *Scarpa* memorie anatomico-chirurgiche sull' ernie. Pavia 1809. Übersetzt von Seiler, Halle 1813. *W. Lawrence* Treatise on ruptures. London. 1810. — 2) Leistenbrüche. *C. Camper* Icones herniarum. ed. Sömmerring. Francof. 1801. *A. Cooper* Anatomie und Behandlung der Leistenbrüche und angebornen Brüche. A. d. Engl. Breslau 1809. *Hesselbach* anat. chir. Abhandlung über den Ursprung der Leistenbrüche. Würzburg. 1806. — 3) Schenkelbrüche. *Monro* obs. on crural hernia. Edinb. 1803. *Cooper* Anatomy etc. of crural and umbilical Hernia. London 1807. *Hesselbach* über den Urspr. und das Fortschreiten der Leisten- u. Schenkelbrüche. Wzbg. 1813. 4) Nabelbruch. *S. T. Sömmerring* üb. die Ursachen u. s. w. der Nabelbrüche. 1811. 5) Bauchbrüche u. a. m. *Garengeot* sur plusieurs hernies singulières. Mém. de l'acad. de Chir. I. *S. T. Sömmerring* über die Brüche am Bauche und Becken, ausser der Nabel- u. Leistengegend. Frankf. 1811. *Scarpa* über die Schenkel- und Mittelfleischbr., übersetzt von *Seiler*. Leipzig. 1822.

auf der rechten und eben so viel Schenkelbrüche auf der linken Seite in 4 Weibs- und 2 Mannspersonen, 3 Leistenbrüche auf der linken, und 3 Schenkelbrüche auf der rechten Seite bei 2 Weibs- und 1 Mannsperson; 2 doppelte Brüche, welche in der linken Leiste und dem linken Schenkel neben einander lagen, bei 1 Weibs- und 1 Mannsperson; 2 Brüche neben einander in der rechten Leiste und dem rechten Schenkel bei 1 Mannsperson; 1 linken Leistenbruch nebst 1 Nabelbruch bei einem Manne und einem Knaben; 2 Brüche, von denen einer in der rechten Leiste, und der andere im Nabel befindlich waren, bei einem Mädchen. — Der bei dem männlichen und weiblichen Geschlechte verschiedene, eigenthümliche Körperbau ist Ursache, daß bei den Männern häufiger Leistenbrüche, bei Weibspersonen öfter Schenkelbrüche vorkommen.

Zu den prädisponirenden Ursachen der Brüche gehört ein schlaffer und auch in der Form der Theile, durch welche Brüche hervortreten, eigenthümlicher Körperbau, Mangel in der Ausbildung und Stärke der Bauchmuskeln und ihrer Sehnen, Schlaffheit des Bauchfells und Gekröses; so wie aber überhaupt gewisse Bildungen der Organe forterben können, so kann man allerdings auch eine erbliche Anlage zu Brüchen annehmen. Im Allgemeinen besteht diese Anlage in einer solchen Bildung der Theile, daß sie dem Andrange der Eingeweide den gehörigen Widerstand nicht entgegen setzen können und dieses kann theils in Schlaffheit, theils in einer solchen Spannung der die Öffnung, durch welche die Brüche hervortreten können, verschließenden Gebilde gegründet seyn, daß sie dem Drucke leicht nachgeben und die Bildung einer Bauchspalte zulassen. Es kann diese Anlage, ohne besondere veranlassende Ursachen, im Laufe des Lebens erworben werden, bei alten Leuten werden die Theile gemeiniglich schlaffer, doch giebt es auch Einflüsse, die ihre Entwickelung begünstigen; hieher rechnet man, der Erfahrung zu Folge: Aufenthalt in feuchtem oder heißem Klima, vieles Essen, übermäßigen Genuß fetter und blähender Speisen, warme Getränke, Ausschweifungen in Befriedigung des Geschlechtstriebes, langes Schreien, langes Stehen, anhaltendes Reiten auf einem unsanften Pferde, [illegible]

[illegible]

Schreyen, Singen, Blasen musikalischer Instrumente, Husten, Erbrechen, besonders bei rückwärts gebeugtem Rumpf und auseinander gespreitzten Schenkeln, hinreichend. Ferner gehören zu den Gelegenheitsursachen: das Ringen, Springen, Voltigiren, starke Laufen, Reiten auf unsanftem Pferde, Pressen bei schwerer Leibesöffnung, während der Geburtsarbeit, Heben, Tragen schwerer Lasten, wobei man den Athem an sich hält, das Erbrechen, das Husten, der Druck durch Kleidungsstücke, dahin gehören Schnürbrüste, hohe Beinkleider mit engem Hosenbunde, fest zugeschnürte Röcke. — Schnelle Zunahme des Volumens der Unterleibseingeweide, schnelles Fettwerden, öftere und anhaltende Ausdehnung der Gedärme durch Excremente oder Winde, und die Schwangerschaft. Wirkt äußerer Druck zu einer Zeit, wenn die Gedärme durch Winde oder Excremente ausgedehnt sind, so entsteht ein Bruch um so leichter. Wirken die Gelegenheitsursachen stark, so können sie auch ohne Anlage einen Bruch bewirken. Da in gewissen Gegenden bei verschiedenen Handwerkern und Geschäften diese Gelegenheitsursachen häufiger einwirken, als bei andern, so findet man auch die Brüche in einigen Gegenden, besonders gebirgigen Ländern, bei gewissen Ständen z. B. bei Kavaleristen, Zimmerleuten, Steinmetzen, und dem männlichen Geschlechte vorzüglich häufig.

Durch die genannten Einwirkungen werden die Eingeweide gegen die schwächste Stelle der Unterleibsdecken, welche am häufigsten der Leistenring beim männlichen und die Schenkelringe beim weiblichen Geschlechte zu seyn pflegen, hin getrieben, das Bauchfell wird vor dieselben hervorgedrängt und plötzlich oder langsam werden sie mit demselben, welches ihre nächste Hülle als Bruchsack bildet, aus der für sie eigentlich bestimmten Höhle herausgetrieben. Meistens zeigt sich zwar endlich die Geschwulst plötzlich, nach einer heftigen Anstrengung, allein es wird doch schon die Entstehung derselben durch das öftere Andringen der Gedärme vorbereitet und die durch ihre ursprüngliche Bildung schon schwache Verschließung der Öffnungen, durch welche die Brüche am häufigsten hervortreten, nach mehr geschwächt und ausgedehnt.

Kein Bruch ist ohne Gefahr so lange er nicht zurück gebracht ist, und durch ein gutes Bruchband zurückgehalten wird; [illegible] die Gefahr der Vergrößerung und Einklemmung des Bruches verhüten, [illegible] Doch muß man immer die Gelegenheitsursachen zu Brüchen so viel möglich vermeiden [illegible]

droht demselben fortdauernd der gefährlichste Zufall bei Brüchen, die Einklemmung. — Alte Brüche, die durch ein Bruchband nicht zurückgehalten worden sind, verwachsen mit dem Bruchsacke und dieser mit den benachbarten Theilen so, daß sie gar nicht mehr zurückgebracht werden können; sind sie einige Zeit durch ein Bruchband zurückgehalten worden, und fallen wieder vor, so sind sie schwer zurückzubringen. Die Anzeigen zu Hilfsleistungen bei den beweglichen Brüchen, bestehen in Zurückbringung der vorgefallenen Theile und Erhaltung derselben in ihrer gehörigen Lage mittelst eines guten Bruchbandes. Zwar tragen manche Kranke den Bruch durch ihr ganzes Leben ohne Bruchband und ohne daß sie dadurch in Lebensgefahr kommen, allein es steht ihnen doch immer die lebensgefährliche Einklemmung bevor oder die höchst beschwerliche Vergrößerung des Bruches, welche auf die Verrichtungen der Verdauungs- und Zeugungsorgane sehr nachtheilige Wirkungen äußern kann. Es ist daher einem jeden Kranken, der eine dem gesunden Zustande nicht entsprechende Hervorragung an seinem Unterleibe bemerkt, zu empfehlen, sogleich einen Wundarzt um Rath zu fragen, und wird die Geschwulst als Bruch erkant, sobald als möglich ein Bruchband anzulegen.

Das Zurückbringen des Bruches, Reposition oder Taxis wird auf folgende Weise verrichtet. Vor dem Operationsversuche muß der Kranke den Harn lassen und ist nicht kurz vorher noch freiwillig Leibesöffnung erfolgt, so muß sie durch ein Clystier herbeigeführt werden. Darauf wird derselbe in eine für den Fall passende Lage, meistens auf den Rücken gebracht, wie dieses bei den einzelen Bruchарten angegeben werden wird. Diese Lage soll im Allgemeinen bezwecken, daß die Bauchdecken erschlafft werden, die Unterleibshöhle, so wie die Bauchspalte so viel möglich erweitert wird, und die Gegend des Unterleibes, nach welcher hin man die Därme zurück drücken will, den niedrigsten Punkt einnimt. Während der Operation muß der Kranke jede Anstrengung meiden, den Athem nicht an sich halten, nicht husten, gähnen oder pressen. Ist dieses Alles vorbereitet, so nimt der Wundarzt eine Stellung neben dem Kranken an, in welcher er längere Zeit ohne zu ermüden aushalten kann und beginnt die Taxis, indem er den Bruch, wenn er klein ist, mit einer, wenn er groß ist, mit beiden Händen faßt und die Eingeweide nach der Richtung des Canales, durch welchen sie herausgedrängt worden sind, zurück drückt. (Diese Richtung wird bei den einzelen Bruchарten angegeben werden.) Der Druck ist so zu machen, wie auf eine Flasche von elastischem Harz, aus welcher man die Luft herauspressen will, anfangs hat er zur Absicht die Därme von den Excrementen und der Luft zum Theil zu befreien, dann aber jene zurück zu drängen. Anfangs drückt man schwach, dann allmälig stärker und mit Ausdauer. Erreicht man auf diese Weise die Absicht nicht, so faßt man den Bruch nur mit der einen Hand, sucht ihn durch einen seitwärts angebrachten Druck dünner zu machen, drückt die zuletzt vorgefallenen Därme mit den Fingerspitzen durch die Bauchspalte zurück und schiebt die übrige Masse der Gedärme nach. Doch gelingt die Taxis nicht immer durch dieses regelmäßige Verfahren, sondern man muß den Druck nach verschiedenen Seiten hin versuchen. Sollte der Bruch während dieser Versuche schmerzhaft werden, so lasse man sogleich mit dem Drucke nach und verschiebe die Operation auf eine andere Zeit. Besonders bei Darmbrüchen ist es zweckmäßig vor der Wiederholung der Operation, nach der Constitution des Kranken kalte Umschläge, allgemeine oder örtliche Blutentlerungen, fettige Einreibungen in der Gegend der Bauchspalte, oder laue Bäder und erweichende Umschläge, wo man Hoffnung hat, durch Erschlaffung der Bruchstelle etwas auszurichten, vorzugsweise bei Netzbrüchen, anzuwenden. Auch setze man da, wo es zweifelhaft ist, ob der Bruch zurückgebracht werden kann, und derselbe wiederholt schmerzhaft wird, die Versuche nicht zu lange hinter einander fort, sondern wiederhole sie in längeren Zwischenräumen, oder verrichte da, wo der Verzug nachtheilig seyn kann und nicht wichtige Gegenanzeigen in dem Weg stehen, die Operation. Wilmer hat den Vorschlag gemacht, einen allmäligen und anhaltenden Druck durch ein Gewicht oder ein Stück Blei auf den Bruch anzubringen, und theilt zwei Fälle mit, in denen diese Methode mit glücklichem Erfolge ausgeübt worden ist; in einem derselben, legte er ein zwei Pfund schweres Stück Blei auf. (*Wilmer* pract. obs. on hernia. ed. 2. Cas. 1. and 2.). Einige Wundärzte rühmen auch noch folgendes Verfahren: es soll ein starker Mann die Füße des Kranken über seine Schultern legen, so daß nur Kopf und Brust auf dem Bette liegen bleiben, durch diese Lage allein soll der Bruch zurück treten oder doch dem Drucke leicht weichen. Mir scheint dieses rohe Verfahren ganz unnöthig zu seyn, man kann die Leistengegend durch Kissen schon ziemlich hoch legen, und irrig ist es, wenn man glaubt, daß bei jenem Manöver die in der Unterleibshöhle enthaltenen Eingeweide die vorgefallenen Theile zurückziehen können.

Die Darmbrüche gehen anfangs langsam, dann schnell und endlich mit einem Gurren zurück. Die Netzbrüche treten nie schnell durch die Bauchspalte in die Unterleibshöhle, sondern müssen bis auf das letzte Stück zurückgeschoben werden, und verursachen während der Reposition manche lästige Gefühle in der Magengegend, Krampf, Ekel, Ohnmacht.

Ist der Bruch zurückgebracht, so läßt man den Kranken noch einige Stunden in der passenden Lage, und bringt dann ein für die Bruchart passendes Bruchband an.

Die Bruchbänder sind zwar im Allgemeinen nur dazu bestimt, die vorgefallenen Theile zurückzuhalten, doch kann durch das anhaltende Tragen guter Bruchbänder selbst die Radikalcur der Brüche bewirkt werden, und zwar um so schneller, je neuer die Krankheit und je jünger der Kranke ist. Es kann nämlich der Druck des Bruchbandes eine Verwachsung der Mündung des Bruchsackes, eine Annäherung oder Schließung der Theile, welche die Bruchspalte in den Bauchdecken zunächst umgeben und eine Verminderung der Schlaffheit derselben bewirkt werden, besonders wenn zugleich ein gutes diätetisches Verhalten zu Hilfe komt, wodurch die schlaffe Constitution überhaupt vortheilhaft umgeändert wird. Hat man aber auch Hoffnung, daß das Bruchband eine Radikalcur bewirkt habe, so sey man mit dem Weglassen des Bruchbandes doch sehr behutsam. Ehe man dasselbe ablegen läßt, ist wiederholt zu versuchen, ob beim Husten, An-

halten des Athems oder Pressen, die ehemals in dem Bruche enthaltenen Theile nicht mehr gegen die Unterleibsöffnung, durch welche sie vorgefallen waren, andrängen, lasse das Bruchband zuerst nur während der Nacht, und Stunden lang den Tag über ablegen und beobachte die Bruchstelle noch längere Zeit nach gänzlicher Beseitigung des Bruchbandes genau.

Da aber doch verhältnißmäßig in nur wenigen Fällen, durch den Druck des Bruchbandes allein die Radikalkur bewirkt wird, so hat man verschiedene Mittel in Anwendung gebracht, um jenen Zweck zu erreichen. Die zahlreichen Methoden, welche alle die Absicht haben, durch Erregung einer adhäsiven Entzündung die Verschließung des Bruchsackes zu bewirken, lassen sich unter folgende Hauptabtheilungen bringen.

1) Verstärkter Druck durch eine Pelotte auf die Haut, bis eine adhäsive Entzündung entsteht. Richter ertheilte den Rath sich des Bruchbandes zu diesem Zwecke zu bedienen, man soll es einige Stunden lang fest anlegen, bis die Stelle, auf welche der Kopf des Bandes drückt, schmerzhaft wird; wenn die Schmerzen heftig geworden sind, das Bruchband abnehmen und den Kranken in das Bette legen lassen, bis die Schmerzen nachgelassen haben, dieses Verfahren soll man einige Male wiederholen (Anfangsg. d. Wundarz. V. Bd. S. 379.) Langenbeck und Boyer empfehlen eine ähnliche Methode; Jener bedient sich einer konischen aus Charpie und Leinewand gefertigten Pelotte, die er so auf den Bauchring legt, daß die Spitze in denselben hineindringt und läßt sie Tag und Nacht liegen, bis eine Geschwürfläche auf der Haut entstanden ist; Dieser erregt unter der Pelotte eine Entzündung der Haut durch ein Blasenpflaster oder einen in Terpentinöl getauchten Schwamm (Langenbeck Abhandl. v. d. Leistenbrüchen. Göttingen 1821. S. 121. *Boyer* Traité des maladies chirurgic. T. 8. Paris 1822. S. 52.).

2) Äußerlicher und innerlicher Gebrauch adstringirender Mittel. Schon Petit und Arnaud haben diese empfohlen. In neueren Zeiten haben Desessart (Saml. außerl. und neuesten Abhandl. für Wundärzte III. St. S. 210.) und Lizow diese Methode wieder erneuert. Jener läßt mit Eichenrinde gefüllte und mit rothem Weine befeuchtete Kißchen unter die Pelotte legen; dieser rühmt eine starke Abkochung von Eichenrinde (nachdem die Eichenrinde 12 bis 24 Stunden in Wasser eingeweicht gelegen hat, so soll man sie 3 Tage lang unausgesetzt kochen), mit welcher die Bruchstelle 3 bis 4 Mal des Tages befeuchtet wird. Andere wenden China, Alaun und Stahlkugeln äußerlich und innerlich Abkochungen der China an. Nur bei Kindern, jungen Leuten und neu entstandenen Brüchen dürfte von diesen Mitteln etwas zu erwarten seyn.

3) Das Glüheisen; nur in einer Zeit, zu welcher man den Bau der Theile, die den Bruch bilden, noch wenig kannte, konnte man auf den Gedanken kommen, wie die Wundärzte der Alexandrinischen Schule, nach der Reposition der Leistenbrüche alle an der Bruchstelle liegenden Theile bis auf den Knochen zu durchbrennen.

4 Die Ätzmittel; diese kamen im 13. Jahrhunderte in Anwendung. Guy de Chauliac empfahl dieselben wahrscheinlich zuerst, nach ihm mehre Wundärzte Italiens. Später bedienten sich zu gleichem Zweck Little John, Gauthier und Majet des Vitriolöles. (*Gauthier* sur l'usage des caustiques pour la guerison radicale des hernies. Paris. 1774.).

5) Unterbindung; dieses ist vielleicht das älteste Heilverfahren und dem man vorzüglich Beifall schenkte, ehe die Bruchbänder den Grad von Vollkommenheit erhalten hatten, den man ihnen jetzt geben kann. Es wurde diese Methode auf verschiedene Weise geübt:

a) Unterbindung durch die Integumente; nachdem die Eingeweide zurückgebracht waren, so zog man mit einer Nadel doppelte Faden durch die Haut und den Bruchsatz, theilte den Faden und unterband dann rechts und links. So wenig man auch im Stande war den Bruchsack jeder Zeit gehörig zusammen zu ziehen, so ging doch immer der Hode der leidenden Seite verloren.

b) Schnitt und darauf folgende Unterbindung.

α) Der Bruchsack wird blosgelegt, die Gedärme werden zurückgebracht und der Bruchsack nahe am Bauchringe zusammen genäht; die königliche Nath. Von Paul von Ägina, und Albucasem, später von Fabricius von Aquapendente empfohlen. Sharp glaubte diese Methode dadurch zu verbessern, daß er den Bruchsack auch mit den Integumenten vereinigte. Die Vereinigung erfolgte nicht gleichmäßig und die Verwachsung mit den Integumenten kann zu mancherlei Beschwerden Veranlassung geben.

β) Die goldene Nath, oder der goldene Stich; man wollte mit einem Golddraht den Samenstrang, samt dem Bruchsacke nur so fest zusammen schnüren, daß dieser geschlossen, jener geschont werden sollte; ist nicht ausführbar, der Hode ging immer verloren.

γ) Bloslegen des Bruches und Unterbindung des Bruchsackes allein nahe am Bauchringe. Schon Paul v. Ägina, Albucasem, Roger, Roland, Alex. Benedetto empfehlen eine Methode, bei welcher nach dem Handschnitt der Bruchsack in der Nähe des Bauchringes unterbunden wurde, es wurde aber der Samenstrang immer mitgefaßt und der Hode ging verloren.

δ) Die grausamen Operationen der herumreisenden Bruchschneider des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Bruchschneider des 16. Jahrh., deren viele aus Norica gebürtig, in Oberitalien herumreisten, castrirten die Bruchkranken und unterbanden den Bruchsack mit dem Samenstrang vor oder nach dem Abschneiden des Hodens. Wundärzte ahmten dieses Verfahren nach. Eine Operation dieser Art wurde selbst noch im Jahr 1779 in Frankreich unternommen. (Rapport sur les inconveniens de l'operat. de castr. pour la guerison radicale des hernies par Vicq d'Azyr. s. Hist. de la Soc. med. T. I.).

Die herumziehenden Bruchschneider des 17. Jahrh. schoben den Bruch samt dem Hoden in die Unterleibshöhle zurück und nähten den Bauchring mit einem Golddrahte zusammen. Diese nicht zu empfehlende Methode wurde doch von Stamel erneuert. (Diss. de bracheriorum constructione. Petropoli 1813.).

Rousset führt bereits die Verbesserung dieser Methode an, welche sich bis in die neuesten Zeiten erhalten hat, den Bruchsackhals nämlich mit Schonung des Sa-

menstranges zu unterbinden (*Rousset* assertio pro partu caesareo. Paris 1590.). Paré's Verbesserung des goldenen Stichs ist auch hieher zu rechnen, er wählte statt des Golddrahts einen Bleidraht und legte ihn um den Bruchsackhals ohne den Samenstrang mit zu fassen. In neuern Zeiten haben sie Senff (*Günz* de herniis Lips. 1744.), Freitag (Diss. de oscheo-entero-et bubocele. Argent. 1721.), Schmucker (Chir. Wahrnehm. B. 2. S. 236.), Langenbeck (Biblioth. f. Chir. II. B. 3. St. IV. B. 2. St.), Ohle, Kern u. Pech (Osteosarcoma ejusque speciei insignis descriptio. Wirceburgi 1819.) mit gutem, Arnaud, Acrel, Petit mit unglücklichem Erfolge angewendet.

c) Schnitt und Erregung einer adhäsiven Entzündung durch Scarification oder reizend einwirkende Mittel:

α) Richter, welcher im Allgemeinen für die Operation zur Radicalkur beweglicher Brüche nicht stimt, macht nur für den Fall, wenn wegen Einklemmung eine Operation vorgenommen werden muß, den Vorschlag: nachdem die Theile zurück gebracht sind, den Bruchsack zu scarificiren, eine mit Wolle gefütterte Pelotte aufzulegen und mit einer T Binde zu befestigen.

β) Monro legte in den geöffneten Bruchsack ein Ätzmittel; eine unsichere Methode, die überdies nur bei Leistenbrüchen anzuwenden ist. Das Ätzmittel kann seine Wirkung leicht weiter in die Unterleibshöhle verbreiten und mit den Därmen in Berührung kommen, die unmöglich in allen Fällen in gehöriger Entfernung gehalten werden können. Kern (Annal. d. chir. Klin. zu Wien 2. B. 1809.) scarificirt den Bauchring und legt dann auf den ungeöffneten Bruchsack Charpie, die mit arabischem Gummi und Höllenstein bestrichen ist; um die Entzündung zu mäßigen, werden Breiumschläge darüber gemacht. Später hat sich aber Kern der Unterbindung des blosgelegten Bruchsackes bedient (Pech a. a. O. S. 26.).

γ) Man legte eine Wieke in den geöffneten Bauchring oder Bruchsack. In den Bauchring legten Dionis, Mery, Arnaud und Thibaut die Wieke; in den geöffneten Bruchsack Schreger und Gräfe. Langenbeck (Abh. von d. Leisten- und Schenkelbr. S. 117.) hat dieses Verfahren einige Male versucht, allein es entstand eine so heftige Entzündung, daß das Leben des Kranken in Gefahr kam.

δ) Schreger macht darauf aufmerksam, daß man das bei dem Wasserbruche übliche Verfahren, Luft oder eine reizende Flüssigkeit einzuspritzen, auch auf die Cur der Brüche anwenden könne, er hofft um so mehr guten Erfolg, weil in einem Falle bei der Anwendung dieser Methode zur Cur eines Wasserbruchs, ein zugleich vorhandener Darmbruch radical geheilt wurde (Schregers chir. Vers. 1. B. Nürnberg 1811. S. 163.). Allein auch bei diesem Verfahren dürfte die weitere Verbreitung der Entzündung in die Unterleibshöhle zu fürchten seyn.

Blicken wir nun auf die mannigfachen Methoden zurück, welche zur Radicalkur der Brüche in Vorschlag gebracht worden sind; so finden wir, daß auch die besten derselben nur auf sehr wenige Fälle zu beschränken seyn dürften. Da jetzt die Bruchbänder so vorzüglich verbessert worden sind, daß sie die Brüche meistens und ohne zu viele Beschwerden zu verursachen vollkommen zurückhalten, bei keiner von jenen Operationsmethoden mit Gewißheit vorauszusehen ist, ob die Radicalkur wirklich erfolgen werde, und der Kranke bei starker Disposition vor Rückfällen nicht gesichert ist, so dürfte ein Versuch zur Radicalkur nur dann zu gestatten seyn, wenn der bewegliche Bruch durch keine Art von Bruchband vollkommen zurückgehalten werden kann, wenn ein Bruch nur in einer kleinen Stelle verwachsen ist und viele Beschwerden verursacht, wie dieses bei Zimmermann der Fall war.

Unter solchen Umständen könnte man, wo keine Verwachsung Statt findet, zuerst die Radicalkur durch den Druck und wenn dieses nicht gelingt, mittelst der Unterbindung des blosgelegten Bruchsackes versuchen. Nach der Operation eines eingeklemmten Bruches, ist eines dieser Verfahren zur Radicalkur immer in Anwendung zu bringen. Man kann, um so mehr Hoffnung zu einem günstigen Erfolg haben, wenn der Bruch neu, ohne starke Disposition durch eine Gewaltthätigkeit entstanden ist, der Kranke Anlage hat fett und muskulös zu werden. Wenige Hoffnung zu einem günstigen Ausgang kann man haben, bei einem Netzbruche, wenn starke Disposition zu Brüchen vorhanden ist, der Bruch leicht zurückgebracht werden kann, die Öffnung der Bauchspalte weit ist, die Ränder derselben schlaff sind, der obere Rand über den unteren vorsteht, wenn die Theile verwachsen sind, die Haut schlaff, der Bruchsack verdickt ist, der Kranke an Husten, Verstopfung, Wassergeschwulst leidet. Die meisten neueren Wundärzte, Richter, Pott, Le Roux, Bernstein, Lawrence, Langenbeck, Boyer, Chelius u. A. stimmen auch dafür, daß die Versuche zur Radicalkur sehr zu beschränken seyen.

Bruchkranke müssen eine sorgfältige Diät führen. Es ist alles zu vermeiden, was die Verdauungsorgane beschweren oder ihre Verrichtung stören kann, Übermaß eben so wol, als zu große Mannigfaltigkeit. Gehörige Ordnung in den Mahlzeiten ist stets zu beobachten, besonders ist des Abends wenig zu essen. Der Kranke beobachte sich selbst genau und genieße nichts, was für ihn schwer verdaulich oder blähend ist, oder harten Stuhlgang macht. Es lassen sich in dieser Hinsicht nur schwer allgemeine Regeln geben, doch haben die meisten Bruchkranken folgende Nahrungsmittel zu meiden, Hülsenfrüchte, Zwiebeln, weiße Rüben, Kohl, Kraut, wenigstens esse man diese Zugemüse nicht ohne Kümmel, Korinden, Pfeffer oder andere Gewürze; rohes ungekochtes Obst, mit Ausnahme des ganz reifen säuerlichen, weniger blähenden, alle harte, grobe, zähe, fette, ölige Speisen, viel Butter, Käse, Milch, fettes Fleisch, Fische. — Nützlich sind Reis, Hafergrütze, Sauerkraut, Spinat, Endivien, Cichorien, gelbe Rüben, das mit Zimmt gekochte Obst, Fleisch, besser gebratenes als gekochtes. Von den Getränken sind nachtheilig: junges Bier und Wein, Most, häufig warmes Getränke. Sind durch blähende Speisen oder Getränke Blähungen entstanden, so können die Kranken einige Tropfen Anisöl nehmen, und den Bruch mit kaltem Wasser waschen. Auch Chamillenthee oder einige Tassen schwarzer Kaffee schaffen bisweilen Erleichterung. Zuträglich: reines Wasser, leichtes gut ausgegohrnes Bier, auch guter, reiner Wein, besonders müssen sich diese

Kranke gewöhnen reichlich Wasser zu trinken. — Das Gehen in freier Luft ist die zweckmäßigste Bewegung für diese Kranke; da lange Ruhe und Unthätigkeit den Körper schwächt, so sollten sie, wenn ihre Beschäftigungen nicht schon Körperbewegungen mit sich führen, sich wenigstens täglich eine Stunde in freier Luft bewegen. Alles, was einen starken Druck auf die Brust- und Bauchwände macht, ist zu beseitigen; bei Kindern fest angelegte Nabelbinden, bei Erwachsenen enge Hosengurte, Rockbunde, Westen und Corsette. Es ist nachtheilig, wenn diese Kranken anhaltend stehen, besonders mit vorgestrecktem Unterleibe und stark rückwärts gestelltem Schenkel der Seite, auf welcher sich der Bruch befindet. Das Reiten auf unsanften Pferden und unbequemen Wegen kann nachtheilig werden. Haben die Kranken Anstrengungen nöthig, so müssen sie dieselben nicht in schiefer, unbequemer, sondern so viel möglich in gerader Stellung vornehmen. Das Zurückhalten der Excremente, der Blähungen, des Urins, alles was den Körper überhaupt und die Eingeweide des Unterleibes insbesondere schwächt, ist schädlich, daher auch der Aufenthalt in feuchten Gegenden, wo häufig feuchte Kälte und Wärme herrscht. Man muß suchen solchen Krankheiten häufig vorzubeugen, die Husten, Niesen oder starkes Pressen der Unterleibseingeweide mit sich führen. Der Kranke darf es nie unterlassen, seinem Arzte mitzutheilen, daß er einen Bruch habe, denn manche Zufälle, die der Kranke nicht von dem Bruche herleitet, sind doch nur in diesem Zustande gegründet, auch dürfen manche Arzeneien Bruchkranken nur dann, wenn sie dringend nöthig sind und unter besondern Vorsichtsregeln gereicht werden. Zu diesen Arzeneien gehören die Brechmittel; muß der Kranke ein solches nehmen, so lege er das Bruchband fester als gewöhnlich an, drücke die Pelotte während des Erbrechens gegen die Bauchspalte, lege sich auf die Seite, die Schenkel an einander und ziehe die Oberschenkel gegen die Unterleibshöhle an. — Das Bruchband ist Tag und Nacht zu tragen, beim Husten ist es vorzüglich gut anzulegen und ist er heftig, so drücke man noch mit der Hand gegen die Bruchstelle. Die Leibesöffnung muß der Kranke regelmäßig zu erhalten suchen, und wenn sie stockt, durch Clystire oder gelinde Abführungsmittel zu Hilfe zu kommen. Beim Stuhlgang sind die Schenkel aneinander zu schließen, und der Oberleib vorwärts zu beugen, so daß er durch die Schenkel unterstützt wird. Diese diätetischen Regeln sollten auch diejenigen befolgen, welche eine Anlage zu einem Bruche haben; können sie die Gelegenheitsursachen zu Brüchen nicht vermeiden, so würden sie wohl thun, Präservativ-Bandagen zu der Zeit anzulegen, wenn sie stärkere Anstrengungen zu machen haben.

Interessant sind die diätetischen Regeln für Bruchkranke, welche ein berühmter Lehrer der Anatomie Wrisberg, der selbst an einem unbeweglichen Bruch litt, als Früchte seine eigenen Erfahrungen mitgetheilt hat (Loder's Journ. f. Chirurg. 1. B.) und sie verdienen wol auch in diesem Werke niedergelegt zu werden:

1) Man entsage allen Arten von Vergnügungen, die mit heftiger Anstrengung des Körpers und Erschütterung begleitet sind, als: dem Reiten, dem Fahren in schlechtem Fuhrwerk, und auf holperichten Wegen, dem Jagen, Tanzen und lang dauernden Promenaden zu Fuß.

2) Es muß alles lang dauernde Stehen vermieden werden. Ein einziger Fehler dieser Art hat allein den Bruch zuwege gebracht.

3) Strenge Beobachtung der Diät, und sorgfältige Wachsamkeit auf Entledigung der Natur hindert Vieles.

4) Man wache mit unermüdetem Bestreben auf die Leidenschaften, daß sich diese unserer nicht bemeistern.

5) Man hüte sich vor dem Gebrauche schlechter Bruchbänder, und schone keine Kosten und keinen Fleis, gute und seinem Körperbau gemäße Bandagen zu erhalten.

6) Man sorge zuletzt unverdrossen und unablässig, wenn man keine Bandage leiden kann, den vorgetretenen Theil sobald als möglich zurück zu bringen.

II. **Unbewegliche oder nicht eingeklemmte nicht zurückbringbare Brüche.** Unbewegliche Brüche sind diejenigen, deren Inhalt gar nicht oder nur zum Theil zurück gebracht werden kann. Dieser Umstand kann auf dreifache Weise herbeigeführt werden: 1) die Spalte der Bauchdecken oder der Bruchsackhals verengert sich über einem dünnen Theil der in dem Bruche enthaltenen Eingeweide; 2) die in dem Bruche enthaltenen Theile vergrößern sich, es wird das Netz oder Gekrös fetter, es bilden sich in demselben Verdickungen, Verhärtungen, Geschwülste oder Knoten, oder es sinken nach und nach mehr Theile nach, wodurch das Volumen derselben in dem Bruchsacke vergrößert wird, während immer nur ein dünnes Stück in dem engen Bruchsackhals oder Bauchspalte liegen bleibt; 3) es verwachsen die Theile mit dem Bruchsacke oder unter sich, dann nent man den Bruch einen angewachsenen Bruch (hernia concreta). Die Verwachsung kann aber dreifacher Art seyn: a) durch eine gallertartige oder schwammige Masse, diese klebt die Theile nur leicht zusammen, so daß sie öfters schon mit den Fingern allein getrent werden können; b) durch häutiges oder fadenartiges Gewebe, es haben sich einzele Faden oder Pseudomembranen gebildet, welche die Theile mit einander verbinden; 3) durch muskel- oder sehnenfaserige Massen; diese ist die festeste Verwachsung, sie verbindet die Theile fest und webt sich zuweilen so dicht über die Eingeweide hin, daß sie fast unkentlich werden. Diese Verwachsung ist mehr oder weniger ausgebreitet, bald nur in der Nähe des Bauchringes bald über den ganzen Bruch, und bisweilen erstreckt sie sich sogar bis in die Unterleibshöhle hinein. — Alle diese Veränderungen sind Folgen des versäumten zeitigen Zurückbringens der Brüche, oder schlechter Bruchbänder, welche die Brüche nicht ganz zurück halten. Den Anwachsungen geht meistens ein entzündlicher Zustand voraus, der aber so schleichend seyn kann, daß ihn der Kranke gar nicht bemerkt. Durch diese Entzündung bilden sich Ausschwitzungen und Pseudomembranen. Vorzüglich leicht und schnell verwachsen die Netzbrüche. Die Aussage des Kranken, daß er den Bruch schon lange Zeit trage und auf die oben angegebene Weise zweckwidrig behandelt habe, verbunden mit der Geschichte des Verlaufes der Krankheit, lassen vermuthen, daß man einen verwachsenen Bruch vor sich habe. Zur Gewißheit komt man, wenn sich derselbe gar nicht, oder nur zum Theil zurückschieben

läßt, wenn der Hode mit in die Höhe gezogen wird, welches bei angebornen Brüchen ein Zeichen der Verwachsung mit dem Hoden ist; sollte man in diesem Fall auch den Bruch samt dem Hoden zurückbringen können, so kann der Kranke doch kein Bruchband tragen, weil es heftige Schmerzen verursacht.

Diese Brüche sind es, welche den Kranken viele Leiden verursachen, sich bisweilen beträchtlich vergrößern, so lange die Bauchspalte in den Bauchdecken und dem Bruchsackhals noch nicht stark erweitert und erschlafft sind, leicht einklemmen, und die oben schon angeführten Unterleibsbeschwerden verursachen.

Meistens kann man bei diesen Brüchen nur zur Unterstützung der Integumente, um das Vorfallen mehrer Theile so viel möglich zu mäßigen, einen Tragbeutel oder Suspensorium anlegen; ist der Bruch klein, oder nur von dem Netze gebildet, so vertragen die Kranken meistens auch ein Bruchband mit concaver Pelotte.

Doch darf man nicht sogleich alle Hoffnung zur Reposition eines Bruches aufgeben, wenn er schon einige Zeit vorgelegen hat und sich selbst einige gallertartige Verwachsungen gebildet haben. Man hat Beispiele, daß selbst alte, besonders Netzbrüche noch mit glücklichem Erfolge durch fortgesetzte Repositionsversuche zurück gebracht worden sind. In anderen Fällen war freilich der Ausgang minder glücklich, man mußte das Bruchband wieder wegnehmen, den Bruch aufs Neue zum Vorfallen bringen, indem man den Kranken, stehend pressen, drükken und husten ließ, um dann einen Tragbeutel anzulegen.

Will man einen Versuch machen, einen Bruch, dessen Verwachsungen man durch äußere Manipulationen zu lösen hofft, zurück zu bringen, so ist die 4 bis 6 Wochen dauernde horizontale Lage und sehr sparsame Diät, ein Haupterfoderniß, dabei wendet man laue Bäder, Umschläge von erweichenden und aromatischen Kräutern, ähnliche Einreibungen, Abführungsmittel, das versüßte Quecksilber, Klystire und ist der Kranke vollblütig, Blutentziehungen an. Cooper hat auch Eis auf den Bruch legen lassen, wenn er angefangen hatte, beweglich zu werden, die Reposition aber noch Schwierigkeiten macht. Hat man diese Vorbereitungen einige Wochen fortgesetzt, dann beginnt man die Manipulationen des Bruches, um die Verwachsungen zu lösen, indem man den Bruch mit der einen Hand fest umfaßt, mit den Fingerspitzen der andern Hand die in ihm enthaltenen Theile vorschiebend drückt und die dem Bauchringe zunächst gelegenen Portionen in die Unterleibshöhle hinein zu drängen versucht; diese Manipulationen werden auch einige Wochen lang fortgesetzt, bis der ganze Bruch reponirt ist. Es gelingt dieses Verfahren am besten bei Netzbrüchen. Arnaud (Mem. de Chir. T. II. S. 476. 486. 498.), Le Dran (Traité des Operat. S. 114.), Hey (Practic. Observ. S. 219.) und Ohle (Observ. anatomic. path. triga. Viteberg. 1805.) haben mehre gelungene Operationen dieser Art unternommen.

Auch die oben genannte Operationsmethode zur Radicalkur hat man für diese Brüche in Vorschlag gebracht. Ihre Anwendung ist aber auch in diesen Fällen sehr zu beschränken, da man nie mit voller Gewißheit voraussehen kann, wie weit sich die Verwachsungen erstrecken und ob man sie nach Eröffnung des Bruchsackes wird beseitigen können.

Maupas brachte den Bauchschnitt bei großen, unbeweglichen Brüchen in Vorschlag; man soll die Bauchmuskeln und das Bauchfell über dem Leistenring einschneiden, um von der Unterleibshöhle aus die vorgefallenen Theile aus dem Bruche zurück zu ziehn (*Rousset* assert. pro part. caes. Par. 1590. S. 208.). Wie kann dieses aber geschehen, wenn die Verwachsungen in der Bauchhöhle nicht vorher getrent sind, und doch hat Smalz dieses unzweckmäßige Verfahren erneuert. (*Decker* exerc. pract. L. B. 1695.).

III. Eingeklemmter Bruch. Ein Bruch ist eingeklemmt, wenn die Theile, welche er enthält, so zusammen geschnürt werden, daß die Functionen in denselben nicht frei von Statten gehen können, und wenn es ein Darmbruch ist, der Abgang der Excremente insbesondere zum Theil, oder ganz gehemmt ist. Die Einklemmung kann durch folgende Ursachen zunächst bewirkt werden: 1) die Bauchspalte ist im Verhältniß zu den in ihr liegenden Theilen zu eng; 2) dasselbe Misverhältniß findet rücksichtlich des Bruchsackhalses Statt; 3) die in dem Bruche enthaltenen Eingeweide sind durch Anhäufungen von Excrementen oder Winden, durch Entzündungen oder Geschwülste ausgedehnt, oder es sind einzele Stücke derselben von andern Theilen umschlungen und eingeschnürt, z. B. ein Stück Darm durch das Netz oder eine Spalte in dem Gekröse, das Netz durch Pseudomembranen und neugebildete sehnenfaserige Stränge. Diese Umschlingungen und Einschnürungen sind sehr mannigfach und merkwürdig. Hieher gehören mehre Fälle, die Scarpa gesammelt hat; Monro beschreibt eine seltene Einschnürung eines Stückes Dünndarmes durch einen langen wurmförmigen Fortsatz des Blinddarmes (Morbid Anat. of the Gullet etc. S. 239. Pl. XX.). Die Einklemmung gibt sich durch folgende Zeichen zu erkennen: der Bruch kann durch die oben angegebenen Handgriffe zur Taxis nicht zurück gebracht werden. Die Bruchgeschwulst ist mehr als gewöhnlich gespannt, öfters auch geröthet, die Kranken empfinden in derselben und von ihr aus zu anderen Gegenden der Unterleibshöhle hin, mehr oder weniger lebhafte Schmerzen, die durch Pressen, Husten oder einen Druck auf die Geschwulst vermehrt werden. Dazu gesellt sich Übelkeit, Ekel, Erbrechen, Angst, Unruhe, Verstopfung des Stuhlganges. Hält die Krankheit an, so werden die Schmerzen in der Unterleibshöhle immer heftiger, dieser wird gespannt, es werden Excremente ausgebrochen, Schluchzen, Fieber, Unvermögen auch die mildesten Getränke oder Speisen bei sich zu behalten, vermehren die Leiden der Kranken, die Angst erreicht einen hohen Grad und komt nicht bald Hilfe, so geht in seltenen Fällen und öfter bei Netz- als Darmbrüchen, der Bruch in Eiterung über oder es tritt Brand ein, in diesem Falle lassen die Schmerzen plötzlich nach, der Puls sinkt, es bricht kalter Schweiß aus, noch kann zuweilen die Operation retten, geschieht dieses nicht, so werden die Extremitäten kalt, die Kräfte sinken immer mehr und der Kranke stirbt.

Der Verlauf dieser Zufälle ist verschieden, bald folgen sie sehr rasch auf einander, und der Kranke stirbt schon den 2ten oder 3ten Tag nach dem Eintritte der Einklemmung, ein andres Mal steigern sie sich langsam und erreichen erst nach 8 bis 10 Tagen einen hohen Grad, sind mehr schleichend und überhaupt nicht so heftig, aber nicht weniger gefährlich. Jener rasche Verlauf ereignet sich vorzugsweise bei neu entstandenen, oder einige Zeit durch ein Bruchband zurück gehaltenen und wieder vorgefallenen Brüchen, bei starken, robusten, vollblütigen Personen. Der langsame Verlauf ist den Netzbrüchen, ferner alten, großen Brüchen eigen, die gar nicht oder nur des Nachts zurück gebracht werden, bei denen die Bauchspalte beträchtlich erweitert ist. — Die oben angeführten nächsten Ursachen der Einklemmung können durch verschiedene entfernte Ursachen herbeigeführt werden: durch das Hervordrängen eines neuen Darm- oder Netzstückes bei einer heftigen Anstrengung, durch Verdickung, Verhärtung, Verwachsung des Bruchsackfelles, Verdickung und Verhärtung des Zellstoffes und der Faserbündel des Hodenmuskels, besonders durch den Druck schlechter Bruchbänder; alles was Ansamlung von Excrementen oder Winden in den Gedärmen oder Entzündung derselben veranlassen kann, Würmer oder andere fremde Körper, Kirschkerne, Weintraubenhülsen, Verhärtungen oder Geschwülste in dem Netze oder Gekröse, strangartige Faser- oder Pseudomembranen-Gebilde in Folge von Entzündungen, welche sich um die Eingeweide schlingen. Auch der Druck des noch in der Weichengegend liegenden Hoden hat zuweilen Einklemmung bewirkt. — Daß der Bruchsackhals der Sitz der Einklemmung sey, wird aus folgenden Zeichen wahrscheinlich: 1) wenn der Bruch schon in dem Kindesalter des Kranken entstanden ist; 2) wenn er, nachdem er längere Zeit zurück gehalten wurde, plötzlich wieder vortritt; 3) wenn der untersuchende Finger die Sehnenfasern, welche die Bauchspalte umgeben, nicht gespannt findet; 4) wenn bei den Repositionsversuchen erst nur ein Theil der Gedärme zurück zu bringen ist, und wenn dieses geschieht, sich eine kleine Geschwulst über dem Bruchsack bildet, die verschwindet, wie der Bruch wieder vortritt.

Die Erkentniß der eingeklemmten Brüche ist meistens leicht, so bald man nur weiß, daß der Kranke eine Geschwulst an einer Stelle hat, wo sich Brüche bilden können. Doch machen die Seitenbrüche (s. unten) hievon eine Ausnahme, weil sie an sich schwerer zu erkennen sind; auch können Krämpfe, Ansamlungen von Excrementen, Winden, fremde Körper und Entzündungen der in dem Bruche oder der Unterleibshöhle enthaltenen Eingeweide, fälschlich für eine Einklemmung des Bruches gehalten werden. Jene Zufälle finden sich vorzüglich bei alten Brüchen, die nicht zurück gebracht werden können; und um eine Verwechselung zu vermeiden, muß man die Unterleibshöhle und den Bruch auf das Genaueste untersuchen, auch den Anfang der Krankheit zu erforschen suchen.

Die Einklemmung der Brüche gehört zu den lebensgefährlichen Krankheiten und ist der bedenklichste Zufall, welcher sich zu einem Bruche gesellen kann. Neue und kleine Brüche klemmen sich leicht ein, und die Prognose ist bei ihnen, so wie bei den Brüchen, die, nachdem sie einige Zeit durch ein Bruchband zurückgehalten worden sind und wieder vorfallen, ungünstiger, als bei alten Brüchen, bei denen die Bauchspalte und der Bruchsackhals beträchtlich erweitert sind. Je heftiger die Entzündung und je rascher der Verlauf der Zufälle ist, desto früher kann der Brand eintreten, bisweilen geschieht dieses schon im Laufe des ersten Tages der Einklemmung. Die Einklemmung eines Darmbruches ist gefährlicher, als eines Netzbruches, bei diesem erfolgt öfter Eiterung und wenn auch Brand eintritt, nicht so leicht der Tod, als bei den Darmbrüchen. Bei kräftigen, vollblütigen Menschen geht die Entzündung rascher in Brand über, als bei schwächeren; doch ist auch bei sehr erschöpften Kranken, oder die an Dyscrasie leiden, die Prognose mislich.

Bei einem jeden eingeklemmten Bruche ist zuerst die Taxis zu versuchen, und gelingt diese nicht bald, so sollte man mit der Operation nicht lange zögern und am vortheilhaftesten würde es gewiß seyn, viel weniger Operirte würden sterben, wenn man sogleich ohne weitern Verzug zur Operation schreiten könnte, denn sie ist das einzige Hilfsmittel, welches die nächste Ursache der Einklemmung, die Zusammenschnürung, direct beseitigen kann. Allein nur selten gelingt es in der Privatpraxis, von den Kranken und ihren Angehörigen die Einwilligung zu der Operation zu erlangen, bevor andere Heilversuche gemacht worden sind; auch kann der Wundarzt nicht abläugnen, daß in mehrern Fällen, nach der Anwendung von zweckmäßigen Mitteln, die Taxis ohne Operation endlich doch noch gelungen ist. Auch werden durch zweckmäßige Mittel die Versuche zur Taxis kräftig unterstützt und das Vorwärtsschreiten der Entzündung von den eingeklemmten Partien aus nach der Unterleibshöhle hin, wenigstens gemäßiget. Man wird sich daher in vielen Fällen genöthigt sehen, zuerst noch durch innere und äußere Mittel Hilfe zu verschaffen, nur setze man diese Versuche nicht so lange fort, bei raschem Verlaufe höchstens 1 bis 2, bei langsamen 2 bis 3 Tage.

Bei diesen Heilversuchen ist die Indoles der Einklemmung vorzüglich zu berücksichtigen.

Viele Decennien galt und auch jetzt gilt noch bei manchen Wundärzten, die von Richter aufgestellte Eintheilung in die inflammatorische, die durch Kothanhäufung bewirkte und die krampfhafte Einklemmung, als die allein richtige; doch ist in neuern Zeiten die Annahme der krampfhaften Einklemmung mit wichtigen Gründen und wie ich glaube siegreich, bestritten worden und die meisten Wundärzte halten gegenwärtig entweder mit Lawrence, Monro, Geoghagan, Cooper u. A., jede Einklemmung für inflammatorisch, oder nehmen mit Scarpa, Richerand, Boyer zwei Arten der Einklemmung an, die entzündliche und die von Anhäufungen in den Gedärmen bewirkte. Nach meiner Meinung (Zusätze zu Scarpa's Abhandl. über die Brüche S. 414.), ist die Indoles der Brucheinklemmung 1) von nicht entzündlicher, oder 2) von entzündlicher Art, und diese Verschiedenheit muß den Heilplan vorzüglich leiten.

Die Erkentniß dieser Indoles ist aber nicht selten sehr schwierig, und es kann meistens nur die sorgfältige Beachtung der Körperkonstitution, aller Verhältnisse, die

auf den Bruch Beziehung haben, der Ursachen, durch welche, und der Zufälle, unter welchen die Einklemmung entstanden ist, zu einer richtigen Diagnose leiten. Bei der nicht entzündlichen Einklemmung ist der Bruch schmerzlos; treten Schmerzen ein, so beschränken sie sich auf den Bauchring, und sollten sie sich über den ganzen Bauch verbreiten, so arten sie sich wie die Schmerzen von einem heftigen Druck; die Wärme des Bauches ist nicht erhöhet, die Haut nicht geröthet, der Kranke fiebert nicht. Es findet sich diese Indoles meistens bei Brüchen, die gar nicht zurückgebracht werden können oder doch eine weite Bauchspalte haben. Die Ansamlung von Excrementen und Winden, welche diese Einklemmung gewöhnlich bewirkt, kann langsam entstehen oder unter den Zufällen einer Krampfkolik.

Die Einklemmung mit entzündlicher Diathesis findet man am häufigsten bei neu entstandenen Brüchen und bei denen, die, nachdem sie einige Zeit durch ein Bruchband zurück gehalten worden sind, durch eine enge Öffnung vom Neuen vortreten. Aber auch jede Einklemmung nicht entzündlicher Art nimt die entzündliche Diathesis an, wenn sie nicht bald gehoben wird. Mit voller Gewißheit läßt sich nicht bestimmen, wenn die Entzündung der vorgefallenen Theile oder des Bruchsackes eingetreten ist, in wenigen Fällen wird man jedoch fehlen, wenn man auch bei dieser Einklemmungsart schon nach drei, und wenn viele Repositionsversuche gemacht worden sind, nach zwei Tagen, die entzündungswidrige Heilmethode anzuwenden begint.

Die entzündliche Indoles ist um so mehr zu vermuthen, wenn die Konstitution des Kranken von der Art ist, daß sich bei derselben Entzündungen leicht entwickeln, wenn er an Hämorrhoiden oder Hämorrhoidaldisposition leidet. — Der entzündliche Zustand kann von gelinderem oder heftigerm Grade seyn. Jener ist schwer zu erkennen und wird oft mit für krampfhaften Zustand gehalten, denn die Schmerzen sind nur gering und periodisch, machen vollkommene Intermissionen. Dieser gelind entzündliche Verlauf scheint hauptsächlich zu der Annahme einer krampfhaften Einklemmung Veranlassung gegeben zu haben. Man darf sich aber nicht täuschen lassen, sobald der Bruch schmerzhaft wird, besonders auch bei dem Befühlen, die Angst, die Unruhe, und das Erbrechen zunehmen, so zögere man nicht mit dem antiphlogistischen Heilplane. Der heftigere Grad der entzündlichen Diathesis spricht sich hinlänglich deutlich aus. Der Schmerz ist fix, stechend, brennend, er macht nur Remissionen, keine Intermissionen, der Bauch ist stark ausgedehnt, gespannt, geröthet, der Kranke hat viel Angst, Unruhe, es gesellt sich Fieber dazu und es erscheinen die Zufälle, welche eben als allgemeine Zeichen der Brucheinklemmung angegeben worden sind.

Bei der Einklemmung mit nicht entzündlicher Diathesis, kann man dann, wenn sie von Anhäufung der Excremente herrührt, im Anfange Abführungsmittel geben, ihr Gebrauch ist aber viel mehr zu beschränken, als es bis jetzt Sitte war und zum Theil noch ist. Diese Mittel können bei der entzündlichen Einklemmung, welche so oft vorkomt, durchaus nichts nützen, sie sind im Gegentheil in diesen Fällen sehr schädlich, auch selbst bei der Einklemmungsart, von welcher wir jetzt sprechen, ist ihr Gebrauch, so lange die Einklemmung dauert, nicht lange fortzusetzen; schon Celsus sagt: „...quidam etiam alvum ducunt. — Id ducere aliquid in scrotum potest, educere ex eo non potest (Lib. V. C. XX.). Möge die so allgemein verbreitete Gewohnheit, einem jeden Kranken dieser Art die salzige Ölmixtur zu geben, den bessern Heilregeln bald weichen, über welche die genauer beobachtenden Ärzte der neueren Zeit einverstanden sind.— Dem Zwecke entsprechender sind die Klystire mit abführenden Salzen, Seife, Essig, Tabak oder Belladonna, auch hier zu nennen. Die kalten Begießungen und das Auströpfeln der Naphtha vitrioli passen vorzüglich zu dieser Einklemmungsart. Doch kann man da, wo man zu erweichen und zu erschlaffen suchen muß, auch das laue Bad und laue erweichende Umschläge wählen. Zeigen sich deutliche Symptome vom krampfhaften Zustande der in dem Bruche oder dem Unterleibe enthaltenen Eingeweide, so kann man zwar die krampfstillenden Mittel anwenden, allein man verlasse sich nicht zu lange auf dieselben, öfters liegen Reitze, wie Würmer, Galle, Gallensteine zu Grund, die man erst fortschaffen kann, wenn die Därme durch den Schnitt von der Einklemmung befreit sind. Besonders vorsichtig sey man mit dem Gebrauche des Opiums, es kann die Zufälle, besonders das Erbrechen einige Zeit mäßigen und so täuschen, man glaubt der Kranke bessere sich und verschiebt die allein hilfreiche Operation zu lange.

Bei der Einklemmung mit entzündlicher Diathesis sind Blutentleerungen, vorzüglich durch Blutigel an den After gesetzt und Klystire die Hauptmittel. Sind die Schmerzen heftig, so dienen lauwarme, erweichende Umschläge und Bäder, sind sie nicht heftig, die Entzündung noch in Beginnen, so sind kalte Umschläge und besonders kalte Begießungen nach den Blutentziehungen nützlicher. Zum innerlichen Gebrauche sind nur kühlende, milde Getränke, Mandelmilch mit Kirschwasser oder Kirschtraubenwasser und das versüßte Quecksilber zu empfehlen.

Gelingt unter dieser Behandlung die wiederholt versuchte Taxis nicht, so schreitet man zu der Operation. Zu dieser sind folgende Instrumente erfoderlich: ein Bistouri mit gewölbter Schneide, ein Knopfbistouri oder eines der Bruchmesser, eine anatomische Pincette, eine stumpfe, silberne Hohlsonde, eine Incisionsschere, einige Stücke von Arnaud's durch Ohle verbesserten Haken, Arterienhaken, eines der Instrumente zur Stillung der Blutung aus der Bauchdeckenschlagader oder der Hüftbeinlochschlagader. Heftpflaster, Charpie, Compressen und eine T Binde.

Nachdem die Harnblase und der untere Theil des Darmcanales durch ein Klystir nochmals entleert worden ist, so wird der Kranke auf einen Operationstisch so gelegt, daß der Unterleib gerade, Kopf und Brust mäßig erhöhet liegen, der Schenkel der kranken Seite wird im Knie gebogen und gegen den Unterleib schwach angezogen, um die Bauchdecken so viel möglich zu erschlaffen. Am bequemsten wird es für den Wundarzt seyn, wenn der Tisch so gestellt wird, daß das Licht über die linke Seite des Kranken einfällt, und der Operateur an der rechten Seite desselben steht.

Die nun folgende Operation kann in 4 Momente getheilt werden: 1) Hautschnitt, dieser wird bei den Leistenbrüchen in etwas schräger Richtung, bei den Schenkel- und Nabelbrüchen in gerader Richtung über die Mitte des Bruches geführt, indem die Haut in eine Falte aufgehoben wird. 2) Eröffnung des Bruchsackes; Ambros. Pareus, Franco, Petit und Garengeot, in neueren Zeiten Monro und Hall, haben zwar den Vorschlag gemacht, den Bruch ohne Eröffnung des Bruchsackes zurück zu bringen, wenn nicht dringende Umstände das Gegentheil rathen und führen mehre gelungene Operationen an. Allein schon Richter und mit ihm die meisten neuern Wundärzte beschränken dieses Verfahren mit Recht nur auf kleine, neue Brüche, die ganz frei und wenn im Innern derselben Verwachsungen nicht zu fürchten sind; auch könnte man hieher die, doch selten vorkommenden Brüche rechnen, bei denen die in ihnen enthaltenen Theile so stark unter sich und mit dem Bruchsacke verwachsen sind, daß eine Eröffnung dieses sehr gefährlich seyn würde, derselbe aber doch, nachdem die Einklemmung durch die Bauchspalte gehoben ist, samt den Eingeweiden zurück gebracht werden kann. In den meisten Fällen hingegen ist die Öffnung des Bruchsackes nothwendig, theils um die Beschaffenheit der vorgefallenen Eingeweide genau untersuchen zu können, theils um den Bruchsackhals einzuschneiden, wenn in ihm die Ursache der Einklemmung liegt. Da der Bruchsack nach vollendetem Hautschnitt immer noch mit Zellstoff, Sehnen- oder Muskelfasern, bei alten Brüchen mit mehrern verdichteten Schichten bedeckt ist, so muß man an einer einzelen Stelle, ungefähr ¼ Zoll im Durchmesser, einzele Schichten dieser Decken des Bruchsackes mit der Pincette in die Höhe heben, und mittelst des ganz flach geführten Messers wegschneiden, bis man auf den Bruchsack gekommen ist. Man wählt hiezu die Stelle, an welcher sich der Bruchsack am leichtesten in die Höhe heben läßt, Verwachsungen am wenigsten zu fürchten sind und wo möglich in der Nähe des Grundes des Bruchsackes. Es geben zwar einige den Rath, unter die einzelen Schichten eine Hohlsonde zu schieben, um sie auf dieser zu durchschneiden. Nach meinen Erfahrungen ist diese Methode beschwerlicher und gewährt die gerühmte Sicherheit rücksichtlich der Verletzung der Gedärme doch nicht. Die erfahrensten Wundärzte bedienen sich jetzt auch jenes zuerst angegebenen Verfahrens.— Ist man bis auf den Bruchsack gekommen, den man an der serösen Hautbildung erkent, so hebt man ein Stückchen mit der Pincette in die Höhe und macht einen kleinen Einstich, worauf gewöhnlich eine kleine Quantität, bisweilen aber auch viel Serum ausfließt. In manchen Fällen ist es sehr schwierig zu bestimmen, ob man noch Bruchsack oder schon Darmhaut vor sich hat und es erfodert dieser Moment der Operation viel Vorsicht und Erfahrung. Hat man unglücklicher Weise den Darm geöffnet, so fließen Excremente aus. In den Stich, welcher den Bruchsack geöffnet hat, bringt man eine Hohlsonde und unterrichtet sich genau von der Freiheit oder Verwachsung desselben, und spaltet ihn bis zu seinem Halse. Die auf diese Weise blosgelegten Eingeweide werden mit einem in erwärmtes Lein- oder Mandelöl getauchten Stückchen Leinwand bedeckt. 3) Erweiterung der einklemmenden Stelle. Ist diese die Bauchspalte oder der Bruchsackhals, so hat man zwei Methoden zur Erweiterung: 1) durch stumpfe Instrumente; 2) durch den Schnitt. Die Erweiterung ohne Schnitt hat wahrscheinlich Thevenin zuerst in Schriften empfohlen (*Thevenin.* Oeuvr. Paris 1658. Köhler's Verbandlehre T. XIII.), sie mag aber schon in älteren Zeiten geübt worden seyn. In neuern Zeiten hat Le Blanc vorzüglich für dieselbe gesprochen, man soll sich zuerst der Finger, dann seines Instrumentes bedienen (Nouv. meth. d'operer les hernies, Paris 1765.); nach ihm haben Le Cat und Weidmann ähnliche Instrumente angegeben. Am zweckmäßigsten sind aber Arnaud's Haken, vorzüglich mit der Verbesserung von Ohle (m. s. meine Zusätze zu Scarpa's Abhandl. über die Brüche Taf. VII. fig. 12.), hat man dadurch gehörig Raum erhalten, so kann man auch noch mit den Fingern zu wirken suchen. Zur Erweiterung mittelst des Schnittes bedient man sich, nach der Methode, welche man wählt, entweder eines geraden Messers mit stumpfer Spitze, eines gewöhnlichen Knopfbistouris, eines solchen Bistouri's mit convexer Schneide, eines Messers in Form des Pottschen Fistelmessers, oder der besonders zu dieser Operation bestimmten Bruchmesser (s. dies. Art.). Dem Schnitte muß man nach der Art der Brüche eine verschiedene Richtung geben, wie dieses unten angegeben werden wird.

Sollte durch diesen Schnitt die Bauchdecken- oder Hüftbeinlochschlagader verletzt worden seyn, so sucht man durch Druck die Blutung zu stillen. Man muß es sich zur Regel machen, nach jeder Bruchoperation mit dem Finger durch die Bauchspalte einzugehen, und den Zustand dieser Schlagadern zu untersuchen, denn nicht immer erfolgt bei ihrer Verletzung die Blutung nach außen. Hat man sich von der Verletzung dieser Gefäße überzeugt, so kann man den Druck mit den Fingern anbringen (wie von Nägele mit Erfolg geschehen ist, in Siebold's Saml. chir. Abhandl. 1. Bd.) oder man bedient sich wie Chopart (chir. Operat. 2. Bd. S. 357.) einer mit Leinwand umwickelten Pincette oder wie Hey eines Tampons von Feuerschwamm. Schindler und Hesselbach haben eigne Instrumente zur Stillung der Blutung aus der Bauchdeckenschlagader angegeben (*Schindler* de herniis observat. Witteberg. 1796, Hesselbach Abbildung eines Instrumentes zur sichern Entdeckung und Stillung einer bei dem Bruchschnitte entstehenden Blutung. Würzburg 1815.). Auch die Unterbindung der Bauchdeckenschlagader, welche vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, wurde doch einige Male ausgeführt, Arnaud hat zu diesem Zwecke eigene Nadeln empfohlen.

4) Zurückbringung oder Reposition der vorgefallenen Eingeweide. In dieser Beziehung können folgende Modifikationen des Verfahrens erfoderlich seyn: a) man findet die vorgefallenen Theile ganz gesund, so zieht man noch ein kleines Stück der vorgefallenen Theile aus der Bauchspalte hervor, um zu sehen, ob dieselben allenthalben frei und gesund sind, man entfaltet auch den Inhalt des Bruches, damit man keinen umschlungenen oder verletzten Theil zurück bringe, darauf schiebt man Alles durch den Bruchsackhals und die Bauchspalte behutsam zurück, geht

mit dem Finger in die Unterleibshöhle ein, um zu erforschen, ob auch hier keine Verwachsungen oder Umschlingungen sich finden und den Zustand der in der Nähe befindlichen Schlagadern zu untersuchen. b) Sind Verwachsungen vorhanden, so werden die gallertartigen oder nur auf wenige Stellen sich beschränkenden Verwachsungen getrent, sind diese hingegen über mehre Theile verbreitet, so wird nur das Freie in die Unterleibshöhle zurückgeschoben, das stark Verwachsene läßt man in dem Bruchsack liegen. c) Der Bruch ist in Eiterung übergegangen, was man bei Netzbrüchen öfter, als bei Darmbrüchen zu beobachten Gelegenheit hat, so bringt man nur das Gesunde in die Unterleibshöhle zurück, und befördert die Absonderung des durch die Eiterung Zerstörten. d) Ist ein Darmstück brandig geworden, so macht man in dasselbe einen Einstich und überläßt die Absonderung des Brandigen der Natur. Die brandigen Darmstücken ganz wegzuschneiden ist unnöthig, auch ist es nicht rathsam eine Schlinge durch das Gekrös zu ziehen, um den Darm in der Nähe der Bauchspalte zu erhalten, es kann dieselbe den Darm zusammenschnüren und den Abgang der Excremente hemmen. Man muß sich aber auch hüten, ein Darmstück zu voreilig für brandig zu erklären, es sind die Därme bisweilen sehr dunkel blauroth gefärbt, und doch nicht brandig, man kann sie ohne Furcht in die Unterleibshöhle zurückbringen und sie erlangen durch die eigenthümliche Wärme und Ausdünstung ihre gesunde Beschaffenheit wieder. —

Der Ausgang des Brandes in dem Darme ist verschieden; waren die Häute nur in einer kleinen Stelle brandig, so verheilt diese zuweilen bald wieder, geht mehr verloren, so bildet sich eine Kothfistel oder ein widernatürlicher After. Um diese zuletzt genannten Ausgänge zu verhüten, hat man verschiedene Vereinigungsmethoden der Därme vorgeschlagen. Ramdohr schob die getrennten Darmstücke ineinander und befestigte sie durch die Nath; Andere legten Cylinder von Hausenblase, einem Kartenblatte oder einem Stück Luftröhre in die Höhle des Darmes, um sie über denselben zusammen zu nähen; La Peyronie suchte die Darmenden dadurch einander zu nähern, daß er das Gekrös in Falten zusammen heftete, diese Methoden sind unzweckmäßig und dem Processe der Natur zur Vereinigung mehr hinderlich als förderlich. Am besten ist es, die getrennten Darmstücke so nahe als möglich an einander zu legen und Alles der Natur zu überlassen, oder dieselben nur mit einem seidenen Faden an einander zu befestigen. Über die Behandlung brandiger Netzbrüche, unten. — 5) Bei einer jeden Bruchoperation kann man einen Versuch zur Radicalkur machen, wozu nach der Individualität des Falles ein verschiedenes Verfahren zu wählen ist. Man kann nach Richter die Bauchspalte scarificiren und einen Charpieball mit mäßigem und allmälig verstärktem Druck darauf befestigen, oder man unterbindet den Bruchsack, wie oben bereits angegeben worden ist. Nicht mehr üblich sind die älteren Methoden: die Einbringung einer Wieke (von Dionis, Mery, Arnaud empfohlen), wegen zu heftiger Entzündung des Bauchfells, die blutige Nath (nach Franco, Paré), doch hat Lawrence neuerlich ein ähnliches Verfahren in Vorschlag gebracht (a. a. O. S. 311. 348.). Noch weniger zu billigen ist das Wegschneiden des Bruchsackes oder selbst eines Theiles des Hodensackes (nach Mauchart und Bell's Rath).

Nachdem diese verschiedenen Arten der Operation vollendet sind, so wird ein einfacher Verband angelegt. Die Wundränder werden durch Heftpflaster einander genähert, ein Charpiebausch nebst Compressen darauf gelegt und mit der T Binde befestigt. Nun sucht man den Stuhlgang durch Klystire zu befördern und sobald er erfolgt ist, so gibt man Abführungsmittel, um ihn einige Tage zu unterhalten. Erst dann, wenn Stuhlgang erfolgt ist, kann man Hoffnung haben, daß die Krankheit einen günstigen Ausgang nehmen werde.

Auch nachdem die Eingeweide zurückgebracht sind, können die Zufälle der Einklemmung aus folgenden Ursachen noch fortdauern: durch den mit zurückgebrachten Bruchsackhals, durch widernatürliche Anwachsungen jenseit der Bauchspalte, oder unter den zurückgebrachten Därmen, Verengerung in einem Darmstücke; es kann bei dem Zurückbringen eine Umschlingung entstanden, oder noch ein kleines Stück eingeklemmt seyn, ohne daß man äußerlich eine Geschwulst bemerkt, bei äußeren Leistenbrüchen liegt die Ursache der Einklemmung zuweilen in dem Leistenkanal, es kann auch der noch hier zurückgebliebene Hoden dieselbe bewirken, am häufigsten sind aber noch fortdauernde heftige Entzündung und Anhäufungen von Excrementen an jenem unangenehmen Vorfall schuld.

Hat sich eine Kothfistel gebildet, so muß man durch Klystire und gelinde Abführungsmittel, besonders durch Rhabarber mit gelind bitteren Mitteln verbunden, die Bewegung des Darmkanals und den Abgang der Excremente durch den Mastdarm zu beschleunigen suchen. Auf die Fistelstelle selbst legt man Mittel, welche die Granulation befördern, und ist diese schon weit vorgeschritten, so bringt man einen allmälig stärkeren Druck an.

Der widernatürliche After ist eine höchstbeschwerliche und unangenehme Krankheit, die für den Kranken um so nachtheiliger ist, je höher oben, gegen den Magen zu sich derselbe gebildet hat; und doch konnte Littre den Vorschlag machen, die Bildung desselben durch die Kunst herbeizuführen, wenn ein Darmstück brandig geworden ist. Louis billigte diesen Rath und gab ihm den Vorzug vor La Peyronies Vereinigungs-Methode der Darmenden (Mem. de l'Acad. des Sc. de Paris. 1700.). Die Mittel zur Radicalkur dieser Krankheit sind auch schmerzhaft, beschwerlich und haben selten einen ganz glücklichen Erfolg, sie sind aber um so eher anzuwenden, je näher am Magen der Darm getrent ist. Le Cat war wahrscheinlich der Erste, welcher eine genaue auf Leichenöffnungen gegründete Beschreibung dieses krankhaften Zustandes mittheilte (Philos. transact. 1740 und 1752.). Bruns machte aus Unkunde über die Natur der Krankheit einen Versuch, der mislingen mußte, er excoriirte die Darmenden und wollte sie mit einander vereinigen. Desault führte ein auf richtigere Ansichten von der Krankheit gegründetes Verfahren mit glücklichem Erfolge aus. Er brachte die durch das Umstülpen des Darms entstandene Geschwulst zurück, suchte den Winkel, den beide

Darmstücken machen, zu zerstören und das untere Darmstück durch Einführung von Bourdonnets zu erweitern: nachdem er diesen Zweck erreicht hatte, so befestigte er Tampons von Leinwand mittelst eines drückenden Verbandes auf der Fistelöffnung (Journal de Chirurg. p. Desault.). Einen auf ähnliche Ansichten gegründeten Heilplan befolgte Smalfalden (Diss. nov. meth. intestina uniendi. Viteb. 1798.).— Durch Scarpas treffliche Untersuchungen hat man aber erst die wahre Entwickelung und Beschaffenheit jenes Zustandes kennen lernen. Er zeigte zuerst bestimt, wie sich zwischen beiden Darmstücken eine Scheidewand bildet, welche den freien Durchgang der Excremente hindert, wie die Natur mittelst des Restes des Bruchsackes eine Art von Trichter bildet, welcher die Excremente zu dem unteren Darmstück hinleitet. Sein auf diese anatomischen Untersuchungen gegründetes Heilverfahren ist aber mehr prophylactisch und nicht geeignet, um einen schon ausgebildeten widernatürlichen After zu beseitigen. Man soll nämlich die Bildung jenes trichterförmigen Kanals durch lockeren Verband und lange Unterhaltung der Fistelöffnung zu befördern suchen. — Dupuytren hat neuerlich ein kräftiges Heilverfahren in Ausübung gebracht. Er zerstört durch ein eigenes Instrument, welches er Darmschere nent, die Scheidewand, welche Scarpa so deutlich beschrieben hat, und reizt zugleich die beiden Darmstücke zur adhäsiven Entzündung; auf diese Weise wird der freie Durchgang der Excremente befördert und der widernatürliche After in eine Kothfistel verwandelt, die er durch Excoriiren und sein zu diesem Zweck bestimmtes Druckinstrument zu heilen sucht. (Reißinger's Anzeige einer vom Prof. Dupuytren erfundenen Operationsweise zur Heilung des Anus artificialis, Augsburg 1817. Breschet's Abhandlung über diesen Gegenstand in Gräfe's und Walther's Journal f. Chirurg. 2. Bd. 2. 3. St. Meine Zusätze zu Scarpa's Abhandl. über die Brüche S. 218. u. 403. Taf. VII. Fig. 14. und 15.). Breschet und Liordat klagen darüber, daß sich die vollständige Heilung nach dieser Operation theils sehr lange verzögere, theils gar nicht erfolge, sondern eine kleine Fistelöffnung zurück bleibe. Liordat hat auch eine Verbesserung der Dupuytrenschen Methode und ein neues Instrument, welches er Pince emporte-pièce nent, bekant gemacht, aber selbst noch nicht ausgeübt (Diss. sur le traitement des Anus contre-nature. Paris 1819.). Es müssen demnach erst mehre Versuche über diese Operationsmethode entscheiden, welche den Kranken viele Schmerzen verursacht und eine Ausdauer verlangt, die man selten findet.

Wo diese Mittel zur Radicalkur nicht anwendbar sind, oder nichts fruchten, da sind Maschinen zu benutzen, welche die Excremente aufnehmen, oder einige Zeit zurück halten. Sehr beschwerlich und wegen der Zunahme bedenklich, ist das Umstürzen der getrennten Darmstücke, so daß die innere Haut nach außen gekehrt ist. Für diese Art des widernatürlichen Afters sind die Maschinen am zweckmäßigsten, welche Richter und Smalfalden (a. a. O. auch in meinen Zus. zu Scarpa's Abhandl. über die Brüche S. 140.) empfohlen haben. Und nach meiner Meinung möchten sie überhaupt in allen Fällen, wo nur der Abgang der Excremente nicht zu sehr beschleunigt ist, den Vorzug vor den Flaschen verdienen, die bestimt sind, die Excremente in sich aufzunehmen, wie sie Funk, Le Blanc, Desault, Juville und Böttiger vorgeschlagen haben, weil bei diesen die Verbreitung des übeln Geruches kaum zu vermeiden ist.

Klemmt sich ein vorgefallenes Darmstück ein, so ist die Spalte durch den Schnitt zu erweitern.

Diese allgemeinen Vorschriften zu Hilfsleistungen bei den Brüchen sind nach den einzelen Arten derselben verschieden zu modificiren. Was die für jede Bruchart passende Form des Bruchbandes anbetrifft, so wird diese in dem nächsten Artikel beschrieben werden, die übrigen besonderen Heilregeln werde ich aber hier noch beifügen.

A. Äußere Brüche.

1) Leistenbruch (H. inguinalis), a) äußerer Leistenbruch; dieser Bruch ist durch folgende Zeichen zu erkennen: die Geschwulst hat eine schiefe Richtung von außen und oben, die Gegend des innern Leistenringes, nach innen und unten gegen den äußern Leistenring, nach der Richtung des Leistenkanals, er liegt von der Schambeinvereinigung etwas weiter entfernt, als der innere Leistenbruch, seine Gestalt ist länglich. Um in der Diagnose sicher zu werden, muß man immer den äußeren Leistenring aufsuchen und sehen, ob von ihm aus der Bruchsackhals noch weiter nach außen zu geht. Diese Zeichen leiten aber nur so lange der Bruch noch klein ist, hat er eine beträchtliche Größe erlangt, ist der Leistenkanal sehr ausgedehnt und nach innen gedrängt, so ist die Verwechselung mit dem innern Leistenbruche leicht. Die übrigen Zeichen können nur nach der Operation oder bei der anatomischen Zergliederung aufgefunden werden. Auf der vorderen Fläche des Bruchsackes kann man die bogenförmigen Fleischfasern des Hodenmuskels öfters deutlich erkennen; die Gefäße des Samenstranges liegen an der innern Wand des Bruchsackes, die Bauchdeckenschlagader liegt an seiner inneren Fläche.

Bisweilen bleibt dieser Bruch in dem Leistenkanale, wo er sich immer zuerst zeigt, liegen und tritt gar nicht durch den äußeren Leistenring hervor.

b) Der innere Leistenbruch; die Geschwulst hat eine rundliche Form, und geht von dem äußeren Leistenringe aus in gerader Richtung von oben nach unten, sie liegt näher an der Schambeinvereinigung, der Samenstrang liegt auf der äußeren Seite, doch kann derselbe bei großen Brüchen zum Theil an den seitlichen, zum Theil auf der vorderen Fläche liegen, den Hoden fühlt man bei großen Brüchen, Hodensackbrüchen im Grunde des Hodensackes, auf der vorderen oder äußeren Fläche des Bruchsackes. — Franz Hesselbach hat das große Verdienst, die Unterschiede des äußeren und inneren Leistenbruches durch anatomische Untersuchungen auf das Deutlichste bestimt zu haben, denn was man vor der Herausgabe seiner Schriften findet (z. B. in *Monteggia* fasc. path. Tur. Helvet. 1793. S. 84. *Autenrieth* in *Luz* Diss. momenta quaedam circa herniotomiam, Tubingae 1799.) sind nicht klare und hinlänglich benutzte Andeutungen. Scarpa und A. Cooper haben in ihren

trefflichen Werken diesen Gegenstand ebenfalls sorgfältig bearbeitet und zur Verbreitung richtiger Kentnisse von den Brüchen überhaupt viel beigetragen.

Sind diese Brüche bis in den Hodensack hinab getreten, so können sie mit einem Wasserbruche verwechselt werden, sie unterscheiden sich aber dadurch, daß bei ihnen die Geschwulst in der Nähe des Bauchringes, bei dem Wasserbruche im Grunde des Hodensackes anfängt, auch ist dieser durchscheinend und man bemerkt beim Druck mit dem Finger die Fluctuation. Der Fleischbruch unterscheidet sich von jenen Brüchen durch die beträchtliche Schwere, und das dem Testikel eigene unangenehme Gefühl beim Druck. Der Blutbruch entsteht gewöhnlich nach Gewaltthätigkeiten, die den Hodensack treffen, hat seinen Sitz im untern Theile des Hodensackes und man kann die Samengefäße meistens gut durchfühlen. Schwerer ist der Blutaderbruch (Varicocele) zu unterscheiden, man bemerkt auf diesem knotige Erhabenheiten, er ist im Verhältnisse zu seinem Durchmesser viel länger als ein Bruch zu seyn pflegt; bringt man die Geschwulst bei horizontaler Lage des Kranken zurück und läßt ihn aufstehen, während man den Bauchring mit dem Finger zuhält, so erscheint die Geschwulst wieder. — Liegt der Hoden noch im Leistenkanal und bildet eine dem unvollkommenen äußeren Leistenbruche ähnliche Geschwulst, so wird der Mangel des Hodens und das dem Hoden eigene Gefühl beim Druck entscheiden. — Fettkörper, die sich zuweilen an dem Samenstrange bilden, sind theils durch ihre Form und Lage, theils durch die Stelle, von welcher aus sie sich gebildet haben, von Netzbrüchen zu unterscheiden, mit denen sie leicht verwechselt werden können.

Um bei den Leistenbrüchen die Taxis zu verrichten, läßt man, nach Befolgung der oben angegebenen allgemeinen Regeln, den Kranken auf den Rücken legen, Kopf und Brust niedriger als die Bruchstelle, die Schenkel im Knie gebogen und gegen die Unterleibshöhle mäßig angezogen, so daß die Bauchdecken so viel möglich erschlafft werden. Der Druck zur Reposition selbst, ist beim äußeren Leistenbruche von innen nach außen, beim innern gerade von vorn nach hinten zu führen.

Der Schnitt zur Lösung der Einklemmung kann: 1) nur in die einklemmenden Theile der Bauchspalte, außerhalb des Bruchsackes; 2) von dem geöffneten Bruchsack aus, durch den Bruchsackhals und jene Theile zugleich gemacht werden. — Das erste Verfahren ist in den oben näher bestimmten Fällen zu beobachten, in denen der Bruchsack nicht geöffnet werden kann, A. Cooper will dasselbe zwar auf alle Fälle ausgedehnt wissen, allein es ist öfters nicht möglich, das Messer zwischen die mit dem Bruchsackhals dicht verwachsenen Theile der Bauchspalte und dem Bruchsacke einzuführen, und gewährt da, wo dieser doch geöffnet werden muß, keine beträchtlichen Vortheile; die zweite Methode findet man schon von Franco und Paré angedeutet, wahrscheinlich hat Cyprian dieselbe zuerst unternommen (*Cyprian.* hist exh. fact. hom. L. B. 1700. S. 86.). Um den Schnitt zu machen, führt man das Messer auf der zuerst eingebrachten Fingerspitze oder auf einer Hohlsonde zwischen die zu durchschneidenden Theile ein, oder bedient sich eines Bistouri caché. Es ist meistens hinreichend, wenn der Schnitt nur eine bis zwei Linien tief geführt wird. — Über die Richtung des Schnittes hat man viel gestritten und mancherlei Vorschläge gemacht; Heister, Garengeot, Bertrandi, Richter richten den Schnitt in den inneren Schenkel des äußeren Leistenringes nach auf- und einwärts gegen die weiße Linie zu; Mohrenheim quer nach einwärts, Sharp, Pott, La Faye, Sabatier, Hunczovsky, Ficker schräg nach auswärts gegen den Stachel des Hüftbeinkamms zu; Chopart und Desault nach der Lage des Samenstranges bald nach in-, bald nach auswärts; wenn nämlich der Samenstrang hinter dem Bruchsack oder an der innern Seite desselben liegt; wenn derselbe vor dem Bruche oder an der äußeren Fläche desselben liegt, nach innen. Wenn man den innern und äußeren Leistenbruch in allen Fällen vor der Operation bestimt unterscheiden könnte, so würde sich die Richtung des Schnittes aus der richtigen Kentniß von der Lage der Bauchdeckenschlagader sehr leicht ergeben, da dieses aber nicht möglich ist, so sind die meisten Wundärzte jetzt darin mit einander einverstanden, daß der Schnitt auf der größten Wölbung des Bruches gerade nach aufwärts, parallel mit der weißen Linie, wie ihn Rougemont zuerst für zweifelhafte Fälle vorgeschlagen hat, bei beiden Arten von Leistenbrüchen zu machen sey, weil sich die Bauchdeckenschlagader nie an jener Stelle, sondern immer an einer niedrigeren Gegend des Bruches hingedrängt findet. — Hesselbach der Sohn, hat den Vorschlag gemacht, bei Leistenbrüchen sowol als bei Schenkelbrüchen, die einklemmenden Theile mit der Pincette schichtenweise zu fassen und von außen nach innen zu durchschneiden. Ein ähnliches Verfahren hat schon Bell bei dem Schenkelbruche empfohlen, nur hat er darin gefehlt, daß er will, man soll den Finger unter dem Leistenbande einbringen, ehe man dasselbe von außen nach innen schichtenweise durchschneidet. Richter macht mit Recht den Einwurf, da, wo man den Finger unter den Leistenring einführen kann, sey ein Schnitt gar nicht nöthig, Borges bemerkt aber dagegen sehr richtig, daß man ja nicht nöthig habe, den Finger ganz einzuführen (Sabatier's Lehrb. f. prakt. Wundärzte 1. B. S. 122.).

Der äußere Leistenbruch kann an drei Stellen eingeklemt werden, am äußern Leistenringe, im Leistenkanale und im innern Leistenringe; in den beiden letzten Fällen, muß der Leistenkanal gespalten werden, welches auch bei eingeklemmten kleinen, äußeren Leistenbrüchen geschehen muß, die durch den äußeren Leistenring noch nicht vorgetreten sind. Die Spaltung von dem Bruchsackhalse aus, wie sie Le Dran, Bertrandi und Hey übten, ist der Methode, welche A. Cooper vorgeschlagen hat, die Erweiterung außerhalb der Höhle des Bruchsackhalses vorzunehmen, wie die Erfahrung einen jeden Wundarzt lehren wird, gewiß vorzuziehen; ohne vollständige Bloslegung des Bruches und des Leistenkanals, ist jeder Schnitt in den innern Leistenring unsicher.

Sollte der Bruchsackhals jenseit des äußeren oder inneren Leistenringes die Einklemmung bewirken, so ist Scarpa's Methode zu empfehlen, man soll nämlich, durch behutsames Hervorziehen des Darmes den Bruchsackhals umstülpen, und indem man ein Knopfbistouri

zwischen den Darm und die Strictur einführt, diese durchschneiden. Viel unsicherer ist A. Cooper's Verfahren, welcher das gekrümmte Bistouri auf den Finger mit seiner Fläche gelegt und bis zu der Strictur einführt, und diese durchschneidet, indem er die Schneide gegen sie kehrt.

Die angebornen Brüche unterscheidet man von den erworbenen Leistenbrüchen, außer der Entstehung schon vor oder bald nach der Geburt dadurch, daß man den Hoden nicht fühlt, der bei andern Hodensackbrüchen immer unter oder hinter den vorgefallenen Theilen deutlich zu fühlen ist. Da das Netz, welches den Hoden zuweilen ganz umgibt, so anschwellen und sich verdicken kann, daß der Bruch einem Fleischbruche sehr ähnlich wird, so muß man in einem solchen zweifelhaften Fall die Entstehung der Geschwulst genau erforschen und bei der Operation sehr behutsam seyn.

Die Behandlung dieser Brüche ist im Allgemeinen wie bei den äußeren Leistenbrüchen, nur folgende Momente sind besonders zu berücksichtigen. Findet man diesen Bruch bei einem Kinde, so muß man ihn gleich zurückbringen und durch ein gutes Bruchband zurückhalten, die Radicalkur wird dann durch den Druck dieses Bandes und das eigene Bestreben der Natur den Scheidenkanal zu schließen, gemeiniglich bald vollendet. Geschieht dieses nicht bald, so entstehen Verwachsungen mit dem Hoden, der sich dann bei den Repositions-Versuchen mit in die Höhe zieht, oder es verwachsen die vorgefallenen Theile unter sich wieder mit dem Bruchsacke, wodurch alle Nachtheile und Gefahren eines unbeweglichen Bruches herbeigeführt werden. — Ist wegen Einklemmung, oder weil der Kranke sich der Radicalkur unterwerfen will, die Operation zu verrichten, so muß man sich an einige Eigenthümlichkeiten dieses Bruches erinnern. Der Bruchsack ist gemeiniglich dünn und mit den Integumenten fest verwachsen, daher ist der Schnitt durch diese behutsam zu führen. Wenn es nicht dringend nöthig ist, so darf man den Bruchsack nicht bis zu dem oberen Ende des Hodens aufschneiden, um diesen bedecken zu können. Nachdem der Bruchsack geöffnet ist, so ist der Hoden, der eine sehr verschiedene Lage haben und mit andern Theilen umschlungen seyn kann, behutsam aufzusuchen. Bisweilen liegt er noch in der Unterleibshöhle oder in dem Leistenkanale, in diesem Falle kann er selbst die Einklemmung bewirken. Man versucht zuerst den Hoden in den Hodensack hinabzuziehen, oder wenn dieses wegen Kürze des Samenstranges oder Verwachsungen, nicht gelingt, ihn in die Unterleibshöhle zurück zu drücken. Ist der Bruchschnitt zu machen, so hat man den ganzen Leistenkanal aufzuschneiden.

2) Schenkelbrüche (H. cruralis), a) innerer Schenkelbruch; ist dieser Bruch noch klein, so ist die Geschwulst rundlich, hart, prall, liegt tief unter dem Schenkelbogen und an der innern Fläche der Schenkelgefäße. Von dem Leistenbruche unterscheidet er sich durch Form und Lage, jener Bruch ist birnförmig und liegt ½ Zoll über dem Schenkelbogen. Vorzüglich leicht kann der Schenkelbruch mit Steatomen, Hydatiden und angeschwollenen Leistendrüsen verwechselt werden. Die treue Erzählung des Kranken, die Entstehungsweise der Geschwulst, gibt in zweifelhaften Fällen den besten Aufschluß. Diese Bruchart war in den älteren Zeiten unbekant, gegen Ende des 17. Jahrhunderts machten Nic. Le Quin in Barbettes Werken und Verheyen auf dieselbe aufmerksam, Palfyn beschrieb dieselbe schon deutlicher, die meisten Aufschlüsse über dieselbe haben wir aber durch die anatomischen Untersuchungen von Gimbernat, Hesselbach, Scarpa und Cooper erhalten. Der Schenkelbruch entsteht gemeiniglich plötzlich nach einer Anstrengung oder äußeren Gewaltthätigkeit, er schwillt stärker an beim Husten, Pressen und Nießen; ist es ein Darmbruch, so bemerkt der Kranke zuweilen ein Kollern in demselben, es gesellen sich Magen- und Verdauungsbeschwerden hinzu, er sitzt fest auf und dringt unter das Leistenband hinein. Die Leistendrüsengeschwulst entsteht gemeiniglich allmälig und unter einem Gefühle von Ziehen, Spannen, sie vergrößert sich nicht so schnell als der Bruch, man kann sie in den meisten Fällen hin und her schieben, sie dringt nicht unter das Leistenband hinein, sie schwillt durch Husten und Pressen nicht an, es fehlen die Magen- und Verdauungsbeschwerden. Geht die Leistendrüsengeschwulst in Eiterung, so ist sie in der Mitte weich, im Anfange hart; eiternde Netzbrüche sind von der eiternden Leistendrüse nicht zu unterscheiden, verfährt man nur bei der Öffnung behutsam, so bringt dieses keinen Nachtheil. — Sehr schwierig ist die Diagnose, wenn eine Leistendrüsengeschwulst und ein kleiner Schenkelbruch zugleich vorhanden sind, man findet diese öfters erst nach der Operation, und muß sich, wenn Zufälle der Brucheinklemmung eine Operation erfodern, immer an die Möglichkeit, daß ein kleiner, verborgener Bruch vorhanden seyn könne, erinnern. Eiteransamlungen über dem Leistenbande (vom Psoas-Absceß), die unter demselben hervordringen, lassen sich leicht zurück drücken, sinken bei horizontaler Lage selbst zurück und man fühlt die Fluctuation.

Bei großen Schenkelbrüchen ist die Geschwulst länglichrund, liegt unter dem Leistenbande quer von außen nach innen, von oben nach unten, der Bruchsack komt unter dem Schenkelbogen hervor, die Oberfläche ist meistens unebener, gespannter, praller, als bei dem Leistenbruche, auch wenn er von beträchtlicher Größe ist, zu welcher er doch nicht so leicht als die Leistenbrüche gelangt, so senkt er sich doch nicht in den Hodensack oder die Schamlefzen. Die Bauchdeckenschlagader liegt an der äußeren Fläche des Bruchsackhalses. Große Schenkelbrüche wirken durch ihren Druck auf die Gefäße und Nerven nachtheilig, können Schmerzen und Wassergeschwülste bewirken.

Bei der Taxis muß man zuerst von vorn nach hinten und dann von unten nach oben drücken, weil der Bruch zuerst von oben nach unten durch den Schenkelring und dann von hinten nach vorn, durch die eirunde Grube heraustritt. Die Lage ist wie bei dem Leistenbruche.

Die Einklemmung dieses Bruches geschieht entweder in der eirunden Grube, oder in dem Schenkelringe, durch den Bruchsackhals oder durch die in dem Bauche enthaltenen Theile.

Ist der Bruch durch die Sehnenfasern der eirunden Grube eingeklemt, so werden diese nicht selten schon beim Blos-

legen des Bruchsackes so weit getrent, daß sich der Bruch ohne weitere Einschnitte leicht zurückbringen läßt; dieses bemerkten schon Günz, Bertrandi, Richter und keinem aufmerksamen Wundarzt können solche Fälle entgangen seyn. Ist eine Erweiterung nöthig, so kann man entweder nach Scarpa die Schenkelbinde längs dem Rande des Schenkelbogens mit leichten Messerzügen einschneiden, oder nach Hey den sichelförmigen Fortsatz gerade nach aufwärts einschneiden, wobei man, um sicher zu gehen, sich des oben angegebenen von Hesselbach empfohlenen Verfahrens bedienen kann, man hebt die Sehnenfasern mit der Pincette in die Höhe und durchschneidet sie schichtenweise von außen nach innen.

Ehe man die Anatomie der Schenkelbrüche so genau kannte, wie sie Gimbernat, Hesselbach der Vater, Scarpa und A. Cooper gelehrt haben, so war man nur damit beschäftigt, die beste Methode zum Einschnitt in das Leistenband festzusetzen, die Einschneidung des Gimbernatschen Bandes kannte man noch nicht, und auch jetzt stimmen noch mehre Wundärzte für jenes Verfahren und verwerfen dieses.

Die Richtung und Führung der Einschnitte in das Leistenband (äußere Leistenband oder Schenkelbogen) wird aber verschieden angegeben: Koch, Sharp, Bertrandi, Hedenus machen den Einschnitt nach außen; Le Dran, Heister, Günz, Hesselbach beim weiblichen Geschlechte; A. Cooper, mit geringen Modificationen, nach auf- und schräg nach einwärts gegen den Nabel oder die weiße Linie zu. Chopart und Desault, Richter, Richerand, Dupuytren, Mursinna in verschiedenen Richtungen nach oben und innen oder oben und außen, doch soll Dupuytren dieser Richtung den Vorzug geben. Chopart, Desault und Richter bestimmen die Richtung des Schnittes noch näher nach der Lage des Bruches, man soll nach auf- und einwärts schneiden, wenn der Bruch dem Höcker des Schambeins, nach auf- und auswärts, wenn er dem Stachel des Hüftbeinkammes näher liegt Scarpa und Schreger rathen den Rand des Leistenbandes durch kleine Schnitte einzukerben. Bell's und Hesselbach des Sohnes Methode habe ich oben angeführt. — Else machte einen kleinen Einschnitt in die Aponeurose des äußeren schiefen Bauchmuskels über und parallel mit dem Leistenbande, führt eine Hohlsonde hinter demselben nach abwärts so, daß sie am unteren Rande hervor komt und schneidet auf dieser das Band ein: Hull macht dieses Verfahren noch complicirter, die Aponeurose des äußern schiefen Bauchmuskels wird ½ Zoll über den Rand des Schenkelbogens eingeschnitten, eine Sonde durch den Einschnitt bis zum Rande dieses Bogens eingeführt, der Samenstrang durch einen stumpfen Haken aufwärts gezogen, und der Schenkelbogen schräg nach ein- und aufwärts eingeschnitten.— Auch A. Cooper macht bei Männern einen Einschnitt in die Aponeurose des äußeren schiefen Bauchmuskels, um den Samenstrang in die Höhe ziehen zu lassen und zu schützen.

Den Vorzug vor diesen Methoden verdient der Einschnitt in das Gimbernatsche Band nach einwärts, nur wenig schräg nach abwärts und von vorn nach hinten, die meisten neueren Wundärzte sind dieser Meinung, Gimbernat, welcher jene Stelle als die vortheilhafteste zuerst bezeichnete, Monro d. jüngere, Schneider, Latta, Colles, Hesselbach d. Vater und Zang (beide letztere nur bei dem männlichen Geschlecht), Lawrence, Langenbeck, Wedemeier, Scarpa, Wather und Boyer. Um diesen Einschnitt zu machen, sucht man den Nagel des Zeigefingers der linken Hand unter den halbmondförmigen Rand des Gimbernatschen Bandes hindurch auf die hintere Fläche desselben zu drängen, so daß die Spitze des Fingers selbst an den Rand dieses Bandes stößt und führt das Knopfbistouri mit convexer Schneide auf den Finger so von vorn nach hinten, von außen nach innen an den Rand des Gimbernatschen Bandes hinein, daß die Schneide ganz senkrecht gegen den Rand des Bandes gerichtet ist; so bald nur die ersten Fasern durchschnitten sind, so schiebt man den Finger nach und nimt das Messer heraus; ein Schnitt von höchstens 2 Linien ist hinreichend. Nur wenn man die Fingerspitze nicht einführen kann, bediene man sich der Hohlsonde.

b) Aeußerer Schenkelbruch; es haben zwar schon Chopart und Desault, Walter, Richter, Bernstein und Roux diese Bruchart angenommen, doch ist von mehren neuern Schriftstellern bezweifelt worden, daß es einen Bruch dieser Art gebe, ganz bestimt sprechen sich Monro, Colles, Lawrence und Langenbeck dahin aus; es hat sich daher Hesselbach d. Sohn, ein wahres Verdienst erworben, daß er durch genaue anatomische Untersuchung die Existenz des äußeren Schenkelbruches außer Zweifel setzte (Hesselbach, über den äußeren Schenkelbruch, in dem neuen Chiron 1. B. 1. St. S. 91.). Die Geschwulst dieses Bruches begint vor dem äußeren Leistenbande, zwischen der vorderen Ecke des Hüftbeinkamms und der Stelle, wo man die Schenkelschlagader klopfen fühlt und steigt schmäler werdend, und schief, nach innen gerichtet, abwärts, und endigt mit einer stumpfen Spitze in der Gegend des kleinen Rollhügels.

Die Taxis erfodert die Lage wie bei dem Leistenbruche und einen Druck schräg von innen nach außen und vorwärts.

Einklemmung wird bei dieser Bruchart nicht leicht vorkommen, sollte es der Fall seyn, so müßte man den einschnürenden Theil schichtenweise von außen nach innen durchschneiden, um die Arteria circumflexa ilei zu schonen, die immer vor der vordern Wand des Bruchsackes liegt.

3) Nabelbrüche (H. umbilicalis, omphalocele); diese Brüche kommen am häufigsten bei Kindern als erworbene oder angeborne Brüche vor, können aber auch von Erwachsenen durch die oben angeführten allgemeinen Ursachen diese Brüche erworben werden, besonders lassen Krankheiten, welche die Unterleibsdecken stark ausdehnen und erschlaffen, wie Wassersucht, übermäßige Fettigkeit und bei Weibern öftere Schwangerschaft, Disposition zu denselben zurück. Bei Kindern disponirt der noch schwache Nabelring und das starke Schreien dazu, so wie die fest angelegten Nabelbinden die häufigsten Gelegenheitsursachen sind. Die Geschwulst der Nabelbrüche ist rundlich, von einem runden härtlichen Rand umgeben, die Haut, welche ihn bedeckt, ist unverändert, man sieht weder auf ihm noch sonst auf dem Unterleibe die Spur der Narbe des Nabels, die Eingeweide, welche in ihm liegen, sind durch

die etwas dünne Haut hindurch zu fühlen, und in die Unterleibshöhle zurückzudrücken, der Kranke empfindet die bei Brüchen überhaupt gewöhnlichen Verdauungsbeschwerden und oft nach dem Essen Koliken. Der Bruch der weißen Linie, welcher mit ihm verwechselt werden könnte, hat keine rundliche, sondern eine eirunde Gestalt, die Bruchspalte ist länglich, die Ränder derselben leisten weniger Widerstand, man findet oberhalb oder unterhalb derselben die Nabelnarbe. Die Diagnose der Nabelbrüche ist zwar meistens leicht, doch können sich zuweilen Geschwülste in den Unterleibsdecken bilden, welche die Erkentniß derselben erschweren, und über welche nur die Beachtung der Entstehung und ihres Verhaltens Aufschluß geben kann. Sollten sich unter solchen Verhältnissen Zufälle der Einklemmung finden, so ist es in jedem Fall zweckmäßig, die Operation vorzunehmen.

Den angebornen Nabelbruch kann man von dem erworbenen dadurch unterscheiden, daß derselbe in der Mitte von einer dünnen, durchscheinenden Haut bedeckt ist und nur im Umfang von einem der gewöhnlichen Beschaffenheit der Integumente gleichen Rand umgeben ist. Man ist darüber noch nicht einig, ob die angebornen Nabelbrüche einen Bruchsack haben oder nicht, eine Streitfrage, die eigentlich doch nur auf einem Wortstreit beruht. Oken und nach ihm mehre Wundärzte nennen die Fortsetzung des Bauchfelles, welches, von der Unterleibshöhle aus, die vorgefallenen Theile umgibt, nicht Bruchsack; nach dieser Annahme haben jene Brüche allerdings keinen Bruchsack, denn die Eingeweide, welche sie enthalten, werden zunächst von dem Theile des Bauchfelles umgeben, welches sich als innere Hülle, oder als Nabelschnurlamelle des Bauchfelles über die Nabelschnurgefäße fortsetzt, über diesen liegt sogleich die dünne Haut, welche mit der Cutis zusammen hängt und keine besondere Decke des Bauchfelles. Nent man aber jede von dem Bauchfelle gebildete Hülle eines Bruches, Bruchsack, so haben gewiß die meisten angeborenen Nabelbrüche einen solchen und nur in seltenen Fällen wird er fehlen, welches durch zurückgebliebene Bildung oder Zerreißung geschehen kann, wie in den von Heuermann (Chir. Oper. 1. B. S. 596.) und Marschall (*Cooper* the anat. and surg. treat. of hernia P. I. p. 4. Pl. II. p. 36 u. 37. Tab. IX. fig. 3.) mitgetheilten Fällen.

Oken unterscheidet noch besonders folgende drei Arten der Nabelbrüche: 1) Nabelschnurbruch (Hernia funiculi umbilicalis), er ist durch verhindertes Zurückziehen der Därme entstanden, und immer angeboren, es ist die Art, welche man gewöhnlich angeborene Nabelbrüche nent. 2) Nabelringbruch (Hernia annuli umbilicalis), die Därme dringen durch den wieder erweiterten Nabelring hervor, und drängen das Bauchfell als Bruchsack vor sich hin. Hieher gehören die meisten Brüche der Säuglinge; es ist nicht unwahrscheinlich, doch nicht erwiesen, daß sie auch vor der Geburt entstehen können; in diesem Fall würden sie angeborne Nabelbrüche zu nennen seyn. 3) Nabelbruch (Hernia umbilicalis), Bruchsack und Därme dringen nicht durch den erweiterten Nabelring heraus, sondern das Fasergewebe des Nabels selbst gibt nach, und mit ihm wird die Haut beutelförmig ausgedehnt. Gewöhnlich liegen dünne Därme in dem Nabelbruche, doch können auch dicke Därme, der Magen, ja selbst die Leber in demselben liegen; in diesem letzten Falle nent man den Bruch: Leber-Nabelbruch (Hepat-omphalocele).

Die Taxis der Nabelbrüche geschieht bei gerader Rückenlage durch einen Druck von vorn nach hinten. Kleine erworbene Nabelbrüche bei Kindern werden durch Anlegung eines Nabelbruchbandes oder einer einfachen Bandage (s. Bruchband) meistens leicht radical geheilt; gelingt dieses nicht, wie es bei Erwachsenen gewöhnlich der Fall ist, so ist dann, wenn der Bruch beweglich und nicht sehr groß ist, ein Bruchband zu tragen, unbewegliche und große Nabelbrüche sind durch einen Tragbeutel, welcher an ein Leibchen befestigt wird, zurück zu halten.

Zur Radicalkur hat man sich wahrscheinlich schon bei den Griechen der Unterbindung bedient; Celsus beschreibt mehre Arten dieser Operation, in neuern Zeiten habe Saviard und Desault dieses Verfahren wieder empfohlen, dagegen haben Scarpa, A. Cooper, Boyer u. A. dasselbe ganz verworfen. Gewiß ist dieselbe auch auf wenige Fälle zu beschränken, nämlich nur für diejenigen, in welchen man große und lange Nabelbrüche abkürzen und die vortheilhaftere Anlegung eines Bruchbandes bewirken will. Dieser Meinung ist auch v. Walther (Mediz. chir. Zeitung von Ehrhart. Jahrg. 1824. 1. B. S. 426.), der sich durch eigene Erfahrung überzeugt hat, daß durch die Unterbindung allein eine Radicalkur nicht zu bewirken ist. — Um die Unterbindung, welche nur bei Kindern bis zum vierten Jahre nützen kann, zu verrichten, legt man das Kind auf den Rücken, bringt die vorgefallenen Theile zurück, umfaßt den Bruch so, daß man mit den Fingern der einen Hand die vorgefallenen Theile zurück hält, mit der andern die Haut um den Nabel in die Höhe hebt und durch einen Gehilfen nahe am Nabel mit einem mehrfachen gewichsten Faden oder einer Schnur unterbinden läßt; ist die Grundfläche breit, so ist es besser, nach Celsus und Martin (Journ. gén. de Med. et Chir. T. XLI.), die Haut in der Mitte zu durchstechen, die Ligatur zu theilen, und nach zwei Seiten zu unterbinden. Die Ligatur wird bei beiden Methoden nach und nach fester zusammengezogen, nach acht bis zehn Tagen fällt der abgebundene Theil gewöhnlich ab, das Geschwür heilt bald und man läßt nachher noch mehre Monate ein Bruchband oder eine Zirkelbinde tragen. — Nach Celsus wurde der obere Theil der Geschwulst geätzt oder gebrant. Paul Ägineta machte Einschnitte um die Basis der Geschwulst, in welche die Ligatur gelegt wurde und öffnete die Geschwulst auf ihrer Höhe, um die innen liegenden Theile zurück zu bringen.

Schwieriger ist die Kur der angebornen Nabelbrüche, bei denen ein Theil der Cutis fehlt. Ist die Basis nicht beträchtlich groß, so drückt man die Eingeweide zurück, nähert die Hautränder durch Heftpflaster und legt eine aus Heftpflaster gebildete Pelotte auf, die durch eine Binde befestigt wird. Ist die Basis groß, so ist Ribke's Verfahren zu empfehlen (Rust's Magaz. d. pr. Heilk. VIII. B. S. 130.). Man lasse das Kind gar nicht wikkeln, sondern nur in seine Windeln einschlagen, legt einen

von Leinwand gebildeten Kranz um die Geschwulst, so daß diese unbedeckt bleibt und die Nabelgegend nicht im Geringsten gedrückt wird. Nach einigen Tagen werden sich Fleischwärzchen im Umfange des Hautrandes zeigen, nun bedeckt man dieselben mit einer milden Salbe aus Provenceröl und Wachs, im glücklichen Fall wächst die Haut von hieraus und bedeckt die ganze Bruchfläche, wie im normalen Zustande.

Die Nabelbrüche klemmen sich seltener als Leisten- und Schenkelbrüche ein, und die Ursache der Einklemmung liegt häufiger in dem Nabelringe, als in dem Bruchsacke. — Ist die Operation nöthig, so macht man einen halbkreisförmigen Schnitt in die Haut, der Bruchsack ist gewöhnlich dünn und oft mit der Haut verwachsen, daher ist Behutsamkeit nöthig. Ist die Ursache der Einklemmung nur in dem Nabelringe, so keine Anwachsung zuläßt, oder sind die Verwachsungen so verbreitet, daß man sie gar nicht abtrennen kann, so bleibt der Bruchsack geschlossen, man versucht zuerst die Erweiterung mit dem Arnaudschen Haken, und gelingt sie nicht, so macht man den Schnitt in der Richtung der weißen Linie nur wenig nach links. Sabatier empfiehlt den Schnitt nach rechts, Scarpa nach abwärts. Der Schnitt nach rechts ist wegen des runden Leberbandes nicht zu rathen. Das Netz macht zuweilen Schwierigkeiten, es umhüllt die Gedärme, ist verdickt und ausgeartet. Man muß dasselbe behutsam entwickeln und in manchen Fällen einzele Theile desselben abschneiden, worauf man seine Arterien unterbindet. Nach der Heilung ist ein Bruchband noch einige Zeit zu tragen.

4) Bauchbruch (H. abdominalis); es können sich Geschwülste verschiedener Art am Umfange des Unterleibes bilden, die zur Verwechselung mit Brüchen Gelegenheit geben können; die bei den Nabelbrüchen angeführten Zeichen befördern die richtige Diagnose. Das Verfahren bei der Taxis und der Operation ist auch wie bei den Nabelbrüchen. Sollte man bei einer Geschwulst am Unterleibe zweifelhaft seyn, ob man einen Bruch vor sich hat, was besonders bei kleinen Fettgeschwülsten der Fall seyn konnte (m. s. Netzbruch), und zeigen sich Zufälle von Einklemmung, so zögere man nicht mit der Operation. Doch kommen Einklemmungen nur selten vor; ist eine Operation nöthig, so muß man den Hautschnitt behutsam machen, weil der Bruchsack dünn ist und die Eingeweide mit ihm verwachsen seyn können; meistens kann man die Erweiterung durch die Haken bewirken. Ist der Schnitt nöthig, so muß er nach aufwärts, abwärts oder in die Quere gemacht werden, wie man am wenigsten Gefahr läuft, Gefäße zu verletzen.

Zu den Bauchbrüchen gehört auch der Bruch, welchen Russel zuerst beobachtet hat und welcher leicht mit einem Leistenbruch verwechselt werden kann. Die Eingeweide dringen bei diesem Bruche über dem Leistenbande durch eine zwischen den Muskel- und Sehnenfasern neugebildete Spalte heraus und kommen erst unter dem äußeren Leistenringe mit dem Samenstrange in Berührung, dem sie weiter folgen (*v. Siebold's* Chiron II. B. 1. H. S. 141.).

5) Scheidenbruch; diesen Bruch hat Garengeot zuerst beschrieben (Mém. de l'Acad. d. Sc. T. IV. S. 2.). Es zeigt sich die Geschwulst zuerst oben und an der Seitenfläche der Mutterscheide. Man konnte ihn mit einem Scheidenpolypen verwechseln, dieser ist aber fest und kann nicht wie der Scheidebruch in der horizontalen Lage dem Kranken zurückgedrückt werden, von dem Mutterscheidenvorfalle unterscheidet er sich durch die stärkere Geschwulst und die gewöhnlichen Zufälle der Brüche beim Husten und Pressen u. s. w. Da die Harnblase nicht selten in diesem Bruche liegt, so ist er mit Harnbeschwerden verbunden, aber auch der Druck der Eingeweide auf Harnblase und Harnröhre kann diese verursachen. — Frauen die oft geboren und schwere Geburten gehabt haben, sind diesen Brüchen am häufigsten unterworfen. Die Taxis wird bei horizontaler Lage, die Brust niedrig, das Gesäß hoch, leicht bewirkt. Die Kranke zieht die Schenkel mäßig gebogen gegen den Unterleib, man bringt einen oder zwei Finger in die Scheide und drückt den Bruch bis an den Muttermund zurück, worauf ein länglich runder, cylinderförmiger Mutterkranz eingebracht wird (s. Mutterkranz). Ist der Bruch zwischen Mastdarm und Gebärmutter, so muß man die Kranke während der Taxis auf den Knien und Händen liegen lassen.

Die Einklemmung komt bei diesen Brüchen selten vor, doch hat man sie zuweilen während der Schwangerschaft, durch den Druck der Gebärmutter beobachtet. Gelingt die Reposition nicht, so bleibt nur die Operation übrig. Liegt der Bruch tief unten, so kann man die Scheide einschneiden und sucht die Bruchspalte durch Dilatatorien zu erweitern. Hat aber der Bruch seine Lage hoch oben, daß man ihn durch die Scheide nur schwer erreichen kann, so dürfte nach Hoin's Vorschlag der Bauchschnitt zu machen seyn. — Während der Entbindung einer Frau, die einen solchen Bruch trägt, muß der Geburtshelfer denselben mit den Fingern zurück zu halten suchen, bis der Kopf des Kindes das Vordringen der Gedärme verhindert. Sollte der Kopf des Kindes die Einklemmung bewirken, so muß man die Geburt durch die Zange schnell vollenden, wenn dieses nicht möglich ist, den Kopf zurück schieben und wie oben bemerkt bei der Geburt verfahren.

6) Hüftbeinlochbruch, Bruch durch das eirunde Loch (H. foraminis ovalis). Arnaud hat diesen seltenen Bruch zuerst beobachtet und theilte seine Beobachtung Garengeot mit, später hat Duverney zwei Brüche dieser Art in einer Leiche gefunden. Ist der Bruch klein, so sieht man äußerlich gar keine Geschwulst und die Kranken tragen denselben durch ihr ganzes Leben, ohne daß sie ihr Gebrechen kennen. Die Geschwulst erscheint äußerlich an dem oberen Theil der inneren Fläche des Schenkels, neben dem Mittelfleische bei Männern und neben den großen Schamlefzen bei Frauen; sie tritt zwischen dem kleinen und langen anziehenden Schenkelmuskel und dem Schambeinmuskel heraus. Meistens ist sie klein, doch kann sie auch bis gegen die Mitte des Schenkels hinab sinken.

Die Lage zur Taxis ist wie bei den Leistenbrüchen, nur werden die Schenkel weit von einander gespreizt und der Druck von unten nach oben, von innen nach außen angebracht.

Sollte die selten vorkommende Einklemmung dieser Brüche nicht durch die oben angeführten Mittel gehoben werden können und die Geschwulst sich außen zeigen, so kann man auf dieser einschneiden und die Einklemmung durch Haken zu heben suchen. In einem Fall den Arnaud zu behandeln hatte, bewirkte ein Netzstück die Einklemmung, welches er mit glücklichem Erfolg weggeschnitten hat.

7) Mittelfleischbruch (H. perinei); man kannte diese Bruchart zwar schon längere Zeit, Chardenon hat bereits im Jahre 1740 einen Fall dieser Art beschrieben, doch zweifelten noch neuere Wundärzte, Chopart und Desault, A. Cooper und Hoin, daß ein ausgebildeter Bruch dieser Art vorkomme; Scarpa hat aber die Bildung desselben durch anatomische Untersuchung außer allen Zweifel gesetzt und der Natur treu beschrieben (Sull' Ernia del perineo. Pavia 1821.). Ein wahrer Mittelfleischbruch kann nur bei Männern vorkommen, bei Weibern senken sich die Eingeweide von hinten nach vorn in die Schamlefzen und ich habe den Vorschlag gemacht, diese Bruchart, welche A. Cooper Schambruch (pudendal hernia) nent, hinteren Schamlefzenbruch zu nennen, um ihn von dem Leistenschamlefzenbruch oder vorderen Schamlefzenbruch zu unterscheiden. Es entsteht dieser Bruch vorzüglich dann, wenn man mit ausgespreizten Füßen eine starke Anstrengung macht. Die Geschwulst zeigt sich vor dem Mastdarme im Mittelfleische und ist mit den gewöhnlichen Zeichen der Brüche verbunden. Einen großen Bruch dieser Art hat Papen Rückenbruch genant (Epist. ad Hallerum de stupenda hernia dorsali. *Halleri* Diss. Chir. II. B. Bose gab diesem Bruch den Namen, inneren Sitzbeinbruch.

Die Taxis geschieht in horizontaler Lage, der Druck ist von unten nach oben, und etwas rückwärts zu führen. Um diesen Bruch oder den Hinterschamlefzenbruch bei Frauen zurück zu bringen, führt man den Zeigefinger der rechten Hand in die Mutterscheide, wenn der Bruch auf der rechten Seite seinen Sitz hat, und so umgekehrt, und drückt gelinde gegen die Geschwulst, während die Finger der anderen Hand die Geschwulst, welche in den großen Schamlefzen liegt, umfassen und zusammendrücken, um sie in paralleler Richtung mit der Mutterscheide in den Unterleib zurückzudrücken. Es klemmen sich diese Brüche selten ein, in einem Fall, den A. Cooper beobachtete, gelang die Taxis. Der Schnitt würde nach Scarpa's Rath in schräger Richtung von unten nach aufwärts gegen die Hüfte zu zuführen seyn.

8) Bruch des Hüftbeinausschnittes (H. ischiadica, ischiatocele); die Theile treten durch den Hüftbeinausschnitt über den großen und kleinen hinteren Beckenbändern heraus. Nach meiner Meinung kann man bis jetzt nur drei vollkommen bestätigte Fälle dieser Bruchart anführen, nämlich den Fall von Camper (Demonstr. path. P. II. cap. VI. §. 2. Taf. I. fig. 2. Camper bezeichnete die Bruchstelle zwischen 21. u. 22. über dem Nervus ischiadicus), den Fall von D. Jones, welchen A. Cooper beschrieben hat (Anat. of crur. and umbilic. hernia. P. II. S. 72. Pl. XII. XIII.) und den Fall von Schreger (in dessen chir. Versuche II. B. S. 167.). Die übrigen Brüche, welche man herniae ischiadicae genant hat, sind unstreitig mit Unrecht zu dieser Bruchart gerechnet worden, da sie nicht oberhalb der hinteren Beckenbänder, sondern an ihrem inneren Rande herausgetreten sind, da, wo sich die Mittelfleischbrüche bilden, oder die Beschreibung derselben ist so unvollkommen (weil sie nur an Lebenden beobachtet werden konnten) daß es zweifelhaft bleibt, an welcher Stelle des hinteren und unteren Theiles des Beckens sie hervorgedrängt worden sind. Papens (a. a. O.) und Bose's Progr. de Entrocele ischiadica. Lips. 1772. Fälle waren Mittelfleischbrüche oder da sie bei Frauen vorkamen, vielmehr hintere Schamlefzenbrüche. Die Fälle, welche unter den Namen von Chopart und Richerand angeführt werden, sind Papen's Fälle. Die Brüche, welche nach Verdier, Bertrandi sah, sind unter (sous) den hinteren Beckenbändern hervorgetreten, also Mittelfleischbrüche (Mém. de l'Acad. de Chir. T. II. 1753. Art. 1. pag. 1. 2. nota a.). Ob der Bruch, welchen nach Lassus, Transrett in zwei Monaten durch eine Bandage heilte (*Lassus* path. chir. Paris 1806. S. 103.), wirklich ein Bruch des Hüftbeinausschnittes war, scheint mir zweifelhaft zu seyn. Zu den zweifelhaften Fällen gehören auch noch die Beobachtungen von Schreger (a. a. O. S. 164.), von Bezold (Siebold's Saml. chir. Beobacht. 3. B. S. 292.) und Monro (*Morbid* anat. of the Gullet, stom. and intest. S. 380.).

9) Rückenbruch (H. dorsalis); seitdem Papen einen Mittelfleisch- oder hinteren Schamlefzenbruch, Rückenbruch genant hat, wurde dieser Name bald den Mittelfleischbrüchen, bald (wie von Schreger) den eigentlichen Brüchen des Hüftbeinausschnittes (h. ischiadica) beigelegt. Der Analogie gemäß sollte man aber nur diejenigen Brüche Rückenbrüche nennen, welche zwischen dem Kamme des Hüftbeines und den falschen Rippen an dem Rücken vorkommen und die von einigen Lendenbrüche genant werden.

Auch diese Brüche sind sehr selten, nur drei Fälle kann man wol mit Sicherheit hieher rechnen: einen Fall erzählt Petit (Operat. des Chir. Th. II. S. 257.) und zwei Fälle, die A. Monro (on crural hernia. Edinburg 1803. S. 8. *Morbid* Anat. of the Gullet, stom. and intest. S. 374.). Ein Fall, den Badgen erzählt, ist nicht hinlänglich klar (Phil. transact. 1729. N. 410.). Die Behandlung ist wie bei den Bauchbrüchen.

10) Mastdarmbruch (Hederocele, oder Archocele); so nent Schreger den Mastdarmvorfall, zu welchem sich ein Vorfall der Gedärme gesellt, so daß wie bei dem Scheidebruch die Scheide, hier der Mastdarm die Höhle bildet, in welcher die Gedärme liegen. Schreger hat zwei Fälle dieser Art beobachtet und diese Bruchart zuerst beschrieben (chirur. Vers. II. B.). Man kann diesen Bruch vermuthen, wenn der Vorfall schon lange dauert, das Becken stark rückwärts inclinirt ist, die glatte Form des Unterleibes eine abnorme Tieflage des dünnen Darmes verräth, wenn die Geschwulst des Vorfalles auf der einen Seite umfänglicher ist, als auf der andern und sich hier derber, elastischer, voller anfühlt. Genaue und nach dem individuellen Fall modificirte Untersuchung muß Gewißheit verschaffen. — Es ist dieser Bruch mit dem Vorfalle zugleich zurück zu bringen und

durch schickliche Mittel zurückzuhalten; ist dieses nicht möglich, so hat man Mittel anzuwenden, um die Beschwerden so viel möglich zu erleichtern und Nachtheile zu verhüten (s. Mastdarmvorfall).

11) Darmgebärmutterbruch (Enterocele hysterica); mit diesem Namen hat man den krankhaften Zustand belegt, wenn in der umgestülpten und aus der Mutterscheide hervorhangenden Gebärmutter Därme liegen. Die Behandlung ist wie bei der Umstülpung der Gebärmutter (s. Gebärmutter-Umstülpung).

12) Zwerchfellbruch (H. diaphragmatica); bei diesem Bruche verbinden sich die Zufälle des beschwerlichen Athmens mit den Störungen der Verrichtungen der Unterleibsorgane. Der Kranke empfindet Druck und Schmerz in der Zwerchfellgegend, Ekel, Übelkeit, Erbrechen, Angst, beschwerliches Athmen, Erstickungszufälle. Es bildet sich dieser Bruch öfter in dem muskulösen, als in dem sehnichten Theile des Zwerchfelles; meistens ist er angeboren, doch kann er auch durch Krankheiten des Zwerchfells, Gewaltthätigkeit, Rippenbrüche, Schußwunden erworben werden. Während des Lebens des Kranken ist diese Krankheit schwer mit Gewißheit zu erkennen, und sollte man ihn auch erkennen, so kann man die Beschwerden nur durch diätetische Regeln zu erleichtern suchen. Kranke dieser Art haben alle Anstrengungen zu meiden, dürfen nur wenig auf Einmal essen, sich so ruhig als möglich verhalten, keine Brechmittel nehmen. Bei der Einklemmung ist nichts zu thun, die Kranken sterben meistens. — Man findet schon in älteren Werken diese Bruchart aufgezeichnet, von Hildan, Paré, Petit, Schenk, Morgagni, in neuern Zeiten haben A. Cooper drei, Macauly zwei (Medic. obs. and inqu. Vol. I.), Traver, und Monro jeder einen Fall aufgezeichnet (Jener in Medic. chir. Transact. Vol. VI. S. 178, dieser in Morbid anat of the Gullet etc. S. 540.).

13) Innere Brüche; so lange diese Brüche nicht eingeklemt sind, so führen die Verdauungsbeschwerden, welche sie erregen, nur selten auf die Vermuthung, daß ein solcher krankhafter Zustand vorhanden seyn könne. Sind sie eingeklemt, so erregen sie alle Zufälle der eingeklemmten Brüche. Nur der Bauchschnitt würde das zweifelhafte Mittel seyn, welches das Leben vielleicht noch retten konnte, aber meistens entschließt man sich zu spät zu dieser Operation, deren Nutzen freilich auch nicht mit Zuversicht vorausgesagt werden kann, da man keine Zeichen hat, aus welchen man mit Gewißheit erkennen kann, ob die Einklemmung, welche man findet, ohne Lebensgefahr wird gehoben werden können.

In Beziehung auf die Theile, welche in den Brüchen enthalten seyn können, ist rücksichtlich der chirurgischen Behandlung noch insbesondere Folgendes zu bemerken:

1) Darmbruch (H. intestinalis, enterocele); liegen Därme allein in dem Bruche, so ist die Oberfläche gleichförmig rundlich, elastisch, größere Brüche werden gegen die Bauchöffnung zu schmäler, es entstehen diese Brüche gemeiniglich schneller als Netzbrüche, die Kranken bemerken selbst eine wechselnde Größe des Bruches, eine abwechselnde Ausdehnung durch Winde, ein Kollern, eine Bewegung, als ob etwas durch die in dem Bauche enthaltenen Theile hindurch gehe. Ist der Bruch beweglich, so wird er durch einen Druck in die Unterleibshöhle unter Geräusch und Kollern leicht zurückgebracht.

Wenn nicht der ganze Darm, sondern nur eine Seitenfläche desselben, oder ein Divertikel in der Bruchöffnung liegt, so daß der Kanal des Darms zwar verengert, aber so lange keine Einklemmung Statt findet, doch nicht ganz undurchgänglich wird, so nent man den Bruch einen Seitenbruch (H. lateralis s. parva). Diese Brüche sind öfters schwer zu erkennen, und da die Kranken keine Geschwulst bemerken, so sind sie auf diese Krankheit nicht aufmerksam. Am häufigsten findet man sie als Schenkel-, Leisten- und Bauchbrüche. Bilden sie kleine Schenkelbrüche, so werden sie zuweilen durch eine angeschwollene Leistendrüse versteckt. Als Bauchbrüche erscheinen sie öfters über dem Nabel und enthalten einen Theil der vorderen Wand des Magens, dann verursachen sie Magenschmerzen und Störungen der Verdauung. Die Geschwulst, welche diese Brüche verursachen, ist meistens sehr klein, von der Größe einer halben Mandel oder Olive. Durch Fettgeschwülste die vor ihnen liegen, wird die Diagnose noch erschwert. Die Behandlung ist wie bei andern Darmbrüchen.

Besondere Beachtung verdienen die Brüche, in welchen der Blinddarm und ein Theil des aufsteigenden Dickdarms liegt. Dieser Darm wird gemeiniglich so hervorgedrängt, daß er in keinem ringsum geschlossenen Bruchsacke liegt, sondern er nimt das Bauchfell, welches ihn in der Unterleibshöhle befestigt mit sich hinab in den Bruch und wird daher nur an der vorderen und innern Fläche von einer Bauchfellhülle, an seiner äußeren und hinteren Fläche ist er nur von Zellstoff umgeben. Man hat diesen Bruch zwar schon früher gekant, Sermin, Desault und Chopart beschrieben ihn als einen Bruch ohne Bruchsack, allein Scarpa hat die Anatomie und Verhältnisse desselben erst richtig dargestellt. Man kann vermuthen, daß jene Därme in dem Bruche liegen, wenn der Bruch von beträchtlicher Größe und langsam entstanden ist.

In diesem Fall versucht man vergebens den Darm von dem Bruchsack abzusondern, man muß beide Theile zugleich zurückschieben.

2) Netzbruch (H. omentalis, epiplocele); diese Brüche sind auf der Oberfläche uneben, haben eine breite Grundfläche, der Körper ist länglich rund, fühlt sich weich oder teigicht an, einige Stellen sind härter als andere, man kann bisweilen Klumpen und Knoten unterscheiden. Der Druck ist nicht so empfindlich, er ist schwerer zurückzubringen und geht er zurück, so bemerkt man kein Kollern. Netzbrüche mit Verwachsungen behalten dieselbe Größe, sind weich, schmerzen nicht. Es gesellen sich zu den Netzbrüchen öfters Übelkeit, Erbrechen und Magenbeschwerden, besonders nach dem Essen. — Einige Schriftsteller nennen diese Brüche Fettbrüche, andere hingegen bezeichnen mit diesem Namen Fettgeschwülste, die sich an der äußeren Fläche der Bauchhaut bilden und durch eine Spalte der Bauchdecken hervordrängen, oder die kleinen Brüche, welche netzförmige Anhänge enthalten, die man an den dicken Därmen findet. — Das in den Netzbrüchen enthaltene Netz verwächst sehr leicht mit den

benachbarten Theilen, und artet auf mannigfache Weise aus, wird zu Knoten, festen Klumpen, scirrhös und krebsartig.

Bei Kindern ist das Netz noch dünn und durchscheinend, man muß sich daher hüten, Brüche, die dasselbe enthalten, nicht mit Wasserbrüchen zu verwechseln. Vorzüglich schwer ist es, kleine Netzbrüche von den allgemeinen Wasserbrüchen des Samenstranges zu unterscheiden; die von Pott als pathognomonisch angegebenen Kenzeichen sind unsicher, wie Scarpa gezeigt hat (Abh. über die Brüche. 1. Abth. §. 31.), welcher folgende Unterscheidungsmerkmale angibt: die kleinen Netzbrüche sind etwas fester, die Unebenheiten auf der Oberfläche sind größer, als bei den Wasserbrüchen des Samenstranges, bei diesen wird die Geschwulst nach abwärts immer breiter als an dem Bauchringe, bei bloßen Netzbrüchen findet das Gegentheil Statt. Doch ist nicht zu läugnen, daß die Kunst in Unterscheidung dieser beiden Krankheiten noch sehr unvollkommen ist.

Im Allgemeinen sind die Netzbrüche weniger gefährlich, als die Darmbrüche, die Entzündung des Netzes pflanzt sich nicht so leicht auf die Därme fort, sondern bleibt länger örtlich. Sie gehen in Eiterung über, ohne Lebensgefahr herbeizuführen, auch kann man ohne Nachtheil Stücken des Netzes durch den Schnitt entfernen.

Ist mit dem Netze zugleich ein Darmstück vorgefallen, welches zurückgebracht werden kann, so darf man, wenn auch das Netz nicht ganz zu repariren ist, doch ein gewöhnliches convexes oder ein concaves Bruchband anlegen. — Unbewegliche Netzbrüche können auch durch solche Bruchbänder oder durch platte Pelotten zurückgehalten werden; wenn es die Form des Bruches verlangt, kann man auch wechseln. Anfangs bringt man schwächern dann stärkern Druck an, man verhütet dadurch neue Vorfälle und kann selbst Atrophie der vorgefallenen Theile verkleinern und gänzliches Verschwinden der Geschwulst bewirken.

Findet man bei einer Bruchoperation das Netz brandig, so kann man alles Brandige mit Behutsamkeit, um nicht die Därme zu verletzen, wegschneiden, auch mit der Absonderung des angewachsenen Netzes kann man dreister verfahren, als bei dem angewachsenen Darm. Sind die Anwachsungen sehr ausgebreitet, so läßt man das Netz in dem Bruchsack liegen, öfters zieht es sich während der Eiterung zurück. Frei liegende Netztheile, die man nicht zurück bringen kann, sind abzuschneiden (wie schon Celsus empfohlen hat), und die Arterien nachher zu unterbinden. Scarpa und Hey widerrathen zwar dieses Verfahren und Ersterer bringt die allmälige Zusammenschnürung in Vorschlag, allein seine Furcht vor gefährlicher Blutung ist ungegründet, wie zahlreiche Erfahrungen gelehrt haben. — Die Ätzmittel und allgemeine Ligatur, deren auch Celsus gedenkt, sind unnütz und können gefährliche Folgen haben, sie sind daher auch gegenwärtig allgemein verworfen.

3) Blasenbruch (H. vesicae urinariae s. cystica); es kann eine Wand oder ein Divertikele ähnlicher Anhang der Harnblase allein oder mit Darm und Netz zugleich in einem Bruche liegen. Bildet die Harnblase allein den Bruch, so hat sie immer nur das Bauchfell, welches sie in der Unterleibshöhle überzieht, an der einen Fläche als Bruchsack vor sich und man hat sie daher auch zu den Brüchen ohne Bruchsack gerechnet. — Der Blasenbruch ist mit Zufällen des beschwerlichen Harnlassens verbunden, bald Drang zum Harnen, bald Harnverhaltung; die Geschwulst nimt zu, wenn sich der Harn ansammelt, sie nimt nach dem Harnen ab und man kann dieses durch einen Druck auf die Geschwulst erleichtern, hat der Kranke erst Harn gelassen, so wird durch diesen Druck von Neuem Drang dazu erregt.

In den Leisten- und Scheidenbrüchen findet man einen Theil der Harnblase am häufigsten, selten fällt sie in dem Mittelfleische und der weißen Linie vor. Ist der Bruch neu entstanden, so kann er leicht zurückgebracht und zurückgehalten werden, wobei man wie bei den Darmbrüchen verfährt. Ist aber der Bruch schon alt, so muß der Kranke nach der Taxis die Rückenlage einige Zeit beibehalten und es ist der Harn oft durch den Katheter zu entleeren.

4) Eierstockbruch (H. ovarii); in einigen seltenen Fällen hat man (Pott, Lassus, Camper) die Eierstöcke allein oder mit Därmen in dem Bruchsacke von Leisten-, Mittelfleisch- oder hintern Schamlefzen- und Hüftbeinausschnitt-Brüchen gefunden. Liegt ein Eierstock in einem Leistenbruche, so soll man dieses aus der schiefen Lage der Gebärmutter erkennen, auch soll die Kranke in der Geschwulst Schmerzen empfinden, wenn man den Muttermund berührt.

Falsche Brüche, welche man einzeln Blutbruch, Blutaderbruch, Fleischbruch und Wasserbruch nent, sind Krankheiten des Hodensackes, des Samenstranges, und der Hoden; sie sind unter diesen Artikeln nachzuschlagen.

Hirnbruch suche man unter Hirn.

Der krankhafte Zustand, welchen wir Brüche nennen, war den Ärzten der ältesten Zeiten wohl bekant, allein durch Zergliederung nicht belehrt, hatten sie sehr unvollkommene und irrige Vorstellungen von der Bildung derselben. Man nahm zwar an, daß Erschlaffung der Bauchwände die Ursache von Brüchen seyn könne, war aber doch der Meinung, daß das Bauchfell in den meisten Fällen zerreiße, ja Galen und die ihm folgten, bis auf Leonidas aus Alexandrien, nahmen an, daß dieses immer der Fall sey. Selbst zu Anfang des 17. Jahrh. vertheidigte unter Andern Purmann diese Meinung. In jenen frühen Zeiten bezog sich daher der Heilplan nur darauf, die zerrissenen oder erschlafften Theile durch zusammenziehende Mittel oder die Operation zur Vereinigung zu bringen. Zum Gebrauch für Erwachsene bediente man sich der Bruchbänder noch gar nicht, nur bei Kindern versuchte man, nach Celsus, die Heilung zuerst durch den Verband, und wenn sie nicht gelang, erst durch die Operation. — Die Heilmittel wurden meistens nur örtlich als Umschläge, Spiritus, Salben und Pflaster (Emplastr. contra rupturas) angewendet, bestanden im Allgemeinen aus adstringirenden, narcotischen, balsamischen oder geistigen Mitteln, zu ihren Hauptbestandtheilen gehörten: Galläpfel, Wermuth, Salbey, Lorbeerbeeren, Cypressennüsse, Granatäpfel, Eichelmisteln, Schierling, Bruchkraut, Drachenblut, Myrrhe, Mastix, Weihrauch, rother Wein, Alaun, Blutstein u. dgl. Vidius

hat 2 Pflaster bekant gemacht, deren ähnliche bis ins 18. Jahrh. noch gebräuchlich waren; das eine bestand aus Bleiglätte, Drachenblut, Blutstein, armenischer Erde, Opium, Mastix, Ammoniak-Gummi, Mumie, Galbanum, Weihrauch, Costuswurzel, Regenwürmern, schwarzem Pech, Kolophonium, rothem und weißem Wachs, Beinwell, rothen Rosen, Myrrhe, Aloe, gebranntem Seetang, Galläpfeln, Granatblüthen, runder Hohlwurzel, Eichenmistel, Terpentin, Menschenblut und den schleimigen Theilen gekochter Widderfelle. Ludwig XIV. vertheilte selbst ein Geheimmittel, welches er von einem Prior de Cabriere erkauft hatte. Es bestand aus Salzgeist und rothem Wein zum innerlichen, und zusammenziehenden Mitteln zum äußeren Gebrauch. Und so wie die Bruchoperationen in Frankreich gegen Ende des 17. Jahrh. den Gebrauch solcher Heilmittel weit nachgesetzt wurden, weil sie bei der Unzweckmäßigkeit und Rohheit, mit welcher sie verrichtet wurden, so oft einen tödtlichen Ausgang hatten, so war dieses auch in Teutschland der Fall, wo die Helmontianer mehre Arcane gegen die Brüche ausgaben und die Operation ganz verwarfen. Dem in jener Zeit herrschenden Geiste entsprechend, fehlte es auch nicht an abergläubischen Mitteln. Nach Marcellus soll man, um Brüche bei kleinen Kindern zu heilen, einen jungen Kirschbaum, der wurzelfest ist, der Länge nach spalten und das Kind hindurch gehen lassen. Magnat erzählt, daß man ein Loch in einen Eichbaum bohre und den kleinen Kranken hineinsetze, oder man lasse den Kranken ein noch warmes Hünerei austrinken, fülle die Schale mit dem Harne des Kranken, worauf sie in den Schornstein gehangen werde. Ähnliche Mittel haben Geiger (Celegraphia s. herniarum descriptio Cap. 5. S. 43 — 46.) und Borichius (Bibl. chir. T. II. S. 359. 395. und 408.) aufgezeichnet. — Da die oben genannten Mittel in vielen Fällen fruchtlos angewendet wurden, und man in den frühesten Zeiten bis zum 16. Jahrhunderte die Bruchbänder bei Erwachsenen gar nicht oder doch selten gebrauchte, so blieb nun noch die Operation der auch nicht eingeklemmten Brüche übrig, um die radicale Kur zu bewirken, wozu man verschiedene Methoden ersann, die ich oben angeführt habe. Wenn gleich im 16. u. 17. Jahrhunderte der Gebrauch der Bruchbänder schon allgemeiner wurde, wie wir aus den Werken des Ambr. Paré, Forest, Fallopia, Fabriz. v. Hilden, Fienus, Plenks, Scultet, Dionis, Purrmann, Manget und Rößler sehen, in welchen das Anlegen von Bruchbändern empfohlen wird, so verließ man sich doch auf dieselben nicht allein, sondern gebrauchte zugleich Bruchpflaster und andere von den oben genannten Heilmitteln, selbst Hofmann rühmt noch ein Bruchpflaster, welches mehre Bestandtheile des von Vidius angegebenen enthält. Auch bewirkten die Unbequemlichkeiten und die geringe Hilfe, welche die in jenen Zeiten noch sehr rohen und der Bildung der Theile nicht entsprechenden Bruchbänder herbeiführten, daß die berühmtesten Wundärzte bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts der Bruchoperation in den meisten Fällen den Vorzug gaben, dahin erklärt sich selbst noch Sharp in seinem traité des opérat. de chirurg. S. 79. Die Bruchoperation war aber lange Zeit nicht gut bestellt, wie aus der oben gegebenen Übersicht erhellet, theils auf eine sehr schmerzhafte Weise, theils fast immer, selbst durch das Mittelalter noch, mit Verlust der Hoden verrichtet. Daher wahrscheinlich beschäftigten sich die gelehrten Wundärzte dieses Zeitalters gar nicht mit dieser Operation, sondern überließen sie herumziehenden Bruchschneidern; diese waren bis ungefähr zur Mitte des 17. Jahrh. meistens Spanier, sie drängten den Hoden in die Unterleibshöhle zurück, und nähten den Bauchring mit Golddraht zu; und bis zum 18. Jahrh. meistens Italiener aus Norcia, deren Verfahren immer mit dem Verluste der Hoden durch Castration verbunden war.

Ambros. Paré war der Erste, welcher sich mit Kraft dieser ungeschickten Behandlungsweise der Bruchkranken widersetzte. Er empfahl gut angelegte Bruchbänder in Verbindung mit zusammenziehenden Mitteln, und lehrte, auf triftige Gründe gestützt, zum großen Vortheil jener Leidenden, daß die Leistenbrüche ohne Castration operirt werden können. Doch zweifelten noch Mehre an der Zweckmäßigkeit der Vorschriften Parés und blieben bei der alten Methode, bis die Zergliederungskunde mehr Aufschlüsse über die Bildung der Brüche verschafft hatte. In den Schriften des Peter Franco findet man schon Spuren einiger richtigeren Ansichten über die Bildung der Brüche, er hatte sich los gemacht von der irrigen Meinung, daß ein Riß des Bauchfelles bei den meisten Brüchen vorhanden sey, doch blieb er noch bei der Umwickelung des Samenstranges mit dem Golddraht und die einflußreichere bessere anatomische Kentniß der Brüche begint erst mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, als Joh. Mery jenen alten Irrthum von Zerreißung des Bauchfelles gründlich widerlegte (Mém. de l'acad. de Chir. an. 1701. S. 59.) und an Franz Wiedemann in Teutschland einen eifrigen Vertheidiger seiner Meinung fand (Bericht vom Stein- und Bruchschnitt, Augsburg 1709.). Von dieser Periode an machte die Lehre von den Brüchen zuerst in Frankreich bedeutende Fortschritte; Garengeot, Le Dran, Petit, verbesserten die Operationsmethoden und die Bruchbänder, Arnaud bezeichnet einen neuen wichtigen Zeitraum für jenen Gegenstand, durch die erste vollständigere Monographie. Er handelt die Bruchoperation vorzüglich gut ab, und macht auf die Erweiterung der Bruchspalte ohne Schnitt aufmerksam, wozu er die jetzt noch gebräuchlichen Haken empfiehlt, schade daß er die Bruchbänder nicht mit derselben Sachkentniß betrachtete. Mery, Ramdohr und de la Peyronie lehrten die Behandlung der durch Brand zum Theil zerstörten Gedärme. — In Teutschland lehrte Haller zuerst die wahre Beschaffenheit der angebornen Brüche, welche später durch W. Hunter, Sharp, Percival Pott, Lobstein, Martin, Sandifort und J. F. Meckel noch genauer erforscht wurde. Günz und Zach. Platner förderten durch Sammeln, Ordnen und Sichten die Kentniß von den Brüchen im Allgemeinen. Le Blank erneuerte die von Arnaud schon empfohlene Erweiterung der Bruchspalte ohne Schnitt und machte eigene Instrumente dazu bekant. — Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte aber die Lehre von den Brüchen, besonders die Fertigung der Bruchbänder viele Lücken; mehre sehr brauchbare Vorarbeiten lagen bereit, allein zerstreut, nicht ge-

ordnet, nicht geläutert durch richtige und scharfblickende Kritik, da erschien Richter's berühmtes Werk über die Brüche (1778), welches allen Anfoderungen jener Zeit in hohem Grade entsprach, und dessen Hauptlehren bis jetzt noch zur Grundlage jeder besseren Bearbeitung dieses Gegenstandes gedient haben. Es bedurfte nun nur noch der Verbesserung und weiteren Ausbildung einzelner Theile jener Lehren, welches auch durch die Arbeiten mehrer trefflichen Männer fast bis zur Vollendung geschehen ist. Gleichzeitig mit Richter arbeitete in Holland Camper über die Brüche und förderte die Kentniß derselben durch seine trefflichen Abbildungen und die Abhandlung über die Bruchbänder (1771). In Frankreich erschien einige Jahre später Juville's Schrift über die Bruchbänder (1786), in welcher dieser Gegenstand gründlich abgehandelt und bereichert ist. Die noch fehlende wichtige Erörterung über die Bildung der Leistenbrüche vollendete Hesselbach, er zeigte zuerst die wahre Beschaffenheit und die Unterschiede des inneren und äußeren Leistenbruches (1806), später erst wurden diese Bruchарten auch durch die trefflichen Kupferwerke A. Cooper's und Scarpa's anerkant und erläutert. Chopart und Desault, Walter, Richter, Bernstein und Roux hatten zwar schon den äußeren Schenkelbruch angedeutet, indessen wurde von mehren Wundärzten, Monro, Coles, Lawrence und Langenbeck daran gezweifelt, daß die Eingeweide neben der äußeren Fläche der Schenkelgefäße hervorgedrängt werden können, und Hesselbach der Sohn hat daher durch seine genaue Zergliederung und Beschreibung jener Bruchart eine sehr verdienstliche Arbeit unternommen (Neuer Chiron I. B. 1. H. S. 91. Würzburg 1821.). Über die Richtung des Schnittes zur Erweiterung der einklemmenden Bruchspalte bei den Leisten- und Schenkelbrüchen wurde viel gestritten und mehre Wundärzte bemühten sich die zweckmäßigste Stelle zum Einschnitt anzugeben, wie ich oben bereits angeführt habe; die eben genannten Arbeiten trugen vorzüglich dazu bei, diesen Theil der Operation ins Reine zu bringen; in Beziehung auf den Schenkelbruch erschien schon früher eine sehr interessante Schrift in Spanien, die aber erst spät in Teutschland bekant wurde, von Gimbernat (Nuovo Metodo di operar en le hernia crural, Madrid. 1798), in welchem das jetzt noch nach dem Verf. benannte Band (ligamentum Gimbernati), der wahre Sitz der inneren Einklemmung bei Schenkelbrüchen und die Richtung des sichersten Schnittes beschrieben wurde. Alex. Monro verbreitete diese Operationsweise in England, Scarpa in Italien, Schreger und Langenbeck in Teutschland. Sömmerring gab die trefflichen Camperschen Abbildungen von den Brüchen heraus und schrieb die unten genannten gehaltvollen Abhandlungen, durch deren eine, wie durch die Arbeiten von J. F. Meckel und Oken die Ansichten über die Bildung der Nabelbrüche berichtigt wurden. Bruninghausen verbesserte die Nabel- und Leistenbruchbänder, (hievon so wie über andere Verbesserungen der Bruchbänder in dem Art. Bruch), Rudtorfer, Kern und Wattmann machten sich um die Lehre von der Behandlung eingeklemmter Leisten- und Schenkelbrüche verdient, Schreger durch die Mittheilung mehrer lehrreichen Fälle über hintere Schamlefzenbrüche, Brüche durch den Hüftbeinausschnitt und den noch ganz übersehenen Mastdarmbruch, Scarpa neuerdings durch seine Abhandlung über die Mittelfleischbrüche, J. Cloquet durch die genaue Beschreibung der Leistengegend und der verschiedenen Bildungen des Bruchsackes, Gadermann durch genaue Beschreibung des Hüftbeinlochbruches, Lawrence und Langenbeck lieferten nützliche Arbeiten über die Brüche im Allgemeinen; ob es mir gelungen ist durch meine Arbeiten die Lehre von den Brüchen zu fördern, überlasse ich der Beurtheilung anderer Wundärzte.

In Hinsicht der Behandlung der Kothfisteln und des widernatürlichen Afters ist vor allen der Bemühungen und Arbeiten Desault's, Schmalkalden's und Dupuytren's rühmend zu gedenken. (*Schmalkalden* Diss. nov. meth. intestina uniendi. Viteb. 1798. Anzeige einer von dem Prof. Dupuytren erfundenen Operationsweise zur Heilung des Anus artificialis, nebst Bemerkungen von Reissinger. Augsburg 1817. Eine Abhandlung über denselben Gegenstand, von Breschet, a. d. Franz. v. D. Ficker in Gräfe's u. a. Walther's Journ. f. Chir. II. 2. u. 3. St. und in *Jalade-Lafond* considérations sur les hernies abdominales. Paris 1822.)*). (*Seiler.*)

Bruchband (**Bracherium, Amma**), ist ein Verbandstück, welches dazu bestimmt ist, die in Brüchen vorgefallenen Theile, nachdem sie zurück gebracht worden sind, zurück zu halten, in manchen Fällen auch die Radicalkur der Brüche zu bewirken.— Die wesentlichen Stücke eines jeden Bruchbandes sind: die Pelotte, der Kopf oder das Kissen, und ein Leibgürtel oder der Körper; nicht in

---

*) Einige Schriften, welche den gegenwärtigen Standpunkt der Lehre von den Brüchen bezeichnen und auf welche ich mich in obiger Darstellung bezogen habe: *Camper* icones herniarum edit. a. Sam. Th. *Sömmerring*. Francof. 1801. Anat. chir. Abhandl. über den Ursprung der Leistenbrüche, von F. C. Hesselbach. Würzburg 1806. Desselben neueste anatom. pathol. Untersuchung über den Ursprung und das Fortschreiten der Leisten- und Schenkelbrüche. Würzburg 1815. The Anatomy and surgical Treatment of inguinal and congenital hernia, by *A. Cooper*. Lond. 1804. The Anatomy of crural and umbilical hernia, by *A. Cooper*. Lond. 1807. *Scarpa* sul ernie, memorie anatomico chirurgiche. Milano 1809., zweite Ausgabe 1821. Anatom. chirurg. Abhandl. über die Brüche v. A. Scarpa. A. d. Itl. übers. mit Zus. vers. v. B. W. Seiler 2. Ausg. Leipz. 1822. Scarpa's neue Abhandl. über die Schenkel- und Mittelfleischbrüche, nebst Zus. v. B. W. Seiler. Leipz. 1822. A Treatise on Ruptures by *W. Lawrence*. 3. edit. London 1816. Übers. v. van den Busch. Bremen 1816. Langenbeck's Abhandlung von den Leisten- und Schenkelbrüchen. Göttingen 1821. Über die Vorlagerungen in der Leistengegend, v. Jos. Wattmann. Wien 1815. Neue Methode, den Schenkelbruch zu operiren, v. Ant. de Gimbernat. A. d. Span. mit einem Nachtrag über die Operat. d. Schenkelbruches v. Schreger. Nürnberg 1817. Über die Nabelbrüche. Gekr. Preisschr. v. Sömmerring. Frankf. a. M. 1811. Preisschr. über die Nabelbrüche v. Oken. Landshut 1810. Über die Brüche am Bauche, außer der Nabel- und Leistengegend. Gekr. Preisschr. v. Sömmerring. Frankf. a. M. 1811. Recherches anatomiques sur les hernies de l'abdomen, p. *J. Cloquet*. Paris 1817 u. 1819. II. Vol. Gemeinnütziger Unterricht üb. d. Brüche und den Gebrauch der Bruchbänder, v. Bruninghausen. 2. Aufl. Bamb. 1816. Mieg Unterricht für Bruchkranke. Basel 1809. Diese beiden zuletztgenannten Schriften enthalten die besten Vorschriften für Nichtärzte, wie sich Bruchkranke zu verhalten haben.

allen Fällen nothwendig sind die Beinriemen oder andere Riemen und Vorrichtungen, um das Bruchband in einer zweckmäßigen Lage zu erhalten. Die Pelotte ist ein rundes oder ungleichförmig länglich rundliches Kissen, dessen äußere Fläche platt, die innere, dem Bruch zugekehrte aber meistens mehr oder weniger gewölbt, seltener auch platt oder concav gefertigt wird. Auf der äußeren Fläche sind Knöpfe, Haken oder Schnallen zur Befestigung des Leibgürtels und des Beinriemens, und Klammern zum Durchziehen derselben angebracht. Man fertigt die Pelotte aus einer hölzernen oder metallenen Platte zur Grundlage, und gibt ihr die nöthige Wölbung durch Füllung des ledernen Überzuges mit Rehhaaren und Wolle oder Roßhaaren. Die Pelotte muß nicht allein nach den verschiedenen Hauptbrucharten, sondern auch nach der individuellen Bildung der Kranken und zuweilen auch nach der besondern Form und übrigen Beschaffenheit des Bruches in einzelen Fällen eine verschiedene Form haben. Zahlreich sind auch die Vorschläge, um den Pelotten durch die Art ihrer Fütterung, Form, Federn und Schrauben eine festere Lage zu sichern, von denen ich die wichtigeren unten angeben werde. — Der Leibgürtel ist nach den beiden Hauptabtheilungen der Bruchbänder in unelastische und elastische, aus verschiedenem Material gefertigt. Bei den unelastischen Bruchbändern besteht derselbe aus einem Riemen von Leder oder Barchent, bei den elastischen, aus einem elastischen Bandförmigen 8 bis 10 Linien breiten Segmente eines Zirkels von verschiedener Länge, welches am besten aus reinem, feinkörnigen, harten und doch zugleich elastischen Stahl gefertigt wird. Bei diesem Bruchbande hat man den Theil der Pelotte oder des Kopfes, welcher denselben mit dem Leibgürtel oder Körper zunächst verbindet, Hals genant. — Die Beinriemen sind Riemen von Leder oder Barchent, welche hinten an den Körper und vorn an die Pelotte befestigt werden, um diese fester gegen den Bauchring anzudrücken und das Verschieben des Bruchbandes zu verhüten. Das Tragen derselben wird erleichtert, wenn man Spiralfedern (**Bretelles**) nach Art der elastischen Hosenträger in dieselben einnähen läßt. Die Beinriemen sind entbehrlich, wenn der Bruch nicht groß ist und der Unterleib mäßig hervorragt. Unentbehrlich sind sie bei dem unelastischen Bruchband, bei Hodensackbrüchen, bei eingesunkenem Unterleib, wo die Pelotte aufwärts steigt, wenn der Kranke am Husten oder Schnupfen leidet, wobei er häufig nießt. Um den Beinriemen in mehren Fällen entbehrlich zu machen, kann man dann, wenn sich die Pelotte nach aufwärts verschiebt, dadurch helfen, daß man den Knopf zur Befestigung des Leibgürtels am Hals anbringt; sinkt sie zu tief hinab, so befestigt man denselben tief unten an der Pelotte. Gleitet der hintere Theil der Feder über das Gesäß hinab, so muß man ein Band in Form eines Hosenträgers, von jenem Theile an über die Schultern hinweg an die Pelotte befestigen. Bei einzelen Brucharten sind noch andere Riemen zur Befestigung nöthig, welche ich bei Beschreibung der Bänder für dieselben angeben werde; außer diesen hat man aber noch mehre Künsteleien, Schrauben, Federn, Gewinde und dergleichen an den Bruchbändern angebracht, die aber nach dem Urtheile der meisten wissenschaftlich gebildeten Wundärzte unnütz sind. Sie erfüllen ihren Zweck nicht, oder doch nicht besser, als ein andres gutes, elastisches Bruchband; machen diese theurer, complicirter, nicht selten unbequemer und meistens zerbrechlicher. Ein einfaches, gutes, elastisches Bruchband bleibt für die Mehrzahl, das unelastische für wenige Fälle das brauchbarste Verbandstück.

Ein gutes Bruchband muß aber folgende Eigenschaften besitzen: 1) es muß überall an den Theilen, um welche herum es angebracht wird, genau anliegen; 2) die Kraft der Feder muß dem Widerstande, welchen die vordringenden Eingeweide leisten, vollkommen angemessen seyn; 3) die Pelotte soll die Größe und Richtung haben, daß sie die Bruchöffnung vollkommen und hinlänglich kräftig drückt, damit kein Theil unter derselben vortreten kann; 4) es muß diese auch bei körperlichen Bewegungen ihren Stand auf der Bruchöffnung unverrückt behalten; 5) das ganze Bruchband soll stark und einfach seyn, seinen Zweck erfüllen, ohne daß es, wenn sich der Kranke an das Tragen desselben gewöhnt hat, Beschwerden verursacht. In den meisten Fällen ist ein elastisches Bruchband dem nicht elastischen vorzuziehen, jenes kann der Form der Körpertheile, um welche herum es angelegt wird, leicht und gut angepaßt werden, es drückt immer gleich stark, und am stärksten auf der Bruchstelle. Das unelastische Bruchband sitzt, nach der verschiedenen Ausdehnung des Unterleibes bald zu fest, bald zu locker, wird es fest angelegt, so halten die Kranken den starken Druck meistens nicht aus, wird es lockerer befestigt, so können Theile unter der Pelotte vorfallen, und den Kranken der Gefahr der Brucheinklemmung aussetzen. Doch kann man das unelastische Bruchband nicht immer ganz entbehren, für arme Leute, welchen das elastische Bruchband zu theuer ist, bei kleinen Kindern, wegen der öfteren Verunreinigung, wodurch die Feder bald verdorben wird, und bei manchen individuellen Formen des Unterleibes, durch welche bewirkt wird, daß die Kranken den Druck der Feder nicht vertragen können, wenn den Kranken die Feder des Nachts im Liegen Beschwerden macht und im Bade, um das elastische Bruchband zu schonen.

Die Form der Bruchbänder muß nach der Bruchart und nach der individuellen Körperbildung des Kranken gefertigt werden; was diese anbetrifft, so muß man die oben angegebenen, allgemeinen Regeln beachten und den Körperbau des Kranken genau berücksichtigen; in Hinsicht der Brucharten sind folgende Regeln über die Structur der Bruchbänder im Allgemeinen aufzustellen.

1) Leistenbruchbänder; der Umfang des Unterleibes bildet am oberen Theile der Beckengegend im Durchschnitte eine unregelmäßige Ellipse, die an der Bruchstelle stark eingedrückt ist, diesem Durchschnitte folgt die Feder bis ungefähr zur Mitte des Hüftbeinkammes, dann schneidet sie denselben in schiefer Richtung nach abwärts; da der Unterleib von der Leistengegend aus, etwas hervorsteht, und mit der Einbiegung in dieser Gegend einen Winkel bildet, so muß die Pelotte und der ihr zunächst liegende Theil der Feder genau in dem Winkel gebogen seyn, den der untere Theil des Unterleibes mit dem Schambeine bildet. Der Theil der Feder, welcher auf dem Hüft- und Kreuzbeine liegt, muß eine entgegengesetzte Richtung haben, weil die Hüften und die untere

Gegend des Kreuzbeines unten dicker ist, als oben, der untere Rand ist nach auswärts, der obere nach einwärts zu richten. Bei kleinen Brüchen ist es hinreichend, wenn die Feder bis 2 Zoll weit jenseit der Mitte des Kreuzbeines hinausreicht oder $\frac{8}{12}$ des ganzen Umfangs des Unterleibes beträgt, wie Richter und nach ihm die meisten Wundärzte die Länge derselben bestimt haben. Sind aber die Brüche groß, so drückt ein solches Band nicht hinlänglich, die leichteste Bewegung hebt das Gleichgewicht zwischen Kraft und Gegenwirkung auf, das Bruchband verliert die Festigkeit seiner Lage und die Theile können unter der Pelotte vorfallen. In diesen Fällen ist das Campersche Bruchband zu empfehlen, dessen Feder um $\frac{11}{12}$ des Umfanges des Unterleibes herumreicht. — Das elastische Leistenbruchband liegt quer hinter dem letzten Lendenwirbel und dem obern Ende des Kreuzbeines, geht von da nur wenig schräg nach abwärts, um die Wölbung der Hüfte herum, zwischen der Krone des Hüftbeines und großen Umdreher; von dem vorderen Ende des Hüftbeinkammes steigt es stärker nach abwärts, so, daß die Pelotte in der Leistengegend 3 bis 4 Zoll tiefer liegt, als das hintere Ende der Feder. Die Pelotte darf nicht auf dem vorderen Rande des horizontalen Astes des Schambeines aufliegen, sondern ihr unterer Rand soll diesen Knochen nur bestreichen, und ihr innerer Rand an dem Höcker des Schambeins schief einwärts nur anliegen, um den Bauchring bis über seinen inneren Winkel zu bedecken. Es wirkt dieses Bruchband im Allgemeinen nach der Weise eines Hebels der dritten Art, die Kraft liegt in der Mitte der Convexität der Feder, die Last an der Pelotte, das Hypomochlion am Ende der Feder; je besser dieses befestigt ist, desto anhaltender und gleichförmiger wird es den Druck gegen die Bruchstelle ausüben. Ein Bruchband, welches jenen Anfoderungen entspricht, wird bei dem Gehen und andern gewöhnlichen Bewegungen immer unverrückt in seiner Lage bleiben. Die Druckkraft der Feder muß nach der Heftigkeit des Andrangs der in dem Bruche enthaltenen Eingeweide, nach der Größe und Beschaffenheit des Bruches verschieden seyn. In den meisten Fällen wird der Druck hinreichen, wenn die Elasticität der Feder die Pelotte mit einer Kraft, die vier Pfunden gleich ist, gegen den Bauchring andrückt. Bei Personen, die sich viel bewegen, ist eine stärkere Elasticität und so umgekehrt, erfoderlich. — Die Pelotte des äußeren Leistenbruches muß eine längliche, halbeiförmige Gestalt haben, ihr Längendurchmesser betrage für einen Körper von mittlerer Größe, 3 Zoll P. M., der Querdurchmesser nehme von außen nach innen zu; da, wo die Pelotte auf den inneren Leistenring oder den Eingang in den Leistenkanal drückt, betrage er 1 Zoll, innen, wo sie auf dem äußeren Leistenring liegt 2 Zoll; der Längendurchmesser laufe mit dem Bruchsackhals und dem Leistenkanal parallel. A. Cooper will zwar, daß das Bruchband nur auf den innern Leistenring drücke, dieses ist aber nur bei einer Anlage zu einem Bruche hinreichend. — Bei dem inneren Leistenbruche muß der Hals der Feder etwas länger seyn, als bei dem äußeren Leistenbruche; die Pelotte muß eine mehr rundliche Form haben. Die eiserne Platte, welche der Pelotte zur Grundlage dient, gleiche fast einem rechtwinklichten Dreieck mit abgerundeten Ecken, dessen Basis etwas über zwei, die Höhe drei Zoll beträgt. Die Pelotte wird so gerichtet, daß die innere Fläche ihres unteren Winkels auf dem vorderen Rande des horizontalen Astes des Schambeines drückt und sich nach hinten krümmend um denselben herum greift. Juville hat zwar als Regel aufgestellt, daß es hinreiche und vortheilhafter sey, wenn die Pelotte nur auf den Bauchring drücke, allein die Mehrzahl der Wundärzte hat für die oben angegebene Meinung Richter's entschieden, die Pelotte hat beim Druck gegen das Schambein eine festere Lage und der Bruch wird sicherer zurückgehalten (Hofer's Lehrsätze des chir. Verbandes II. Th. 2. Abth. S. 196. Stark's Anweis. zum chir. Verb. S. 265.). Sollte der Samenstrang so stark gedrückt werden, das es Schmerzen verursacht, so wird eine Pelotte mit der Spiralfeder, deren elastischer Theil über dem Schambeine liegt, helfen.

Hat der Kranke auf jeder Seite einen Leistenbruch, so ist es am sichersten auf jeder Seite ein Bruchband anzulegen, die vorn und hinten durch Riemen vereinigt werden. Es können zwar auch an ein Bruchband beide Pelotten befestigt werden, allein hiezu ist nur zu rathen, wenn man versichert seyn kann, daß der Bandagist ganz genau arbeitet und in der Nähe des Kranken lebt, um die Bruchbandfeder mit den Pelotten vor Vollendung der Arbeit anprobiren und vollkommen anpassen zu können.

2) Schenkelbruchbänder; diese unterscheiden sich von den Nabelbruchbändern nur dadurch, daß der Hals kürzer, die Pelotte länglich-oval und ihre Convexität stärker ist.

3) Nabelbruchbänder. Bei den erworbenen Nabelbrüchen kleiner Kinder reicht ein einfacher Verband zur Radicalkur meistens hin. Man legt, nachdem die Eingeweide zurück gebracht worden sind, eine der Größe des Bruches angemessene convexe Pelotte auf die Bruchstelle. Es ist gleich, aus welchem Material dieselbe geschnitten ist. Man wähle dazu eine halbe Muskatnuß, oder einen convex geschnittenen Kork, den man mit einem Stückchen Heftpflaster überzieht, bediene sich der Brunninghausenschen Nabelschildchen von Buchsbaumholz, mit starker Hervorragung, die nach und nach kleiner gemacht wird, so wie sich die Bruchspalte verengert (Loder's Journ. f. Chirurg. III. B.), oder bilde sie nach Schreger und mit Heftpflaster bestrichenen graduirten Compressen (Vorrede zu Juville über die Brüche S. VIII.). Die Pelotte wird durch einen langen Heftpflasterstreifen, der um den ganzen Unterleib herumreicht und über demselben sich kreuzt, oder durch ein viereckiges Stück Leinwand, welches man mit Heftpflaster bestrichen hat, befestigt, und darüber wird eine gewöhnliche Nabelbinde angelegt. Ist das Kind sehr unruhig, so läßt man ein Leibchen von Barchent mit eingenähtem Fischbein fertigen, und über die Pelotte anlegen, oder diese an jenes befestigen. Stark's Verband (Anleit. z. chir. Verband S. 245.) ist wegen der Beinriemen beschwerlich. Haben sich die Gedärme zurückgezogen, so wird die convexe Pelotte mit einer platten Pelotte vertauscht, sonst schließt sich die Bruchöffnung nicht gehörig. Für Kinder die schon laufen und

für Erwachsene sind aber kräftigere Befestigungsmittel nöthig. Die mannigfachen Nabelbruchbänder, welche man von den ältesten Zeiten bis jetzt in Vorschlag gebracht hat, lassen sich in folgende Abtheilungen bringen; 1) unelastische Nabelbruchbänder; sie bestehen aus einem Leibgürtel von Barchent oder Leder und einer Pelotte von verschiedenem Material, sie reichen bei Kindern und kleinen Brüchen öfters hin, sind aber doch nicht so bequem als die elastischen; 2) elastische Nabelbruchbänder; von diesen hat man wieder drei Unterabtheilungen zu bemerken: a) durch die Pelotte allein elastisch, indem in oder auf derselben eine Feder angebracht wird. Hieher gehören: das Suretsche Nabelbruchband, es enthält die Feder in einer hohlen Pelotte, der Mechanismus ist sehr zusammengesetzt, Richter hat dasselbe verbessert, die Federn sind äußerlich auf der Pelotte angebracht; das Juville-Suretsche Nabelbruchbd., die Federn sind auch auf der Pelotte, und neben derselben sind zwei pyramidenförmige Stahlplättchen angebracht, die mit dem Leibgürtel in Verbindung stehen und denselben in etwas elastisch machen. Eine Spiralfeder von Stahl, wie eine pyramidalisch geformte Uhrfeder in der Pelotte, wahrscheinlich von Monikhoff zuerst angebracht, unter dem Namen des Monroschen Nabelbruchbandes bekant (Monro's sämtliche Werke a. d. E. 1782. S. 178. Taf. IV. Fig. 3. u. 4.). Bell fügte noch zwei Schulter- und einen Beinriemen bei (Bell's Lehrb. d. Wundarzneik. V. B. Taf. 68. Fig. 3.). b) Durch elastische Leibgürtel; die Feder wie bei einem Leistenbruchbande, nur mit in einer Fläche liegendem Hals und Pelotte, diese entweder rund oder oval; dieses Bruchband wurde von mehren Wundärzten empfohlen, von Platner, Camper, de Launnoy, Richter u. A. Das Squirische Nabelbruchbd.: zwei Federn und eine kleine mit einer Schraube versehene Pelotte. Wegen der Nachgiebigkeit und häufigen Veränderlichkeit des Umfanges des Unterleibes, sind diese Federn für Nabelbrüche im Allgemeinen nicht zu empfehlen, nur in den Fällen sind sie nöthig, wo der Druck des mit Spiralfedern im Leibgurt versehenen Bruchbandes nicht hinreicht. Theden empfahl ein Stück elastisches Harz an den Anfang des Leibgürtels neben der Pelotte zu befestigen, dieses wird aber durch die Wärme zu nachgiebig. Die besten Nabelbruchbänder werden mit messingenen Spiralfedern (Bretelles) in dem Leibgürtel gefertigt, wie dasselbe Bruninghausen, Oken, Scarpa, Boyer u. A. empfohlen haben. c) Elastische Leibgürtel und Pelotte; Bruninghausen's Bruchband, eine stählerne Stahlfeder in der Pelotte und messingene Spiralfeder im Leibgürtel; Boyer's Bruchband unterscheidet sich nur dadurch, daß die Pelotte an einer Stahlplatte befestigt ist, die von dem Schambeine bis über den Nabel reicht. Bruninghausen ist zwar der Meinung, daß die Elasticität der Pelotte der vorzüglichste Theil dieser Bruchbandart sey, und daß der elastische Leibgurt entbehrt werden könne, allein mir scheint doch, wie auch Oken bemerkt, in den meisten Fällen der elastische Leibgürtel mit einer unelastischen Pelotte zweckmäßiger zu seyn, weil bei der elastischen Pelotte der Druck während der Ausdehnung des Unterleibes gerade an der Stelle gemindert wird, wo es nicht geschehen soll, die Eingeweide werden unter der Pelotte in den Nabelkanal gedrängt, und die Kranken bekommen doch keine Erleichterung, weil der größere Theil des Bandes, welcher rings um den Leib geht, nicht nachgibt. Eagland's von Hey beschriebenes N.-B. (*Hey* Pract. observ. S. 577.): zwei elastische Stahlfedern sind durch ein Charnier an die Pelotte befestigt. Das Morinsonsche N.-B. (*A. Cooper* on crur. and umbilic. hernia P. II. Pl. IX. fig. 6.): ein Leibgürtel von Stahl, der vorn durch eine elastische Feder mit der Pelotte verbunden wird. *Jalade-Lafond's* Bandage ombilical rénixigrade (Considérat. des Bandages herniaires Pl. 2.) besteht aus drei aneinander liegenden elastischen Federn. Diese zuletzt genannten Bruchbänder sind unnöthiger Weise complicirt, vertheuert und zerbrechlich.

4) Bauchbruchband; dieses ist dem Nabelbruchband gleich, nur muß die Pelotte in den meisten Fällen eine längliche Form haben, weil die Eingeweide durch eine längliche Spalte hervorgedrängt werden. Trekourt hat für Bauchbrüche eine eigene Art Bruchband angegeben. An den beiden vorderen Enden des Leibgürtels sind Pelotten angebracht, welche neben der Bruchspalte angelegt und mittels kleiner Riemen festgeschnallt werden, man soll auf diese Weise die Bruchspalte verengern. Dieser Zweck wird aber nicht erreicht, weil die Pelotte nicht so stark angezogen werden kann, um die Verengung zu bewirken und der Druck gar nicht auf die Seitenwände der Bruchspalte trifft.

5) Für den Bruch des eiförmigen Loches kann man sich eines gewöhnlichen Leistenbruchbandes bedienen, dessen Hals nach unten verlängert ist, die Pelotte muß breit seyn und schief von unten nach aufwärts auf den oberen Theil des Schambeinmuskels drücken, damit der Hauptkanal des Hüftbeinloches, nicht blos die äußere Öffnung zwischen den Schenkelmuskeln, durch welche der Bruch zunächst hervortritt, geschlossen werde. Ein Beinriemen wird bei diesem Bruchbande unentbehrlich seyn.

6) Für die Mittelfleischbrüche hat man die T-Binde mit einer conischen Pelotte und Pipelet's Bruchband (Mém. de l'acad. R. de Chir. T. IV.) empfohlen; dieses besteht aus einer elastischen Bruchbandfeder, die um den Leib befestigt wird und von welcher aus ein Beinriemen mit conischer Pelotte zwischen den Schenkeln hindurchgezogen wird. Beide Bandagen sind unvollkommen und besonders bei großen Brüchen gar nicht brauchbar. Viel zweckmäßiger ist Scarpa's Mittelfleischbruchband (Abhandlung über die Mittelfleischbrüche S. 112.). Es besteht aus einer cirkelförmigen Bruchbandfeder, die um das ganze Becken herum reicht, von welcher eine andere Feder, die ein Segment von einem Cirkel bildet, längs der hinteren Fläche des Kreuzbeines nach abwärts läuft, und indem sie sich allmälig vorwärts krümmt, an der Stelle, wo sie den Grund des Bruches von unten nach aufwärts gegen die Öffnung hin pressen kann, durch welche die Därme aus dem Becken in das Mittelfleisch hervordringen, mit einer kleinen eirunden Pelotte versehen ist.

Bruchkranke thun immer wohl, wenn sie so bald nur möglich einen Wundarzt um Rath fragen und von diesem ein für sie passendes Bruchband aussuchen lassen. Haben

sie dazu nicht Gelegenheit, so müssen sie dem entfernten Wundarzt anzeigen, von welcher Art der Bruch ist, ob einfach oder doppelt; in jenem Fall, auf welcher Seite, ob er alt ist oder neu entstanden, groß oder klein, schwer oder leicht zurück zu halten, Darm- oder Netzbruch, ob der Körperbau des Bruchkranken stark oder schwach von Knochen und Muskeln, fett oder mager, ob er eine sitzende Lebensart führt oder viele körperliche Anstrengungen zu machen hat. Diesen Angaben wird ein Maß beigelegt, welches man in den gewöhnlichen Fällen auf folgende Art nehmen kann: man nimt ein schmales Bändchen, legt dasselbe hinten über das Kreuzbein unter dem letzten Lendenwirbelbeine und vereinigt vorn beide Enden, ungefähr einen Zoll über den Geschlechtstheilen; auch bemerkt man bei einem Leistenbruche die Entfernung der Bruchgeschwulst von dem vordern obern Stachel des Hüftbeinkammes. Bei doppelten Leistenbrüchen ist die Entfernung beider Brüche von einander zu bemerken. Bei Nabelbrüchen genügt es, wenn man das Maß in einem horizontalen Cirkel um den Unterleib nimt und beide Enden des Bändchens auf der Bruchgeschwulst vereinigt. Um aber ein ganz genaues Maß, vorzüglich bei Leisten- und Schenkelbrüchen zu nehmen, ist das von Bruninghausen angegebene Verfahren zu empfehlen. Man läßt ein Stück Blei zurichten, welches etwa so dick, als ein Kronenthaler, einen Daumen breit, und anderthalb bis zwei Ellen lang seyn muß, die stärkste Sorte des Fensterbleis ist dazu brauchbar. Nachdem der Bruch zurückgebracht worden ist, legt man die Mitte dieses Bleistreifens vorn auf die Verbindung der Schambeine, und führt die beiden Enden um die Hüften herum auf das Kreuzbein, wo man sie übereinander legt, fest anzieht, und zusammen bindet, oder halten läßt. Man bezeichnet mit einigen Strichen auf dem Blei, wie weit beide Enden übereinander gehen. Dem Blei muß man die Lage am Leibe geben, die das Bruchband bekommen soll, und dasselbe an den ganzen Körper, vorzüglich aber an die Scham- und Leistengegend genau andrücken. Ist dieses geschehen, so werden die übereinander gehaltenen oder gebundenen Enden des Bleies losgelassen, daß man es, ohne seine angenommene Biegung zu verrücken, über den Leib und die Beine herunterstreifen und es so, ohne es zu öffnen, abnehmen kann. Das Blei wird nun auf einen Bogen Papier gelegt, seine beiden Enden wiederum in der vorher bezeichneten Form aneinander gefügt, und so gehalten oder gebunden. Dann zieht man mit einem Bleistifte eine Linie genau an seiner äußeren Fläche ganz herum. Diesen Bogen Papier sendet man mit den oben bemerkten Angaben über die Beschaffenheit des Bruches u. s. w. dem Wundarzt. Ist der Fertiger des Bruchbandes in dem Wohnorte des Kranken, so gibt man ihm das Modell selbst, auch sollte in diesem Falle die Feder nicht eher gehärtet werden, bis man sie dem Bruchkranken anprobirt hat. Um das Bruchband gegen Schmuz zu sichern, kann man dasselbe mit Barchent überziehen lassen, auch sollte ein jeder Kranke wenigstens zwei Bruchbänder zum Wechseln haben. Es ist gut, wenn ein Wundarzt das erste Anlegen des Bruchbandes besorgen kann, in der Folge muß aber der Kranke sich selbst damit bekant machen. Um das Bruchband anzulegen, nimt der Kranke die oben bei der Taxis angegebene, horizontale Lage mit gegen den Unterleib angezogenen Schenkeln an, das Bruchband kann schon vorläufig, jedoch ohne Befestigung, um den Unterleib gelegt werden, dann wird der Bruch nach der für eine jede Bruchart passenden Richtung zurückgebracht, die zweckmäßigste Art der Taxis lernt der Kranke bald durch das Gefühl kennen. Darauf wird die Pelotte auf die Bruchstelle gerückt und der Leibgurt, wenn es nöthig ist auch der Beinriemen, an derselben befestigt. Die Pelotte liegt sicherer, wenn man eine Compresse von Mousselin unter dieselbe legt. Man legt nämlich ein Stück Mousselin so vielfach zusammen, daß ein ¼ Zoll dicker Bausch gebildet wird; dieser muß, mit Ausnahme der inneren schmalen zulaufenden Seite der Pelotte, auf jeder Seite einen Zoll breit hervorragen, die Ecken desselben werden auf- und vorwärts gebogen (Neue Erfindung und Belehrung für Bruchkranke, Leipz. 1802.). Ist das Bruchband das erste Mal angelegt, so muß man einige Proben machen, um zu sehen, ob es gut anliegt. Man lasse den Kranken aufstehen, einige Schritte gehen, leichte Bewegungen machen und einige Male husten; dringt ein Theil unter der Pelotte hervor, so ist es ein Zeichen, daß das Bruchband nicht paßt und man muß ein anderes auswählen; der Pelotte kann man wol durch leichtes Biegen eine passendere Richtung zu geben versuchen, im übrigen kann man ihr aber durch Drehen und Biegen die zweckmäßige Form nie geben. Sollte das hintere Ende der Bruchbandfeder drücken, so kann man auch unter dieses ein kleines Kißchen oder eine Compresse legen. Im Anfange kann man das Bruchband etwas lockerer anlegen, damit sich der Kranke an den Druck gewöhne, aber bald muß man dasselbe fester anziehen, weil das Leder und die Fütterung nachgibt. Das ununterbrochene Tragen des Bruchbandes, bei Tag und bei Nacht, ist unerläßlich, nur im Anfange kann man dem Kranken gestatten, dasselbe bei der Nacht abzulegen, wenn der Schlaf gar zu sehr gestört werden sollte. Auch bei dem besten Bruchbande muß man solche Anstrengungen meiden, bei denen der Bruch leicht austreten kann. Beim Husten, Nießen oder Brechen sollte man die Pelotte jederzeit mit der Hand fester andrücken, oder bei jenen Anstrengungen sich niedersetzen und den Körper vorwärts beugen. Die jetzt üblichen hoch hinaufgehenden Beinkleider, die durch Hosenträger gehalten werden, sind für Bruchkranke am passendsten. Treten Theile unter der Pelotte hervor, so geschieht dieses immer an dem unteren Rande, der Kranke fühlt dann Schmerz und Geschwulst; ist dieses der Fall, so muß er sich sogleich auf den Rücken legen, das Vorgefallene zurück bringen und das Bruchband fester anlegen, geht der Bruch nicht leicht zurück, so muß man bald einen geschickten Wundarzt holen lassen und bis zu dessen Ankunft die Lage auf dem Rücken beibehalten, es ist dann Gefahr der Einklemmung vorhanden. Bei Entzündung des Samenstranges, der Hoden, der Leistendrüsen oder anderer Theile in der Nähe des Bruches muß das Bruchband abgelegt werden.

Es kann den Bruchkranken nicht dringend genug empfohlen werden, daß sie sich an erfahrene Wundärzte oder anerkannt geschickte Bandagisten wenden, um sich ein recht brauchbares Bruchband fertigen oder auswählen zu

lassen, daß sie nicht auf das täuschende Äußere des Bruchbandes, sondern auf den inneren Werth desselben und die oben angegebenen Eigenschaften eines guten Bruchbandes sehen.

Es ist wol nicht zu zweifeln, daß man auch schon bei den Ägyptiern, Griechen und Römern Brüche durch Binden zurückzuhalten versucht hat; erst in Celsus Schriften finden wir aber eines Bruchbandes gedacht, um sich desselben bei Kindern zu bedienen, ehe man zu der Operation schreite *). Die mangelhaften anatomischen Kentnisse von den Brüchen und in der Kunst, Bandagen zu fertigen, waren die Ursachen, daß man in der Behandlung der Brüche durch Bandagen wenig Fortschritte machte. Auch nachdem das thätigere Bearbeiten der Wissenschaften wieder erwacht war, als sich schon richtigere Ansichten über die Brüche zu verbreiten anfingen, wurde doch die Fertigung der Bruchbänder fast lediglich dem Beutlerhandwerke überlassen. In Frankreich besaß dieses Handwerk sogar königl. Privilegien, welche ihnen die Erlaubniß, Bruchbänder zu fertigen, zusicherten. In den Statuten dieses Handwerkes zu Paris finden sich solche Erlaubnißbefehle von Philipp v. Valois v. J. 1342, von Karl VI. v. J. 1398. und 1414., von Karl IX. v. J. 1574. Alle Bruchbänder bis in die Hälfte des 17. Jahrhunderts waren unelastische, sie bestanden aus einem Riemen und der Pelotte, oder aus einem Stück in Form eines unelastischen Halbcirkels geschmiedeten Eisens, an welches die Pelotte befestigt war, so plump und unbequem, wie man selbst jetzt noch bisweilen Bruchbänder bei den Landleuten findet. Diese Bruchbänder nannte man harte, um sie von den Bruchbändern ohne Eisen, die man weiche oder biegsame nannte, zu unterscheiden. Da Bandagen dieser Art, die mit so weniger Beachtung der Form des Körpers gefertigt waren, keine sichere Lage hatten, so bediente man sich der Riemen, Charniere, Schrauben, Nußfedern und Bogen zum Feststellen der Nuß u. dgl., um sie zu befestigen. Ambr. Paré beschreibt ein Bruchband mit dreieckiger Pelotte, welches durch Scapulier und Beinriemen in seiner Lage erhalten wurde. Das Bruchband des Fabriz. v. Hilden bestand aus einem halbcirkelförmigen Eisen und einer Pelotte von hartem Leder.

Fabric. ab Aquapendente bediente sich eines Bruchbandes, welches aus einem Leibgürtel von Leder oder Barchent und einer Pelotte aus Leinwand, Holz oder Eisen bestand. Im Jahr 1676 erschien die erste Schrift, in welcher die Fertigung der Bruchbänder einer genaueren und mehr wissenschaftlichen Bearbeitung unterworfen wurde, in Frankreich von Blegny (L'art de guérir les hernies); unter den 22 Abbildungen von Bruchbändern, die er mittheilte, finden sich mehre mit Charnieren, Schrauben und Spiralfedern, eines von Eisendraht und eines von gut gehärtetem und kalt gehämmertem Stahl, welches sich beim Anlegen nur schwer auseinander biegen ließ. Durch diese beiden Bruchbänder scheint schon der Weg zur Auffindung der elastischen Bruchbänder gebahnt worden zu seyn Arnaud bildete die Idee des elastischen Bruchbandes weiter aus; die Pelotte an seinem Bruchbande war aber zu groß, ihr Druchmesser betrug 3 bis 4 Zoll, die Länge der Feder hatte er nicht genau bestimt, auch war er nicht glücklich in der Wahl des Materials, denn die Federn, die er aus Stahl und Schmiedeeisen fertigen ließ, waren zu weich. Den entgegengesetzten Fehler hatten die Federn des Blackay, eines berühmten Uhrmachers in Paris, welchem das königl. Kollegium der Wundärzte zu Paris (1759) ein Privilegium zur Fertigung der Bruchbänder ertheilte. Er bediente sich der Uhrfedern, die er in verschiedener Länge schnitt, befestigte an das eine Ende ein 4 bis 6 Zoll hohes Kissen, an das andere einen Riemen zu Befestigung des Bandes. Dieses waren die elastischen Bruchbänder mit der Uhrfeder, Bandages à ressort de pendules élastiques, sie waren aber so zerbrechlich, daß sie wie Glas zersprangen, die Kreisform paßte nicht für die elliptische Form des Beckens, auch hatten sie nicht die gehörige Kraft, den Bruch zurückzuhalten. Das Bruchband von Delaunay für den doppelten Leistenbruch (Mém. de l'Acad. de Chir. I. S. 697.) und das Suretsche Nabelbruchband (ebendas. II. B. 1753.) aus derselben Periode, sind unzweckmäßig und längst vergessen. Eine für manche Fälle wenigstens passende Verbesserung fällt auch in diese Zeit; es brachte nämlich Johann Monikhoff eine Spiralfeder auf der Pelotte an, die er auf verschiedene Weise verändert hat, und die auf der Gedächtnißmünze, welche von Johann Monikhoff, dem Sohne, zur Preisvertheilung aus dem bekannten Legate bestimt worden ist, zum Andenken an die Erfindung seines Vaters abgebildet erscheint, nämlich eine um ihre Axe gewundene Feder mit der Beischrift: die Kunst durch Zuthun vervollkomnet; auch findet sich eine Abbildung derselben bei der neuen Auflage von Monikhoffs Abhandlungen über die Brüche. Jenes Legat selbst aber ist nach dem Willen der Stifter zur Beförderung der Wundarzneikunst, und zur Aufmunterung der Wundärzte, vorzüglich aber zur Verbreitung und Vervollkomnung der Kentniß von den Brüchen bestimt. — Doch hatten jene zum Theil oder ganz mislungenen Versuche immer etwas dazu beigetragen, das Nachdenken über diesen Gegenstand zu wecken und, durch Fehler belehrt, auf neue Ideen zu leiten. Man arbeitete nun daran, dem Stahl zur Feder den gehörigen Grad von Elasticität und allen Theilen des Bruchbandes eine zweckmäßige Form zu geben. In dieser Hinsicht haben sich von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die neuesten Zeiten Ulhoom (in der holländ. Übers. v. Heister's Wundarzneik. I. Th. S. 110.), Camper, Richter, Juville, Hesselbach und Bruninghausen um die Fertigung der Bruchbänder im Allgemeinen und mehre Andere, die theils oben bereits genant sind, theils unten noch angeführt werden sollen, um einzele Bruchbandarten sehr verdient gemacht. Durch die Bemühungen dieser Männer haben die Bruchbänder die oben beschriebene zweckmäßige Form und innere Güte erhalten. Camper's Bruchband ist zwar, wie schon bemerkt worden, nur für wenige Fälle passend, es gebührt aber diesem verdienstvollen Manne doch vorzüglicher Dank, daß er den An-

---

*) Ac si cui parvulo puero intestinum descendit, ante scalpellum experienda vincture est. Fascia eius rei causa sit, cui imo loco pila assuta est ex panniculis facta etc. De re medic. Lib. VII. cap. 30.

fang machte, die Lehre von den Bruchbändern nach richtigen wissenschaftlichen Grundsätzen zu behandeln. Richter's scharfer Blick eilte allen Bearbeitern in benachbarten Staten voraus und die zweckmäßige Form seines Leistenbruchbandes bedurfte nur noch weniger Verbesserung, welche die neueren anatomischen Untersuchungen der Brüche herbeiführten, und es sind die Regeln, welche er in dieser Hinsicht aufgestellt hat, den Ansichten Juville's gewiß vorzuziehen, welche dieser in seiner übrigens trefflichen und bis jetzt noch nicht übertroffenen Monographie über die Bruchbänder vorgetragen hat (*Juville* traité des Bandages. Paris. 1786. ins Teutsche übers. Nürnb. 1800, mit einer Vorrede von Schreger). Die Hauptregeln zur Fertigung guter Bruchbänder waren nun gegeben, und die folgenden angeblichen oder wirklichen Verbesserungen beziehen sich theils auf einige Änderungen, die man an der Bruchbandfeder oder an der Pelotte anbrachte, um dem Bruchbande eine für die Individualität des Kranken und des Bruches passende Verbesserung zu geben und zu sichern. — Im Jahre 1776 wurden der Akad. der Wissenschaften zu Paris zwei Abhandlungen übergeben, welche auch 1778 mit Genehmigung derselben bekant gemacht worden sind (Mémoire sur les bandages propres à retenir les hernies, dans lequel on examine en détail les défauts qui les empêchent de remplir leur objet. Paris. 1778., Geoffroy soll der Verfasser dieser Schriften seyn), in welchen 7 Hauptarten der Verrückung der Bruchbänder angenommen und acht verschiedene Bruchbänder für dieselben beschrieben werden, die mit mancherlei Rollen, Federn, Schrauben und Riemen versehen sind. Der Verf. scheint in der Praxis der Wundarzneikunst nicht geübt gewesen zu seyn, und hat daher auf Theorie beruhende, unzweckmäßige Vorschläge gemacht. —

Was nun erstlich die verschiedenen neueren Verbesserungsvorschläge rücksichtlich der Bruchbandfedern anbetrifft, so beziehen sie sich vorzüglich auf die Länge und Biegung derselben. Der beiden Hauptarten der Bruchbandfedern in Hinsicht der Länge, der Camperschen von $\frac{1}{4}$ und der Richterschen von $\frac{7}{12}$ habe ich schon oben gedacht. Nach Jalade-Lafond soll die Feder noch länger seyn, $\frac{1}{4}$ und einen halben Theil des Umfangs des Körpers betragen; auch fertigt er Bruchbänder, denen er den Namen Bandages rénixigrades gegeben hat, an denen drei Federn von verschiedener Dicke und Elasticität mit einander verbunden sind, um in jedem Fall den gehörigen Grad des Druckes zu bewirken. (*Jalade-Lafond* Considérations sur les bandages herniaires. Paris 1818. und Considérations sur les hernies abdominales. Paris. 1822.). Die Bruchbänder werden durch diese Einrichtung theuer, ohne viel mehr zu leisten, als ein gutes einfaches Bruchband, es scheint auch, daß diese vermeintliche Verbesserung wenig Beifall gefunden hat. Einen andern wol gar nicht zur Ausführung gebrachten Vorschlag des Messerschmids Etienne in Hanau hat Gräff bekant gemacht (Baldinger's Magazin f. Ärzte 5. B. St. 5.), es soll nämlich die Bruchbandfeder um die dem Bruch entgegengesetzte Seite angebracht werden, diese Umänderung würde keinen Nutzen gewähren und mehr beschweren, als das gewöhnliche Bruchband.

In Paris fertigt seit einigen Jahren ein mit einem Patent versehener Bandagist aus England Bruchbänder, deren hinteres Ende nicht wie gewöhnlich durch einen Riemen an die Pelotte befestigt ist, sondern mit einem Kissen versehen hinten über dem Kreuzbeine frei liegt. Die Pelotte ist beweglich und zu jedem Bruchband werden mehre Federn gegeben, die der Kranke selbst an der Pelotte befestigen kann (*Jalade-Lafond* Considérat. sur les hernies abdominales Vol. I. S. 398. Taf. 1.). Diese Bruchbänder sind nicht zu empfehlen.

Vorzüglich zahlreich sind die Bildungen und Mechanismen, welche man zweitens den Pelotten geben wollte. Horiz Vorschlag, die Wölbung der Pelotte durch eine mit Luft angefüllte Blase zu bewirken (Journ. de Médec. T. 36.) verdient eben so wenig Nachahmung als Monza's Pelotte von elastischem Harz (*Monza* l'elastico Compressore dell' Ernie inventato per quelle, nelle quali riescono inutile o pericolosi i noti Ripari. Parma 1781. Stark's Archiv f. Geburtshilfe II. B. 3. St. S. 121.). Schon in den älteren Zeiten suchte man den Pelotten durch Schrauben, Gewinde, Federn u. dgl. eine passende und feste Lage zu geben, diese Idee wurde in neuern Zeiten wieder aufgefaßt und nach den Fortschritten der Mechanik und der Geschicklichkeit der Künstler ausgeführt. Oudet's Leistenbruchband hat 3 Schrauben, zwei an der Pelotte, die eine zum Stellen derselben, die andere zum Ein- und Auswärtsrichten, und eine Schraube an dem Gürtel zur Verlängerung und Verkürzung der Federn. Weisenborn's Leistenbruchband hat eine Pelotte mit einer Spiralfeder und der Leibgürtel wird durch eine Schnalle befestigt (Bemerkungen über die zeitherige Gewohnheit, hohe Beinkleider zu tragen, nebst Beschreibung einer neuen Art elastischer Bruchbänder, Erfurt 1794.). Der Verfasser glaubt durch diese Vorrichtung den Beinriemen entbehrlich zu machen und einen gleichmäßigen Druck zu bewirken. Allein dieser ist nicht hinlänglich, das Zuschnallen ist unbequem und der Beinriemen kann in den gewöhnlichen Fällen auch entbehrt werden, für alle Fälle macht ihn aber auch das Bruchband mit der Spiralfeder nicht entbehrlich. Savigny's Leistenbruchband wurde von Quentin bekant gemacht (*Quentin* de divisionibus herniarum. Gottingae 1795.). Die Pelotte ist durch ein angelartiges Charnier mit dem Halse der Feder verbunden. Ein auf der Pelotte angebrachter Haken dient dazu, dieselbe mittels einer Schraube unten fester anzudrücken. Diese Savignysche Schraube hat auch der Zahnchirurgus Karl Schmidt an seinen Bruchbändern angebracht. Böttiger verband zu demselben Zweck zwei Pelottenplatten durch ein Charnier und brachte zwischen beiden eine doppelte Feder an, deren einer Arm mehr oder weniger stark gegen die Bruchstelle drückt, je nachdem der Beinriemen schwächer oder stärker angezogen wird (Böttiger's Auswahl des chir. Verb. Berl. 1795. S. 139.). Diesem ähnlich ist Quinet's Bruchband, nur ist die Zahl der Platten bis auf sieben vermehrt, dadurch wird die Pelotte sehr unförmlich und unbrauchbar. Quinet nent sein Bruchband omniform, Jalade-Lafond meint aber, sie würden besser inform genant (a. a. O. S. 402.). Oudet hatte früher einen ähnlichen Mechanismus an seinen

Bruchbändern angebracht, aber als unnütz verworfen. Pflug's von Bernstein mitgetheilte Verbesserung besteht in der Verbindung der Pelotte mit der Feder durch ein Nußgelenke, so daß jene nach allen Seiten hin bewegt und festgestellt werden kann; diese Vorrichtung soll bei einem großen Leistenbruch gute Dienste geleistet haben (Bernstein's Darstellung des chir. Verb. S. 290.). Denardis Bruchband, welches v. Schönberg in Neapel beschrieben hat (Mediz. chir. Zeit. v. Ehrhart. 1823. IV. B. S. 319.), enthält in der hohlen Pelotte zwei spiralförmig gebildete Federn, die wie ein feines Schloß in einander greifen und durch einen gezahnten Spindelfortsatz so angezogen werden, daß die Pelotte ganz allmälig vor- und rückwärts bewegt werden kann. Nach v. Schönberg's Erfahrung sind diese Bruchbänder den in Neapel gebräuchlichen englischen vorzuziehen. — Was nach der mehresten Wundärzte und auch nach meinen Beobachtungen von jenen Künsteleien zu halten sey, habe ich oben bereits ausgesprochen.

Braun zieht die platte aus Holz gefertigte Pelotte der converen Pelotte vor, weil er glaubt, diese befördere die Erweiterung des Bauchringes, und vergrößere die Brüche (Mediz. chir. Zeit. v. Hartenkeil 1807. IV. B. S.219.). Kann man auch jener Meinung nicht Beifall geben, sondern verdienen für die meisten Fälle die Pelotten mit zweckmäßiger Convexität immer den Vorzug, so darf die platte Pelotte doch auch nicht ganz verworfen werden. Daß sie bei Nabelbrüchen in einer gewissen Periode unentbehrlich ist, habe ich schon bemerkt, aber auch bei andern Brucharten kann sie mit Nutzen angewendet werden, wie Fleischmann erfahren hat, der Braun's Vorschlag noch dadurch verbesserte, daß er die flache Pelotte statt des von Jenem gewählten unelastischen Leibgürtels, mit einer elastischen Bruchbandfeder verband (Horn's Archiv f. medizinische Erfahr. 1817. Sept. und Okt. S. 289.).

Um den beiden Pelotten bei einem Bruchbande für den doppelten Leistenbruch in jedem Falle die gehörige Entfernung genau geben zu können, hat Juville ein Schlußband (Crémaillère) zur Verlängerung und Verkürzung des Eisens, und Böttiger einen Schieber empfohlen, durch welchen die eine freie Pelotte von der andern festsitzenden mehr oder weniger weit entfernt werden kann. Diese Vorrichtungen entsprechen aber ihrem Zwecke doch nicht ganz, weil die Löcher in dem Bande oder dem Schieber nicht für alle Fälle die erfoderliche Entfernung gestatten; auch machen sie die Bruchbänder unnöthiger Weise theurer und benehmen ihnen ihre Festigkeit und Dauerhaftigkeit.

Um bei großen Hodensackbrüchen das Hervortreten der Eingeweide unter der Pelotte zu verhüten, empfiehlt der Amtsphysicus D. Erdmann, den Hodensack durch einen schleifenartig um seinen oberen Theil herumgeführten und auf der gesunden Seite an den Leibgurt befestigten Riemen nach dieser Seite hinzuziehen und auf diese Weise den Bruchsack nahe am Bauchring zusammen zu drücken (Zeitschr. für Natur- und Heilk. von d. Prof. der chir. med. Akad. zu Dresd. I. B. S. 400.). (*Seiler.*)

Bruchmesser (Herniotomon), ein Messer, welches dazu bestimmt ist, bei der Bruchoperation die Theile einzuschneiden, welche die Einklemmung bewirken, die Leistenringe, das Leistenband, das Gimbernatsche Band oder den Bruchsackhals. Es gehören diese Messer größtentheils zu den concaven Knopfbistouris oder Scalpels (wie die Bruchmesser von Lassus, Perret, Morenheim, Arnaud, Richter, Ohle, A. Cooper), einige gehören zu den geraden Knopfbistouris (Petit), zu den Knopfbistouris mit converer Schneide (Seiler) oder zu den verborgenen Bistouri's, Bistouri caché (Bienaſé, Le Dran, Morand, Petit, Bellay). Die Letzteren sind jedoch gegenwärtig ganz außer Gebrauch gekommen.

Am vollständigsten findet man diese verschiedenen Messer beschrieben und abgebildet in Krombholz verdienstlichem Werke: Abhandlungen aus dem Gebiete der gesammten Akologie. Prag 1825. (*Seiler.*)

Bruchschnitt, Bruchoperation (**Herniotomia**) ist die zur Befreiung des Bruches von der Einklemmung oder zur Radicalkur desselben unternommene Operation, welche in dem Artikel **Bruch** beschrieben worden ist. (*Seiler.*)

Bruch, in der Thierheilkunde. Mit dem Menschen haben das Pferd, der Esel und die Katze den Nabelbruch gemein. Außer dem Pferde leiden ferner der Esel, das Maulthier, der Hund und selbst das Schwein an Hodensack-, Darm- und Leistenbrüchen, ja man beobachtet sogar am Schweine und Pferde angeborne Brüche dieser Art. Ferner leidet das Pferd und noch häufiger das Rindvieh an Bauch-, Seiten- oder Flankenbrüchen, aber nie findet man, so weit die bisherige Erfahrung reicht, einen Nabelbruch beim Rindvieh, auch nicht beim Hunde, nie einen Hodensackbruch beim Stiere, auch nicht bei der Katze; die Ziegen und die Schafe sind wol von allen Arten Brüchen frei. Vgl. **Flankenbruch**, **Hodensackbruch**, **Leistenbruch**, **Nabelbruch**. (*Greve.*)

Bruchband in der Thierheilkunde, s. **Flankenbruch** und **Nabelbruch**.

Bruchbandhandel; Bandagist. Die Verfertigung der chirurgischen Instrumente und Bandagen sollte überall nur völlig unterrichteten, geprüften und zuverlässigen Künstlern gestattet seyn. Insonderheit sollte auch die Anfertigung der Bruchbänder nicht unwissenden Sattlern und Handschuhmachern überlassen werden, da sie mehr Kentniß der Brüche und ihrer mechanischen Hilfsmittel voraussetzt, als dergleichen Bruchbandfabrikanten besitzen; und da jedes Bruchband genau nach der Lage und dem Maße der Theile eingerichtet seyn muß, woraus auch die Unzweckmäßigkeit der Niederlagen von fertigen Bruchbändern erhellt*). Sehr zweckmäßig ist daher die Bestimmung des königl. preußischen Gesetzes über die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe vom 7. Sept. 1811. §. 92, daß die Verfertiger chirurgischer Instrumente

*) Vgl. Richter's und Sömmerring's Abhandlungen von den Brüchen und Bruchbändern und J. G. Heine's in Würzburg Anweisung zur Aufnahme eines Maßes von jedem Bruchkranken, in dem neuen Verzeichnisse seiner chir. Instrumente. Nürnberg 1811. Die hier angesetzten Preise sind für das einfache Leistenbruchband 3 Fl. 15 Kr., für das doppelte 6 Fl. 45 Kr. und für ein Leistenbruchband nach eigener Verbesserung mit beweglicher Pelotte 4 Fl. 45 Kr.

(zu denen auch die Bandagisten gehören) sich zur Erlangung des Gewerbscheines durch ein Qualificationsattest der Provinzialregirung legitimiren müssen. In Wien bestehen eigene chirurgische Instrumentenmacher, welche geprüfte Wundärzte seyn müssen **). (*Augustin.*)

Bruchklammer in der Thierheilkunde, s. Flankenbruch und Nabelbruch.

Bruchschneider. Unter diesem Namen reisten und reisen noch, in Ländern, wo es an einer guten Med.-Polizei fehlt, Operateurs umher, welche sich blos mit Bruchoperationen abgeben. Von dem verwegenen und widersinnigen Verfahren dieser, größtentheils unwissenden, Herumtreiber findet man in Schmidtmann's Anleitung zur Gründung einer vollk. Med.-Polizei 1804. 1. Bd. S. 21. mehre schauderhafte Beispiele, die der Verfasser selbst erlebte. In den königl. preußischen Staten ward den Bruchschneidern durch das Med.-Edikt von 1725 S. 37. das Herumziehen und öffentliche Ausstehen gänzlich verboten, nachdem schon durch die königl. Verfügung vom 9. Okt. 1713 (Med.-Ed. S. 82.), die ihnen ertheilten Concessionen aufgehoben waren. Auch in den kaiserlich-östreichischen Staten ist den herumziehenden Bruchschneidern die Ausübung ihrer Kunst gänzlich untersagt. Sollte einem solchen Operateur wegen ausgezeichneter Geschicklichkeit, nach vorgängiger genauer Prüfung von der Behörde, die Erlaubniß Ausnahmsweise ertheilt werden, so soll er nur in Gegenwart der vom State approbirten Wundärzte operiren †). In der Regel werden hier, so wie in allen Ländern, welche sich einer guten Medizinal-Polizei erfreuen, dergleichen Operateurs nur dann approbirt und zugelassen, wenn sie sich als vollkommen ausgebildete Wundärzte qualifiziren. (*Augustin.*)

Bruchschnitt in der Thierheilkunde, s. Flanken-, Hodensack-, Darm- und Nabelbruch.

BRÜCKMANN (Franz Ernst), ein verdienstvoller Arzt, Mineralog und Botaniker, geb. den 27. Sept. 1697 zu Marienthal unfern Helmstädt, wo sein Vater Amtmann war. Er besuchte die Klosterschule an seinem Geburtsorte, verband in Jena seit 1716 mit dem Studium der Arzneiwissenschaft die Erforschung der Natur, und fing 1720 an die Arzneikunst in dem braunschweigischen Dorfe Westerlingen zu üben. Nachdem er 1721 in Helmstädt die medizinische Doktorwürde angenommen, und bei dieser Veranlassung seine lehrreiche Abhandlung de avellana Mexicana, vulgo Cacao dicta (Helmst. 1721. auct. Brunsv. 1728. 4. mit Kpf.) vertheidigt hatte, practicirte er zu Braunschweig, und unternahm (eigentlich um eine reiche Erbschaft zu erheben) 1723—1725 eine Reise durch Ungarn, die er für Naturforschung und Naturkentniß gewinnreich machte, und von der er eine kostbare Samlung von Steinen und Mineralien zurück brachte. Schon damals den Naturforschern rühmlich bekant, wurde er ein Mitglied der kaiserl. Akad. der Naturforscher, 1727 der königl. Akademie der Wiss. zu Berlin, auch der physikal. Gesellschaft zu Florenz, und 1747 des Collegii medici zu Braunschweig. Diese Stadt hatte er schon 1728 verlassen und dagegen Wolfenbüttel zu seinem Wohnorte gewählt, wo er in ausgebreiteter literarischer und practischer Wirksamkeit lebte, bis er am 21. März 1753 starb. Für sein Zeitalter hatte er um alle Zweige der Naturgeschichte, besonders aber um die Mineralogie, große Verdienste, und seine Schriften enthalten auch jetzt noch manches Brauchbare. Er war einer der ersten, welcher die von Humboldt weiter ergründete, scharfsinnige Bemerkung machte, daß die Pflanzen an den Enden ihrer Wurzeln eine Art von Excrementen ausschwitzen, ähnlich den Excrementen der Thiere, woher eine Art von Antipathie zwischen verschiedenen Gewächsen, die einander allzu nahe sind, entspringt, die ihr Fortkommen hindert. Außer einer großen Anzahl einzeler Abhandlungen und Bemerkungen aus dem gesammten Gebiete der Arznei- und Naturwissenschaft, abgedruckt in den breslauischen Samlungen der Natur und Kunst, in Büchners Miscellaneis physico-medico-mathematicis, im Commercio literario Norico, den Actis Acad. Nat. Curios., und den braunschweigischen Anzeigen [1]), schrieb er: Specimen botanicum, exhibens fungos subterraneos, vulgo tubera terrae dictos. Helmst. 1720. 4. mit Kpf. Specimen physicum, exhibens hist. natural. Oolithi. Ib. 1721. 4. m. Kpf. Catalogus, exhibens adpellationes et denominationes omnium potus generum. Ib. 1722. 4. Historia natural. τοῦ ἀσβέστου. Brunsuici. 1727. 4. (Es wurden davon 4 Exemplare auf Asbestpapier gedruckt, und von einem Auszuge aus dieser Schrift 2 Exemplare auf dasselbe Papier) [2]). Magnalia Dei in locis subterraneis, oder unterirdische Schatzkammer aller Königreiche und Länder, in ausführlicher Beschreibung aller mehr als 1600 Bergwerke durch alle 4 Welttheile. 2. Th. Helmst. 1727. Suppl. 1734. Fol. mit Kpf. (Man vermißt Richtigkeit, Ordnung, Auswahl und Vollständigkeit). Thesaurus subterraneus ducatus Brunsvigii, d. i. Braunschweig mit seinen unterirdischen Schätzen und Seltenheiten der Natur. Braunschw. 1 Th. 1728. 4. m. Kpf. In Verbindung mit beiden Werken stehen seine reichhaltigen Epistolae itinerariae. Centuriae III. Guelferb. 1728—1756. Vol. III. 4. [3]). Bibliotheca numismatica. Ib. 1729. 4. Suppl. I. et II. Ib. 1732 — 36. 4. Bibliotheca animalis. Ib. 1743 und 1747. Vol. II. 8. Leupolds prodromus bibliothecae metallicae, corrigirt, fortges. und verm. Eb. 1732. 8. Opuscula physico-botani-

**) Bernt Handbuch der östreich. Med.-Gesetze, S. 241.

†) John's Lexikon der K. K. Medicinalgesetze, VI. S. 43.

1) Nach ihrem Inhalte am vollständigsten verzeichnet in Meusels Lexicon der verstorb. Schriftst., 1. Bd. S. 616 ff. 2) S. von dieser interessanten kleinen Schrift die Acta Erudit. 1727. p. 407 und aus diesen *Manget* Bibl. T. I. P. I. 487. Schröters Journal für die Liebhaber des Steinreichs 5. Bd. 31. 3) Den Inhalt sämtlicher Briefe verzeichnet Börner in dem Leben ber. Ärzte und Naturforscher 1. Bd. 43. und das Register beim 3ten Bde. Beurtheilende Anzeigen und Auszüge, s. Commerc. Norimberg. 1732. p. 27. 1733. p. 347. 1735. p. 225. 1737. p. 49. 1742. p. 385. Acta Erudit. supp. T. X. p. 454. Schröters Journal 6. Bd. 62. Das Werk wird selten vollständig angetroffen, besonders die erste Centurie, die aus lauter einzelen und einzeln gedruckten Briefen besteht, welche zum Theil gar keine, zum Theil eine eigene Seitenzahl haben; zusammen aber hat dieser Band 1370 Seiten nebst 44 Seiten Register. Die erste Centurie hat 110 Kupf.; Centur. II. 45 Kpf.; Centur. III. 28 Kpf. und nur 75 Briefe.

co-medica, antehac seorsim edita. Brunsv. 4. u. a. m.[4]). — Rühmlich trat in des Vaters Fußstapfen sein Sohn

BRÜCKMANN (Urban Friedrich Benedict), herzoglich braunschweigischer Leibarzt und Hofrath, geb. zu Wolfenbüttel d. 23. Apr. 1728. Die vom Vater auf ihn fortgepflanzte Liebe zur Physik und Naturgeschichte fand reiche Nahrung auf der Schule zu Zellerfelde auf dem Harze, die er 3 Jahre besuchte, und wo er seine Mußestunden dazu anwendete, sich Kentnisse von dasigen Bergarten, vom Bergbau und Hüttenwesen zu verschaffen. Nachdem er darauf die Klosterschule zu Marienthal und das Gymnasium zu Wolfenbüttel besucht hatte, begab er sich 1746 nach Jena, und 3 Jahre nachher nach Helmstädt, wo er unter Heisters Vorsitze seine Abhandlung De nuce Been (Helmst. 1750. 4.) vertheidigte, und darauf die medizinische Doctorwürde erhielt. Er unterstützte dann seinen Vater in seiner mühsamen medizinischen Praxis, ließ sich 1751 in Braunschweig nieder, wurde nicht lange nachher daselbst Professor am anatomischen Theater, und 1755 herzoglicher Leibarzt. Die Stelle am anatomischen Theater legte er in der Folge nieder, erhielt den Hofrathscharakter und ein Kanonikat am Stifte St. Blasius in Braunschweig, und starb daselbst den 20. Jun. 1812. Als Schriftsteller hat er sich vornehmlich um die Kentniß und Literatur der Edelsteine anerkannte Verdienste erworben, und er war einer der ersten, welcher in diesen schwierigen Theil der Fossilien-Kentniß Licht und Kritik brachte, besonders durch seine: Abhandlung von Edelsteinen, Braunschw. 1757; verb. und verm. 1773; mit 2 Fortsetzungen. Eb. 1778. und 1783. 8. und seine Schrift: Über den Sarder, Onyx und Sardonix. Eb. 1801. und den Nachtrag dazu 1804. 8. Wenn auch verschiedene seiner in den zuletzt genannten Schriften geäußerten Meinungen Widerspruch fanden*), so blieb doch immer sein reger Eifer im Beobachten und Sammeln höchst achtungswürdig. Von ersterm enthalten besonders Crells chemische Annalen fast in jedem Bande, die Schriften der berlin. Gesellsch. naturforschender Freunde, Baldingers neues Magazin, das hannöverische und braunschweigische Magazin, und Meusels artistische Miscellaneen viele Beweise. Die von seinem Vater ererbten Kunstschätze vermehrte er sehr ansehnlich, und er hinterließ ein ganzes Haus voll Naturalien und Kunstsachen. Am merkwürdigsten war sein ungemein reiches Kabinet von Edelsteinen und Gemmen, das nach seinem Tode, mit seinen übrigen Samlungen, verkauft wurde**). (*Baur.*)

BRÜCKNER (Ernst Theodor Johann), Hauptpastor zu Neubrandenburg im Mecklenburg-Strelitzischen, geb. d. 13. Sept. 1746 in dem mecklenburgischen Dorfe Nergka, wo sein Vater Prediger war. Die wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf der Schule zu Neubrandenburg, auf dem Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, und auf der Universität zu Halle. Zuerst wurde er 1771 Prediger zu Großen-Viehlen im Fürstenthum Wenden, von da kam er 1789 in derselben Eigenschaft nach Neubrandenburg, erhielt 1801 das Hauptpastorat, und starb den 29. Mai 1805, rühmlich bekant als homiletischer Schriftsteller und als Dichter. In der ersten Eigenschaft schrieb er: Predigten für Ungelehrte. Neubrandenb. 1778. 2 Th. 8., 1783. 4. Predigten über die gewöhnlichen Evangelien der Sonn- und Festtage des ganzen Jahres. Leipzig 1786, 2 Th.; 3te Aufl. 1795. 8. Predigten über die Sonn- und Festtagsepisteln des ganzen Jahres. Schwerin und Wismar, 4 Th. 1792. 8, u. e. a. Ohne tief einzudringen, zeichnen sich seine Predigten durch Popularität, Wärme, praktische Tendenz und eine kunstlose Entwickelung der Begriffe vortheilhaft aus, nur herrscht zu viel Deklamation, der Styl ist ungleich, und für eine lichtvolle Disposition ist hier und da zu wenig Sorge getragen. Seine meist kleinen lyrischen Gedichte, Idyllen (in denen Wesen dargestellt werden, die nicht von dieser Welt sind), Epigramme ꝛc. sind zerstreut in den Bojeschen und Vossischen Musenalmanachen, in Campe's Kinderbibliothek u. a. a. O. zu finden, und einige wurden wieder abgedruckt in Matthissons lyrischer Anthologie 5. Th. 3 — 17. und in Haugs und Weissers epigrammatischer Anthologie 5. Th. 161 — 166. Eine leichte, fließende Versifikation, drollige Laune, überraschende Wendungen und eine lebhafte Einbildungskraft bezeugen, daß er sich nicht unberufen unter die Dichter mischte. Sein Etwas für die teutsche Schaubühne, Brandenb. 1772. 8. ist vergessen †). (*Baur.*)

BUBICKON auch Bubigheim genant, im Oberamte Grüningen des schweizerischen Kantons Zürich. Dieses Pfarrdorf liegt in einer vortrefflichen, wiesenreichen Berggegend. Es ist der Aufenthaltsort eines durch den Bau kunstreicher Maschinen berühmten Mechanikers Namens Joh. Schaufelberger und bildet, mit einigen benachbarten Weilern, eine reformirte Kirchengemeinde mit 1300 Selen in 202 Häusern. Innerhalb der Dorfflur befindet sich das von dem Grafen Diethelm von Toggenburg wahrscheinlich im J. 1205*) gestiftete Ritterhaus, welches in alten Urkunden Domus Hospitalis St. Johannis in Bubinchon heißt. Es gehörte zu den Commenden des Großpriorats von Teutschland. Der Johannitermeister zu Heitersheim ließ es erst durch Unter- oder Haus-Kom-

4) Götten's gel. Europa 1. Bd. 655—669. Börner a. a. O. s. das Register beim 3. Bde. Bruckers Bildersaal in der 6ten Dekade. Schmersahls Nachr. von jüngstverst. Gel. 1. Bd. 500—531. Gerbers Lex. d. Tonkünstler. Pfingstens Bibliothek ausländischer Chemisten, Mineralogen ꝛc. 3r Bd. 1 ff. Meusel a. a. O.

*) Der Statsrath von Köhler in Petersburg schrieb Bemerkungen dagegen, Br. eine Vertheidigung. Darauf folgte von jenem eine: Antwort auf die Einwürfe gegen die Untersuchung über den Sard, den Onyx und den Sardonyx der Alten. Lpz. 1802. 12.

**) Baldingers Biographien jetztleb. Ärzte 1. Bd. 111 — 120. Meusel's gel. Teutschl. mit allen Anhängen. Morgenblatt 1813. No. 24 u. 25., wo von seinen hinterlassenen Kunstschätzen, besonders den Edelsteinen, Nachricht gegeben wird.

†) Koppe's gel. Mecklenb. 1. St. 22. Gisecke's Handb. für Dichter und Literatoren 1. Th. 252. mit Proben seiner Gedichte. Jördens Lex. der Dichter 5. Th. 785.

*) Vgl. „über die Epoche der Stiftung des Hauses Bubigheim, und Vergabung desselben an den Johanniter-Orden" im schweiz. Museum 1784. III. S. 753.

thure und seit der Reformation vertragsmäßig durch einen zürcher Bürger verwalten. Im J. 1789 verkaufte es der Orden. Mit Ausnahme einiger Güter ward es im J. 1820 von der zürcher Regirung um einige 50,000 Gulden in eine Statsdomaine verwandelt. Das steinerne Bildniß des Stifters steht auf dessen Grabmal in der Kirche, wo er, nebst mehren Komthuren und dem Johannitermeister Grafen Hugo von Montfort, ruhet.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BUCHDRUCKERKUNST. Die Kunst, Bücher zu drucken, wird in zwei Hauptheile getheilt: in das Setzen und in das eigentliche Drucken. Daher sind auch die Arbeiter in einer Buchdruckerei entweder Setzer oder Drucker. Jene setzen die aus Blei und Spießglanz (s. Schriftgiesserei) gegossenen Buchstaben, Lettern oder Typen nach der Handschrift zu Wörtern, Zeilen und Seiten zusammen; bis ein Bogen, welchen Formates es sei, voll ist: diese bestreichen die gesetzten Buchstaben mit Schwärze und drucken sie mit der Presse zu Bogen ab.

Das Geschäft des Setzers erfodert viele Kentniß, Geschicklichkeit, Übung mit strenger Aufmerksamkeit verbunden. Auf einem schrägen Pulte oder Regale, vor welchem der Setzer steht, ist der Schriftkasten, welcher so viele Fächer enthält, als zur Aufnahme der Buchstaben erfodert werden, befestigt. Jeder Buchstabe hat sein bestimmtes Fach, in welchem sich eine hinreichende Menge derselben befindet. So ist es auch mit den Interpunktionszeichen und mit den zur Trennung von Wörtern, Zeilen ꝛc. dienenden Quadraten, Spatien u. dgl. Diejenigen Buchstaben, welche am häufigsten gebraucht werden, wie a, d, e, i, m, n, o, u, r, ſ müssen dem Setzer am bequemsten zur Hand liegen, weil er sie am meisten zu greifen hat. Übrigens kennt der Setzer seine Fächer eben so gut, als der Clavierspieler die Tasten seines Instruments und er nimt mit eben der Fertigkeit die gehörigen Buchstaben heraus, als der Clavierspieler die rechten Tasten zu treffen versteht. Das Manuscript, nach welchem er absetzt, ist mittels einer hölzernen Klammer, (dem Divisorium, Blattsperrer oder Zeilenweiser) an den Schrifthalter oder Tenakel befestigt. Letzterer ist ein hölzerner, gewöhnlich mit Pappe überzogener Stab, welcher mittels einer Spitze auf dem Schriftkasten steckt. — Seine Augen stets auf das Manuscript geheftet, nimt der Setzer nach den Worten des Manuscripts die Buchstaben aus den Fächern und sammelt sie so in dem Winkelkasten, den er in der linken Hand hält, daß die Köpfe nach oben hingekehrt sind. Er weiß nämlich mittels der Signatur, d. h. mittels der an jedem Buchstaben befindlichen Kerbe, auch schon durch das Gefühl den Kopf jedes Buchstabens von dem Fuße zu unterscheiden. Der Winkelkasten, zum Zusammensetzen der Wörter und Zeilen, besteht aus einem messingenen Lineale, an dessen genau gearbeiteter ebener Grundfläche rechtwinkelig zwei Seitenwände sich befinden. In ihm ist ein kleinerer Winkelkasten, der Frosch, beweglich, welcher mittels einer Schraube in verschiedenen Entfernungen von den schmalen Kanten des Hauptkastens festgestellt werden kann, um einen Raum einzuschließen, dessen Breite der Breite der jedesmaligen Zeile (nach Verschiedenheit des Formats) gleich ist. Zwischen jedes Wort kommen, der gehörigen Absonderung wegen, diejenigen schmalen viereckigen Streifen an der Schriftmasse, welche Spatien heißen, aber niedriger seyn müssen. Zu größeren Trennungen dienen ähnliche dickere Körper, Halbgevierte, Ganzgevierte, oder auch Quadrate, ebenfalls von minderer Höhe, weil von den letztern oft eine ganze Reihe neben einander zu stehen komt, z. B. um den Text von Überschriften abzusondern, wenn eine Zeile nicht voll werden, wenn sie abgesetzt werden soll, u. dgl. Niedriger aber müssen diese Körper deßwegen seyn, damit sie beim Schwärzen an der Presse nicht von der Farbe berührt, mithin diese Stelle des Papiers unbedruckt, rein und weiß bleiben könne; hat nun der Setzer seinen Winkelkasten mit Lettern angefüllt, so hebt er das Gesetzte mit den Fingern vorsichtig heraus und bringt es in das Schiff, d. h. in ein flaches Kästchen, dessen innerer Raum die Größe und Form einer Blattseite hat. Die vordere offene Seite dieses Werkzeugs enthält einen beweglichen Schieber, die Schiffszunge, die hier in einer Falze aus- und eingeschoben werden kann, um gegen die Lettern zu drücken und diese festzuhalten. In diesem Schiffe bleiben die Zeilen so lange stehen, bis eine Columne (Seite) voll ist. — Des Zusammenhaltens wegen mit einem Bindfaden umwunden, werden alle Lettern der Columne aus dem Schiffe genommen und auf das Setzbret, d. h. auf ein viereckiges, eichenes Bret gebracht, welches an den Seiten mit zwei ausgeschnittenen Leisten versehen ist, um es mit den darauf hingestellten Columnen forttragen zu können. Auf dem Setzbrete wird die Form gebildet, z. B. bei Duodez, zu sechszehn, bei Octav, zu acht, bei Quart, zu vier, und bei Folio zu zwei Blattseiten oder Columnen. Zwischen die Columnen kommen die Stege zu liegen. Diese geben beim Drucken die weißen Zwischenräume und die breiten Kanten des Bogens ab. Nach ihrer verschiedenen Lage und Stelle erhalten diese Stege besondere Namen. Der breiteste ist der Mittelsteg. Dieser liegt, nach der Länge der Form in der Mitte zwischen den Columnen. Quer durch das Format gehen die beiden Kreuzstege, wovon die beiden obersten Kapitalstege heißen. Überall an die äußern Gränzen der Schrift schließen die vier Anlegestege. Diese Stege bilden beim Abdruck die weißen Kanten. Beim Octavformat kommen hiezu noch die Bundstege, welche die Columnen auf jeder Hälfte der Bogenseite trennen. Der dadurch entstehende weiße Raum bildet den Rücken des Buchs, wenn der Buchbinder es falzt und heftet. Das Ganze der Form umschließt der Setzer mit dem eisernen Formrahmen, wovon zwei Seiten mit Schrauben versehen sind; vermöge derselben werden die Lettern und Stege in der gehörigen Lage befestigt. — Zu jedem Bogen gehören übrigens zwei Formen (für die beiden Seiten eines Bogens); die eine heißt Form des Schöndrucks, die andere Form des Wiederdrucks. — Jene Stege der Form waren bisher von Holz. Längst fand man, daß solche Stege, wenn auch noch so sorgfältig geschnitten und zusammengepaßt, doch durch die abwechselnde Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft, hauptsächlich aber durch das Waschen der Formen leiden. Alsdann ziehen sie sich und verändern sich so, daß dem Druck oft die nothwendige

Akkuratesse fehlt. Seit ein paar Jahren hat man daher Stege aus Schriftzeug gegossen, welche Genauigkeit und Leichtigkeit mit einander verbinden, und auch eben nicht kostspielig aber dauerhafter sind.

Die Correctur einer Form geschieht bei dem Setzer auf folgende Weise. Die im eisernen Rahmen fest geschlossene Form wird auf einen sogenannten Corrigirstuhl gebracht, etwas aufgeschraubt, d. h. die angezogenen Schrauben werden etwas rückwärts gedrehet, damit die darin befindlichen Columnen und deren einzele Zeilen ein wenig locker oder etwas beweglich werden. Mit einem spitzigen Instrument, der Ahle, welche in einem breiten glatten Knopfende steckt, werden nun die nach den gewöhnlich am rechten Rande des abgezogenen Bogens angezeigten Fehler, Irrungen, Verschiebungen, so genannten Spieße, welche durch höher stehende Spatien bewirkt werden, überhaupt alle einzelen fehlerhaften Lettern rc. angestochen, heraus genommen, mit den richtigern umgetauscht; und da beim Hineinstecken auch manchmal der nachbarliche Buchstabe oder das Spatium mit in die Höhe komt, wird mit dem breiten glatten Knopfende auf das ganze Wort geschlagen, damit alle Körper in die gehörige Lage kommen. Ist nun das Alles geschehen und sind alle Übelstände hinweggeschafft so folgt das eigentliche Drucken.

An einer Presse werden gewöhnlich zwei Arbeiter angestellt; Einer, welcher die Zurichtung der Formen, daß nämlich die Columnen gehörig auf einander passen, der Andere die Reinigung derselben zu besorgen hat. Einer von ihnen (der Ballenmeister) übernimt das Schwärzen, der Andere (d. Preßmeister), das Abziehen, Abdrucken. Weil aber die letztere Arbeit mehr körperliche Arbeit und Anstrengung erfodert, so wechseln Beide alle Stunden mit einander ab.

Ehe man aber das Papier bedruckt, muß es erst angefeuchtet werden. Es wird dadurch weicher und nimt den Eindruck der Lettern besser an, als wenn es steif und trocken wäre. Man zieht daher, wenn es ungeleimtes oder eigentliches Druckpapier ist, jedesmal ein Buch Papier durch ganz reines, klares Brunnenwasser, legt ein Buch trocknes Papier darauf, welches man ungefähr mit einer Handvoll Wasser besprengt, dann wieder ein durch Wasser gezogenes Buch, hierauf abermals ein blos mit Wasser besprengtes, und so fort. Oben und unten kommen zwei Breter mit Querleisten zu liegen; den ganzen angefeuchteten Papierhaufen aber beschwert man 24 Stunden lang mit einem schweren Steine, etwa von einem Centner Gewicht. So verbreitet sich das Wasser nach und nach gleichförmig durch die Bogen. Gut ist es, daß der Haufen auch umgelegt wird, weil Stellen übrig bleiben könnten, die nicht so gleichförmig durchnäßt würden, und doch komt hierauf in Hinsicht eines guten Drucks sehr viel an; denn auf trocknen Stellen drucken sich die Lettern schlecht ab. — Das Schreibpapier muß, wenn es dick und stark geleimt ist, nur zu sechs, und wenn es weniger dick und auf gewöhnliche Weise geleimt ist, nur zu acht Bogen sehr langsam durchs Wasser gezogen werden.

Die Druckerschwärze oder den Druckfirniß macht sich der Buchdrucker selbst aus Ölfirniß und Kienruß. In einer kupfernen Blase wird Leinöl (oder Nußöl) gekocht, und während des Siedens hängt man mit einem hölzernen Spieße einige Stücke Brod in das Öl, damit die wässerigen und schleimigen Theile desselben sich hineinziehen. Man kocht es hierauf zu der Dicke eines flüssigen Syrups ein und läßt es abkühlen. Alsdann gießt man es in ein eignes Farbefaß und schüttet nach und nach Kienruß zu. Diese Masse rührt man nun so lange um, bis sie dick genug ist. — Das Sieden des Firnisses wird, der Feuersgefahr wegen, stets im Freien verrichtet. Und doch ist für die Arbeiter zuweilen großes Unglück entstanden, wenn das Öl überkochte. Man hat daher manche neue Siedeeinrichtungen angegeben, welche dieses Unglück verhüten sollen. So verrichtet man das Sieden wol in verschloßnen Gefäßen, von welchen aus Röhren, nach Art des Wanslefschen Destillirapparats in andere Gefäße gehen. Das Öl kann dann nicht ins Feuer laufen, und wegen der Leitungsröhren kann auch kein gewaltsames Zersprengen erfolgen. Sicherheitsventile wendet man hiebei gleichfalls gegen ein Zersprengen der verschlossenen Blase an. — Man verlangt von dem Druckfirniß, daß er recht schwarz sey, daß er sehr schnell trockne und daß er sich da, wo man ihn aufgetragen hat, nicht auslöschen läßt, auch nicht durch das nasse Papier hindurch schlägt. Ruß von Steinkohlen und von Öllampen, der in verschlossenen Tiegeln recht gut durchglüht worden ist, erhöht die Schwärze des Druckfirnisses sehr. Das Rothdrucken komt, außer in Kalendern, fast gar nicht mehr vor. Man bekomt die dazu dienende rothe Farbe, wenn man Zinnober mit etwas Bleiweiß unter den Ölfirniß mischt.

Das Auftragen des Druckfirnisses auf die Lettern (auf die Form) geschah sonst gewöhnlich mit den Druckerballen. Ein solcher Ballen, deren immer zwei für jede Form gebraucht werden, besteht aus einem kreisrunden wie eine Schüssel ausgehöhlten Holze, welches über dieser Höhlung mit halb gewalktem Schafleder (Thranleder) benagelt und unter demselben mit abgesottenen Pferdehaaren fest ausgestopft ist. An jedem Ballen sitzt ein Griff fest. Man überreibt die beiden zu einer Form dienenden Ballen mit Farbe, indem man den einen in die Farbe tunkt und beide dann kreisförmig auf einander herumbewegt, so lange bis die Farbe auf ihnen überall gleich und auf das feinste verbreitet ist. Dann drückt man die Ballen auf die Lettern der Form, so daß diese insgesamt Farbe von ihnen annehmen, und unter der Presse den Abdruck auf dem Papiere ganz gleichförmig verrichten.

Seit wenigen Jahren wendet man in wohleingerichteten Druckereien statt der Ballen Walzen an, welche, von einer Länge, die der Größe des jedesmaligen Formats gleich ist, und ein paar Zoll Dicke, zwischen einem Handgriffe leicht um ihre Axe rollen. Der Ballenmeister verwandelt sich dann in einen Walzenmeister, welcher die Walze auf der Form hinführt. Die Walze schont die Schrift und erleichtert die Druckarbeit sehr. Denn sanft und leicht rollt sie über das größte und über das kleinste Format hin. Sie trägt die Farbe überall gleich auf, zieht alles Unreine von der Form an sich und setzt es auf dem Farbetisch ab. Sie verrückt die Lettern der

Form nie, kann niemals einen Buchstaben herausheben u. dgl. m.

Die gewöhnliche Buchdruckerpresse, worin das Abdrucken der Form verrichtet wird, ist auf folgende Art eingerichtet. Auf starken Füßen oder Schwellen stehen zwei starke lothrechte hölzerne Wände, welche oben und unten durch starke Querriegel und Kränze mit einander verbunden sind. In der Mitte des obern Querriegels befindet sich die messingene Schraubenmutter, in welcher sich die messingene Schraubenspindel oder Preßschraube umdreht. Dies Umdrehen geschieht mittels des Preßbengels eines an der Spindel befestigten, mit einem bequemen Handgriffe versehenen, Hebels. Die Schraube wirkt unmittelbar auf den Tiegel, d. h. auf eine mitten unter ihm befindliche schwere, 1 Fuß breite und 15 Zoll lange messingene oder eiserne Platte. Diese Platte muß den Druck der Schraube zunächst auf die Form fortpflanzen. Von der völlig horizontalen Lage dieses Theils der Presse hängt der gute Druck ab. Deswegen muß der Tiegel vermöge gleich langer Schnüre mit vier senkrechten Stangen verbunden seyn, welche unten wie Haken gekrümmt sind, oben aber an dem sogenannten Schlosse fest sitzen. Dieses Schloß ist eine eiserne Platte, aus zwei Hälften bestehend, welche in ihrer Mitte den Hals der Spindel umschließen. Schrauben halten sie daran zusammen, und bewirken ihre feste Verbindung mit der Preßspindel. Damit nun weder dieses Schloß mit seinen vier Stangen, noch auch der Tiegel hin und her wanken könne, so hat man der Presse die Brücke, d. h. ein genau in Falzen oder Nuthen der Wände auf und nieder bewegliches Bret gegeben. Durch dieses Bret gehen die Stangen des Tiegels hindurch. Horizontal auf dem untern sehr starken Querbalken, unter dem Tiegel, liegt das bewegliche Laufbret, welches vorn auf einer Stütze, dem Galgen, ruht, hinten aber in das Gestelle eingefalzet ist. Auf seiner Oberfläche enthält das Laufbret glatte eiserne Schienen, und auf diesen Schienen kann der bewegliche Karren leicht fortgleiten. Mittelst des Karrens ist man eben im Stande, die Form zum Pressen unter den Tiegel zu bringen, und sie gleich nach dem Drucken des darauf liegenden Bogens, darunter hinwegzuführen, um den Bogen von der Form abnehmen zu können.

Der Karren selbst ist ein viereckiger Kasten mit dem Fundamental, einem messingenen Boden, worauf die Form mit Keilen befestigt wird. Vermöge eines eisernen Gewindes (Charniers) ist an dem Kasten des Karrens ein Rahmen, der sogenannte Deckel, angebracht, dieser mit Pergament überspannt, hat in der Mitte zwei angeschraubte gabelförmige eiserne Stacheln, die Punkturen, welche die zum Bedrucken bestimmten weißen Bogen festhalten und unverrückbar mit dem Deckel verbinden. Auch das Rähmchen ist vermöge eines Charniers mit dem Deckel verbunden; man muß nämlich im Stande seyn, dieses Rähmchen aufzuheben und niederzulassen. Man versteht nämlich unter dem Rähmchen einen mit Schreibpapier überzogenen Rahmen, der mit dünnen Holzspänen übergittert oder in so viele Fächer getheilt ist, als die Form Columnen hat. Es hält nicht blos den Bogen vom Herabfallen ab, wenn der Deckel über die Form geschlagen wird, sondern sichert auch durch sein hölzernes Gitterwerk die weiß bleibenden Stellen des Bogens beim Drucken vor dem Beschmutzen. An der gegen den Tiegel zu liegenden Stelle des Deckels befindet sich eine eiserne Schnalle oder Zunge, welche dazu dient, das Rähmchen an den Deckel zu befestigen. Ein von der Zimmerdecke herabgehendes Hölzchen, der Anschlag oder Himmel, von welchem ein Strick bis zum Boden der Werkstatt herabläuft, fängt das Rähmchen wie eine Lehne auf, wenn man den gedruckten Bogen aus dem Deckel nimt.

An dem hintern Ende des Laufbrets befindet sich der Deckelstuhl, ein Ansatz, gegen welchen sich der Deckel lehnt; und unter dem Laufbrete ist da, wo der Drucker steht, die Kurbel angebracht, deren Axe in einer hölzernen, horizontal liegenden Walze steckt. Diese Walze wird umgedreht, wenn man die Kurbel herum bewegt. An der Walze sitzen zwei starke, lederne Riemen mit ihrem einen Ende fest; das andere Ende dieser Riemen ist an dem Karren, und zwar das eine Ende vorn, das andere hinten, befestigt. Daher läuft der Karren mit seinen eisernen Klammern auf den mit Öl bestrichenen Schienen des Laufbrets fort, und zwar vorwärts und rückwärts, je nachdem man den Griff der Kurbel rechts oder links umdreht. So kann man den Karren leicht unter den Tiegel, und nach dem Abdrucke wieder zurück schieben. Der eine Riemen windet sich hiebei immer auf die Walze, der andere windet sich davon ab. Soll übrigens der Preßbengel zum Drucken angezogen werden, so stemmt der Arbeiter seinen Fuß auf einen eignen Antritt, d. h. auf ein an einem Klotze schräg gestelltes, an die Dielen des Zimmerbodens fest genageltes Bretchen.

In Hinsicht des Druckens selbst ist hauptsächlich Folgendes zu bemerken. Zuerst wird der Schöndruck gemacht, d. h. alle Bogen einer Auflage des Buchs werden erst auf einer Seite gedruckt. Der Preßmeister zieht nämlich den Karren zurück und schlägt den Deckel auf, wobei das Rähmchen sich an den Anschlag lehnt. Hierauf sticht er zwölf Bogen des angefeuchteten Papiers auf die Punkturen, und mit dem rechten Fuße tritt er den Anschlag nieder. Das Rähmchen fällt dann wieder auf den Deckel und wird angeschnallt. Der Ballenmeister trägt unterdessen die Schwärze auf die Form, und zwar so geschwind und gleichförmig wie möglich. Der Preßmeister nimt nun den Deckel am ledernen Griffe, legt ihn auf die Form und dreht die Kurbel der Walze schnell um. Dadurch führt er den Karren mit der geschwärzten Form unter den Tiegel. Er ergreift jetzt den Preßbengel, tritt auf den Antritt und zieht den Bengel schnell und stark gegen sich. Die Preßspindel schraubt dadurch den Tiegel gewaltsam nieder; dieser drückt nun eben so stark auf die Form, und zwar nur auf die vordere Hälfte derselben. Der Preßmeister läßt daher eben so geschwind den Tiegel wieder los, welcher augenblicklich von selbst zurück schnellt. Er windet den Karren mittels der Kurbel noch weiter vorwärts und zieht den Preßbengel wieder an, so daß der Tiegel nun auch die hintere Formhälfte abdruckt. Jetzt windet er den Karren zurück; er öffnet dann die Form und nimt den gedruckten Bogen heraus, während der Ballenmeister die Form für den zwei-

ten Bogen wieder schwärzt; und so fort. — Wenn die eingelegten zwölf Bogen abgedruckt sind, so werden sie mit eben so vielen andern ersetzt; und so fährt man zu drucken fort, bis der Schöndruck aller Bogen durch die ganze Auflage vollendet ist.

Jetzt erst wird der sogenannte Wiederdruck vorgenommen. Die noch weiße Seite des Bogens wird nämlich mit einer andern Form bedruckt, die man auf das Fundament der Presse gesetzt hatte. Man verfährt hiebei wieder ganz wie beim Schöndruck, blos mit dem Unterschiede, daß man jeden Bogen einzeln im Deckel befestigt. Natürlich muß der Bogen wieder in dieselben Punkturlöcher treffen, damit die Columnen beider Seiten desselben genau übereinstimmen, oder gerade auf einander liegen, wenn man ihn, gegen das Licht gehalten, besieht. Die Drucker nennen dies das Registerhalten.

Es ereignet sich bisweilen, daß nach dem Verkeilen auf dem Fundamente einige Lettern in die Höhe gehen. Solche Lettern schlägt man vor dem Abdrucken der Form mit einem Klopfholze nieder, und schraubt dann die Form noch einmal fest. Wird der Bengel nicht fest genug gezogen, oder hat der Ballenmeister beim Auftragen der Form mit den Ballen eine Stelle verfehlt, so entstehen blinde Abdrücke, sogenannte Mönchsbogen oder Ausschuß.

Wenn alle Bogen der Auflage abgedruckt sind, so hat man die Form nicht mehr nöthig. Alsdann bürstet man sie in dem Waschtische auf Waschbretern Columne für Columne mit heißer Lauge aus, wäscht sie ab und übergibt sie dem Schriftsetzer, welcher nunmehr ablegt, oder die Lettern wieder in die zugehörigen Fächer des Schriftkastens bringt. Die Ballen werden, wo sie noch üblich sind, Abends, Mittags und Morgens mit Lauge angefeuchtet, um das Leder weich zu erhalten. Noch feucht hängt man die gedruckten Bogen mittelst eines Kreuzes auf Schnüre und trocknet sie. Zuletzt wird die ganze Auflage des gedruckten Buchs lagenweise zusammengelegt, collationirt, und ordentlich in Exemplare eingetheilt, geschränkt.

Was die vielerlei Arten von Lettern oder Typen betrifft, welche es gibt, so sind diese nach und nach erfunden worden. Auch werden sie noch oft mit mancherlei neuen vermehrt, vorzüglich, daß kleinere Lettern auf größeren Kegeln gegossen werden können. Die gewöhnlichen teutschen Lettern pflegt man in Fractur- und in Schwabacher Schrift einzutheilen. Von der Fractur gibt es 24 und noch mehre verschiedene Arten. Die größte derselben, grobe Sabonfractur genant, ist 1 Zoll lang. Die kleine Sabonfractur hat eine Länge von $\frac{7}{8}$ Zoll. Auf diese folgen die grobe und kleine Missalfractur, die grobe und kleine Kanonfractur, die Textfractur, Mittelfractur, grobe und kleine Cicerofractur, Corpusfractur, Nonpareilfractur und die feinste Perlschrift. Von der Schwabacher Schrift, deren es zehn verschiedene Sorten gibt, heißt die größte Textschwabacher, die zweite Tertiaschwabacher, die dritte grobe Mittelschwabacher, die vierte kleine Mittelschwabacher u. s. w. Breitkopf in Leipzig hatte den teutschen Typen zuerst ihr gothisches Ansehen benommen; in der neuesten Zeit kommen wieder gothische Lettern, hauptsächlich zu größerm Druck, als Titellettern ꝛc. zum Vorschein. Von den lateinischen Lettern, welche man Antiqua nent, gibt es große Sabonantiqua, kleine Sabonantiqua, grobe und kleine Missal, Kanon u. s. w. Die kleinste heißt Perlantiqua. Die geschobenen lateinischen Lettern, welche den geschriebenen Buchstaben ähnlich sind, aber jetzt nicht viel mehr gebraucht werden, führen den Namen Cursiv. Man hat davon Cicerocursiv, Colonellcursiv ꝛc. Eine Menge Interpunktionsstäbchen, Häkchen (Apostrophen), Anführungs-, Einschließungszeichen () [], Linien, Gedankenstriche, Zahlen, Spatien, Quadraten, Röschen ꝛc. hat der Drucker gleichfalls nöthig; s. Schriftgiesserei. Rechnet man dazu noch die griechischen, hebräischen, orientalischen, chinesischen und andere fremde Lettern, so muß man gestehen, daß der Vorrath von Typen in einer wohl eingerichteten Druckerei beträchtlich zahlreich seyn muß.

Um das Verschieben oder Herausreißen der Buchstaben aus der Form zu verhüten, richtete der Engländer Wilson die Lettern so ein, daß sie auf einer Seite ein länglichtrundes Knöpfchen, auf der andern eine gleiche Vertiefung hatten. Es paßte also immer ein Knöpfchen in die Vertiefung des benachbarten Buchstabens. Derselbe Wilson kam auch zuerst auf den Gedanken, zu Büchern, von denen man mehre Auflagen voraussetzen konnte, die aus gewöhnlichen Typen zusammengesetzten und auf das genaueste corrigirten Seiten mittels eines Gusses in Platten oder Tafeln zu verwandeln. So erhielt man Formen mit unbewegbaren Lettern, die man hin und her werfen konnte, wie man wollte, ohne daß ein Buchstabe von der Stelle rückte. Diese Lettern, welche mit dem Bleigusse gleichsam nur einen Körper ausmachten, nannte der Franzos Didot Stereotypen (körperliche Lettern, Festtypen). Durch Didot erhielt der Stereotypendruck, den man auch wol Polytypendruck nannte, eine weit größere Reinheit und Gleichförmigkeit; Stanhope in London vervollkommnete ihn noch mehr. — Übrigens hatten schon vor hundert Jahren J. van der Mey und J. Müller in Leyden, und kurze Zeit nachher auch Ged in Edinburg, die Kunst verstanden, mit ähnlichen Letterplatten zu drucken. Bei Schulbüchern, Gesangbüchern, Bibeln, Classikern, und ähnlichen Werken wendet man den Stereotypendruck noch immer mit Nutzen an. Zur Verfertigung der Stereotypen hat man in England und Frankreich mancherlei Vortheile ausgesonnen.

Die ersten gegossenen Notentypen erfand schon in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. der pariser Schriftgießer Sanlecque. Aber Joh. Glob Imman. Breitkopf in Leipzig vervollkommnete sie im Jahr 1752 sehr. Breitkopf druckte auch zuerst mathematische Figuren mit beweglichen Typen, sowie Landcharten (mittels Zusammensetzung eigner Figuren). Sehr merkwürdig bleiben diese Erfindungen immer, wenn sie auch wenig Nachahmung gefunden haben; und Breitkopfs Name wird in den Annalen der Buchdruckerkunst und der Literatur überhaupt gewiß immer mit hoher Achtung genant werden.

Die Buchdruckerpresse wurde in der neuern Zeit auf verschiedene Art abgeändert oder vervollkommnet. Wilhelm Haas in Basel wandte bei ihr den Mechanismus der Münzpresse an. In einem von Eisen gegossenen auf einem festen Steinklotze befestigten Bogen befindet sich die metallene Schraubenmutter, worin die Schraubenspindel sich bewegt. Die Spindel enthält, statt des gewöhnlichen Bengels, einen Balancier mit zwei gleich langen Armen, wie die Münzpresse, und an den beiden Enden dieser Arme sind Schwunggewichte befestigt, welche die Bewegung sehr erleichtern und die Kraft bedeutend verstärken. Die Franzosen Didot, Pierre und Amisson gebrauchten in ihren Druckereien ähnliche Pressen. — Die Stempel-Pressen des Ridley in London und des Freytag in Gera scheinen keine Nachahmung gefunden zu haben. Berühmter wurden die Cylinderpressen (Walzenpressen). Schon vor 30 Jahren kamen solche Cylinderpressen zum Vorschein, welche die Schwärze gleich von selbst auf die Form trugen, und wo eine umlaufende Walze den Papierbogen auf die Form druckte. Letztere empfing ihre Schwärze, indem sie unter einem Farbencylinder hinlief, welcher die Farbe durch eigne Verbreitungs-Cylinder erhalten hatte. Das Papier wurde in einem trommelförmigen Rahmen, welcher zur Seite sich öffnete, auf die Form gelegt, der Tisch mit der belegten Form aber wurde zwischen den beiden Druckwalzen hindurchgelassen. Die oberste dieser Walzen druckte das Papier nach und nach an allen Stellen auf die Form, und durch diesen successiven Druck wurde die Schrift vollkommen abgezogen. War die Form hindurch, so berührte der die Farbe mittheilende Cylinder sogleich den untern Vertheilungscylinder und gab ihm die nöthige Farbe. — So ging das Drucken leicht, schnell und gleichförmig von statten. — In der Folge veränderte man die Cylinderpressen noch auf verschiedene Weise. Unter allen Cylinderpressen ist aber keine so berühmt geworden, als diejenige des teutschen Künstlers König, welche er in England zuerst zeigte und anwendete, und welche der so höchst thätige Cotta von Cottendorf jetzt auch in Augsburg zu wichtigen literarischen Unternehmungen anlegen läßt. — Bei Königs Druckerpresse fließt die Farbe aus der Öffnung eines Gefäßes zwischen zwei umlaufende metallene Cylinder, die ganz nahe an einander herauslaufen. Hier verdünnt und vertheilt sie sich gleichförmig auf der Oberfläche. Ein anderes Cylinderpaar vertheilt sie noch mehr. Sie wird dann auf eine mit weichem Leder umgebene Walze abgesetzt. Diese Walze vertritt die Stelle der gewöhnlichen Buchdruckerballen. Sehr fein bringt diese sie auf die Buchstaben. Die eigentliche Preßvorrichtung befindet sich auf beiden Seiten dieser Walze, nämlich so, daß die Arbeit mit denselben Buchstaben doppelt verrichtet wird. Es ist hier auf jeder Seite ein hölzerner Cylinder von einer Größe angebracht, daß drei Bogen Druckpapier seine Oberfläche bedecken. Sie beschreiben bei der Umdrehung um ihre Axe nur ein Drittheil ihres Umfangs, und bleiben dann einige Sekunden lang an dieser Stelle. Auf jedes sich darbietende Drittel dieses Umfangs wird immer ein Bogen Papier gelegt. Die in eine eiserne Form gebrachten Lettern werden auf eine flache, ein paar Zoll dicke metallene Platte gesetzt, die von vier kleinen Rädchen unterstützt wird. So läuft die Platte mit der Form ganz akkurat und leicht in Geleisen von einem Ende des Gestelles bis zum andern. Sie läuft hin und her, und dabei hält sie sich an jedem Ende nur 2 Sekunden auf. Bei jeder dieser hin- und herlaufenden Bewegungen geht sie unter dem mit Druckfarbe versehenen Cylinder hindurch, und dann unter denjenigen beiden Walzen, deren Oberflächen die Papierbogen enthalten. Diese werden nun an die Buchstaben angedrückt und nehmen von ihnen die Farbe auf. Im Rückwege fassen sie eine neue Quantität Farbe; diese theilen sie unmittelbar dem auf der entgegengesetzten Walze gespannten Papiere mit. Kehren die Buchstaben auf ihrem Wege von dem Ende gegen die Mitte zurück, so berühren sie das Papier nicht zum zweiten Male; denn der Cylinder, worin das Papier befestigt ist, wird beinahe 2 Zoll hoch emporgehoben, so daß die Form frei darunter hingehen kann. Die gedruckten Bogen lassen sich übrigens leicht von der Walze abnehmen *). *(Poppe.)*

Buchdruckerkunst, ihre Geschichte.

Es bedarf eben nicht der Hinweisung auf sehr entfernte Zeiten, um die Wahrheit der Beobachtung zu beurkunden, daß viele Erfindungen nur Zwillinge und Drillinge sind. Selbst die Geschichte des nächstverflossenen Jahrhunderts, in welchem die literarische Öffentlichkeit eine so allgemeine geworden ist, und die Organe derselben, die Zeitschriften, eine so gegenseitige Berührung der Nationen bewirkt haben, hat es durch die Differentialrechnung, Aerostatik, Stereotypie und mehre andre Erfindungen zur Gnüge bewiesen, wie häufig sich die Geister auf denselben Bahnen begegnen, und wie oft es nur von einem Zufalle oder von einem Zusammentreffen äußerer Umstände abhänge, daß das lang Erspähete endlich gefunden werde und das dunkel Geahnete hell ins Leben trete, oder auch wol, schon verwirklicht, sich entweder in demselben erhalte oder abermals entweiche. Und diese Erfahrung ist es, welche bei der Erforschung der ersten Anfänge der Buchdruckerkunst um so mehr im Auge behalten werden muß, je eigenthümlicher die Erscheinungen sind, welche die Bewerbung zweier verschiedner Nationen um die Ehre dieser Erfindung darbietet. Beide treten mit Ansprüchen auf, bei denen vor der Hand keine Möglichkeit einer innern Verbindung oder Zurückführung auf eine gemeinschaftliche Quelle abzusehen ist: beide gründen ihre Ansprüche auf Documente, welche eben nur so weit rei-

---

*) Unter den verschiedenen Anweisungen zu dem Technischen der Buchdruckerkunst will ich hier nur die vorzüglichsten nennen: (Ernesti) Die wohl eingerichtete Buchdruckerei, m. Abbildd. der Erfinder Nrnb. 1733 Querqt. J. E. Schwarz, der Buchdrucker; zwei Theile, zweite Aufl. Hamburg 1775. 8. C. G. Täubel, praktisches Handbuch der Buchdruckerkunst; zwei Theile. Leipzig 1791. 8. E. W. G. Kircher, Anweisung in der Buchdruckerkunst. Braunschweig 1793. 8. *A. F. Momoro*, Traité élémentaire de l'Imprimerie. Paris 1794. 4. C. G. Täubel, Wörterbuch der Buchdruckerkunst und Schriftgießerei. Zwei Bände; mit Kupf. Wien 1805. gr. 4. 3r od. Ergänzungsbd. ebend. 1809. gr. 4. Dessen neues theor. prakt. Lehrbuch der Buchdruckerkst., nebst ausführlichem Formatbuche. Wien, 1810. gr. 8.

chen, um die Rechte ihrer Partei zu sichern, ohne gegen die der entgegenstehenden etwas zu beweisen: beider äußere Zeugnisse entsprechen in dem einen Falle durch größere und in dem andern durch geringere Vollständigkeit den vortheilhafteren Verhältnissen, in welchen sich der eine Erfinder, und den weniger vortheilhaften, in welchen sich der andere befand; — ein Umstand, durch welchen in Bezug auf die äußere Beweiskraft jene größere Vollständigkeit etwas verliert und diese geringere etwas gewinnt, sobald es darauf ankomt, beide einander gegenüber zu stellen; beide endlich zeigen für ihre Ansprüche frühere Leistungen auf, welche nicht nur so wesentlich und in dem einen Falle so nachweislich national von einander verschieden sind, daß sie keine Vereinigung gestatten; sondern auch zugleich gegen einander in demselben Verhältnisse stehen, wie die beiderseitigen äußern Zeugnisse. Wo alles so seltsam, mitten im Streit sich gegenseitig ausgleichend und aufhebend, einander gegenüber steht, da tritt die Wahrscheinlichkeit einer gemeinsamen Berechtigung zu den beiderseitigen Ansprüchen um so einigender hervor, jemehr sich diese im Laufe ruhiger und unbefangener Untersuchung, welche den äußern und zufälligen Vortheil von ein paar Jahrzahlen und alten Papieren nicht für das einzige und höchste Kriterium der Wahrheit und für eine absolute Widerlegung innerer Gründe hält, auch wirklich bewährt und hoffentlich immer mehr bewähren wird. Ihr zu Folge erscheinen die Ansprüche beider Nationen auf die Doppelerfindung gegründet, und die altholländische Buchdruckerkunst wirklich als etwas aus sich selbständig (doch einflußlos auf die teutsche Erfindung) Hervorgegangenes und in sich selbst Untergegangenes. Bevor wir die an einem andern Orte ausführlicher mitgetheilten Resultate unsrer bisherigen Forschungen im Allgemeinen darlegen, bemerken wir noch, daß wir nicht absehen, warum die Xylographie oder die Schriftdruckerei mit ganzen Holztafeln (letztere seyen mit oder ohne Bilder) von den Forschungen über die Anfänge der Buchdruckerkunst ausgeschlossen werden solle, da doch von ihr die Erfindung beider Nationen erweislich ausgeht und mit ihr zusammenhängt. Bei der vielleicht nicht ganz unberechneten Strenge, mit welcher man die frühesten holländischen Leistungen als blos xylographisch zurückzuweisen pflegt, hat man vergessen, daß auch Gutenberg mit der Xylographie anfing.

Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts war die Holzschneidekunst betrieben worden, und als ihr erstes äußerlich beglaubigtes Denkmal erscheint die Abbildung des heil. Christoph vom Jahre 1423 mit zwei Zeilen Schrift, welche letztere schon durch sich von teutschem Ursprunge zeugt. Aber genau zu derselben Zeit, ja selbst noch etwas früher, erscheint auch im Norden von Holland eine Gewerbs- und Kunstthätigkeit, welche durch die gleichzeitigen Stadtbücher von Harlem auf nicht geringere Weise beglaubigt wird. Unter den dortigen Künstlern, welche wir aus ihnen nach Namen und Jahren kennen lernen, finden wir auch bereits seit 1412 Beeldesniders, und wenn diese auch (wofür jedoch nicht eben ein gebietender Grund vorhanden ist) von den Plattenschneidern unterschieden werden müßten, so lag nunmehr den Holländern der weitere Vorschritt wenigstens eben so nahe, als er den Teutschen lag. Und wirklich erscheinen in der ersten Hälfte dieses Jahrh. dort Holzschnittwerke, von denen das eine, der Spiegel onzer behoudenisse, durch seinen rein holländischen, nicht flandrischen, Dialekt, seinen holländischen Ursprung so sicher beurkundet, daß es andrerseits wieder zum Beweise der Herstammung für andre völlig in gleicher Manier gearbeiteten Werke dient, in denen ein allmäliges Vorschreiten der Kunst sichtbar ist, bis letztere sich zur Buchdruckerei erhebt.

I. Altholländische Buchdruckerkunst *).

Nach der Erzählung eines Zeitgenossen, welche trotz aller Angriffe und der entschiedensten Hyperkritik in ihren Haupbestandtheilen nicht nur nicht erschüttert, sondern durch jede neue Prüfung immer mehr befestigt und durch wiederholte Entdeckungen immer mehr bestätigt worden ist, war der Erfinder der holländischen Buchdruckerkunst Laurens Janssoen (Johanns Sohn), Küster an der großen Parochialkirche zu Harlem. Er war in der genannten Stadt um das J. 1370 geboren, stammte aus einem adeligen Geschlechte, und erhielt, wahrscheinlich im J. 1399, das ehrenvolle und einträgliche Küsteramt (daher der Beiname Koster), welches in Harlem damals nur an angesehene Leute verliehen wurde, die den Dienst

*) Die ältere Literatur über den harlemer Ursprung der Buchdruckerkunst ist im Bünauischen Katalog T. I. Vol. I. p. 666 f. angegeben. Die Hauptstellen und ältesten Zeugnisse sind der Bericht des Buchbinders Cornelius in Hadr. Junius zwischen 1562 und 1575 geschriebner und zu Leiden 1588, Fol. gedruckter Batavia S. 253 f. und die Nachricht in der Cronica van der hilliger Stat van Cöllen (Köln, 1499, Fol.) Bl. 311b. Die erste ausführlichere Deduction gab Peter Scriver in seinem Laurekrans voor Laurens Koster (befindlich hinter seiner Beschryvinge ende Lof der Stad Haerlem. Harl. 1628. 4.). Ungleich tiefer und ein reicher Schatz von historischer und bibliographischer Gelehrsamkeit sind Gerard Meermann's origines typographicae (Haag, 1764. 4.), über welche oft zu absprechend geurtheilt worden ist. Er hat sich zum Theil zu gewagten Vermuthungen hingegeben; aber daß er die Utrechter Presse verkannte, war nur ein solcher Irthum, welcher auf einer an sich sehr richtigen Auffassung beruhte. Ein Auszug aus seinem Werke ist Jac. Visser Uitvinding der Boekdrukkunst. Amst. 1767. 4. Nur über die flandrischen Offizinen verbreitet sich Lambinet origine de l'imprimerie (Paris, 1810. 8. 2 Bände; vorher Brüssel, an 7, in Einem Bande in 8.), wo der harlemer Ursprung sehr lebhaft bestritten wird. Die neuesten Vertheidigungen der holländischen Ansprüche sind: *W. H. J. van Westreenen* Verhandeling van het uitvinding der Boekdrukkunst. Haage, 1809. 8. Der Verf. wagt nicht, die Stadt der Erfindung zu bestimmen. Verhandeling over het uitvinding der Boekdrukkunst door Koster te Haerlem, in Tydeman's und van Kampen Mnemosyne. 1. Stück. Dordrecht, 1815. 8. *Jac. Koning* Verhandeling over den Oorsprong, de Uitvinding, Verbetering en Volmaking der Boekdrukkunst. Harl. 1816. 8. und französ. Amst. 1819. 8. Desselben Bydragen tot de Geschiedenis der Boekdrukkunst. Harl. 1818—23. 8. 3 Stücke. Mein Aufsatz: „Neue Prüfung der holländischen Ansprüche auf die Erfindung der Buchdruckerkunst," im Hermes 1823. St. 4. S. 63—85. Der Gehalt der Schrift von Lehne: Einige Bemerkungen über das Unternehmen der gelehrten Gesellschaft zu Harlem, ihrer Stadt die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst zu ertrotzen (Mainz, 1823. 8. und mit einem Anhange gegen meine Recension neu ausgegeben 1825) ist von mir nach Verdienst gewürdigt in der allg. Lit. Zeitung 1824. No. 128. und 1825 Intell. Bl. vom Februar.

durch Unterbeamte verrichten ließen. Aus den Stadtrechnungen von 1428, wo er in der Schatzung den reichsten Einwohnern der Stadt gleichgestellt wird, ergibt sich, daß er sehr begütert war. In den J. 1417 bis 1434 erscheint er zugleich in mehren obrigkeitlichen Ämtern. Seit 1435 geschieht in den Stadtbüchern keine Meldung mehr von ihm; doch scheint er noch einige Jahre in der Stille gelebt zu haben und erst 1439 oder 1440 an der damals in Harlem herrschenden Pest gestorben zu seyn. Er war zweimal verheirathet, und hinterließ eine Witwe und eine Tochter aus erster Ehe. Alle diese Lebensnachrichten sind durch die Harlemer Stadtbücher beglaubigt und verbürgt.

Von diesem Laurens Janssoen nun wird berichtet, er sei bei seinen Spaziergängen in dem benachbarten Wäldchen auf die Idee gekommen, aus Buchenrinden Buchstaben zu schneiden, mit denen er einzele Zeilen zum Unterrichte der Kinder seines Schwiegersohnes gedruckt habe. In Verbindung mit dem letztern habe er darauf eine dickere und haltbarere Druckfarbe erfunden, weil er die gewöhnliche Dinte zu diesem Behufe zu fließend gefunden habe. So sey er denn zu ganzen Platten mit Figuren und beigefügter Schrift vorgeschritten, welche er nur auf einer Seite des Papiers, dessen weißgebliebne Seiten zusammengeleimt wurden, abgedruckt habe. Dieser erste größere Versuch sey der in holländischer Sprache abgefaßte Spegel onzer behoudenisse gewesen. Nachher habe er seine buchenen Formen in bleierne und diese in zinnerne verwandelt, und sein Gewerbe so ausgedehnt, daß er mehre Gehilfen dazu habe annehmen müssen. Einer derselben, mit Namen Johann, habe in der Christnacht Typen und Druckwerkzeuge gestohlen, sey damit über Amsterdam und Köln nach Mainz geflohen, und habe an letzterm Orte im J. 1442 mit diesen gestohlnen Typen Alexandri Galli doctrinale und Petri Hispani tractatus gedruckt. Soweit die Erzählung.

Es ist wahr, daß diese nicht direct von demjenigen schriftlich aufgezeichnet worden ist, von dem sie herrührt, weil er ein bloßer Handwerksmann ohne gelehrte Bildung war. Aber derjenige Hadrianus Junius, dem wir ihre Mittheilung verdanken, hatte sie von zwei Gelehrten, welche sie aus dem Munde jenes Mannes selbst gehört, und da sie in derselben Stadt lebten, Gelegenheit genug hatten, die Wahrheit derselben zu beurtheilen. Außer diesen beiden beruft sich der Berichterstatter, welcher ebenfalls in Harlem wohnte und bei ungegründeten Behauptungen den Widerspruch sehr nahe gehabt haben würde, auf andre dortige Greise, welche ihm dasselbe, wie sie es aus Hand in Hand erhalten hätten, erzählt hatten. Innere Unwahrscheinlichkeiten enthalten wenigstens die wesentlichsten Bestandtheile des Berichtes auf keine Weise. Daß die äußern Bedingungen, unter welchen Koster auf die Erfindung kommen konnte, wirklich vorhanden waren, sahen wir oben; die allmäligen Fortschritte seiner Erfindung, wie sie der Bericht angibt, sind so natürlich und der Natur der Sache angemessen, daß sie für sich zu keinem Zweifel berechtigen; die theils angedeuteten, theils namentlich angegebenen Erzeugnisse der Kosterschen Offizin sind bis auf ein Buch (welches sich mit der Zeit eben so gut noch finden kann, als die andern allmälig entdeckt worden sind) wirklich vorhanden und von unparteiischen Forschern, wenn sie auch sonst der Mainzer Erfindungsgeschichte zugethan waren, als wirklich holländische Erzeugnisse anerkant worden; alles, was von den Lebens- und Familienverhältnissen des Erfinders angeführt ist, wird durch die gleichzeitigen Harlemer Stadt- und Kirchenbücher, welche man erst in neuerer Zeit auf das sorgfältigste und gewissenhafteste verglichen hat, bis ins Einzelne bestätigt; endlich ist durch dieselben Quellen nicht nur die Existenz des ursprünglichen Berichterstatters, sondern auch sein bürgerliches Verhältniß auf eine Weise beglaubigt, welche es hinreichend erklärt, wie eben er zu seinem Berichte berechtigt und vor andern fähig war.

Junius führt nämlich als ursprünglichen Zeugen außer andern Greisen einen Buchbinder zu Harlem, Cornelis, auf, welcher zu Anfange des 16. Jahrh., in welchen die Zeit seines Berichts fällt, über achtzig Jahr alt gewesen sey, und in der Kosterschen Offizin als untergeordneter Gehilfe (subminister) gearbeitet habe. Aus den Rechnungsbüchern der großen Kirche zu Harlem ergibt sich, daß er in den Jahren 1474 bis 1515 für sie band, und 1507 bis 1510 ist bemerkt, daß er die Initialen in die Ablaßbriefe malte, welche von gedachter Kirche ausgetheilt wurden. Nach 1515 erscheint er, wahrscheinlich wegen seines hohen Alters, nicht mehr thätig, und 1517 findet man einen andern Buchbinder im Dienste der Kirche. Doch starb er erst im J. 1522, und seine Witwe folgte ihm 1525 im Tode nach. Beide wurden in der Kirche beerdigt, für welche er so lange gearbeitet hatte und an welcher Laurens Janssoen einst Küster gewesen war. Wie hätte er, wüßten wir auch nichts von seiner persönlichen Theilnahme an den Kosterschen Druckversuchen, nicht wenigstens in diesem spätern Kreise, in welchen ihn sein Geschäft brachte, die beste Gelegenheit haben sollen, Näheres und Sicheres über den Mann zu erfahren, welcher ehemals an derselben Kirche ein bedeutendes Amt bekleidet hatte. Und damit es an keiner Art von Beglaubigung für ihn mangle, mußte der Zufall diesem nämlichen Cornelis bei dem Einbinden von Rechnungsbüchern dieser Kirche das Fragment eines Donatdrucks in die Hände spielen, welcher unleugbar ein nordholländisches Erzeugniß ist. Der Einband der Bücher, zu welchen er denselben verbrauchte, ist in ihnen selbst in Rechnung gebracht, und dabei bemerkt, daß er von Cornelis gefertigt sey, und der Inhalt des einen Rechnungsbuches beweist, daß es spätestens im J. 1474 gebunden worden seyn könne. In jenem Jahre aber waren im eigentlichen Holland Druckversuche noch eine solche Seltenheit, daß ein solches örtliches Zusammentreffen mit dem Inhalt der Erzählung des Cornelis nicht als etwas Unwesentliches betrachtet werden darf.

„Aber" (sagen die Gegner), „wo haben die Holländer nur Ein solches Zeugniß aufzuweisen, wie es die Schlußschrift des Psalterium von 1457, des Durendus von 1459, des Janua von 1460 ist?" Und das ists, was wir oben nur einen äußern und zufälligen Vortheil nannten. Zuletzt ist ein solches Zeugniß eben so gut ein Richter in eigner Sache, als es der Bericht des Cornelis ist. Auch, daß Gutenbergs ungünstige finanzielle Lage einen Proceß und in dessen Folge Zeu-

genverhöre veranlaßte, welche jetzt als Nebenbeweise für die Erfindung dienen, ist es etwas anderes als Zufall? Sie würden eben so wenig vorhanden seyn, als sie es bei Koster sind, wenn er dessen Vermögen besessen hätte. Würde darum s e i n e Erfindung weniger beglaubigt seyn, als es die des letztern ist? Daß jene Zeugnisse für Gutenberg sprechen, wird niemand zu leugnen begehren, der die Sache ohne nationale Befangenheit untersucht; aber daß nicht sie a l l e i n für ihn sprechen, und daß sie noch weniger gegen die Holländer etwas beweisen, leuchtet eben so unverkennbar ein.

Und so komt doch, in einem Falle wie in dem andern, zuletzt Alles auf die i n n e r e Beglaubigung an, d. h. auf die Gründe, welche sich ohne anderweite Hilfsmittel aus der vor Augen liegenden Beschaffenheit der beiderseitigen frühesten Leistungen selbst ergeben. Und dann ist es wesentlich, daß beide von den ersten Anfängen an so durchaus und so wesentlich von einander verschieden sind, daß zwischen ihnen keine Verwandtschaft und kein Ursprung aus gemeinschaftlicher Quelle nachgewiesen werden kann. Bis wenigstens zum Jahre 1480 unterscheidet sich die holländische Type nicht nur von der teutschen, sondern auch von der benachbarten brabantischen so augenscheinlich, daß diese Verschiedenheit einen desto wichtigeren Moment bei der Streitfrage darbietet, je nationaler sie erscheint, wenn man sie mit frühern holländischen Handschriften vergleicht, und je weniger ein Einfluß der teutschen Künstler auf Holland nachgewiesen werden kann. Denn wirklich findet sich in Holland während des ganzen 15. Jahrhunderts auch nicht die mindeste Spur derjenigen Teutschen, welche doch in allen übrigen Ländern, und selbst in dem benachbarten Brabant, ihre neue Kunst verbreiteten. Woher hätten denn die Holländer auf diese Weise ihre rein national auftretende, von jeder nachweislichen fremden Einwirkung freie, Kunst gehabt, wenn sie dieselbe nicht aus sich selbst geschöpft und gefunden hätten? Nehmen wir dazu, daß mehre Fragmente eben der kleinsten und nur local interessanten, ältesten, holländischen Drucke (das **Horarium** und die Donate) in H a r l e m gefunden worden, daß von mehren derselben selbst die Holztafeln theils in dieser Stadt, theils in den nordholländischen Provinzen, entdeckt worden sind, daß die Zeichen des zu ihnen verbrauchten Papiers dieselben sind, welche sich in dem Papiere der gleichzeitigen Harlemer Stadt- und Kirchenbücher finden, und daß diese, laut beglaubigter Rechnungen aus Antwerpen bezognen Papiere wenigstens zum größern Theile sich in den ältern teutschen Drucken nicht wiederfinden; so wird der unbefangene Forscher gewiß die Erzählung des Cornelis durch innere, von jedem Zeugniß eines Individuums unabhänge, Gründe so bestätigt finden, daß er ihr auch da seinen Glauben nicht versagt, wo er ihr nichts offenbar Widerstrebendes entgegen zu stellen hat. Und dergleichen ist bis jetzt noch nichts gefunden worden, wenn wir die Nachricht von der diebischen Verbreitung nach Teutschland ausnehmen, um welche der Berichterstatter, weil sie über seinen Gesichtskreis und Wohnort hinausging, nichts Bestimmtes wissen konnte, und welche durch die vom ersten Anfange an eben so selbständige Gestaltung der teutschen Buchdruckerkunst besser widerlegt wird, als durch alle äußere Zeugnisse.

Es bleibt nach diesen Bemerkungen nur noch übrig, das anzugeben, was aus anderweiten Forschungen über die weitere Geschichte der ältesten holländischen Buchdrukkerkunst als wahrscheinlich erscheint.

Nach Kosters Tode wurden seine Versuche von seinen Enkeln fortgesetzt, und die Reihefolge der aus dieser Offizin erschienenen Drucke wird von dem neuesten holländischen Forscher, K o n i n g, so bestimt:

A. X y l o g r a p h i s c h e:

1) **Historia S. Johannis evangelistae.** 2) **Biblia pauperum.** 3) **Ars moriendi.** 4) **Historia seu providentia virginis Mariae.** 5) **Speculum humanae salvationis.** 6) **Donatus.** 7) **Horarium.**

B. M i t b e w e g l i c h e n T y p e n:

8) **Horarium.** 9) **Donatus.** 10) **Spegel onzer behoudenisse.** 11) Desselben zweite Ausgabe. 12) **Speculum humanae salvationis.** 13) Desselben zweite Ausgabe. 14) **Catonis disticha.**

C. V o n K o s t e r s E r b e n g e d r u c k t:

15) **Laur. Vallae facetiae morales.** 16) **Ludovici de Roma singularia.** 17) **Saliceto de salute corporis.**

Selbst von den beiden Büchern, welche nach dem Diebstahle anderwärts mit Kosterschen Typen gedruckt worden seyn sollen, ist in ganz neuer Zeit wenigstens das eine, **Alexandri de Villa Dei doctrinale**, wieder aufgefunden, und als wirklich mit den Typen des **Saliceto** gedruckt, anerkant worden. Und so ist zu hoffen, daß auch des **Petri Hispani tractatus**, welche noch vermißt werden, wieder zum Vorschein kommen.

Die große Ähnlichkeit, welche die utrechtsche Type von Ketelaer und Leempt mit der Kosterschen hat, und der Umstand, daß der spätere Drucker Veldener während seines Aufenthalts in Utrecht die echten kosterschen Platten des **speculum humanae salvationis** (mit welchen er 1483 eine neue Ausgabe besorgte) an sich brachte, lassen vermuthen, daß die Kostersche Offizin in die frühere Utrechter, welche schon vor 1473 bestanden zu haben und gegen 1479 von Veldener erkauft worden zu seyn scheint, übergegangen sey. Veldener aber bereitete seit 1479 durch seine auf niederländische Art eingerichtete Offizin der ursprünglich holländischen Erfindung nach etwa 40jähriger Dauer einen Untergang, welcher um so vollständiger war, je mehr sich letztere auf ihren nächsten Kreis beschränkt und je weniger sie eben deshalb auf Wissenschaft und Litteratur einen wesentlichern Einfluß geübt hätte. Daher ist auch das Schweigen der Zeitgenossen und die fast nur zufällige und locale Bewahrung ihres Andenkens zu erklären. (*Ebert.*)

II. G e s c h i c h t e d e r E r f i n d u n g d e r (t e u t s c h e n) B u c h d r u c k e r k u n s t z u M a i n z *).

E r s t e r A b s c h n i t t. Einleitung und Geschichte der Erfindung durch J o h a n n G u t e n b e r g. Wenn man

*) Wie bei einigen andern Artikeln dieses Werkes über einen und denselben Gegenstand verschiedene Ansichten aufgestellt worden; so mag dies auch hier Statt finden. (*H.*)

über die Erfindung der Buchdruckerkunst, über die Zeit, den Ort, und den Erfinder derselben noch immer im Dunkeln schwebt, und so viel Widersprechendes, Einseitiges und Parteiisches auch noch heut zu Tage liest, so liegt dies wol darin, daß Augenzeugen nichts oder doch nichts Deutliches darüber aufgezeichnet, spätere Forscher aber zum Theil aus trüben Quellen geschöpft, oder mit allzuviel Vorliebe für ein- oder die andere Person und Stadt geschrieben haben. Auch kommen oft die verschiedenen Meinungen daher, daß man nicht stets den richtigen Gesichtspunkt von dem Wort und der Sache Buchdruckerei — im Auge hatte. Man verwechselte nämlich die Bilderdruckerei, die Druckerei mit einzelen Buchstaben, und die Schriftdruckerei auf ganzen Holztafeln, mit oder ohne Bilder, mit der eigentlichen Buchdruckerei in dem heutigen Sinne des Wortes, die Xylographie nämlich oder die Stereographie mit der Typographie, was aber nur zu Irrthümern führt. Die eigentliche Typographie, nach heutigem Sinne, nämlich die Kunst, mit beweglichen gegossenen Buchstaben, auf beiden Seiten des Papiers oder Pergaments, zu drucken, wurde weder in Straßburg noch in Harlem, sondern in Mainz durch Johann Gutenberg mit Beihilfe Peter Schöffers von Gernsheim erfunden und ausgeführt.

In Mainz blühete seit dem 14. Jahrh. eine adelige Patrizierfamilie, welche den Namen Gänßfleisch, auch zum Gänßfleisch, führte, und sich in mehre Linien theilte. Eine davon führte den Beinahmen Gudenberg, (Gutenberg, ad bonum montem — nicht Guttenberg), aus welcher der Erfinder abstammte [1]). Letzterer hieß Henne Genßfleisch von Sulgeloch (Sorgenloch), genant Gudinberg (Gudenberg oder Gutenberg), und ward zu Ende des 14. oder im Anfange des 15. Jahrh. zu Mainz, wahrscheinlich in dem Hause zum Gutenberg (ad bonum montem), nach Andern in dem Hause zum Gänßfleisch, geboren. Im J. 1424 war er schon in Straßburg, wie ein in diesem Jahre von da aus an seine Schwester in Mainz geschriebener Brief beweist [2]). Ob Gutenberg nun die ersten Ideen zur Buchdruckerkunst schon in Mainz gehabt und Versuche dazu gemacht, oder erst in Straßburg geschöpft und zu einiger Ausführung gebracht habe? — ist eine schwer zu beantwortende Frage. Bekantlich geben mehre Gelehrte die Erfindung der Buchdruckerkunst von Gutenberg, als zu Straßburg gemacht, an. Allein — die von Schöpflin für Straßburg beigebrachten Documente beweisen wol allerlei Versuche, und eine Druckerpresse — noch lange aber keine Buchdruckerpresse, in dem richtigen Begriffe des Wortes, am wenigsten aber die Buchdruckerkunst selbst; auch hat man bis jetzt noch kein einziges Druckdenkmal mit Gewißheit aufweisen können, welches für die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg in Straßburg zeugt, wie der Straßburger Professor Lichtenberger selbst gesteht [3]); wogegen man in Mainz Druckdenkmale genug aufgefunden hat, welche Gutenbergs Kunst in dieser Stadt bezeugen, auch viele gleichzeitige, oder doch ältere Schriftsteller sich für Mainz deutlich aussprechen [4]). Es läßt sich also vernünftiger Weise wol nicht mehr zweifeln, daß die Buchdruckerkunst zu Mainz und zwar von Johann Gänßfleisch, genant Gutenberg, erfunden worden sey. Zwar wissen wir, daß Gutenberg von 1424 bis gegen 1445 in Straßburg gelebt hat [5]); wir wissen ferner, daß er sich dort vorzüglich im Steinschleifen und im Spiegelmachen übte; dann auch Versuche im Buchdrucken unternahm, und eine Druckerpresse hatte [6]). Allein — Versuche und Proben machen ist noch nicht Erfinden [7]).

Aus allem, was man von Gutenberg, während seines Aufenthaltes in Straßburg, weiß, geht hervor, daß er mit der Erfindung noch gar nicht im Reinen war, was auch selbst anfangs in Mainz der Fall war, als Gutenberg ums Jahr 1445 dahin zurückkehrte. Arm und traurig kam er daselbst an. Sein Vermögen hatte er in Straßburg mit mislungenen Versuchen größtentheils aufgeopfert, und doch hätte er so gern die angefangenen Versuche weiter fortgesetzt, in der Hoffnung, endlich zu der vollendeten Erfindung zu gelangen. In dieser Noth kam ihm Johannes Fust, ein reicher Bürger von Mainz, mit Geldvorschuß zu Hülfe, für welchen derselbe aber sich, nebst bedeutenden Zinsen, auch einen Antheil vom Gewinn ausbedingte und Gutenberg sein Druckzeug ihm zum Unterpfand einsetzen mußte. Damals war also auch schon Fust mit Gutenberg verbunden; ob aber blos in merkantilischer Hinsicht, oder auch in Ansehung der Kunst — das ist eine andere, nicht leicht zu beantwortende Frage. Wahrscheinlicher ist es, wie weiter unten noch näher dargethan werden wird, daß nicht Fust, sondern Peter Schöffer der erste Theilnehmer an Gutenbergs Erfindung zu Mainz — und gewiß ist es, daß er derjenige war, welcher die Erfindung zur Ausführung

1) Man muß die Familie Gudenberg oder Gutenberg, aus welcher der Erfinder der Buchdruckerkunst abstammte, von andern Familien dieses oder eines ähnlichen Namens sorgfältig unterscheiden. In Mainz lebte im 13. und 14. Jahrh. eine Dynastenfamilie von Gudenberg, welche das Erbkämmerer-Amt des Erzstiftes Mainz besaß, die Patrizierfamilie der Gudenberg aber gar nichts anging. Auch in Franken blüht noch eine freiherrliche Familie von Guttenberg, welche mit obigen mainzer Familien ebenfalls nichts gemein hat. 2) *v. Fischer* Essai sur les Monum. typogr. p. 24 — und dessen Beiträge, I. S. 35.

3) In Initiis typogr. p. 15: Nullus adhuc repertus est liber, quem ante excusos Moguntiae libros, Argentorati e Gutenbergii officina prodiisse prorsus eviceris.“ 4) Unter andern lese man des *Joannis Trithemii* Chronicon Hirsaug. ad an. 1450, wo es heißt: „His temporibus in civitate *Moguntina*..., *inventa* et *excogitata* est ars illa mirabilis et prius inaudita imprimendi..., libros per *Joannem Guttenberger* civem Moguntinum etc.“ Man s. ferner die Chronik von Köln gedruckt im J. 1499, Fol. 312.; weiter den Schluß des von Gutenberg gedruckten Chronicon Joannis de Janua und die Bemerkungen darüber von Fischer, Lambinet, Lichtenberger u. a. — Sodann mehre frühe Druckwerke von Fust und Schöffer, Peter Schöffer, Johann Schöffer ꝛc., welche alle bemeldete Erfindung zu Mainz bezeugen, wiewol — undankbar genug — nicht durch Gutenberg. 5) Von 1434 bis 1444 unausgesetzt. S. unter andern: Köhlers Ehrenrettung Guttenbergs ꝛc. 6) Vgl. Köhler, Schöpflin, Lichtenberger u. a. 7) Daher schreibt Lambinet: Orig[illegible] de l'imprimerie etc. T. I. p. 252. „On ne [illegible] vence accorder [illegible] notoires à [illegible] en faveur [illegible] nie.“

brachte. Er war es auch, der die ersten in der Kunst vollendeten Druckwerke mit Gutenbergischen Lettern und in Gutenbergs und Fausts Offizin zu Stande brachte, und seinen Namen sogar beisetzte. — Ob Fust diesen Schöffer bei Gutenberg kennen gelernt — oder ob er ihn zu Letzterem gebracht, und Schöffer allenfalls für Fust gearbeitet habe — ist nicht mehr zu bestimmen; doch zweifle ich an letzterem, weil in diesem Falle Schöffer seinen Namen allein den ersten Druckwerken nicht würde beigesetzt haben. Soviel ist aber richtig, daß ums J. 1454 eine Verbindung zwischen Gutenberg, Fust und Schöffer Statt hatte; als aber der gewinnsüchtige und wucherische Fust gewahrte, daß durch Peter Schöffers Geschicklichkeit die Buchdruckerkunst zur Vollendung gebracht worden, und nun etwas durch dieselbe zu verdienen sey, so machte er Gutenbergen den Prozeß, foderte das ihm geliehene Geld samt den damals hohen Zinsen zu einer Zeit zurück, wo er es ihm nicht geben konnte, und wußte dadurch das ihm verpfändete Druckzeug an sich zu bringen [8]). So sah sich, im J. 1455, der brave Gutenberg abermal am Rande des Verderbens. — Doch — bald fand er wieder Mittel und Gönner, welche ihm Druckzeug und Geld verschafften. Er fing nun von neuem zu drucken an, aber viel bescheidener als Fust und Schöffer. Keinem Druckwerke setzte er seinen Namen bei; indeß erstere im Posaunentone ihre Werke ankündigten.

So sehr auch Gutenberg die Einsamkeit liebte, sich bescheiden zurück zog, und nicht nach der Gunst der Welt oder des Hofes strebte, so entdeckte doch endlich Kurfürst Adolf von Mainz (der zweite dieses Namens) Gutenbergs Kunst und Verdienste; er zog ihn aus dem Dunkel hervor und an seinen Hof, gab ihm adeligen Hofdienst und Kleidung, nebst Futter und Mahl, nach damaliger Sitte für Ritter und adeligen Dienstmann [9]). Gutenberg druckte nun nicht mehr, verlebte vielmehr seine alten Tage am Hofe, und in Ruhe. Sein Druckzeug überließ er seinem Gehilfen, Henrich Bechtermünze zu dessen nutznießlichem Gebrauch, und letzterer druckte mit Gutenbergs Presse und Zeug in Eltvill, auch wol in Mainz in Gutenbergs Wohnung mehre nützliche Werke [10]). So ging es bis zum Tode Gutenbergs fort, der wahrscheinlich im J. 1468 erfolgte. Und jetzt erst lernen wir den Freund Gutenbergs und den Beförderer der edlen Kunst kennen, jenen Mann nämlich, der Gutenberg in seiner Noth treulich beistand, und ihm die Mittel und das Zeug wieder verschaffte, um seine Druckerei fortsetzen zu können. Doktor Humery war es, der alles ihm gab, und nicht eher zurück foderte, als nach Gutenbergs Tod. Humery bekam auch das Druckzeug zurück, mit der Bedingung jedoch, daß damit nirgends als in Mainz gedruckt werden solle [11]). — Die Kirche des h. Franciskus (die Minoritenkirche) in Mainz erhielt die schätzbaren Reste von Gutenberg; dies bezeugt eine Grabschrift, welche Gutenbergs Anverwandter Adam Gelthuß von der jungen Aben ihm fertigte, die aber, wie es scheint, blos auf dem Papiere stehen blieb [12]). Denn nirgends findet sich ein Grab- oder sonstiges Denkmal für Gutenberg, den Erfinder der so wichtigen Buchdruckerkunst.

Zweiter Abschnitt. Fortgesetzte Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst. Gutenberg, Fust und Schöffer.

Aus Tritheims Annalen [13]) erhellet deutlich, daß zwar Gutenberg der erste Erfinder der Kunst Bücher zu drucken war, — daß aber auch Fust und Schöffer an der Erfindung Antheil hatten, und demnach Tritheim mit Recht drei Erfinder der Buchdruckerkunst, wie sie jetzt besteht, — der eigentlichen Typographie — angibt, Gutenberg nämlich (Guttenberger, wie er ihn nent), Fust und Schöffer. Gesellschaftlich verbunden wohnten sie auch in einem Hause; in dem Hause zum Jungen, welches noch zu Tritheims Zeiten [14]) das Druckhaus genant wurde.

In dem ersten Abschnitte wurde über Gutenberg bereits gesagt, daß er nach 1444 in Straßburg nicht mehr vorkomme, und hierauf, wenigstens ums J. 1450, in Mainz erscheine. Was von Tritheim ad a. 1450 oben angeführt ist, scheint solches zu bestätigen. — Gutenberg fing in seiner Vaterstadt neuerdings wieder an, Versuche in der Kunst zu drucken zu machen, aber, leider, abermals ohne günstigen Erfolg. Durch den reichen J. Fust wurde er zu neuen Versuchen in den Stand gesetzt. Sie druckten nun ein Catholicon oder Sprachlehrbuch, aber auf ganzen Tafeln und mit unbeweglichen Buchstaben. — Diesen ersten Versuchen folgten bald andere, nämlich die, mit beweglichen metallenen Buchstaben. Allein — auch diese Arbeit war mit den größten Schwierigkeiten und großem Aufwande verbunden. Im Begriff, eine Bibel zu drucken, waren sie damit kaum bis zur dritten Quaternion gekommen, als ihr Aufwand schon 4000 Gulden betrug — eine zu damaliger Zeit sehr bedeutende Summe. Auch jetzt würden sie nicht zum Ziele gekommen seyn, wäre ihnen nicht Peter Schöffer durch

---

8) S. Köhlers Ehrenrettung, S. 21 u. 54. 9) Dies geschah im J. 1465. — S. Köhler l. c. Beilage Lit. Xx. 10) Heinrich Bechtermünz (Bechtelmonze) war ein Schüler Gutenbergs, gleichfalls adeliger Patrizier, und mit Gutenberg verwandt. Er errichtete in Eltvill eine Druckerei, mit Gutenbergs Druckzeug, starb aber noch vor dem Erfinder, im J. 1467, und sein Bruder Niklas setzte die Druckerei fort. — S. Bodmanns Rheingau, S. 134. 11) S. Köhlers Ehrenrettung, Beil. Lit. Yy.

12) Die Grabschrift lautet also:

D. O. M. S.
Joanni Genszfleisch, artis impressorie
Repertori, de omni natione et lingua
Optime merito, in nominis Sui memoriam
Immortalem, Adam Gelthus posuit.
Ossa ejus in Ecclesia D. Francisci
Moguntina feliciter cubant.

13) „His temporibus in civitate *Moguntina* Germaniae prope Rhenum, et non in Italia, ut quidam falso scripserunt inventa et excogitata est ars illa mirabilis et prius inaudita imprimendi et characterizandi libros per *Joannem Guttenberger*, civem Moguntinum..... Et haec de mira subtilitate dicta sufficiant, cujus inventores primi cives Moguntini fuerunt. Habitabant autem *primi tres* artis impressoriae inventores, Joannes videlicet *Guttenberger*, Joannes *Fust* et Petrus *Opilio* gener ejus, Moguntiae in domo *zum Jungen* dicta, quae deinceps usque in praesens impressoria nuncupatur....“ So schreibt *Joannes Trithemius*, in Annal. Hirsaug. T. II, p. 421 et 422, edit. S. Gallensis. 14) Tritheim endigte seine Hirschauer Chronik im J. 1514. — Lehné hat dies Haus auf dem schönen Plane der Stadt Mainz im Mittelalter N. 91. deutlich bezeichnet.

seinen erfinderischen Geist, seine Geschicklichkeit und Klugheit zu Hilfe gekommen. Dieser erfand nämlich eine leichtere und bessere Art, die Lettern zu gießen, eine bessere und dauerhaftere Druckerschwärze, ferner die überaus schönen und feinen, in Holz geschnittenen Initialbuchstaben und noch mehr andere nützliche Dinge. Auf solche Art wurde nun die Buchdruckerkunst von Gutenberg, aber noch höchst unvollkommen, erfunden, durch Fust's Beistand und Geld etwas verbessert, aber erst durch Peter Schöffer als eigentliche Buchdruckerkunst (Typographie) vollendet.

Es muß hier einigen Zweifeln begegnet werden, die daraus entstehen, daß in gedruckten Büchern Johann Fust als Erfinder der Typographie genant wird, ohne des braven Gutenbergs mit einem Worte zu erwähnen. Es war den beiden Buchdruckern Fust und Schöffer nicht genug, in ihren Druck- und Finalschriften mit keinem Worte Gutenbergs, des ersten Erfinders, zu gedenken, sondern es schämten sich auch Johannes und Ivo Schöffer (Buchdrucker zu Mainz) sogar nicht, in mehren ihrer Druckschriften den Johannes Fust als den ersten Erfinder zu preisten. So liest man z. B. in der Finalschrift des im J. 1509 von Johannes Schöffer gedruckten Breviarii Moguntini; Impressum Moguntie impensis et opera honesti et providi viri Joannis Schoffer civis Moguntini. Cujus avus [15]) primus artis impressoriae fuit inventor et autor." — Ähnliche falsche Angaben finden sich auch im Chronico Trithemii, gedruckt zu Mainz im J. 1515 durch Johannes Schöffer und in einem andern von Ivo Schöffer im J. 1531 gedruckten Buche des Vitalis de Furno [16]).

Diese unrichtigen Angaben sind aber um so auffallender, als Joh. Schöffer zehn Jahre vorher, ehe er das Chronicon Trithemii druckte und die lügenhafte Finalschrift beisetzte, nämlich im J. 1505, in des Livius römischer Historie, und zwar gleich anfangs in der Dedikation an den Kaiser Maximilian, die Wahrheit völlig klar ausgesprochen hat [17]).

Es wird hier nicht am unrechten Orte seyn, die Fragen zu beantworten: wer Fust war, und welchen Antheil er eigentlich an der Erfindung gehabt habe? Joh. Fust war ein reicher Bürger in Mainz, in mechanischen Künsten nicht unerfahren, und die Gießkunst aus Profession oder Liebhaberei treibend, und zwar mit Hilfe Peter Schöffers von Gernsheim; wenigstens scheint solches eine Kanone, mit Fusts und Schöffers Brustbildern, anzudeuten, welche Kurfürst Daniel im J. 1561 hatte gießen lassen, und womit Kaiser Napoleon der Stadt Mainz ein Geschenk machte. Zwischen 1450 und 1452 stand er mit Gutenberg in Verbindung, durch Geldsunterstützungen und gute Rathschläge; daß er aber zur Erfindung selbst etwas Neues beigetragen habe, was sich erprobte, läßt sich nicht behaupten; vielmehr ist es gewiß, daß, wäre nicht Peter Schöffer mit seinem erfinderischen Geiste und seinen geschickten Händen Gutenberg und Fust zu Hilfe gekommen, der Zweck beider schwerlich erreicht worden wäre. Es kann also keine Frage darüber mehr seyn: daß das meiste Verdienst um die Erfindung der eigentlichen Typographie Schöffern von Gernsheim gebühre. Nachdem sich Gutenberg mit Fust und Schöffer verbunden hatte, und die Kunst zu drucken im Reinen war, druckten diese drei Verbündeten in dem obgedachten Hause zum Jungen in Mainz. Das erste größere Werk, welches sie druckten, war seine obgedachte Bibel, von welcher kaum drei Quaternionen fertig waren, als Schöffer eine bessere Methode zu drucken erfand, so daß nun wahrscheinlich diese erste Bibel unvollendet blieb. Eine andere lateinische wurde angefangen und in 640 Blättern vollendet. Es ist dies die sogenannte Gutenbergische Bibel, von welcher uns Fischer, Lambinet, Lichtenberger, Panzer u. a. m. ausführliche Nachrichten ertheilt haben. — Es läßt sich leicht denken, daß die Verbündeten nicht mit großen Werken, mithin nicht mit der Bibel den Anfang ihrer vollendeten Kunst machten, sie druckten vielmehr zuerst kleinere Sachen, und zwar so wie Gutenberg, da er noch allein war — Donate oder Sprachbücher. Auch druckten sie Ablaßbriefe, und gerade diese sind es, und nicht die Bibel, welche als die ältesten Druckdenkmale der vollendeten Kunst zu Mainz, oder der eigentlichen Typographie zu betrachten sind. Dies haben unter andern auch Fischer, Lambinet und Lichtenberger wol eingesehen. Letzterer hat noch in einer besondern *Dissertation* [18]), zu beweisen gesucht, daß die Ablaßbriefe, welche er beschreibt, die ältesten Denkmale der vollendeten Buchdruckerkunst sind. Vergleicht man damit, was der gelehrte Dibdin, in Bibliotheca Spenceriana, T. I. p. XLIV, davon meldet (auch das Fac Simile des Druckes und der Lettern sind beigefügt): so wird Niemanden ein Zweifel mehr übrig bleiben. Diese Ablaßbriefe wurden im J. 1454 gedruckt; mithin gerade zu der Zeit, als die Verbündeten noch beisammen waren. Bald hierauf scheint auch die Gutenbergische Bibel vollendet worden zu seyn; denn schon im J. 1455 wurde die Gesellschaft getrent. — Außer diesen Ablaßbriefen finden sich auch Donate, welche mit der Gutenbergischen Bibel völlig einerlei Typen haben. Von einem derselben ist ein Bruchstück aufgefunden worden, welches zum Glück die Finalunterschrift enthält, die also lautet: „Explicit donatus. Arte noua imprimendi. Seu caracterizandi. per *Petrum de gernssheim.* in urbe Moguntina cum suis capitalibus absque calami exaratione effigiatus." Diese

15) Fust war der Großvater des Johannes Schöffer, von mütterl. Seite. 16) S. Panzers Ann., Zapf, Lambinet u. a. m. 17) Hier heißt es: „Solch werk aller mechtigster König (das zůvor an ewer königliche Majestat zu ehren, darzu Fürsten vnd Herrn, auch Gemeynden vnd Stetten Teutscher Nation zu nutze in teutsch bracht, vnd in der löblichen statt Meyntz gefertigt vnd getrukt ist) wöll ewer Röm. May. gnediglich auffnehmen: Inn wellicher statt auch anfengklich die wunderbarliche Kunst der Truckerey vnnd im ersten von dem kunstreichen Johann Guttenberg, da man zalt nach Christi vnsers Herrn geburt tausend vierhundert und fünfzig jar erfunden, vnd darnach mit fleiß, kost und Arbeit Johann Fausten vnd Peter Schöffers zu Meyntz gebessert vnd bestendig gemacht ist worden." — Das nämliche sagt auch Ivo Schöffer in der wiederholten Auflage des Livius, 1546, ohne sich wegen der Lüge zu entschuldigen, die er in dem Werke des Vitalis, 1531, hatte einfließen lassen.

18) Der Titel derselben ist: „Indulgentiarum literas Nicolai V. P. M. pro regno Cypri impressas a. 1454. matrumque epocham vindicavit, initia tygographica supplevit *J. F. Lichtenberger.*"

Endschrift zeigt deutlich, daß dieser Donat von Peter Schöffer von Gernsheim gedruckt worden sey, denn derselbe nennt sich in mehren andern Druckschriften Peter von Gernsheim, oder auch nur Peter Gernsheim. Lambinet hat vollkommen genügend und bildlich — durch beigebrachte Fac Simile — bewiesen, daß die sogenannte Gutenbergische Bibel mit den nämlichen Typen gedruckt sey, wie der Donat von P. Schöffer, woraus er schließt, daß letzterer auch die Gutenbergische Bibel gedruckt habe, und ich setze noch hinzu: mit Gutenbergischem Druckzeuge, in Gutenbergs Offizin, und in Gesellschaft von Gutenberg und Fust, mithin also noch vor 1455. Ja, ich wage die Muthmaßung, daß obgedachter Donat die erste Probe war von der durch Peter Schöffer vollendeten Kunst; daher er auch seinen Namen allein beigesetzt hat.

Es ist hier nicht der Ort und auch nicht meine Absicht, von den Druckwerken zu reden, welche aus Gutenbergs Offizin, mit Beihilfe Fusts und Schöffers erschienen sind; es genüget, bewiesen zu haben, daß die Buchdruckerkunst, im eigentlichen Sinne des Wortes, im Jahr 1454 zu Mainz vollendet wurde. Ein Jahr nachher ging, wie schon erwähnt, die Gesellschaft auseinander; Gutenberg errichtete eine neue Offizin, worin er theils selbst, theils durch Bechtermünze druckte; Fust und Schöffer bedienten sich des Druckzeuges von Gutenberg, dessen sich ersterer, auf die obgedachte unedle Art, bemächtiget hatte. Dadurch entstand nun eine neue, die dritte, Periode in der mainzer Buchdruckergeschichte.

Dritter Abschnitt. Fortsetzung der Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst. Fust und Schöffer.

Nach der Trennung der Gesellschaft der ersten Buchdrucker im J. 1455, errichtete Johann Fust, nach Schunks [19]) Meinung, in dem zum Hofe zum Humbrecht gehörigen Kelterhause [20]) seine Druckerei, und brachte daselbst, mit Hülfe Peter Schöffers, dem er seine Tochter Christine zur Ehe gegeben hatte, die vortrefflichsten Druckwerke zu Stande.

Das erste und vorzüglichste derselben ist unstreitig der berühmte Psalter von 1457, eigentlich ein Officium divinum, bestimt für den Chorgesang in den Stifts- und Klosterkirchen in — und bei Mainz. — Vieles ist über dieses Kunst- und Prachtwerk schon geschrieben worden, ohne daß die Sache klar geworden. Ursachen sind wol erstens, weil die Exemplare, welche man kent, unter sich sehr verschieden erscheinen; zweitens, weil von denjenigen Bibliographen, welche davon geschrieben, die wenigsten das Psalterium selbst gesehen, am allerwenigsten gehörig untersucht haben. So viel ist indessen richtig, daß die bis jetzt bekannten Exemplare theils unvollständig, theils auch unter sich, zwar nicht in der Hauptsache, aber doch in manchen andern Sachen verschieden sind. Gewöhnlich endigt sich der Druck mit der Allerheiligenlitanei und den dazu gehörigen Gebeten. Was darüber ist — ist meistens Manuscript, die Schrift aber dem Gedruckten mehr oder weniger genau nachgeahmt. Für dieses Einschreiben wurden von den Druckern mehr oder weniger Blätter frei und ungedruckt gelassen; auf dem letzten Pergamentblatte aber wurde die Finalschrift abgedruckt [21]), so daß das Handschriftliche zwischen den gedruckten Psalter und die Finalschrift kam, woraus so Manche den unrichtigen Schluß machten: es sey alles in diesem Buche gedruckt. Ich habe mich aber durch genaue und kritische Betrachtung mehrerer Exemplarien von dem Gegentheile überzeugt. Das Beste, was in gedrängter Kürze über dieses kostbare Werk, so wie über den Psalter von 1459 u. s. w. gesagt worden, findet man in F. A. Eberts bibliographischem Lexicon [22]). Fust u. Schöffer druckten in ihrer Offizin zu Mainz manch schönes und nützliches Werk, mit — und ohne ihren Namen; mit — und ohne Jahrzahl; mit und ohne Angabe des Druckortes [23]). Fust hatte einen Weg entdeckt, um seine Druckwerke, besonders aber seine Bibeln, sehr theuer zu verkaufen; er gab sie nämlich für Mscpte aus. Das meiste Glück machte er in Paris, wo damals die Wissenschaften im Flor waren. Im Monat Jul. 1466 befand er sich daselbst, aber er kam nicht zurück, sondern er starb dort, wie man glaubt, an der Pest. — Das letzte bekannte Druckwerk von Fust ist die Grammatica rhythmica von 1466, wovon Zapf, Panzer, Lichtenberger, Dibdin, Ebert u. m. A. Nachricht ertheilt haben, Fischer aber das Jahr 1467 unrichtig angegeben hat.

Vierter Abschnitt. Schluß der Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst. Peter Schöffer.

Nach Fust's Tode setzte Peter Schöffer die Druckerei allein und unter seinem Namen fort, gebrauchte aber immer noch die schon im Psalter 1457 vorkommenden, und in den übrigen Druckwerken von Fust und Schöffer meistens am Ende beigesetzten Zeichen oder Wapen [24]).— Das erste von Schöffer unter seinem Namen allein gedruckte Buch ist Thomae Aquinatis Secunda Secundae, erschien 1467. Sein vorzüglichstes Druck- und Kunstwerk ist aber unstreitig das Decretum Gratiani 1472, in fol. max. [25]). Peter Schöffer war ein Bürgerssohn aus der kleinen Stadt Gernsheim am Rhein, in der großherzoglich-hessischen Provinz Starkenburg; ein feiner Kopf, der außer verschiedenen Wissenschaften auch die

19) Ein bekannter gelehrter Geschichtsforscher und Schriftsteller zu Mainz. 20) Eigentlich ein Hinterhaus an das Haus zum Korbe anstoßend.

21) Diese Finalschrift findet man in mehren bibliographischen Schriften genau abkopirt.

22) Eins nur habe ich dort gefunden, womit ich nicht übereinstimmen kann, die Meinung nämlich, daß die Lettern im Psalter zwar von Metall aber nicht gegossen gewesen seyen. Ich habe mich durch den Augenschein in den beiden Psalterien von 1457 und 1459 hinlänglich überzeugt, daß die Lettern derselben, mit Ausnahme der mit Verzierungen umgebenen großen Initialbuchstaben, als welche in Holz geschnitten sind, aus gegossenen Metallbuchstaben bestehen. Dies beweist erstens der scharfe, noch heute, unerachtet des starken fast 350jährigen Gebrauchs, sichtbare und fühlbare Eindruck auf dem dicken Pergamente, wie man ihn auch gegenwärtig in allen gedruckten Büchern gewahrt; ferner auch aus der allergenauesten Übereinstimmung der Buchstaben unter sich, welche sich durch das Messen mit dem Zirkel ergibt, die sich aber von geschnitzten Buchstaben gar nicht denken läßt. Man vergleiche auch desfalls die Spencerische Bibliothek von Dibdin. 23) Man findet dieselbe verzeichnet und größtentheils kritisch beleuchtet in Fischers typographischen Seltenheiten, in Zapfs Buchdruckergeschichte von Mainz, in Panzer Annalen der Buchdruckerkunst, bei *Lichtenberger* in Initiis typographicis; bei *Lambinet* Origine de l'Imprimerie; bei *Dibdin* in Bibliotheca Spenceriana u. m. a. 24) S. dessen Druckschriften, so wie bei Zapf u. m. a. die Abbildung der Wapen. 25) Würdtwein sagt hievon, in der Biblioth. Mogunt. p.

Kunst verstand, schön zu schreiben, Manuscripte zu kopiren, Chorbücher zu fertigen u. dgl. m., weswegen sich Schöffer auch als Schönschreiber (Clericus) eine Zeit lang in Paris aufhielt. Gegen das Jahr 1450 kam er nach Mainz, wurde mit Fust, und durch diesen auch mit Gutenberg bekant, lernte von letzterem die zwar erfundene, aber noch lange nicht gehörig zu Stande gebrachte Kunst, Bücher zu drucken, wurde in die Verbindung der Druckergesellschaft aufgenommen, so wie er auch, nach der Trennung zwischen Gutenberg und Fust, ganz in das Interesse des letzteren verwebt, und mit diesem, unter der Firma von Fust und Schöffer, die Druckerei fortsetzte. Schöffer erfand die Buchdruckerschwärze, die Patrizen und Matrizen zum Gusse der Lettern, die schönen großen Initialbuchstaben, welche in Holz geschnitten wurden [26]), und brachte endlich die Typographie, im eigentlichen Sinne, zu jener Vollkommenheit, in welcher man sie noch heut zu Tag (in der Hauptsache) findet. Mit Recht wird demnach Peter Schöffer dem Johannes Gutenberg als Miterfinder an die Seite gesetzt und hoch in Ehren gehalten. In den von Fust und Schöffer gedruckten Büchern von 1459 bis 1462, namentlich in den Unterschriften, komt Peter Schöffer immer als Clericus, und zwar als Clericus Moguntinae Diöcesis, vor. Vom Jahr 1465 an steht aber bei Schöffer das Wort Clericus nicht mehr, sondern er wird von Fust puer meus genant, was wol seinen Schwiegersohn anzeigen soll [27]). Fust scheint in den letzten Jahren seines Lebens sich der Druckerei völlig entschlagen, und die Geschäftsführung seinem Schwiegersohne ganz überlassen zu haben, weil man in den Druckschriften von 1465 und 1466 von Fust bemerkt findet, er habe dieselbe durch die Hand seines Schwiegersohnes vollendet [28]). — Nach Fust's Tode druckte Peter Schöffer für sich und unter seinem Namen allein manch nützliches und schönes Werk in seinem eigenen Hause zu Mainz, damals und lange nachher noch das Druckhaus genant [29]). Durch Fusts ererbtes Vermögen, und mehr noch durch Fleis und Verdienst—denn mit Büchern handelte er im In- und Auslande — ward Schöffer ein reicher, ansehnlicher Bürger, späterhin auch Assessor des weltlichen Gerichtes in Mainz. Als solchen finden wir ihn im J. 1489 [30]). Der Verfasser dieses Aufsatzes besitzt selbst ein Originalsiegel des Richters Schöffer im rothen Wachs, mit einem Contresiegel. Ersteres enthält das Schöffer'sche Wapen mit den 3 Sternen und der Umschrift: S. (Sigillum) Petri Schoffer judic. Secul. (judicis Secularis) judicii Mogunt. [31]). Das Contresiegel besteht aus einem kleinen Köpfchen, aufgedruckt, wie es scheint, mit einem Siegelringe.— Daß aber dieser weltliche Richter mit dem Buchdrucker Peter Schöffer eine und dieselbe Person sey, erhellet ziemlich deutlich aus einem von dem Herrn Richter Schaab in Mainz aufgefundenen Gültbrief vom J. 1496, worin der Richter Peter Schöffer und seine Ehefrau Dyna (Christina) ausdrücklich vorkommen. Dieses Richteramt, welches Peter Schöffer zwischen 1489 und 1496 — vielleicht auch bis an seinen Tod, bekleidete, war vermuthlich auch die Ursache, daß man um diese Zeit so wenig Druckwerke von P. Schöffer findet. Die meisten aus dieser Zeit erschienen in andern, damals schon errichteten Offizinen in Mainz, namentlich von Eberhard Reuwich, Jacob Medebach und Peter von Friedberg [32]). Peter Schöffer lebte, wie es scheint, bis zum J. 1502, wenigstens druckte er nach diesem Jahre nicht mehr. Das letzte Druckwerk, welches man mit Gewißheit kent, ist — sonderbar genug!— ein Psalterium, womit Fust und Schöffer ihren Anfang der vollendeten Kunst machten. Der Nachfolger in Peter Schöffers Druckerei war sein Sohn Johannes Schöffer, dessen gewisse Druckwerke von 1503 bis 1530 vorkommen. Er hatte noch einen Bruder, Namens Peter, wie aus einer von Hrn. Schaab aufgefundenen Urkunde v. J. 1511 deutlich erhellt. Aus derselben ist auch ersichtlich, daß dieser Peter Schöffer das Druckhaus zum Korbe damals eigenthümlich besaß, welches er — nach einer andern Urkunde v. J. 1512 — an Johann Kuchen und dessen Ehefrau verkaufte. Das andere Druckhaus (der Dreikönigshof) war dem Johannes Schöffer eigen, wie aus einer Urkunde v. J. 1524 erhellet [33]). — Peter Schöffer der jüngere war ebenfalls Buchdrucker; im J. 1513 druckte er in Mainz ein Diurnale Romanum. Sodann errichtete er ums J. 1529 eine Druckerei in Worms [34]); ferner eine in Venedig, wo er im J. 1542 Joannis Manardi Epistolas medicinales druckte. Bekant ist auch noch von ihm ein Titus Livius teutsch, jedoch ohne zu wissen, wo er gedruckt worden ist. — Nach Joh. Schöffers Tod finden wir, von 1531 bis 1552 einen Ivo Schöffer als Buchdrucker zu Mainz, welcher in einem von ihm gedruckten Buche den Johannes Fust seinen Urgroßvater (Proavum) nent. Außer diesem Ivo Schöffer waren damals mehre Druckereien in — und bei Mainz, namentlich von Peter Jordan, Franz Behem zum Maulbaum (zu St. Victor bei

---

105, daß dieses Buch auf Pergament gedruckt sey, und schön gemalte und vergoldete Initialbuchstaben enthalte. 26) S. Arnolds v. Bürgel Encomion Calcographiae, apud *Joannis* Rer. Mog. T. III., p. 433; sodann die Unterschrift des im zweiten Abschnitt bemerkten von P. Schöffer gedruckten Donats. 27) Hieraus haben nun viele, ja die meisten Schriftsteller, den Schluß gezogen: Schöffer sey vor seiner Verehelichung geistlich gewesen, weil heutzutage das Wort Clericus einen Geistlichen bedeutet. Allein — Clericus bedeutet ursprünglich einen Schreiber, wie auch einen Schriftsteller und Gelehrten. Weil aber die Geistlichen sich meistens mit der Schriftstellerei und mit Abschreiben der Bücher abgaben, so wurden diese in der Folge, und späterhin ganz ausschließlich, Clerici genant, was jedoch zu den Zeiten Peter Schöffers der Fall noch nicht war. Letzterer wurde demnach nur darum Clericus genant, weil er ein Gelehrter und ein Schönschreiber gewesen ist. Geistlich war er nicht, und konnte demnach die Christine Fustin ohne den geringsten Anstand heirathen. 28) Manu Petri de Gernsheim, pueri mei feliciter effeci finitum — sind die Worte Fusts. 29) Dieses ist das Haus zum Korbe, welches er im J. 1477 an sich gekauft hatte. Späterhin verlegte Schöffer seine Offizin in das Haus zum Humbrecht — dem heutigen Dreikönigshofe — welches sodann das Druckhaus genant wurde, so wie früher schon das Hinterhaus dieses Hofes diesen Namen führte, weil Fust und Schöffer darin ihre Offizin hatten. 30) Gudenus, in Cod. dipl. T. II. 492. 31) Ein von Herrn Lehné auf dem schon bemeldeten Plane v. Mainz bildlich beigefügtes Siegel v. C. P. Schöffer hat die teutsche Umschrift: Sigillum: peter schoiffer von gernshein wertlicher richter zu mentze. 32) S. Fischers typogr. Seltenheiten. 33) *Würdtwein* Bibl. Mog. p. 246, 247. 34) l. c. p. 248. Fischer, l. c. IV. Lief. S. 47.

Mainz) und Georg Wagner. — Welche Bücher in — und bei Mainz seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts gedruckt worden, darüber geben uns Panzers lateinische und teutsche Annalen, Würdtweins Bibliotheca Moguntina, Zapfs Annalen u. m. a. Schriften ausführliche Nachricht. Aber noch ist nicht alles darin enthalten, manches auch unrichtig angegeben. Ein neues kritisches Verzeichniß der Mainzer Incunabeln dürfte daher nicht überflüssig seyn. Hier genüget, das Nöthigste über die Erfindung und Vollendung der Buchdruckerkunst zu Mainz, so wie über die Erfinder und ersten Buchdrucker gesagt zu haben. (*Dahl.*)

Fortsetzung des Artikels Buchdruckerkunst.

Die Schwierigkeiten, welche sich bei Erforschung der ersten Anfänge der Buchdruckerkunst ergeben, kehren auch bei der Geschichte ihrer weitern Verbreitung wieder. Seitdem die Entdeckung Pfisterscher Drucke von 1461 und 1462 allgemeine Anerkennung gefunden hat, sollte man die Eroberung von Mainz durch Adolf von Nassau im Jahre 1462 nicht länger als eine Hauptepoche für den weitern Umschwung einer Kunst betrachten, welche keiner äußern Ereignisse bedurfte, um sich ihren Weg selbständig zu bahnen.

Vergleicht man die Erzeugnisse der ältesten teutschen Offizinen mit einander, so erscheint schon früh eine solche gänzliche und wesentliche Verschiedenheit der Typen, daß an den verschiedenen Orten eine selbständige Thätigkeit unverkennbar ist. Wäre die Kunst so lange ausschließlich in den Händen der ersten teutschen Erfinder und Verbesserer geblieben, als man bisher annahm, so würde sich dies unfehlbar in einer Uniformität der frühern Typen anderer Offizinen darthun. Aber man vergleiche die Typen von Pfisters Boner von 1461 und von seiner undatirten sechs und dreißigzeiligen lateinischen Bibel, welche auf jeden Fall wenigstens gleichzeitig mit dem Psalterium von 1457 ist, mit allen bis dahin erschienenen mainzer Drucken, und man wird finden, daß sie nicht nur völlig eigenthümlich in Hinsicht der Form sind, sondern zugleich auch von einer solchen Vollkommenheit des Gußwerks zeugen, daß sie in dieser Hinsicht denen des Psalterium nicht im geringsten nachstehen, und technisch vielleicht selbst vorzuziehen sind. Mit dem J. 1466 (nach beglaubigten Handrubriken) tritt Straßburg in die Schranken, und zwar zu gleicher Zeit mit zwei Offizinen, der Eggesteynschen und Mentelin'schen, deren Typen nicht nur unter sich, sondern auch von denen der mainzer und bamberger Offizin völlig verschieden sind. Nicht anders verhält es sich mit den 1468 und 1470 auftretenden Druckereien zu Augsburg und Nürnberg. Am bedenklichsten aber bleibt immer die Pfistersche Type. So lange dieselbe nicht auch in gleichzeitigen mainzer Drucken vorkomt (und dies ist nicht der Fall), so lange muß man sie ihm als eigne Erfindung zurückgeben. Nun aber gedenkt ein Zeugniß aus dem J. 1459 (Sprengers Buchdruckergeschichte von Bamberg S. 2.) der Pfisterschen lateinischen Bibel als eines bereits vollendeten Drucks, die Typen derselben, welche im Boner von 1461 schon stumpf und abgenutzt erscheinen, sind noch völlig neu und scharf, und jeder einzele Buchstabe komt durchgängig so völlig in derselben Form wieder vor, während im Psalterium von 1457 noch so viele Varietäten eines und desselben Buchstabens sich finden, daß daraus hervorgeht, Pfister müsse bereits vor dem J. 1459 eine vollständig eingerichtete Gießerei gehabt, oder wenigstens seine Typen aus einer Gießerei bezogen haben, welche vollkommener war, als diejenige, welche die Typen des mainzer Psalterium geliefert hatte. Daß die Pfisterschen Typen gegossene, metallene waren, und daß ihre Gleichförmigkeit das Vorhandenseyn von Patrizen und Matrizen voraussetzt, kann keinem entgehen, der einen Pfisterschen Druck selbst zu untersuchen Gelegenheit hatte. Somit aber fällt das angebliche Verdienst Schöffer's, als Erfinders der Patrizen und der gegossenen Buchstaben, mit einem Male nieder, was auch Andere sagen mögen. Gewiß gilt es auch in der Geschichte der teutschen Buchdruckerkunst einer schärferen Prüfung und Unterscheidung der Quellen, als bisher Statt gefunden hat. Zu einer Zeit, in welcher es noch so sehr an literärischer Communication fehlte, lag es in der Natur der Sache, daß jeder blos das berichtete, was ihm örtlich zunächst lag, und seine Nachricht kann eben so wenig unbedingt für den einen, als sein Schweigen gegen den andern Ort zeugen. So spricht Paulus de Praga blos von Bamberg und Tritheim blos von Mainz, während eine unbezweifelte gerichtliche Urkunde beweist, daß Gutenberg schon vor dem Jahre 1439 zu Straßburg eine Presse und bewegliche Buchstaben hatte (*Oberlin* annales de Gutenberg S. 14 und 17.).

Und das wird sich auch im Laufe von Untersuchungen, deren Resultate noch nicht abzusehen sind, gewiß bestätigen; sobald sie nur ohne locale Befangenheit betrieben werden. Straßburg sah in seinen Mauern die Buchdruckerkunst gewiß nicht nur entstehen, sondern auch ausüben. Gutenberg zwar ging sechs Jahre nach der ersten Erwähnung seines straßburger Druckapparats nach Mainz, um dort seinem Geschäfte eine weitere Vervollkommenung und Ausdehnung zu geben; aber Johann Riff, Andreas Heilmann und die Gebrüder Dryzehn, die bisherigen thätigen Theilnehmer an seinen Versuchen, blieben in Straßburg zurück. Sollte er auch seinen ganzen Druckapparat mit sich an seinen neuen Wohnort genommen haben, so kannten sie doch den ganzen Mechanismus, wie es sich ausdrücklich aus dem Zeugenverhöre von 1439 ergibt und es konnte also nach ihrer Angabe aufs neue mit Zuziehung derselben Handwerker gearbeitet werden, deren sich bereits Gutenberg bedient hatte. Daß sie aber wirklich fortarbeiteten, ergibt sich aus dem Umstande, daß, Bamberg ausgenommen, Straßburg wirklich die erste teutsche Stadt ist, welche erweislich neben den mainzer Leistungen auftrat. Zwei mit einer Handrubrik versehene Exemplare der Eggesteyn'schen lateinischen Bibel (zu Wolfenbüttel und München) und ebenfalls zwei Exemplare der Mentelinschen teutschen Bibel (zu München und Stuttgart) führen das Jahr 1466, und von diesen Drucken ist der Eggesteynsche (man vgl. das Facsimile in *Dibdin* bibl. Spenc. I. 39.) mit einer Unvollkommenheit ausgeführt, welche selbst in den spätern Drucken dieser Offizin mit einer gewissen Eigensin-

nigkeit sich treu bleibt, und keinen mainzer Einfluß verräth. Von letzterem möchte eher Mentelin's Gußwerk zeugen. Es ist auf diese Weise weder unmöglich noch unwahrscheinlich, daß von Strasburg aus noch früher Jünger der neuen Kunst ausgegangen seyn mögen, als von Mainz, und sicher gehörte unter die erstern Pfister. Der bis jetzt bekannte erste kölner Drucker, Ulrich Zell (seit 1467), war dagegen ein Zögling der mainzer Offizin, und es ergibt sich daraus zugleich, daß sein Zeugniß über die Verbreitung der Buchdruckerkunst, sofern es gegen Strasburg spricht, vielleicht kein ganz unbefangnes war.

Diese Bemerkungen werden hinreichen, zu zeigen, wie wenig begründet die Sicherheit ist, mit der bisher die Teutschen über die Geschichte ihrer Erfindung gesprochen haben, und wie thöricht die Verblendung, mit welcher einige die Acten für geschlossen halten.

Die teutsche Erfindung verbreitete sich bis etwa zum J. 1475 nur im südlichen und westlichen Teutschland, und selbst der Drucker Brandis, welcher 1475 in Lübeck auftrat, hatte vorher zu Mersburg in Schwaben gearbeitet. Ob die Verbreitung der Buchdruckerkunst im nördlichen Teutschland der teutschen Erfindung unmittelbar angehöre, ist eine andere, mit vielen andern ganz fremdartigen Forschungen verschlungene, Frage. In Rostock treten 1476 die fratres communis vitae mit einer Type auf, welche weder mainzisch noch strasburgisch, noch überhaupt teutsch, sondern brüsselisch ist. Zwar erscheint dieser Orden in Brüssel erst seit 1476 typographisch thätig; aber man weiß, wie zufällig das Hinzufügen oder Weglassen des Datums in frühern Drucken war und wie wenig der Mangel desselben gegen eine frühere Thätigkeit zeuge. In Magdeburg (seit 1483 thätig), in Hamburg (seit 1491), in Lüneburg (seit 1493) läßt sich derselbe Einfluß nicht verkennen, wie überhaupt in der ganzen Bildung und Literatur Niedersachsens ein bis auf den heutigen Tag noch unenträthselter, aber nachzuweisender Anklang holländischer Weise und Sitte nicht abzuleugnen ist. Die ganze niedersächsische Literatur ist ein bloßer Wiederhall einer frühern holländischen, zu der sich endlich wol die Beweise in Wanderungen finden werden, die sich bis auf den wittenbergischen Kreis der jetzigen königl. preuß. Provinz Sachsen erstreckten. Es gibt Perioden der Geschichte, wo reine historische Analogie lauter spricht, als alle Jahrzahlen und alle besiegelten Documente. Vielleicht enthüllt auch sie einst das Dunkel, in welchem die frühere Buchdruckergeschichte Kölns schwebt.

Denn der zweite Buchdrucker, der dort erscheint, war ein Niederländer, Arnold Ter Hoernen, dessen erster datirter Druck von 1470 ist. Seine Typen sind ziemlich dieselben, welche die fratres communis vitae zu Brüssel brauchten, und eben so wenig teutsch, als die der letztern, im Gegentheil mit dem Ductus in ursprünglich holländischen Handschriften in auffallender Art übereinkommend. Als teutscher Drucker aber ist er deshalb merkwürdig, weil er 1470 in dem Sermo ad populum praedicabilis das erste Beispiel von Blattzahlen gab, sowie sein Kunstgenosse in derselben Stadt, Johann Kölhof, in seinem Drucke von *J. Nideri* praeceptorium divinae legis von 1472 zuerst die Signaturen anwendete. Johann Zainer zu Ulm zierte seinen Druck der teutschen Übersetzung von Boccaccio's Schrift von berühmten Weibern im Jahr 1473 zuerst mit gedruckten Randleisten um die erste Seite und mit den in Holz geschnittenen und verzierten Initialen aus, welche später eine so allgemeine Anwendung erhielten. Sein Bruder oder naher Verwandter, Günther Zainer zu Augspurg, versuchte sich 1472 in seinem Isidorus zuerst in der römischen Type, obgleich schwerlich mit gleicher Originalität, da die italiänischen Drucker mit ihrem Beispiel schon vorangegangen waren. Zum Druck von Musiknoten gaben die kirchlichen Andachtsbücher, welche die Pressen der ersten Drukker so oft beschäftigten, frühe Gelegenheit.

Unterdessen war die teutsche Erfindung durch Arnold Pannartz und Conrad Sweynheym auch nach Italien gedrungen, und machte daselbst eigenthümliche neue Fortschritte. Der zweite der ebengenannten Künstler stammte wahrscheinlich aus der mainzer Werkstatt. Sie errichteten ihre Offizin 1465 im Kloster Subbiaco in der Campagna di Roma, wendeten sich aber schon im J. 1467 nach Rom. Ihr Verdienst ist die Nachbildung des bisher in Italien in Handschriften üblich gewesenen rein römischen Ductus, in welchem sich die teutschen Offizinen, an die neugothische Minuskel sich haltend, bisher noch nicht versucht hatten. In demselben Jahre, in welchem sie in Rom auftraten, fand sich daselbst auch ein anderer Teutscher, Ulrich Han, aus Ingolstadt gebürtig, ein, und wetteiferte mit ihnen um den Vorrang. Ob schon Pannartz und Sweynheym griechische Typen gießen ließen, kann nur der beurtheilen, der ihre früheren Drucke aus eigner Ansicht kent. Uns wenigstens scheinen diejenigen, die in *Dibdin's* bibl. Spenc. I, 206 und 267. aus ihrem Lactantius von 1467 und aus dem Gellius von 1469 mitgetheilt werden, nur in Holz geschnitten zu seyn, wie es die der Faust- und Schöfferschen Offizin im Cicero von 1465 und 1466 sind. Sicherlich aber hatten sie dadurch den Weg zu weitern Fortschritten gebahnt; denn schon 1470 lieferte Johann Philipp de Lignamine, aus Messina gebürtig, und ebenfalls in Rom angesiedelt, den ersten unbezweifelten Guß griechischer Typen im Quintilianus dieses Jahres. Schon 1469 trat Venedig in die Schranken, ebenfalls durch einen Teutschen, Johann von Speyer, angeleitet, und Philipp de Lavagnia zu Mailand, der seit demselben Jahre thätig erscheint, war der erste eingeborne Italiäner, welcher als Mitbewerber auftrat. So wenig es der Zweck dieses Artikels seyn kann, anzugeben, wie sich die Kunst allmälig über alle Städte Italiens verbreitete, so verdient doch bemerkt zu werden, daß der erste Drucker in Neapel, Sixtus Riessinger (seit 1471) ein Strasburger, und der erste Drucker zu Montereale in Sicilien (seit 1472) ein Antwerper war. Wahrscheinlich aus eigenthümlicher Nachbildung erstand durch den talentvollen Goldschmidt Cennini 1472 in Florenz die Buchdruckerkunst.

Italien that vielleicht nicht weniger zur neuen Erfindung hinzu, als es von dem Auslande empfangen hatte. Wir haben bereits bemerkt, daß von hier aus die erste römische oder runde Type ausging und die griechische hier zuerst ihr Seyn erhielt. Aber auch die hebräische und arabische Type und die Cursiv wurden hier zuerst nachge-

bildet oder erfunden; Vindelinus von Speyer bediente sich 1470 im Tacitus zuerst der Custoden, 1476 erschienen in Vicenza zuerst Titelblätter, mit Kupferstichen wurde 1477 Antonio da Siena monte sancto di Dio zu Florenz und mit Golddruck 1482 der Euclides des Venezianischen Druckers Ratdolt verziert. Der letztere war es auch, der in Italien gedruckte Randeinfassungen um die erste Seite und förmlich abgesetzte Titelblätter allgemeiner einführte, als sie bis dahin üblich gewesen waren. Schon seit 1473 hatte Jenson in Venedig Drucke im kleinsten Formate geliefert, die einen hohen Grad von technischer Fertigkeit voraussetzten, und gegen Ende des Jahrhunderts führte Aldus Manutius die bequemere Octavform allgemeiner ein.

Es waren ebenfalls Teutsche, welche die neue Kunst nach Frankreich brachten. Zwei Mitglieder der Sorbonne, Guillaume Fichet und Jean de la Pierre, ließen drei teutsche Drucker, Ulrich Gering, Martin Crantz und Michael Friburger, welche aus der strasburger Schule zu stammen scheinen, nach Paris kommen und gaben ihnen ein Local im Gebäude der Sorbonne ein. Diese neue Presse begann ihre Arbeiten mit dem Anfange des J. 1470. Aber die unruhige Zeit der Regirung Ludwigs XI. hinderte den schnellen Fortschritt, dessen sich die Typographie in Teutschland und Italien erfreute. Charakteristisch ist, daß man in Frankreich mit der runden oder römischen Type anfing, aber nach kurzer Zeit sie wieder aufgab, um sich blos der gothischen zu bedienen. Erst seit 1480 erlangte die französische Typographie durch den thätigen Anton Vérard zu Paris ihre eigentliche Sicherstellung und weitere Verbreitung, obwol sie sich wenig über nationale Literaturbeziehungen erhob. Zu griechischen Typen schritt erst Gourmont im Anfange des 16. Jahrh. vor. Dagegen ist ihr die besondere Rücksicht auf Auszierung der Bücher durch Holzschnitte eigenthümlich, welche die Italiäner fast ganz unbeachtet ließen und die Teutschen wenigstens als Nebensache behandelt hatten. In der That scheinen die französischen Drucker durch dieselbe auf Teutschland zurückgewirkt und namentlich Grüninger zu Strasburg zu einer Liebhaberei veranlaßt zu haben, welche, als die Franzosen sie bereits wieder aufgegeben hatten, im Laufe des 16. Jahrh. in Teutschland noch schöne Früchte für die Holzschneidekunst trug. Daß in die Bemühungen der französischen Drucker der frühern Periode nicht mehre Mannigfaltigkeit kam, lag wahrscheinlich in der Concentrirung der Offizinen auf Paris: die Provinzialpressen waren nach literarischem und technischem Gehalt ihrer Leistungen sehr unbedeutend.

In Holland waren es die letzten Regungen einer frühen und eigenthümlichen, aber vom Schicksal unbegünstigt gebliebenen Erfindung, welche hier, wo wir nach der Folge der vorhandenen Jahrzahlen zu gehen haben, ihren Platz finden. Erst 1473 und 1474 kündigt sich die Ketelaer'sche und Leempt'sche Offizin zu Utrecht laut an, und derselben Stadt gehört zuverlässig noch ein Druck von Wilhelm Hees aus dem J. 1475 an. Mit den Delfter Drucken von 1477 und den Zwoller von 1479 scheint die echte altholländische Typographie zu Grabe gegangen zu seyn. Es war genau im letzteren Jahre, wo der Niederländer Veldener zu Utrecht auftrat, und das Eingeborne verdrängte.

Auch die Niederlande treten zufolge der vorhandnen Daten mit dem J. 1473 thätig auf. Dierck Martens zu Alost verdankte seinen ersten Druckapparat gewiß den Holländern, vervollkommnete ihn aber durch den Beistand des teutschen Johann de Westphalia, mit welchem er sich schon im folgenden Jahre verband. Doch trennte sich Westphalia bereits in demselben Jahre wieder von ihm und errichtete eine eigne Offizin zu Löwen, wie Martens im Jahre 1476 die neue Kunst zuerst nach Antwerpen brachte. Westphal's, Peffroet's und Leeu's Einfluß (beide letztere traten 1477 zuerst auf) behielt die Oberhand, und gab der niederländischen Typographie den Charakter, welcher nachher sich auch der holländischen mittheilte. Besonders ausgezeichnete Leistungen hat sie nicht aufzuweisen.

Zunächst würde Polen in die Schranken treten, wenn die Vermuthung, daß die undatirte expositio super psalterio des Johann de Turrecremata mit der Angabe: Cracis impressa, in das J. 1473 zu setzen sey, eine nähere Bestätigung für sich anführen könnte. Daß der Druck wirklich auf Krakau zu beziehen sey, kann keinem Zweifel unterliegen, da sich eben dort und in der Umgegend die meisten Exemplare dieses in Teutschland fast ganz unsichtbaren Druckes gefunden haben. Daß die Typen vollkommen die von Günther Zainer in Augsburg sind, ist gewiß, ohne daß jedoch nothwendig daraus folgt, auch er selbst sey der Drucker gewesen. Vielleicht, daß ein andrer Drucker von ihm die Typen kaufte, mit denen jenes Werk gedruckt ist, vielleicht auch, daß nach Zainers schon 1478 erfolgtem Tode sein ganzer Druckapparat noch Polen veräußert wurde. In beiden sehr möglichen Fällen ist die Versetzung jenes Drucks in das Jahr 1473 eine sehr willkürliche und unzuverlässige.

In Spanien treten 1475 ein eingeborner, Alfonso Fernandez de Cordova und ein Teutscher, Lambert Palmart oder Pelmart, zu Valencia in Gemeinschaft zuerst auf. Etwas Hervorstechendes leistete jedoch die spanische Typographie nicht, und es war erst den neuesten Zeiten vorbehalten, Zeugnisse eines höheren Strebens in Ibarra's und Sanchez Leistungen zu liefern.

Die Britische Typographie war eine Tochter der Niederländischen, und scheint zunächst aus Colard Manson's Offizin zu Brügge hervorgegangen zu seyn, wie eine Vergleichung der Typen zeigt. Zwar hatte der Vater der britischen Typographie, William Caxton, der seit 1474 zu Westminster arbeitete, sich auch einige Zeit zu Köln aufgehalten, und Manson's Offizin wird erst im Jahre 1476 namentlich aufgeführt. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß der letztere schon 1472 oder 1473 thätig war (*Santander* dictionnaire I, 352.), und Kölner oder überhaupt Teutscher Einfluß läßt sich in Caxtons Typen nicht wieder finden. Auch in diesem Lande war es erst der neuesten Zeit vorbehalten, Leistungen hervorzubringen, welche der Kunst näher angehören. Die frühern dortigen typographischen Erzeugnisse sind in dieser Hinsicht ohne allen Gehalt.

Nur mit einzelen und sehr unterbrochenen Leistungen folgten 1476 Böhmen, 1483 Schweden und 1493 Dä-

nemark. Beide letztere Länder scheinen die Typographie aus der Hand der Niederländer erhalten zu haben, wenn man den Charakter ihrer frühesten Drucke betrachtet.

So hatte sich denn im Laufe eines halben Jahrhunderts die Buchdruckerkunst über den cultivirten Theil von Europa verbreitet. Sie war, eine wahre Gabe der Vorsehung, eben da ins Leben getreten, als das Bedürfniß allgemeinerer Mittheilung überall fühlbar wurde. Die Zeit des stillen aus sich selbst Herausbildens des Mittelalters war nun vorüber; es mußte aneinander gehalten werden, was man bißher in abgeschloßner, aber desto selbständigerer Thätigkeit gewonnen hatte. Daß der Funken eines neuen, Fremdes und Eignes und Altes und Neues in sich vereinigenden, Lebens sich entzündete und daß eine Zeit erstand, welche eben so sehr im Hingeben an früheres Gute als im eignen Ringen nach einem unbekannten, aber lebendig geahneten Höhern ihren Charakter hat, — das war wenigstens eine mittelbare Folge einer Erfindung, welche eben darin ihre schönsten Ansprüche auf den hohen Namen der Kunst hat.

Seit dem 16. Jahrh. haben die Nationen um den Vorrang gekämpft, und es kann nicht der Zweck dieses Artikels seyn, alle einzelen Palmen aufzuzählen, welche jede errang. Auch hängt das Urtheil, welches technische Resultat jene Bestrebungen gehabt haben, zu sehr von individuellen Ansichten ab, als daß der Verfasser dieses Artikels es nicht als blos subjectives Geständniß äußern sollte, ihm scheine die Französische Typographie den Preis errungen zu haben: nächst ihr, sofern es auf wahren Geschmack, nicht auf rohe und blendende Pracht ankomt, die Teutsche. Daß darüber hinaus nicht mehr gestrebt werden dürfe, scheint ihm gewiß; aber von oben nach unten hinab ist noch manche Vervollkommenung denkbar. Selbst Frankreich hat noch keine Elzeviers, deren Erzeugnisse es doch mit Recht so sehr bewundert, wieder erzeugt, und ist es billig, eine Kunst, welche so hoch steht, daß sie zunächst wieder in die Wissenschaft hineinreicht, nach dem Gesamtverein ihrer höchsten Zwecke zu beurtheilen; so hat wol die ebengenannte Offizin Verdienste, nach deren allseitiger Erreichung und Erhöhung zu streben eine eben so schöne als edle Aufgabe ist. (*Ebert.*)

BUCHHANDEL (historisch). Schon die frühesten Anfänge dieses Geschäfts bei den Griechen und Römern, über welche nur einzele und unzusammenhängende Nachrichten vorhanden sind, zeugen von einer ziemlich vollständigen mercantilischen Ausbildung. Bei den Römern, wo es meist Freigelaßne waren, welche sich mit demselben befaßten, finden sich Spuren eines eigenthümlichen Verlags (so scheint Tryphon die Xenia und Apophoreta des Martialis, und Quinctus Pollius Valerianus dessen Jugendgedichte gehabt zu haben, vgl. Martial. I, 114. und XIII., 3.), Beweise von Honorarzahlungen und Beispiele von gleichzeitiger Besorgung verschiedener Ausgaben. Nach Lessings scharfsinniger Erklärung (Werke I, 240 ff.) erhellt nämlich aus einem Epigramme des Martialis (I, 3.), daß es von diesem Schriftsteller zwei Ausgaben gab: eine kleine tragbare in Taschenformat, welche bei dem Freigelassenen des Julius Lucensis verkauft wurde, und eine größere für Bibliotheken bestimmte, zu deren Aufbewahrung Schränke gehörten und die bei Atrectus zu haben war. Den Bedarf an Exemplaren lieferten Abschreiber, welche im Solde dieser Buchhändler standen und für ihre Rechnung arbeiteten. Auch in den Kolonien, namentlich zu Lyon (*Plinii* epist. II, 1.), vorzüglich aber zu Alexandrien, wurde dieser Handel lebhaft betrieben.

Im höhern Mittelalter nahm er durch die Entstehung der Klöster und durch die Thätigkeit der Mönche für die Vervielfältigung des Lesebedarfs eine etwas andere Richtung. Da sich die Sammellust meist auf die Klöster beschränkte und diese ihren Bedarf sich selbst verschafften, so war wenig Gelegenheit vorhanden, auf den Kauf zu arbeiten, und das wenige, was in dieser Art geschah, ging wol blos von den Klöstern aus. Erst etwa seit dem 12. Jahrhunderte erwachte, zunächst in Paris, durch das Bedürfniß der Studirenden angeregt, das frühere Geschäft wieder, und es traten daselbst unter dem Namen Stationarii wieder besondere Händler mit Büchern auf. Im 15. Jahrhundert erscheinen ebendergleichen Händler auch in Italien wieder (Ebert zur Handschriftenkunde I, 106 ff.), und das Geschäft erhielt, seitdem sich die Lese- und Samlerlust mehrte, einen weitern Umfang.

Die rechte Begründung aber fand es in der Buchdruckerkunst. Die leichten Mittel der Vervielfältigung, welche die letztere darbot, machten die Bücher recht eigentlich zur Ware und zum Gegenstande eines höhern, vielverzweigten Geschäfts. Anfangs besorgten die Buchdrukker den Vertrieb ihrer Erzeugnisse selbst, wie noch vorhandne Verlagskataloge von Bämler (Allg. liter. Anzeiger 1798. S. 1889.) und Mentelin (*Dibdin* aedes Althorp. II, 131. tour III, 295.) beweisen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts aber standen, zuerst in Italien, besondre Buchhändler auf, welche für ihre Rechnung (ad suam instantiam, a sua instanza) drucken ließen, wie anfangs Lucantonio Giunta zu Venedig, und seit 1508 Johann Rinman zu Augspurg, der sich zuerst den Titel eines Buchführers beilegte. Neben ihnen trieben auch die Buchdrucker noch geraume Zeit lang ein zum Theil sehr ausgebreitetes Handelsgeschäft fort, wie das Beispiel der Manucci zu Venedig, der Etienne's zu Paris und Koburger's zu Nürnberg beweist. Besonders großen Einfluß erhielten in dieser Beziehung die ebengenannten Manucci. Zwar hatten schon Faust und Schöffer Paris besucht (daß letzterer bereits 1485 die frankfurter Messe bezogen habe, ist zur Zeit noch nicht hinreichend bewiesen); aber der Welthandel, den Venedig trieb, hob und unterstützte auch diesen literarischen Warenverkehr. Aldus machte bis in das innerste Teutschland direkte Geschäfte: der nürnberger Drucker und Händler, Koburger, hielt ein reiches Sortimentslager und hatte eine Commandite in Lyon. Im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts erscheinen in dieser Hinsicht vorzüglich die italiänischen und französischen Händler thätig. Die frankfurter und (seit der Mitte des Jahrhunderts) auch die leipziger Messen wurden von ihnen besucht, sie hatten Niederlagen in Frankfurt, und Pietro Valgrisi aus Venedig errichtete 1560 auch zu Leipzig eine Filialhandlung. So entstanden besondere Büchermessen und Büchermeßkataloge. Gegen Ende des Jahrhunderts nahm die Thätigkeit der Italiäner wieder ab, dagegen traten die betriebsamen Niederländer und Holländer in die Schranken und übten eine Thätigkeit,

welche sich über ein Jahrhundert erhielt. Den meisten Einfluß scheint in dieser Hinsicht Plantin in Antwerpen gehabt zu haben, welcher bereits die Messen zu Frankfurt bezog und seine Geschäfte bis nach Spanien ausdehnte. Im 17. Jahrhundert herrschte die Thätigkeit der holländischen Buchdrucker und Buchhändler vor. Die Elzeviers, Blaeu's und Janßon's bemächtigten sich des Büchermarkts, selbst bis in die scandinavischen Reiche hinauf, und scheinen dem Geschäfte zuerst die innere technische Einrichtung und Verfassung gegeben zu haben. Um dieselbe Zeit wendete sich aber die Büchermesse von Frankfurt nach Leipzig und hatte sich gegen Ende des Jahrhunderts fast ganz an letztern Ort gezogen. Ob der Grund davon vielleicht in einer Rivalität der teutschen Buchhändler lag, die sich zu Frankfurt von den Ausländern überstimt und beengt fanden, wagen wir nicht zu entscheiden; fast aber wird es wahrscheinlich, wenn man sich der allmäligen Abnahme des ausländischen Verkehrs erinnert, welche sich genau seit dieser Zeit nachweisen läßt. Im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts löste sich der engere Verein zwischen dem teutschen und ausländischen Buchhandel immer mehr auf, und die Teutschen bildeten ihr Geschäft auf neue eigenthümliche Weise aus, indem sie sich immer mehr blos auf den neuen Verlag beschränkten und den Handel mit alten und seltenen Büchern, welche der ausländische Buchhandel noch bis auf diese Zeit beibehalten hat, allmälig aufgaben. Die Geschichte des neueren Buchhandels und das Technische dieses Zweiges des Handels, s. unter Handel. (*Ebert.*)

BÜRSTENMACHER, Bürstenbinder. Dieser Handwerker macht aus den Borsten der Schweine, aus Pferdehaaren, Ziegenhaaren, Dachshaaren, aus den Schwanzhaaren der Eichhörnchen und ähnlichen Haaren allerlei Arten von Bürsten und Pinseln, z. B. Kleiderbürsten, Schuhbürsten, Pferdebürsten, Kanonenbürsten, Uhrmacherbürsten, Juwelenbürsten, Zahnbürsten, Borstenwische, Haarbesen, Pinsel für Weißbinder, Maurer, Buchbinder u. dgl. Borsten der Schweine verarbeitet er freilich am meisten. Die besten Borsten sind die russischen, polnischen und überhaupt die Borsten von den Schweinen aus rauhen, kalten Gegenden. Solche Borsten sind oft einen Fuß lang. Von den teutschen Schweinen kann der Bürstenmacher in der Regel nur die Kammborsten, d. h. diejenigen vom Rückgrate, gebrauchen.

Die Borsten, welche der Bürstenmacher kauft, sind gewöhnlich in Bündel gebunden, und in diesen Bündeln sind die schlechtern gewöhnlich in der Mitte der äußern und bessern versteckt. Diese schlechtern Borsten nent man Rauhborsten. Der Bürstenmacher schießt die Rauhborsten zwischen den bessern heraus, und sortirt die Borsten überhaupt nach ihrer verschiednen Länge, Dicke und Farbe zu den verschiednen Arten von Bürsten und Pinseln. Die stärksten und längsten nent er Schachtelgut. Die sortirten Borsten kämmt er mit einem stählernen Kamme und diejenigen, welche gefärbt werden sollen, färbt er auf folgende Weise.

Nachdem die Borsten so viel in Alaunwasser gewaschen worden sind, daß sie etwas gelb aussehen, thut man sie in den Kessel, welcher die Farbebrühe enthält. Die rothe Farbebrühe bereitet man gewöhnlich aus gestoßener und in Essig aufgelöster Färberröthe (Krapp). Man bringt diese Auflösung in den mit Wasser gefüllten Kessel. Wenn die Flüssigkeit, worin die Borsten liegen, siedet, so nimt man den Kessel vom Feuer und läßt ihn erkalten. Die Borsten müssen dann roth seyn. Zum Gelbfärben nimt man Safran. Man legt nämlich die Borsten in heißes Safranwasser, nachdem sie vorher in Alaun gesotten und gewaschen worden waren. Zum Blaufärben nimt man eine Brühe von Hollunderbeeren, oder Attichbeeren u. dgl.

Das Bürstenholz, in welches man die Borsten einsetzt, ist gewöhnlich von Buchen. Oft lackirt man sie, und solche lackirte Bürstenhölzer erhält der Bürstenmacher meistens aus Nürnberg, wo sie in großer Menge verfertigt werden. Die unlackirten Hölzer werden auch oft aus Pflaumenbaum gemacht. Diese, sowie die ordinären Bürstenhölzer überhaupt, richtet sich der Bürstenmacher selbst zu. Nachdem er das Holz mit dem Spaltmesser gespalten hat, so behaut und beschneidet er es mit dem Schneidemesser zu der gehörigen Gestalt. Alsdann bohrt er auf der linken Seite so viele Löcher hinein, als die Bürste Borstenbündel enthalten soll. Nur bei der eingezogenen Arbeit werden die Löcher ganz durchbohrt und dann werden die eingesetzten Bündel mit Bindfaden oder Draht befestigt. Bei andern Bürsten ist dies nicht der Fall. Da werden die Bündel in die nicht ganz durchbohrten Löcher blos eingesetzt und eingepicht.

Will der Bürstenmacher die Löcher einbohren, so spannt er das Holz in den Bohrstock, einem Schraubstock, der aus ein paar Latten, einer Schraube und einem Riegel zusammengesetzt ist. Lackirte Hölzer aber spannt er nicht ein, sondern legt sie blos auf die Bank. Er bohrt dann die Löcher mit einem stählernen Löffelbohrer ein, der eine runde, hohle Rinne und vorn eine aufgeworfene Spitze hat. Je dichter die Löcher eingebohrt werden, und je kleiner die Löcher, folglich auch die eingesetzten Borstenbündel sind, desto vorzüglicher ist die Bürste.

Die pinselweise zusammengebundenen Borsten werden nun auf folgende Art eingepicht. Zuerst wird das mit Garn umwundene Wurzelende in heißes Pech getaucht, und dann wird jedes Bündel, ehe das Pech erkaltet, in ein Loch des Bürstenholzes gesteckt. Nach einem Maße der auf einem Haublocke liegenden Bleiplatte kürzt man die langen vor den übrigen Borsten hervorstehenden Haare mit dem Haumesser ab, damit alle einerlei Länge besitzen.

Bei der eingezogenen Arbeit nimt der Bürstenmacher die Borsten von doppelter Länge und biegt sie zur einfachen zusammen. An der Biegung werden sie durch die Löcher des Holzes gesteckt. Bei großen Bürsten durchschlingt der Arbeiter sie, sobald alle Bündel eingesetzt sind, mit dem geglühten Drahte, bei kleinern mit Bindfaden. Bei bessern Bürsten bezieht man zuletzt die Oberfläche mit Leder, Pergament u. dgl., um Draht oder Bindfäden zu bedecken.

Unter Rauharbeit versteht der Bürstenmacher die-

jenigen großen Borsten oder Borstenwische, Haarbesen u. dgl., womit man in Zimmern den Staub abkehrt. Die runden Stiele dazu erhält er von Drechslern oder andern Holzarbeitern. Zu **Zahnbürsten** und **Juwelenbürsten** nimt er Ziegenhaare. Auch **Kratzbürsten** für Gold- und Silberarbeiter, für Kupferstecher, Gürtler u. a. macht gewöhnlich der Bürstenbinder. Solche Kratzbürsten bestehen aus lauter dünnen gebogenen Messingdrähten, welche mittels eines andern um sie herumgewundenen Drahts zu einer runden Bürste vereinigt sind. Nicht mit den Drahtenden, sondern mit den gebogenen Theilen der Drähte wird das Bürsten oder Kratzen verrichtet. (*Poppe.*)

BUONTALENTI (Bernardo), Architekt, Bildhauer und Maler, geb. zu Florenz 1536, gest. 1608. Er war ein Knabe von eilf Jahren, als durch Austreten des Arno ein ganzes Viertel von Florenz einstürzte, wobei seine ganze Familie umkam, und er allein lebend unter den Trümmern hervorgezogen wurde. Der verwaiste Knabe ward vor Kosmus von Medicis gebracht, den der Gegenstand seines Mitleids auch durch Liebenswürdigkeit so gewann, daß er selbst für dessen Erziehung sorgte, und da dessen Anlagen zur Kunst sich immer mehr entwickelten, ihn nach und nach der Leitung Salviati's, Bronzino's und Vasari's übergab; Michel Angelo selbst soll ihn in den Gründen der Bau- und Bildhauerkunst unterwiesen haben. Erst 15 Jahre war er alt, als der Herzog ihn seinem Sohne Franz zum Zeichenmeister und Gesellschafter gab. Durch eine Menge neuer mechanischer Erfindungen wußte er den Prinzen zu erfreuen, und aus dieser Zeit behielt er, von seiner Geschicklichkeit Feuerwerke anzuordnen, den Beinamen Bernardo dalle Girandole. Im J. 1563 begleitete er den Prinzen nach Spanien. Dieser, nach der Rückkunft Großherzog geworden, kaufte das Gebiet Pratolino in den Apenninen, und gab B. den Auftrag, dort einen Palast für ihn zu erbauen. Dessen reicher Erfindungsgeist zeigte sich hier in seinem ganzen Umfange, nicht nur durch Erbauung des Palastes selbst, welcher nachmals der Schauplatz für die Liebe von Franz und Bianca Capello wurde, sondern durch die ganze Anlage ringsum; er verwandelte eine Wildniß in die Gärten der Armida. Späterhin ward er mit bedeutenden Arbeiten in Florenz selbst beschäftigt. Sein Werk ist in der Galerie von Florenz die Tribune, wo nur die größten Meisterwerke sich befinden; auch führte er den Corridor aus, der von der Galerie über 600 Schritte lang zum Palast Pitti führt. Nachdem er Oberaufseher über Civil- und Kriegsbaukunst geworden, sind zu Florenz, Pisa und Siena viele Paläste und Landhäuser nach seinen Planen erbaut und mehre Festungswerke angelegt worden. Eine Zeit lang war er als Ingenieur zu Neapel bei dem Herzog von Alba, und während dieser Zeit soll er mancherlei in der Geschützkunst erfunden haben. Reich an Erfindungen war er überall, und seine Kentniß in der Mathematik verbunden mit Geschicklichkeit in der Mechanik setzten ihn in den Stand, viel leisten zu können. Wie er dies bei Festungs-, Brücken- und Deichbauen bewiesen hatte, so bewies er es auch bei den Hoffestlichkeiten aller Art, deren Anordnung ihm übertragen wurde, hauptsächlich bei den theatralischen. Er führte bewegliche Dekorationen ein, und erfand Maschinen zu perspektivischer Stellung. Mit einem eben so reichen als gewandten Geiste verband er einen liebenswürdigen Charakter, der keinen Neid kannte, und jüngere Talente lieber hervorhob als unterdrückte. Sein Haus glich einer Akademie für alle Künste. Zu sparen verstand er nicht, und starb deshalb arm; sein ehemaliger Jugendgefährte bewies sich aber auch da als einen fürstlichen Freund. (*H.*)

BUQUOY (Bucquoi), (Karl Bonaventura von Longueval, Graf von), wurde aus der alten freiherrlichen Familie von Longueval in den Niederlanden ums J. 1571 geboren. Sein Vater Maximilian, der durch kriegerische Verdienste zuerst den Grafentitel an sein Haus gebracht hatte, blieb 1581 bei der Belagerung von Dornick. Karl trat in spanische Dienste, stieg bald zum Obersten und 1602 zum General der Artillerie. Er wohnte vor und nach dem J. 1600 den wichtigsten Ereignissen des niederländischen Krieges bei, und war unter andern 1596 bei der Eroberung von Calais, 1600 in der Schacht bei Nieuport, wo er verwundet ward, 1602 und 1603 bei der Belagerung von Ostende u. s. f. Der Erzherzog Albrecht von Östreich machte ihn zum Gouverneur von Hennegau und König Philipp III. von Spanien ertheilte ihm den Orden des goldenen Vliesses. Auch erhielt er 1610 von dem Erzherzoge Albrecht den Auftrag, dem französischen Hofe wegen der Ermordung Heinrichs IV. sein Beileid zu bezeugen. Beim Ausbruch des 30jährigen Krieges trat er in die Dienste des Kaisers Matthias, dem ein erfahrner Feldherr mangelte, doch mit Vorbehalt seiner frühern Anstellung in den Niederlanden. Im Nov. 1618 drang er zum ersten Mal in Böhmen ein, mußte sich aber vor der Übermacht zurückziehen. Im J. 1619 ging er mit 12,000 Mann von Neuem nach Böhmen und lieferte dem Grafen Ernst von Mansfeld am 10. Juni (neuern Styls) bei Tein ein glückliches Treffen. Durch diesen Sieg, an welchem der damalige Kürassieroberst Wallenstein vorzüglichen Antheil hatte, rettete er den Kaiser Ferdinand II., der in seiner Hauptstadt Wien von dem Graf Thurn belagert wurde. Er eroberte hierauf Wittingau, Tein und andere Städte und verstärkte sein Heer bis auf 17,000 Mann, welche einen Theil Böhmens grausam verwüsteten. Bald aber mußte er der Hauptstadt zu Hilfe eilen, welche Thurn in Verein mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, von Neuem hart bedrängte. Durch kluge Vorsicht und Wallensteins kräftige Unterstützung rettete er Wien zum zweiten Male (Oktober 1619). Im folgenden Jahre vereinigte er sich mit der ligistischen Macht unter Herzog Maximilian von Baiern, drang mit ihm in Böhmen ein, eroberte Priseck mit Sturm, worin Niemand verschont wurde, und siegte am 8. November 1620 auf dem weißen Berge vor Prag. Hierauf ging er mit dem kaiserlichen Heer nach Mähren, unterwarf es ohne Mühe und überbrachte dem Kaiser nach Wien 85 eroberte Fahnen. Er hatte darauf den Krieg gegen Gabriel Bethlen in Ungarn zu führen, wo er die Festung Neuhäusel belagerte. Hier wurde er am 10. Juli 1621 bei einem Ausfall der Ungarn von den Seinigen abgeschnitten, und als sein Pferd getödtet war, nach der tapfersten Gegenwehr mit 16

Wunden umgebracht. Der ganz entstellte, von den Ungarn nicht erkannte Leichnam, wurde von den Seinigen nach Wien geführt und mit kriegerischen Ehren in der Minoritenkirche beigesetzt. Er lebte 50 Jahre und war nicht blos ein bewährter Feldherr, sondern auch ein gewandter Hofmann, hatte sich aber in Böhmen hart und grausam gezeigt. Sein Sohn Karl Albrecht wurde gleich dem Vater Gouverneur von Hennegau, spanischer General und Ritter vom goldnen Vließ *). (*Rese.*)

BUQUOY (Bucquoi), (Johann Albert d'Archamband, Graf von), einer der seltsamsten Männer seiner Zeit, war ungefähr im J. 1651 aus einem vornehmen Geschlecht in Champagne geboren, welches er selbst von den schottischen Königen herleitete. Schon im vierten Jahre verlor er seine Eltern, brachte die Zeit bis zum siebenzehnten Jahre mit Studien und andern jugendlichen Übungen zu und war sodann fünf Jahre lang Soldat. Sein excentrischer Charakter führte ihn von einem Contrast zum andern. Aus einem Freidenker wurde er ein religiöser Schwärmer und Mönch des berüchtigten Klosters de la Trappe, welches er wieder verließ, weil seine Gesundheit durch die Strenge der Ordensregeln zerstört war. Er pilgerte darauf einige Zeit im Bettlergewande umher, und wurde dann Schullehrer zu Rouen, wo er sich den Todten (le Mort) nennen ließ. Hier hatte er wenigstens den Genuß, wieder reden zu dürfen; denn das ewige Stillschweigen im Trappistenkloster stand mit seinem Charakter in allzu grellem Widerspruch. Seine witzigen Einfälle lenkten bald die Aufmerksamkeit auf ihn, und die Jesuiten suchten ihn zum Mitgliede ihres Ordens zu machen, aber vergebens. Er wurde endlich von einem Bekannten entdeckt und nach Paris zurück gebracht. Er wollte nun Theil an einer Expedition nach Irland zum Besten des vertriebenen Königs Jakob nehmen, wurde aber durch eine lebensgefährliche Krankheit davon abgehalten. Nach seiner Genesung suchte er in der Vorstadt St. Antoine eine geistliche Gesellschaft zu errichten, deren Zweck war, die Wahrheit der christlichen Religion zu beweisen. Aber auch dieses Unternehmen gerieth ins Stocken, weil Buquoy unter dem Bemühen, die Einwürfe gegen die Religion zu widerlegen, sich selbst in Zweifeln verstrickte. Eine gute Pfründe, die seine Verwandten ihm verschafft hatten, legte er nieder, weil ihm das Leben der Geistlichen anstößig war, und wurde von Neuem Soldat. Sein angeborner Ehrgeiz war jetzt wieder erwacht, und er war eifrig bedacht, den damals gesunkenen Glanz seiner Familie wieder herzustellen. Indem er sich in dieser Absicht beschäftigte, ein Regiment zu errichten, wurde er, als des Aufruhrs verdächtig, in Burgund gefangen genommen. Als ein Feind aller Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, hatte er sich über die damaligen unerträglichen Bedrückungen des französischen Volks kräftig ausgesprochen; hierin aber mag auch sein ganzes Vergehn bestanden haben. Man verwechselte ihn aber anfänglich mit einem gewissen Abt de la Bourlie, der sich in dem Cevennenkriege als Marquis von Guiscard bekant gemacht hatte und als dieser Irrthum offenbar wurde, wußte der Erzbischof von Sens, mit dem er in einen Familienproceß verwickelt war, es dahin zu bringen, daß er fortwährend als Gefangener behandelt und wohlbewacht nach dem Fort Eveque in Paris gebracht wurde. Es gelang ihm, daraus zu entkommen, und er hielt sich drei Vierteljahre im Königreich verborgen; als er aber ins Ausland gehen wollte, wurde er zu la Fere angehalten und nach mehren vereitelten Versuchen zu entfliehen, endlich in die Bastille gebracht. Auch aus diesem gefürchteten Kerker befreite sich der Graf am 2. Mai 1709 unter merkwürdigen Umständen, die er in einer eignen (unten anzuführenden) Schrift selber beschrieben hat. Klüger als das erste Mal ging er ohne Aufenthalt durch Bourgogne nach der Schweiz, wo er sich durch den französischen Gesandten, Graf de Luc, vergebens mit seinem Hofe auszusöhnen suchte. Mit sehr weit aussehenden Entwürfen begab er sich darauf nach Holland. Er wollte Frankreich, wo nicht in eine Republik, doch wenigstens in eine beschränkte Monarchie umgewandelt wissen. Man gab ihm Anfangs einiges Gehör; aber bei dem später erfolgten Frieden wurde auf seine Vorschläge nicht weiter geachtet. Unterdeß war er dem berühmten Feldmarschall von Schulenburg bekant geworden, dem seine Kentnisse und lebhafte Unterhaltungsgabe gefielen. Er nahm ihn mit sich an verschiedene teutsche Höfe und brachte ihn endlich 1714 an den Hof von Hannover. König Georg I. von England gewährte ihm Schutz und Unterhalt, und zog ihn oft an seine Tafel, um sich an seinen Einfällen zu belustigen; auch sein Nachfolger Georg II. wollte B. wohl und unterstützte ihn bis an seinen Tod, welcher am 19. Nov. 1740 plötzlich, im fast neunzigjährigen Alter, erfolgte. Er war von mittlerm Wuchs, schlank, wohlgebaut, gewandt und rasch in seinen Bewegungen, hatte starke Züge und einen lebhaften Blick. Er behielt bis an seinen Tod den Gebrauch seiner Geisteskräfte und Sinne, seine Beredsamkeit und Lebendigkeit. Seine Zeit verging unter Denken, vielem Schreiben und vielem Reden, wenn ihn jemand besuchte. Er lebte sehr spärlich und mäßig und befand sich, wiederholte Steinschmerzen abgerechnet, immer gesund. Zuletzt ließ er den Bart wachsen, um einem Einsiedler ähnlich zu sehen. Seine gesammte Verlassenschaft, etwa tausend Thaler an Werth, vermachte er der katholischen Kirche zu Hannover. Buquoy hatte sich äußerlich immer zur römischen Kirche bekant, obwol seine Reden einen Anhänger der bloßen Vernunftreligion verriethen. Gegen Gott bezeigte er tiefe Ehrfurcht. Sein Herz schien redlich und aufrichtig, und er vermochte den Großen der Welt die kühnsten Wahrheiten zu sagen. Er war ein Todfeind aller absoluten Gewalt und würde, hätte er es vermocht, die ganze Welt gegen den König von Frankreich bewaffnet haben. In seinem Betragen war übrigens viel Widersprechendes. Er war zu ernst für einen Weltmann, zu leichtsinnig für einen Philosophen. In die ernsthaftesten Untersuchungen mischte er das Lächerliche ein. Seine Schriften, theils theologischen, theils politischen und moralischen, theils sa-

*) S. die zu Khevenhüller's Annal. Ferdinand. gehörenden Contrefaits. S. 237 fgg. Nicol. Belli Heldenbuch Th. 1. Bl. 419. Theatrum europ. Tom. I. an vielen Orten. Ludolfs Schaubühne der Welt. Herchenhahn's Geschichte Wallensteins, erster Band. *Imhoff* Notitia Procerum Imp. in Mantissa.

lyrischen Inhalts, möchten jezt schwer aufzutreiben seyn, da sie meistens auf einem oder ein paar Bogen erschienen und nicht gesammelt sind. Uns ist kein vollständiges Verzeichniß derselben bekant; denn Adelung hat in seiner Fortsezung des Jöcher nur acht davon namhaft gemacht. Eine Zeitlang wurde fast jede in den Zeitungen gemeldete merkwürdige Begebenheit in einigen Bogen von ihm commentirt. Beim Tode des Grafen von Scarborough machte er eine Preisaufgabe, den Selbstmord betreffend, in lateinischen Versen bekant. Er selbst wollte den Preis, der in hundert Thalern bestand, ertheilen; er fand aber alle Beantwortungen ungenügend. Als Schriftsteller folgte er blos den Eingebungen seines Genius, ohne fremdes Vorbild, und war also ein origineller, aber kein regelmäßiger Denker. An Scharfsinn und Gedanken-Reichthum fehlte es ihm weniger, als an einem geordneten und gehaltenen Vortrage. In den satyrischen Schriften sank seine Schreibart zu tief. Wir nennen von seinen Schriften: Evénemens des plus rares, ou l'histoire du Sr. Abbé Comte de Buquoy, singulièrement son evasion du Fort l'Evêque et de la Bastille, avec plusieurs de ses ouvrages, vers et proses et particulièrement la game des femmes. 1719. ist auch ins Teutsche übersezt. La force de l'esprit ou la belle mort. Recit de ce, qui s'est passé au décès d'Antoine Ulric, Duc de Brunswic. Lüneburg, 1714. 8. Lettre sur l'autorité (die unumschränkte Gewalt) wovon sich ein Auszug in von Loen's kleinen Schriften Bd. 1. S. 232 — 241. findet. Pensées sur l'existence de Dieu, l'antidote à l'effroi de la mort und noch mehre ähnliche Schriften *). (*Rese.*)

BURGMAIR (Hans), geb. zu Augsburg 1473, war Freund und Schüler Albrecht Dürers, dessen Manier in der Malerei er auch annahm. Er war ein Mann von vielen Talenten. Seine Gemälde sind nicht von großem Umfang, er verstand aber den kleinen Figuren Sele und Leben und dem Ganzen den Reiz eines freundlichen Colorits zu geben. Sandrart beschreibt viele Gemälde dieses Künstlers, die er in Augsburg auf Holz und Kalk sah und bewunderte. Auch zu Wien und München sind schöne Werke von ihm. An ersterm Orte befindet sich sein und seiner Gattin Bildniß, und eine kleine in zwei Theilen bestehende Altartafel; auf der einen ist die Kreuzigung Christi dargestellt, auf der andern dessen Himmelfahrt. Die Münchener Galerie enthält zwei Figuren in Lebensgröße, Johannes den Evangelisten, und Johannes den Täufer; ferner den heil. Erasmus und den heil. Nicolaus, der den Armen Almosen darreicht, und noch einige Bildnisse. — Daß Burgmair in Kupfer gestochen habe, wird völlig bezweifelt. Der Zweifel trifft aber auch seine Holzschnitte; er verfertigte nur die Zeichnungen auf die Stöcke, wovon die mehresten von Jost Neyker aus Nordlingen in Holz geschnitten wurden, der seinen Namen oft ausschrieb, man findet ihrer aber auch mit dem Monogramm H. B. bezeichnet. Das Jahr von B's Tode ist unbestimt, doch vermuthet man, er sey ums Jahr 1559 gestorben. Eine ausführliche Angabe seiner Werke findet man bei Bartsch T. I. p. 199 bis 242. (*Weise.*)

BYROM (John), wurde zu Kersal bei Manchester im Jahre 1691 geboren. Sein Vater war ein Leinwandhändler, der in Manchester nicht unbedeutende Geschäfte machte, und seinem Sohne eine gute Erziehung geben ließ. Nachdem John eine Zeit lang die Merchant Taylors' School besucht hatte, bezog er die Universität Cambridge, wo er aber wenig Sinn und Beruf für ernste und anhaltende Studien zeigte. Er machte sich als Dichter zuerst im Jahr 1714 bekant, durch ein Schäfergedicht, welches er im Spectator abdrucken ließ. Einige wizige Briefe von seiner Hand folgten in demselben Blatte bald nach. Ohne Plan und Aussicht auf einen Stand oder eine Beschäftigung, die ihn hätte ernähren können, verließ er die Universität und machte seiner Gesundheit halber eine Reise nach Frankreich, wo er sich in die Lehre des Malebranche und in die Schwärmereien der Bourignon vertiefte, und mit der Idee nach England zurück kam, er sey ein großer Arzt; daher er sich auch den Doktor Byrom nennen ließ. Bald nach seiner Heimkehr heirathete Byrom eine liebenswürdige Verwandte, die ihn zwar glücklich, aber nicht reich machte. Er nährte sich und die Seinigen mehre Jahre lang in London durch Unterricht, den er im Schnellschreiben (short hand) gab, bis der Tod seines ältesten Bruders ihn in den Besiz eines bedeutenden Vermögens sezte. Nunmehr ergab er sich einer behaglichen Trägheit, um sich gleichsam von der gezwungenen Arbeit der Vergangenheit zu erholen. Er starb den 28. Sept. 1763.

Die vollständigste Samlung von Byrom's Gedichten, unter denen eins auf den Enthusiasmus für das bedeutendste gilt, ist erschienen unter dem Titel: Miscellaneous Poems etc. London 1773. II. 8. *). (*Wilh. Müller.*)

*) S. außer den oben angeführten Evénemens sqq. von Loen's kleine Schriften Bd. 1. S. 221—246. Geneal. histor. Nachrichten Bd. 2. S. 662. Bd. 8. S. 380. Bd. 9. S. 185. Unpartheiische Kirchenhistorie. Dritter Theil. (Jena 1754. 4.) S. 1153 — 1156, aus welcher Adelung's Artikel fast wörtlich entnommen ist, der sich wiederum bei Hirsching und Fuhrmann abgedruckt findet.

*) Campbell's Specimens etc. Vol. V. p. 386. Biogr. univ.

B. Berichtigungen von Druckfehlern und Irrungen in den letzten Bänden, wie auch nachträgliche Verweisungen.

Siebenter Theil.

Bake. S. 202 Sp. 1 in der Note l. Neostadio (st. Neosttadio).

Banat u. Bannat Militärgränze, s. Militairgränze.

Banner. S. 327. Sp. 2. letzte Z. der Note l. den st. dem. S. 330. Sp. 1. Z. 19. v. u. l. 1500 st. 5000.

Bardotz, s. Udvarhely.

Barnim. S. 410. Sp. 1. Z. 20. v. o. st. Rahbeck, l. Rehbock. Z. 10. v. o. st. Schwalbenberg, l. Schwallensberg. Z. 11 u. 12. v. o. st. zweiter Bd., l. 2½ Bogen. Z. 16. v. o. st. mehr, l. mehr als. S. 411. Sp. 1. Z. 4. v. o. st. II, l. IX. Z. 2. v. u. st. Guaden's, l. Quaden's.

Barovit. S. 424. Sp. 1. Z. 4. v. o. st. Borveit, l. Borveit. Z. 5. v. u. st. 194, l. 294.

Barth. S. 440. Sp. 2. Z. 25. v. o. st. erbaute, l. fertig erbaute.

Achter Theil.

Bassstimme. S. 56. Z. 18. §. 9. l. vierstimmig st. einstimmig.

Batrachos. Beizufügen ist: einen Irthum Winckelmann's, der diese Säulen wieder gefunden zu haben glaubte, hat Fea in einer langen Reihe von Anmerkungen widerlegt, s. Winckelmann's sämtl. Werke, h. v. Fernow, Th. 1. S. 457—62. (aus e. verspät. Art. v. Horner).

Baur. S. 222. Sp. 1. Z. 8. v. u. l. Bawr, st. Bawer.

Beitöne. S. 382. Z. 13. l. C, c, g, $\bar{c}$ st. C, c, a, $\bar{c}$.

Belling. S. 451. Sp. 2. Z. 11. v. u. l. machte st. manche.

Bender. S. 477. Sp. 1. Z. 1. des Art. l. Blasius, st. Balsius. Z. 12. v. u. gehört nach Prag ein Komma.

Neunter Theil.

Benserade. S. 41. Sp. 2. Z. 16. l. Schauspielerinnen, st. Schauspielerin. Die Worte: s. den Art. Bellerose, gehören nicht vor, sondern hinter die Parenthese.

Berethalom, s. Birthelmen.

Bernard. S. 168. Sp. 2. die Note 2. gehört in den Text selbst.

Bernhard von Weimar. S. 177. Sp. 1. Z. 5. v. u. nach sich gehört ein Punkt. S. 178. Sp. 1. Z. 11. von unten l. Juni st. Juli. S. 179. Sp. 2. Z. 19. v. u. l. Langres st. Longres. Ebd. Z. 13. v. u. l. Lothringern, Burgundern, st. Lotthringen und Burgund. S. 181. Sp. 1. Z. 25. gehört nach gestorben ein Punkt.

Besser. S. 304. Sp. 1. Z. 13. sind die Buchstaben z. B. zu streichen.

Betglocke, s. Türkenkriege.

Betonung. S. 341. im letzten Notenbeispiele ist über die zweite Note das Zeichen ` oder ´ zu setzen; übrigens ist in dem erwähnten Beispiele der voranstehende Baßschlüssel, so wie auch die dritte Note verkehrt gesetzt.

Bettinelli (Xav.). Zu diesem Art. ist zu vergleichen (des Ritters Gianfr. Galeano *Napione*) vita dell' Abb. Sav. B. etc. Turin. 1819. 12.

Zehnter Theil.

Birken (von). S. 229. Sp. 1. Z. 22. ist das Einschließungszeichen vor Psyche zu streichen. Z. 16. v. u. fehlt vor: blendete das Wort er. Z. 13. v. u. gehört das Komma hinter orientes. Sp. 2. Z. 6. der Note ist zu lesen: Amarantes (ohne Apostroph).

Biron. S. 246. Sp. 1. Z. 4. der Note l. d'Aubigné st. d'Aubigny.

Blass. S. 340. Sp. 1. Z. 14. fehlt hinter Thätigkeit: begabt; Sp. 2. Z. 1. l. st. auch zuerst: muß zuerst. S. 341. Z. 31. st. Ursachen: Umständen.

Eilfter Theil.

Bode. S. 134. Sp. 2. letzte Zeile des Textes l. von st. vor. S. 136. Sp. 2. Z. 16. v. u. l. noch so gut, st. nicht so gut.

Bodenschatz (J. C. G.). Die nach Bamberg verkaufte Stiftshütte wurde während des Aufenthalts der Franzosen daselbst so zerstört, daß sie jetzt kaum noch kennbar ist; sie befindet sich im theol. Hörsale.

Böse. S. 283. Sp. 1. Z. 10. d. Note, l. Heinsius (ohne Apostroph).

Bogenhausen. S. 308. Z. 6. v. u. das Prädicat Obergericht ist in Ortsgericht zu verwandeln.

Bogislaff. S. 310. Sp. 1. Z. 2. v. u. ist st. 1124

zu lesen 1224. S. 311. Sp. 1. Z. 34. v. u. statt Harz: Garz. Z. 315. Sp. 2. Z. 6. v. u. st. 36 l. 35.

Boje. S. 349. Sp. 1. Z. 1. der Note l. Kordes (ohne Apostroph).

Bollendorf liegt nicht im Großherzogth. Luxemburg, sondern im Regirungsbezirke Trier, Kreise Bittburg. Das unweit Bollendorf belegene Denkmal der Diana ist abgebildet und beschrieben in Quednow's Beschreibung der Alterthümer in Trier und dessen Umgebungen (Trier 1820. 2r Theil, S. 144. u. f. Kupfertafel XIII.).

Zwölfter Theil.

Boos. Hier ist statt Illerkreis zu lesen: Oberdonaukreis.

Boyneburg. S. 174. Sp. 2. Z. 6. statt Rechtsbach, l. Rechtebach. S. 174. Sp. 2. Z. 7. st. Matzerode, l. Motzerode. S. 174. Sp. 2. Z. 24. statt 1791 l. 1792. S. 174. Sp. 2. Z. 1. von unten, ist ausgelassen, nach Besitzungen „an der Werra." S. 175. Sp. 2. Z. 30. st. erlosch, l. erlischt. S. 175. Sp. 2. Z. 32. st. Reichsganschaften, l. Reichsherrschaften. S. 175. Sp. 2. Z. 27. von unten, st. Sie, l. Er. S. 175. Sp. 2. Z. 28. v. u. st. sie, l. er. S. 176. Sp. 1. Z. 1. ist ausgelassen nach Burg „bei Armesheim."

Dreizehnter Theil.

In dem ohne eigne Correctur des Verf. abgedruckten Artikel Buccinum, sind viele Druckfehler stehen geblieben. Die erheblichsten sind folgende: Sp. 270. Sp. 1. Z. 7. muß nach Eben da ein Punktum stehen. — Z. 12. statt kurzen, lies kurzem. — Z. 26. st. Sturmhaube, l. gehörnte Sturmhaube. — Sp. 2. Z. 4. st. brennroth, l. braunroth. — Z. 22. st. so wie das, l. so wie durch das. — Z. 8. von unten statt Bucc. nudatum, l. Bucc. undatum. — S. 271. Sp. 2. Z. 13. st. unauswischbar, l. unauswaschbar. S. 272. Sp. 1. Z. 22. st. Aspidobronchien, l. Aspidobranchien; — letzte Z. st. ventricasa, l. ventricosa. — Sp. 2. Z. 11. st. ventricasa, l. ventricosa. — Z. 13. von unten st. In den Antillen, l. An den Antillen. S. 273. Sp. 1. ist immer statt nudatum zu lesen undatum. Sp. 2. st. Narra, l. Nassa — st. gibbaculum, l. gibbosulum. S. 274. Sp. 1. statt Bruguière, l., wie immer, Bruguières. — Z. 14. von unten statt 6 Zoll, l. 6 Zoll lang.

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Vierzehnter Theil. Zweite Abtheilung.

C — CALZA.

C.

(Was sich unter diesem Buchstaben nicht findet, ist unter K. zu suchen.)

C, 1) **als Schriftzeichen und Sprachlaut.** C ist dasjenige Schriftzeichen unsers Alphabetes, welches im Fortgange der Zeit die meisten Abänderungen seines Gebrauches erfahren hat, und darum bei verschiedenen Völkern nicht nur, sondern auch bei einerlei Volke und in einerlei Zeitalter sehr verschiedene Laute hat bezeichnen müssen. Die Geschichte gibt darüber befriedigende Auskunft. Es findet sich als besonderes Schriftzeichen nur in denjenigen Schriftarten, deren Alphabet aus dem Lateinischen stamt; von diesem müssen wir daher ausgehen. Das lateinische C hat mit dem römischen Zahlzeichen für Hundert, welches als Doppelzahl von Funfzig aus zwei übereinandergesetzten L durch Abrundung der Ecken hervorging [1]), und mit dem griechischen Σ, welches im römischen Zeitalter eben so geschrieben wurde, nur die Gestalt gemein; seinem Ursprunge nach entspricht es aber, wie seine Stelle im Alphabete anzeigt, dem griechischen *Γ*, welches auf den Münzen der sizilischen Städte Akragas und Gela eben so abgerundet erscheint [2]). Daß im ältesten Alphabete der Römer C, K, Q, dem griechischen Gamma, Kappa, Koppa, entsprachen, erkent man noch aus den uralten Abkürzungen der Vornamen, in welchen C. so viel als Gajus, CN. so viel als Gnaeus, K. hingegen Kaeso, und Q. Quintus bedeutet. Weil aber die römische Aussprache den Grundlaut G in sehr vielen Fällen zu einem K verhärtete, sowie selbst die Griechen dasjenige Thier, aus dessen morgenländischer Benennung Gamla der Name Gamma entstand, Kameel nannten; so erhielt das C schon früh eine doppelte Aussprache als K und als G, und das Zeichen K kam allmälig ganz außer Gebrauch.

In der ältesten Inschrift, welche wir noch aus dem römischen Alterthume besitzen, auf der sogenannten Columna rostrata vom J. R. 494 ist schon kein K mehr zu finden; das C aber gilt zugleich für G und für K, wie unter andern das Wort Cartaciniensis für Karthaginiensis beweist. Weil jedoch durch die doppelte Geltung des C das richtige Lesen der Wörter sehr erschwert wurde, so war es ganz natürlich, daß der erste Elementarlehrer Roms in der Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege, wo überhaupt die Römer anfingen, sich wissenschaftlich auszubilden, auf den Einfall kam, den weit seltenern Grundlaut G von dem ungleich häufigern Grundlaute K durch einen beigefügten Strich am untern Ende des C auszuscheiden, woraus das G seinen Ursprung nahm und C blos für K galt. Plutarch [3]) nent jenen ersten Elementarlehrer in Rom Sp. Carvilius, und bezeichnet ihn bald darauf als einen Freigelassenen des bekannten Sp. Carvilius Ruga, von welchem auch Gellius XVII, 21. meldet, daß er im J. R. 519, oder nach einer andern Stelle IV, 3. unter dem Consulate des M. Atilius und P. Valerius im J. R. 527. das erste Beispiel einer Ehescheidung gegeben habe. Es erklärt sich hieraus, warum nicht nur schon im SC. de Bacchanalibus vom J. 586, sondern auch in den früher verfertigten Grabschriften der Scipionen [4]) das G erscheint. Die Inschriften, aus welchen man einen frühern Gebrauch des G beweisen wollte, rühren entweder aus einer spätern Zeit her, wie die älteste Grabschrift der Scipionen, das SC. bei Gruter. p. 499. nr. 12. und die alte Inschrift, aus welcher Quintilian I, 7, 12. das Wort vesperug anführt; oder sie enthielten wirklich ein C, das man nur wie G las, wie es z. B. mit dem Worte pacunt in den zwölf Tafeln [5]) oder mit den Worten tagito und taget in einem Gesetze Numa's [6]) der Fall ist.

Das C behielt auch nach der veränderten Geltung seine alte Stelle im Alphabete; das neu erfundene G nahm aber seinen Platz unmittelbar nach F ein, weil, wie Mar. Victor. p. 2468. zu verstehen gibt, das griechische Digamma als Episemon der Sechszahl in Italien eine ähnliche Gestalt angenommen hatte [7]). Das K behielt gleichfalls seinen alten Platz, ward aber, weil sich sein Gebrauch auf einige Abbreviaturen und Wörter nach

1) M. größere lat. Gr. II. Bd. §. 149. 2) *Spanhem.* de usu et praest. num. T. I. p. 99—102.

3) Quaest. rom. sect. 54. ed. H. Bei *Terent. Scaur.* p. 2253. ist Spurius Carrutius nur fehlerhafte Schreibart. 4) M. größere lat. Gr. II. Bd. §. 257 ff. 5) *Quint.* I, 6, 11. vgl. mit *Terent. Scaur.* p. 2253. 6) *Gell.* IV, 3. 7) Böckh's Statshaush. der Athener. Th. II. S. 385.

uralter Schreibart, w. Kaeso, Merkedonius, Kalendae, kaput, kalumnia, beschränkte, mehr für eine nota als litera gehalten [8]). Als Nota behielt auch C seine ursprüngliche Geltung in den Vornamen Gajus und Gnaeus bis in die spätesten Zeiten bei, die man auch dann, wenn man sie mit einem C schrieb, dennoch mit einem G um so mehr aussprach [9]), weil cn in keinem echtlateinischen Worte vorkömt, und darum auch in griechischen Wörtern, wie Cnidus, Cnossus, Cycnus, Procne, häufig mit gn vertauscht wurde. Jene Vornamen ausgenommen, ward C von den spätern Römern durchaus wie K ausgesprochen: denn wenn man c mit g vertauschte, wie in mehren Zahlwörtern, so schrieb man auch g, so wie auch in den obenangeführten Wörtern k mit c vertauscht wurde, sobald sie nicht als notae galten. Ob aber gleich durch das c die Zeichen k und q ganz überflüssig geworden waren, so behielt man das q doch in denjenigen Fällen bei, wo man das v als Mitlaut von dem eben so geschriebenen Selblaute u ausscheiden wollte, indem man z. B. relicuus viersylbig, reliquus aber dreisylbig aussprach; daher die Regel, daß qu nur wie kw zu lesen sey.

Sowie nun einige der Meinung waren, daß es genug sey, blos q für qu zu schreiben [10]), so kamen andere auf den Gedanken, die Namen der Buchstaben zur Abkürzung des Schreibens zu benutzen, so daß z. B. bne für bene, dcm für decem geschrieben würde [11]). Auf diese Weise fand man in den notis tironianis die Namen ce, ca, cu, sehr bequem, um z. B. blos cra für cera, krus für carus, und qra für cura zu schreiben. Daher mag es wol gekommen seyn, daß schon am Ende der Republik einige die Regel aufstellten, daß man vor einem a nur k, wie q vor u, schreiben müsse. Obwol schon Quintilian I, 7, 10. diese Regel verwarf, und fast alle Grammatiker dessen Beispiele folgten, unter welchen Velius Longus p. 2218 die Bemerkung macht, daß in diesem Falle noch zwei Zeichen erfunden werden müßten, um auch die Namen Cicero und Commodus durch eine eigene Schreibung auszuzeichnen; so findet man doch in vielen Inschriften ein k vor a und ae, und die Münzen, auf welchen ein solches k vorkömt, reichen bis in das Zeitalter des Augustus hinauf [12]). Als Erfinder dieses Gebrauchs oder als Wiedereinführer des k, wird von Isidor Origg. I, 4. der Schullehrer Sallustius angegeben, wofür jedoch Petrus Diaconus p. 1582. Salvius schreibt. Eben daraus aber, weil dieser Gebrauch keinen allgemeinen Eingang fand, und die Grammatiker aller Zeiten einstimmig behaupten, daß c vor allen Vocalen das k ersetze, geht genügend hervor, daß die heutzutage übliche zischende Aussprache des c vor e und i, und selbst vor ae, oe, y und eu, den Römern unbekant blieb. Denn die verschiedene Aussprache des c, k, q, von welcher Marius Victorinus p. 2455 redet, bezieht sich nicht sowol auf eine verschiedene Aussprache der Consonanten, als der darauf folgenden Vocale.

So oft man griechische Wörter mit lateinischen Buchstaben, oder lateinische Wörter mit griechischen Buchstaben schrieb, vertrat c die Stelle des griechischen κ, g dagegen die Stelle des griechischen γ. Man hat zwar aus der häufigen Verwechselung der Sylben ci und ti von einem Selblaute auf einen schon frühen Gebrauch der zischenden Aussprache derselben schließen wollen; allein c wurde überhaupt oft mit t, sowie g mit d verwechselt [13]), indem man nach einer fehlerhaften Aussprache tura für cura, Dalba für Galba, und umgekehrt anclare für antlare, vesperug für vesperud [14]) sprach. Wenn man daher die Namen Accius, Attius, Actius, mit einander verwechselt findet, so beweist dieses eben so wenig eine zischende Aussprache der Sylben ci und ti, als wenn man für Natta auch Nacca und Nacta sagte. In Schneider's ausführlicher Grammatik der lateinischen Sprache [15]) sind die Gründe für die durchgängige Aussprache des lateinischen c wie k umständlich angegeben; und daß man noch in sehr späten Zeiten keine zischende Aussprache des c kannte, erhellet aus einer großen Zahl von teutschen Wörtern, die aus dem Lateinischen hervorgingen, wie Kaiser aus Caesar, Keller für cellarium, Kirsche für cerasum, Kiste für cista, Kicher für cicer, Kerker für carcer. Erst die Mönche der spätern Zeit schufen cella in Zelle, cithara in Zither für Gitarre um: und wenn Schneider wegen der häufigen Verwechselung der Sylben ci und ti auf ältern Denkmälern vermuthet, daß der Zischlaut wenigstens in der gemeinern Sprache längst geherrscht haben möge, bis er sich in den Zeiten des gänzlichen Verfalls Allen mittheilte; so hat er nicht bedacht, daß man in diesem Falle auch wol die Schreibart mit einem z oder ts finden würde.

Der Kirchenvater Hieronymus [16]) bemerkt noch ausdrücklich, daß in der lateinischen Sprache kein Laut gehört werde, welcher dem hebräischen Zade entspreche; und der gothische Bibelübersetzer Ulfila schreibt für das lateinische c noch überall ein k, so wie es auch in spätern lateinischen Urkunden bei Gori S. 477 und 483, welche mit griechischen Buchstaben geschrieben wurden [17]), der Fall ist. In den gothischen Urkunden aus dem Ende des 5. Jahrhunderts [18]) finden wir zwar schon Kawtsjon für Caution geschrieben, aber noch Unkja für Uncia; so daß selbst aus Isidor's Bemerkung (Origg. I, 26, sub fin.) im Anfange des 7. Jahrh., welche Q. Papirius [19]) wiederholt, in dem Worte justitia werde ein z gehört, noch nicht folgt, daß damals auch schon c vor i wie z gesprochen sey; zumal da wir aus Consentius [20]) lernen, daß die Griechen seiner Zeit, sowie noch heutzutage, die T-Laute δ, ϑ, τ, zu zischeln pflegten, und daher selbst optumus mit einem Zischlaute sprachen.

---

8) *Quint.* I, 4, 9. I, 7, 10. *Diomed.* p. 417. 419. *Priscian.* p. 544. *Vel. Long.* p. 2218. *Terent. Scaur.* p. 2252. *Terent. Maur.* p. 2388. 2400. *Mar. Victor.* p. 2455. *Martian. Cap.* III, p. 57. ed. Grot. *Auson.* de lit. monosyll. v. 20. cet. 9) *Quint.* I, 7, 28. *Terent. Maur.* p. 2402. 2410. *Mar. Victor.* p. 2469. *Diomed.* p. 417 sq. *Serv.* ad *Virg.* G. I, 194. 10) *Vel. Long.* p. 2219. 11) *Terent. Scaur.* p. 2253. 12) Schneider's ausführl. Gram. der lat. Spr. I, 1. S. 295.

13) *Quint.* I, 11, 5. 14) *Quint.* I, 7, 12. 15) 1. Abth. 1. Bd. S. 244 ff. 16) S. m. gr. lat. Gr. II. Bd. §. 182. 17) S. Abhandl. des frankfurt. Gelehrtenvereines für teutsche Sprache. III. St. S. 103 f. 18) S. die oben angeführten Abhandl. III. St. S. 66. 19) S. *Lipsius* de recta pronuntiat. c. 14. 20) de barb. et metaph. c. 13.

Doch da die Römer schon in sehr frühen Zeiten die Sylben ci und ti mit einander zu verwechseln pflegten; so läßt es sich leicht denken, daß die Gothen ihre zischelnde Aussprache des ti, welche sie von den Griechen angenommen haben mochten, auch auf ci u. s. w. übertrugen. So drang die zischelnde Aussprache in die Töchtersprache der romanischen ein, und ging durch die französische Sprache in die englische, wie durch die fränkische und alemannische in die teutsche Sprache, wenn gleich mit mancherlei Modificationen, über. Die Franzosen haben den Z-Laut der Teutschen für c in ein scharfes s oder ss verändert, welches die Engländer etwas gemildert, die Italiäner aber in ein tsch umgeschaffen habe.

Der Übergang der Kehllaute in Zisch- oder Sause-Laute ist übrigens eine Erscheinung, welche man bei den verschiedensten Völkern wahrnimt, und daher, wie Schmidt in seinen Forschungen im Gebiete „der ältern religiösen, politischen und literärischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens," S. 64. (St. Petersb. 1824. 8.) bemerkt, in dem allgemeinen Genius der Sprachorgane seine Quelle zu haben scheint. Schmidt fand, daß die russischen Kenner der chinesischen Sprache, die ebenfalls bei andern auch sinesische Sprache heißt, in ihren Umschreibungen chinesischer Namen sehr häufig ein Ts, Ds und Ss gebrauchen, wo wir bei andern europäischen Schriftstellern ein Kh, K oder H finden, z. B. Tsianlunn für Kianlung und Bodsinn für Peking. Auf seine Erkundigungen deshalb wurde er belehrt, daß dieses die Aussprache in Peking und im ganzen nördlichen China sey, dagegen in Mittel- und Südchina statt der Zischlaute die Kehllaute gebraucht werden. In Beziehung auf das Chinesische hat schon Abel-Rémusat in seinen Elémens de la Grammaire Chinoise (Paris. 1822. p. 34.) dieses Umstandes erwähnt, und auch von Morrison soll dieses geschehen seyn; Schmidt entdeckte aber dieselbe Eigenheit auch in der tibetischen und mongolischen Sprache. Es werden nämlich im nördlichen Tibet, sowie bei den Mongolen und Kalmüken, die mit einem angehängten Jada oder J versehenen drei ersten Gutturale des tibetischen Alphabets, Dscha, Tscha und Dsha ausgesprochen, in Süd-Tibet aber Kja, Khja und Gja; daher sprechen die Mongolen den tibetischen Namen des jetzt waltenden Buddha's Schagdschatubba aus, der in Süd-Tibet Schagkiatubba oder gar Ssagkiatubba lautet; und Gjalbo wird von den Mongolen wie Dshalbo ausgesprochen.

Schon früher war es dem Hrn. Schmidt aufgefallen, daß die Burjäten, und vorzüglich die noch ganz uncultivirten Barga Burjäd die Zischlaute sehr häufig mit Gutturalen verwechseln, und z. B. Ssain wie Chain, ädsa wie ächa, aussprechen, wobei er zugleich bemerkte, daß die Aussprache dieser in Kehllaute verwandelten Zischlaute etwas durch die Nase geschieht. Er folgerte daraus, daß dieses die vor Alters bei allen Mongolen übliche Aussprache der Zischlaute gewesen seyn möchte, und fand so, daß in dem Namen Hiongnu oder Chiunnu, in welchem Deguignes den eigentlichen Namen der Hunnen erkannte, die mongolische Benennung des Wolfes (Tschinnno) versteckt liegt, weil einer der gründlichsten Kenner der chinesischen Sprache, der im J. 1821 mit der abgelösten Mission aus Peking zurückgekehrte Archimandrit Jakinth in seiner Geschichte der Mongolen überall Ssionnu oder Ssiunnu für Hiongnu schreibt. Zuverlässig findet man die Verwechselung der Kehl- und Zisch- oder Sauselaute noch in mehren asiatischen Sprachen, wohin nach Schmidt's Vermuthung auch das Ssar (Maiß) der so lange irriger Weise für Türken gehaltenen Chosaren, das Kar der Tibeter und das Gaura des Sanskrit gehört. Im Sanskrit findet sich wirklich jene Eigenheit, indem nach Wilkin's Grammatik S. 10. im westlichen Indien das Scha häufig wie das Kha ausgesprochen und mit demselben verwechselt wird. Daß die Araber das hebräische Gimel, woraus das griechische Gamma und lateinische C hervorging, mit einem Zischlaute aussprechen, ist bekant; es verdiente aber diese Bemerkung hier darum eine besondere Ausführung, weil so die ältern Namen der Geschichte in den neuern Benennungen leichter wieder gefunden werden, und Sprachforscher vom Fache überhaupt fruchtbare Resultate hieraus ziehen können.

Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht folgende Stelle in des Grafen de Volney Berichte an die Académie Celtique über das vergleichende Wörterbuch von Pallas [21]): „Alles vereinigt sich zum Beweise, daß die Römer den Namen Caesar oder Καῖσαρ (Ulfila Kaisar) eben so aussprachen, wie die Teutschen und Araber, ungeachtet er bei den Franzosen Sézar, bei den Italiänern, die, weil sie den Boden Roms bewohnen, nicht mehr Römer sind als die übrigen Gothen in Europa, tschézaré lautet. Diese Gothen von verschiedenen Stämmen haben das ké auf die nämliche Weise in tsché verwandelt, wie noch heut zu Tage die Araber in Ägypten den Hund kelb, die Beduinen dagegen tschelb nennen. So heißt guemel das Kameel, welches bei den Syriern und Beduinen djemel lautet; die Stadt Djizah aber Guizeh. Diese Erscheinung ist so natürlich, daß selbst in unserer Brie française, 10 Stunden von Paris, das Volk tschetschun m'a tschestionné statt quelqu'un m'a questionné sagt, und man umgekehrt in der Picardie un kien für un chien spricht. Aber hätte man nur Zweifel über den Werth der Buchstaben bei den Alten, so sollten diese Zweifel sofort aufgehellt werden, und ehe man Wörtersamlungen vergliche, sollte man die Alphabete verglichen haben, das heißt, die Grundlaute der Buchstaben, woraus die Wörter bestehen." Ich habe eben dieses schon am Ende des Artikels Alphabet bemerkt, worauf ich wegen der verschiedenen Aussprache und Schreibeweise des c und der daraus entstandenen Zwitterlaute x und ch oder sch bei den neuern Völkern hier nur zu verweisen brauche. Ich bemerke nur noch, daß Hr. Schmidt versichert, auch bei gebornen Schweden das k am Anfange eines Wortes oder Namens öfter fast als Tsch ausgesprochen gehört zu haben.

Während die Franzosen die zischende Aussprache auf alle Kehllaute nach verschiedenen Abstufungen übertragen haben, sprechen die Italiäner das ch, welches bei den

21) S. Catharinens der Großen Verdienste um die vergleichende Sprachkunde, vom Hrn. Statsrath v. Adelung, St. Petersb. 1815. S. 167.

Römern wie kh gelautet zu haben scheint, und deshalb in seiner Verdoppelung nur cch geschrieben wurde, z. B. Gracchus, noch jetzt wie k aus, sowie auch wir noch Chor für chorus, Charte oder Karte für charta, Christ für Christus sagen, und im Mittelalter die Teutschen noch Churfürst für Kurfürst schrieben. Das sch spricht daher der Italiäner wie sk aus, und eben so der Engländer, obwol er das ch verschieden spricht, je nachdem das Wort seiner eigenen Sprache angehört, oder aus dem Französischen oder aus dem Griechischen stamt. Die Griechen bezeichneten das ch der Römer durch ein eigenes Zeichen χ, welches sich von k nur durch den beigefügten Hauchlaut unterschied, wie wenn Catull in seinem 83sten Gedichte sagt:

Chemmoda dicebat, si quando *commoda* vellet
Dicere, et *hinsidias* Arrius *insidias*.

Unser gutturales ch war den Griechen und Römern eben so wenig bekant, als sie das hebräische Chet in ihrer Schrift wiederzugeben vermochten, mithin lautete auch das griechische σχ und lateinische sch nicht, wie das sch der Westphälinger, noch weniger wie ein hochteutsches sch, welches der Engländer besser durch sh bezeichnet; sondern wie skh, weil sonst weder das hebräische pesach in das griechische pascha, noch das griechische schola in das französische école hätte übergehen können.

Wenn die Teutschen schedula in Zettel umschufen, so ging dieses aus der Schreibart scedula oder scidula hervor, wie Zepter aus sceptrum. Die Römer selbst hätten aber schwerlich schedula für scidula nach dem griechischen σχέδη schreiben können, wenn nicht ch wie kh und sch wie skh gelautet hätte. Der griechische Hauchlaut ch war übrigens den frühern Römern bis auf wenige Wörter, wie pulcher für πόλιχρος oder πολύχροος, unbekant; nahm aber seit Catull's Zeiten immer mehr überhand, so daß man selbst sepulchrum für sepulcrum zu schreiben anfing. Natürlich erstreckte sich dieser Hauchlaut auch auf das c in solchen Fällen, in welchen es erst die Neuern mit einem Zischlaute sprechen; daher das teutsche Volk der Kauchen eben so wol Chauci, Cauci oder Cayci, als Cauchi geschrieben wurde, und das römische Cicer in das teutsche Kicher überging. Bei den Teutschen blieb zuletzt auch oft nur der Hauchlaut stehen, so daß z. B. die Catti oder Chatti zu Hassi oder Hessen wurden, und acernus sich in Ahorn umwandelte. Wo aber bei der Verkürzung eines Wortes das angehauchte c mit einem s zusammentraf, ward ein Zischlaut daraus, wie in Persicum, Pfirsich oder Pfirsche. Eben jenes Anhauchen des c, auch vor e und i, wie in Pech für pice, fast durch das ganze Mittelalter hindurch, ist ein neuer Beweis, wie spät der Teutsche anfing, das c vor e und i als z zu sprechen. Es ist gerade die spätere hochteutsche Mundart, welche sich durch das Anhauchen des k von der niederteutschen ausscheidet, wie in Pferch für Park; aber wer kent hierin nicht die Neuheit der Parze neben der Arche Noa, oder des Karzers neben dem Kerker? Man sieht daher, wie verwerflich Etymologien, wie Harz von Hercynia, oder Vergleichungen, wie Härzer und Cherusci, sind.

Da das teutsche Alphabet aus dem lateinischen stamt, so ist darin auch das c beibehalten, ob es gleich, man mochte es, wie g, oder wie k, oder wie z sprechen, an sich ein überflüssiger, und eben daher verwirrender Buchstabe war. Aber das ch und sch diente zu einer bequemen Bezeichnung zweier den Teutschen eigenthümlichen Grundlaute, und daher entsprang im Mittelalter die Gewohnheit, vermittelst des c gewisse Doppelbuchstaben zu bilden. So schrieb man ck für kk, cz für tz, wovon sich das erste bis auf die neuesten Zeiten erhalten hat. Das einfache c behielt man nur in Wörtern fremden Ursprunges bei, so lange man sie noch nicht als völlig eingebürgert betrachten zu können glaubte; daher es, wie schon im Artikel Abc geäußert worden, weit schicklicher seyn würde, im Teutschen nur von einem Abé zu reden. Weil es sich hiebei von selbst versteht, daß das c nur in solchen fremden Wörtern eine Stelle findet, die auch in ihrer Stammsprache mit einem c geschrieben werden: so hat man in der neuesten Zeit mit gutem Grunde angefangen, die griechischen Wörter, welche man sonst nach lateinischer Weise mit c zu schreiben pflegte, ihrer griechischen Aussprache und Schreibeweise gemäß mit k zu schreiben, z. B. Kyros für Cyrus, Korkyra für Corcyra. So sehr man aber die Schreibart Thraken und Phöniken billigen mag, so wenig rathsam scheint es zu seyn, auch Thrazier und Phönizier für Thracier und Phönicier zu schreiben, weil einerseits diese Wörter nicht für so eingebürgert gelten können, als Kanzel für cancelli, andererseits die Stammsprache kein z darbietet. In lateinischen Wortformen ein z für c zu schreiben, ist eben so schlimm, als ein f für ph, weil es dadurch unmöglich wird, die alterthümliche Aussprache wieder so hervorzurufen, wie wir die wahre Aussprache des griechischen υ und σχ zum Theil wenigstens hervorgerufen haben.

Der alterthümlichen Aussprache mehr gemäß ist es zwar, für das lateinische c ein k zu schreiben; so lange man aber noch nicht angefangen hat, auch im Lateinischen Kikero zu sprechen, ist es auch im Teutschen so zu schreiben verwehrt; und wollte man nur dann ein k schreiben, wenn die Aussprache es hören läßt, so würde man durch eine solche ungleiche Schreibart die Wörter oft so entstellen, daß man weder ihren Ursprung, noch ihre Verwandtschaft mit andern Wörtern deutlich erkennen könnte. Denn welchem Teutschen würde es sogleich beifallen, in welcher Verbindung die Akcise oder Akcidenz mit der Kasuistik oder Cadence steht? So sonderbar man es daher gefunden hat, ganz griechische Wörter durch die Schreibart mit einem lateinischen c, welches nach verschiedenen Umständen so verschieden gesprochen wird, in der Aussprache zu verunstalten; so verwerflich scheint es, eine solche Verunstaltung der wahren Aussprache durch Vertauschung des lateinischen c mit einem k oder z auf immer zu befestigen. Am allerschlimmsten ist es aber, wenn man eine solche Verunstaltung der Aussprache auf griechische Wörter überträgt, und eine Encyclopädie, die man wegen des lateinischen ä nicht wol in eine Enkyklopädie nach griechischer Weise umschaffen kann, in Enzyklopädie verwandelt, wie den Cyclus in einen Zyklus. Mag man immerhin für Cirkel Zirkel schreiben, so oft nicht der Kreis, sondern das Werkzeug zur Kreiszeichnung verstanden wird, oder Zepter

für Scepter, wie Zettel für scidula, sofern man diese Wörter als eingebürgert betrachten kann; allein Szepter zu schreiben, darf eben so wenig freistehen, als Zizero oder Zirze, in welcher man schwerlich eine Kirke wieder erkent. So sehr es mithin Beifall verdient, wenn man in urteutschen oder eingebürgerten Wörtern das einzele c gänzlich vermeidet, und in ganz griechischen Wortformen dasselbe mit einem k vertauscht; so wenig darf man in fremden Wörtern, die in ihrer Stammsprache mit c geschrieben werden, dasselbe auf eine solche Weise tilgen wollen, daß die Verständlichkeit und echte Aussprache mehr gehindert als befördert wird, und durchaus keine Gleichförmigkeit der Schreibart in verwandten Wörtern zu erhalten ist.

2) Als Note oder Zeichen der Abkürzung in der lateinischen Schrift.

Daß das lateinische C als Zahlzeichen 100 bedeutet, ist bekant; weniger bekant ist es aber, daß es nicht sowol aus dem Anfangsbuchstaben des Wortes Centum, als aus der ursprünglich eckigen, nachher abgerundeten, Verdoppelung des L für 50 entstanden ist, wie X aus der Verdoppelung von V, und cIɔ aus der Verdoppelung von Iɔ oder D entstand. Man nannte dieses Zeichen seiner Gestalt wegen lunula, welches die Senatoren der Römer zum Andenken, daß ihrer anfangs 100 gewesen waren oder die Zahl von 100 Mitgliedern bis zum J. R. 686, seit welcher Zeit 200 erfodert wurden, der numerus legitimus für einen senatus frequens war, auf ihren Schuhen aus schwarzem Corduan von Silber oder Elfenbein trugen. Als Buchstaben in seiner ursprünglichen Geltung für G bezeichnete C den Vornamen Gajus, wie Cn. Gnaeus, und weil seit des ältern Tarquinius Zeit [22]) ein Bräutigam der guten Vorbedeutung wegen Cajus hieß, so bezeichnete ein ɔ die Braut als Gaja. In allen spätern Abkürzungen deutet C den K-laut an wie im Kalender, worin selbst der erste Tag eines Monates die Bezeichnung Kal. späterhin auch mit Cal. vertauschte, die Comitialtage durch ein C bezeichnet wurden, sowie die Königsflucht durch Q. R. C. F. *Quando Rex comitiavit fas.* Auf den Stimmtäfelchen in den Gerichten bedeutete C. *condemno*, und wird daher von Cicero [23]) litera tristis genant; ein Calumniator ward dagegen mit den Buchstaben K. C. (Kalumniae causa) gebrandmarkt, welche jedoch auch einen Kapite censum bezeichneten. In den Notis Tironianis wurde die Präposition *con* durch ein umgekehrtes C bezeichnet; in öffentlichen Inschriften deutete aber C nach Umständen *conjux*, *cohors*, *colonia*, *civis*, *centuria* u. s. w. vorzüglich jedoch *curavit*, z. B. C. F. *curavit fieri* oder F. C. *faciundum curavit*, C. P. *curavit ponendum*, C. R. *curavit reficiundum*, welches in andern Fällen auch *Civis romanus* heißen konnte.

C. V. ist ein *Centumvir*; der Censor wurde zu mehrer Deutlichkeit durch Cen. bezeichnet, sowie der Consul zu Folge der alterthümlichen Aussprache, nach welcher das n vor s nicht gehört wurde, durch Cos., da dann der Plural durch Verdoppelung des letzten Buchstaben angedeutet zu werden pflegte. So bezeichnete man z. B. in Senatsbeschlüssen die Formel: Quod verba fecit consul de ea re, quid fieri placeret, de ea re universi ita censuerunt, durch Q. V. F. *COS.* D. E. R. Q. F. P. D. E. R. V. I. C.; hingegen die Formel: Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat, durch VID. COSS. N. Q. R. P. D. C. und AA. VV. CC. COSS. hieß: Augustis duobus viris clarissimis consulibus. P. C. heißt Patres conscripti; S. C. Senatus consultum; F. C. auch Fidei commissum. Minder gewöhnliche Bezeichnungen muß ich der eigenen Beobachtung überlassen: nur von den Tribusnamen mögen hier noch die Bezeichnungen *Cl.* für Claudia, *Clu.* oder *Cru.* für Clustumina oder Crustumina, *Coll.* für Collina, *Cor.* für Cornelia, nebst der Bemerkung stehen, daß die Suburana tribus durch *Suc.* für Sucusana bezeichnet zu werden pflegt. Bei Neulateinern bezeichnet C. bald Christus, bald carmen, bald caput, bald codex; aber A. O. C. heißt anno orbis conditi, wie A. V. C. anno urbis conditae, und a. c. anno currente. V. Cl. heißt vir clarissimus, wie V. Cel. vir celeberrimus, aber v. c. verbi causa, wie e. c. exempli causa. *Com.* heißt Comes, *coll.* collega oder collatis; aber *col.* columna, *cf.* conferatur; *cet.* oder *etc.* et cetera, aber *contr.* contra oder contracte, u. s. w. (*Grotefend.*)

C, in den Arzneiformeln allein stehend, bedeutet Calx, Kalk; wenn zwei zusammen stehen: CC. Cornu Cervi, Hirschhorn oder auch soviel, als: Concisa, contusa, zusammengeschnitten und zerstoßen. (*Th. Schreger.*)

C, in der Logik. Man zählt in der Lehre von den Vernunftschlüssen vier Arten derselben, welche man Figuren nent: die erste darunter ist die gesetzmäßige Norm, nach welcher man die Richtigkeit der übrigen vermittelst der Umkehrung einer oder beider Prämissen beurtheilt. In dieser ersten Figur sind nun wieder vier Fälle möglich, welche man durch gewisse dreisylbige Wörter bezeichnet, deren Anfangsconsonanten B, C, D, F die vier verschiedenen Fälle charakterisiren, so daß C den zweiten Fall bezeichnet, wofür man das Wort Celarent gewählt hat, um durch dessen Selblaute anzudeuten, daß der Obersatz allgemein verneinend, der Untersatz allgemein bejahend ist, mithin der Schlußsatz wieder allgemein verneinend sey. Für die übrigen Schlußfiguren hat man ebenfalls dergleichen Wörter eingeführt, deren Anfangsconsonant anzeigt, auf welchen Fall der ersten Figur der Schluß sich zurückführen läßt: mithin läßt sich jeder Schluß, dessen Benennung mit einem C anfängt, wie *Cesare*, *Camestres*, *Calames*, auf Celarent zurückführen. Um nun aber zu wissen, auf welche Weise die Reduction bewerkstelligt werde, hat man für die verschiedenen Veränderungsarten wieder die Consonanten S, P, M, C, gewählt, um sie ans Ende der Sylben zu stellen, und ihre Bedeutung nach folgenden Versen festgesetzt:

S vult *simpliciter* verti, *P* vero *per* acc(i)dens.
M vult transponi, *C* per impossibile duci.

M deutet also eine Metathesis oder Versetzung der Prämissen an, C hingegen, daß man anstatt derjenigen Prämisse, welche die Sylbe, in der C vorkömt, bezeichnet, das Gegentheil oder Contradictorium des Schluß-

22) Festus s. v. *Gaja*, *Plin.* H. N. VIII, 48. *Cic.* pro Mur. 12. 23) pro Milon. 6.

satzes nehmen, und daß statt des Schlußsatzes das Gegentheil derjenigen Prämisse, welche die Sylbe, in der C vorkömt, bezeichnet, gesetzt werden muß. Beispiele dieser Verfahrungsart geben die Artikel Barocco und Bocardo. (*Grotefend.*)

C, in der Musik ist der Name der ersten Stufe der sogenannten natürlichen Töne. Über die Art und Weise, wie gerade dieser Buchstabe der Name des ersten Tones unseres Notensystems geworden, vergleiche man den Art. B. Auf gleiche Weise wird die Tonart und Tonleiter C-dur als Normal-Durtonart und Normal-Tonleiter betrachtet, die übrigen sogenannten transponirten Tonleitern aber gleichsam nur als Nachbildungen von C-dur in anderen Tonhöhen (vgl. meine Theorie der Tonsetzkunst, 2r Bd. §. 132.). Die Tonart C-dur hat übrigens keine Vorzeichnung von ♯ oder b; c-moll pflegt mit drei ♭ geschrieben zu werden (s. Tonart und Vorzeichnung). Das durch ein ♯ chromatisch erhöhte C heißt Cis, das durch ein ♭ erniederte Ces,— das doppelt erhöhete oder doppelt erniederte aber Cisis, oder Ceses.

Das Schriftzeichen C gilt übrigens in unserer heutigen Notenschrift bekantlich auch als Zeichen des Viervierteltaktes, früherhin auch als Zeichen des Vierzweiteltaktes,— ein durchstrichenes ₵ aber sonst als Zeichen des $\frac{4}{2}$ Taktes, jetzt gewöhnlicher des $\frac{2}{2}$-Taktes.

Als Abbreviatur bedeutet ein in der Musikschrift vorkommendes C bald das Wort Col, z. B. C. B. d. h. col basso, C.1mo, col primo, u. dgl. — bald auch das Wort Canto (d. i. Soprano,— zuweilen auch wol Gesang überhaupt), z. B. C. 1. canto primo, u. dgl.— Zuweilen bedeutet die Abbreviatur C. B. auch Controbasso.

Vom sogenannten C-Schlüssel (eigentlich $\bar{c}$-Schlüssel), s. Schlüssel, oder vgl. m. Theorie d. Tonsetzk. §. XXIII. (*Gottfr. Weber.*)

CABACEIRO, eine Halbinsel der Ostküste von Afrika, gerade dem Eilande gegenüber, worauf Mosambique liegt. Sie hält 2½ Meile in der Länge, ½ in der Breite, hängt durch einen schmalen Isthmus mit dem Festlande zusammen, und liefert Vieh und Victualien nach Mosambique. (***Hassel.***)

Cabaco. s. Guatimala.

CABALE oder eigentlich, nach der ursprünglichen englischen Schreibart, CABAL bezeichnet in der Geschichte Großbritanniens das ehrlose Ministerium Karls II. und ist aus den Anfangsbuchstaben der Namen seiner Mitglieder, nämlich: Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale zusammengesetzt. Lord Clifford war ein offener, Graf Arlington ein verkappter Papist, Buckingham als lüderlich und als Atheist verschrien; Ashley (-Shaftesbury), ein Mann von anerkanntem Genie, war ein Deist, und nach den Umständen veränderlich; Lauderdale, ein gelehrter Mann, war aus einem Republikaner ein Werkzeug der Privilegirten geworden, und nur angeblich ein Presbyterianer. Durch die Rathschläge und die Mitwirkung dieser Männer wurde der König und der Herzog von York in ihren Planen zur Einführung des Papstthums und der willkürlichen Gewalt unterstützt; mit Frankreich wurde ein geheimer Vertrag geschlossen und den Holländern der Krieg erklärt, um zur Unterstützung jener Plane eine stehende Armee zu erhalten. Endlich trat 1674 das Parlement dazwischen. Unterdessen war Clifford gestorben, Shaftesbury hatte sich mit der Gegenpartei ausgesöhnt, Buckingham war geneigt, seinem Beispiele zu folgen; Lauderdale aber und Arlington sahen sich den Wirkungen der National-Rache preisgegeben. Gegen den letzten wurde die Anklage beschlossen, der Beschluß jedoch nicht vollzogen; der erste fiel täglich mehr in der Gunst des Königs, und wurde dem Volke verächtlich. So endigte die Macht eines Vereins, der den Plan entworfen zu haben schien, die britische Konstitution zu stürzen und England zum Katholicismus zurückzuführen †). (*H.*)

CABALETTA, oft auch Cabbaletta, vielleicht besser Cavaletta genant, bedeutet, in der modischen Tonkunstsprache der Italiäner, einen in einem größeren Tonstücke, vorzüglich in einer Arie, vorkommenden anmuthigen, recht eigentlich cantabeln und dem Gehöre schmeichelnden Zwischensatz. Nicht selten hört ein italiänisches Publikum in oder außer Italien eine ganze Arie nur um sich durch die Cavalette ergötzen zu lassen. (*Gttfr. Weber.*)

CABALLERIA ist eine Pflanzen-Gattung, welche Ruiz und Pavon einem übrigens unbekannten Aufseher des bot. Gartens in Madrid, Joh. Caballero zu Ehren nannten. R. Brown's Untersuchungen haben ergeben, daß diese Gattung mit Myrsine vereinigt werden kann. Daher habe ich sie in meinem System (I. 664.) unter dieser Gattung aufgeführt. (*Sprengel.*)

Cabalunga, s. Samar.

CABANES (les), 1) Marktfl. in dem Bez. Foix des franz. Dep. Arriège nahe an der Arriège mit 1569 Einw., in dessen Umgebungen 3 Silber- und 3 Eisengruben im Bau stehen, auch eine Kristalgrube sich befindet; 2) Marktfl. am Cerou in dem Bez. Gaillac des franz. Dep. Tarn, hat 360 Einw. (***Hassel.***)

CABANIS (Pierre Jean George), Mitglied des franz. Instituts der Wissenschaften und Künste, als selbstdenkender Arzt rühmlich bekant. Sein Großvater und Vater waren geachtete Rechtsgelehrte, und der letztere, Jean Baptiste (geb. 1723, gest. 1786) erwarb sich ein besonderes Verdienst um verschiedene Zweige der Landwirthschaft, des Gartenbaues, die Einführung neuer Fruchtarten, der Kartoffeln, spanischen Schafzucht und besonders um das Pfropfen der Bäume, durch seine zu Bordeaux gekrönte Preisschrift: Essai sur la greffe. Bord. 1764. Par. 1781. 1803. 12. *). Sein Sohn, geb. zu Conac 1757, studirte zu Paris, begleitete schon 1773 einen polnischen Magnaten als Secretär nach Warschau, kam 1775 nach Paris zurück, und widmete nun 6 Jahre einem umfassenden Studium der medizinischen Wissenschaften. Er übte darauf die Kunst zu Auteuil unfern Paris und lebte in freundschaftlichem Verkehr mit Turgot, Diderot, d'Alembert, Condillac, Thomas, Franklin u. A. Überzeugt von der Nothwendigkeit einer politischen

---

†) Nach Rees Encycl. V.

*) Bei dieser Ausgabe findet sich auch eine Notice hist. sur la vie de l'auteur. Vgl. Beckmanns ökon. phys. Bibl. 12. Bd. 607. Biogr. univ. T. VI.

Radikalkur, trat er den Grundsätzen der Revolution bei, und war der Vertraute Mirabeau's, der in seinen Armen starb, und dessen Krankheit er beschrieb, und Condorcets; zog sich aber zurück, als der Terrorismus zu wüthen anfing. Nach Robespierre's Sturze wurde er in kurzen Zeitfristen Professor der Gesundheitslehre, dann der Klinik, Mitglied des Nationalinstituts, Kommandant der Ehrenlegion, und erhielt eine Stelle im Rath der Fünfhundert und im Erhaltungs-Senat. In jedem Verhältnisse bewährte er den Charakter eines edeln, menschenfreundlichen, parteilosen Mannes, daher ihm, als er den 5. Mai 1808 unsern Meulan starb, die allgemeine Achtung ins Grab folgte. Viel Selbstgedachtes und Anwendbares enthalten seine literarischen, philosophischen und politischen Abhandlungen in französischen Journalen, z. B. im Magas. encyclopédique, und im Moniteur; vornehmlich aber sein scharfsinniges, an neuen Ansichten reiches Werk: Rapports du physique et du moral de l'homme, zuerst unvollständig abgedruckt in Recueil de l'inst. nat., classe de sciences mor. et polit., dann verm. Par. 1802. Vol. II. 8. revue, corr. et augm. ib. 1805. Vol. II. 8. teutsch v. L. H. Jakob. Halle, 1804. 2. Th. 8. Früher schrieb er: Observations sur les hôpitaux. 1789. 8. wieder abgedruckt in seiner Schrift: Du dégré de certitude de la médecine. Par. 1797; 1802. 8. teutsch von A. F. Ayrer, Gött. 1799. 4. Coup d'oeil sur les révolutions et la réforme de la médecine. Par. 1804. 8. Observations sur les affections catarrhales. Ib. 1807. 8. u. e. a. Übersetzungen von Göthe's Stella, von Meißner xc. enthalten seine Mélanges de litérature allemande. Paris. 1797. 8. **). *(Baur.)*

CABARRAS, Grafschaft im nordamerik. State Nord-Carolina, 1820 mit 7248 Einwohnern, worunter sich 1616 Sklaven befanden; der Hauptort heißt Concord. *(Hassel.)*

CABARRUS (François, Graf), dieser bekannte Financier wurde 1752 zu Bayonne geboren. Sein Vater, ein Kaufmann, hatte ihn für die Handlung bestimt; und sendete ihn in dieser Absicht, nach Vollendung seiner Schulstudien ins Oratorium zu Toulouse, zu einem Handelsfreunde in Saragossa. Hier ging er eine geheime Ehe mit dessen Tochter ein, und wurde dann von seinem Schwiegervater als Aufseher über eine Seifenfabrik in der Nähe von Madrid angestellt. Dies gab ihm Gelegenheit, oft in der Hauptstadt zu seyn, und mit Gelehrten und Statsmännern in Verhältnisse zu treten, denen er sich durch seine Finanzkentnisse zu empfehlen wußte. Spanien, damals durch den Krieg gegen England in Schulden gestürzt, bedurfte Mittel zur Wiederherstellung seines Credits. Cabarrus schlug ein Interessen tragendes Papiergeld vor, und dies machte Glück. Bald darauf im J. 1782 entwarf er den Plan zu einer Bank (St. Carlos), die alle Anweisungen des Schatzes für die verschiedenen Zweige der Verwaltung zu zahlen hatte, und wurde zu deren Direktor ernant. Auch veranlaßte er im J. 1785 die Handlungsgesellschaft der Philippinischen Inseln, und wurde Finanzrath. Nach dem Tode Karls III. aber wurde er, bei gänzlicher Veränderung des Ministeriums, 1790 gefangen gesetzt, und nicht eher als 1792 gerichtet und losgesprochen, zugleich auch in den Grafenstand erhoben, und auf andere Art entschädigt. Bei dem Friedenscongresse zu Rastadt trat er als bevollmächtigter Minister des Königs von Spanien auf, ohne Widerspruch von Seiten des französischen Direktoriums; dagegen aber wurde er nicht als Gesandter in Frankreich selbst angenommen, unter dem Vorwande, daß er ein geborner Franzose sey, in der That aber, weil das Direktorium ihn als einen Anhänger einer feindseligen Partei (der Faction Clichy) kannte. Jetzt wurde er vom Friedensfürsten, der seinen Einfluß fürchtete, in Geschäften nach Holland gesendet. Hier blieb er bis zur Abdankung Karls IV.; Ferdinand VII. ernannte ihn von neuem zum Finanzminister und ließ sich von ihm nach Bayonne begleiten. König Joseph bestätigte ihn in dem Ministerium und in der Direktion der St. Carlosbank. In dieser Lage starb er am 27. April 1810. Als Schriftsteller hat er sich, außer einigen aus dem Gefängnisse an den Friedensfürsten erlassenen Briefen, durch ein Auflage-System für Spanien, und durch Lobschriften auf den König Karl III. und den Finanzminister Musquez bekant gemacht. — Seine Tochter ist die durch Schönheit und Talente ausgezeichnete Frau, die in der Schreckenszeit den Deputirten Tallien, nach dem Sturze Robespierre's, heirathete, sich aber wieder von ihm trennte, und einen zweiten Gatten, den Grafen Caraman, überlebte*). *(H.)*

CABELL, eine Grafschaft im nordamerik. State Virginia und zwar in dessen Westtheile, 1820 mit 4798 Einw. und dem Hauptorte Guyandot. *(Hassel.)*

CABENDA, (Cabende, Cabinde, Gabinde), Stadt in dem Reiche Kongo auf der Westküste von Afrika. Sie liegt S. Br. 5° 40′ L. 30° 1′ an einer kleinen Bucht unter einem hohen Berge, der bis an die Spitze mit Walde bedeckt ist; sie besitzt eine sichere und gute Rhede, und ist einer der vornehmsten Sklavenmärkte auf der ganzen Küste. Die Portugiesen haben öfters versucht, sich des Alleinhandels zu bemächtigen; dieser steht aber allen Nationen offen, doch sind sie mehrern Plackereien als zu Malembo ausgesetzt (nach Degrandpré). *(Hassel.)*

CABES, Stadt in dem State Tunis der Berberei. Sie liegt Br. 33° 53′ 55″ L. 27° 38′ am Gabs, der 1½ Meilen von ihr im S. entspringt und schnell zu einem bedeutenden Flusse anwächst, hat 1 Schloß und 30,000 Einw., die einen bedeutenden Zwischenhandel zwischen Kairwan und Tunis unterhalten. Sie ziehen viele Alhenna, und die Gegend ist so bevölkert, daß der Scheikh dieser Stadt wol 20,000 Reiter aufbringen kann. Die hiesigen Pferde sind von ausgezeichneter Schönheit und Güte. *(Hassel.)*

Cabessa, s. Camphora.

CABEZA, Cabezzo, eine Landschaft auf der Südwestküste von Afrika im Königreiche Benguela längs der Coanza, da wo dieser Fluß den Isole empfängt. Sie hat viele Sümpfe und ist nicht gesund, aber reich an

**) Notice hist. et lit. sur Cabanis, lue à l'athénée de Par. Ersch's gel. Frankr. Biogr. univ. (von Ginguené).

*) S. Biogr. univ. T. VI. B. d. Contemp. T. IV.

Eichen. Der gleichn. Hauptort liegt da, wo beide Flüsse zusammenfließen. (*Hassel.*)

CABEZA DE VACA (Alvar Nuñez), Oberhaupt (Adelantado), und Gouverneur v. Paraguay, im J. 1539 vom spanischen Hofe mit der weitern Erforschung des Landes und des la Plata Stromes beauftragt, segelte am 9. Nov. 1540 mit 4 Schiffen und ungefähr 500 Soldaten von S. Lucar ab, ankerte nach und nach zu Cananea, das er in Besitz nahm, und zu S. Catalina, von wo aus verschiedene Streifereien zur nähern Kentniß des Landes unternommen wurden; nach dem Verluste zweier Schiffe aber entschloß er sich, Paraguay zu Lande zu erforschen. Im Nov. 1541 durchstreifte er öde Bergketten, und traf nach 19 Tagen auf Ebenen mit Guaranis-Indianern ein, nahm Besitz vom Lande im Namen des Königs von Spanien, und nannte es, nach seinem Vater und Großvater, der 1483 die canarischen Inseln von neuem entdeckt hatte, die Provinz Vera. Hierauf setzte er seinen Marsch fort, und zog am 11. März 1542 in Assuncion ein, wo er sich, trotz des lebhaften Widerstandes der spanischen Kolonisten, der Regirung bemächtigte. Entschlossen, persönlich einen Weg nach Peru zu suchen, brach er von neuem auf, kehrte aber bald nach Ass. zurück. Hier fand er alles in Gährung gegen sich; seine Truppen, der Tyrannei des Anführers überdrüßig, vereinigten sich mit den Misvergnügten und ernannten am 20. April 1544 einen andern Gouverneur. Cabeza wurde, in Gesellschaft seines Secretärs Pedro Fernandez, gefesselt nach Spanien eingeschifft und von dem Rathe von Indien zur Deportation nach Afrika verurtheilt. Während ihres Prozesses ließen die Gefangenen zu ihrer Rechtfertigung das erste Werk über Paraguay und den la Plata in zwei Theilen drucken; (der erste: Naufragios de Alvar Nuñez Cabeza de Vaca rührt von Cabeza selbst her, der zweite: Commentarios de Alvar Nuñez Adelantado y Gobernador de la provincia del Rio de la Plata, von dem Secretär). Es wurde zu Valladolid 1555. 4. gedruckt, und findet sich auch in *Barca's* historiadores primitivos de las Indias occid. (Madrid. 1749.)*). (*H.*)

CABEZO DE BUEY, Villa in der spanischen Provinz Estremadura, Partido de Serena, mit 5300 Einw. und starker Tuchweberei, die wenigstens früher 1606 Arbeiter beschäftigte. — Cabezo de Maria, eine 5882 pariser Fuß hohe Bergspitze der dem iberischen Gebirg angehörenden Sierra de Alcaraz. (*Stein.*)

Cabezzo, s. Cabeza.

Cabo verde, s. Vorgebirge, grünes.

CABOMBA, nannte Aubert eine Wasserpflanze in Gujana, welche, des barbarischen Namens beraubt, unter dem bessern Nectris von Schreber aufgestellt und in meinem System (2. 135.) aufgeführt ist. (*Sprengel.*)

*) S. Biogr. univ. T. VI. In der hier erwähnten Samlung Barca's findet sich auch Schmiedel's, eines Teutschen, Reise in jenen Gegenden, (1534 — 52.) historia y descubriemento de el Rio de la Plata y Paraguay, die auch zu Nürnberg 1554. lateinisch erschien; vgl. Sprengel's Gesch. d. geogr. Entdeckungen 2. A. S. 42. 47.

CABOT (Sebastiano). Dieser berühmte Seefahrer*) war der Sohn eines in der Schiffahrtskunde ausgezeichneten Venetianers, Giovanni C., der sich oft in England aufhielt. Er wurde zu Bristol um d. J. 1477 geboren, und von seinem Vater in der Schiffahrtskunde unterrichtet. Auf seiner ersten wichtigern Reise begleitete er seinen Vater zur Entdeckung unbekannter Länder, besonders einer nordwestlichen Durchfahrt nach Ostindien. Aufgemuntert durch die Entdeckungen von Columbus, der 1493 von seiner ersten Reise zurückkehrte, wirkte sich Giov. C. bei dem Könige Heinrich VII. von England 1495 einen Freibrief aus, der ihn und seine drei Söhne bevollmächtigte, unbekannte Länder zu entdecken, zu erobern und zu colonisiren, unter der Bedingung, dem Könige den 5ten Theil des reinen Ertrages abzugeben und nach dem Hafen von Bristol zurückzukehren. Im folgenden Jahre wurde nun zu dieser Expedition auf königliche Kosten ein Schiff zu Bristol ausgerüstet, wozu die Kaufleute der Städte Bristol und London drei bis vier kleinere Transportschiffe gaben. Mit dieser Flotte segelte Giov. C. und sein Sohn Sebastian (von den beiden übrigen Söhnen findet man nichts weiter erwähnt) im Frühjahre 1497 ab, und entdeckte bereits am 24. Jun. die damals nach dem Hauptprodukte der dasigen Gewässer, dem Kabaliau, Baccalaos benannte, jetzt unter dem Namen Newfoundland bekannte Insel; den südwestlichen Theil derselben, den die Seefahrer für eine besondere Insel hielten, nannten sie nach dem Tage der Entdeckung die St. Johannisinsel. Hier fanden sie Einw. mit Fellen bekleidet, mit Bogen, Pfeilen, Piken, Wurfspießen, hölzernen Keulen und Schleudern. Drei Eingeborne wurden nach England gebracht, wo die Seefahrer, nachdem sie noch die Küsten von Florida besucht hatten, als die ersten Entdecker jenes Landes sehr wohl empfangen wurden. — Von hier an tritt eine Lücke von 20 Jahren in der Geschichte der beiden Seefahrer ein; doch ist es wahrscheinlich, daß der Vater in England starb, der Sohn aber noch unter der Regirung Heinrichs VII. einige andere Entdeckungsreisen (ohne seinen Vater) machte; wie man dann wissen will, daß er auf einer Reise bis zu 67½° N. vordrang, und nur durch Meuterei des Schiffsvolks an den weitern Fortschritten gehindert wurde. Erst im 8. Jahre der Regirung Heinrichs VIII. finden wir Seb. C. mit neuen Entdeckungsreisen beschäftigt. Er war damals mit dem Viceadmiral Pert in genauere Verhältnisse getreten, und erhielt ein tüchtiges Schiff zur Verfolgung seiner Entdeckungen. Es scheint

*) Mehre neue Biographen, wie u. a. de Rossel in der Biogr. univ. T. VI. haben die Nachrichten von Hackluit, Ramusio, Peter Martyr u. a. über diesen Seefahrer und dessen Vater ungenügend und so widersprechend gefunden, daß sie, ohne Rücksicht auf anderweitige Nachrichten, viele seiner Entdeckungen als unsicher darstellen, andere ganz unerwähnt lassen, auch mehre Lebensumstände übergehen. Indessen gab früher schon die Biographia brit. (Ed. II. V. 3. 1784.) mit Benutzung von Campbell, Lediard u. a. m. und nach derselben später die englische Encyclopädie von Rees verhältnißmäßig vollständige, wenn auch zum Theil durch Vermuthungen ergänzte, und mit den übrigen bekannten Lebensumständen zusammenhängende Nachrichten, so daß wir kein Bedenken trugen, hier aus den englischen Quellen zu schöpfen. (*H.*)

damals seine Absicht gewesen zu seyn, im Süden nach Ostindien zu gelangen, und er segelte deshalb zuerst nach Brasilien; da aber dieser Entwurf (nach Hackluyt) an der Furchtsamkeit seines Genossen, des eben gedachten Viceadmirals Pert, scheiterte, richtete er seinen Lauf nach den Inseln Hispaniola und Porto rico, von welchen er, nachdem er dort einige Zeit Handel getrieben hatte, nach England zurückkehrte. Auf diese Art in seinen Planen getäuscht, begab er sich nach Spanien, wo er zum Oberlootsen ernant wurde, mit dem Auftrage, die damals so zahlreichen und wichtigen Vorschläge zu Entdeckungsreisen zu prüfen. Im J. 1524 traten mehre reiche Kaufleute mit ihm in Unterhandlung wegen einer auf ihre Kosten zu unternehmenden Reise nach den Molukken durch die Magelhansche Straße. Dem deshalb geschlossenen Vertrage zufolge segelte er im April 1525 mit 4 Schiffen aus Cadix ab, zuerst nach den canarischen, dann nach den capverdischen Inseln, u. s. w. An der Küste Brasiliens zeigte er sich nicht sehr dankbar für die Versorgung mit Lebensmitteln durch die Wegführung von vier Söhnen der vornehmsten Einwohner der Insel, und auf seiner Fahrt auf dem la Plata ziemlich despotisch durch die Aussetzung seines Viceadmirals und zweier Offiziere, die sein Benehmen getadelt hatten, auf eine wüste Insel. Durch eine Meuterei seines Schiffsvolks und Mangel an Lebensmitteln an der weitern Fahrt nach den Molukken gehindert, segelte er 30 Meilen den la Plata hinauf, fand ½ Meile vom festen Lande gegen Brasilien hin, eine Insel, die den Namen St. Gabriel erhielt, und 3 Meilen weiter hin in einem tiefen Flusse, den er St. Salvador nannte, einen Hafen, wo er seine Schiffe ausladen ließ. Hier baute er ein Fort, 30 Meilen höher hinauf aber, an dem Flusse Zarcarana, wo er einsichtige und freundliche Einwohner fand, ein anderes, das von ihm Santi Spiritus, von seinen Nachfolgern aber Cabot's Fort genant wurde. Nachher entdeckte er die Ufer des Flusses Parana mit mehrern Inseln und Flüssen, und kam endlich an das Ufer des Paraguay, wo er ein ackerbauendes Volk fand, das erste, das ihm bisher in diesen Gegenden vorgekommen war. In einem Kampfe mit demselben erschlug er mehre Leute, verlor aber selbst 25 Todte und 3 Gefangene. Während des Winters traf er mit James Garcia zusammen, der von Galizien aus auf Entdeckungen gesendet war; beide kehrten zusammen nach dem Fort Santi Spiritus zurück, und sendeten von hier aus Abgeordnete nach Spanien. Die beiden Abgeordneten Cabot's erstatteten einen sehr vortheilhaften Bericht über die von ihm unterworfenen, an Gold, Silber und andern köstlichen Produkten reichen Länder am la Plata und von dem Benehmen ihres Anführers, und baten zugleich um Lebens- und Kriegsbedürfnisse, um Seeleute und Soldaten, so wie um Handelsartikel. Die Kaufleute jedoch, die Cabot's Expedition ausgerüstet hatten, wollten sich dazu nicht verstehen und übertrugen ihre Rechte dem Könige. Dieser aber verzögerte die nöthigen Anstalten so lange, daß Cabot, der auf seine Unternehmung schon 5 Jahre verwendet hatte, des längern Wartens überdrüßig, sich zur Rückkehr entschloß. Diesemnach schiffte er seine Mannschaft mit den nöthigsten Bedürfnissen auf dem größten Schiffe, mit Zurücklassung der übrigen, ein, und kam im Frühling 1531 am spanischen Hofe an. Hier fand er aber, angeklagt, die spanischen Meuterer zu hart behandelt zu haben und nicht nach den Molukken vorgedrungen zu seyn, keine günstige Aufnahme. Indessen blieb er doch noch einige Jahre in spanischen Diensten, und erst gegen das Ende der Regirung Heinrichs VIII. kam er nach England zurück, und ließ sich zu Bristol nieder. Unter Eduard VI., der Geschmack an seiner Unterhaltung fand, erhielt er (1549) eine jährliche Pension von 166 Pf. St. 13 sh. 4 d. als Großlootse des Reiches **), und wurde über alle Handelsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Auch leitete er, als Vorsteher des kaufmännischen Vereins zu Entdeckungen, eine neue von ihm entworfene Expedition zur Erforschung einer nördlichen Durchfahrt nach Ostindien, eben so weise als redlich, und erhielt dafür vom Könige ein Geschenk von 200 Pf. St. Diese Sir Hugh Willoughby anvertraute Unternehmung hatte die Entstehung des wichtigen Handels nach Archangel zur Folge. Bei dieser Gelegenheit wurde Cabot vom Könige zum Vorsteher der russischen Kompagnie ernant, an deren Geschäften er thätigen Antheil nahm. Noch im April 1556 besuchte er einen Freund zu Gravesand auf einem kleinen nach Rußland bestimmten Schiffe, und gab den Matrosen ein Fest. Dies ist der letzte Umstand, der von ihm gemeldet wird. Wahrscheinlich starb er im folgenden Jahre, in einem Alter von fast 80 Jahren.

Als Seefahrer genoß Seb. C. hohe Achtung; sein Eifer und seine Rechtlichkeit sind unbestreitbar; die oben erwähnten Züge eines harten Charakters theilt er mit mehrern Seefahrern und Eroberern. Die Schiffahrt hat ihm die erste Beobachtung der Abweichung der Magnetnadel zu danken. Er verfertigte eine große, von Clemens Adams gestochene Charte, die in der Privatgalerie von Whitehall aufgehängt war, auf welcher sich eine lateinische Nachricht über die Entdeckung von Newfoundland befand. Auch schrieb er ein Werk unter dem Titel: **Navigazione nelle parte settentrionali**, Venedig. 1583. Fol. ***). Seine obgedachten Instruktionen sind in Hackluyt's bekannter Samlung abgedruckt. (*H.*)

CABRA, 1) Villa in der span. Prov. Cordova, an dem in den Xenil sich ergießenden Fluß gleiches Namens (12° 9′ L. 37° 36′ B.), mit 6000 Einw. — 2) **Cabra de S. Christo**, Villa in der span. Prov. Jaen (13° 16′ L. 37° 36′ B.), mit 2224 Einw. (*Stein.*)

CABRAL, auch **CABRERA (Pedro Alvarez)**, ein um sein Vaterland Portugal durch seine Länder-Entdeckungen, durch die Besitznahme von Brasilien und die ersten Handelsverbindungen mit Ostindien sehr verdienter Seefahrer. Er befehligte die zweite im J. 1500 vom Könige Emanuel nach Ostindien ausgerüstete Flotte von 13

**) Eine spätere, in der engl. Biographie erwähnte Acte aus der Regirung Philipps und Mariens vom J. 1555., welche denselben Jahrgehalt angibt, ist wahrscheinlich nur eine Bestätigungsurkunde der obengedachten. (*H.*)

***) Das Werk wird außerdem in dem Catalog der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford (S. 122.) angeführt; Bibliographen, die es vergebens näher kennen zu lernen suchten, haben es für eine erdichtete Reise erklärt. In Ebert's bibliogr. Lex. findet sich darüber keine Nachweisung. (*H.*)

Schiffen mit 1200 Mann. Um die Küste Afrika's zu vermeiden, suchte er sogleich weit in die See zu kommen und wurde, einen Monat nach der Abfahrt, durch Sturm an ein unbekanntes Land getrieben, das, wie sich nachher fand, Brasilien war. Nachdem er am 24. April 1500 an der Küste St. Cruz, wie er sie nannte, und zwar in Porto seguro gelandet war, nahm er sogleich von dem ganzen Lande Besitz für die Krone Portugal. Von hier nahm er seine Richtung nach dem indischen Meere, wurde aber von Stürmen überfallen, die ihm die Hälfte der Schiffe mit deren Mannschaft und dem berühmten Seefahrer, Bartholom. Diaz, der zuerst das Vorgebirge der guten Hoffnung erreicht hatte, raubten. Nur mit 6 Schiffen kam er nach Sofala, Mozambique, Quiloa und Melinde, dann nach Calcutta, das er, wegen einer von dem Herrn des Landes erlittenen Beleidigung beschoß, durchstreifte dann die Uferlande als Eroberer, und schloß Handelsverträge mit den Regenten von Cochin und Cananor. Mit reichen Produkten Indiens beladen, ankerte er am 23. Jun. 1501 im Tago. Von seiner Reise hat man eine ital. Übersetzung von Ramusio. (*H.*)

CABRELLA, Villa von 300 Häus. in der portug. Prov. Estremadura, Gerichtsbez. von Setuval, am gleichnamigen Flusse, mit Ziegen- u. Bienenzucht. (*Stein.*)

CABRERA, nannte Lagasca ein Gras, welches in Brasilien und Columbien nicht selten ist. Humboldt theilte es zuerst Willdenow mit, der es in seinem Herbarium Panicum pulcrum benannte. Kunth glaubte ein Paspalum darin zu finden, und nannte es P. aureum. Ich habe es in meinem System (I. 272.) zu Digitaria gezogen, und es D. aurea genant. (*Sprengel.*)

CABRERA, auch Caprera, eine Insel an der Nordküste Sardiniens, in dem Stretto di S. Bonifacio. Plinius zählt sie zu der Gruppe der Insulae Cuniculariae, und Ptolemäus nent sie gemeinschaftlich mit der größten Bucinarischen Insel S. Madalena, Phinton's Insel und Ilva, Plinius Phintonis Insula und Fossae. In der Folge erhielt sie von ihren vielen wilden Ziegen den Namen Capraria. Sie muß nicht mit der Insel Capraria (Capraja) an der etruscischen Küste verwechselt werden *). (*Wilh. Müller.*)

CABRERA, eine der balearischen Inseln im mittelländischen Meer, auf der Südspitze von Mallorca (20° 38′ 35″ L. 39° 7′ 30″ B.). Sie ist nicht über 1¼ Legua breit, hat gesunde Luft, viel Holz und Hirsche, und bei derselben ist der Fischfang einträglicher, als bei den andern Inseln. Bei dem vor den Winden sichern und 15 — 30 Klaftern tiefen Hafen liegt ein Kastell, wo Verbrecher aus der Nachbarschaft aufbewahrt werden. (*Stein.*)

Cabrera, P. Alv., s. Cabral.

CABRERA (Don Juan Thomas Henriquez de), Herzog von Medina del Rio Secco (Medina. fluvii sicci, einer kleinen Stadt im spanischen Königreich Leon), Graf von Melgar und Admirante von Castilien. Aus dem königl. Geblüte Alfons XI. von Castilien abstammend, kam er schon jung als Statthalter nach Mailand, wo er sich bei den Unterthanen sehr beliebt machte. Er wurde darauf Oberstallmeister, nach seines Vaters Tode aber Admirante von Castilien, und 1693 erster Minister Karls II. Da er die besondere Gunst der zweiten Gemalin dieses schwachen Königs (Maria Anna, einer Prinzessin von Pfalz-Neuburg, gest. 1740) genoß, so war er einige Zeit unumschränkter Beherrscher der spanischen Monarchie, zog sich aber durch seinen Stolz mächtige Feinde zu. Besonders benutzte er sein Ansehen, um die Ansprüche Östreichs auf die spanische Erbfolge zu unterstützen, mußte aber (1699), vom Volke gehaßt und durch den Kardinal Portocarrero dem Könige verdächtig gemacht, das Statsruder niederlegen und den Hof verlassen. Seine Verbindungen und sein Reichthum verschafften jedoch dem abgedankten Minister noch so vielen Einfluß, daß ihn Philipp V., als er 1700 nach Karls II. Tode den Thron in Besitz nahm, zu seinem Gesandten am französischen Hofe ernannte. Da Cabrera dies als eine Art von Verbannung ansah, so lehnte er den Antrag ab, ging nach Lissabon, brachte den König von Portugal auf die Seite der Coalition gegen Philipp V., schrieb dem Papste, daß Karls II. Testament unecht sey, daß das echte die Thronfolge dem Hause Östreich zuerkenne, und war rastlos bemüht, dessen Ansprüche zu unterstützen, und die Unternehmungen der bewaffneten Coalition zu leiten. Der Rath von Castilien erklärte ihn nicht allein seiner Güter verlustig, sondern auch des Todes schuldig. Cabrera hatte überdies den Verdruß, daß die alliirten Generale seine Vorschläge wenig achteten, und zog sich dies alles so zu Gemüthe, daß er am 23. Jun. 1705 zu Lissabon starb. Begabt mit einem durchdringenden Verstande, nicht gemeinen politischen Scharfblick, außerordentlich lebhaft, stolz und trotzig, war er ein furchtbarer Gegner der Plane Frankreichs zur Erlangung der spanischen Erbfolge, und vielleicht wäre es ihm gelungen, diese Plane zu vereiteln, wenn seine wohlberechneten Vorschläge befolgt worden wären *). — Unter den spanischen Gelehrten dieses Namens ist Luis de Cabrera, der um 1655 starb, der bemerkenswertheste. Wie sein Vater und Großvater that er Kriegsdienste, ward königl. Historiograph, und schrieb eine (nur bis 1583 reichende) oft parteiische, aber an charakteristischen Zügen ungemein reiche Historia del rey D. Phelipe II. Mad. 1619. fol. und einen Tratado de historia, para entenderla y escrivirla. Ib. 1611. 4. **). (*Baur.*)

CABRERETS, Marktfl. in dem Bez. Cahors des franz. Dep. Lot an der Selle, mit 500 Einw. In der Nähe sieht man in einem schroffen Berge eine Petrefaktenhöhle, worin man nur auf dem Bauche einkriechen kann; sie ist etwa 300′ lang, 15 bis 16′ breit. (***Hassel.***)

CABRES, eine kleine Insel an der Westküste von Afrika, unweit der Insel St. Thomas, gebirgig,

*) S. Mannert's Geogr. v. Italien Th. II. S. 481—82. Vgl. d. Art. Bucinarische Inseln und Capraja.

*) Mém. et négociations secrettes de F. B. comte de Harrach. à la Haye 1720. Vol. II. 12. Mém. et négoc. secr. par de la Torre. Ib. 1721. Vol. V. 12. Mém. pour servir à l'hist. du XVIII. siècle par de Lamberty. Tom. II. et III. — Biogr. univ. T. VI. (von Alph. de Beauchamp.) **) *Antonii* bibl. hisp. T. II. 19. *Clement*. bibl. cur. T. VI. 6. Denis Merkw. d. Garell. Bibl. 405. Biogr. univ. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2 Abth. 536.

mit vielen Limonienbäumen und Ziegen (daher der Name). *(H.)*

CABROLL, Grafschaft im dem nordamerikanischen State Tennessi und zwar im Westtennessi, ein vormaliges Gebiet der Chickasaws und erst seit 1820 abgetheilt. *(Hassel.)*

CABUREIBABALSAM, ein honigdicker, röthlichbraunschwarzer, undurchsichtiger, sehr wohlriechender, aber beißend scharf schmeckender, mit dem schwarzen peruanischen ganz übereinkommender Balsam, angeblich von derselben Strauchpflanze, Piso's Cabureiba, Hernandez Hoitziloxitl, und Aublets Houmiri balsamifera. — Nach Stolzens neuester sorgfältiger Analyse *), ist der echte schwarze Perubalsam, mithin auch der Cabureibalsam, zusammengesetzt aus:

schwerlöslichem braunem Harze	24	Gewichtsth.
leichtlöslichem br. Harze	207	—
Perubalsamöl	690	—
Benzoësäure	64	—
Extractartiger Materie	6	—
Feuchtigkeit und Verlust	9	—
	1000	

Übrigens glaubt Stolze a. a. O. S. 64. ꝛc., was hier als Zusatz zu dem Artikel: Balsamus Peruanus unter Balsam (s. Encyklop. VII. S. 272. ꝛc.), dienen mag, daß der weiße und schwarze Perubalsam nicht von einem Baume abstammen, sondern ersterer und der flüssige Storax vielmehr gleichen Ursprungs seyen, weil ihre innere Mischung viele Ähnlichkeiten darbiete. Auch sey es höchst wahrscheinlich, daß man den schwarzen Perubalsam, gleich der ihm ähnlichen Benzoë, durchs Ritzen der Rinde eines Baumes erhalte, oder daß dergleichen wol noch aus dem gefällten Baume durchs Sieden mit Wasser abgeschieden werden könne.

Was die Verfälschungen des letztern anlangt, so soll:

a) die mit gemeinem Zuckersyrup höchst unwahrscheinlich seyn, da, so lange die Mengung innig ist, dieselbe ein trübes, dem echten sehr unähnliches Äußeres hat, und in der Ruhe sich beide Substanzen wieder gänzlich von einander trennen.

b) Die Verfälschung mit Äther- oder Fettölen kann, nach Stolze, höchstens nur ⅛—⅙ des Ganzen betragen, indem mehr davon den Balsam zersetzt. Der Zusatz von Ätherölen verräth sich leicht bei der Erwärmung des Balsams durch den Geruch, der von fetten Ölen bei der Lösung desselben in Weingeist von 70 Procent.

c) Auch die Verfälschung mit Copaivbalsam kann nur den 4ten Theil des Ganzen betragen, weil mehr davon ebenfalls den schw. P. B. zersetzt. Man erkent leicht auch den kleinsten Zusatz, wenn man erst die freie Benzoësäure vom Balsam trent, und ihn dann erwärmt, weil der specif. Geruch des Copaivbalsams jetzt nicht mehr durch die Benzoësäure versteckt wird.

d) Ein untergeschobenes Kunstprodukt würde statt schwerer, leichter als Wasser seyn, bei der Erwärmung wie Copaivbalsam, Asphalt u. s. w. riechen.

e) Um den Verlust des Balsams an Benzoësäure zu entdecken, muß man ihn beim Einkaufe auf diese prüfen; 1000 Gewichtstheile von jenem, in Weingeist gelöst, bedürfen nämlich 75 Gewtsthl. krystallisirten basischen Mildnatrons zur Sättigung; (vgl. Stolze a. a. O. Seite 63. ꝛc.). *(Th. Schreger.)*

*) In Dessen Berlin. Jahrb. f. d. Pharm. ꝛc. XXV. 2. S. 61. ꝛc.

Caburrum., s. Cavore.

CACAGNE, Stadt in dem Negerstate Futa Dschialla in Senegambia; sie liegt am Gambia, rings von hohen Bergen umkreiset, bauet Tabak, Reis, Hirse, Mais und etwas Baumwolle, und ist der Stapelplatz von Futa, wohin besonders die Kaufleute aus Bondu ihre Waren bringen. *(Hassel.)*

CACALIA, ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Compositae und der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Klasse. Ihr Charakter besteht in dem cylindrischen tief getheilten Kelch, der an der Basis oft noch besondere Kelchschuppen hat, röhrige Blümchen, in dem kahlen Fruchtboden und der haarigen Samenkrone. Es sind 65 Arten bekant, die in allen Theilen der Welt wachsen. In Europa sind nur C. saracenica, alpina, albifrons L. und leucophylla W. zu finden. *(Sprengel.)*

Cacamo, s. Caccamo.

CACAO (Cacoa, Cacavi), ist die ovale, melonenähnliche, säuerlich süße und eßbare Frucht von Theobroma Cacao L., einem Baume in Südamerika, der hier zuweilen ganze Wälder bildet, und das ganze Jahr über Früchte trägt, welche man indeß nur zweimal im Jahre sammelt. Die Winterernte ist die vorzüglichste. Bei der großen Ernte im Juni werden die reifen Früchte mit hölzernen Gabeln oder mit den Händen abgenommen, und auf Haufen gebracht. Nach 3 oder 4 Tagen sondert man die in ihrer Schale eingeschlossenen graumarkigen, öligmehligen, sich in zwei mit einem Häutchen umkleidete Flügel theilenden Samenkerne (nuclei Cacao) von dem schleimigen Fleische, läßt sie zu Hause, unter jezuweiligem Umrühren, einige Tage schwitzen, bringt sie dann in Körbe oder große hölzerne Kufen, und legt Breter und Steine darauf, um die entstehende Gährung zu befördern, die aber zur rechten Zeit unterbrochen werden muß, wenn der Cacao nicht einen krautartigen Geruch annehmen, weit bitterer schmecken, und wol gar keimen soll. Haben die Bohnen eine dunkelrothe Farbe angenommen, so werden sie, bis die Schale brüchig wird, an der Sonne getrocknet und sortirt zum Verkauf in Fässer und Säcke gepackt.

Der Caracas-Cacao, eine vorzügliche Sorte, wird auf dem Boden, wo er wächst, in Gährung gesetzt, wodurch er an Milde und Geschmack gewinnt. Überhaupt verliert jeder Cacao mit dem Alter seine Schärfe und Bitterkeit, wenn er in trocknen Magazinen aufbewahrt wird.

Bei allen Arten hat man darauf zu sehen, daß die Bohnen reif, ganz rein gesiebt, groß, voll, braun und glatt, außer der Schale aber die Mandeln ganz ausgebildet, glänzend, außen schön hellviolett, innen röthlich, von reinem frischen Geruch, und mildem, wenig zusammenziehenden Wohlgeschmack seyen. Verwerflich ist aller kleiner, runzlicher, zerbrochener Cacao von grasigem Ge-

schmack, oder der innen weißliche, schimmlich riechende, und der herb oder ranzig schmeckende, sowie jener von Würmern angefressene, wenn man auch diesen für noch brauchbar halten will. — Schlecht sind endlich die unreifern blässern, bitterscharfen Bohnen mit untermengten vielen Rinden, Keimen, Wurzeln rc.

Bis jetzt kommen vornehmlich folgende Sorten im Handel vor:

1) Cacao von Soconusco in Neuspanien, der selten bei uns, und von sehr fad süßem Geschmack ist, aber, mit Caracas-Cacao vermengt, vortreffliche Chokolade gibt.

2) Cacao von Caracas aus Venezuela und Neu-Granada, ganz reif olivengroß, mehr lang als dick, dickhäutiger, als andere Sorten, innen röthlich braun, außen mit einem silbergrauen Staub bedeckt, der von einer Art Glimmer in dem sandigen Erdreiche dieses Landes herrührt, und mit dem man die Samen, wenn sie gähren sollen, bestreut. Der volle und große, schön kastanienbraune Kern löst sich leicht aus der Schale. Beim Kauen schmilzt er fast ganz im Munde, bis auf einen kleinen, zimmtfarbigen, mehligen Rückstand, und ist mild und wohlschmeckend. Trockener enthält er weniger Öl, und hat daher einen angenehmern Geschmack, als der von den Inseln. Der große Caracas-Cacao, den man auf der Küste erntet, ist gesuchter und theurer im Handel, als der kleine.

Dem Cacao von Caracas, den man jedoch jetzt selten rein und unvermengt im Handel antrifft, kommen der feine von Maracaibo, von St. Martha und von der Insel Trinidad sehr nahe.

3) Der Cacao von Guayaquil gleicht dem Caracas-Cacao nur in der Farbe; seine Bohnen sind groß, glatt und dick, etwas rundlich, mit wenig Staub auf der unzerrissenen Haut bedeckt; der Kern ist dunkelroth, und schmeckt bitter, aber nicht unangenehm. Er kann im Nothfall den von Caracas ersetzen.

4) Der Cacao von Maragnan aus Brasilien ist sehr fett, von mäßig bitterm Wohlgeschmack, und eignet sich gut zu den gewöhnlichen Sorten Chokolade. Man zieht ihn dem westindischen vor, und verbraucht davon viel in Europa. — Der von Para in Brasilien hat einen kleinern Kern, ist etwas scharf von Geschmack und mehr gefärbt.

5) Der Cacao von Berbice ist der fetteste; er hat eine große, runde, kurze, sehr ungleiche, schwärzlich braune Bohne, und seine lose Schale ist mit erdigen, farbigen Theilen überzogen. Er zerbröckelt leicht zwischen den Fingern, riecht stark, und schmeckt nach Weinhefe von dem Boden, auf dem er gebaut wird.

6) Von dem Cacao aus Surinam gibt es mehre Sorten. Am häufigsten sind: eine mit großem, rundem Kern, farbiger Haut, und etwas bitterm Geschmack; die andere ist mager, klein, zuweilen glatt, weiß- u. bunthäutig, und schmeckt unangenehm bitter.

7) Der Cacao von Cayenne ist glatt, an einem Ende lang und spitzig, hat eine glänzende staubfreie Haut, und abwechselnde Farben. Der Kern ist hart, schwer zerbrechlich, mehr braun, als roth, scharf von Geschmack, und riecht etwas nach Lohe oder Rauch, selbst noch nach dem Rösten. Wiewol wenig geschätzt, enthält er doch vieles Öl.

8) Die Cacaoarten von den Antillen oder westindischen Inseln sind denen von Cayenne sehr ähnlich. Der von Domingo unterscheidet sich nur vom Martinik'schen und Guadeloupischen durch rundere Bohnen; der Martinik'sche hat eine hellere Farbe als der Guadeloupische. Im Allgemeinen ist der Domingo-Cacao besser, als beide. — Der Kern aller dieser Cacaoarten hängt fester an der Schale, ist überhaupt herb, scharf und bitter von Geschmack, immer violett von Farbe, und sehr ölreich.

9) Der Cacao von Bourbon ist eben so geformt, wie der von Caracas, aber weit kleiner. Man zieht die großen Bohnen den kleinen vor. Beide Sorten sind glänzend zimmtroth und marmorirt, ihre Schale ist dünn, geht leicht vom Kern, der blaß und röthlich von Farbe, und sauer von Geschmack ist. Beim Rösten entwickelt er einen sauren Dampf, und einen hornartigen, oft dem faulen Fleisch ähnlichen Geruch, der jedoch nach einigem Rösten bei gelindem Feuer verschwindet, so, daß dergleichen geröstete Bohnen angenehm schmecken, und, zur Hälfte mit anderm Cacao versetzt, eine schön farbige und liebliche Chocolade geben.

Für sich gibt der gehörig, d. i. in einer eisernen Pfanne gelinde, und so lange, bis sich seine Schale leicht durch Schlagen und Schütteln ablöst, geröstete und gepulverte Cacao einen angenehmen Zusatz zum Kaffee. Häufiger wird er zu Chocolade, zu Cacaobutter oder Öl, und mit Weingeist abgezogen zu Kaffee-Cacaoliqueurs verwendet.

Die Indianer benutzen nicht die Kerne, sondern nur das Fleisch der Früchte *). (*Th. Schreger.*)

Cacaobutter (butyrum s. oleum Cacao), ein in mittlerer Temperatur starres Pflanzenfett, von 0,91 specif. Gewicht, das entweder durch Auspressen oder durch Auskochen mit Wasser und Filtriren in eigenen Apparaten, dort der gelind gerösteten, hier der ungerösteten Cacaobohnen, erhalten wird. Durchs Auskochen gewint man mehr und weißeres, aber leichter ranzig werdendes Öl, das zwischen zwei angewärmten Platten ausgepreßte und gereinigte fällt minder weiß aus, bleibt aber mehre Jahre unverdorben. Das durch Wasserdämpfe entwickelte und schnell ausgepreßte bedarf keiner weitern Reinigung. Die Carakischen Cakaokerne geben das meiste Öl aus. Ganz rein sieht es weiß aus, hat die Consistenz des Hammeltalges, einen milden Geschmack, und angenehmen Cacaogeruch, fließt erst bei 40° R., ist im warmen Alkohol nur zum kleinen Theil, aber in Kunstäther ganz auflöslich. Zu weiße, weiche, übelriechende und schmeckende, in Äther nicht ganz und klar auflösliche Stücke sind mit Hammeltalg rc. verfälscht. Aus dem Extrakt der ausgekochten Bohnen schießt Sauerkleesalz an †).

Frisch dient das Öl zu einfachen Salben, Ceraten, Seifen, zu einigen Pomaden und Pflastern, die dadurch haltbarer werden, sowie zur Quecksilbersalbe, die dann

*) Bemerk. üb. d. Cacao u. d. Chocolade, a. d. Fr. von K. Ch. Krause. Naumb. 1776. 8.

†) Die genaue Zerlegung desselben durch Crell, s. in Dessen Journ. d. Chem. II. S. III. rc.

ihren metallischen Bestandtheil fester hält. Für sich in Salben- und a. Form eignet sie sich vorzugsweise für sehr empfindliche Hautstellen, namentlich bei aufgesprungenen, sehr schmerzhaften Weiberbrustwarzen, bei Hämorrhoidalknoten ꝛc., zu Augensalben, und als Vehikel für Ätheröle äußerlich; innerlich zu ½ — 2 Drachm. mit Fleischbrühe, Milch, schleimigen Absuden ꝛc. besonders in solchen Fällen, wo das Öl länger, als die gewöhnlichen liquiden Fettöle, in den Därmen bleiben, und die Einwirkung gewisser Reize auf schleimentblößte Flächen abhalten soll.— Aus der ranzigen Cacaobutter lassen sich Kerzen fertigen, die sehr helle, sparsam, und so ruhig, wie Wachskerzen, brennen. (*Th. Schreger.*)

Cacaomühle, eine Maschine, welche die schwierige und der Gesundheit nachtheilige Handarbeit der Zermalmung des Cacao, zum Behuf der Chocoladebereitung, verrichtet. Unter mehrern Vorrichtungen dieser Art, ist die von Bozzelli erfundene bemerkenswerth, welche vermittelst einer gekröpften Welle schwere eiserne Zylinder auf und nieder bewegt, die alsdann das Verfahren der Chocoladefabrikanten nachahmend, auf der geneigten Fläche eines Steines den durch Feuer mürbe gemachten Cacao zerreiben. Indessen ist unstreitig die Fig A und B dargestellte und durch den praktischen Betrieb der französischen Chocoladefabriken bewährte Mühle, die zweckmäßigste und vortheilhafteste *).

Fig. A. zeigt die Seitenansicht und Fig. B. die Ansicht dieser Vorrichtung von oben. Das durch eine beliebige Kraft bewegte Treibwerk befindet sich im Erdgeschoß, und die Mühle selbst im ersten Stock darüber. Der senkrechte Wellbaum durchbricht die Mitte des vierseitigen Mauerwerks BCDE (Fig. A und B.) und des darauf ruhenden Mühlsteins F, auf welchem die Cacaobohnen zermalmt werden. Der obere über FF. hervorstehende Theil dieses Wellbaums ist vierkantig und paßt in die gleichförmige Öffnung einer innerhalb G H. befindlichen starken Holzscheibe, so daß diese zwar seiner drehenden Bewegung folgen muß, sich aber doch zugleich auch in senkrechter Richtung an demselben auf und nieder bewegen kann. G H. ist eine ringförmige, oberhalb etwas hervorragende Umfassung der Scheibe, welche die zur beliebigen Belastung derselben erfoderlichen Gewichte aufnimt und vor dem Herabfallen sichert. K K.... sind sechs vom Rande der Scheibe senkrecht herablaufende Arme, welche die äußern Axen, der auf dem Steine FF. ruhenden sechs eisernen Walzen I... aufnehmen; die innern Axen dieser Walzen laufen dagegen in dem untern Rande eines, in der Mitte der Scheibe befestigten eisernen Ringes L., dessen Höhlung sich frei um den durchgehenden Wellbaum bewegt. Die Walzen sind etwas kegelförmig verjüngt und der Mühlstein ist nach der Mitte hin abschüßig vertieft.

M ist ein auf der Mitte der Scheibe G H. befestigter Trichter, welcher den Cacao aus dem oberhalb und unabhängig von der Mühle angebrachten Rumpfe N. durch die Röhre O. empfängt. Dieser Trichter durchbricht die Scheibe seitwärts neben dem eisernen Ringe L. und schleudert die Bohnen unter die Walzen I.., welche dieselben zermalmen. Den Rumpf N hält eine galgenartige, neben der Mühle stehende elastische Holz-Vorrichtung senkrecht über dem Trichter, den untern Theil desselben O bildet eine dreikantig gefurchte Holzfassung, um welche der an der Scheibe befestigte elastische Holzstab herum gleitet und dem Rumpfe, nach Art der Getreidemühlen, eine zitternde Bewegung ertheilt, wodurch das Herabfallen der Bohnen befördert wird.

Die innere Höhlung des Mauerwerks BC Fig. A, zu welcher die Öffnung P führt, ist mit einem Herde versehen, welcher vermittelst eines Kohlenfeuers den Stein FF gehörig erhitzt. Die obere glatte Fläche dieses Mauerwerks ist endlich, wie die punktirte Linie XX zeigt, mit einer etwa 4 Zoll hohen Fassung umgeben, welche den Teig des zermalmten Cacao aufnimt. Damit aber kein Theil des Teiges durch die centrale Öffnung des Steines herabfallen kann, greift der eiserne Ring L kapselartig und dicht anschließend über eine innerhalb desselben aufsteigende ringförmige Erhöhung des Steines.

Außer der Zermalmung des Cacao besorgt diese Mühle zugleich die innige Mischung und Verbindung desselben mit dem erfoderlichen Zusatz von Mehl, Zucker ꝛc., indem der fertige Teig alsdann nochmals der Wirkung der Walzen ausgesetzt wird. Diese Mühle empfiehlt sich daher nicht allein durch Gewinn an Zeit und Handarbeit, sondern auch, durch eine sehr verbesserte Fabrikationsweise. (*Romershausen.*)

Cacaoseife (Sapo Cacao), eine schön weiße, milde, nicht ranzige Seife aus Ätzkali- oder Natronlauge und Cacaobutter. Als Arzneimittel entbehrlich. Mehr zu Waschpulvern, und zu wohlriechenden Waschseifen anwendbar. Sie ward in Teutschland bei den Gebrüdern Gravenhorst in Braunschw. zuerst fabricirt. (*Th. Schreger.*)

CACAULT (François), Kommandant der Ehrenlegion, ein gewandter Diplomatiker, geboren zu Clisson bei Nantes 1742. Nach einer sorgfältigen Erziehung kam er in seinem 20. Jahre nach Paris, und wurde schon im 22sten Professor der Mathematik an der Militärschule daselbst. Diese Stelle legte er 1769 nieder, machte eine Fußreise nach Italien, hielt sich auch längere Zeit in Teutschland, besonders in Berlin auf, und stand in freundschaftlichem Verkehr mit mehren berühmten teutschen Gelehrten. Von seiner umfassenden Kentniß der teutschen Literatur zeugen seine französischen Übersetzungen von Ramlers Oden und Lessings Dramaturgie *). Frankreich, seine Talente anerkennend, brauchte ihn seit 1775 bei verschiedenen diplomatischen Geschäften, und ernannte ihn 1785, unter Talleyrand, zum Gesandtschaftssecretär in Neapel, 1791 aber zum Geschäftsführer daselbst, 1793 in Rom und bald darauf zu Florenz, in welcher Eigenschaft er im October 1794 mit der päpstlichen Regirung den Frieden von Tolentino schloß. Zur Belohnung der Einsichten und Klugheit, die er in sehr schwierigen Verhältnissen an den Tag gelegt hatte, ernannte ihn die französische Republik zum Generalagenten von Italien, 1796 zu ihrem Minister

*) Vgl Bulletin de la Société d'Encouragement. Dix-neuvième année.

*) Poésies lyriques de Ramler, trad. de l'allem. Berl. 1777 12. Dramaturgie, trad. de l'allem. de Lessing, par un François, et publié par M. J. (G. A. Juncker). Par. 1785. Vol. II. 12.

[illegible] ... von Evans Longfellow ... [illegible]

[illegible]

CACCAMO, *Caccamo*, eine der [illegible] ... [illegible] von Palermo, unweit dem Meere, mit ungefähr [illegible] Einw. Es rühmt sich eines [illegible] ... Kirchen, Augustinum Lavegna, welches es [illegible] Vaterland nennt [illegible]. *(Wil. Müller.)*

CACCIA (*Ferdinando*), [illegible], aus einer [illegible] Familie zu Bergamo den [illegible] geboren, und [illegible] den [illegible] Januar 17[illegible] gestorben, [illegible] ... [illegible] Schriften: *De [illegible] Bergamo* 1[illegible]. 4. *Metodo di grammatica. Ib.* 17[illegible]. *Tavina regnum latinae [illegible]. Ib.* 17[illegible]. *Le [illegible] presenze della lingua ital. Ib.* 17[illegible]. *Ortografia e prosodia. Ib.* 17[illegible]. *Vocabolario [illegible]. Ib.* 17[illegible]. *(Baur.)*

CACCIANIGA (*Francesco*), Maler, geb. zu Mailand 1700, gest. zu Rom 1781, war ein Schüler des Marc. Ant. Franceschini, welcher [illegible] aus der Schule [illegible] war. Als seine vorzüglichsten Werke werden zwei [illegible] in Ancona gerühmt; mehre Gemälde [illegible] von ihm [illegible] sich zu Rom im [illegible] und der Villa Borghese. (S. *Memorie per le belle arti* II. 1[illegible].) *(H.)*

CACELLA, Villa an der Südküste der portug. Prov. Algarve, nahe bei der Guadiana, am Meer, mit 1 Fort, 1 Kirche und 1[illegible] Familien. *(Stein.)*

**) [illegible] ... *Statistique du département de la Loire inférieure* [illegible] ... [illegible] *Biogr. univ.* T. VI. [illegible]

†) *Augustinus [illegible] Carthaginis [illegible]* ... [illegible] *Thes. Antiq.* [illegible] XIII. [illegible] *La Cartagine Siciliana.* Pal. 1661. 4.

1) *Biogr. univ.* T. VI. (von Roquefort und Ginguené).

CACHEO. [illegible]

[illegible]

CACHEO, *Cacheu*, *Cachao*, [illegible]

[illegible]

Jesu. *(Hass[illegible])*

CACHAPAYOS. Stadt und Hauptort einer [illegible] Hauptort von 15,000 Einw., in Peru, Intendantschaft [illegible] mit 3 Kirchen. *(Stein.)*

Cacheo, Cacheu, s. Cachao.

Cachet, lettre de cachet, s. Verhaftsbefehl.

Cacholong, s. Chalcedon.

CACHOPOS, ein Felsen im Tejo, durch welchen dieser Fluß beim Hafen von Lissabon in 2 Arme getheilt wird: die kleine Fahrt oder Corredor im Norden, und die große Fahrt oder Carreira de Alcaçova, die mehr [illegible] ist, als jene, im Süden. *(Stein.)*

CACHRYS, eine Pflanzen-Gattung aus der [illegible] türlichen Familie der Umbellaten, und der [illegible] Linné'schen Klasse, deren Charakter in der [illegible] Frucht und in dem [illegible] besteht. [illegible] habe die Arten in meinem System I. [illegible] darnach eingetheilt, daß entweder die Rinde der Frucht glatt [illegible] eine Furche oder [illegible], oder [illegible] und [illegible]. Zu der ersten Abtheilung gehören Cachrys odontalgica *Pall.* und Morisonii *All.* In der zweiten C. Liban[illegible]

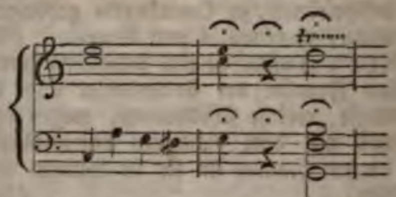
leute ihre Kapitains, die weiter vorzurücken wünschten, zur Rückkehr nach Portugal. Doch machte C. mit Uso und einem andern Portugisen im folgenden Jahre 1456 eine neue Reise nach dem Gambia. Am Cap Blanc durch einen Sturm genöthigt, sich vom Lande zu entfernen, entdeckten sie nach einem dreitägigen Kampfe mit der heftigen Witterung, die Inseln des grünen Vorgebirges und ankerten bei einer Insel, die Buonavista genant wurde. Von den Höhen dieser Insel entdeckten sie die übrigen Inseln dieses Archipelags, deren größte den Namen St. Jago erhielt. Hier ankerten sie an der Mündung eines Flusses, der Schiffe bis zu 50 Tonnen aufnehmen konnte, und dann im Gambia, den sie an 60 Meilen hinauf beschifften. Durch die Verluste des vorigen Jahres geschreckt, eilten die Einwohner, bei dem Anblicke der Schiffe, mit ihren Piroguen an das Ufer. Endlich näherten sie sich doch, auf wiederholte Zeichen, den Schiffen, und brachten Gold, doch in geringerer Menge, als man erwartet hatte. Hierauf segelten die drei Schiffe südlich bis an den Fluß Casamanza und den Rio grande, und gingen dann nach Portugal zurück. Hier blieb C. bis 1463, dem Todesjahre des Prinzen Heinrich, und kehrte nun nach seinem Vaterlande zurück. Von seinen weitern Schicksalen und der Zeit seines Todes schweigen seine Biographen, verbreiten sich aber über die von ihm verfaßte Beschreibung seiner Reise und einer spätern von Pietro di Cintra, der 1463 die Entdeckung der afrikanischen Küste fortsetzte, und über den Sierra-Leone-Fluß bis zum Vorgebirge Mensurado hinaus kam. Seine Reisebebeschreibung, die älteste der neuern, ist musterhaft, in guter Ordnung, klar und deutlich abgefaßt, lehrreich für den Seefahrer, unterhaltend für andere Leser durch anziehende Umstände. Manches, was er erzählt, ist freilich schwer zu glauben, aber er gibt dies selbst zu. In der Beschreibung der Länder am Senegal und seiner Bewohner erkent man die Länder und Menschen, die Labat nach den besten Denkschriften der afrikanischen Compagnie beschreibt. Angaben von Längen und Breiten fehlen. Seine Reisen erschienen unter dem Titel: **El libro de la prima navigazione per l'Oceano a le terri de' Negri della bassa Ethiopia di Aloyso da Ca da mosto.** Vicenza 1507. 4. u. Mail. 1519. 4., wie auch bei Ramusio, lat. in *Grynaeus* **novus orbis**, französ. in verschiedenen Samlungen, teutsch in Jobst Ruchamer's Buche: Unbekannte Leute und eine neue Welt in kurz vergangenen Zeiten erfunden. Nürnb. 1508. Fol. *). (*H.*)

CADAVAL, Villa in der portug. Prov. Estremadura, Correiçao de Torresvedras, mit 116 Häus., 1 Kirche und dem Titel eines Herzogthums, dessen Besitzer von dem könial. Hause abstammen. (*Stein.*)

lenac.
in dem Distr. und der Rajasch.
bar, Residenz des Metro-
chen Christen auf Mala-
Bekennern unter sich hat
soll derselbe zu Narnate in
haben. (*Hassel.*)

1) T. VI. und Spren-
2. Aufl. a. m. O.

CADENZ. §. 1. In der Tonkunstsprache ist dieses Wort sehr vieldeutig. Fürs Erste bedeutet es zuweilen diejenige ausführliche und lange Verzierung, welche die Virtuosen in Concertstücken, Bravourarien u. dgl. vorzüglich in älteren Zeiten (jetzt täglich seltener) kurz vor dem Schlusse des Stückes, anzubringen und einzuschalten pflegten. Diese Tiraden waren früherhin so sehr Mode geworden, daß die Tonsetzer gleichsam genöthigt waren, fast in jedem Tonstücke, dem vortragenden Virtuosen Gelegenheit zur Anbringung einer solchen Cadenzverzierung zu geben, gewöhnlich durch Formeln dieser oder ähnlicher Art



wo denn, während der, von den begleitenden Stimmen beobachteten unmäßiglangen Pause, der Virtuose nach Herzenslust willkürliche Einschiebsel, Wiederholungen ganzer vorhergehender Phrasen, und möglichst halsbrechende Passagen, auskramt und nachdem diese monströsen Expectorationen nicht selten mehre Minuten lang gewährt, endlich zum Triller einlenkt. Manche Tonsetzer haben zu ihren Tonstücken auch wol gleich die Cadenzen selber componirt und dem Sänger in Noten vorgeschrieben, mitunter auch wol unter Mitwirkung eines oder mehrer obligaten Instrumente: und das ist allerdings zweckmäßiger, als, die Erfindung der Cadenz dem, oft äußerst ungeschickten Geschmacke, des Virtuosen zu überlassen. Das höchste und vollendet zweckmäßigste in dieser Gattung, ja wahrhaft hinreißend und eine wahre Krone des ergreifenden Ganzen, ist, in Mozarts Entführung, am Schluße der leidenschaftlichen Arie Constanzens: „Martern aller Arten," die herrliche Cadenz der Singstimme mit mehren obligaten Instrumenten.

§. 2. Zweitens wird das Wort Cadenz nicht selten auch als gleichbedeutend mit dem Worte Triller gebraucht. Vorzüglich pflegen die Franzosen dem Worte **Cadence** diese Bedeutung beizulegen.

§. 3. Ferner versteht man in der Tonsetzkunst darunter jeden Harmonienschritt, wo nach einer Vierklangharmonie eine derselben Tonart angehörige Dreiklangharmonie folgt. Die ganze Klasse dieser Harmonienfolgen zerfällt aber, der Natur der Sache nach, in verschiedene Abtheilungen, je nachdem nämlich der Vierklang, nach welchem der Dreiklang folgt, entweder 1) ein Hauptvierklang, — oder 2) ein Nebenvierklang ist. Ersteres, d. h. diejenige Harmoniefolge, wo ein leichter, gleicher Dreiklang nach dem Hauptvierklange folgt, heißt mit Recht Hauptcadenz: — diejenige aber, wo ein solcher Dreiklang nach einem Nebenvierklange folgt, Nebencadenz. — So ist also Fig. 2 i eine Hauptcadenz, k, l, m und flgg. aber sind sämtlich Nebenkadenzen.

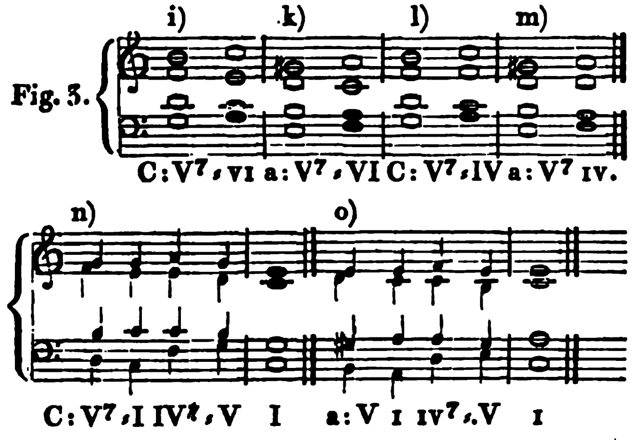
Fig. 2. i) k) l) m) n) o)

V⁷ I, IV⁷, °VII, III⁷, VI, II⁷ V, I⁷ IV, °VII⁷, III.

§. 4. In Ansehung dieser ganzen Gattung von Harmonienschritten ist es sehr fühlbar, daß nach jedem sowol Haupt- als Nebenvierklang, am natürlichsten der Dreiklang folgt, welcher seinen Sitz um eine Quarte höher, oder was dasselbe ist, um eine Unterquinte tiefer als der Vierklang hat; mit andern Worten: nach jedem Vierklang erwartet das Gehör am natürlichsten einen Quartenschritt zum Dreiklange des Tones, welcher um eine Quarte höher ist als der Grundton jenes Vierklanges. Von dieser Art sind alle in obiger Fig. 2. vorkommende Cadenzen.

Weil nun diese Art von Cadenzen der Erwartung des Gehöres am meisten entspricht, und also die natürlichste ist, so werden sie mit Recht natürliche Cadenzen genant.
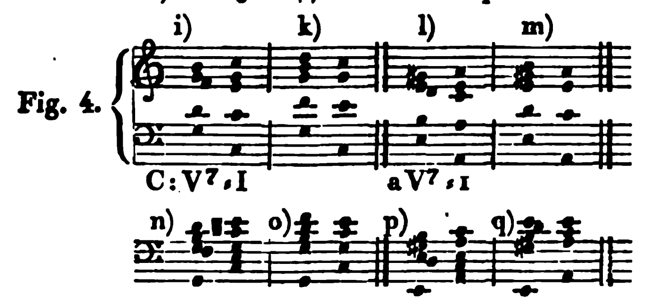
Wenn aber, nach einem Haupt-, oder Nebenvierklang, ein anderer leitereigener Dreiklang folgt als der um eine Quarte höhere, z. B. Fig. 3,
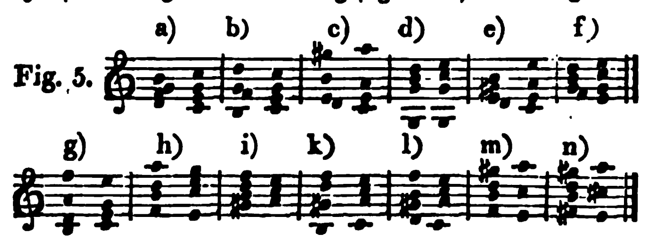


so ist eine solche Harmoniefolge zwar, nach der Begriffsbestimmung, die wir von Cadenz gegeben, immer eine Cadenz, allein nicht die, welche das Gehör, als die natürlichste, erwartet hatte, sondern eine minder natürliche; und da also durch solche Harmoniefolgen das Gehör seine Erwartungen betrogen sieht, so erhält diese ganze Gattung den Namen Trugcadenzen; (ital. cadenza d'inganno, oder auch kurzweg inganno genant).

§. 5. Nach diesen Unterscheidungen, gibt es also im Ganzen viererlei Cadenzen, nämlich: 1) Hauptcadenzen (wie Fig. 2. i, und 3 i, k, l, m,) — und zwar entweder a) Natürliche Hauptcadenzen (wie Fig. 2 i,) — oder b) Trug-Hauptcadenzen (Fig. 3 i bis m;) — dann 2) Nebencadenzen (wie Fig. 2k und flgg. dann 3 n, o) und zwar wieder entweder a) Natürliche Nebencadenzen (wie 2k und f.,) — oder b) Trug-Nebencadenzen, (wie 3, n, o.) *).

§. 6. Die natürliche Hauptcadenz: nämlich der Harmonieschritt, wo, nach dem Dominanten, oder Hauptvierklange, die tonische Harmonie (also in Dur der große, in Moll der kleine Dreiklang der ersten Stufe) folgt, oder kürzer: die Harmoniefolge V⁷ -I, oder V⁷ - I, hat für das Gehör etwas besonders Entscheidendes, Bestimmendes, oder Befriedigendes; wovon der Grund vielleicht darin liegt, daß sie aus zwei wesentlichsten Harmonien der Tonart besteht, deren Erstere überdies die am allerwenigsten mehrdeutige, die Letztere aber die tonische selber ist. Am meisten befriedigend und entscheidend ist sie, wenn die beiden Harmonien, aus denen sie besteht, in unverwechselter Lage erscheinen, — vorzüglich dann, wenn im zweiten Akkord auch zugleich die tonische Note zu oberst liegt, wie in Fig. 4. i, k, l, m; — weniger, wenn dies nicht der Fall ist, wie bei n bis q. —



Noch mehr von ihrem Nachdrucke, von ihrem entscheidenden Charakter, verlieren diese Cadenzen dadurch, wenn die Harmonien, woraus sie bestehen, oder auch nur eine derselben, in einer Umgestaltung erscheinen, z. B. in verwechselter Lage, wie in Fig. 5. a — f, oder wenn dem Hauptvierklang eine None beigefügt wird, wie bei g — n.



*) Wir wollen hier noch anmerken, daß der Name Cadenz bei andern Schriftstellern nicht selten etwas Anderes bedeutet, als bei uns. Bei Einigen hat er nämlich eine weit eingeschränktere Bedeutung, indem sie diesen Namen nur derjenigen Harmoniefolge beilegen, welche wir natürliche Hauptcadenz nennen, (V⁷ - I oder V⁷ - I.) — Andere hingegen gebrauchen den Namen Cadenz in einem weit ausgedehnteren Sinn als hier, indem sie darunter jede Harmoniefolge verstehen. Namentlich ist dies der Fall bei neuern französischen Schriftstellern, z. B. Momigny, Berton, u. a. m. — Wieder andere, z. B. Koch im Handbuch d. Komp. §. 102 u. 179, verstehen darunter das, was man sonst unter dem Namen ganze Schlußformel, eigentlichen Tonschluß, oder Schlußformel eines musikalischen Satzes versteht. (In dieser Bedeutung wird von Cadenzen unter den Artikeln Endigung der Tonstücke und Schluß gehandelt. Noch Andere verbinden mit dem Aus-

Ja, das Beispiel bei m beweiset, daß eine Cadenz, worin der Hauptvierklang mit in Baß gesetzter kleiner None, erscheint, fast übelklingend zu nennen ist. — Noch übler wäre eine solche Cadenz in Dur, wie bei n.

Man kann die Cadenzen der zuerst erwähnten kräftigeren und vollkommnern Art **vollkommene**, die minder kräftigen aber **unvollkommene** nennen.

§. 7. Die bisher erwähnte Art von Hauptcadenzen, ist die natürlichste von allen; sie entspricht am meisten der Erwartung, welche jeder Hauptvierklang erweckt. Man kann indessen nach einem Hauptvierklang auch wol einen anderen Dreiklang folgen lassen. Da aber eine solche Grundfolge immer weniger natürlich ist, als die natürliche Cadenz, (indem das Gehör nach der Harmonie V^7 immer eher die tonische Harmonie erwartet hätte, und also, wenn, an deren Statt, ein anderer Dreiklang erscheint, sich in dieser Erwartung betrogen findet:) so heißen alle solche Harmonieschritte, wo, nach einem Hauptvierklange, zwar ein leitergleicher Dreiklang, aber nicht der tonische selber, folgt, **Haupt-Trugcadenzen**. Man nent sie auch oft **Trugschlüsse**, auch wol **unterbrochene** Cadenzen. — Wir aber meiden diese letztere Benennung, als zweideutig, weil andere Tonlehrer eben diesen Namen wieder einer ganz anderen Art von Harmoniefolgen beilegen, welche wir unten dem Namen **vermiedene** Cadenzen werden kennen lernen.

§. 8. Trug-Hauptcadenz ist also **derjenige Harmonieschritt, wo nach einem Hauptvierklang, ein anderer leitergleicher Dreiklang folgt als der tonische**; also

In Dur:

V^7-vi, V^7-°vii, V^7-ii, V^7-iii, V^7-IV;
2. 3. 5. 6. 7

In Moll:

V^7-VI, V^7-°vii, V^7-°ii, — V^7-iv.
2 3. 5. 7

In Moll eine weniger als in Dur, weil auf der dritten Stufe der weichen Tonart keine Harmonie ihren Sitz hat.

Die gewöhnlichste Art von Trughauptcadenz ist diejenige, welche einen Sekundenschritt der Grundharmonie bildet; also in Dur: V^7-vi, und in Moll: V^7-VI.

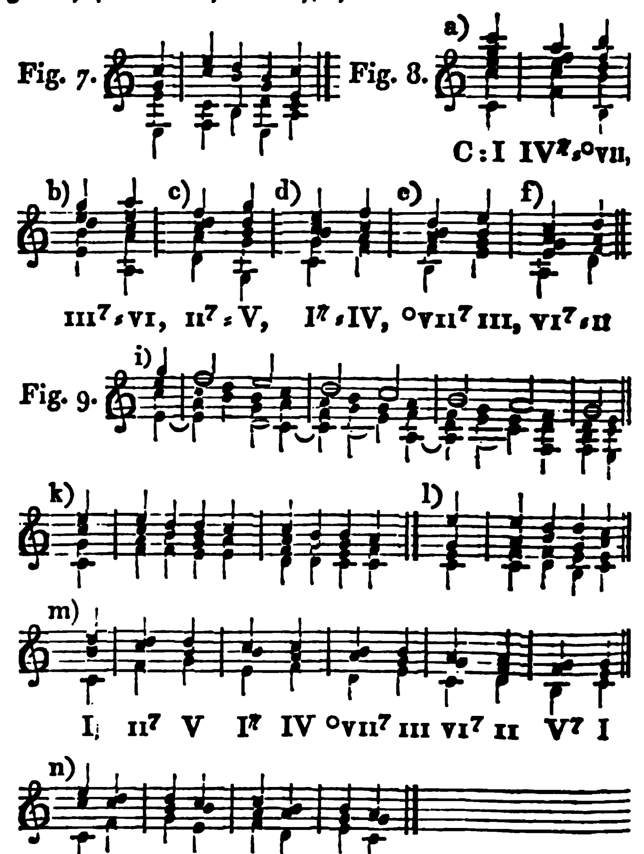
§. 9. **Nebencadenz** nannten wir denjenigen Harmonieschrittt, wo, nach einem Nebenvierklang, ein leitergleicher Dreiklang folgt. Z. B. Fig. 6.

Fig. 6.

Die Nebencadenzen zerfallen, eben so wie ihr Vorbild, die Hauptcadenzen, in **natürliche** Nebencadenzen, und **Trug-Nebencadenzen**.

§. 10. So wie, nach jedem **Hauptvierklang**, am natürlichsten der Dreiklang folgt, welcher um 3 Stufen höher als jener seinen Sitz hat, eben so folgt auch nach jedem **Nebenvierklang**, am natürlichsten der um drei Stufen höher residirende leitergleiche Dreiklang.

Eine **natürliche** Nebencadenz ist demnach diejenige Harmoniefolge, wo nach einem Nebenvierklange, derjenige leitergleiche Dreiklang folgt, welcher um eine Quarte höher seinen Sitz hat als jener, oder mit andern Worten, wo, nach einem Nebenvierklang, ein leitertreuer Quartenschritt zu dem um eine Quarte höheren Dreiklange geschieht. Dies ist z. B. der Fall in obiger Figur 6, so wie auch in nachstehenden.



§. 11. **Trug-Nebencadenz** ist nach obiger Definition der Harmonieschritt, wo, nach einem Nebenvierklang, ein anderer Dreiklang folgt als der, welcher drei Stufen höher als der Nebenvierklang residirt.

Diese sämtlichen Harmoniefolgen bilden ein ziemlich unfruchtbares Feld, indem nur selten eine Cadenz dieser Art mit Wirkung anzubringen ist.

§. 12. Wenn man nach einem Vierklange **keinen** leitergleichen Dreiklang folgen läßt, sondern entweder einen anderen leitergleichen Vierklang, — oder auch irgend eine leiterfremde Harmonie, so hat man eben — keine Cadenz gemacht, — man hat vermieden eine zu machen,

drucke Cadenz ungefähr eben den Begriff wie wir, z. B. Rousseau, Dict. de Mus. u. a. m. Eben so wenig, und noch weniger übereinstimmend, sind die Autoren in Ansehung des Gebrauches der Ausdrücke **natürliche Cadenz** — **Trugcadenz** — **vermiedene** — **unterbrochene Cadenzen**, u. s. w., worunter gewöhnlich Jeder etwas Anderes versteht, als die übrigen.

hat die Cadenz vermieden, und daher pflegt man denn solche Harmonienfolgen, wo, nach einem Vierklang, etwas Anderes als ein leitereigener Dreiklang folgt, Cadenzvermeidungen oder vermiedene Cadenzen zu nennen. — Wir betrachten hier vornehmlich diejenigen, wo, nach einem Vierklang, ein leitergleicher anderer Vierklang folgt.
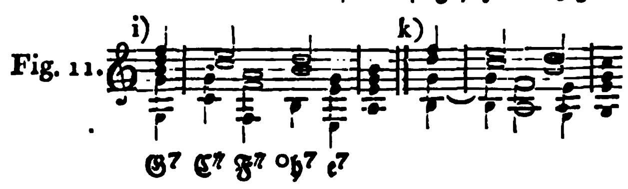
Auch hier kann man unterscheiden, ob der Vierklang nach einem Hauptvierklange folgt, oder nach einem Nebenvierklang. Erstenfalls hat man eine Hauptcadenz vermieden, im letzten Fall aber eine Nebencadenz. Man sehe bei Fig. 10 i. die Vermeidung einer Hauptcadenz, mittels eines, auf den Hauptvierklang folgenden andern leitereigenen Vierklanges; — Fig. k. hingegen zeigt eine Vermeidung einer Nebencadenz mittels eines eben solchen Vierklanges.

Fig. 10. i) k)

§. 13. Von jedem dieser vielen möglichen Fälle Beispiele anzuführen, und über die Brauchbarkeit eines jeden Etwas zu sagen, wäre allzuweitläufig. Es mögen also einige, wenn auch nicht Alles erschöpfende Bemerkungen hier genügen.
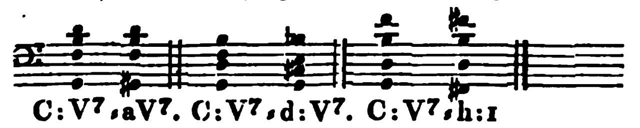
Fürs Erste ist ein großer Theil dieser Harmoniefolgen schon um deswillen unbrauchbar, weil die Gesetze der Vorbereitung dabei nicht beobachtet werden können.

Von den übrigen Harmoniefolgen dieser Gattung kann man im Allgemeinen bemerken, daß auch hier die natürlichste leitertreue Folge eines Vierklanges auf den Andern, diejenige ist, welche einen Quartenschritt bildet, d. h. wo, nach einem Vierklange, der Vierklang auf der Quarte des Grundtons des ersteren folgt, z. B. Fig. 11.

Fig. 11.


Alle übrigen sind mehr oder weniger ungewöhnlich, und selten gut **).

§. 14. Cadenzvermeidungen durch ausweichende Harmonieschritte nannten wir endlich diejenige Harmoniefolge, wo nach einem Vierklange eine Harmonie folgt, welche dem Gehöre die Empfindung einer anderen, als der bisherigen Tonart erregt, z. B.



u. dgl. Die nähere Betrachtung dieser Gattung von Cadenzen gehört in die Lehre von ausweichenden Harmoniefolgen. (*Gottfr. Weber.*)

**) Ausführlicher ist die Lehre von den Cadenzen besprochen in m. Theorie d. Tonsetzkunst 2. Aufl. 2. Bd. §. 252 bis 271.

CADEREITA, Villa und Alcaldia mayor des Mexicostats Queretaro am Fuße der Sierra gorda Br. 20° 24′ L. 278° 12′ in dem Thale S. Juan, das die Silla und S. Lucia bewässern. Sie hat 1 Kloster und nach Alcedo 760 Familien, die eine starke Pferde- und Maulthierzucht unterhalten. In der Nähe findet man Thonporphyrbrüche. (*Hassel.*)

CADEROUSSE, Stadt und Kantonshauptort des Distr. Orange im franz. Dep. Vaucluse; ein finsterer todter Ort, der am linken Rhoneufer belegen ist, voller Kirchen, aber auch voller Bettler ist, und 800 Häus. mit 2786 Einw. enthält, die Seiden- u. Olivenbau unterhalten und 2 Seidenmühlen haben. (*Hassel.*)

CADET DE GASSICOURT (Louis Claude). Dieser für die Chemie und die leidende Menschheit sehr thätige Apotheker zu Paris, der Sohn des durch seine Schriften über den Skorbut bekannten 1745 verstorbenen Chirurgen, wurde zu Paris am 24. Jul. 1731 geboren, lernte die Pharmacie bei dem berühmten Geoffroy, und vervollkommnete sich in dem Laboratorium des menschenfreundlichen Chamousset. Durch diesen erhielt er, erst 22 Jahre alt, die Stelle eines Apothicaire Major der Invaliden; vier Jahre später wurde er Oberapotheker der Armeen in Teutschland und dann in Portugal. Nach dem Frieden wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und anderer gelehrten Gesellschaften, deren Memoiren er mit vielen chemischen Abhandlungen bereicherte. Auch arbeitete er fleißig am Journal de Physique und ähnlichen Samlungen, und lieferte für die Encyklopädie die Art. Bile (Galle) und Borax. Besondere Schriften von ihm sind: Analyse des eaux minérales de Passy (1755. 8.), Mém. sur la terre foliée du tartre (1764. 12.), Réponse à plus. observ. de Mr. Baumé sur l'éther vitriolique (1775. 4.) und Experiences sur le diamant, letzte mit Macquer u. Lavoisier, wobei er die Verbrennlichkeit des Diamants außer Zweifel setzte. Auch beschäftigte er sich mit der Prüfung von Verfälschungen des Weins, des Weinessigs, des Tabaks, und den Mitteln dagegen; so wie in Fontanieu's Gesellschaft, mit der Fabrication des Glases und Porzelans. Zur Belohnung für diese Bemühungen wurde er als Chemiker bei der Manufaktur von Serres ernant, ließ aber den Gehalt dafür einem neuangestellten mit der Metallurgie bekannten Chemiker anweisen. Seine letzten chemischen Arbeiten (mit Darcet und Fourcroy) betreffen die Prüfung des Glocken-Metalls und die Scheidung des Zinns vom Kupfer. Seitdem beschränkte er sich auf seine, als die erste in Frankreich geltende, Apotheke, in welcher er unentgeltlich freundlichen Rath ertheilte, oft auch Arzeneien und Unterstützungen an arme Kranke spendete. Er starb am 17. Okt. 1799. — Er hinterließ außer einem seitdem verstorbnen Sohne (s. folgenden Art.) einen bejahrten Bruder, den um die Gesundheitspolizei von Paris und die Ökonomie sehr verdienten Ant. Alexis Cadet de Vaux, den Stifter des bekannten Journal de Paris *). (*H.*)

*) Vgl. *Eus. Salverte's* not. sur la vie et les ouvr. de *L. Cl. Cadet* (1808) und *P. F. G. Boullay's* not. hist. sur la vie et les

Cadet de Gassicourt (**Charles Louis**), Sohn des im vor. Art. aufgeführten L. Cl. Cadet de G., wurde zu Paris am 23. Jan. 1769 geboren. Seine Jugendjahre verflossen unter den Augen eines d'Alembert, Lalande, Franklin, Condorcet und anderer Freunde seines Vaters, die seinen Geist ausbildeten. Außerdem studirte er in den Collegien von Navarra und Mazarin. Erst 15 Jahre alt richtete er eine Abhandlung an Buffon über das Studium der Naturgeschichte. Noch vor dem 20sten Jahre verheirathet, wurde er 1787 Sachwalter, und beschäftigte sich nebenher mit der Poesie. Die ausbrechende Revolution fand an ihm einen warmen Freund; er trat sogleich in die Nationalgarde, und hielt in seiner Section einige Zeit den Terroristen das Gleichgewicht. In den wichtigen Tagen des Oct. (1795) erklärte er sich mit andern vorzüglichen Bürgern gegen den Convent, und entzog sich dem Tode nur durch die Flucht nach Berry, wo er ein großes Hammerwerk übernahm. Doch stellte er sich einige Monate darauf vor ein Geschwornen Gericht, das ihn lossprach. Jetzt lebte er ganz der Literatur und Politik bis zum Tode seines Vaters; durch diesen fand er sich plötzlich in der Lage, sich mit dessen Laboratorium, der Hauptquelle des Wohlstandes seiner Familie, zu beschäftigen. Sein gewandter Geist erleichterte ihm das Geschäft; ohne seine bisherigen Studien aufzugeben, wurde er Chemiker und Pharamaceut, so daß der gute Ruf der väterlichen Apotheke noch erhöht wurde. Auch zeigte er sich als tüchtiger Schriftsteller in diesem Fache. Im J. 1806 veranlaßte er eine neue Organisation des Medicinalrathes in Paris, und führte 15 Jahre hindurch die Geschäfte eines Secretärs und Berichterstatters mit großem Eifer, kräftig der Charlatanerie entgegenarbeitend. Napoleon, der ihm den Titel seines ersten Pharmaceuten gegeben hatte, berief ihn in dem Feldzuge gegen Östreich (1809) zu sich und gab ihm das Brevet eines Reichsritters; nach der Wiederherstellung des Königs wurde er Mitglied der Ehrenlegion, wirkte aber als Wähler und Wahlsecretär, wie auch als Mitglied der Freunde der Preßfreiheit immer für die Opposition. — Er starb am 21. Nov. 1821, mit Hinterlassung zweier Söhne, wovon der eine die Arzneikunde, der andere die Rechte studirt hat. Er war Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften in und außer Frankreich. — Unter seinen vielen Schriften zeichnen wir, mit Weglassung der politischen und belletristischen, nur die bedeutenderen aus; dahin gehören: La Chimie domestique. 1801. 3. V. 12. Dictionnaire de Chimie. 1803. 4 V. 8. Formulaire magistral et mémorial pharmacent. 1812. 12. (wovon nachher noch 3 neue Ausgaben erfolgten). Pharmacie domest. d'urgence et decharité, eine Schrift seines Vaters, wovon 1815 die 2te A. erschien; Voyage en Autriche, en Moravie et en Bavière fait à la suite de l'armée fr. pend. la camp. de 1809. etc. 1817. 8. Auch lieferte er mehre Artikel in das Dict. des sc. méd., das Dict. d'Agricult., die Annales de Chimie, das Bull. de la soc d'encourag. p. l'industrie nat., in das Bull. de Pharmacie und dessen Fortsetzung, das Journ. de Pharm., deren Mitstifter er 1809 war; in die Revue encycl.; die Biogr. univ. u. a. Journale, und hinterließ treffliche Materialien zu einer vollständigen Abhandlung über das öffentliche Gesundheitswesen *). (*H.*)

CADIAC, Dorf in dem Distr. Bagnères des franz. Depart. Oberpyrenäen an der Neste und in dem romantischen Aurethale; es zählt 463 Einw., die Cordelate weben und hat auf jeder Seite der Neste eine kalte Heilquelle, wobei einige Anlagen bestehen. Das Thal selbst ist reich an Marmor und alabasterartigem Kalksteine. (*Hassel.*)

CADILLAC, Stadt und Kantonshauptort im Distrikt Bordeaux des franz. Dep. Gironde am rechten Ufer der Garonne, die hier die Euille empfängt, hat 1 schönes Schloß, 2 Kirchen, 396 Häus. und 1326 Einw., die viele Strumpfwaren verfertigen; 15 kleine Eisenhammer verarbeiten 10,910 Cntr. zu kurzen Waren, Pflugscharen, Sensen und Sicheln. In der Nähe ist eine Quelle, auf deren Boden man zu Zeiten flüssiges Quecksilber findet. (*Hassel.*)

CADIZ, **Cadix** (11° 22′ 15″ L.), Ciudade und wichtige Festung in der span. Prov. Sevilla, auf der westlichsten Spitze der durch die Militärrevolution 1820 bekannten Insel Leon, mit der sie sonst durch einen schmalen Damm zusammenhing. Wo er am engsten war, ward er 1812 durchstochen, und dieser Durchstich, jetzt ein breiter Graben, über den eine eiserne Brücke führt, heißt die Cortadura, und wird durch hohe Bollwerke vertheidigt. Die Stadt ist auf einer sandigen und sich weit in das Meer erstreckenden Landzunge angelegt und mit einem Wall und unregelmäßigen Basteien umgeben. An der Südseite kann man ihr wegen der hohen und steilen Ufer nicht beikommen; an der Nordseite ist eine Landung wegen der unter dem Wasser befindlichen Sandbänke und Klippen gefährlich; an der Südwestseite ist eine Reihe von Felsen, die zum Theil, wenn das Meer hoch geht, mit Wasser bedeckt sind, und auf einer in das Meer vorspringenden Klippe steht ein Leuchtthurm und das Fort S. Sebastiano; daher ist Cadiz eine Hauptfestung. Mittels eines gemauerten Damms, der 60 Fuß über das Meer empor steigt, hängt Cadiz mit der Insel Leon zusammen. An dieses Dammes Ende, 1 Meile von Cadiz, liegt das Fort Torre Gorda oder der Herculesthurm. Von hier breitet sich die Insel Leon von Abend nach Morgen ¼ und von Norden nach Süden ¾ Meilen aus. Nördlich wird dieselbe von der Seebucht Puntales, an welcher das Fort Cantera liegt, östl. von einem 1500 Fuß breiten Binnenwasser, dem Kanal von Caracca, der sich beim Fort St. Petri ins Meer und bei Caracca in die Bucht von Puntales mündet, und westlich vom Meer umflossen. Zwischen dieser Bucht und Cadiz liegen einander gegenüber, auf dem nordöstlichen Ufer die Forts Matagorda und Luis, und auf dem nordwestl. Ufer das Fort Puntales. — Der Umfang der Stadt beträgt nicht über ¼ Stunden; sie hat 2 Thore, das See- und

---

trav. de L. Cl. Cadet (1805.) wie auch Biogr. univ. T. VI. Biogr. d. Contemp. T. IV.

*) Auch über sein Leben gab der obgedachte Calverte, wie über das Leben des Vaters, eine besondere Schrift (1822) heraus; außerdem geben Nachrichten über ihn *J. J. Virey* im J. de Pharm. T. VIII. und *M. A. Jullien* in der Revue encyclop. T. XV. Vgl. *Mahul's* annuaire necrol 2e A. 1821.

Landthor, vor dem letzten liegt die Vorstadt Lavina. Sie wird in 17 Quartiere getheilt, hat enge und wegen der meistens 3—4 Stock hohen Häuser dunkle Straßen, unter denen die Calle ancha als die schönste sich auszeichnet, 3 große und 2 kleine Plätze, deren schönster, der Plaza S. Antonio, mit prächtigen Gebäuden umgeben ist. Cadiz hat an 8000 durchaus massive Häuser, die durch ihre platten Dächer mit kleinen Thürmen und Blumenparterren, durch ihre gut gepflasterten Höfe, deren jeder eine Cisterne zum Sammeln des Regenwassers hat, durch die um alle Stockwerke hinlaufenden Galerien, durch die großen Zimmer mit kleinen und wenigen Fenstern einen ganz afrikanischen Charakter haben. Die Straßen sind gut gepflastert, werden sehr reinlich erhalten und zur Nachtzeit erleuchtet; das Klima ist vortrefflich und die Luft gesund; das Thermometer steigt selten über 70° Fahrenheit; nur leidet man häufig durch den Solano; auch muß das Trinkwasser von Puerto Maria herbeigeholt werden (dies macht eine jährliche Ausgabe von 180,000 Gulden). Zu den größern öffentlichen Gebäuden gehören die zwar nicht große, aber geschmackvolle und ganz mit Marmor bekleidete Kathedrale, 4 Pfarr- und 3 Filialkirchen, 13 Klöster, 15 Hospitäler, unter denen besonders das königl. Hospital für Seeleute und Landtruppen sich auszeichnet, das für 1500 Kranke Raum hat, das öffentliche Arbeitshaus, das Zollhaus, die Börse, das Theater, das vormalige Opernhaus, das Arsenal und das Amphitheater für die Stiergefechte oder der Plaza de Toros für 12,000 Zuschauer. Der einzige öffentliche Spaziergang ist die Alameda, bestehend aus 5 Ulmenreihen, die einen Theil des westlichen Walls bilden; aber auch der ganze Wall gewährt die entzückendste Aussicht und den Genuß der reinen Seeluft. Die Stadt hat 75,000 Einwohner, worunter viele Franzosen, Italiener und andere Ausländer. Cadiz ist der Sitz eines unter den Erzbischof von Sevilla gehörigen Bisthums, eines der 3 spanischen Seedepartements mit einem großen Theile der Kriegsflotte, der indischen Rechnenkammer (**Audiencia real de la contractacion à las Indias**) zur Entscheidung aller Rechts- und Finanzsachen der Kolonien, und der philippinischen Handelsgesellschaft, die aber meistens in den Händen der Fremden ist, die einen Spanier an die Spitze der Geschäfte stellen, nach den philippinischen Inseln und Ostindien handeln, nach Spanien, Theeboy, Edelsteine, seidne Zeuge und Medicinalwaren bringen, und was sie in Spanien nicht verkaufen, ins Ausland frei ausführen dürfen. Auch befinden sich hier eine Akademie der schönen Künste mit einer Zeichnenschule für 300 Zöglinge, ein chirurgisches Institut für 100 Zöglinge mit einem botanischen Garten, eine mathematische, eine nautische und Steuermannsschule, eine Sternwarte ꝛc.

Außer den nöthigen Handwerkern findet man nur Fabriken für Seide, Flinten, Leder ꝛc.; auch findet man auf der Erdzunge bei der Stadt wichtige Salzwerke und Weingärten, erhebliche Fischerei von Thunfischen ꝛc. Das Hauptgeschäft und der eigentliche Hebel aller Thätigkeit in diesem lebaften Orte ist der ausgebreitete Handel, der aber meistens auf Rechnung fremder Kaufleute und auf ausländischen Schiffen getrieben wird. Cadiz ist der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels. Alle Handel treibende europäische Nationen haben hier ihre Konsuln, Agenten und Correspondenten; die fremden Handelsleute stehen nur unter dem Gouverneur, von dem die Appellationen an den Kriegsrath zu Madrid gehen. Im J. 1795 waren hier 110 Eigenthümer von Schiffen und 870 Handelshäuser, worunter mehre englische, französische, italienische und teutsche. Im Jahre 1817 liefen 50 spanische, 24 dänische, 56 amerikanische, 19 schwedische, 65 portugisische, 29 französische, 18 niederländische, 6 preußische, 3 türkische, 1 östreichisches und 183 englische Schiffe hier ein. Im J. 1803 betrug der Werth der Wareneinfuhr aus Amerika 22,930,698 Pesos, und der des Silbers 38,664,201½ P.; 1817 betrug der Werth der Einfuhr an Silber und Waren aus Amerika kaum 20 Millionen Gulden, und darunter doch für 16 Mill. Silber.— Die geräumige **Bai von Cadiz** bildet einen der besten Häfen in Europa, und besteht aus 2 Abtheilungen; der äußern oder der Bai von Cadiz zwischen der Stadt und dem auf dem festen Lande liegenden Castillo de S. Catalina, und der innern oder der Bai von Puntales, deren Eingang die beiden Puntalen oder die Forts de Puntales und Matagorda vertheidigen. Die letztere wird von der Insel Leon und dem festen Lande umgeben, an dem die Caño del Trocadero, die Stadt Puerto Real und die Villa Caracca liegen. Der Eingang zu der Bai von Cadiz ist 2000, der zur Bai von Puntales 500 Klafter breit; jene ist der allgemeine Hafen der Kauffahrteischiffe, dieser aber der Hafen der Kriegsschiffe und der nach Amerika gehenden und von da kommenden Kauffahrteischiffe; denn die Schiffe fremder Nationen dürfen daselbst nicht einlaufen*).

Die Stadt Cadiz ward zuerst von den Tyriern erbaut und **Gadis**, d. i. Zaun oder eingezäunter Ort, genannt. Nach ihnen besaßen den Ort die Karthager, Römer (die ihn **Gades** nannten) und Araber, denen die Spanier ihn 1262 wieder entrissen. Sehr wichtig ist aus der neuern Zeit die Belagerung der Stadt von den Franzosen vom 6. Februar 1810 bis 25. August 1812, wo Wellingtons siegreiches Vorrücken in die Mitte von Spanien die Franzosen zum Rückzug nöthigte. Daher erhielt die Stadt von dem König Ferdinand VII. den Beinamen der sehr edeln, sehr getreuen und heldenmüthigen Stadt. Auch 1823 leisteten die Cortes und die Reste des spanischen Heers, die sich hieher zurückgezogen, den Franzosen kräftigen Widerstand.

Die **Meerenge von Cadiz** ist der Theil des atlantischen Meers, der zwischen den Küsten der Königreiche Fez und Marocco im Süden und der Meerenge von Gibraltar gegen Osten sich befindet. (*Stein.*)

CADMIA, Cadmie, Cadmin, Calamina: 1) **natürliche**, oder **gegrabene**, **C. nativa** oder **fossilis**, eine Art Fossil, aus Zink, Eisen und manchmal andern Stoffen zusammengesetzt, von gelber oder röthlicher Farbe, dessen sich schon die alten Griechen zur Bereitung des Messings oder Gelbkupfers bedienten. Man nent es auch **Galmey**, **Calamintstein** (**Lapis calaminaris etc.**),

*) Plano del Puerto de Cadiz etc. por D. Vinc. Tofino. Madrid 1789.— Die Stadt und Bai von Cadiz mit ihrer Umgebung. Weimar 1820

vgl. Zink. 2) Heißt Cadmia fossilis bei manchen Chemikern auch eine mineralische Substanz, welche Arsenik, oft auch Wismuth, Silber und vornehmlich Kobalt enthält, (vgl. Kobalt). 3) Gehört hieher Cadmia fornacum, Ofenbruch, ein unreines Zinkoxyd, welches beim Schmelzen zinkhaltiger Erze und beim Messingbrennen sich sublimirt, und in den Schmelzöfen ansetzt. Das sich tiefer unten an den Ofenwänden ansetzende Oxyd besteht aus gröberen, schwerern, härteren Klumpen, und ist unreiner und grauer, als jenes, welches sich an den obern Ofenwänden anlegt, und weißer und lockerer ausfällt. Ersteres heißt eigentlich Tutanego, Tutia, Cadmia, Nihilum griseum, Zincicum griseum etc., letzteres Nihilum album, Pompholix etc. — Arzneilich diente sonst dies unreine Zinkoxyd in Pulver-, Salben- und Pflasterform, als austrocknendes und adstringirendes Mittel blos äußerlich gegen pathologische Absonderungen und örtliche asthenische Entzündungen, besonders Augenentzündungen; ihm wird aber auch für diesen Zweck das reine Zinkoxyd jetzt mit Recht vorgezogen; (vgl. Tutia, Zink). — Übrigens hat man vormals den Namen Ofenbruch überhaupt allen metallischen Sublimaten gegeben, welche bei der Schmelzung im Großen aufsteigen. (*Th. Schreger.*)

Cadmia. (Antiquarische Mineralogie). Wenn die Nachrichten von Dioscorides, Galen und Plinius zusammengestellt werden, so ergibt sich: daß man im Alterthume das natürliche und künstliche Zinkoxyd sehr wohl kannte, häufig anwendete und beides als Cadmia (*καδμεια*) bezeichnete. Den natürlichen Galmey fand man besonders in Cypern, auch in Macedonien, Thracien und Spanien (wo bei Alcaras noch jetzt viel Galmey gegraben wird); sehr wahrscheinlich wurde auch bereits von den Römern der, jetzt noch berühmte, Galmeybergbau bei Aachen betrieben. Häufiger und lieber wendete man, besonders in der Medizin das künstliche Zinkoxyd an, welches sich durch das Verbrennen des Zinkmetalles bildet, und gewann dieses theils durch eigends darauf betriebene Arbeiten, theils beiläufig bei dem Kupferhütten-Proceß, da häufig (und dies muß besonders in Cypern der Fall gewesen seyn) die Kupfererze zinkhaltig sind; beim Schmelzen derselben verbrent dann der Zink, wobei dessen Oxyd sich außerhalb des Ofens, in der Hütte, ansetzt, theils weiße Flocken (Zinkblumen), theils, in Verbindung mit fremden Körpern härtere, weniger reine und gefärbte schalige Massen bildend. Während man mit dem Namen Cadmia das Zinkoxyd im allgemeinen und besonders auch den natürlichen Galmey bezeichnete, hatte man, besonders in medizinischer Hinsicht eine große Menge Namen für das künstlich gewonnene Oxyd, wobei theils auf dessen Gewinnungsart, theils auf dessen Reinheit, theils auf dessen Form Rücksicht genommen wurde. Pompholix (*πομφολιξ*) und Spodion (*σποδιον*) waren die reinsten Arten, erstere die lockeren Zinkblumen, letztere die mehr zusammengesinterten; sie sind, sagt Dioscorides, allein der Art, nicht der Gattung nach verschieden, nur ist letzteres ein unreineres Produkt. Man gewann die Pompholix zwar auch bei dem Kupferschmelzen, wenn man ausdrücklich Galmey mit in den Ofen gab, aber man gewann sie auch in eigenen Hütten, woraus zu schließen ist, wie häufig im Alterthume das Zinkoxyd angewendet wurde. In diesen Hütten befanden sich eigends construirte Öfen, die, wie es scheint, mit einem besondern Huth oder einer Kappe (*ροδες*) versehen waren, und mit Galmey, Ofenbrüchen und Kohlen beschickt wurden.

Wo, wie in Cypern zinkische Kupfererze verschmolzen wurden, bildeten sich die zinkischen Ofenbrüche, die vielerlei Namen hatten, welche in ihrer Mannigfaltigkeit besonders durch Plinius uns erhalten sind, Capnitis war das reine lockere Zinkoxyd, Botrütes (das traubenförmige) ein mehr zusammengeschmolzenes unreineres, Placitis (das kuchenförmige) ein festeres, noch unreineres von den Seitenwänden des Ofens, bei dem man das Onychitis (wie Onyx gestreifte), von dem mit Kohle gemengten schwarzen Ostracites unterschied.

Vorzüglich brauchte man das Zinkoxyd in der Medizin äußerlich, als trocknendes heilendes Mittel, besonders in Augenkrankheiten; innerlich wendete man es gewöhnlich mit Wein oder Essig an. Galen (lib. IX. de simpl. med.) spricht ausführlich vom natürlichen Galmey; in Cypern, sagt er, wird außer der Ofen-Cadmia auch natürliche gefunden, welche mit Recht Stein genant wird. Zu der Zeit, als ich die Insel durchreiste, war zu Salis wenig Ofen-Cadmia vorräthig, aber ich erhielt dagegen durch den Aufseher der Bergwerke eine große Menge jener Steine, die theils im Innern der Berge, theils in den Bächen gefunden werden. Meine Freunde in Italien und Asien, denen ich davon mittheilte, waren mir dafür sehr dankbar, da diese Cadmia, die man mit vollkommenem Rechte zu den Steinen zählt, selbst wirksamer als die Ofen-Cadmia gefunden wurde.

Die Araber nannten das flockige, lockere Zinkoxyd Tutia, die festeren zinkischen Ofenbrüche Climia und Deschudium. (*Keferstein.*)

CADMIUM (Karsten's Melinum, Gilbert's Junonium etc.), ein von Hermann zu Schönebeck bei Magdeburg zuerst 1817 im schlesischen Zinkoxyde (über 3 Proc.), später von Clarke in einem Galmey aus Derbyshire, und von Thomson in einem dasigen kohlensauren Zinke, desgleichen von Stromeyer (2—3 Proc.) in einigen Varietäten der strahligen Blende aus Böhmen etc., und von Children in einer braunen blättrigen Blende von Freiberg und in mehren Zinkminern [1]) gefundenes neues Metall, das nach der neuen Classification der Metalle in Beziehung ihres Verhaltens zum Sauerstoffe, zu denjenigen gehört, welche den Sauerstoff absorbiren, und das Wasser zersetzen, also in die zweite Klasse. Um es rein, wenn gleich mühsam und kostspielig genug, darzustellen, löst man nach Stromeyer einen der obigen Stoffe in Schwefelsäure auf, und leitet durch die damit hinreichend übersetzte Auflösung einen Strom Schwefelwasserstoffgas bis zur völligen Fällung des Cadmium. Den Niederschlag löst man in concentr. Salzsäure auf, fället die Auflösung mittels etwas in Übermaß zugesetzten

1) Wahrscheinlich enthalten, nach Hollunder, diejenigen Zinksorten am meisten Cadmium, zu deren Erzeugung man vielen zinkischen Ofenbruch verwendet (s. Kastner's Arch. für d. ges. Naturlehre I. 4. S. 439. etc.

kohlensaurer Ammoniumlauge, glüht das so gewonnene kohlensaure Cadmium, und reducirt es mittels Kienrusskohle aus gläsernen oder irdenen Retorten bei mässiger Rothglühhitze zu Metall. Oder man löst nach Children das cadmiumhaltige Fossil in Salpetersäure auf, setzt zu der filtrirten Auflösung überschüssiges Ammonium, um das Eisenoxyd zu fällen, und die Oxyde des Zinks und Cadmium wieder aufzulösen; das letztere wird hierauf durch reines Kalihydrat abgeschieden, welches in verdünnter Hydrochlorinsäure den charakteristischen gelben Niederschlag gibt [2]).

Weniger umständlich will es Herapath aus einem Staube in den Zinkwerken durch zweimalige Sublimation in starker Rothglühhitze ganz rein gewinnen in Form kleiner Kügelchen, die an der innern Wand des Sublimirgefässes hängen [3]). Das reine Cadmium hat eine sehr hellweisse Farbe mit einem leichten Stich ins bläulich graue, fast wie Zinn, knarrt wie dieses beim Biegen, doch nicht so stark, ist, gleich diesem, sehr glänzend und lässt sich schön poliren. Es hat ein ganz dichtes Gefüge, und einen hakigen Bruch; krystallisirt leicht in regelmässigen Octaedern, so wie beim Erkalten, auf seiner Oberfläche in farrenkrautähnlichen Figuren. Ziemlich stark abfärbend, weich, sehr biegsam, lässt es sich eben so leicht, wie Blei feilen und schneiden, so, dass sich scharfe Kanten bilden. Es ist härter, als Zinn, und cohärenter. Das unreine zinkhaltige Cadmium zeigt beim Durchschneiden einen Widerstand, es bricht, bevor es durchschnitten ist, und bildet unebene Kanten. Auch gibt etwas chromsaures Kali mit der gesättigten Auflösung desselben in Salpeter- oder Salzsäure einen gelben Niederschlag, welcher beim ganz reinen Cadmium nicht entsteht. Sehr dehnbar, lässt es sich sowol leicht zu Draht ausziehen, als auch unter dem Hammer äusserst dünn strecken, ohne Risse zu bekommen; doch schuppt es sich bei längerm Hämmern stellenweise ab. Im geflossenen Zustande ist sein specif. Gewicht bei etwas über 60° Cels. 8,6040, nach Children 8,67, oder 82,5, und gehämmert 8,750, nach Children 9,05. Es gehört zu den leichtflüssigen Metallen, schmilzt und fliesst weit eher, als es rothglüht. Sehr flüchtig, verwandelt es sich schon in fast derselben Temperatur, wie Quecksilber, in braune Dämpfe, die nicht merklich riechen, am wenigsten knoblauchartig, und sich eben so leicht, wie die des Quecksilbers, zu oberflächlichen beim Gestehen krystallisationsfähigen Tropfen verdichten. Es ist eben so luftbeständig, als Zinn, und verbrent eben so leicht an der Luft zu einem bräunlich gelben Oxyd, welches sich grösstentheils in Gestalt eines bräunlich gelben Rauchs sublimirt, und an darüber gehaltene Körper als ein gelber Beschlag anlegt, ohne merkbaren Geruch. Von verdünnter Salpetersäure wird es unter Entwickelung salpetriger Dämpfe leicht und schnell in der Kälte aufgelöst, und die Flüssigkeit lässt beim Verdunsten ein zerfliessliches Salz zurück, welches in Alkohol farblos sich auflöst; dagegen wird Zinn in Salpetersäure schnell in weisses Oxyd verwandelt, aber nicht aufgelöst. Von der Schwefel-, Salz- und Essigsäure wird es unter Entbindung von WStG., aber nur langsam und durch Wärme, zumal von der Essigsäure, augenblicklich aber sein Oxyd., nach Children, von der Schwefel- und Hydrochlorinsäure aufgelöst. Die Auflösungen sind sämtlich farblos, und durch Wasser nicht fällbar. Das abgerauchte Hydrochlorinsalz zieht, nach Children, Feuchtigkeit an, und ist noch unter der Rothglühhitze flüchtig. Nach Stromeyer hat das Cadmium ein Mischungsgewicht von 6,9617. — Im Handel komt es jetzt als Draht, Blech etc. vor.

1) Das Cadmiumoxyd hat nach den Umständen, unter denen es sich bildet, und nach den verschiedenen Graden seiner Verdichtung eine bräunlichgelbe, hell-, dunkel- oder schwarzbraune Farbe, ist vollkommen feuerbeständig, aber mit Kohle etc. geglüht, metallisirt es sich schon beim anfangenden Rothglühen ausserordentlich leicht. Im schmelzenden Borax löst es sich bald auf, ohne denselben zu färben, und liefert damit eine durchsichtige Glasperle. Unauflöslich in Wasser bildet es damit unter verschiedenen Umständen ein weisses Hydrat, das aus der Luft bald Kohlensäure anzieht, und durch Glühen sein Wasser leicht verliert. Die fixen Kalien nehmen es nicht merklich auf, befördern aber dessen Verbindung mit dem Wasser, und schlagen es aus seiner Auflösung in Ammonium zu Boden. Von diesem wird es leicht aufgenommen, färbt sich darin zuerst weiss, und wird zu einem Hydrat. Auch fällt es daraus durch Verdunsten des Ammonium, als ein sehr gallertartiges Hydrat. Gegen alle Säuren, in denen es unter starkem Aufbrausen auflöslich ist, und viel Sauerstoff einnimt, verhält es sich als eine salzfähige Basis. Aus seinen auflöslichen Neutralsalzen wird es durch die fixen Ätzkalien weiss, als ein Hydrat, gefällt, ohne, wie das Zink, durch ein Übermass derselben wieder aufgenommen zu werden. Ammonium schlägt es ebenfalls weiss, und vermuthlich auch als Hydrat nieder, löst es aber, in Überschuss zugesetzt, sogleich wieder auf. Blutlaugensalz fället es weiss, durch Gallusauszug wird es nicht niedergeschlagen, durch Zink aber regulinisch, in dendritischen Blättchen. Sein Misch. Gew. ist, nach Stromeyer, 7,9677. In 100 Theilen desselben sind enthalten: 87,45 Cadmium und 12,55 Sauerstoff. — Nach Schubarth [4]) bewirkte das Cadmiumoxyd, zu 10—20 Gran Hunden eingegeben, mehrmaliges Erbrechen, ohne andere Nachtheile zurückzulassen. Nach Rosenbaum verhält sich seine Wirkung zu der des reinen Zinks, wie 10:1; mithin möchte die der jetzt officinellen Zinkpräparate zum Theil von dem beigemischten Cadmium abhängen. — Hufeland und

2) Andere Ausscheidungsarten des Cadmium, von Clarke, Wollaston u. A. s. i. d. Ann. of Philos. 1822. Febr. teutsch in Schweigger's Journ. f. Ch. u. Ph. 1821. XXXIV. S. 371. etc. Scheidet man nach Wollastons unzuverlässiger Methode Cadmium mittels Zinks aus, und setzt der Auflösung Ammonium zu, so bilden sich nach Taffaert auf der Oberfläche des Zinks Krystalle, welche von einem Salze entstehen, das 50,90 Krystallisationswasser, 3,16 schwefels. Eisen, 29,00 schwefels. Zink, und 26,94 schwefelsaur. Ammonium enthält; (s. Ann. d. Ch. Sept. 1823. S. 200. — Herapath's vorzügliche Ausscheidungsmethode s. a. a. O. und i. Dingler's polyt. Journ. IV. 12. S. 405. etc. 3) S. Annals of Philos. Junistück 1822. Phil. Mag. and Journ. Sept. 1823. S. 176 etc.

4) S. Gräfe's u. v. Walther's Journ. der Chirurgie u. Augenheilkunde etc. II. 2.; vgl. *C. Rosenbaum* Diss. sist. experim. quaedam de effectibus Cadmii in organism. animal. etc. Gott 1819 8.

Rosenbaum a. a. O. [illegible] in der [illegible]

2) Kohlensaures Cadmiumoxyd, [illegible] riges im Wasser unauflösliches, durch Glühen [illegible] zu entsäuerndes Salz; wird aus dem Oxyd [illegible] kalien gefällt, bildet mit Wasser kein Hydrat, [illegible] kohlens. Zinkoxyd. Auch wird der durch Mild[illegible] bewirkte Niederschlag nicht, wie beim Zink, [illegible] Übermaß desselben wieder aufgelöst, wenn kein [illegible] ter Säureüberschuß da ist. Hundert Theile [illegible] sättigen in dieser Verbindung 292,88 Cadmium[illegible] lich sind in 100 dieses Salzes enthalten: 74[illegible] Oxyd und 25,453 Säure.

3) Das schwefelsaure Cadmium [illegible] in [illegible] trisol, darin zu zergehen. Im [illegible] rig, geben aber beim stärkern [illegible] von sich, und werden dadurch [illegible] Salz, das in Schuppen sich [illegible] ser schwer auflöst. In der neu[illegible] 100 Schwefelsäure 161,1205 [illegible] 100 wasserfreies Salz nehmen 34,[illegible]653 [illegible] Es bestehen demnach 100 wasser[illegible] aus 61,7035 Oxyd und 38,296[illegible] Säure, und 100 was- serhaltiges schwefels. Cadm. aus 45,[illegible] Oxyd, 28,[illegible] Säure und 25,5206 Wasser. — Nach Gräfe (s. oben) ist es ein wirksames Mittel gegen [illegible] sche, torpide Entzündungen der [illegible], gegen eben sol- che Augenblennorrhöen, gegen [illegible] mit Blennorrhöe rc., sowie nach Helling in Hornhaut- Verdunkelungen ohne chronische Entzündungen.

4) Salpetersaures Cadmium, weiße, meist strahlig zusammengehäufte Säulen oder Nadeln, die an der Luft zerfließen, und sich in Wasser leicht auflösen. Hundert Theile Salpetersäure brauchen zu ihrer Sätti- gung 117,56 Cadmiumoxyd, und 100 wasserfreies Salz nehmen 28,31 Krystallwasser auf. Mithin enthalten 100 wasserfreies salpers. Cadm., 54,086 Oxyd und 45,914 Säure, 100 wasserhaltiges salpeters. Cadm. aber 42,1526 Oxyd, 35,7838 Säure und 22,0636 Wasser. — Eine neutrale Auflösung des salpeters. Cadm. gibt mit schwe- fel- und blausaurem Kali einen weißen Niederschlag, der vom Blei herrührt, und die abfiltrirte Flüssigkeit bildet mit Schwefelwasserstoff einen weit reinern, schönern gel- ben Niederschlag, als vorher, wo sie noch etwas Blei enthält. Mit hydrothions. Ammonium gibt die neutrale Auflösung ferner, nach Children, ein schön glänzend gel- bes, mit Schwefelwasserstoffgas ein eben so gefärbtes Prä- cipitat, welches, erhitzt, karmoisinroth, aber durch Ab- kühlen wieder gelb wird, und mit sauerklees. Ammo- nium einen weißen in Sauerkleesäure unauflöslichen Nie- derschlag. Kali, Ammonium, und ihre Verbindungen mit Kohlensäure fällen es weiß, schwefels. Natron, chrom- saures Kali, bernstein- und benzoësaur. Ammonium und Galläpfeltinktur gar nicht. Endlich wird es aus der Sal- [illegible]

5) [illegible] Cadmium [illegible]

[illegible]

[illegible] Children [illegible]

6) Phosphorsaures Cadmium, [illegible]

[illegible]

7) Boraxsaures Cadmium, s. [illegible]

8) Schwefel-Cadmium, [illegible] und seine hohe Feuerbeständigkeit. [illegible] es zu- erst eine bräunliche, und dann karmoisinrothe Farbe an, die es beim Erkalten wieder verliert. Nur bei beginnen- dem Weißglühen kommt es erst in Fluß, und schießt dann in schön citrongelben glimmerartigen durchsichtigen Blät- chen an. In concentr. Salzsäure löst es sich schon in der Kälte unter heftiger Entbindung von Schwefelwas- serstoffgas leicht auf, ohne daß sich dabei Schwefel in Substanz ausscheidet. Aber verdünnte Salzsäure greift es selbst in der Wärme nur schwer an. Da 100 Cadm. sich mit 28,1723 Schwefel einen, so enthalten 100 Schwe- felcadm. 78,02 Cadm. und 27,98 Schwefel. — Als ein sehr schön orangegelbes Pigment, das dem chromsauren Blei wenig nachsteht, läßt sich dies Präparat wegen sei- ner Dauerhaftigkeit, und der schön gefärbten Verbin- dungen mit andern Pigmenten, besonders mit blauen, in der Wasser- und Ölmalerei vortheilhaft anwenden.

9) Phosphorcadmium von grauer, schwach metallisch glänzender Farbe, sehr spröd, ausnehmend strengflüssig. Es verbrennt auf Glühkohlen mit einer sehr lebhaften Phosphorflamme, indem es sich in phosphors. Cadmium umändert. Von der Salzsäure wird es unter Entbindung von Phosphorwasserstoffgas aufgelöst.

10) Jodincadmium, auf dem trocknen und nassen Wege darstellbar, bildet schöne große sechsseitige, weiße,

durchsichtige, luftbeständige, metallisch perlmutterglänzende Tafeln, die sehr leicht schmelzen, und, erkaltend, sogleich wieder krystallisiren. Stärker erhitzt zersetzen sie sich, und geben Jode aus. In Wasser und Alkohol lösen sie sich leicht auf, und krystallisiren wieder daraus durch Verdunsten. Aus der wäßrigen Auflösung wird das Cadmium durch die Mildkalien, als kohlens. Salz, gefället, und Schwefelwasserstoff schlägt es daraus allmälig als Schwefelcadmium nieder. Da 100 Cadm. in dieser Verbindung 227,4287 Jode aufnehmen, so enthält, 100 Jodincadm. 30,541 Cadm. und 69,459 Jode.

Mit andern Metallen scheint sich unser Metall leicht zu verbinden, wenn es wegen seiner leichten Verbrennlichkeit beim Ausschluß der Luft mit denselben erhitzt wird. Die Legirungen sind meist spröd und von heller Farbe. Wir kennen bis jetzt folgende:

11) Kupfercadmium von hellweißer, etwas ins Gelbliche spielender Farbe, von sehr feinkörnigem, schuppigem Gefüge, äußerst spröd. Einem Kupferschmelzgrade ausgesetzt, zersetzt es sich, und das Cadmium verfliegt ganz. Man wird daher bei der Messingfabrikation von dem in Zink enthaltenen Cadmium keine Nachtheile zu fürchten haben. Auch erklärt es sich hieraus, warum die sogenannte Tutia insgemein Cadmiumoxyd enthält. In dieser Legirung verbinden sich 100 Kupfer mit 84,2 Cadm., mithin enthalten 100 Kupfercadm. 45,71 Cadm. u. 54,29 Kupfer.

12) Platincadmium gleicht im Äußern sehr der Kobaltspeise, hat eine sehr helle, fast silberweiße Farbe, eine äußerst feinkörnige, versteckt schuppige Textur, und ist sehr spröd, strengflüssig. Da 100 Platin mit Cadm. zusammengeschmolzen, und bis zur Verflüchtigung des überschüssigen Cadm. im Glühen erhalten, 117,3 Cadm. zurückhalten, so bestehen 100 Platincadm. aus 46,02 Platin und 53,98 Cadmium.

13) Cadmiumamalgam von sehr schönem Silberweiß, und körnig krystallinischem Gefüge in Octaedern, hart, und sehr brüchig; specif. schwerer als Quecksilber, sinkt es in demselben unter. Es fließt schon vollkommen in heißem Wasser von 60° R. Ganz mit Cadm. gesättigte 100 Quecksilber, das jenes schon in der Kälte auflöst, nehmen 27,7778 davon auf; folglich enthalten 100 Cadmiumamalgam 21,7391 Cadm. und 78,2609 Quecksilber. (*Th. Schreger.*)

CADORE. Der Name dieses Ortes ist berühmt geworden durch den großen Tizian, welcher in demselben geboren worden ist. Er gehört gegenwärtig zur Delegation Belluno, ist ein Marktflecken und der Hauptort eines Distriktes. Seine Lage im hohen Gebirge, an der Piave, macht ihn zum Handel mit Holz und Eisen geeignet, von welchem sich der größte Theil seiner Einwohner, deren er gegen 1600 zählt, ernährt. (*W. Müller.*)

Cadoudal, s. George.

CADOUNÜSSE, malabarische Muskatennußgroße Früchte, die man in Ostindien zum Färben des Garns und der Zeuge benutzt. (*Th. Schreger.*)

CADSAND, Eiland, das auf der Spitze von Flandern am Ausflusse der Honto der Westerschelde in das teutsche Meer belegen ist und nur durch einen schmalen Kanal vom Groß der Grafsch. Flandern getrent wird. Es war vormals weit beträchtlicher, aber das Meer hat nach und nach bedeutende Stücke davon abgerissen, und noch jetzt wird es dagegen blos durch hohe und breite Deiche geschützt. Sein Boden besteht aus bloßer angeschwemmter Marsch, die höchst fruchtbar ist, und nicht allein die herrlichsten Wiesen, sondern auch gutes Korn-, Flachs- und Krappland darbietet; indeß bleiben Viehzucht und Fischerei doch immer die vornehmsten Erwerbszweige der Einw., die zum Theil aus Abkömmlingen von reformirten Franzosen und lutherischen Salzburgern bestehen, die im 16. Jahrhunderte eingewandert sind, indeß ihre Muttersprache ganz mit der holländischen vertauscht haben. Cadsand gehört zu den Distrikten der katholischen Niederlande, die der westphälische Frieden den vereinigten Niederlanden 1648 ließ; seitdem wurde es mit Statsflandern verbunden, mußte aber 1794 den Franzosen überlassen werden, die das Eiland in der Folge mit dem Scheldedep. verbanden. 1814 erhielten es die Niederländer zurück, und 1815 wurde es zu dem Bez. Goes der Prov. Zeeland geschlagen. Es wird in das alte Land von Cadsand oder den östlichen und in die Eindeichung der Grode oder den westlichen Theil getheilt und enthält blos Dörfer. Darunter das Dorf Cadsand im östlichen Theile der Insel mit 577 Einw., das am Zwin einen kleinen durch das Fort Cassandria geschützten Hafen hat. (*Hassel.*)

CADUCEATI (sc. nummi), werden diejenigen Münzen des Alterthums genant, welche den Schlangenstab Merkurs im Gepräge führen. Man findet deren unter den Münzen einiger griechischen und italischen Städte, noch andere unter den römischen Kaisermünzen, namentlich von Julius Cäsar, Augustus, Tiberius, Nero, Otho, Vespasianus, Titus, Domitianus, Nerva und Trajanus, auch von M. Antonius und dem Tyrannen Postumus sen. Sie kommen in jedem Metall vor, gehören aber doch im Ganzen zu den Seltenheiten. Da die Kunst der Alten schwerlich eine Figur ohne sinnbildliche Beziehung aufstellte, so haben die Schlangenstabmünzen schon lange die Aufmerksamkeit der Münzforscher angeregt, und man bemühte sich seit Wedel und Olearius †) die allegorische Bedeutung jenes Zeichens festzustellen; dadurch hat sich ergeben, daß die Bedeutung nicht auf allen Münzen dieser Art ebendieselbe, sondern nach den Beziehungen Caducifers drei- oder vierfach verschieden sey.

Die caduceati der Kaiser sind zum Theil Denkmünzen, deren ganzes Gepräge auf bewirkte Friedensschlüsse hindeutet, und dann bezeichnen die klugen, sich friedlich vereinigenden und gleichsam unterredenden Schlangen am Stabe des Götterboten wol unbezweifelt glückliche Friedensunterhandlungen durch Gesandtschaften. Die deutlichsten Beispiele von dieser Art sind: Eine Silbermünze vom Augustus; sie führt im Avers dessen Kopf im Lorberkranz mit der Umschrift: IMP. CAES. DIVI. F. COS. VI. LIBERTATIS. P. R. VINDEX. Der Revers zeigt in einem Lorberkranze die stehende Friedens-

†) *G. Wolfg. Wedel* Dissert. de numis caduceatis. Jenae, 1692. 4. *J. Chrp. Olearius* Dissert. de numis caduceatis. Jenae, 1706. 4.

Admetos geweidet habe. Er ist ursprünglich ein Zauberstab des Glücks und des Reichthums, ähnlich der Wünschelruthe, golden, mit dreifachem Laube — in mystischer Beziehung — umwunden, unvergänglich, ihm zum Schutz und zur Ausrichtung der Aufträge der Götter bestimt. Mit diesem Stabe schließt er der Sterblichen Augen, und weckt sie wieder [1]). Mit ihm führt er, nach späterer Vorstellung, die Selen der Abgeschiedenen zur Unterwelt hinab, und ruft sie aus derselben wieder hervor [2]). Ihn ergreift er, wenn er abgesandt wird, die Aufträge der Götter auszurichten [3]). So ward er zum Heroldsstabe, und die Zweige, womit er umwunden war, wurden in Schlangen — ein Sinnbild der Klugheit —, die sich an der Spitze des Stabes in Gestalt einer 8 umwinden, und oben die Köpfe gegen einander kehren, verwandelt, und dem Stabe selbst wurden Flügel gegeben, entweder die Schnelligkeit anzudeuten, womit der, der ihn führt, die Befehle der Götter ausrichtet, oder, die Geisteserhebung desselben anzudeuten; und einem spätern Mythus zufolge [4]), nach welchem Hermes einst in Arkadien seinen Stab zwischen zwei kämpfende Drachen warf, die sofort friedlich auseinander gingen, auch zum Friedensstabe *). (*Ricklefs.*)

CADURCI, ein Volk im aquitanischen Gallien, den Berichten Cäsars (B. G. 7, 64.) und des Plinius (H. N. 4, 19.) zufolge im heutigen Quercy. Die Stadt Cadurcum, dann Divona oder Duеona, ist das heutige Cahors. Die Einwohner waren wegen Verfertigung ihrer (wahrscheinlich mit gewalktem Flachs ausgestopften) Polster berühmt (*Plin.* H. N. 19, 1.), und ein solches Polster, mit sehr weißem Linnen überzogen, hieß ebenfalls Cadurcum (sc. stragulum). Dies Wort bedeutete dann auch Bett, Lager überhaupt. Aus Misverstand der Stelle Juvenals 6, 537. haben die Scholiasten membrum mulieris daraus gemacht. (*H.*)

CADUS, 1) ein irdenes, kegelförmiges Gefäß der Alten mit spitz zulaufender Mündung, zu Aufbewahrung meist von Flüssigkeiten, jedoch auch anderer Dinge, wo dann die Form vermuthlich verschieden war. Bisweilen steht es für Urne, Aschenkrug. — 2) Ein Maß für Flüssigkeiten, enthaltend 3 Urnas = 12 Congiis = 72 Sextariis (Nößeln). (*H.*)

CAECILIA, Linn. Cäcilie, Blindschleiche, Schlüpfer, Runzelschlange. Welche Gattung oder Art von Schlangen Columella, der einzige römische Schriftsteller, bei welchem das Wort Caecilia vorkomt, unter diesem Namen verstanden habe, ist schwer zu bestimmen, nur beschreibt er sie als giftig. In spätern Zeiten übersetzte man so das griechische Wort Τυφλωψ, welches indeß eine unschädliche Schlange, und entweder die Blindschleiche (Anguis fragilis), oder eine Typhlops oder Eryx ist. Linné gab den Namen Caecilia zuerst einer von ihm entdeckten Schlangengattung (denn daß die Ibiara diese Schlange sey, läßt sich bezweifeln) wegen ihrer unter der Haut verborgenen, aber doch durchscheinenden Augen. Die Cäcilien unterscheiden sich so sehr von allen Schlangen, daß schon Linné bemerkte, sie seyen einem Aale so ähnlich, daß man veranlaßt werden könnte, sie für Fische zu halten, wenn ihnen nicht die Flossen fehlten und sie durch Lungen athmeten. Auch spätere Naturforscher, welche sie genauer untersuchten, fanden eine große, wesentliche Verschiedenheit von den übrigen Schlangen, und Cuvier stellte sie als eine dritte Familie derselben: Serpens nuds, und schon früher Oppel, sogar als Familie der Batrachier, die er Apoda nannte, auf; und obgleich die Cäcilien noch nicht bekant genug sind, um mit Gewißheit ihnen diese Stelle anzuweisen, so ist doch diese die wahrscheinlich der Natur angemessenste, und unter dem Artikel Batrachia, habe auch ich sie bereits als Batrachia apoda aufgeführt. Hier sey es mir erlaubt, die Gründe noch etwas näher auszuführen. Wie die übrigen Batrachier haben die Cäcilien ein Herz mit einer einzigen Herzkammer und einer einzigen Vorkammer; wie bei diesen hat ihr Körper keine Schuppen und Schilder bildende Falten (φολιδες), sondern nur erhabene Wärzchen, welche indeß bei ihnen mehr wie bei den andern, das Ansehn von Schuppen haben, weshalb ihnen wol Schneider Schuppen zuschrieb, und man durch ihn verleitet, sogar glauben könnte, die Cäcilien hätten wahre Schuppen, wie die Aale, welche doch kein einziges Reptil hat. Die Rippen der Cäcilien sind ferner wie die der übrigen Batrachier unvollkommen, und, ungefähr wie bei den Molchen, sehr kurz, gerade, rückwärtsgekehrt, und haben zween Köpfe; die Wirbelknochen haben kaum merkliche Dornfortsätze, und sind unter einander durch zwei vertiefte kegelförmige Höhlen vergliedert, welche ein gallertartiger Knorpel anfüllt; bei ihnen, wie bei den Batrachiern ist das Hinterhaupt durch zween Gelenkköpfe mit der Wirbelsäule verbunden und der gemeinschaftliche Kieferknochen fehlt. Wenn wir die Cäcilien aus diesen Gründen als zur Klasse der Batrachier gehörend betrachten zu müssen glauben, so sind sie doch wesentlich, und als Ordnung von den übrigen verschieden durch den gänzlichen Mangel der Füße, ihre beinahe ganz angewachsene, dicke, vorn etwas gekerbte, mit großen Geschmackhörnern bedeckte Zunge, und unter der gemeinen Haut liegende Augen. Sie sind wol alle Schwanzlos zu nennen, da ihr After unter dem letzten Gelenke ihres Körpers liegt, welches nur etwas über demselben hervorragt. Es bildet dieser After strahlenförmige Falten. Ein Trommelfell bemerkt man nicht, und Cuvier nahm bei ihnen statt eines Gehörknochens nur ein kleines Plättchen über dem eiförmigen Fenster wahr. Eben dieser treffliche Naturforscher belehrt uns auch, daß ihre zweite Lunge sehr klein sey. Ob sie sich verwandeln, also im ersten Zeitraume ihres Lebens mit Kiemen versehen sind, dieses, wie fast ihre ganze Geschichte ist unbekant, nur scheint es, daß alle in Südamerika zu Hause sind. Sie haben in der einen weit hervorragenden vorn abgestumpften Rüssel bildenden Oberkinnlade zwei, in der Unterkinnlade eine Reihe ziemlich großer, kegelförmiger weit von einander entfernter rückwärtsgebogener Zähne. Linné gibt nur zwei Arten an, kannte aber offenbar drei; denn die

1) *Od.* V, 47 ff. 2) *Lucian.* Dial. L. 7. *Hor.* Carm. I, 20, 17 ff. *Aen.* IV, 242 ff. *Stat. Theb.* I, 306 ff. 3) *Gl.* XXIV. 3, 43; *Od.* l. c. 4) *Hyg. Astr.* II, 7; *Schol.* in *Gl.* XV, 256

*) Böttiger's scharfsinnige Ableitung aus Phönizien, s. in dessen Griech. Vasengemälden Bd. 2. S. 97 fgg., wo man auch noch weitere Nachweisungen findet. (*H.*)

Caecilia tentaculata in dem Mus. Ad. Frider. ist nach der Abbildung von der in den Amoen. Acad. ganz verschieden, und Daudin's C. lumbricoides. Daudin fügte noch eine vierte Art: C. albiventris hinzu.

Caecilia albiventris *Daud.* Rept. VII. t. 97. f. 1. Weißbauchige Cäcilie. Diese Cäcilie, welche bis jetzt nur aus Daudin's Beschreibung bekant ist, unterscheidet sich nach dieser von der fühlfädigen (C. tentaculata), der sie sehr ähnlich ist, durch den Mangel der Fühlfäden; von der wurmförmigen (C. lumbricoides), durch ihren verhältnißmäßig dickeren Körper, und größeren Warzen an den Seiten desselben, zwischen den kleinern, mit bloßen Augen kaum sichtbaren; von der seitenstreifigen (C. glutinosa) durch das halbkugelförmige letzte Glied ihres Körpers. Auffallender würde sie sich noch von allen andern Arten unterscheiden, wenn ihr, wie Daudin es angibt, die Zähne im Gaume fehlten. Dieser zählte bei ihr 91 einfache Falten an jeder Seite, dann 46 doppelte, hierauf 3 kreisförmige, welche zween Ringe bilden, und am Ende 11 Falten, wodurch schmale Ringe, und ganz zuletzt ein kugelförmiges Endstück entsteht, unter welchem der After liegt. Die Farbe ist bläulich schwarz, mit gelblichweißen Flecken am Bauche; die Länge ist 20 Zoll 5 Lin. Das Vaterland ist Surinam.

Caecilia glutinosa *Linn.* Mus. Ad. Fr. I. t. 4. f. 1. Seba thes. II. t. 25. f. 2. Seitenstreifige Cäcilie, geschwänzter Schlüpfer, schleimige Ringelschlange. Diese Cäcilie unterscheidet sich von allen übrigen dadurch, daß ihr Schwanzende in eine stumpfe Spitze ausläuft. Sie ist über einen Fuß lang, und eines kleinen Fingers dick, ohne Fühlfäden; ihr Kopf klein und glatt, ihr Rumpf walzenförmig und hinten etwas dicker. Diesen umgeben 350 kleine, etwas nach hinten gekehrte Runzeln, welche an der Bauchnath in einem spitzen Winkel zusammenstoßen. Ihre Farbe ist braun, mit einem ziemlich breiten weißlichen Streifen an jeder Seite. Sie scheint wie mit einem Schleime überzogen zu seyn, doch auch die andern Arten sehen wie gefirnißt aus, und man kann also dieses nicht als Unterscheidungsmerkmal annehmen.

Caecilia Ibiara *Daud.*, s. C. tentaculata.

Caecilia lumbricoides *Daud.* rept. VII. t. 97. f. 2. Wurmförmige Cäcilie. Gewiß hat Linné eben diese Cäcilie auch in seinem Museum Ad. Frid. I. t. 5. f. 2. unter dem Namen C. tentaculata und zwar besser wie Daudin abgebildet, wie mich die Vergleichung mit einem Exemplare meiner Samlung lehrt. Sie ist von der C. tentaculata und allen übrigen durch ihren im Verhältniß zur Länge sehr dünnen Körper, wodurch sie in der Gestalt einem Regenwurm gleicht, auffallend verschieden. Mein Exemplar ist 18 Zoll (Daudin's 19½") lang, und noch keine 4 Lin. dick; am Halse nur 2½ Lin. Der Kopf ist sehr klein, schmal, und vollkommen glatt; der Rumpf vorn rund, in der Mitte zusammengedrückt, hinten glatt gedrückt, und am breitesten. Er endigt sich halbkreisförmig mit einer abschüssigen Platte, worunter der After liegt, und ist hier am breitesten. Er ist ganz mit kleinen, nur durch eine Lupe erkennbaren Wärzchen bedeckt, die fast das Ansehn von Schuppen haben. Die Runzeln sind vorn und hinten sehr deutlich und bilden hinten viel engere Ringe. Sie umgeben den Körper vorn und hinten in Ringen; in der Mitte des Rumpfes sind sie aber bei meinem Exemplare durchaus nicht erkenbar, und eben das scheint auch bei dem Daudinschen der Fall gewesen zu seyn, der indeß, ohne für die Richtigkeit der Zählung einzustehn, 87 einfache Seitenfalten (bloß Seitenfalten sind bei meinem Exemplare die ersten nicht, sondern sie umgeben den ganzen Körper, Daudin's Exemplar war aber eben im Begriff, die Haut abzulegen, und daher mag die Verschiedenheit rühren) angibt, denen 204 doppelte Seitenfalten, und diesen 33 kreisförmige Falten folgten. Augen konnte ich gar nicht entdecken, so wenig wie Fühlfäden, doch bemerkte ich neben den Nasenlöchern zur Seite und tiefer wie sie Etwas, das mir wie ein Loch mit einem Wärzchen darin aussieht, welches ich jedoch nicht für wesentlich halte, da diese Theile nicht vollkommen symmetrisch stehen, und von einer Verletzung der Haut herrühren können. Die Farbe ist bräunlichbleigrau. Das Vaterland ist unbekant.

Caecilia tentaculata *Linn.* Amoen. Acad. I. t. 17. f. 2. C. Ibiara *Daud.* Fühlfädige Cäcilie, Fühlschlange, ungeschwänzter Schlüpfer, gemeine Runzelschlange. Sie unterscheidet sich durch zween kaum sichtbare Fühlfäden, oder wie Schneider sie lieber nennen will, Wärzchen, neben jedem Nasenloche, und einen dicken, walzenförmigen Körper, welchen 135 Runzeln umgeben, die am hintern stumpfen Ende näher beisammen stehn. Man findet sie in Surinam. Daß Linné sie mit der vorigen vermengte, habe ich schon bemerkt. (*Merrem.*)

CAECILIA, die Heilige, Schutzpatronin der Tonkunst. Die Legende [1]) erzählt von ihr folgendes. Cäcilia eine edle römische Jungfrau trug das Evangelium Christi verborgen in ihrem Herzen und bat den Herrn mit Seufzen und Flehen, eine unbefleckte Jungfrauschaft ihr zu erhalten. Ihre (heidnischen) Eltern hatten sie an einen heidnischen Jüngling Namens Valerianus verlobt; dieser von brennender Liebe gegen sie entzündet, setzte den Tag der Hochzeit an. Cäcilia ward mit goldgestickten Kleidern angethan; aber auf ihrem Leibe trug sie ein härnes Gewand. Eltern und Bräutigam bestürmten sie mit solcher Gewalt, daß sie die Liebe ihres Innersten nicht zeigen und wie sie Christus allein zugethan sey, durch augenscheinliche Zeichen nicht offenbaren konnte. Der Tag kam heran, an welchem das Brautbette aufgeschlagen wurde; und während die Instrumente tönten, tönte es in ihrem Herzen allein zu dem Herrn [2]): Herr laß mein Herz und meinen Leib unbefleckt bleiben, damit ich nicht zu Schanden werde! Sie fastete zwei, drei Tage und empfahl dem Herrn, was sie fürchtete. Sie ruft die Engel in ihrem Gebete an, sie fleht mit Thränen zu den Aposteln, und allen heiligen Dienern Christi, daß sie ihr Gebet unterstützen und ihre Keuschheit dem Herrn empfehlen möchten. Die göttliche Hilfe erschien, wie die Le-

1) Acta S. Caeciliae; Vitae SS. T. XI.; Martyrol. Rom. Baron. Annal. T. II. p. 232. N. XI. Pet. de Natalibus; al. 2) Die Worte lauten: cantantibus organis illa in corde suo soli domino cantabat (al. decantabat) dicens etc.

gende weiter berichtet. Als nämlich der Bräutigam sie ins Hochzeitbett führen wollte, so bedeutete sie ihn, er solle um seines jungen Lebens willen nicht wagen, sie zu berühren, denn ihre Unschuld werde von einem Engel des wahren Gottes beschützt. Jener, welcher betroffen ein tiefes Geheimniß ahnete, wünschte den Engel mit eignen Augen zu sehen. Cäcilia erklärte dies nur unter der Bedingung für möglich, daß Valerian sich durch die heilige Taufe reinigen lasse. Hierauf ließ sich der Jüngling ihrer Weisung gemäß zu dem Bischof Urban führen, der sich unter den Gräbern der Märtyrer verborgen aufhielt, empfing von ihm gläubig den Unterricht im Evangelium und die Weihe der Taufe. Als er nun zu seiner Braut zurück kam, fand er sie betend in ihrer Kammer und neben ihr den Engel im himmlischen Glanze, der beiden Kränze von Rosen und Lilien reichte. Valerian wünschte nun, daß auch sein Bruder Tiburtius Zeuge dieses Wunders und des Heiles theilhaftig werden möchte. Der Engel gewährte ihm diese Bitte, und verkündete beiden die Krone des Märtyrerthums. Auch Tiburtius ließ sich taufen. Beide Brüder ließ der Christenverfolgende Präfect von Rom Almachius als eifriger Bekenner des christlichen Glaubens enthaupten. Cäcilien wurde das Leben geschenkt unter der Bedingung, daß sie den heidnischen Göttern wieder opfere. Als sie dies standhaft verweigerte und fortdauernd durch ihren begeisterten Glauben Scharen von Götzendienern zum Christenthum führte, ward sie auf des Wütherichs Befehl in ein Bad mit siedendem Wasser verschlossen; da man sie am andern Morgen noch unverletzt fand, so sollte der Henker sie enthaupten. Als er ihr aber dreimal in den Hals gehauen, und das Haupt nicht vom Leibe zu trennen vermochte, verließ er sie in ihrem Blute. Sie aber lebte noch drei Tage, ermahnte die Gläubigen, vertheilte ihre Habe unter die Armen, und weihte ihr Haus der Kirche. Sie starb der Legende nach am 22. Nov., an welchem Tage auch in der röm. Kirche ihr Gedächtnißfest gefeiert wird; und Bischof Urban begrub ihren Leichnam. Ihr Todesjahr wird verschieden angesetzt. Baronius, Orsi und Beda setzen es unter die Regirung des Kaiser Alexander Severus (218 — 231), etwa in das Jahr 220; andere weniger kritische Martyrologen schon in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Nach einigen sollen die Leichen jener Märtyrer auf dem Kirchhofe des h. Calixtus, nach andern des Sixtus oder Prätextatus vor dem Appischen Thore beerdigt worden seyn, welche Stätte späterhin das Begräbniß der heil. Cäcilia genant wurde. Schon im J. 500 gab es eine der heil. Cäcilie gewidmete Kirche in Rom, in welcher auch Papst Symmachus ein Concilium hielt und Wilbrord 696 (nach Beda) zum Bischof ordinirt wurde. Paschalis II., welcher 817 Papst wurde, und besondern Eifer auf die Auffindung der Reliquien wendete, ließ diese Kirche, da sie sehr verfallen war, wieder herstellen, und wünschte den Leichnam der Heiligen in dieselbe zu übertragen. Lange ließ er vergebens an der erwähnten Grabstätte nachgraben, und es ging das Gerücht zu Rom, daß die Longobarden unter König Aistulf (im 8. Jahrh.) diese Leiche nebst vielen andern geraubt hätten.

Als aber Paschalis einst wie er selbst erzählt [3]) beim Anbruch eines Sonntagsmorgens den Sängern am Grabe Petri zuhörte, und darüber in Schlummer versank, erschien ihm eine Jungfrau von außerordentlicher Schönheit, welche sich ihm Cäcilia nannte, und ihm berichtete, daß die Longobarden vergeblich ihren Körper gesucht hätten, die Jungfrau Maria hätte verhindert, daß sie ihn gefunden, und jetzt gefalle es dem Herrn, dem Papste denselben zu entdecken, er möge also in den Katakomben des heil. Calixtus weiter nachforschen und ihn nebst andern daneben liegenden Heiligenkörpern in der Stadt beisetzen lassen. Bald wurde auch, wie es heißt, Cäciliens Körper, nach den Anzeigen, die in ihrer Märtyrergeschichte vorkommen, nämlich in Goldstoff gekleidet, nebst blutbespritzten Tüchern zu ihren Füßen in einem Sarge von Cypressenholze gefunden, und neben ihr, wie man glaubte, der Leichnam ihres Bräutigams. Der Papst ließ diese Körper im J. 821 an dem zu ihrer Verehrung bestimmten Orte feierlich beisetzen, welche Feierlichkeit Bosio in einer eignen Schrift beschrieben hat. Unter Clemens VIII. wurde dieser Sarg wieder aufgefunden, geöffnet, und mit einem silbernen Sarge umschlossen, wie Baron. ebenfalls berichtet als Augenzeuge T. IX. p. 692.

Noch jetzt befindet sich in Rom jene Kirche der heil. Cäcilia Trastevere, welche den Benedictinerinnen gehört, und von welcher man vorgibt, daß sie auf der Stelle des Hauses und nahe an dem Badezimmer, in welchem die Heilige den Märtyrertod erlitten, vom Papst Urban I. erbaut worden sey, der auch ihren Gatten und Schwager getauft hatte. In derselben steht neben dem Hochaltare das reich verzierte Grabmal der Heiligen, mit der liegenden Marmorstatue derselben von Stefano Maderno, in derselben Stellung, wie jene Heilige im Grabe gefunden worden seyn soll [4]). Daß das Fest der heil. Cäcilia sehr alt ist, ist entschieden. Mabillon hat zu beweisen gesucht, daß dasselbe vor der Zeit Karls des Gr. durch ein Gallikanisches Meßbuch gefeiert wurde, welches vor Einführung des Gregorianischen Gesanges in Frankreich im Gebrauche gewesen seyn soll. In der neuern Zeit nun ist diese Heilige zur Schutzpatronin der heil. Musik erhoben, und als Orgelspielerin, sogar als Erfinderin der Orgel von berühmten Dichtern und Malern vorgestellt worden. Im **Breviarium Toletanum** befindet sich ein Hymnus, worin sie besungen wird. Der engländische Dichter Chaucer (im 14. Jahrh.) besang sie und erzählte ihre Geschichte in seiner **Nonne's Tale**, wo es heißt:

> and while that organs maden melodie
> to God allone thus in her hest sung she
> (und während Orgeln machten Melodie
> sang so zu Gott in ihrem Hell nur sie!)

Späterhin haben die Verehrer der Tonkunst, auch außer der römischen Kirche, zum Preise der Musik ihr Namensfest gefeiert, besonders in London, wo am Cäcilientag alljährlich eine große musikal. Versamlung in Stationers-Hall, seitdem dieses nach dem Brande von London

3) Paschalis epp. II. p. 1224 sq. apud Harduin. T. IV. Die ganze Geschichte dieser Auffindung erzählt auch Baronius annal. eccl. T. IX. 4) Friedländers Ansichten von Italien II. Thl S. 79.

wieder erbaut worden war, gehalten worden ist. Für dieses Fest komponirte auch Purcell (1694) ein berühmtes Te Deum und Jubilate [5]). Dryden, in seinem von Händel komponirten Alexanderfest, Pope, Addison, Congreve feierten dieses Fest und die Musikheilige durch berühmt gewordene Dichtungen. Pope singt von ihr:

Vom Orpheus denn singt nicht, ihr Dichter, mehr,
der Heiligen war größ're Macht verlieh'n;
den Pfad bahnt aus der Hölle er,
sie den zum Himmel hin.

Unter den malerischen Darstellungen sind die Cäcilien von Raphael (gestochen von Strange und Massard), von Domenichino, von Dolce, von Mignard berühmt.

Wann und wie nun jene Heilige zu diesen Ehren gekommen und Beschützerin der Musik geworden, ist von Vielen gefragt und untersucht worden. Die gewöhnlichste Meinung ist die, meines Wissens zuerst von Herder aufgestellte [6]), nach welcher man annimt, daß dies durch eine falsche, ja widersprechende Erklärung der Worte ihrer Legende geschehen ist: et cantantibus organis illa in corde suo soli domino decantabat, dicens: fiat cor meum etc., welche nachher zu einer Antiphone geworden sind, deren man sich zufolge des römischen Breviariums bei dem Feste dieser Heiligen bediente. „Vielleicht ist keine Schutzpatronin in der Welt, so fängt er jenen Aufsatz an, zu ihrem Amt unschuldiger gekommen, als Cäcilia, die Schutzpatronin der heil. Tonkunst. Sie kam dazu, weil sie auf die Musik nicht achtete, ihre Gedanken davon abwandte, und mit etwas Höherem beschäftigt, sich von ihren Reizen nicht verführen ließ." — Außer dem Zusammenhange, bei der gewöhnlichen liturgischen Wiederholung, dachte man sich unter den Hochzeitinstrumenten, von denen Cäcilia ihr Gemüth abwandte, jetzt eine Orgel; man machte sie also gar zur Erfinderin derselben, gab ihr die Werkzeuge dazu in die Hand, und ließ diese ihr inneres Herzensgebet begleiten. So kam sie zur zweiten unverhofften Ehre, eine Erfinderin der Orgel zu seyn, von der in ihrer Legende gar nicht die Rede seyn konnte. Andere sagen, daß man zu einer Zeit, wo Alles in Verbindung mit Religion gebracht wurde, auch der Musik einen Schutzheiligen wünschen mußte, und die Wahl der Mitglieder einer Corporation nicht immer auf einen Heiligen fiel, der auch ihre Kunst oder Beschäftigung wirklich ausgeübt hatte. Man habe allein bei der Märtyrin Cäcilia das cantare gefunden, dies vom wirklichen Singen verstanden und ihr darum die Orgel als Sinnbild beigelegt [7]). Vielleicht hat man jedoch die obige Stelle ursprünglich nicht sowol misverstanden, als ihr vielmehr eine in jenem Zeitalter sehr gewöhnliche symbolische Auslegung gegeben, und diejenige Heilige zur Schutzpatronin der heiligen Musik gemacht, welche beim Anhören der irdischen Musik eine höhere, gottgeweihte Harmonie in ihrem H… zen trug, und gleichsam unhörbar zu dem Herrn s… (hiebei hielt man sich vorzüglich an den metaphorischen A… druck decantabat domino). Das Spielen der Or… konnte dagegen auf einem spätern Misverständnisse b… hen. Eine andere, mir minder wahrscheinlich vor… mende Hypothese ist kürzlich in einem Aufsatze über ei… geschnittenen Stein, der eine Orgel darstellt, vorgetra… worden [8]), daß nämlich einem gläubigen und mächt… Verehrer der heil. Cäcilia jener römisch geschnittene St… auf welchem eine weibliche Figur, hinter einer klei… mit Kränzen verzierten Orgel sitzt (jetzt im Besitz d… Fürsten Poniatowsky) in die Hände gefallen sey, er h… selben auf die Heilige mit ihrer Orgel bezogen, und h… sich so zuerst ihr Ruf als Spielerin und Erfinderin de… selben gegründet. Diese Hypothese setzt die ersten gew… sermaßen voraus; denn daß der Irrthum eines Individu… über den Gegenstand jenes geschnittenen Steins so w… verbreitet worden sey, ist nicht wahrscheinlich. Mag n… die Kirchenheilige auf diese oder jene Weise zu den E… gekommen seyn, eine schöne „christliche Muse" zu w… den, so gehört sie doch jetzt zu den schönsten Idea… welche die Kunst zu ihrem eignen Preise verherrlicht h… In dieser Beziehung sagt Herder sehr schön: „das ei… ge Gemälde Raphaels von ihr in Bologna macht s… als eine himmlische Erscheinung, der Unsterblichkeit wer… sie hat in ihm einen eignen Charakter gewonnen, h… weder eine Klio (Polyhymnia) noch eine Maria M… Magdalene darstellt; eine erhabene, standhafte Heilige i… sie und zugleich die personificirte „himmlische An… dacht." — Schön ists überhaupt für jede Kunst, ei… solche Schutzgöttin, und einen Tag des Wetteifers zu i… rem Preise in Ausübung der Kunst selbst zu habe… Man freut sich dabei ihrer innern Natur, als eines him… lischen Geschenkes, erinnert sich der Wohlthaten, die … dem Menschengeschlecht brachte, und sieht eben durch d… sen festlichen Wetteifer neubelebt, ein fernes, unerreich… res Ziel vor sich; man fühlt die Kunst in ihrer unst… chen, immer neu aufblühenden Jugendschönheit. … edler und anständiger wird der Cäcilientag dadurch, d… er eine christliche Heilige singet: denn Andacht d… mich, ist die höchste Stimme der Musik, heilige, him… lische Harmonie, Ergebung und Freude. Auf diesem W… ge hat die Tonkunst ihre schönsten Schätze erbeutet, u… ist bis zum Innersten der Kunst gelangt. Alle lustige… kleinen Ergötzungen, die die Musik erschafft, sind u… schuldige Spiele oder leichte Vorübungen zu dem erha… nen, umfassenden Genuß, den nur die reine, heilige Mu… sik unserer Sele gewährt." (Wendt.)

CAECILIUS. Plebejische Beamte dieses Namens ohne Zunamen kommen in den römischen Fasten seit dem J. R. 316 vor; nämlich ein Volkstribun J. 316. Quint. Cäcilius [1]), ein Volksädil Aul. Cäcilius J. 563 [2]), ei… Volkstribun, Luc. Cäcilius J. 390 [3]), der das Gesetz de ambitu brachte; auch sind Unterfeldherren, Curatoren [4]), Privatleute [5]) des Namens hie und da erwähnt: als Zo…

5) G. Jones Gesch. der Tonkunst a. d. Engl. Wien 1821. S. 67. 6) In dem 1793 geschriebenen Aufsatze Cäcilia; zuerst in den zerstreuten Blättern 5. Saml. bekant gemacht, und in den sämtlichen Werken. Zur schönen Literatur und Kunst XIII. Theil, S. 77 ff. 7) Diese Erklärung gibt Rochlitz in einem Cäcilia überschriebenen Aufsatze (mus. Zeitung VI. Jahrgang No. 7.) an.

8) Kunstblatt zum Morgenblatt Jahrg. 1819. No. 8.

1) *Liv.* 4, 16. 2) 38, 35. 3) *Cic.* Syll. 22. 4) *L…* 31, 21, 42, 4. 27. 5) Beisp. s. *Ernesti* clav. Cic. *Caecil.* *Ca… tull.* 33, 2.

namen finden sich Denter [6]), Bassus [7]), Cornutus [8]), Simplex [9]), Niger der Quästor des Verres [10]), gegen den Cicero's Divination gerichtet ist, u. a.; als Geschlecht im Zusammenhange lassen sich aber nur die Metelli, und selbst diese nicht vollständig, aufstellen (s. Metellus). Von den nicht in die Fasten gehörigen Cäciliern sind die bedeutendern:

1) Der Komiker Cäcilius Statius (s. den folg. Art.); 2) der Ritter Q. Cäcilius, des Pomponius Atticus Oheim, ein Wucherer [11]); 3) Q. Cäcilius Epirota, gebürtig aus Tusculum, Freigelassener des Atticus, ein Grammatiker aus Augustus Zeit, ausgezeichnet als Erster, der lateinische Disputationen anstellte und Virgilius und anderer damals neuer Dichter Werke vorlas [12]). (Vgl. Caeculus). (*W. Wachsmuth.*)

Caecilius Statius, der nächste Vorgänger des Terentius in der komischen Kunst der Römer, ein Zeitgenosse des Ennius; gestorben im J. d. St. 586. und beim Janiculum begraben. Dem Suetonius zu Folge*), war er aus dem Insubrischen Gallien und ein Hausgenosse des Ennius. Nach einigen war Mailand seine Vaterstadt. Er scheint ein Sklave gewesen, und von einem Patron aus der Cäcilischen Familie freigelassen zu seyn**). Die Alten führen die Titel von acht und vierzig seiner Komödien an, von denen die meisten, wie es scheint, aus griechischen Originalen entlehnt waren. Nach Gellius Urtheile ***) waren diese Werke nicht ohne Anmuth; hielten aber mit den Originalen keine Vergleichung aus. In Rücksicht auf Sprache und Ausdruck findet Cicero †) viel an ihm zu tadeln, und setzt ihn dem Terenz weit nach. Von seinen Werken haben sich nur einzele Stellen erhalten, gesammelt in Fragmentis Veter. Poet. Latinorum. ap. Rob. Stephan. Paris. 1564. 8. Comicorum Latinorum Sententiae Selectae. Par. 1569. Almeloveen fragm. comicor. Amstel. 1686. (Vgl. Sagittarii vita Caecilii. Altenb. 1672. 8.). (*F. Jacobs.*)

CAECINA, ein etruskisches Flüßchen im Gebiet von Volaterrä, noch jetzt Cecina genant [1]). Personen dieses Namens, sehr wahrscheinlich etruskischer Abkunft, kommen in der letzten Zeit der römischen Republik und in der Geschichte der römischen Imperatoren des 1. Jahrh. n. C. vor. Mit Übergehung der minder bedeutenden [2]) nennen wir 1) Aul. Cäcina, den Verfasser einer Schmähschrift gegen Cäsar [3]); 2) Aul. Cäcina Severus, Unterfeldherr des Germanicus bei dessen ersten beiden Einfällen in Germanien, beide Male Führer des Vortrabes [4]); bei dem Rückzuge von dem zweiten Einfalle Befehlshaber eines eigenen Heers, und wegen seines heldenmüthigen Widerstandes gegen Hermann und Inguiomer auf dem Zuge über die Pontes Longos nach der Brücke am Niederrhein, wo dem Heere Vernichtung durch die Germanen drohte, von Tiber mit dem Ehrenzeichen des Triumphs belohnt [5]). 3) Alienus Cäcina, gebürtig aus Vicetia (Vicenza) [6]); bei Galba's Thronbesteigung Befehlshaber der Legionen im obern Germanien; schön, kräftig, beredt und bei dem Heere beliebt, gegen Galba aus persönlichem Antriebe übelgesinnt, und daher mit Valens Parteiführer für Vitellius, als Otho in Italien Imperator ward [7]). Er führte sein Heer gen Italien; Helvetien empfand die Drangsale soldatischer Plünderung, worin die 21ste Legion, rapax genant [8]), das Beispiel gab; die Einwohner eines Ortes (anjetzt Baden?) wurden erschlagen, Aventicum mit Mühe vom Untergange gerettet [9]). Oberitalien bis zum Po ward leicht gewonnen; aber Placentia umsonst angegriffen, und in Cremona's Nähe unglücklich gegen die Othonianer gefochten, und erst nach der Ankunft von Valens Heere durch den Sieg in der Gegend von Bodriacum für Vitellius Sache entschieden [10]). Cäcina stand während der kurzen Regirung des Vitellius in den höchsten Ehren [11]), und ward dem Vespasian mit einem Heer entgegengesandt; ging aber zu diesem über [12]), und hörte nun auf bedeutend zu seyn. (*W. Wachsmuth.*)

CAECUBUS, Ager (*τὸ Καίκουβον*), ein kleiner Landstrich an der Küste von Latium zwischen Terracina und Gajeta, von welchem auch der Busen, den das Meer hier bildet, Sinus Cäcubus hieß, sonst von der Stadt Amyclä, Amycläus benant [1]). Woher der Name Cäcubus, *Καίκουβος*, abstamme und was er bedeute, ist nicht bekant. Seinen Ruhm verdankt er dem von den lateinischen Dichtern, und vor allen andern von Horaz und Martial gepriesenen Weine, welcher auf einer sumpfigen, mit Pappeln besetzten Insel wuchs, die das in das Innere des Landes eindringende Seewasser lagunenartig umgab [2]). Ihr Umfang betrug wenig über eine halbe Quadratmeile und auf diesem kleinen Raum wuchs die Rebe, deren Frucht den edelsten Wein von ganz Latium lieferte, Vinum Caecubum. Es ist auffallend, daß ein so vortreffliches Gewächs in einer sumpfigen und niedrigen Gegend gedieh, wie doch Strabo ausdrücklich berichtet [3]). Einiger Maßen erklärlich wird es dadurch, daß, wie derselbe Geograph hinzufügt, die Cäcuber Reben an Bäume hinaufgezogen wurden, wodurch ihre Trauben den Dünsten der Meersümpfe enthoben waren. Wie Plinius erzählt [4]), wurde unter der Regirung des Nero der Weinbau des Ager Cäcubus durch einen von diesem Kaiser mit Unsinn

---

6) *Liv.* 39, 56. 40, 1. 42, 6. 7) *Cic.* Att. 2, 9. divers. 11, 1. 12, 11 u. ff. 8) *Tacit.* Ann. 4, 28. 30. 9) *Tac.* Hist. 2, 60. 3, 68. 10) S. Arg. Ascon. zu *Cic.* divin. in Verr. 11) *Cic.* Att. I, 1. 12. 12) *Sueton.* Grammat. 16. und Casaub. daselbst.

*) In *Hieronymi* Chron. Ol. 150. 2. **) *Gellius* IV. 20. ***) *Gellius* III. 23. neque quum legimus eas, nimium sane displicent, quin lepide quoque et venuste scripta videantur. At enim si conferas et componas Graeca ipsa — oppida quam jacere atque sordere incipiunt. †) *Cicero* Ep. ad Att. VII. 3. 7.

1) *Plin.* h. n. 3, 8. *Mela* 2, 4. 2) Cicero's Client und Correspondent, s. die Rede von Cäc. und epist. ad. div. 6, 5 ff.; Licinius Cäcina, *Tac.* H. 2, 53. *Plin.* h. n. 20, 76. Cäcina Volaterranus 10, 34; (Cäcina Tuccus *Tac.* Ann. 13, 20. Hist. 3, 38.) u. a. 3) *Suet. Caes.* 75.

4) *Tac.* Ann. 1, 31. 50, 56. 5) 1, 60 — 68. 72. 6) *Tac.* H. 3, 8. 7) 1, 53. 8) 2, 43. 9) 1, 70. 10) 2, 17. 20 — 30. 39 — 45. 11) 2, 56. 92. 12) 2, 99. 100. 3, 13. Vgl. über diesen Cäcina Plutarch's Otho, und über Cäcina überhaupt. *Ernesti* clavis Cic. s. v. Caecina.

1) *Strabo* V. p 354 ff. Auch Amyclanus, Amuclanus. 2) Dieser Meersumpf hieß von der benachbarten Stadt Fundi, Lacus Fundanus. S. *Strabo* l. c. 3) Vgl. *Mart.* XIII. 115. 4) *Plin.* XIV. 6.

angelegten und am Ende nicht ausgeführten Kanal sehr [illegible], und auch die Römer sollen von der Zeit an die Pflege der Schiffe vernachlässigt haben. Nichts desto weniger feiert aber noch Martial nicht minder als Horaz die Güte des Cäcubers. Er hatte es mit dem Falerner und andern edeln Weinen Italiens gemein, durch Alter milder und süßer zu werden, ohne jedoch dadurch seine feurige Kraft zu verlieren. Daher im Horaz ein so großer Werth auf die lange aufbewahrten, unter hundert Schlössern liegenden Familiengefäße voll des edlen Cäcubers gelegt wird *). (*Wilh. Müller.*)

CAECULUS, ein alter italischer Heros, für einen Sohn des Vulkan gehalten, weil man ihn einst auf dem Herde fand, oder seine Mutter ihn von Funken empfangen haben wollte, die dem Feuer entsprungen waren *). Anfangs Anführer eines Räuberhaufens gründete er Präneste und kündigte, um die Volksmenge zu vermehren, feierliche Spiele an. Um das Volk, das sich zur Schau einfand, zur Niederlassung dort zu bewegen, rühmte er seine göttliche Abkunft, und rief, da niemand ihm glaubte, den Vulkan an, sie zu beglaubigen. Plötzlich umgab eine Feuerflamme das Volk, und nöthigte es, nicht nur ihm zu glauben, sondern auch bei ihm zu bleiben. Seinen Namen soll er von seinen kleinen Augen gehabt haben **). Man machte ihn zum Stammvater der Cäcilier. Fem. Caeculina. (*Ricklefs.*)

CAELIUS (Aurelianus), ein wichtiger medizinischer Schriftsteller, aus Sicca in Numidien gebürtig, dessen Zeitalter aber zweifelhaft ist. Da er indessen den Magnus aus Ephesus citirt, der ein Zeitgenosse Galens war, da er sogar den Leonidas, den Episynthetiker anführt, welcher offenbar später als Galen gelebt, weil er diesen citirt, so kann Cälius nicht früher, als in der Mitte des 3. Jahrh. gelebt haben. Freilich wird Galens nirgends bei ihm erwähnt, da er doch eine Menge unbedeutender Schriftsteller anführt; allein Cälius citirt auch den Archigenes, der doch bei seinen Zeitgenossen, wie bei der Nachwelt, in dem größten Ansehn stand, nur an einer Stelle. Ja, den Aretäus, einen der würdigsten Schriftsteller der ersten Jahrhunderte, scheint er gar nicht zu kennen. Wahrscheinlich hat der Sektengeist den Numidier abgehalten, Galens, des eifrigsten Widersachers der methodischen Schule, zu erwähnen; denn zu dieser Schule bekannte sich nicht allein Cälius, sondern sein Werk ist auch die Hauptquelle, aus welcher man schöpfen muß, wenn man die theoretischen und praktischen Grundsätze der Methodiker kennen lernen will, da die Schriften der übrigen nur Bruchstücke und einzele Abhandlungen sind. Das Werk selbst führt den Titel, de morbis acutis et chronicis libri 8. Die beste Ausgabe ist die von Wetstein, nach Almeloveen, Amsterdam 1755. in Quart besorgte. Es ist in einem so barbarischen Latein geschrieben, daß man dem Reinesius fast Recht geben möchte, der den Cälius ins 5. Jahrh. setzt. Indessen steht dem entgegen, daß Cassiodor schon in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. den Cälius als einen alten Schriftsteller rühmt und empfiehlt †). Auch war in entlegenen Provinzen des römischen Reichs die Sprache wol immer unrein, und wie schlecht die römischen Ärzte auch in späteren Zeiten schrieben, sieht man aus dem Beispiel des Scribonius Largus, der noch dazu in der Nähe des Kaisers Claudius lebte, und wie barbarisch schreibt nicht Serenus Sammonicus zu Anfang des 3. Jahrh.? — Almeloveen und einige Andere haben geglaubt, das Werk des Cälius sei eigentlich eine Übersetzung des Soranus, der unter Trajan lebte, und einer der berühmtesten Methodiker war. Allein diese Vermuthung wird dadurch widerlegt, daß Cälius an vielen Stellen den Soranus anführt, aber [illegible] da auch von den Meinungen und Grundsätzen des letztern abweicht. Überdies verräth Cälius überall seinen Mangel an griechischer Sprachkenntniß so sehr, daß er wol nicht im Stande gewesen, ein griechisches Werk zu übersetzen. Allein diese Mängel hindern die Brauchbarkeit des Werks keineswegs. Der Verf. malt die Krankheiten von ihrem Entstehen an bis an ihr Ende mit so lebendigen Farben, daß er hierin nur dem trefflichen Aretäus nachsteht. Er ist so umständlich in der Unterscheidung derselben, in der Entwickelung ihrer Ursachen, wobei er jedesmal die abweichenden Meinungen seiner Vorgänger erörtert und widerlegt; er ist so genau und lehrreich in der Behandlung, besonders auch in Rücksicht der Lebensordnung, daß man kaum einen andern Schriftsteller im Alterthume nennen wird, der mit ihm hierin die Vergleichung aushielte. Dabei ist er so wenig von Vorliebe für die Vorurtheile seiner Schule verblendet, daß er in ganzen Kapiteln den Asklepiades, den Themison und Thessalus widerlegt. Kurz, wenn Cälius dem gelehrten Arzt und Geschichtsforscher unentbehrlich ist, so wird der Praktiker, wenn er nicht ganz ohne Bildung und Sinn für dieselbe ist, bei wenigen alten Schriftstellern so viel Befriedigung finden, als bei diesem Barbaren. (*Sprengel.*)

CAEMENT (künstliches), (Cämentirpulver) Caementum, pulvis caementatorius, Cament, Cement etc., heißt überhaupt jedes Pulver oder jeden Teig, womit man gewisse Körper in eigenen Cämentirgeräthschaften, oder in gewöhnlichen Schmelztiegeln umgibt, um dadurch unter Mitwirkung des Feuers in eben diesen Körpern gewisse Veränderungen hervorzubringen (s. Caementation). Die vornehmsten Cämentpulver sind: 1) das Goldcämentpulver, Caem. regale, welches zur so gen. concentrirten Scheidung (Scheidung durch die Cämentation) des Silbers von dem Golde dient. Es gibt mancherlei dergleichen Cämentpulver, deren Zusammensetzung man nach dem jedesmaligen Zweck verschiedentlich abändern kann. Das gewöhnliche besteht aus reinem Salpeter, gleichviel weißgebranntem Vitriol, zur Austreibung der Salpetersäure, und zweimal soviel Ziegelmehl, um zu verhüten, daß das Cämentpulver nicht zusammenfließe. Das Metall wird, zu dünnen Blechen geschlagen, und mit dem Cämentpulver gehörig geschichtet, in einer Cämentbüchse rc. behandelt bei einem 12—16 stün-

*) *Hor. Od.* II. 14, 25. Die übrigen Loci class. sind *Od.* I. 20, 9. I. 37, 5. III. 28, 3. *Epod.* 9, 1. 36. *Serm.* II. 8, 15. *Mart.* XIII. 115. Vgl. über den ganzen Art. Mannert's Geogr. von Italia. B. I. p. 679. 80.

*) *Serv. in Aen.* VII. 680; *Sol.* c. 2, *Salmas. in Sol.* p. 46.
**) *Serv. in Aen.* VII, 681.

†) *Cassiodor. divin. instit.* c. 31.

digen Rothglühfeuer. Nach dem Erkalten nimt man die Bleche heraus, kocht sie in vielem Wasser aus, und spielt sie ab. Statt des Salpeters kann auch Kochsalz dienen, nur nie beides zugleich, weil daraus ein Königswasser entstehen würde, welches das Gold selbst angriffe. 2) Das Stahlcäment, zur Verwandlung des Eisens in Stahl (sogen. Brennmaterie). Auch zu diesem sind die Vorschriften sehr verschieden; doch ist sehr feiner Kohlenstaub von hartem Holze der Hauptbestandtheil, und mit $\frac{1}{10}$ frischgebrannter ganz trockner Asche, zum Dichtmachen vermengt, ohne weiteres hinreichend. Zu einem Pfund Eisen rechnet man ungefähr 4 Loth dieses Cämentes. Das Reaumur'sche Stahlcäment besteht aus 16 Ruß, 8 Kohlenstaub, ebensoviel Asche, und 4—6 Kochsalz, welches letztere, indem es in der Glühhitze zu fließen anfängt, die Dichtheit des Cäments vermehren, wol auch eine noch nicht bekannte chemische Wirkung haben kann, wiewol eine Zersetzung des Kochsalzes, wenn Eisen mit ihm geglühet wird, nicht merklich ist. Kohlenstaub bleibt immer die Hauptsache, und gibt, bei rechter Behandlung, vortrefflichen Stahl. — Auch das neueste englische Patent-Eisencäment aus Salmiak, Schwefel und Eisenfeile ist an sich gut, allein es entwikkeln sich daraus beim Gebrauch Wasserstoffgas u. a. Gasarten durch die beim Verbrennen des Schwefels erzeugte Schwefelsäure, wogegen sich, zumal in geschlossenen Räumen, der Arbeiter, wenn er nicht, wie neuere Beispiele in England lehrten, ersticken soll, nur durch zeitiges Herbeischaffen möglichst frischer Luft schützen kann, (s. *Gill* techn. Repository Nr.I. 1822. S. 202.). 3) Gibt es mancherlei Cämentpulver, wodurch man gewissen Gläsern die Eigenschaft des Porcelans beibringt; endlich 4) dergleichen zur Verwandlung des Kupfers in Messing; 5) wird jeder Kitt auch Cäment genant (s. Kitt.).

(*Th. Schreger.*)

Caementation, Cämentirung, **Cementatio etc.**, bedeutet im Allgemeinen das Glühen der Körper in verschlossenen Gefäßen zwischen einem diese Körper umgebenden und zweckmäßig veränderten Pulver oder Teige. Weil dabei die wirksamen Bestandtheile des trocknen Cäments in Dämpfe verwandelt, und durch einen beträchtlichen Hitzgrad unterstützt werden, so ist diese Operation überhaupt ein sehr mächtiges Hilfsmittel, große Veränderungen in den Körpern zu bewirken, oder Körper mit andern zu verbinden, die sich nur schwer, ja auf andere Art gar nicht mit einander vereinigen lassen. Indeß ist die Scheidung des Goldes durch Cämentation nicht ganz eine Scheidung auf dem trocknen Wege, weil die Säuren im Salpeter und im Kochsalze rc. doch etwas Wasser mit sich führen. Sie besteht darin, daß man das silberhaltige, in dünne Bleche geschlagene Gold den Dünsten der Salpeter- oder Salzsäure, sowie sie aus trocknem Salper, oder dergl. Kochsalz, mit Eisenvitriol vermengt, sich entwickeln, aussetzt: die Säure, so wenig Wasser habend, und als heißer Dunst, greift das mit dem Golde gemischte Silber auch dann an, wenn gleich das Gold mehr als die Hälfte des Ganzen beträgt, oxydirt es, und verbindet sich mit ihm, so daß es nachher mit heißem Wasser leicht abgespült werden kann. Jedoch wirkt die Säure nur auf die Oberfläche, mithin ist diese Scheidung nur sehr unvollkommen, und mehr dazu brauchbar, dem mit Silber legirten Golde auf der Oberfläche eine höhere Farbe zu geben.

Um aus Schmiedeeisen (am besten dem im Bruche körnigen, das um so besser, je feiner und leichter das Korn ist,) Brennstahl zu machen, wird es cämentirt, d. i. man gibt ihm durch Glühen mit einem Cäment, in verschlossenen Gefäßen Kohlenstoff: da dieser hier von außen eindringen muß, so werden dünne Schmiedeeisenstangen in einem Brennkasten von feuerfestem Thone am besten wagerecht gelegt, und mit dem Cämente so geschichtet, daß jede ganz damit umgeben ist. Die oberste Schicht Cäment wird mit Sand überschüttet, der Kasten genau bedeckt, dann in einem Windofen (Stahlofen) allmälig bis zum starken Weißglühen erhitzt, und 4 — 5 Tage darin erhalten, bis man an der Öffnung des Kastens eine blaue Flamme wahrnimt. Nun läßt man den Kasten langsam abkühlen, nimt davon die Kohlen weg, und schüttet angefeuchtete Kohlenstübbe darauf. Die in Cämentirstahl verwandelten Eisenstangen können nachher gegerbt, d. h. weißglühend durchknetet, und dadurch gleichartiger gemacht werden (vgl. Rinman Geschichte des Eisens II. — Dingler's polytechn. Journal 1822. IX. S. 104. rc.).

Das Messingbrennen, auch eine Art Cämentation, geschieht in eigenen Thongefäßen. (*Th. Schreger.*)

Caementirgeräthe sind theils 1) cylindrische Büchsen aus Eisen oder feuerfestem Thon, mit einem gut schließenden Deckel, worin Metalle rc. zwischen dem Cämentpulver geglüht und verändert werden. Zwei übereinander gestürzte und luftdicht verklebte Schmelztiegel können leicht ihre Stelle vertreten; theils 2) Cämentirkästen von Eisen rc., worin Eisenstäbe mit dem Cäment geschichtet, und so zu Stahl cämentirt werden; theils 3) Cämentirhäfen, d. h. runde Gefäße mit durchlöcherten Deckeln, worin Galmey mit Stücken von Kupfer und mit Cäment geschichtet wird, um daraus Messing rc. zusammenzuschmelzen (vgl. meine kurze Beschr. d. chem. Geräthsch. älterer u. neuerer Zeit. Fürth 1802. 8. m. Kpf. 1. S. 169 rc). (*Th. Schreger.*)

Caementir- oder Brennstahl, s. Eisen.

Caementkupfer, s. Kupfer.

CAËN, Hauptstadt des franzöf. Dep. Calvados, und eines Distrikts, welcher auf 20,[16] □Meilen 9 Kantone, 205 Gemeinden und 129,863 Einw. zählt. Sie liegt unter 49° 11′ 12″ Br. und 17° 18′ 7″ L. mitten zwischen unabsehbaren Wiesen da, wo der Odon in die schiffbare Orne fließt, ist ganz offen, und in der Form eines Hufeisens gebauet, hat 6 Thore, 4 öffentliche Plätze, wovon der Königsplatz mit geschmackvollen Häusern umgeben ist, 1 Schloß, der Donjon, wo in der Vorzeit wol die Herzoge der Normandie Hof hielten, 13 Pfarrkirchen, worunter die von S. Sepulcre den Titel einer Kollegiatkirche führt, 3 Frauenklöster, mehre ehemalige Klosterkirchen, die aber zum Theil zu andern Zwecken benutzt werden, 1 reformirte Kirche, 3 Hospitäler in, und 1 außerhalb der Stadt, 7664 Häus. und 1821. 36,664 Einw. Sie ist der Sitz des Präfekten mit den Departemental- und Distriktsautoritäten, des Stabs

der 14ten Militärdivision, der 4ten Konservation der Forsten, eines königl. Gerichtshofs und eines Handelsgerichts; sie besitzt eine Akademie mit 3 Fakultäten, 1 königl. Kollegium, 1 öffentliche Bibliothek mit 8000 Bänden, 1 Gemäldegalerie, 1 botanischen Garten, 1 Gesellschaft des Ackerbaues und des Handels, 1 medizinische Societät, 3 Unterrichtsinstitute und 5 Pensionate. Die Straßen sind breit, reinlich, gut gepflastert und werden zur Nachtzeit erleuchtet; die Häuser meistens von Stein erbauet und zum Theil schön; ausgezeichnet das Rathhaus, der Justizpalast, die Benediktinerabtei; das Theater; die Börse. Zu den öffentlichen Promenaden gehören der Cours, der Garten des königl. Kollegiums und der Park aux Dames. Caën gehört zu den Manufakturstädten des Reichs. Die Spitzenklöppelei ist der Haupterwerb; eine große Zahl von Frauenspersonen beschäftigt sich damit sowol in der Stadt selbst als in den Vorstädten und bis 7 Meilen in der Runde; man macht Zwirnspitzen oder **Blondes de fil** mit Alençongrunde von 2 gr. bis 12 Thlr. herauf; **Blondes de soie noires** von 6 gr. bis 15 Thlr., und **Blondes de soie blanches** von 8 gr. bis 4 Thlr. die Elle; außerdem mancherlei Modeartikel, als Halstücher, Schleier, Shawls, viele Strumpfwaren, besonders aus Baumwolle, grobe Tücher für den Landmann und das Militär, Serges, Ratine, Siamoisen, Leder und Nägel. Die Strumpffabr. beschäftigen allein gegen 800 Stühle mit 4000 Arb. und liefern für 500,000 Thlr. Man findet 1 Feilenfabr., 1 Tabaksfabr., 1 Porzelanfabr. mit 40 Arb., 1 Faiencefabr., einige Brauereien, und spinnt Baumwolle. Drei oder vier Blumisten ziehen die schönsten Hyacinthen, Jonquillen und Ranunkeln, und treiben damit einen auswärtigen Verkehr. Der Handel mit den Fabrikaten der Stadt, mit Blumen, mit den Produkten der Provinz, mit Fischen und mit Austern ist von großem Umfange; die Stadt steht durch einen Kanal mit dem Meere in Verbindung und mittels desselben können mit der Fluth Schiffe von 150 bis 200 Tonnen zu ihren Kaien gelangen; sie besitzt etwa 1 Meile oberhalb der Stadt eine Rhede, die la fosse de Coloville heißt. Ihre Wochen- und Jahrmärkte sind sehr besucht; der, welcher am ersten Montage nach Quasimodogeniti gehalten wird, steht 15 Tage und gleicht einer ansehnlichen Messe. — Caën ist eine alte Stadt; sie ist von Wilhelm dem Eroberer angelegt und galt immer für die Hauptstadt der niedern Normandie. Sie ist mehre Male belagert. In ihren Mauern wurde unter andern der Geschichtsforscher Huet, der Dichter Franz Malherbe, der Chemiker Malouin, der Literator Massieu, der Orientalist Morin, der lateinische Dichter Savary, der Dichter Segrais, der Mathematiker Varignon, der englische Dichter Bolingbroke geboren. (*Hassel.*)

CAENINA, ein altlateinischer oder sabinischer Ort in der Nähe von Rom; nach der Sage der erste, welcher nach dem Raube der Sabinerinnen die Waffen gegen Rom ergriff. Den Fürsten der Cäniner Akron erschlug Romulus im Gefecht, und brachte dessen Reffen als erste spolia opima nach Rom. Der Ort war nachher durchaus unbedeutend (s. Liv. 1, 10; vgl. *Cluver.* Ital. ant. 664.). (*Wachsmuth.*)

CAENYS (ἡ *Καινὺς*), diejenige Landspitze Italiens, welche sich, südwestlich von dem Felsen Scylla, noch etwas weiter als dieser gegen das sicilische Vorgebirge Pelorus hervorstreckt. An derselben erreichte man auf einem engen Pfade den äußersten Punkt, wo die Rheginer dem Neptun eine Bildsäule errichtet hatten, wovon der Ort Posidonium hieß. Auch wird eine thurmähnliche Säule auf diesem Platze erwähnt **Stelis Rhegina**, und die Bildsäule befand sich vielleicht in ihr. Diese Säule, bei den Römern **Statua**, auch **Columna** genant, ist eigentlich die nächste Stelle zur Überfahrt nach Sicilien, und hier endigen alle Straßenverzeichnisse. Das ganze Vorgebirge Cänys heißt jetzt Capo Cenide, der Platz der Säule ist aber, nach genauerer Bestimmung da zu suchen, wo jetzt der Thurm Torre di Cavallo auf der Spitze Capo di Cavallo steht *). (*Wilh. Müller.*)

CAEPIO. Die Römer dieses Namens gehörten zu der altpatricischen gens **Servilia**. Zuerst, soviel wir wissen, führt ihn Cnej. Servilius Cäpio, Consul mit Aurelius Cotta [1]) J. R. 500. 2) Dessen Sohn oder Enkel Cnej. Servilius Cäpio, Consul des J. 550 [2]), der letzte römische Feldherr, der in Italien gegen Hannibal focht [3]). 3) Dessen Sohn Cn. Servil. Cäpio Cons. 584 [4]), Vater von drei Söhnen, nämlich: 4) Quint. Servil. Cäpio, der von Quint. Fabius Max. adoptirt ward, Consul 611, darauf Feldherr gegen Viriathus, und von diesem zu einem Frieden gezwungen [5]); 5) Cnej. Servil. Cäpio, Cons. 612 mit Pompejus; 628 Censor mit Cassius Longinus, an die Stelle des vorgenannten Fabius, der abgedankt hatte [6]), und 6) Qu. Servil. Cäpio, Cons. 613 mit Lälius, Urheber der Vernichtung des von seinem Bruder mit Viriathus geschlossenen Friedens, und Anstifter von Viriathus Ermordung [7]). Die beiden letzten Brüder (5 und 6) werden von Cicero beredte Sachwalter genant [8]); sie waren Ankläger des Pompejus [9]). Des letzten Sohn, scheint es, war 7) Cn. Servil. Cäpio, der bekannteste dieses Namens, Consul 647; er brachte die lex judiciaria in Vorschlag, kraft welcher die Gerichte zur Hälfte mit Rittern, zur Hälfte mit Senatoren besetzt werden sollten [10]); zog nach Gallien ins Feld gegen die Cimbern, plünderte Tolosa, ward von den Cimbern geschlagen 648 [11]), später in Rom wegen der tolosanischen Plünderung angeklagt [12]), und ins Gefängniß geworfen; der Ausgang der Sache ist zweifelhaft [13]). 8) Qu. Servil. Cäpio, Sohn des vorigen (!) Feind des Volkstribunen Livius Drusus [14]), im Bundesgenossenkriege 662 vom Pompädius erschlagen [15]). 9) Qu. Servil. Cäpio,

---

*) S. Mannert Geogr. v. Ital. II. p. 177.

1) Fasti Cap. 2) *Liv.* 29, 38. V. s. frühern Ämtern s. 25, 2. 28, 10. 38, 46. 3) 30, 1. 19, 24. Vgl. v. ihm 35, 23. 4) Liv. 43, 11. Vgl. 40 59. 41, 21—26. 42, 25. 5) *Appian.* Hisp. 67—69. 6) *Cic.* Verr. 1, 55. *Vellej.* 2, 10. 7) *Appian.* Hisp. 76 ff. 8) *Brut.* 25. 9) *Cic.* Font. 7. *Val. Max* 8, 5, 1. 10) *Ernesti* Clav. C. *Servil.* jud. 11) *Freinsh.* suppl. *Liv.* 66, 40 ff. 12) Ders. 67, 1 ff. Vgl. *Ern.* Clav. *Q. Serv. Caep.* n. 2. 13) *Val. Max.* 4, 7, 3. 6, 9, 13. 14) *Plin.* h. n. 33, 6. 28, 41. Vgl. *Freinsh.* 71, 23. 15) *Appian.* b. civ. 1, 44.

Cicero's Freund [16]), adoptirte den M. Junius Brutus, den Sohn seiner Schwester Servilia, Cäsars Mörder [17]). Von 10) Qu. Servil. Cäpio, der im Schiffbruch umkam [18]), und 11) Servil. Cäpio, dem Pompejus Gemalin Julia verlobt gewesen war [19]), ist keine genaue Kunde. Ein Fannius Cäpio verschwor sich gegen Augustus und ward getödtet [20]). Unter Tiberius wird ein Qu. Cäpio Crispinus erwähnt [21]). (*W. Wachsmuth.*)

Caerdiff, s. Cardiff.

CAERE, ursprünglich **Agylla** genant [1]), eine sehr alte etruskische Zwölf-Stadt, nahe an der Küste [2]) nördlich vom Ausflusse der Tiber. Ihr Gebiet reichte vor Roms Gründung vielleicht über den Fluß in Latium hinein; ihr König Mezentius half den Rutulern gegen die Latiner [3]); an Roms Entstehung mag sie nähern Antheil gehabt haben, der aber in der Volkssage der Römer nicht schicklich Platz fand. Mächtig zur See siegte sie mit den Carthagern über die Phokäer; in Delphi hatte sie eine Schatzkammer [4]). Mit Rom war sie Jahrhunderte ununterbrochen befreundet; bei dem Anzuge der Gallier rettete dieses seine Heiligthümer dahin, und nach Abzug des Feindes stiftete es zum Danke mit Cäre Statsgastfreundschaft [5]). Doch hatte Cäre bald nachher von Rom zu fürchten und verband 403. J. R. sich mit Tarquinii gegen Rom, mußte aber, noch ehe es zu den Waffen gegriffen, um Frieden bitten und die Hälfte seines Gebietes abtreten [6]). Später fiel es mit dem gesammten Etrurien unter römische Herrschaft, ward von Sylla, wie es scheint, zerstört; Strabo sah nur seine Trümmern [7]); Drusus stellte es her zu einer Soldatenkolonie [8]), doch ward es nicht bedeutend. Jetzt liegt an seiner Stätte ein Dorf Cerveteri [9]). (*W. Wachsmuth.*)

CAERITES. Kraft der Erklärung Roms, mit Cäre solle Statsgastfreundschaft bestehen (s. Art. Caere), galten die Cäriten für Ehrenbürger in Rom, denen aber das wichtigste Recht, das Stimmrecht abging. In dasselbe Verhältniß traten darauf mehre italische Staten *); Bürgerthum ohne Stimmrecht (**civitas sine suffragio**), war die statsrechtliche Bezeichnung desselben, und es sollte allerdings für einen Stand der Ehre gelten. Jedoch allmälig erhielten die anfänglichen Ehrenbürger auch das Stimmrecht; die Cäriten aber hatten ungeachtet des Ehrenstandes die Hälfte ihres Gebietes eingebüßt: so ward in dem Namen Cäriten mehr das Mangelnde, nämlich das Stimmrecht, und die Einbuße des Ackers aufgefaßt, und auf römische Bürger, die durch Nota der Censoren ihres Stimmrechts beraubt und zu einer Abgabe obendrein verpflichtet worden, übertragen, und nun in **tabulas Caeritum referri** als gleichbedeutend mit **tribu moveri** und **aerarium fieri** gebraucht **). (*W. Wachsmuth.*)

CAERLEON, Marktfl. in der englischen Shire Monmouth. Er liegt am Usk, über welchen eine schöne steinerne Brücke führt und worin die Fluth 30′ hinaufsteigt, besteht nur aus 3 Straßen, hat 1 Kirche, die noch aus den Zeiten der Normänner herrührt, 1 Freischule für 30 arme Knaben und 20 Mädchen, 138 Häus. und 936 Einw. Sie war einst die Hauptstadt der Grafschaft, und zeigt noch manche Alterthümer, besonders die Überreste eines Amphitheaters, das gemeiniglich nur „König Arthurs Tafelrunde" genant wird; hier war einst die Römerstation Isca Silurum. In der Nachbarschaft sind Zinnanbrüche und Eisenwerke, worin eiserne Platten, Riegel, Nägel, Stäbe und Schiffskiele verfertigt werden. (***Hassel.***)

CAERMARTHEN, 1) Shire in der britischen Landschaft Wales. Sie breitet sich von 12° 45′ bis 13° 49′ östl. L. und von 51° 44′ bis 52° 5′ nördl. Br. aus, gränzt im N. mit Cardigan, im O. mit Glamorgan und Brecknok, im S. mit dem Kanale von Bristol, im W. mit Pembroke, und ist nach Arrowsmith 45^{37} □Meil., nach andern 590,640 Acres groß, wovon 114,000 Pflugland und 228,000 Wiesen und Waiden. Die Oberfläche wechselt mit Bergen, Hügeln und Thälern ab; unter letztern ist das 6 Meilen lange Towythal das größte und angenehmste. Das Gestade umgürten Kalksteinfelsen, worunter Langharn, Llansteyhan und Kidwelly Point als Vorgebirge vorspringen; den Strand bedecken Moräste, worunter die Kalwelly Marsh. Der Hauptfluß des Innern ist der Towy, neben welchem der Lwghor und die Tave zur Küste herabrollen; im N. macht der Tivy die Gränze mit Cardigan. Überhaupt ist das Land sehr wasserreich, aber die meisten Gewässer bestehen aus Wildbächen, die bei ihren Anschwellungen häufig Verwüstungen anrichten, und im Sommer wol ganz versiegen. Das Klima gibt sich heiter und gesund, aber rauh. Der rauhe steinige Boden ist dem Ackerbau nicht sonderlich günstig; man bauet fast nur Gerste und Hafer, Kartoffeln mit steigender Progression und Flachs; die Rindviehzucht liefert Fettvieh und Butter; auf den Höhen weiden ansehnliche Herden von Schafen, Pferde werden in Menge gezogen, vorzüglich aber Federvieh, deren Eier einen Ausfuhrartikel ausmachen. Die Fischerei an den Küsten wird vernachlässigt. Von Metallen hat das Land Blei, das im Towythale gebauet wird, von andern Mineralien unerschöpfliche Steinkohlenlager und Kalkgruben. Nebenbeschäftigungen des Landmanns sind Strickerei von wollnen Strümpfen, sonst ist hier weniger Kunstfleis verbreitet, und was die Provinz in den auswärtigen Handel gibt, beruhet fast allein auf Steinkohlen, Kalk, Rindvieh, Butter, Hammeln, Wolle, fetten Schweinen, Eiern und vor allem Hafer, der in Bristol seine Abnehmer findet. Die Volkszahl belief sich 1821 auf 90,239,

16) *Cic.* fin. 3, 2. 17) *Cic.* Att. 2, 24. div. 7, 21. *Phil.* 10, 13. 18) *Cic.* Att. 12. 20. fin. 2, 16. 19) *Appian.* b. civ. 2, 14. *Suet. Caes.* 21. 20) *Dio Cass.* 54, p. 732. ed. *Reim.* *Suet. Aug.* 9. *Tiber.* 8. 21) *Tac. A.* 1, 74. Vgl. *Plin.* h. n. 21, 10.

1) *Dionys. Hal.* 1, 14. 3, 44. *Strabo* 5, 220. *Plin.* h. n. 3, 8. 2) *Plin.* a. O. 3) *Liv.* 1, 2. *Varro* bei *Plin.* 14, 12. 13, *Dion. H.* 1, 65. 4) *Herod.* 1, 167. 68. 5) *Liv.* 5, 50. 7, 20. 6) *Liv.* 7, 20. *Dio Cass.* Fragm. 142. 7) a. a. O. 8) *Frontin.* colon. p. 134. 9) *Cluver.* Ital. 1. 489.

*) *Strabo* 5, 220.

**) *Gell.* N. A. 16, 13. wo aber *municipes* sine suffragii jure ein Widerspruch ist, s. *Roth* de re municipali Romanor. cap. 1.; *Ascon.* zu *Cic.* divinat. in *Verr.* c. 3.; Schol. zu *Horat.* ep. 1, 6, 62.

nämlich 43,577 Manns- und 46,662 Frauenspersonen in 18,302 Familien; 1811 fand man 77,217 Individuen in 16,083 Familien, wovon 9878 bei der Landwirthschaft, 3256 bei dem Kunstfleiße und Handel, und 949 auf andere Art beschäftigt waren. An Wohnplätzen werden 8 Burg- und Marktflecken, 87 Kirchspiele und 13,800 Häuser gezählt. Man stößt auf mehre Alterthümer aus der Römer Zeit. Die Provinz gehört zur Diöcese von S. Davids, wählt 2 Deputirte zum Unterhause, stellt 200 Mann zur Nationalmiliz, und zerfällt in 8 Hundreds. — 2) Borough und der Hauptort der vorgedachten Shire, der 1 Dep. zum brit. Parl. sendet; er liegt Br. 51° 52′ L. 13° 16′ 45″ am Towy, der eine Brücke von 6 Bogen trägt, ist offen, unregelmäßig zusammengebaut, und hat 1 Kirche, worin die Asche des Dichters Rich. Steele ruhet, 1 schönes Stadthaus, 1 Gefängniß, 945 gutgebauete meistens massive Häus. und 1821. 8906 Einw., die Zinnblech und Eisenwaaren in großer Menge, so wie Seilerwaaren fabriciren und einigen Schiffbau unterhalten. Da mit der Fluth Seeschiffe von 300 Tonnen bis an ihre Kaien gelangen können, so ist der Handel sehr lebhaft; man versendet besonders Schweine, 2000 Ctr. Butter, für 55,000 Guld. Eier, Zinnblech und Hafer. Caermarthen ist der Geburtsort des bekannten Waleser Propheten Martin Ambrosius: er soll sein Orakel auf einem nahen Hügel, der Merlins-Hügel genannt wird, gehabt haben. Sonst hatte der Ort ein Kastell und Mauern, wovon noch Überreste zu sehen sind. (*Hassel.*)

CAERNARVON, 1) eine Shire in der brit. Landschaft Nordwales, von 12° 42′ bis 13° 35′ östl. L. und von 52° 43′ bis 53° 15′ Br. sich erstreckend, und im O. an Denbigh, im SO. an Merioneth gränzend, auf den übrigen Seiten aber von den Fluthen des irischen Meers bespült und durch die Menaistraße von der Insel Anglesea geschieden. Der Flächeninhalt beträgt nach Arrowsmith $23,^{93}$ □Meilen. Die Oberfläche ist stark gebirgig, die Gebirge endigen im SW. auf einer spitzigen Landzunge mit Braichy Pool; das Gestade umgürten hohe Felsenriffe, woran sich die Wellen des Meers mit Ungestüme brechen, und woraus die Vorgebirge Penrhyn, Porthdinlleyn und Great Orme hervorragen und die weite Caernarvon- und die Pwllhelybai umgeben; auch der 1550′ hohe Penmanmawr drängt sich an das Gestade, und unter den innern Gebirgen erhebt sich der 3568′ hohe Snowdon, der höchste Berggipfel von Nordwales. Zwischen diesen Gebirgen sind wilde Thäler eingeschoben, wovon das, welches der Conway befeuchtet, das romantischste, aber auch fruchtbarste ist. Dieser Fluß kömt aus einem See in Merioneth zum Vorscheine und mündet sich bei Aberconway in das Meer; seine schwarzen Muscheln haben zuweilen Perlen. Ein anderer Fluß, der Sejont, mündet sich in die Straße Menai; auf dem Llyn y Dywatchen, einem kleinen Bergsee, sieht man eine bewegliche Insel. Das Klima ist sehr rauh, aber rein und stärkend, an dem Gestade wüthen Stürme und Orkane. Der karge steinige Boden erlaubt nur in einigen Strichen den Gerste- und Haferbau, woraus die Einw. ihr einziges Brod bereiten, und nebenbei Kartoffeln als Hauptsurrogat betrachten; ihr Hauptreichthum besteht in der Hornvieh- und Schafzucht; wer nicht Hirte ist, ist Fischer und bringt Häringe, Hummern und Austern auf oder macht auf Strandvögel Jagd. Seine einfachen Bedürfnisse schafft er sich selbst, und was er außerdem braucht, zieht er für seine Butter, Käse, Rindvieh, Schafe, Fische und Austern ein. Die Schieferbrüche bei Nant Francon werden betrieben, aber das Kupfer, weil es an Holz und Steinkohlen gebricht, nicht ausgebracht. Dies Ländchen hatte 1821. 57,958 Einw., wovon 28,412 männlichen, 29,546 weiblichen Geschlechts in 11,478 Familien; 1811 waren 49,069 Individuen in 10,187 Familien gezählt; von letztern beschäftigte 6667 die Landwirthschaft, 2587 Gewerbe und Handel und 833 unterhielten sich auf andere Art. An Wohnplätzen waren 1 City, 5 Marktflecken, 69 Kirchspiele und 8433 Häuser vorhanden. Auch hier finden sich mehre Überbleibsel der Vorzeit. Die Provinz gehört zur Diöcese Bangor, stellt 120 Mann zur Nationalmiliz, wählt 2 Deputirte in das brit. Unterhaus und wird in 10 Hundreds abgetheilt. — 2) Borough und Hauptort der vorgenannten Shire; er liegt unter 53° 6′ Br. und 13° 10′ L. an der Menaistraße unweit der Mündung des Sejont, ist noch mit Mauern und Thürmen umgeben, aus welchen 2 Thore führen, hat 2 Vorstädte, eine regelmäßige Bauart, indem die Straßen sich rechtwinkelig durchschneiden, 2 Kapellen, wovon die eine einer fanatischen Sekte, den Jumpers, gehört, und mit dem Kirchspiele von Llanbelig, worin der Ort eingepfarrt ist, 700 Häus. und 4595 Einw. Er sendet mit Criciath, Pwllheli, Nevin und Conway 1 Deputirten zum brit. Parlamente, hält Wochenmärkte und treibt einen ansehnlichen Handel besonders mit Irland und Anglesea; nur allein an Kupfer und Schiefer werden für 500,000 Gulden ausgeführt, außerdem Flanell und Strümpfe. Der Hafen ist tief genug für Schiffe von 700 Tonnen, hat aber einen beschwerlichen Eingang. Seit 1807 besteht hier eine Landbaugesellschaft. Der Ort ist alt und steht nur wenige 100 Schritte von dem alten Segontium, dem Caer Sejont der Waleser; das Schloß ist 1283 durch Edward I. erbaut und in demselben der erste Prinz von Wales Edward II. geboren, aber es liegt jetzt bis auf die Mauern völlig in Trümmern, doch hat sich der Saal, der durch Edwards Geburt merkwürdig ist, noch erhalten. In neuern Zeiten sind hier Seebäder angelegt. — 3) Ortschaft in der Pennsylvanischen Grafschaft Lancaster mit 1064 Einw. In derselben ist das kleine Dorf Churchtown entstanden, das 2 Eisenhämmer hat, die jährl. 9000 Ctr. Stangeneisen produziren. (*Hassel.*)

CAERNWYS, Marktfl. unter 53° 14′ Br. und 14° 2′ L. in der brit. Shire Flint in Nordwales; er hat 863 Einw., 1 Stadthaus und Gefängniß und hält Wochen- und 6 Jahrmärkte, welche letztre aber seit der Aufnahme von Holywel wenig bedeuten. Der Ort war vormals die Hauptstadt der Grafschaft. Hier wurde vor Alters das Eisteddfod gehalten, wo die alten Waleser Barden um den Preis der Dichtkunst und Musik wetteiferten; es kam unter der Regirung der Königin Elisabeth außer Gebrauch, ist aber 1798 erneuert; in diesem Jahre erschienen 20 Barden, 18 Sänger und 21 Harfner; der Preis war eine kleine silberne Harfe, 16 Zoll lang. Noch jetzt zieht Caernwys die besten Harfenisten im britischen Reiche. (*Hassel.*)

CAERPHILLY, Marktfl. in der brit. Shire Glamorgan in Südwales, mit 1013 Einw., die Flanelle und waleser Shawle weben und Wochen- und 6 Jahrmärkte halten. Seine größte Merkwürdigkeit ist ein altes Kastell, worin man einen großen Saal von 70′ Länge, 30′ Breite und 17′ Höhe, und einen hängenden Thurm, der sich 70 bis 80′ erhebt, sieht. In der Nachbarschaft stehen Steinkohlengruben und Eisenwerke im Bau. (*Hassel.*)

Caerulin, s. Indigo.

CAESALPINIA, eine Pflanzen-Gattung, nach dem berühmten Cesalpini genant, welche zur natürlichen Familie der Leguminosen und zur 10. Linné'schen Klasse gehört. Sie hat einen 5theiligen ungleichen Kelch, fünf Kronenblätter, wovon eines das größte ist, und eine zusammen gedrückte Schote, mit wenigen Samen. Unter den 19 Arten, die in meinem syst. veg. 2. 343. aufgeführt sind, verdienen zwei: Caesalpinia Sappan und brasiliensis, besondere Aufmerksamkeit. Jene, die in Ceylan und Ostindien zu Hause ist, lieferte zu der Araber Zeiten schon das rothe Färbeholz, welches man Bakam, auch lignum presillum nannte. Unter diesem Namen komt es schon zu Anfang des 14. Jahrh. im Matthäus Sylvaticus vor. Als nun Südamerika entdeckt war, fand man ein ähnliches Holz in Brasilien: dieses Land erhielt seinen Namen von dem wichtigsten Erzeugniß. Dies ist Caes. *brasiliensis*. (*Sprengel.*)

Caesalpinia crista, wovon das gelbe Fernambuckholz komt, besteht, nach Chevreul, aus Holzfaser, Gerbstoff, extrakt. Farbstoff, flücht. Öl, Essigsäure, Ammonium- und Kalksalzen, schwefels. Salz, wahrscheinlich auch Zucker und Gallussäure (vgl. Fernambuckholz). (*Th. Schreger.*)

Caesalpinus, s. Cesalpini.

CAESAR (Cajus Julius), der Bruder des nächstfolgenden Lucius, als Redner ausgezeichnet und auf jenes Bruders hohes Ansehen im State gestützt, bewarb sich (663 nach R. Erb.), nachdem er die Ädilen-Würde bekleidet, mit Sulla zugleich, um das Consulat, ohne noch zuvor Prätor gewesen zu seyn. Diese Ungesetzlichkeit ward selbst von seinem Freunde, dem Volkstribun P. Sulpitius, in einer so kraftvollen Rede gerügt, daß Cajus, mit aller Kunst seiner sanften und geistvollen Beredtsamkeit, nicht durchzudringen vermochte; sondern, nachdem es zu stürmischen Auftritten im Forum gekommen, sein Mitbewerber die Stimmenmehrheit davon trug. Als zwei Jahre später Marius und Cinna, in roher Mordlust, Rom mit dem Blute ihrer Gegner füllten, traf auch ihn das Todesloos; verrathen selbst von einem seiner Clienten, von dem er ehemals die verwirkte Todesstrafe abgewandt und in dessen Hause er jetzt eine Freistatt gesucht hatte.

Caesar (Lucius Julius), des Cajus älterer Bruder, bekleidete (662 nach R. Erb.) das Consulat, als eben der verderbliche Bundesgenossen-Krieg sich gegen Rom entzündet hatte. Sein Amtsgenosse P. Rutilius Rufus hatte am Tolenus gegen die kriegerischen Marsen eine empfindliche Niederlage erlitten und selbst seinen Tod auf der Wahlstatt gefunden. Luc. Julius, dem der heftiger entbrannte Krieg nicht gestattete, sich in Rom, unter den gewohnten Formen, einen neuen Gehilfen zu geben, während er selbst gegen die Samniter im Felde stand, vertheidigte nun allein den wankenden Stat; und seine Vortheile, welche er über den feindlichen Feldherrn Papius bei Acerra in Campanien erfocht, waren bedeutend genug, ihm ein entschiedenes Übergewicht in diesem Feldzuge zu geben, indeß man in Rom, vom Schrecken einer allgemeinen Bewaffnung, nunmehr voll Freude und Hoffnung wieder zur Annahme der Toga zurückkehrte. Noch ersprießlicher aber für die glückliche Beendigung jenes Kampfes ward das von ihm ausgegangene Gesetz, wodurch allen, bis dahin treu gebliebenen Völkern der Halbinsel in Latium, einem Theile von Hetrurien und Umbrien, das römische Bürgerrecht verliehen wurde. So knüpften sich die schon bestehenden Bande mit Rom immer fester: aber auch die Hoffnung, ähnliche für die Zukunft anzuknüpfen, konnte den Abgefallenen die Waffen aus den Händen winden.— Nach Ablauf des Consulats ward dieser verdiente Statsmann zum Censor ernant, und seine Anordnungen wählten sich die Beschränkung des schon damals weit gediehenen Tafel-Luxus zum besondern Gegenstande. Aber auch ihn schlachteten Marius und Cinna, gleich seinem Bruder Cajus, als Opfer ihres alten Hasses; und noch geschah dies, mit ausgesuchter Grausamkeit, neben dem Grabmal eines der verworfensten Zeitgenossen, des Volkstribuns Q. Varius (Val. Maximus IX. 2.). (*J. Ch. L. Haken.*)

Caesar (Cajus Julius), ein Sproß des alten albanischen Geschlechts der Julier, das seine fabelhafte Abstammung von Äneas herleitete, so wie es selbst hinwiederum sich in die Julische und Cäsarische Linie theilte,— ward im Monat Quinctilis des 654. Jahrs seit Roms Erbauung geboren. Auch von Seiten seiner Mutter Aurelia reichte seine Abstammung zu dem königlichen Blute des Ancus Martius hinauf. Seines Vaters gedenkt die Geschichte kaum; hebt es aber um so sorgfältiger hervor, daß dessen Schwester Julia die Gemalin des C. Marius war, wodurch die politische Partei des Neffen nothwendig schon von der Wiege an bestimt werden mußte. Cäsars Kindheit hat keine von den prägnanten Anekdoten und Charakterzügen aufzuweisen, wodurch große Geister schon frühzeitig ausgezeichnet zu seyn pflegen. Kaum in das Jünglingsalter hinübergetreten, fiel seine Zeit in die schreckliche Epoche der Proscriptionen, womit des Marius glücklicher Gegner, Sulla, Rom und Italien, zur Sättigung seiner angelobten Rache, verödete; und schon stand auch sein Name auf der heillosen Ächtungsrolle, die so gut und gewiß, als der Tod selbst, war. Es konnte sogar scheinen, als habe er geflissentlich den Zorn des Dictators herausgefodert, da er sich so eben mit der Tochter des C. Cinna, — nächst Marius dem zweiten politischen Todtfeinde desselben — vermält hatte. Sulla foderte gebieterisch die Trennung dieser ihm misfälligen Ehe; und Cäsar widerstand! Jener entzog ihm die Priesterwürde, die er bekleidete, das Heirathsgut der Gattin, sein ganzes eignes Vermögen; und Cäsar blieb unbeugsam! Geächtet, konnte ihn, den eben Fieberkranken, nur die schleunigste Flucht aus Rom für den Augenblick retten. Dann hatte er sein Leben von dem ihm nachgesandten Mörder um

Gold zu erkaufen; und nur die dringende Fürbitte zweier angesehenen Geschlechtsverwandten und der vestalischen Jungfrauen konnte ihm endlich, nicht ohne Mühe, die volle Begnadigung erwirken. „Seht zu, was ihr thut!" erinnerte der scharfblickende Menschenkenner — „Viele Marier stecken in dem Einen Cäsar!"

Dem furchtbaren Manne nicht nahen zu dürfen, machte hierauf Cäsar seinen ersten Kriegszug, als Contubernal des Legaten Minuc. Thermus, im Orient, nicht ohne persönliche Auszeichnung: aber hingerissen von der schrankenlosen Unsitte des jungen römischen Adels jener Zeit, setzte er sich zugleich zu dem Könige von Bithynien, Nikomedes, in Verhältnisse, die seinen guten Ruf auf lange hin befleckten und nie ganz vergessen wurden. Seinen zweiten Feldzug that er in Cilicien, unter Servilius Isauricus, gegen die kecken Piratenhorden, die jene Weltgegend in großer Anzahl unsicher machten; aber ehe ihm hier noch Raum zu Thaten ward, rief Sulla's Tod und die Einladung des M. Ämil. Lepidus, des neuen marianischen Parteihauptes, ihn nach Rom zurück, doch, Dank sey es seiner vorsichtigen Zurückhaltung! — ohne den Sturz zu theilen, welcher diesen Unvorsichtigen alsbald ereilte. Angemessener fand es der besonnene junge Mann, sich in die belohnende Laufbahn der gerichtlichen Beredtsamkeit zu werfen. Als öffentlicher Ankläger trat er, in einer noch lange nachher bewunderten Rede gegen Corn. Dolabella, Sulla's einstmaligen Vertrauten, wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder, auf; und nur Hortensius, durch alle Kunst seiner Beredtsamkeit, vermochte den Schuldigen kaum zu retten.

Dies neu entwickelte Talent hatte ihm eben so wol Neider und Feinde geweckt, als die Überzeugung gegeben, daß es noch einer ferneren sorgfältigen Ausbildung bedürfe. Beides bewog ihn, nach Rhodus zu gehen, wo damals Apollonius Molo die Beredtsamkeit, als anerkannter Meister, lehrte. Cäsar hatte jedoch unterweges den Unfall, bei der Insel Pharmacusa in die Hände der nämlichen Seeräuber zu gerathen, die er unlängst erst bekriegt hatte, und aus deren Händen ihn nur ein sehr bedeutendes Lösegeld befreien konnte. Bis dieses von Milet anlangte, blieb er zwar in ihrer Gewalt: aber sein hoher Geist wußte sich diese rohen Selen dergestalt zu unterjochen, daß er mehr ihr Gebieter, als ihr Gefangener zu seyn schien. Selbst mit dem Kreuze durft' er ihnen zu drohen wagen; ohne daß sie ahneten, wie schnell er dies Wort in Wahrheit verwandeln würde, indem er, kaum ausgelöset, einige Schiffe sammelte, die sichern und vogelfreien Räuber in ihrem Schlupfwinkel überfiel und die verdiente Strafe an ihnen vollziehen ließ.

Wir finden ihn hierauf wieder in Rom, als ernstlichen Bewerber um die ihm zugänglichen Statsämter, und um die Gunst derer, welche ihm den Weg dazu bahnen konnten. Die Leutseligkeit seines Betragens machte ihn beim Volke, sein immer kräftiger aufstrebender Geist den Gewalthabern beliebt; seine Liberalität gegen Alle stieg bis zur Verschwendung. Sichtbar jedoch wandte er sich zu der, obwol jetzt darniederliegenden Partei, welche von Marius den Namen führte und durch die Volksgunst zur Herrschaft strebte, ohne darum die Achtung der Optimaten zu verscherzen, auf denen Sulla's Geist ruhte und die das Volk in Ohnmacht niederzuhalten verlangten. Als werdender Liebling des Volks sah er sich von demselben einstimmig zum Kriegstribun einem ältern und ohne Zweifel verdientern Mitbewerber vorgezogen. Aber nicht blos das Volk, sondern selbst der Senat, ließ sich bald darauf durch eine eben so künstliche, als einschmeichelnde, in ihren dargelegten Grundsätzen durch die Politik seines ganzen nachfolgenden Lebens bestätigte Rede gewinnen, das strenge politische Gesetz nicht auf seinen Schwager Cinna und andre, zu Sertorius geflüchtete Marianer in Anwendung zu bringen.

Von Cäsars Kriegsthaten, ungeachtet der erlangten Tribunenstelle und der in diesem Zeitpunkte hellentbrannten Kriege wider Sertorius, Mithridates und Spartakus, schweigt seine Geschichte; und unerklärbar für einen so kriegerischen Geist wäre dies müßige Beharren im Privatstande, wofern er es nicht etwa absichtlich verschmähte, den Befehlshabern in allen diesen Kriegen, die sämtlich zu Sulla's Partei gehörten, sich unterzuordnen. Überhaupt erhielt Cäsar (hierin ganz das Widerspiel des großen Pompejus) keine seiner obrigkeitlichen Würden, bevor ihm das gesetzliche Alter dieselben eröffnete. Selbst die unterste derselben, die Quästur, ward ihm erst nach dem 30. Jahre zu Theil. Man erkent hierin leicht den Einfluß der Partei, die ihn absichtlich niederhielt. Wie wenig es ihm gleichwol an Muth gebrach, sich derselben gegenüber zu stellen, zeigte er, da er nicht nur Marius verstorbener Witwe Julia eine öffentliche lobpreisende Leichenrede hielt, sondern auch dabei die, gleichsam proscribirten Bildnisse ihres Gemals öffentlich aufstellte. Die Sullaner bezeigten über diese Kühnheit den bittersten Unwillen, während das Volk in wilden Ausruf des Beifalls ausbrach.

Als Quästor erhielt Cäsar die finanzielle Verwaltung des jenseitigen Hispaniens, die er mit Pünktlichkeit und Eifer führte; und in Gades war es, wo im Herkulestempel der Anblick der Bildsäule des großen Macedoniers ihm den thränenvollen Seufzer entlockte, in einem Alter, wo jener bereits die Welt zu seinen Füßen sah, noch nichts Denkwürdiges verrichtet zu haben. Glomm auch nicht in diesem Augenblicke erst der Funke auf, der von da an in ihm zur leuchtenden Flamme ward; so trieb es ihn doch wenigstens noch vor der abgelaufenen Zeit seiner Quästur nach Rom zurück, um hier, mit dem ihm nunmehr geöffneten Eintritt in den Senat, einen wirksameren Schauplatz für sein politisches Handeln zu finden, und fortan mit den ersten und gewichtigsten Männern des Stats, Pompejus, M. Crassus, Q. Lutatius Catulus, L. Lucullus, Q. Hortensius und M. T. Cicero, wiewol sie sämtlich der Gegenpartei angehörten, in unmittelbare Wechselwirkung zu treten. Seine Stellung klar überschauend, und seinen Vortheil klüglich berechnend, hielt er es jedoch den Zeitverhältnissen angemessen, sich dem Geltendsten und Gewaltigsten, der zugleich die höchste Volksgunst genoß — Pompejus — näher anzuschließen.

Eben hatte der zunehmende Übermuth der Piraten, der der Majestät des römischen Namens in allen Meeren ungescheut Hohn sprach, zu der außerordentlichen Maßregel gedrungen, Pompejus zu ihrer Vertilgung mit einer kriegerischen Gewalt und in einer Ausdehnung, wie sie

noch nie ein Feldherr, selbst kein Dictator, besessen, beim Senat in Vorschlag zu bringen. Ungern verstand sich der Senat zu diesem Schritte, der dem State noch eine größere Gefahr für seine Freiheit drohte. Cäsar indeß war unter den Wenigen gewesen, die hier seine Partei ergriffen; und noch entschiedener, aber auch fast noch offener gegen die Abneigung fast aller Optimaten, stimmte er, nach siegreicher Beendigung dieses Seezuges, für einen neuen Plan des Ehrgeizes, womit Pompejus die Ehre der Beendigung des Mithridatischen Krieges aus Lucullus Händen in die seinigen zu reißen suchte. Cäsar bedurfte eines kräftigen Hebels, um sich auf den für ihn geeigneten Standpunkt zu stellen, und in Pompejus durfte er ihn am gewissesten zu finden hoffen. Aus gleichem Grunde hatt' er, seither zum Witwer geworden, sich eine Verwandtin des großen Römers, Pompeja, Sulla's Enkelin, zur neuen Gemalin beigelegt, und bei dieser Wahl wahrscheinlich weniger sein Herz, als seine Politik befragt. Was für einen Werth Pompejus selbst damals auf diese Annäherung legte, ist ungewiß; unverkennbar aber begann die Senatspartei gegen die Absichten und Schritte des Emporstrebenden ein zunehmendes Mistrauen zu schöpfen. Man fing an ihn zu beargwöhnen, und verwickelte seinen, wie Crassus Namen, in Gerüchte von geheimen Verschwörungen, die, allem Anschein nach, nie existirten. Eben darum auch galten seine fortgesetzten Verschwendungen, die längst sein väterliches Vermögen erschöpft und ihn in eine tiefe Schuldenlast verwickelt hatten, — wenn sie vielleicht auch nur im Übermuth des damaligen unermeßlichen Luxus ihren Grund fanden, für einen Anlaß mehr, ihn des Buhlens um die Volksgunst zu bezüchtigen und seine Rettung nur in künftigen Gewaltschritten hoffen und suchen zu lassen.

Hätte Cäsar aber auch in seinem Aufwande bisher nicht jedes Mittelmaß verläugnet, so ward es ihm doch, nach den damals gangbaren Begriffen, von selbst entnommen, sobald er sich um die Ädils-Würde bewarb, wo das Volk, seit Jahrhunderten, ein stetes Wetteifern und Übertreffen in der Kostbarkeit der öffentlichen Spiele als unerlaßliche Pflicht erheischte, um sich seine Stimme zur künftigen Prätur oder zum Consulat abschmeicheln zu lassen. Cäsar, um insonderheit dem Volksgeschmack an blutigen Gladiatorenspielen zu fröhnen, stellte im Circus nicht weniger als 320 Fechter-Paare auf, und würde die Zahl dieser Unglücklichen vielleicht noch verdoppelt haben, wenn nicht ein, zunächst gegen ihn gemeinter Senatsbeschluß diesen blutigen Luxus beschränkt hätte. Um so mehr ließen seine Feste anderweitig an Pracht, Fülle und geschmackvoller Erfindung Alles hinter sich zurück, was bisher römische Augen in dieser Art geschaut hatten.

Gestützt auf den günstigen Eindruck dieser Liberalität, durfte Cäsar den fast verwegenen Schritt wagen, das ehrenvolle Andenken des Marius durch plötzliche Erneuerung seiner, vorlängst auf dem Capitol umgestürzten Bildsäulen und Siegeszeichen, zum bestürzten Erstaunen von ganz Rom wieder herzustellen. Das lauteste Geschrei erhob sich im Senat wider einen solchen Frevel gegen seine förmlichen Beschlüsse; mit Bitterkeit machte Catulus die Bemerkung, daß Cäsar nunmehr den Stat nicht mehr heimlich untergrabe, sondern öffentlich Sturm wider ihn laufe: aber Cäsar vertheidigte sein Beginnen in einer so bescheidenen, einfachen und doch gewinnenden Rede, daß seine Feinde schwiegen und die neuen Standbilder auf ihrem Platze blieben. Nicht minder furchtbar ward er den Optimaten, wo er als Ankläger verjährter Verbrechen (wirklicher, wie vermeinter), in ihrer Mitte begangen, auftrat, und dem Volke das längst ihm entrissene Richteramt über Leben und Tod derselben zurückzufodern versuchte. Der Senator Rabirius, obwol von Hortensius und Cicero meisterhaft vertheidigt, würde in dessen Folge als Hochverräther dem schmähligen Kreuzestode nicht entgangen seyn, wenn nicht Cäsar selbst den Prozeß endlich hätte ruhen lassen.

Jetzt erweiterten sich denn allerdings auch seine Entwürfe zu immer kühnerer Höhe. Mislang es ihm, vom Senat nach Ägypten zur Übernahme von des Königs Ptolomäus Nothus Erbschaft geschickt zu werden, so strebte er nur um so eifriger in Rom selbst nach der vielfach bedeutsamen und einflußreichen Würde des Pontifex Maximus, bei welcher er keine geringeren Mitbewerber, als Catulus und Servilius Isauricus, zu bekämpfen hatte. Am Wahltage selbst gelobte er seiner besorgten Mutter, vom Forum als Pontifex oder nimmer wiederzukehren; und er war entweder glücklich oder geschickt genug, ihr Wort halten zu können. Der Weg zu den höheren Statswürden war ihm nunmehr auf das glänzendste geöffnet; schon wenig Monate nachher ernannte ihn das Volk zum Prätor urbanus.

Wäre irgend etwas im Stande gewesen, diesen kühnen Flug seines Ehrgeizes niederzuhalten, ja vielleicht seine ganze politische Laufbahn in schmähligen Untergang aufzulösen; so war es die große und in ihrer näheren Entwickelung einem andern Artikel vorbehaltene Verschwörung Catilina's, wo Cäsar's Benehmen, als er im Senat, der allgemeinen Meinung entgegen, nicht für den Tod der überwiesenen Schuldigen stimmte, so zweideutig und einer geheimen Mitwissenschaft so verdächtig schien, daß seine ganze Gewandtheit erfodert ward, diesen Sturm, der seinen Gegnern eine so willkommne Gelegenheit, ihn zu verderben, darbot, von seinem Haupte abzuwenden. Daß ein solcher Verdacht sich auf nicht ungewichtige Gründe der Wahrscheinlichkeit stützte, ist nicht zu läugnen; allein ebensowol auch muß zugestanden werden, daß keine Thatsachen für eine solche nähere Theilnahme sprechen, und daß Cäsar ohne Zweifel zu einsichtig war, um sich in diese Umtriebe eines so tief unter ihm stehenden Strudelkopfes, als bloßes Werkzeug, verstricken zu lassen. Andrerseits konnte seine scheinbare Geneigtheit für die Schuldigen wol nur in dem Verlangen gegründet seyn, dem Übergewicht des Senats und Cicero's, welches durch die Unterdrückung dieser Verschwörung einen unzuberechnenden Zuwachs erhalten mußte, wo möglich einen Damm entgegen zu setzen.

In dem nämlichen Sinne, und doch zugleich als Begünstiger von Pompejus ehrgeizigen Planen, dessen nahe Rückkehr aus Asien bevorstand, sehen wir jetzt Cäsar tief in die stürmischen und oft lebensgefährlichen Kämpfe des Forums verwickelt; aber so wenig als Sieger, daß ihn der Senat sogar der kaum angetretenen Prätur

benutzte, und er selbst auch in dem Versuche erlag, ihre Verrichtungen dennoch fortzusetzen. Durch Bewaffnete vom Tribunal vertrieben, sah er sich genöthigt, in die Einsamkeit seines Hauses zurückgezogen, sich für den Augenblick aus dem Statsleben zu entfernen; und er besaß sogar Mäßigung genug, selbst der stürmischen Einladung des Volkes, das sein öffentliches Wiederauftreten foderte, sich zu verweigern. Die Senatoren erkannten und würdigten diese Selbstbeherrschung, indem sie unmittelbar darauf durch Abgeordnete ihn einladen, auf seinen Posten zurückzukehren und ihn mit verdientem Lobe wieder in ihrer Mitte empfingen. Um so ruhiger und siegreicher konnt' er, selbst mit Berufung auf Cicero's entscheidendes Zeugniß, nunmehr die Denunciationen zweier feilen Angeber zurückweisen und entkräften, welche ihn des Einverständnisses mit Catilina beschuldigten, und Schimpf und Verderben auf ihre eigenen Häupter zurück fallen lassen.

In diese Zeit fällt ein ärgerlicher Handel, der Cäsars Ehre als Gatte zunächst zu treffen schien — das Liebes-Abenteuer, welches P. Clodius, der erste und ausgelassenste Wüstling Roms, mit Cäsar's junger Gemalin Pompeja einleitete, und seine weibliche Verkleidung und Ertappung bei dem, in ihrem Hause gefeierten nächtlichen Feste der Bona Dea, so wie seine öffentliche Anklagung wegen dieses verübten religiösen Frevels zu Folge hatte. Cäsar, der schwerbeleidigte Ehemann, weigerte sich, gegen den Hartbeschuldigten als Zeuge aufzutreten, hatte aber nichts desto minder der unvorsichtigen Pompeja den Scheidebrief geschrieben, weil Cäsars Gemalin nicht blos unschuldig seyn, sondern keinem Verdacht unterliegen müsse.

Endlich erfolgte nun, nach langer, mit neuen Trophäen geschmückter Abwesenheit, Pompejus Heimkehr aus dem Orient nach Rom, und ließ neue heftige Erschütterungen im State erwarten. Während sein Lob fast in jeder öffentlichen Rede ungemäßigt ertönte und ihn als des Stats einzige und größte Stütze pries, überwog doch bei den Patriciern bei weitem eine heimliche Scheu vor der übergroßen Volksgunst, die er genoß, und gab sich in allerlei Hemmungen seiner Wünsche zu erkennen. Pompejus schien dies Alles entweder zu übersehen, oder nicht zu achten: allein auch auf die Neigung und die versuchten oder wirklichen Dienste, welche ihm Cäsar bei Senat und Volk erwiesen hatte, schien er keinen ausgezeichneten Werth zu legen; und das nur um so weniger, da der stolze Triumphator es, im Andrange beider Parteien um seinen erklärten Beitritt, und nachdem er sie Beide durch sein Schwanken beleidigt, doch endlich seiner Politik gemäß fand, sich auf die Seite der Optimaten zu schlagen. So, mit den Übrigen zurückgewiesen, blieb Cäsarn nur die Wahl, sich einem andern bedeutenden Namen eng anzuschließen, der aber auch zugleich reich genug wäre, ihn aus dem schier bodenlosen Abgrunde seiner Schuldenlast in einem Augenblicke zu retten, wo seine Gläubiger nicht gesonnen schienen, seinen Abgang aus Rom in die ihm zugefallene proprätorische Provinz des jenseitigen Hispaniens zu gestatten. Hiezu war vielleicht nur P. Licinius Crassus, der reichste Römer, der Mann und vermögend genug; doch daß er sich zugleich auch willig dazu finden ließe, verhieß seine Eifersucht gegen Pompejus, dessen Gegenwart seinen bisher ausgeübten Einfluß gänzlich zu verdunkeln drohte; und ein Bundesgenosse, wie Cäsar, dünkte ihm mit Recht die 830 Talente wol werth, mit welchen er sich für seinen Freund bei den zudringlichsten Gläubigern verbürgte. Dennoch gestand Cäsar ohne Hehl, daß er der dreifachen Summe bedürfe, um nur Nichts zu haben.

Seine Verwaltung der ihm angewiesenen Provinz, obwol im Ganzen friedlich, gab ihm wenigstens Gelegenheit zu einigen kriegerischen Streifereien gegen die unruhigen Lusitanier und Galläcier, wo es zwar nicht an mislungenen Unternehmungen fehlte, aber doch die römische Übermacht mit völliger Bezwingung beider Völkerschaften aus dem, eben nicht zu rühmlichen Kampfe ging. Hier, wie bei jeder andern Gelegenheit, war allerdings eigene Bereicherung das Hauptziel, welches der tief verschuldete Proprätor im Auge behielt: doch waren, in jeder andern Beziehung, seine Anordnungen gerecht, wohlwollend und für die Provinz ersprießlich. In eben dem Sinne aber, in welchem er gegen seine Vertrauten erklärte, hier in der kleinsten Municipal-Stadt lieber der Erste, als in Rom der zweite seyn zu wollen, eilte er auch, sein Amt, nach dessen gesetzlichem Ablauf, aufzugeben, und in der Welthauptstadt sich ebensowol um die Ehre des Triumphs über Lusitanien, als, mit nicht geringerem Ehrgeiz, um das Consulat für das nächste Jahr zu bewerben. Für den letzten Wunsch langte er indeß um wenige Tage zu spät, da die Wahl-Comitien schon begonnen hatten, vor Roms Thoren an, die er dennoch nicht betreten durfte, um jenes Siegesgepränge nicht zu verscherzen. Das Gesuch, dem letzteren unbeschadet, unter den Bewerbern zum Consulat erscheinen zu dürfen, fand im Senat keine Berücksichtigung: aber auch Cäsar besann sich nicht, ein leeres Gepränge willig aufzugeben und zu Verfolgung eines wesentlicheren Ziels das Marsfeld persönlich zu betreten. Der Erfolg der Wahl konnte nicht zweifelhaft seyn; und die Partei der Optimaten hatte ihres ganzen Einflusses und der übermäßigsten Bestechung vonnöthen, es nur dahin zu bringen, daß Cäsar im Consulat an M. Bibulus einen Collegen erhielt, der dem Ehrgeizigen, nach Sinn und Neigung, das kräftige Gegengewicht zu halten vermöchte.

So sicher dies gewählte Mittel schien, den Hochstrebenden in allen seinen Unternehmungen zu lähmen, so vereitelte dieser doch die Hoffnung der Gegenpartei, und verwirrte jede politische Berechnung durch einen einzigen Meisterstreich, der einen unzuberechnenden Einfluß in seine Hände gab, indem es ihm gelang, den 20jährigen dumpfen politischen Zwiespalt zu schlichten, der zwischen Pompejus und Crassus, den beiden geltendsten Statshäuptern, bis hieher in immer verstärkter Abneigung obwaltete. Zwischen beiden schwebte gleichsam das Ansehen des Senats; und die eifrigen Republikaner arbeiteten sogar absichtlich daran, ihre gegenseitige Eifersucht zu nähren, weil sie darin das einzige Heil des Stats zu finden glaubten. Doch diese nämliche Bemerkung, daß ihr Zwist eigentlich doch nur den Wünschen und Entwürfen ihrer Feinde und Neider dienen werde, in Cäsars Munde und im rechten Augenblick gegen Beide angebracht, konnte nicht verfehlen,



Beide aufmerksam, nachdenkend und bald auch einer politischen Aussöhnung geneigt zu machen, die, in einen festen Bund der Eintracht verwandelt, ihre Gewalt unwiderstehlich machen mußte, aber auch, um desto haltbarer zu seyn, des Zutritts eines Dritten — Cäsars — bedurfte. Pompejus, eben zu neuem Unwillen gegen den Senat gereizt, der nicht immer ein fügsames Werkzeug in seinen Händen war, schlug endlich ein; und damit dieser neuen Verbindung auch der Kitt der Familienbande nicht fehle, gab Cäsar ihm seine schöne Tochter Julia zur Gemalin. Cäsar selbst nahm, um diese Zeit, Calpurnien, die Tochter des Cn. Piso, zur Ehe.

Dies berühmt gewordene Triumvirat konnte dem übrigen Rom nicht lange ein Geheimniß bleiben; Staunen, wenn nicht Bestürzung, ergriff alle Parteien; nur die Freunde und Klienten der Verbundenen erblickten darin das Ende alles bürgerlichen Zwistes, während es den einsichtigeren Statsmännern nur um so einleuchtender ward, daß eben sowol das Bestehen, als das frühere oder spätere Zerfallen dieses Triumvirats der Republik neue und unheilbare Wunden schlagen werde. Was aber der schlaue Vermittler selbst durch sein gelungenes Werk sofort, als Consul, gewann, und wie er, durch zwei so kräftige Stützen, nun jeden bisher oft mit Unwillen erfahrnen Widerstand überflügelte, legte sich zunächst in den Berathungen in der Curie zu Tage, wiewol Cäsar auch hier Anfangs eine bescheidene Mäßigung gegen seine politischen Widersacher, und selbst gegen seinen Collegen Bibulus, zur Schau trug. Was er aber eigentlich brütete, ließ er bald durch den Antrag zur Austheilung von Ländereien an 20,000 ärmere römische Bürger, oder zu einem agrarischen Gesetze, ahnen; — ein Antrag, der, seit der Zeit der Gracchen, das Losungswort zum empfindlichsten Angriff gegen die römischen Aristokraten gewesen, aber bis hieher wenigstens noch nie von einem Consul ausgegangen war. Alles, was eine solche Maßregel unterstützen und als nothwendig darstellen, aber zugleich auch Alles, was das Verhaßte derselben mildern konnte, ward von dem Redner erschöpft, um ihr die Gemüther geneigt zu machen. In dem erbitterten Widerstande, den dieser Plan gleichwol beim Senat erfuhr, fand sein Urheber den schon im voraus gehofften Anlaß, die Sache an die Volksversamlung zu bringen, und wußte ihr hier eine solche Wendung zu geben, als ob das Gelingen einzig an die Einwilligung seines Amtsgenossen geknüpft sey. Bibulus, wie gleichfalls vorauszusehen war, beharrte bei seiner Weigerung: aber nun auch wandte sich der Redner öffentlich, mit Übergehung aller übrigen Magistrate, an Crassus und Pompejus, obwol sie hier nur als Privatpersonen saßen, um eben so öffentlich ihre Meinung zu erklären. Beide stimmten, unter lautem Volksjubel, dem Vorschlage bei; und Pompejus vermaß sich sogar, ihn, im Fall gewaffneten Widerstandes, mit Schild und Schwert zu unterstützen. Auch die zur Vertheilung bestimmten Äcker selbst wurden nunmehr in den fruchtbaren Gefilden Campaniens erlesen. In einer zweiten Volksversamlung fand das Gesetz seine Bestätigung; aber nicht ohne Beschimpfung und thätliche Mishandlung des, auch hier noch widersprechenden zweiten Consuls, der endlich vom Forum flüchten mußte, und, eingeschüchtert, während der ganzen noch übrigen Dauer seines Amtes nie wieder öffentlich auftrat.

Von nun an gebot der Consul Cäsar im Senat mit einem Übergewicht von Macht und einer Willkür, als ob er Dictator wäre. Er gab Gesetze und Verordnungen nach eigenstem Belieben; beschenkte und beförderte seine Freunde, demüthigte seine Gegner und ging mit dem Statsvermögen um, als ob es sein Eigenthum und unerschöpflich wäre. Cato sah seinen republikanischen Trotz gedemüthigt; Lucullus, der stolze Sieger Mithridates, durch seine Drohungen sich so in Schrecken gesetzt, daß er fußfällig Cäsars Verzeihung erbat, und Cicero für einige unvorsichtige Worte sich, in seines Todtfeindes P. Clodius Begünstigung zur Erlangung des Volkstribunats, empfindlich gezüchtigt.

Ein solcher Vollgenuß, wenn nicht Misbrauch der Gewalt, konnte dem Vielvermögenden wol Furcht, aber nicht Liebe erwecken. Mistrauische Augen bewachten ihn und harrten ungeduldig des Augenblicks, ihre demüthigende Rolle zu wechseln. Bibulus, in seiner freiwilligen Verbannung, hörte nicht auf, durch seine erlassenen Edikte und Protestationen die Schritte seines Collegen, wenn auch nicht unwirksam, doch ungesetzlich zu machen; und selbst die Gunst des Volks drohte dem Triumvirat mit launischer Übersättigung. Cäsar jedoch, dies Alles ruhig beobachtend, ging zu gemessenen Schrittes, um seine Gegner fürchten zu dürfen, und ließ, was für ihn selbst geschehen sollte, am liebsten durch Andre, sonderlich durch die Volkstribunen, wirken, welche buchstäblich in seinem Solde standen.

Mehr, als irgend etwas, lag ihm indeß die gesetzliche Bestimmung der Provinz am Herzen, welche ihm, nach Ablauf seiner Amtszeit, als Proconsul zufallen und, wie er gar wol erkannte, den Grundstein zum Gebäude seiner ganzen künftigen Größe ausmachen sollte. Der Senat zögerte und schwankte in dieser Entscheidung und schien Alles aufbieten zu wollen, um wenigstens alsdann den Gefürchteten nach Möglichkeit, unschädlich zu machen. Nach der gemeinen Meinung ward der Orient für die eigentliche, nie versiegende Quelle der Ruhm- u. Machtfülle ehrgeiziger oder erwerbsüchtiger Köpfe gehalten. Cäsar hingegen wünschte sich eine Provinz, nahe genug an Rom, um hier gleichsam gegenwärtig zu bleiben; nicht so wol groß, als der Vergrößerung fähig, und eines beträchtlichen Heeres bedürftig, das er sich zu dem seinigen erziehen könnte; eine Provinz endlich, in ihren nördlichen, fast noch unbekannten Gränzlanden eine Fülle von Krieg, Ruhm und Beute, aber auch eine mehrjährige Dauer seiner Verwaltung versprechend; — und das Cisalpinische Gallien war es, das alle diese Bedingnisse in sich vereinigte. — Noch ging zudem eben jetzt das Gerücht umher, daß das zahlreiche und tapfere Volk der Helvetier auf eine Veränderung seiner, von der Natur zu sehr beschränkten Wohnsitze sinne, wobei unausbleiblich auf irgend eine Weise die römischen Gränzen gefährdet werden mußten; falls nicht gar der Zug, gleich ähnlichen früheren, sich gegen Italien selbst, wandte. Man blieb darüber in Rom nicht ohne Besorgnisse; und eben hiedurch ward dem Volkstribun Vatinius, Einem von Cäsars Waffenträgern, seine Rolle gegeben, im Senat

die Ertheilung des cisalpinischen Galliens und Illyriens an Cäsar, samt einer Kriegsmacht von drei Legionen, auf 5 Jahre in Vorschlag zu bringen. Wie wenig auch eine ähnliche Begünstigung irgend ein früheres Beispiel für sich hatte, so ward sie doch durch die Freunde des Konsuls zu kräftig unterstützt, um im Senat zurück gewiesen zu werden; ja selbst noch das transalpinische Gallien und eine vierte Legion hinzugefügt.

Indeß war auch Cäsars Consulat zu Ende gelaufen; und dies gab das Zeichen zu den heftigsten Bewegungen im Senat, um ihn wegen der willkürlichen und alle Auspicien und Gesetze verachtenden Führung desselben zur Rechenschaft zu ziehen. Er entzog sich dem Sturme, indem er — zwar nicht in seine Provinz abging, aber doch Roms Mauern verließ, um durch ein fein angelegtes Gewebe von Ränken, denen der Volkstribun Clodius zum kühnen Werkzeuge diente, sich des gefürchtetsten seiner Gegner, Cicero's, dessen Freundschaft er so oft und vergeblich gesucht, durch bewirkte Anklage und Verweisung zu erwehren und so sich selbst in seiner neuen weitaussehenden Laufbahn den Rücken gegen einen Mann zu sichern, den man entweder gewinnen oder stürzen mußte.

Hierauf in seiner Provinz angelangt, fand Cäsar sich bereits die ersehnte Gelegenheit geboten, seine Vergrößerungsentwürfe gegen den unermeßlichen Länderstrich zu entfalten, der, unter dem Namen Gallien, den Römern damals noch als eine unzugängliche und unerforschte Welt des Nordens galt. Die Helvetier, ursprünglich auch ein gallo-celtischer Volksstamm (deren vielleicht 400 jene Ländermasse unter sich theilten), und zugleich Einer ihrer tapfersten, suchte, wie bereits erwähnt worden, einen minder stiefmütterlichen Wohnsitz, als ihre Alpen ihnen darboten, und hatten seit zwei Jahren alle erdenkliche Vorbereitungen zu einer solchen allgemeinen Auswanderung getroffen. Endlich, an dem dazu bestimmten Tage, ward alle und jede Habe, die sie zurücklassen mußten, den Flammen geopfert, um sich selbst jede Umkehr zu versperren. Über den Weg, den man nunmehr einschlagen sollte, gab es nur die Wahl, sich entweder durch die engen Pässe des Jura auf das befreundete Volk der Sequaner zu stürzen, oder, am Genfer See hinab, die Gränze der römischen Provinz zu überschreiten. Größere Bequemlichkeit des Abzuges und anscheinende Ermangelung eines kräftigen Widerstandes, entschieden bei ihnen für das Letztere. Cäsar, frühzeitig von dieser längst erwarteten Bewegung benachrichtigt, eilte flügelschnell herbei; warf Truppen auf den bedrohten Punkt, und hielt die Nahenden durch friedliche Unterhandlungen so lange hin, bis er Zeit gewonnen, den einzigen offnen Weg an der Rhone durch ausgedehnte Verschanzungen zu sperren, welche nun auch ihrem gewaltsamen Angriff widerstanden und sie nöthigten, nun gleichwol jene zweite Richtung gegen das Gebiet der Sequaner zu nehmen. Hier ward ihnen auch, in freundlicher Übereinkunft, ein ruhiger Durchzug zugestanden, um sich des Landes der Äduer zu bemächtigen.

Mit stiller Freude beobachtete Cäsar diesen sich entzündenden Kriegsbrand, bei welchem er gleichwol kein müßiger Zuschauer zu seyn gedachte. Vielmehr zog er persönlich in Oberitalien alle seine Streitkräfte zusammen, warb eigenmächtig noch zwei neue Legionen und eilte über die Alpen zurück, wo bereits ein dringendes Hilfsgesuch der bedrohten Äduer und Allobrogen seiner wartete. Mehr bedurft' es nicht, um den Auswanderern offnen Krieg zu erklären, und mit 6 Legionen über ihren Nachtrab herzufallen, während sie noch mit dem Übergang über den Arar beschäftigt waren. Das Gefecht war fast nur ein Blutbad zu nennen. Ebenso heftete er sich nunmehr fest an ihr unbehilfliches Heer, um den Augenblick zu ersehen, wo sie einer gänzlichen Niederlage entgegenreiften. Einmal zwar entgingen sie noch dieser Katastrophe durch ein für sie glückliches Mißverständniß in den Bewegungen der römischen Truppen: doch schon am nächsten Tage, wo sie, ermuthigt, einen Seitenmarsch Cäsars für scheuen Rückzug hielten, und nun selbst zum Angriff schritten, schlug ihre Stunde! Überall machte sich das Römerschwert blutige Bahn in ihre gedrängten Haufen, und selbst eine kurze glückliche Wendung des Gefechts hinderte nicht, daß endlich auch, spät in der Nacht, ihre letzte Zuflucht, die Wagenburg, erstürmt, die Flucht allgemein und ihre Zerstreuung vollendet wurde. Der Rest — immer noch 130,000 Köpfe stark, mußt' es nunmehr als eine Gnade des Siegers betrachten, daß ihm gestattet wurde, in die kaum verlassenen und muthwillig zerstörten Wohnsitze zurückzukehren, damit nicht etwa die noch gefürchteten Germanier versucht würden, in diese leeren Räume einzurücken.

Was Cäsar durch diesen glücklich geführeten Streich zunächst zum Schutz des römischen Gebiets geleistet hatte, war, in unzertrennlicher Rückwirkung, auch zum Heil des ganzen Galliens ausgeschlagen, dem hiedurch ein zweifelhafter Krieg im Inneren erspart worden, und konnte nicht verfehlen, ihm bei diesem großen Föderativ-Stat, wie man ihn wol nennen mag, einiges Vertrauen zu erwerben. Dies offenbarte sich, als, nach Abhaltung eines allgemeinen Landtages, die verschiedenen Stammhäupter sich zu ihm sammelten, um ihn mit den innern Verhältnissen und dem großen Anliegen ihres Vaterlandes bekant zu machen, das schon lange von innern Spaltungen zerrissen worden, seit Averner und Äduer, die beiden Hauptvölker, sich um die Oberherrschaft gestritten. Dem, sich den Letzteren zuneigenden, Übergewicht hatten Jene entgegenzuwirken gesucht, indem sie germanische Miethtruppen über den Rhein zu Hilfe gerufen; denen aber, von dem Reichthum und milden Klima Galliens gelockt, bald auch ungerufen mehre gefolgt waren. Schon stand ihr Anführer, Ariovist, an der Spitze von 120,000 erlesenen Kriegern drohend in ihrer Mitte; er hatte die Äduer und Sequaner, Freund und Feind, siegreich bekämpft und sich unterjocht, und missbrauchte sein Übergewicht auf eine, seiner barbarischen Rohheit entsprechende Weise. Nur Cäsars Waffen schienen den Hartbedrängten dieser einbrechenden Sturmwoge einen haltbaren Damm entgegen setzen zu können.

Und neuer Krieg, samt neuen Triumphen, zumal gegen Germanier, in Roms Augen so furchtbar, war es ja auch, was der römische Feldherr sehnlichst wünschte! Galliens Beschützung mußte dann, und jetzt selbst mit Galliens eigenen Waffen, in leicht zu berechnender Folge, zu seiner eigenen Besitznahme führen. Unbedenklich warf

er sich daher zum Vertreter der Aduer, seiner Bundesgenossen, und zugleich der gesammten gallischen Freiheit gegen Ariovist auf, den er alsobald zu einer mündlichen gütlichen Unterhandlung einladen ließ. Der stolze Germane schlug nicht nur dies Ansinnen, so wie später noch immer gemäßigte Bedingungen eines friedlichen Vertrages, trotzig aus, sondern gebot ihm auch den Rückzug aus einem Lande, das er als seine eigene Eroberung ansähe. Der Krieg war entschieden, und es durfte auch um so weniger damit gezögert werden, da Ariovist in Gallien bereits feindselig verfuhr, und ein Gerücht das Nachrükken von neuen unzählbaren Schwärmen der Sueven verkündete. Diesmal hatt' es Cäsar mit einem Gegner zu thun, der an Thätigkeit mit ihm wetteiferte, und schon am dritten Tage seines Aufbruchs ihm gewaffnet im Felde entgegen stand. Noch zwar kam er ihm in der Behauptung von Vesontium, das er sich zum Waffenplatze ersehen hatte, zuvor: allein seine Legionen, vom alten Schreck des germanischen Namens und den übertriebenen Schilderungen ihrer gallischen Kampfgenossen aufgeregt, zeigten plötzlich einen so bänglichen Geist des Kleinmuths und der Niedergeschlagenheit, daß sie nahe daran schienen, ihrem Anführer den Gehorsam aufzusagen. Dieser verderblichen Stimmung entgegen zu arbeiten, ließ es Cäsar eben so wenig an ernstlichen Vorstellungen, als am ungesäumten Befehl zum weitern Aufbruch fehlen; seinen entschlossenen Willen erklärend, wenn ihn auch Alles verließe, blos mit der 10. Legion, die sein uneingeschränktes Vertrauen verdiene, gegen den Feind zu marschiren. Jetzt bewirkte die Scham, was ein edlerer Antrieb nicht vermocht hatte, und das reuige Heer suchte den Feldherrn durch einmüthige Zusicherung von Ergebenheit und blinder Folgsamkeit zu versöhnen.

Nach 7 Tagemärschen standen Römer und Germanier sich in einem geringen Zwischenraume im Gesichte. Ariovist foderte und erhielt nunmehr eine persönliche Unterredung in der Mitte beider Heere und mit wenigen Begleitern; und war jetzt auch seine Sprache um einiges gemäßigter: so ließen doch beide Theile eben so wenig von ihren Foderungen nach, als hier überhaupt noch eine friedliche Verständigung zu hoffen blieb; hätte auch nicht die germanische Begleitung Feindseligkeiten begonnen, welche eine augenblickliche Trennung geboten. Nicht minder verwegen, rückte Ariovist seinem Gegner dicht auf den Leib und umging sogar dessen Stellung, um ihm die Zufuhren abzuschneiden; während er gleichwol das ihm fünfmal angebotene Treffen vorsichtig vermied und sich blos der Überlegenheit seiner Reiterei in kleinen Gefechten mit Vortheil bediente. Cäsar, ihm engere Fesseln anzulegen, theilte seine Macht und befestigte im Rücken der Germanen ein zweites kleineres Lager, aber auch so bedroht, enthielt sich Ariovist hartnäckig des Kampfes, weil, wie Cäsar endlich durch einige Gefangene erfuhr, seine Wahrsagerinnen ihm erst mit dem nächsten Neumonde Sieg verheißen hatten. Jetzt beschloß der Imperator selbst den ungesäumten Angriff, dem die Germanen mit einer rohen, aber schier unbezähmbaren Tapferkeit standen, ohne endlich gleichwol gegen die ruhige, aber siegessichere Kriegskunst der Legionen auf die Länge ausdauern zu können. Ihr linker Flügel ward gebrochen, während noch ihr rechter die Römer drängte; bis auch hier der jüngere P. Crassus das dritte Treffen ins Gefecht brachte und dadurch das Schicksal des Tages entschied. Die Flucht, von keiner Wagenburg mehr aufzuhalten, ward allgemein und dauerte unausgesetzt, in blinder Hast, bis an die Ufer des Rheins, in welchem nicht wenigere ihr Grab, als unter dem Schwert der verfolgenden Sieger, fanden. Ariovist selbst rettete sich kümmerlich in einem Nachen über den Strom und sank fortan, bis zur gänzlichen Verschwindung seines Namens, in unrühmliche Dunkelheit hinab. Auch die im Anmarsch begriffenen suevischen Hilfsscharen zogen, bei dem Gerücht einer so entschiedenen Niederlage, eilfertig und unter mancherlei Einbuße wieder heim, während der römische Imperator, nach zwei, in wenigen Monaten so rühmlich vollendeten Feldzügen, sein Heer im Gebiet der Sequaner in die Winterquartiere verlegte.

Cäsar brachte die Zeit der Winterruhe in dem, Rom am nächsten gelegenen Punkte seiner Provinz, in Lucca zu, wo sich bald ein großer Theil der Optimaten um ihn sammelte, um seinen Großthaten den Zoll ihrer Bewunderung zu bringen, aber wo er auch jede Kunst der Leutseligkeit und Freigebigkeit aufbot, sich diese Männer immer tiefer zu verpflichten. Sein politischer Einfluß in Rom war unwandelbar derselbe geblieben, ja noch höher gestiegen durch die festere Verkettung mit Pompejus, dessen Neigung sich von seiner jungen Gemalin Julia innig gefesselt fühlte. Clodius, Cäsars Waffenträger, häufte, als Volkstribun, Vermessenheit auf Vermessenheit, ohne bis jetzt noch seiner politischen Fahne untreu zu werden; hatte aber doch, so wie Cäsar selbst, obwol unter mancherlei lästigen Bedingungen, um sich der entschieden ausgesprochenen öffentlichen Meinung zu fügen, in Cicero's Zurückberufung gewilligt.

Aber auch für das zweite Jahr seines Proconsulats sollt' es dem Imperator in Gallien nicht an kriegerischer Beschäftigung fehlen. Die Nation mochte gar bald erkennen, wie bedrohlich seine gewaffnete Nähe ihrer Freiheit werden müsse; und um sich dem einbrechenden Strome bei Zeiten entgegenzustemmen, waren insonderheit von den Stämmen der Belgen — sowie dem zahlreichsten, so auch dem tapfersten Theil der Bevölkerung — heimliche Verbindungen unter einander angeknüpft und kriegerische Rüstungen begonnen worden. Cäsar, hierauf vielleicht im voraus gefaßt, hatte auch seinerseits die Werbung zweier neuen Legionen; sowie, mit Anbruch des Lenzes selbst, die Ausrüstung des Heeres in stürmischer Eile betrieben und stand schlagfertig an den Gränzmarken der Belgen, bevor sie sich seiner noch versehen hatten. Die Remer, auf welche er zuerst fiel, zogen eine friedliche Unterwerfung vor: aber die Bellovaker, Suessionen, Nervier und mehre germanische Stämme diesseits des Rheins, traten nur um so eifriger gegen ihn in die Waffen, und ihre Streitkräfte wurden auf 350,000 Köpfe berechnet.

Die remische Feste Bibrax ward von ihnen zuerst berennt und hart bedrängt, bis Cäsar ihr durch seine leichten Truppen Luft machte, während er selbst in der Nähe ein festes Lager nahm, und sie dadurch nöthigte, ihre Waffen gegen ihn zu richten. Vorsichtiger, als gewöhnlich, weigerte er eine Zeitlang das von ihnen angebotene

Treffen; und nur als sie seine Verbindungslinie rückwärts abzuschneiden suchten, ließ er es zu einem Reitergefecht kommen, worin der Vortheil auf seiner Seite blieb. Bald aber entstand eben sowol Mangel, als Uneinigkeit, unter der ungeregelten Menge, die ihren übereilten und unordentlichen Rückzug zur Folge hatten. Cäsar fiel jetzt über ihren Nachzug her und zersprengte nun, ohne große Mühe, alle diese Hunderttausende, die entweder umkamen, oder nichts Eiligeres zu thun hatten, als in ihre Heimath zu flüchten. Sein Glück rasch zu nützen, rückte er nun unmittelbar vor die Feste Noviodunum, in welche sich die Trümmer der Suessionen geworfen hatten, ohne jedoch den Erfolg der Belagerungsarbeiten abzuwarten, welche die römische Kriegskunst schnell und drohend vor dem Platze entfaltete. Das Volk öffnete die Thore, und erhielt eben so günstige Friedensbedingungen, als den Remern zugestanden worden. Bratuspantium, die Hauptstadt der Bellovaker, folgte, so wie das schwächere Volk der Ambianer, unverzüglich diesem Beispiele bei des Feldherrn Annäherung: allein die Nervier, von einem höheren Geiste belebt, und durch die Natur ihres, von unzähligen Hecken und Gräben durchschnittenen Bodens ermuthigt, beschlossen, festen Fußes, kräftigen Widerstand und riefen ihre Nachbarn, die Atrebaten, Veromandurer und Aduatiker zu Hilfe.

Cäsar, schon seit drei Tagen auf dem Marsche gegen die Sabis begriffen, und mit den vordersten Legionen bereits dem Stromufer nahe, wo er auf einer bequemen Erhöhung sein Lager zu schlagen gedachte, sah sich unversehens im Angesicht der feindlichen Heeresmacht, und während er kaum noch Hand an seine Verschanzungen gelegt hatte, so urplötzlich von derselben angegriffen, daß seine ganze Besonnenheit dazu gehörte, um in einem so kritischen Augenblick auch nur die ersten und dringendsten Vorkehrungen zur Abwehr zu treffen. Nur die wunderbare Kriegszucht der Legionen und Cäsars Alles überschauender und belebender Blick waren einer so dringenden Gefahr gewachsen und wirkten so trefflich zusammen, daß der Feind auf dem linken Flügel, wie in der Mitte, rasch über den Strom zurück geworfen wurde. Allein eben hiedurch waren die rechten Flügellegionen, welche es mit den Nerviern aufzunehmen hatten, in ihrer Flanke entblößt und mit Überlegenheit angegriffen worden, der Lagertroß gerieth in wilde Unordnung; die schon zuvor zurückgedrängte Reiterei zerstreute sich. Der Moment einer entschiedenen Niederlage schien bereits unvermeidlich, als Cäsar, die Noth der Seinen erschauend, ihre Angreifer ungestüm im Rücken faßte und jenen nicht nur glücklich Luft machte, sondern auch nunmehr das furchtbare Legionenschwert so unaufhaltsam walten ließ, daß die Nervier, selbst nach Wundern eines todtverachtenden Heroismus, demselben auf die Länge nicht zu widerstehen vermochten. Nicht besiegt ward das edle Volk an diesem Tage, sondern schier ganz vertilgt. Von 60,000 Köpfen waren nur 500 übrig geblieben, die sich nun, samt den früher zurückgesandten Greisen und Frauen, der Gnade des Siegers ergaben, welche dieser ihnen mit Milde angedeihen ließ.

Das Volk der Aduatiker, unmittelbare Nachkommen der Cimbern und Teutonen, welche einst so entschlossen gegen Italien heranstürmten, war noch im Anzuge begriffen gewesen, ohne die Niederlage der Nervier zu theilen. Jetzt schloß es sich in eine wohlgelegene Feste ein, und zwang dadurch den römischen Feldherrn zu einer förmlichen Belagerung, deren rasche Fortschritte jedoch den früheren Trotz der Barbaren dergestalt beugte, daß sie Ergebung verhießen und ihre Waffen, in hohen Haufen, über die Mauern hinaus auslieferten. Hoffend jedoch, daß dieser friedliche Anschein den Sieger in Sicherheit einwiegen solle, wagten sie, mit dem zurückbehaltenen Rest ihrer Waffen, in der nächsten Nacht einen Ausfall von so unglücklichem Erfolg, daß der Platz erstürmt und überwältigt wurde. Ihre Strafe war Sklaverei; und 53,000 Köpfe wurden öffentlich versteigert. Kleinere Völkerschaften, längs dem Ocean, so wie anderseits in den Hoch-Alpen, unterwarfen sich gleichzeitig des Feldherrn entsandten Legaten; und so sah sich derselbe im Stande, nunmehr seinem ganzen Heere die wohlverdienten Winterlager im innersten Gallien anzuweisen und dadurch zur Unterjochung des Landes den festen Grund zu legen; während zahlreiche gallische Bundestruppen, gegen ihre eignen Landsleute bewaffnet, ihm dazu die Hand hatten bieten müssen. Gallien schien ruhig, weil es mußte, und aus den fernsten Gegenden warben Botschaften um seine Freundschaft. In Rom hingegen, wo eine solche Fülle von Siegen eine allgemeine Bewunderung erzeugte, wurde — was noch Keinem zuvor geschah! — ihm zu Ehren ein 15tägiges Dankfest angeordnet.

Galliens Reichthümer wucherten eben, wie das Jahr zuvor, in Cäsars Hand, um sich immer neue eifrige Anhänger in Rom zu erhalten, oder die alten noch tiefer zu verpflichten. Wiederum war auch Lucca ihr Sammelplatz; wo selbst auch Crassus und Pompejus sich persönlich einfanden, um, durch Cäsars Vermittelung, ihr Freundschaftsband wieder enger zu knüpfen, das durch allerlei Beweise von Ungunst im Senat, die der Letztere seither erfahren und Jenem, mit einigem Anschein von Wahrheit als heimlichen Anstifter zugeschrieben, gelockert hatte. Die Aussöhnung gelang; und aufs neue, und fester als je, stand der dreifache Bund dem bestürzten Senate drohend gegenüber. Sich gegen die Machinationen des Letztern zu sichern und ihn desto gewisser niederzuhalten, ward zugleich beschlossen, daß Pompejus und Crassus als Bewerber um das Consulat für das nächste Jahr auftreten sollten. Zu noch gewisserer Versicherung der Stimmenmehrheit versprach Cäsar, so viel Soldaten seines Heeres, als er nur entbehren könne, zum Wahltage nach Rom zu senden; und während ihm selbst die Dauer seines Oberbefehls in Gallien verlängert und die Zahl seiner Legionen vermehrt würde, sollte Pompejus Hispanien, Crassus aber Syrien zu ihren künftigen proconsularischen Provinzen erhalten. Einstweilige Geheimhaltung dieses großen Planes aber war die wesentliche Bedingung seines Gelingens.

Gleichzeitig aber ward Cäsar genöthigt, seine Blicke rückwärts auf Gallien zu richten, wo es auf mehren Punkten heimlich gährte. Hoch an den Quellen der Rhone ward kaum der Untergang der dort stationirten Legion vermieden. Im Gebiete der Veneter (Bretagne) vergriff man sich an mehren römischen Abgeordneten und Tribu-

nen, und das ganze Küstenland trat in ein Bündniß zur Wiedererkämpfung der dahinschwindenden Freiheit zusammen. Selbst vom jenseitigen Britannien erschienen hier Hilfstruppen; und Alles gewann ein so ernstliches Ansehen, daß der Imperator, um, bei dem wandelbaren Sinn der Nation, ein solches Beispiel nicht weiter um sich greifen zu lassen, schnelle und wirksame Vorkehrungen auf mehr als einem Punkte für nöthig erachtete. Er faßte den kühnen Gedanken, sich vor Allem auf dem Leger (Loire) eine Seemacht zu erschaffen, ohne welche hier schwerlich etwas Gedeihliches zu bewirken war, und an seinem Legaten D. Brutus fand er das einsichtsvolle und thätige Werkzeug, diesen Theil seiner Rüstungen mit überraschendem Erfolge zu leiten.

Cäsar selbst führte den Kern seiner Landmacht gegen die Veneter, welche aber, begünstigt durch die Natur ihres, von Sümpfen durchschnittenen Landes, und, als halbe Amphibien, sich in die unzugänglichsten Schlupfwinkel des Klippenufers bergend, oder der Übermacht auf das offne Meer entweichend, ihn mehre Monate lang in nutzlosen und nicht selten nachtheiligen Angriffen aufhielten. Erst die Erscheinung seiner Flotte und ein hartes, jedoch siegreiches Seetreffen, worin zuletzt das Handgemenge und der Schwertkampf den Ausschlag gab, änderte die Lage der Dinge, wie mit einem Schlage: aber auch das Schicksal der wenigen Überlebenden war hart genug, da der erzürnte Sieger hier das römische Kriegsrecht mit Tod oder Sklaverei walten ließ. Eben so glücklich hatten an andern Orten seine Legaten gefochten. Q. Titurius Sabinus, gegen die Unellier und ihre Verbündeten gesandt, reizte diese, durch verstellte Furchtsamkeit, zu einem ungeordneten Angriff gegen sein Lager, und wirkte dann, durch einen unversehenen Ausfall aus allen Lagerthoren, mit solchem Schrecken auf sie, daß sie, mit harter Einbuße, auseinander gesprengt wurden. Mehr Mühe hatte der jüngere Crassus, sich in Aquitanien zu behaupten, da er, neben den streitbaren Einwohnern, zum Theil auch gegen hispanische Hilfstruppen und selbst gegen Anführer, die in Sertorius Schule gewesen waren, zu kämpfen hatte. Hier gab es demnach einen durchaus geregelten Krieg; und nur in der entschlossenen Stürmung des feindlichen Lagers konnte Crassus endlich seine eigene Rettung hoffen. Sie gelang, nach einem waglichen Schwanken des Gefechts, mehr durch einen glücklichen Zufall; und eine blutige Niederlage, samt der Unterwerfung des Landes, endigte auch hier den Feldzug. Den Rest des Sommers verbrachte der Imperator, unter eigner Anführung, in einem Kriegszuge gegen die einzig noch unter den Waffen gebliebenen Moriner und Menapier, die, im Dickicht ihrer undurchdringlichen Sumpfwälder, jedem Angriff trotzten, oder jeden Augenblick verderblich daraus hervorbrachen. Nur durch Niederfällung des Gehölzes in einem weiten, sich immer verengernden Umkreise wußte ihnen Cäsar beizukommen: allein sie gänzlich zu bezwingen, ward er durch die eingebrochne rauhere Jahreszeit verhindert. Die Winterruhe begann, und der Feldherr eilte abermals nach Lucca.

Die vorjährigen Entwürfe seiner Genossen waren, wenn auch nicht ohne mancherlei heimliche Ränke, und noch mehr durch offne Gewaltthätigkeit, in glückliche Erfüllung gegangen. Pompejus und Crassus standen als Konsuln, an der Spitze des Stats, den sie nicht sowol verwalteten, als beherrschten, indem sie Alles entfernten, was noch einen Widerstand gegen sie wagte. Cäsar aber, zu Allem mit ihnen einverstanden, war diesmal schon früher, als gewöhnlich, zu seinem vierten Feldzuge an die Ufer des Rheins abgerufen worden, von wo aus zwei germanische Heerschwärme, die Tenchterer und Usipier, die gallischen Gränzen mit einem feindlichen Einbruch bedrohten, um sich hier, 400,000 Köpfe stark, neue Wohnsitze zu erzwingen. Schon hatten die Menapier ihnen die Überschreitung des Stroms nicht mehr wehren können, und auf Kosten jener Unglücklichen erhielten sie sich nun seit dem Rest des Winters in dem eroberten Lande. In den Augen der übrigen Gallier hingegen mochten sie wol als willkommene Befreier vom römischen Joche erscheinen; und heimlich ermuntert, waren sie bereits in das Gebiet der Eburonen und Condrusen vorgedrungen.

Cäsar, wie gut auch von diesen stillen Umtrieben unterrichtet, eilte gleichwol, die Oberhäupter der gallischen Staten um sich her zu berufen, und, mit anscheinendem ungeschwächten Vertrauen, sie zu thätiger Hilfleistung gegen diesen Einbruch grausamer Barbaren aufzufodern. Man wagte nicht, ihm das Gefoderte zu verweigern; gegen die fremden Eindringlinge aber, denen Cäsar straks mit Heeresmacht entgegenrückte, schien es zum gütlichen Austrage kommen zu wollen. Allein ein unzeitig angesponnenes Reitergefecht, worin die Römer schmählig den Kürzeren zogen, entzündete Cäsars Zorn gegen die Übermüthigen in dem Maße, daß er den raschen Angriff des Feindes beschloß und vorbereitete, während noch die germanischen Anführer in seinem Lager auftraten, um jene Verhandlungen fortzusetzen und den feindseligen Vorfall, als das Werk eines unglücklichen Ungefährs, zu entschuldigen. Er schalt sie Betrüger und ließ sie verhaften, ohne darum in seiner kriegerischen Bewegung inne zuhalten. Die Germanier wurden auf diese Weise förmlich überfallen; ohne Anführer, ohne Plan zur Gegenwehr, versuchten sie zwar das ungleiche Gefecht, aber warfen sich alsbald auch um so entmuthigter in die Flucht, da sie sich zugleich umgangen und ihre bereits auf der Flucht begriffenen Weiber und Kinder hinter sich in der Gewalt der Nacheilenden sahen. Ihnen im Rücken wüthete die Vertilgung, bis zur Verbindung der Maas und des Rheines, wo die Letzten ihren Untergang in den Fluthen fanden. Von Römerseite hatte dieser blutige Tag auch nicht ein einziges Opfer gekostet; allein auch mit zu wenig Ehre war der Sieg erkauft, obgleich Rom abermals den Göttern ein feierliches Dankfest decretirte.

Furchtbarer, als je — sowol seinen offnen Feinden, als den zitternden Bundesgenossen — stand der Imperator nach diesem Vernichtungsschlage da; und mit erhöhetem Selbstvertrauen erachtete er es jetzt für den Zeitpunkt, die Germanen für alle künftige Zeiten von einem Einbruche in Gallien abzuschrecken und den Krieg in ihr eignes, noch nie betretenes Land zu tragen; vielleicht sogar es seinen Eroberungen anzureihen. Um einen Vorwand zur Feindseligkeit zu finden, foderte er stolz von den Sigambrern die Auslieferung eines versprengten Reisigenhaufens der Tenchterer, der sich über den Rhein zu ihnen

geflüchtet und eine freundliche Aufnahme gefunden hatte. Edelmüthig ward dies Ansinnen verweigert: aber nun auch rüstete sich Cäsar, den Gränzstrom gewaffnet zu überschreiten; — nicht auf den anerbotenen Fahrzeugen der befreundeten Ubier, sondern auf eine ungleich imponirendere Weise, mittelst des Riesenwerks einer Heerbrücke, die den gewaltigen Rhein überspannen und die römische Überlegenheit in das glänzendste Licht stellen sollte. In zehn Tagen war der Bau vollendet; allein wie rasch der Feldherr auch zu Werke ging, hatten doch die bedrohten Sigambrer, zugleich mit ihren Schutzgenossen, Zeit gefunden, sich mit gesamter beweglichen Habe in das tiefste Dickicht ihrer Wälder zurückzuziehen. Ihm blieb nur das traurige Vergnügen, ihr Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten: aber jene in ihrem Versteck aufzusuchen, oder das mächtige Volk der Sueven, welches, auf das erste Gerücht seines vorhabenden Zuges, eine gleiche Maßregel ergriff und ihn im Innern des Landes erwartete, anzutasten, schien nicht in seinem Plane zu liegen und vielleicht auch seine Kräfte zu übersteigen. Es rühmlich genug achtend, 18 Tage jenseits des Stroms verweilt zu haben, ging er, ohne weitere Waffenthat, über denselben zurück und ließ die Brücke hinter sich abbrechen.

Entweder, um diesen leichten Schatten einer unerreichten Absicht ebensowol der Welt, als sich selbst, zu verdecken, oder auch sich in unerhörter Großthat selbst zu überbieten, beschloß er, dem schon schwindenden Sommer zum Trotz ungesäumt einen zweiten Kriegszug auf noch entlegnerm und unbekannterm Boden, und sogar durch ein Meer von ihm geschieden. Die Insel Britannien, reich an Zinn und Perlen, noch ergiebiger an Menschenware, lockte seine Ruhmbegierde zu dem Versuche, hier, wie er hoffte, mit leichterer Mühe festen Fuß zu gewinnen. Ohne einige Zögerung nahte er sich demnach mit seinem Heere dem Gebiet der Moriner, wo die Überfahrt die nächste und sicherste schien: die, in den Häfen des Oceans bereit liegende Flotte des vorigen Jahres ward ergänzt und vermehrt; und während er mit zwei Legionen das Wagstück zu versuchen gedachte, sollten seine zurückgelassenen Legaten theils die Unterwerfung der Moriner und Menapier vollenden, theils die Küsten in seinem Rücken decken.

Ungeachtet auf das erste Gerücht von diesem Zuge verschiedene britische Volksstämme sich beeilt hatten, dem Gefürchteten durch entgegengesandte Abgeordnete ihre Unterwerfung im voraus zu erbieten, fand er doch, im Augenblicke der Landung, einen so bedeutenden gewaffneten Widerstand, daß das Beispiel des sich voranstürzenden Adlerträgers der 10. Legion erfoderlich war, die Truppen zur Nachfolge zu bewegen. Sobald es ihnen gelungen war, sich am Ufer zu sammeln, ward auch der bisher ungleiche Kampf zu ihrem Vortheil entschieden; und nur der Mangel an Reiterei hinderte sie, den Sieg entscheidend zu nützen. Die Insulaner aber, von der Unnützlichkeit fernerer Gegenwehr überzeugt, beeilten sich alsbald, den Frieden durch allgemeine und demüthige Unterwerfung zu erkaufen. Eben genoß Cäsar seines leichten Triumphs in stolzer Sicherheit; als gehäufte Unfälle, denen seine Schiffe in den eben ausbrechenden Äquinoktial-Stürmen unterlagen, die Gestalt der Dinge schon nach wenigen Tagen plötzlich veränderte. Ausgesperrt von der Rückkehr, wie von allen Hilfsmitteln in seinem Rükken; preisgegeben der wankenden Treue der kaum Besiegten, die bereits anfingen, sich von ihrem ersten Schrecken zu erholen, konnte er kaum etwas Anderes erwarten, als was wirklich geschah: die Briten schritten auf's Neue zu Feindseligkeiten, und ein geschickt gelegter Hinterhalt, so wie der ungewohnte Streit der britischen Kriegswagen, hatten die eine entsandte Hälfte des Heeres bereits an den Rand des Unterganges gedrängt, als es dem herbeieilenden Feldherrn noch gelang, sie dem Verderben zu entreißen. Indeß mehrte sich die Zahl der Feinde täglich; als es aber zur geregelten Feldschlacht gedieh, bewährte sich, wie immer, die höhere römische Kriegskunst gegen die rohe Tapferkeit. In Folge dieser herben Erfahrung zeigten sich die Gesinnungen abermals friedlicher; Cäsar, an seiner Seite, nicht minder versöhnlich, gestand die leidlichsten Bedingungen zu, und beeilte sich, auf der gut oder übel hergestellten Flotte unbeunruhigt nach dem festen Lande wieder heimzukehren. Daß jedoch seine Plane auf die Nachbar-Insel keineswegs aufgegeben worden, ließ er schon durch die Vertheilung der Winterquartiere errathen, welche sämtlich in die belgischen Provinzen verlegt wurden, so wie durch die anbefohlenen Schiffsrüstungen, welche gegen das nächste Jahr vollendet werden sollten.

Wie immer, fand der Winter den Imperator in Lucca, gleichsam wie in einem prächtigen Hoflager. In Rom hatten Pompejus und Crassus sich, fast wie mit gewaffneter Hand, die Provinzen Hispanien und Syrien mit gleicher Machtvollkommenheit, wie Cäsar die seinige besaß, für eine Dauer von 5 Jahren zusichern lassen. Jetzt ward auch des Letztern ausbedungener Antheil an dem großen Raube festgestellt, indem sie ihm Gallien für noch fernere 5 Jahre zuerkennen ließen. Übrigens war nun das Triumvirat, nachdem es diese nächsten Zwecke durchgesetzt, von seinem Übergewicht im State dergestalt überzeugt, daß es dem Senat ruhig überließ, die weitern höheren Würden und Ämter nach eignem Gutdünken zu vergeben. Nur blieb Pompejus, unter allerlei Vorwand, und nicht ohne nahe bewaffnete Macht, Roms gegenwärtiger Beherrscher; während Crassus, von Ehrgeiz und Habsucht gestachelt, sich beeilte, einem luftigen Phantom von Größe im Orient nachzujagen.

Britische Geißel der Treue, nach Gallien von Cäsar bei seinem vorjährigen Abzuge herübergefodert, aber, wie sich voraussehen ließ, nicht gestellt, sollten dem neuen Einfall in die Insel zur Rechtfertigung dienen. Seine Vorbereitungen zur Landung traf er in dem Hafen Iccius, wo sich die zahlreiche Flotte, die er entboten, sammelte. Doch bevor er es wagte, den gallischen Boden zu verlassen, schien es rathsam, einige verdächtige Bewegungen unter den Trevirern, die von ernstern Folgen seyn konnten, durch einen mit 4 Legionen und in reißender Schnelligkeit unternommenen Streifzug im Keim zu unterdrücken. Kaum war dies mit dem gewohnten Glücke geschehen, so eilte er an das vorbereitete Unternehmen zurück, indem er sich zugleich mit der Blüthe des gallischen Adels umgab, um an ihnen eben so viel Bürgen der aufrecht erhaltenen Ruhe in der Provinz zu bewahren. Dumnorix, einer der

Angesehensten des Landes, der sich ihm, selbst im Augenblick der Einschiffung, durch die Flucht zu entziehen hoffte, ward eingeholt und niedergehauen.

Die kriegerische Rüstung umfaßte diesmal nicht weniger, als 5 Legionen; während T. Labienus das feste Land mit den drei übrigen hütete. Achthundert Fahrzeuge jeder Art bildeten die Flotte. Eine größere hatte noch nie auf diesem Meere geschwommen! Die Landung, nach glücklicher Fahrt, fand auch nicht die leiseste Spur eines Widerstandes: denn geschreckt von einer solchen Übermacht, hatte sich das feindliche Heer tiefer ins Land zurückgezogen. Der nächste Tag fand den Imperator bereits in dessen Aufsuchung begriffen; und schon begann sich, unter beständigem Zurückweichen der Eingebornen, ein ernstlicheres Gefecht zu entspinnen, als ihn, von dem Landungsplatze her, die Zeitung erreichte, daß ein Sturm die Flotte ergriffen und hart beschädigt habe. Alles andre ward für den Augenblick aufgegeben, um in den nächsten 10 Tagen diesen Verlust zu ersetzen. Aber auch die Insulaner hatten sich indeß unter ihrem Oberanführer Cassivellaunus in größeren Massen gesammelt, vortheilhafte Stellungen rückwärts genommen, und führten die erneuerte Fehde mit so entschiedenem Geschick im kleinen Kriege, daß sie nur dabei hätten beharren dürfen, um ihren Gegner je länger je mehr in Verlegenheit zu setzen. Doch zuversichtlich gemacht durch einige erlangte Vortheile, ließen sie sich zur Anknüpfung eines förmlichen Treffens verleiten, wurden geschlagen, verfolgt und zerstreut. Indessen war der Krieg darum noch nicht geendigt. Cassivellaunus kehrte zu seiner früheren Taktik und insonderheit zum Gebrauch seiner gefürchteten Streitwagen zurück; neckte die Römer von allen Seiten; zeigte sich und verschwand, und würde dadurch wahrscheinlich seinen Zweck, Cäsarn die Subsistenz in diesem unbekannten und abgeschlossenen Insellande zu vereiteln, erreicht haben, wenn nicht innere Zwietracht der Stammhäupter seinen Arm gelähmt und die Gegenpartei sich auf Cäsars Seite geschlagen hätte. Immer unaufhaltsamer drang dieser gegen die Hauptfeste vor; und auch der letzte, kühn gedachte Versuch seines Widersachers, ein unversehener Angriff auf das dahintengelassene römische Lager, schlug in der Ausführung fehl. Ihm blieb nur übrig, um Frieden zu bitten und jährlichen Tribut zu verheißen; Cäsar willigte ein, und kehrte, ohne weitere Entwürfe auf diesem Boden zu verfolgen, ohne irgend eine Besatzung hinter sich zurück zu lassen, und nur fast überladen mit Sklaven, seiner einzigen Kriegsbeute, nach dem festen Lande zurück. Britannien war auch diesmal unerobert geblieben!

Hätte Cäsar es dort auch nicht in so vielfachem Betracht ganz anders gefunden, als er es geträumt haben mochte, so gab es doch einen sehr bewegenden Grund, seine Blicke von diesem Unternehmen hinweg und nach Rom zu richten, seitdem, um diese nämliche Zeit, Julia, Pompejus mit Innigkeit geliebte Gemalin, im Kindbette verstorben und dadurch das eigentliche Band zerrissen war, welches beide Männer seither so fest an einander knüpfte. Leicht konnte sich nun von dieser Seite her ein Sturm erheben, der nur in größerer Nähe zu beschwören war. Gallien war für den Augenblick, ungeachtet einer sich von ferne zeigenden Hungersnoth, ruhig; seine Legionen verlegte Cäsar in ganz enge Standorte, und er selbst weilte länger in der Provinz, als er sonst pflegte, um in ihr mit dem vollen Nachdruck des römischen Proconsuls zu schalten. Um so feuriger, wenn gleich verborgen, brütete ein allgemeiner Unmuth in der gedemüthigten Nation, und der Wunsch, sich einer so schimpflichen Herrschaft für immer zu entledigen. In keiner Brust aber glühte dies Gefühl stärker, als bei Ambiorix, dem edlen Haupte der Eburonen, der es, unter der trüglichen Miene der Ergebenheit, künstlich darauf anlegte, die Legion des Titurius Sabinus in ihrem abgesonderten Winterlager zu vernichten. Der Überfall geschah so geheim und so plötzlich, daß ihm nur wenig zum Gelingen fehlte. Ward er aber auch noch glücklich abgeschlagen, so verwandelten ihn doch die Eburonen in eine so enge Einschließung, daß an ein Entrinnen um so weniger zu denken schien, da Ambiorix den Bedrängten vorgespiegelt hatte, daß ganz Gallien im Aufstand und ein großes germanisches Hilfsheer im Anzuge begriffen sey. Gleichwol wollte er der Legion einen freien Abzug nach dem nächsten Standlager des Q. Cicero oder des T. Labienus verstatten. Der geschreckte Legat nahm dies trügliche Erbieten, nach mancherlei Besinnen, an; begann aber den Abmarsch aus dem Lager am nächsten Morgen übereilt und unordentlich; und kaum hatt' er sich eine Strecke davon in die freie Ebene entfernt, so sah er sich von allen Seiten angegriffen; verlor sein Gepäck; ward nah und fern durch Wurfgeschoß bedrängt, den ganzen Tag ermüdet, endlich sogar von Ambiorix, durch den vorgespiegelten Wunsch einer Unterredung, aus den geschlossenen Reihen hervorgelockt und kaltblütig niedergehauen. Die Glieder der Legion wankten beim neuen verstärkten Angriff; die Meisten fielen. Der kleinere Theil, in das verlassene Lager zurückgerettet, hielt sich kümmerlich bis zur Nacht und gab sich dann freiwillig den Tod. Wenige Einzele hatten sich durch die Wälder zu Labienus gerettet.

Ambiorix, rasch alle kleine benachbarte Völkerschaften aufregend, suchte nunmehr der Legion des Q. Cicero ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Hier gab es die nämliche Überraschung, doch eine entschlossenere Gegenwehr im Lager, deren es auch in den nächsten Tagen bedurfte, um die rastlos Stürmenden abzutreiben. Das Mährchen von Galliens Empörung ward auch hier wiederholt, ohne aber so leichten Glauben zu finden. Dagegen versuchten es nunmehr die Angreifer, das Lager binnen wenigen Stunden rings mit einem tiefen Graben zu umzingeln und das Innere desselben durch Brandgeschosse in Flammen zu setzen. Der Muth der Belagerten verleugnete sich auch in dieser schrecklichen Lage nicht; und 7 Tage hindurch vertheidigten sie standhaft ihren Wall, bis sich indeß ein gallischer Bote zu Cäsar durchgeschlichen hatte, und der Feldherr, jetzt zuerst von der Gefahr unterrichtet, die schnellsten und zweckmäßigsten Mittel zur Rettung traf. Mit zwei Legionen, die ihm jetzt allein zu Gebote standen, traf er gerade noch in dem Augenblick, wo Rettung möglich blieb, ein, um den Angriff von Cicero auf sich selbst zu ziehen. Die Rolle des Furchtsamen gegen eine solche Übermacht spielend, wußt' er sie auf einen ungünstigen Kampfplatz zu locken; dann aber durch stürmischen Ausfall

aus allen Lagerthoren ihnen einen so plötzlichen Schrecken einzuflößen, daß sie sich, ohne den Versuch eines Widerstandes, in die Flucht warfen und zerstreuten; während er selbst sich begnügte, seine nun ungehinderte Vereinigung mit Cicero zu bewirken. Das schnell verbreitete Gerücht dieses glücklichen Erfolges verhinderte, daß nicht auch Labienus schon am nächsten Tage in seinem Lager von den Trevirern auf gleiche Weise angegriffen wurde.

Glücklich genug war das Ungewitter, welches die römische Macht in Gallien mit theilweiser Vernichtung bedrohte, abgelenkt worden: doch vorsichtig hielt nun Cäsar seine Legionen, den Rest des Winters hindurch, bei Samarobriva in nachbarlichen Lagern beisammen, ohne auch diesmal sich von denselben zu entfernen. Allein wenigstens mit seinem Geiste in Rom, entwarf er die Plane zur Aufführung eines neuen prachtvollen, marmornen Forum aus dem Ertrag seiner gallischen Beute; während der Senat, durch furchtbares Sittenverderbniß sich selbst schändend und in heillosen Krämpfen zuckend, den Stat fast in Anarchie versinken ließ, um dadurch, unwillkürlich, Pompejus politisches Übergewicht zu steigern. Was jedoch dieser, in Rom gleichsam thronend, an Macht und Einfluß gewann, mußte nothwendig für den entfernteren Cäsar verloren gehen; und so kont' es eben so wenig fehlen, daß sich zwischen beiden heimlich immer mehr Stoff zur eifersüchtigen Abneigung sammelte; obgleich äußerlich das gute Verständniß noch das alte schien und Pompejus sich, mit schnöder Eigenmacht, sogar bereit finden ließ, seinem Freunde den Gebrauch von zwei seiner eigenen hispanischen Legionen zu überlassen.

Wenn diese Maßregel auf neue ungewöhnliche Kraftanstrengungen hinwies, zu denen Cäsar sich vorbereitete: so war auch in der That nicht zu läugnen, daß der innere Zustand Galliens diese und jede andere Vorsicht erheischte. Überall zuckten und schmerzten die tödtlichen Wunden, die er der Nationalfreiheit geschlagen; überall heimliche Versamlungen, Verabredungen und Entwürfe; überall heimliche Rüstungen, ohne daß die ernsten Vorstellungen und Drohungen des Imperators sie zu unterdrücken vermochten. Unter den Trevirern kam diese feindliche Stimmung zuerst in einem, wiewol mislungenen Anfall auf das Lager des Labienus zum Ausbruch. Doch weder gegen sie, noch gegen die Eburonen und Ambiorix, die seinen Stolz so tief verwundet hatten, sondern gegen die Reste der Nervier war seine Rache zuerst gerichtet. Sie unterlagen; aber auch die Sennonen und Carunter, welche seinen Zorn durch ihr Ausbleiben von dem, unmittelbar darauf ausgeschriebenen allgemeinen Landtage, gereizt hatten, beugten sich schnell und erschrocken unter sein, kaum gegen sie erhobenes, Schwert. Desto gewichtiger fiel es nunmehr auf die unglücklichen Menapier, welche jetzt vollends in ihren Wäldern und Sümpfen überwältigt wurden. Die Strafe an den aufgestandenen Trevirern hatte, bereits vor seiner Ankunft, Labienus im vollen Maße vollzogen.

Insofern an den Unternehmungen der Letztern auch die germanischen Stämme jenseit des Rheins einigen Antheil genommen zu haben schienen, hielt es Cäsar für zweckmäßig, zu deren Züchtigung nochmals und unerwartet den gewaltigen Strom zu überschreiten. Wenige Tage reichten zur Vollendung einer, diesmal etwas höher hinauf geschlagenen Brücke hin: allein wenn seinem übergesetzten Heere vielleicht auch die Furcht voranging, so erschien nur um so weniger ein Feind, dasselbe zu bekämpfen; obwol dieser seine Streitkräfte auf dem entfernteren suevischen Gebiete, im tiefsten Dunkel der Wälder, zusammengezogen hatte und dort den Angriff zu erwarten schien. Doch dies wagliche Unternehmen lag nicht in des Imperators Absichten, sondern zufrieden, sich, dem Anscheine nach, in seiner Überlegenheit behauptet zu haben, ging er bereits nach wenigen Tagen an das linke Ufer zurück und ließ die größere Hälfte der Brücke, eine nahe Wiederkehr andeutend, unabgebrochen stehen.

Je entfernter und beschäftigter ihn indeß die Eburonen glaubten, um desto verderblicher fiel jetzt sein plötzliches Erscheinen, gleich einem Wetterstrahl, unter die Erschrockenen nieder; und kaum noch gelang es Ambiorix, sich für den Augenblick seinen Händen zu entziehen. Sich in die tiefsten Schlupfwinkel verbergend, kont' er seinen unglücklichen Landsleuten nur den traurigen Rath hinterlassen, sich selbst nach Möglichkeit zu helfen. Was flüchten konnte, fand keine Ferne zu entlegen, um sich dem unfehlbaren Untergange zu entziehen, indeß Cäsar mit 9 Legionen das Land von 3 Seiten her gleichsam fegte und in eine Wüste verwandelte. Hiemit nicht gesättigt, so lange Ambiorix selbst ihm als Sühnopfer fehlte, ächtete sein Rachedurst die ganze Nation, und lud alle benachbarten Völker ein, ihm sein Strafgericht vollziehen zu helfen. Der Ruf fiel in offne Ohren; alles wetteiferte in Mord, Raub und Plünderung; und selbst von jenseit des Rheins stahl sich ein Trupp von 2000 sigambrischen Abenteurern herüber: doch bald nur, um sich ein noch lockenderes Ziel für ihre Beutelust zu erkiesen. Sie vernahmen, daß Cäsars ganzer reicher Raub, unter geringer und in voller Sicherheit lebender Bedeckung, im römischen Lager bei Advatika aufgehäuft liege. Dem sofort beschlossenen Überfall fehlte kaum noch irgend etwas zum vollständigen Gelingen: als nur die Geistesgegenwart und die fast beispiellose Tapferkeit eines Centurio der 12. Legion das schon gesprengte Lagerthor behauptete, und sein Beispiel zu einer so nachdrücklichen Gegenwehr begeisterte, daß endlich doch der Angriff zwar abgeschlagen, aber wenigstens der sichere Abzug der Germaner nicht gehindert wurde. Noch empfindlicher indeß für den Imperator, daß auch Ambiorix, unerreichbar, sich seiner blutigen Rache zu entziehen wußte. Gallien aber zitterte; und das nur um so mehr, als Cäsar auf dem jetzt wieder versammelten Landtage, als nun entschiedener Oberherr des Landes, das gerichtliche Todesurtheil über das Haupt der Sennonen und Caruntер, in Folge jener früheren Verschwörung, aussprach und vollstrecken ließ. In jenen Gebieten und bei den Trevirern, denen er am meisten mistraute, nahmen darauf die 10 Legionen ihre Winterlager; während er selbst es für nöthig fand, über die Alpen zurückzueilen.

Crassus, und mit ihm sein edlerer Sohn, war im Orient im unglücklichen Kampfe gegen die Parther erlegen, und von dem Augenblicke an, Cäsars ganzer politischer Standpunkt verändert. Der Gefallene hatte bisher in der widernatürlichen Verbindung des Triumvirats ein heilsames Gleichgewicht der widerstrebenden Kräfte

vermittelt. Sein Tod zog die größere Zahl seiner Anhänger um so gewisser auf Pompejus Seite hinüber, als dieser unmittelbar darauf Cornelien, der in jeder Hinsicht ausgezeichneten Witwe des jüngern Crassus, die Hand bot, obgleich die Ehe erst später vollzogen wurde. Andererseits neigten sich die inneren Reibungen der Parteien zu solcher, selbst mit Blut befleckten Gewaltsamkeit, daß, als auch P. Clodius diesem Dämon durch Meuchelmord erlag, die Verwirrung ihr Höchstes erreichte und nur in der Ernennung des Pompejus zum *alleinigen* Konsul eine augenblickliche Aushilfe gesucht werden konnte. Beispiellos an sich, schien dieser Schritt nur der Übergang zur Dictatur des Ehrgeizigen zu seyn; was zugleich Cäsars Zurückdrängung einbedungen haben würde. Dieser, der, zu stolz auf sein begonnenes großes Werk, aus dem besiegten Gallien nicht zu weichen gedachte, bevor er es in eine römische Provinz umgewandelt, suchte für den Augenblick das weichende Gegengewicht der Macht in der, ihm durch die Volkstribunen zugesprochenen Vergünstigung, sich auch abwesend um das künftige Consulat zu bewerben.

Aber eben diese krampfhaften Zuckungen des römischen Stats, so wie Cäsars Abwesenheit, erregten in den, noch immer heimlich knirschenden Galliern den Muth, diese günstig scheinenden Umstände zur gewaltsamen Sprengung ihrer Ketten zu benutzen. Neue geheime Zusammenkünfte in Wäldern und Einödden, neue feste Abreden, Einstellung aller Privatzwiste und Vertheilung der Rollen, wobei die Carunter die Gefahr des ersten offenen Angriffs übernahmen, wurden ins Werk gerichtet. Cäsar selbst sollte auf dem Rückwege aus Italien von seinen Legionen abgeschnitten, Gennabum, der große Waffenplatz seines Heeres, überfallen, die Römer erwürgt werden, und der gelungene Streich die Losung zum allgemeinen Aufstand durch ganz Gallien geben. An die Spitze des Ganzen trat, als Oberfeldherr, Vercingetorix, ein junger Arverner vom ersten Adel des Landes, und von bereits erprobter Kriegserfahrenheit. Gennabum fiel wirklich; überall ward zu den Waffen gegriffen, und des neuen gallischen Anführers hoher Geist wußte augenblicklich Kraft und Einheit in das Ganze zu bringen. Noch tief im Winter eröffnete er den Feldzug an zwei Orten zugleich: denn indem sein Unterfeldherr Lucterius die narbonische Provinz bedrohte, trat er selbst am Liger auf, um die Bituriger und die anderen östlichen Volksstämme zum erklärten Beitritt zu nöthigen.

Cäsar eilte im Fluge über die Alpen: aber die Gefahr der unbeschützten römischen Provinz für die dringendere erachtend, wandt' er sich zuerst mit den von überall her schnell zusammengerafften Neugeworbenen gegen Narbo und Lucterius, der seiner Nähe sorgfältig auswich. Im Lande der Arverner war der große Herd des Aufstandes zu suchen. Dahin eilte Cäsar über die rauhen Cevennen, welche man in dieser Jahrszeit für unersteiglich gehalten; lähmte hier durch sein plötzliches Erscheinen und die strengsten Maßregeln jeden Widerstand; war mit Blitzesschnelle wieder am Rhodanus, und, jedes ihn erwartende Hinderniß durch Eilfertigkeit besiegend, in der Mitte seiner Legionen, bevor noch Vercingetorix von seiner Annäherung Kunde gewonnen. Diesen an der unternommenen Belagerung von Gergovia zu hindern, und sich zugleich der schwankenden Treue seiner wenigen gallischen Bundesgenossen zu versichern, brach der Imperator ungesäumt mit 8 Legionen gegen den Liger auf; nahm auf dem Marsche die Feste Vellaunodunum, so wie Gennabum, wo er blutige Rache übte, und stand bereits vor Noviodunum, das im Begriffe stand, sich zu ergeben, als Vercingetorix von Gergovia her zum Entsatze anrückte, doch ohne, nach einem unglücklichen Reitergefecht, die Übergabe abwenden zu können. Jetzt traf die Reihe Avaricum, die Hauptfeste der Bituriger und eine der ersten Städte Galliens; und dieser rasche Gang von Cäsars Operationen überzeugte seinen Gegner, daß der Krieg fortan nicht mit Gewalt der Waffen, sondern durch Abschneidung des Unterhalts, geführt, und zu dem Ende das Land rings umher in eine weite Wüste verwandelt werden müsse. Er setzte es durch, und 20 Städte der Bituriger flammten an dem nämlichen Tage in lichter Lohe auf; nur Avaricum selbst entging, wider seine Zustimmung, diesem Schicksal und gelobte, sich durch eigene Kraft, in entschlossenster Abwehr, zu schützen. Ihr Feldherr verstärkte demnach die Besatzung und lagerte sich, in einer unzugänglichen Stellung, nahe genug, um seine Verbindung mit dem Platze offen zu halten.

Nur von einer Seite zugänglich, gestattete die Lage von Avaricum den Belagerern keine vollständige Umwallung; und auch auf jenem Punkte fanden sie in allen ihren Anstrengungen einen um so wirksameren Widerstand. Bald äußerte sich bei ihnen der drückendste Mangel an Lebensmitteln, und die zahlreiche gallische Reiterei verhinderte jede Ergänzung oder Zufuhr aus der Nähe, wie aus der Ferne, ohne gleichwol den Muth und die Ausdauer Cäsars und seiner Legionen zu erschüttern. Zwar mislang ein versuchter nächtlicher Überfall gegen das gallische Unterstützungsheer, da Vercingetorix genugsam auf seiner Hut war: allein dieser ward durch sein behutsames Zögern der Ungeduld der Gallier je länger, je mehr verdächtig, und nur in der offenen edlen Darlegung seines Verfahrens fand er seine Rechtfertigung und belebte den Muth seiner Landsleute; während die Hartbedrängten in Avaricum selbst fortwährend eine heldenmüthige Abwehr leisteten und den römischen Belagerungsarbeiten andre, nicht minder erstaunliche, entgegenstellten. Schon währte der verzweifelte Kampf 25 Tage, ohne selbst bei Nacht unterbrochen zu werden: als das Holzwerk der römischen Verwaltung, durch unterirdische Gänge entzündet, Feuer fing, und gleichzeitig ein wüthender Ausfall, zu noch gewisserer Zerstörung der Belagerungsmaschinen, unternommen wurde. Bis zum lichten Tage ward gekämpft; und nur erst spät und mit Mühe lenkte sich endlich der Sieg auf Cäsars Seite. Die Zurückgetriebenen, an der längeren Erhaltung des Platzes verzweifelnd, hätten noch, durch Sümpfe geschützt, das Lager ihres Feldherrn erreichen können: allein Weiber und Kinder verlegten ihnen, schreiend und wehklagend, diesen einzigen Weg der Rettung; und bevor sie ihn sich in einem zweiten Versuche zu öffnen vermochten, hatte Cäsar, den nachlassenden Widerstand wahrnehmend, die Mauern bereits stürmend erstiegen. Die ganze Bevölkerung der Stadt fiel nun, als blutiges

Sühnopfer für die in Gennabum ermordeten Römer; nicht mehr, als 800, entkamen zu Vercingetorix.

Dieser, ohne durch Avaricums Fall niedergebeugt zu werden, wußte auch sein Heer mit einem gleichen Geiste muthiger Ausdauer zu beleben, und sogar, was gegen alle bisherige Landessitte war, sein Lager durch Wall und Graben noch stärker zu sichern, die Zahl der Streiter noch zu mehren und den auf bloße Vertheidigung berechneten Verheerungskrieg in einem noch weiteren Umfange auszudehnen. Cäsar, den Angriff des Lagers nicht gerathen findend, zog sich bald aus Avaricum zurück, und theilte seine Streitkräfte, indem er durch Labienus das östliche Gallien beobachten ließ, selbst aber sich aufs neue längs dem Elaver gegen die Arverner wandte und ihre Hauptstadt Gergovia bedrohte. Vercingetorix, seine Bewegungen beobachtend, war ihm gleichwol am jenseitigen Ufer des Flusses zuvorgekommen und bot, jenem stets gegenüber bleibend, Alles auf, ihm den Übergang zu verwehren. Nur durch eine geschickte Täuschung wußte endlich der Imperator, mittelst des Verstecks zweier Legionen und Wiederherstellung einer abgeworfenen Brücke, unangefochten einen Weg hinüber zu finden; und Vercingetorix zog sich nun noch näher auf Gergovia zurück.

Diese Stadt, auf dem Gipfel einer sanft aufsteigenden, aber bedeutenden Anhöhe gelegen, gehörte zu den festesten Plätzen Galliens, und ihre Eroberung schien eben so schwierig durch einen raschen Anfall, als durch eine regelmäßige Belagerung; zumal im Angesicht des feindlichen Hilfsheeres, mit welchem Vercingetorix sich alsbald auf einer benachbarten Höhe lagerte. Cäsar selbst wählte sein Doppellager theils am Fuße des Berges unter Gergovia, theils auf einem andern gegenüberliegenden, ringsum steil abgeschnittenen Hügel, der seinen Gegner von Wasser und Fütterung auszuschließen verhieß. Beide Lager wurden durch einen zweifachen Graben mit einander verbunden. Die nöthige Versorgung mit Lebensmitteln erwartete er von den Äduern, seinen Verbündeten. Hier aber waren innere Spaltungen so ernster Art, von offnem Abfall begleitet, ausgebrochen, daß nicht nur jede Verbindung mit ihm dadurch unterbrochen, sondern auch zur desto kräftigeren Unterdrückung des Aufstandes seine schnelle persönliche Dazwischenkunft nothwendig wurde. Nur 2 Legionen durfte er vor Gergovia hinter sich lassen; mit den vier übrigen brach er in stürmischer Eile auf und fing die erwartete Reiterei der Äduer auf, welche im Begriff war, in Vercingetorix Lager überzugehen. Dies raubte den Dahintengebliebenen den Muth, und ihre Unterwerfung konnte nicht ausbleiben. Allein wie schnell auch Cäsar seinem kaum verlassenen Lager wieder zueilte: so hatte doch sein Gegner ebensowenig gesäumt, das viel zu schwach besetzte zwiefache Lager in seiner Abwesenheit mit immer erneuerten Truppen so kräftig zu bestürmen, daß ein längerer Verzug von wenigen Stunden die Sache wahrscheinlich zu einem verderblichen Ausgange geführt haben würde.

Noch aber weit entfernt von jeder Aussicht zum Gewinn des festen Platzes selbst, mußte sich Cäsar zuvörderst von der unbequemen Nähe des starkbefestigten gallischen Schutzlagers zu befreien suchen. Er überrumpelte und gewann es in einem Augenblick, wo Vercingetorix es, unvorsichtig, fast ganz von Besatzung entblößt hatte, um einen andern bedrohten und für wichtig gehaltenen Punkt, zunächst des Platzes, mit gesammter Hand schnell zu verschanzen. Der kühne Muth der Legionen riß sie jedoch, selbst wider den Willen ihres Anführers, vom eroberten Lager zu einem raschen Anfall auf Gergovia selbst mit sich fort; und wenn auch wirklich das Wagestück einen Augenblick lang schien gelingen zu wollen, so sahen sie sich doch von dem herbeieilenden gallischen Heere so nachdrücklich angegriffen, daß sie von dem Unternehmen ablassen mußten und nur durch Cäsars besonnene Vorsicht vor größerer Einbuße bewahrt wurden. Dies Gefecht entschied gleichwol über Gergovia's Schicksal: denn schon nach wenig Tagen hob Cäsar die Belagerung auf und zog sich über den Elaver in das Gebiet der Äduer zurück.

Hier aber waren indeß die, kaum unterdrückten Unruhen aufs neue in offne Feindseligkeiten ausgebrochen. Die Äduer hatten sogar Noviodunum am Liger überfallen und sich dieses Waffenplatzes bemächtigt, wo Cäsar den größten Theil seiner Kriegs- und Lebensvorräthe, seine Kriegskasse und die sämtlichen gallischen Geißeln aufbewahrte. Alles ward entweder hinweggeführt oder vernichtet; das Land verwüstet und der Liger mit Truppen besetzt. Des Imperators Lage ward durch dies Alles überaus mislich; selbst der Rückzug in die römische Provinz würde mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden gewesen seyn. Er suchte also vielmehr und fand eine Furth durch den Strom und bewirkte bei Agendicum seine Vereinigung mit Labienus, der sich hier mehr, denn je, als seinen würdigen Schüler zeigte. Den Abgang an gallischer Reiterei, die ihn verlassen hatte, ersetzte Cäsar durch germanische, unter großen Versprechungen herbeigelockte Reisige, die ihm in der Folge von der höchsten Wichtigkeit wurden.

Fester, als je zuvor, schlossen sich aber auch, fast ohne Ausnahme, die gallischen Volksstämme an einander, bestätigten Vercingetorix als ihren obersten Anführer und fügten sich in seinen mit so vielem Glücke begonnenen Plan, die Römer nur durch Entziehung ihrer Bedürfnisse und unaufhörliche Beunruhigung zu bekämpfen. Die Folgen dieser Angriffsweise zeigten sich auch bald so wirksam, daß Cäsar, obgleich jetzt an der Spitze von 10 Legionen, es für rathsam erachtete, sich den Gränzen der römischen Provinz zu nähern. Allein gerade jetzt auch hielt Vercingetorix, im Vertrauen auf die Zahl und Überlegenheit seiner Reiterei, es für den rechten Augenblick, mit dieser leichten Truppen, von mehren Seiten, über den Feind auf dem Marsche herzufallen und es zu einer Entscheidung zu bringen. Auch dieser Entwurf wäre gelungen, wenn nicht die Tapferkeit der germanischen Reiterei Cäsarn in diesem Gefecht zum Sieger gemacht und eine bedeutende Niederlage in das gallische Heer gebracht hätte. Eingeschreckt, brach nun Vercingetorix auf und wandte sich zurück unter die Mauern von Alesia, das für den festesten Platz in Gallien galt, auf einer Anhöhe emporragend und an zwei Seiten von Flüssen bespült, so wie, jenseit einer ziemlichen Ebene, von einer Hügelkette umkränzt, auf welcher der gallische Feldherr mit 80 bis

90,000 Mann sein Lager nahm und sich sorgfältig verschanzte.

Minder stark an Truppenzahl, faßte dennoch Cäsar den Entschluß, seinen Gegner in dieser Stellung durch eine Reihe von 23 Erdschanzen und einen Verbindungsgraben zu umwallen und einzukerkern. Vercingetorix ahnete kaum diese Gefahr, als er auch seine Fesseln durch ein neues Reitergefecht zu sprengen suchte; doch abermals, besonders durch germanische Mitwirkung, mit so nachtheiligem Erfolg, daß er es unmittelbar darauf für rathsam hielt, sich seiner Reisigen, des Kerns seiner Truppen und 10,000 an der Zahl, durch eilige Hinwegsendung lieber ganz zu entledigen. Sie brachten zugleich, nach allen Seiten hin, sein dringendes Gebot, spätestens binnen einer Frist von 30 Tagen zu seinem Entsatze herbei zu eilen; während welcher er sich noch in Alesia mit seinen Vorräthen zu halten gedächte. Wirklich auch zog er sich hierauf in den Platz zurück; wogegen Cäsar sofort alle Wunder römischer Belagerungskunst in Anwendung brachte. Seine Umwallung hielt nicht weniger, als 11,000 Schritt im Umfange, und war, um ihn gegen die häufigen und erbitterten Ausfälle der Besatzung zu decken, eben so wol durch dreifache, hinter einander aufgeworfene tiefe Gräben, als durch mehre Reihen von Verhacken, Wolfsgruben und Fußangeln gedeckt. Gleichwol war dies nur die kleinere Hälfte seiner Arbeiten: denn in noch weiterem Umfange zogen sich, im Rücken seines Lagers und nach Außen gekehrt, ähnliche Verschanzungen umher, um gleichmäßig gegen das erwartete gallische Befreiungsheer gesichert zu seyn. Wenige Wochen reichten, bei einer kaum zur Hälfte dazu verwandten Zahl von 50,000 Legionsoldaten, hin, diese erstaunenswürdigen Arbeiten zu vollenden.

Diese Vorsicht war auch um so angemessener, da die Gallier, wohl erwägend, daß mit Vercingetorix auch ihre letzte Hoffnung falle, schleunigst alle ihre Kräfte aufgeboten hatten, ihn aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Drittehalbhunderttausend Streiter setzten sich hiezu von allen Seiten in Bewegung; allein dennoch nicht früh genug, um die ihnen anberaumte Frist einzuhalten und dadurch nicht in Alesia selbst eine schon weit gediehene Verzweiflung zu erzeugen. Dennoch raffte man sich beim Anblick der heißersehnten Hilfe kräftig wieder empor und traf die Vorbereitungen zu einem gleichzeitigen Ausfall, während das gallische Heer sich anschickte, Cäsars Lager von außen zu bestürmen. Des Imperators Lage zwischen Beiden ward nun eine der schwierigsten: aber muthig stand er dem nahenden Sturme, der sich zuvörderst in einem lange schwankenden Gefecht der leichten Truppen vor dem Lager entlud, bis auch hier zum dritten Male, die Germanen für ihre Partei den Ausschlag gaben. Doch war dies nur das Vorspiel zu dem ernstlicheren nächtlichen Kampfe, durch welchen, in nächster Mitternacht, die Gräben gefüllt und der römische Lagerwall erstiegen werden sollte, und den ein Ausfall von Alesia her gleichzeitig unterstützte. Bis zum Anbruch des Tages währte auf beiden Seiten das blutige Gemetzel, in welchem gleichwol die Legionen standhaft ihren Posten behaupteten, bis sich ihre Angreifer zum einstweiligen Rückzuge bequemten. Doch schon am nächsten Tage kehrten sie zurück; erneuerten den Anfall mit Ungestüm von allen Seiten, jedoch mit überlegener Macht und immer frischen Scharen auf einem Punkte, dessen Schwäche sie glücklich erspäht hatten. Mit nicht minderer Anstrengung richtete Vercingetorix, von der andern Seite, seine ganze Kraft gegen eine ihm gelegene Anhöhe und bahnte sich einen Weg durch alle entgegenstehende Hindernisse. Keine wiederholt entsandte Hilfe vermochte ihn aufzuhalten; bis endlich Cäsar selbst, der bisher von einem Hügel in der Mitte herab das Gefecht gelenkt, herbei eilte und es durch den Zauber seiner Gegenwart auch hier zum Stehen brachte. Aber auch jenseit, wo Labienus den hartbedrängten Punkt nur noch kümmerlich hielt, ward des Feldherrn persönliches Erscheinen mit jedem Augenblick nothwendiger. Von beiden Seiten ward hier der Kampf nunmehr auf eine Spitze gestellt, wo der kleinste Zufall die Entscheidung herbeiführen mußte; und dies geschah auch, indem ein von Cäsar auf Umwegen entsandter Trupp seiner Reiterei die stürmenden Gallier plötzlich im Rücken ansprengte und unter ihnen metzelte. Gleichzeitig unternahmen die römischen Cohorten einen Ausfall, und brachten allgemeine Verwirrung, Entsetzen, Flucht und Niederlage unter ihre Gegner. Alles zerstäubte und verschwand; aber auch die Sieger waren in dem Maße erschöpft, daß sie kaum an einige Verfolgung dachten. Alesia war nun länger nicht zu halten; man erbot dem Imperator die Übergabe auf jede Bedingung, und die Besatzung streckte vor der geringern Zahl ihrer Obsieger die Waffen. Vercingetorix, mit edler ungebeugter Sele sprengte in seiner schönsten Rüstung bis dicht vor Cäsars Feldherrnsitz; sprang ab vom Rosse, setzte sich zu Cäsars Füßen und erwartete schweigend sein Schicksal. Dieser, einen Moment stumm auf ihn herabblickend, ließ ihn fesseln und abführen, um zu seinem künftigen Triumphe aufbehalten zu werden. — Sklaverei war das Loos des übrigen großen Haufens, mit Ausnahme von etwa 20,000 Äduern und Arvernern, welche durch überraschende Milde um so besser für den Überwinder gewonnen werden sollten. Auch hörte fortan jeder fernere Widerstand in allen Gränzen Galliens auf, des Landes Kraft war gebrochen. Cäsars Thaten aber setzten selbst Rom in freudiges Erstaunen und bereiteten ihm hier abermals die Ehre eines 20tägigen Dankfestes. Er selbst verbrachte den nächsten Winter in Bibracte.

Sich die wohl um ihn verdienten Legionen durch reichliche Geldspenden für jetzt, wie für die Zukunft, verpflichtend, beschäftigte sich der Feldherr, sein großes Eroberungswerk zu vollenden, fast nur noch mit kleinen Streifzügen gegen die einzelen Völkerschaften Galliens. Die Bituriger, die Carunter, die Eburonen, die Bellovaker empfanden seine schwere Hand; obwol es wenigstens bei den Letzteren, durch Nothwehr gedrungen, noch zu einigen ernstlicheren Auftritten gedieh; die sich zuletzt doch in ihrer Unterwerfung endigten. Zuletzt gab es kaum noch einige feindliche Streifparteien, welche hie und da die Gränzen umschwärmten, und denen Cäsar blos seine Legaten entgegenstellen durfte, um allmälig das ganze Land zu beruhigen. Dies gelang, bis auf eine Schar von Sennonen und Kadurkern, welche sich in Uxellodunum festsetzte, und der Belagerung, die sie hier traf, so viel Muth und Ausdauer entgegen stellte, daß Cäsar selbst

veranlaßt ward, zu ihrer schnelleren Erdrückung herbeizueilen. Jezt entspann sich hier ein Belagerungskampf, wie ihn Gallien noch nie gesehen. Den Eingeschlossenen auf ihren hohen Felsen das Wasser abzuschneiden, gelang erst spät und nach harter Mühe, als unterirdische Gänge die Quelle verstopften und ableiteten. Die Verdurstenden waren gezwungen, sich zu ergeben, und wurden — als schreckliches Straf-Beispiel — sämtlich mit abgehauenen Händen entlassen. Von jetzt an gab es nirgend mehr einigen Widerstand; Gallien war vollständig erobert, aber Cäsars Maßregeln nunmehr auch aufs klüglichste darauf berechnet, diese Eroberung zu behaupten und eine römische Verwaltung darin einzurichten.

Unter dieser fast unübersehbaren Reihe von kriegerischen und friedlichen Beschäftigungen war allgemach das letzte Jahr von Cäsars gallischem Proconsulat herangenaht; und so wie er nunmehr Muße gewann, that es auch immer mehr Noth, seine Aufmerksamkeit auf die politische Lage der Dinge in Rom zu richten, wo immer noch Pompejus, auch nachdem er von seinem letzten Consulat abgetreten, mit einer Fülle von Macht, wie kaum Sulla vor ihm, das Statsruder in seinen Händen hielt. Cäsar hatte sich bis hieher begnügt, sich, troz allem dagegen erhobenen Widerspruch, die Begünstigung, auch abwesend als Bewerber um das nächste Consulat auftreten zu dürfen, durch einen Senatsschluß bestätigen zu lassen: denn neuere Beispiele von erhobenen Anklagen, und besonders Milo's, obzwar gerechte, doch ungesetzliche Verurtheilung, hatten ihn gelehrt, wie gefährlich es für ihn werden könnte, jezt unmittelbar in den Privatstand zurückzukehren. Andrerseits suchte er sich auf jedem Wege und durch jedes Mittel in Rom neue Freunde und Anhänger zu erwerben; ein Geschäft, worin sein dahin entsandter Legat M. Antonius eben so viel Eifer, als Geschicklichkeit bewies. Dennoch kont' er nicht verhindern, daß der neue Konsul Marcellus, des abwesenden Pompejus Schützling, im Senat darauf antrug, nach nunmehr geendigtem gallischen Kriege den Proconsul entweder zurückzurufen, oder doch jenes oben erwähnte Vorrecht bei der Consulats-Bewerbung zurückzunehmen. Cäsars Anhang wußte indeß den Streich noch abzuwenden; und auch Pompejus eilte herbei, um sich gegen einen solchen Beschluß zum Nachtheil seines Freundes zu erklären. Im Widerstreit aber mit so freundlichen Worten, ließ er es geschehen, daß Marcellus schon jezt eine Reihe von Gesetzen zu einer künftigen Berathung seines Vorschlages durchzusetzen suchte, die insgesamt darauf abzielten, den Ausschlag desselben zu sichern. Auch von einer vorgängigen Entlassung von Cäsars Heere war darin die Rede. Nur der Widerspruch von vier ihm ergebenen Volkstribunen, entkräftete die gesetzliche Wirkung dieses so gut als offenen Angriffs: aber auch Pompejus, in seinen gelegentlichen mündlichen Äußerungen, verrieth immer bedenklicher seine Erkältung, wenn nicht gar seine Abneigung gegen einen Freund, dessen steigende Größe ihn immer sichtlicher drückte.

Eine nahe Zukunft sollte nun den verhängnißvollen Zeitpunkt herbeiführen, wo jene gewichtige Frage zur Entscheidung reifte. Die im nächsten Jahre antretenden Konsuln C. Claudius Marcellus und L. Ämilius Paullus hehlten ihre Abneigung gegen Cäsar nicht; der junge Volkstribun C. Scribonius Curio ließ von seinem ungestümen Charakter die heftigsten Ausbrüche erwarten. Cäsars Schätze, indem sie diesen aus einer ungeheuren Schuldenlast zogen, und den Ám. Paullus durch 1500 Talente versuchten, verwandelten plötzlich beide in seine eifrigsten, obwol für jezt nur noch geheimen Freunde; und ihre Taktik ging mit dem glücklichsten Erfolg dahin, daß der größte Theil des Jahres sich in nutzlosen Berathungen im Senat verzehrte, bis endlich dennoch die lang verschobene Frage über Cäsar zur Sprache kam. Curio erklärte sich hiebei in den stärksten Ausdrücken gegen die ungesetzliche Größe und Dauer von dessen proconsularischer Gewalt, seiner bedrohlichen Kriegsmacht und seiner unstatthaften Bewerbung: allein der Schluß seiner Rede wandte sich nun mit den gleichen Anklagegründen gegen — Pompejus, und endigte mit der Foderung, daß sofort Beiden geboten werde, ihre Heere zu verabschieden, ihre Würden niederzulegen und in die Ruhe des Privatstandes zurückzukehren. — Seine Worte machten den überraschendsten Eindruck; der Senat verstummte; das Volk nahm sie mit lautem Jubel auf. Niemand ahnete noch, daß sie den Sinn und die Wirkung einer offenen Kriegserklärung hatten.

Die Spaltung schien immer entschiedener, der Bruch unheilbarer zu werden. Cäsar, mit anscheinender Mäßigung, erbot sich, Gallien aufzugeben, sein Heer zu verabschieden, und nur das diesseitige Gallien (Lombardei), nebst 2 Legionen behalten zu wollen. Man sah darin — und wol nicht mit Unrecht — nur den Plan, sich, mit den Waffen in der Hand, gleichsam vor Roms Thore zu stellen; daher auch Pompejus nur bedingt das Versprechen leistete, seine Würden niederzulegen und sich in seine Provinz Hispanien zu begeben, wenn auch Cäsar seine Provinz aufgegeben haben würde. Sorge um den Krieg mit den Parthern diente zu Vorwand, Cäsarn sofort 2 Legionen abzunehmen; sie blieben aber in Italien unter Pompejus Händen. Ihr Geist schien Cäsarn so abhold, daß Pompejus, daraus auf die Stimmung des übrigen Heeres schließend, überhaupt dadurch über Cäsars Gefährlichkeit in immer größere Sicherheit eingewiegt wurde. Er glaubte, nur mit dem Fuße aufstampfen zu dürfen, um ganz Italien wider seinen Gegner in Waffen zu bringen.

An der Mosel hielt Cäsar seine gallischen Legionen in einem Lager versammelt, und versandte von dort seinen Legaten T. Labienus an den Po, um die dort stehenden Truppen zu befehligen; zwar es wol vorhersehend, daß dieser strenge Republikaner bei der nahenden Entscheidung von seiner Fahne zurücktreten werde, aber auch mit dem Wunsche, daß er sich so von ihm friedlich ablösen möge. Cäsars Bewegungen erschienen indeß in Rom so drohend, daß Pompejus Wunsch erreicht wurde, sich die Anführung der republikanischen Kriegsmacht von dem Senat feierlich in die Hände gelegt zu sehen. Dennoch erhob Cäsar keine Waffe, sondern bot lieber, um mit anscheinender Mäßigung sich das Schwert gleichsam aufdringen zu lassen, wie zuvor die Hand zu friedlicher Ausgleichung auf billige und gleiche Bedingungen. Auch Cicero, eben aus seiner Provinz Cilicien heimgekehrt, suchte



den Frieden zwischen den Parteien, doch mit dem geringeren Erfolge bei Pompejus, zu vermitteln; und von da an hielt er sich standhaft zu des letztern Partei, die seiner politischen Meinung zusagte, ohne daß persönliche Gunst, so wie bei den Meisten dieser strengen Republikaner, seine Wahl bestimmte. Pompejus konnte von der Klasse der Optimaten wol Opfer für seine Eitelkeit fodern, aber sie nie ganz sinken lassen. Cäsar hingegen schien den Stat zertrümmern und, als ein neuer Sulla, schrecklich auftreten zu wollen; und seine Anhänger waren im Ganzen nur Menschen, die nicht anders, als im Umsturz aller geselligen Ordnung, schienen gedeihen zu können.

Das neue Jahr und die neuen Konsuln, Cäsars längst erklärte Gegner, begannen mit einem Senats-Beschlusse, dem zu Folge jener seine Legionen an einem bestimmten Tage entlassen, oder als Feind des Vaterlandes erklärt werden sollte. Die Tribunen in Cäsars Interesse verhinderten die Sanction desselben durch ihren Widerspruch und wollten 7 Tage lang die früheren Volksbeschlüsse zu seinen Gunsten in Kraft gesetzt wissen. Endlich aber überwog Pompejus Einfluß, das Vaterland ward in Gefahr erklärt, und die Konsuln sahen sich dadurch eine Fülle gesetzlicher Mittel gegen ihn in die Hände gegeben. Pompejus erhielt nun eine Art von Dictatur, die selbst Cäsars eigene Legionen unter seinen Befehl stellte, ihm neue Werbungen und die Verfügung über den öffentlichen Schatz gestattete. Zehn Legionen standen (6 — 7 in Spanien) in diesem Augenblicke bereit, seine Winke zu vollführen. Die Tribunen, um für ihre Sicherheit zu sorgen, flüchteten, in verhüllender Sklaventracht, in Cäsars kleines, nur 5000 Mann der 13. Legion enthaltendes Lager, das sich, nebst ihm, bei Ravenna befand, und entzündeten durch ihre Schilderung die Gemüther seiner Veteranen. Cäsars feierliche Anrede, worin er die Gewaltschritte seiner Gegner entwickelte, vollendete die Begeisterung für seine Sache.

Der lange vorbereitete Augenblick des Losschlagens war gekommen. Es mußte plötzlich und unverhofft geschehen, um zu vernichten; und noch am nämlichen Tage erfolgte Cäsars berühmter Übergang über den Rubicon. Dieser kleine Fluß machte die Gränze des cisalpinischen Galliens; mit dem ersten Schritte hinüber, trat Cäsar aus allen seinen gesetzlichen Berechtigungen und ward Empörer gegen die bestehende Ordnung, wo ferner nur das Schwert entscheiden konnte und der Welt auf Jahrtausende eine andere Gestalt gegeben werden sollte. Ariminum ward noch in der nämlichen Nacht überrumpelt. Eben so rasch erfolgte die Einnahme von Avetium, dem Paß über die Apenninen, Pisaurium, Fanum und Ancona, wo überall schleunige neue Werbungen erfolgten. Diese Nachrichten wirkten in Rom, wohin ihm nun der Weg offen stand, wie ein lähmender Blitzstrahl. Der Überraschteste unter allen war Pompejus selbst. Keine kriegerische Maßregel war von ihm getroffen; keine Truppen waren vorhanden, auf die man rechnen konnte, als die beiden von Cäsar abgegebenen Legionen. Die ganze Halbinsel war in einem krampfhaften Zustande. Von überall her strömten Flüchtige nach Rom; während von Rom wiederum ein fast allgemeine Auswanderung des Senats Statt fand. Pompejus selbst, durch die widersprechendsten Gerüchte, wie durch die Bestürmungen seiner Freunde in seinem richtigen Gesichtspunkte verwirrt, nachdem er, zu Beobachtung der gesetzlichen Form Rom im Zustande des Tumults erklärt, verließ mit den Konsuln und allen bürgerlichen Autoritäten die Hauptstadt, welche selbst manche frühere Freunde Cäsars in solcher Übereilung räumten, daß sogar der Statsschatz im Tempel des Saturn dahinten blieb.

Cäsar aber, anstatt, wie allgemein erwartet wurde, sofort über Rom herzufallen, suchte, mit ruhiger Besonnenheit am adriatischen Meere hinabziehend, die pompejanischen Truppenaushebungen auf, die ihm hier noch unter L. Domitius Ahenobarbus entgegen standen. Wo er sich zeigte, sank aller Widerstand; und es bedurfte keiner zurückgelassenen Besatzung in seinem Rücken. Iguvium, Auximum, Cingulum fielen, und die meisten Neugeworbenen traten zu ihm über. Hier erreichte ihn die aus den Alpen nachgerückte 12te und bald nachher auch die 8. Legion. Mehre pompejanische Anführer retteten sich kaum durch die Flucht; und erst in Corfinium, dem Schlüssel des mittleren Italiens, welches Domitius zu seinem Sammelplatze gewählt hatte, traf der rastlose Sieger auf ernstlichen Widerstand und ordnete sofort die Vorkehrungen zu einer nachdrücklichen Belagerung an. Aber ein ernstlicher Kampf auf Italiens Boden lag weder in Pompejus Hilfsmitteln, noch in seinen Absichten. Er wollte, der Herrschaft zur See, und mit ihr der römischen Welt, versichert, den Krieg ins Weite spielen und für den Augenblick sogar die Halbinsel, den edelsten Theil des Statskörpers, aufgeben. Dem zufolge überließ er Domitius seinem Schicksal und eilte von Capua, wohin der entmuthete Senat sich einstweilen geflüchtet hatte, nach Brundusium, wohin er auch seine Truppen möglichst zusammen zog.

Eine friedliche persönliche Sprache war von Anfang an das Geheimniß von Cäsars Politik gewesen. Auch jetzt fuhr er von Zeit zu Zeit darin fort; vernichtete aber freilich auch den Eindruck derselben sofort wieder durch sein unaufhaltsames Vordringen, dem auch Domitius schon am 7ten Tage erlag, der von seinen eigenen, 3 Legionen starken Truppen an ihn ausgeliefert wurde und, so wie seine Genossen eine unerwartete Milde der Behandlung erfuhr. Nun lag ihm Alles daran, seinen Gegner von Brundusium nicht übers Meer entkommen zu lassen, von wo die Konsuln mit einem Theil der Truppen bereits nach Dyrrachium voraus übergesetzt hatten, und eilte, nachdem er seinen Unterfeldherrn Curio zur Überwältigung Siciliens entsandt hatte, jenen Hafenplatz von allen Seiten zu berennen, und selbst den Eingang des Hafens, in Ermangelung einer Flotte, durch einen in 9 Tagen schon bis zur Hälfte vorgezogenen Riesendamm zu sperren. Indeß war aber auch die Transport-Flotte von Dyrrachium wiedergekehrt und noch Raum zum Entschlüpfen offen. Pompejus benutzte den Augenblick; und während der geleerte und verrammelte Platz von der Landseite durch Cäsars Truppen erstürmt wurde, gewann jener durch geschickte und glückliche Anordnungen, ohne sonderliche Einbuße, die hohe See und ging gleichfalls nach Epirus über.

Verfolgung in die östliche Hälfte der römischen Welt war nicht möglich; aber im Westen derselben bedrohten, von Hispanien aus, 7 pompejanische Kernlegionen Cäsars Rücken und mußten zuförderst aufgesucht und vernichtet werden, sobald er Italien gedeckt, die nothwendigsten Maßregeln der Verwaltung eingerichtet, und sich in Rom selbst, durch die Beobachtung der constitutionellen Formen, in der öffentlichen Meinung mit den Waffen einer gesetzlichen Autorität gestärkt hätte. Selbst Cicero, der noch in Italien weilte, sollte ihn hiebei durch den Glanz seines gefeierten Namens unterstützen; und nur dessen feine, aber standhafte Weigerung vermochte ihn, edelmüthig von weiterer Zunöthigung abzustehen. Folgsamer hatte sein Gebot eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern zur Bildung eines neuen Senats in der Hauptstadt gefunden, den er dazu benutzte, neue, aber wol nicht ernstlicher gemeinte Unterhandlungen zur Aussöhnung der Parteien in Vorschlag zu bringen. Was er indessen durch diese trostvollen Äußerungen in der Volksgunst auf der einen Seite gewann, ging ihm auf der anderen überwiegend in der eigenmächtigen Beschlagnahme des öffentlichen Statsschatzes verloren.

In Sicilien hatte Cato sich dem überlegenen Angriff Curio's nicht entgegenstellen dürfen, und war nach Epirus entwichen; Sardinien bot einer andern Truppenabtheilung eben so wenig einigen Widerstand dar, und für Illyricum und das diesseitige Gallien bürgten Cäsars Legaten P. Corn. Dolabella und Licinius Crassus, ihn solchergestalt von allen Seiten deckend; während Marc. Antonius, sein treuer Beistand, die Obhut Italiens und der dort zurückbleibenden Legionen übernahm, die Verwaltung der Hauptstadt aber in den Händen des Prätors Ämil. Lepidus blieb. Das alte gallische Heer aber stand in der Nähe von Narbo versammelt und hatte bisher die hispanischen Legionen beobachtet und in Unthätigkeit erhalten.

Nichts stand dem Feldzuge gegen diese letztere Heeresmacht entgegen, als das, durch reichen Handel blühende Massilia, welches die Verbindungslinie mit der pyrenäischen Halbinsel sperrte und fest und treu auf der Seite seines alten Wohlthäters Pompejus stand, durch den es sich, als alte griechische Pflanzstadt, einer ausgedehnten politischen Freiheit erfreute. Cäsar versuchte, die Stadthäupter durch Güte zu gewinnen; sie erklärten sich indeß nur, eine strenge Neutralität beobachten zu wollen. Allein auch dieses Versprechens vergaßen sie, als ihnen Domitius über Meer eine Verstärkung von wenigen Schiffen zuführte und den Oberbefehl in der Stadt übernahm, die sich nun zum hartnäckigsten Widerstande rüstete. Der Platz kostete Cäsarn eine mit langem Zeitverlust, aber mit noch größerem Kraftaufwande begleitete Belagerung, die mit mancherlei unglücklichen Zwischenfällen abwechselte. Zur Einschließung von der Seeseite mußte eine Flotte erschaffen und die Rhone hinabgeführt werden; ein Werk von nur 30 Tagen. Sein Legat C. Trebonius führte diese Belagerung mit 3 Legionen, während Cäsar selbst seinen Zug über die Pyrenäen gegen den eigentlichen Brennpunkt der Macht seines Gegners rasch verfolgte. Hier galt Pompejus, vermöge seines langen Proconsulats, als eigentlicher Oberherr; hier flossen ihm die reichlichsten Hilfsmittel, mit M. Petrejus und L. Afranius, 2 seiner erfahrensten und ergebensten Unterfeldherrn, standen an der Spitze seiner zahlreichen und mit Allem wohl versehenen Truppen. [illegible], am Fuße der mittäglichen Pyrenäen, [illegible] in einer festen Stellung zusammengezogen, um ihrem Gegner den Übergang über den Strom zu verwehren.

Cäsars vorausgesendeter Legat C. Fabius hatte die Unternehmungen begonnen, sich auf den ersten raschen Anfall gegen diese Truppenmacht [illegible], zwischen den Gebirgsflüssen Sicoris und Cinga eingeschlossen, wo es ihm gar bald an Lebensmitteln gebrach, und wo er sich nur mit Mühe einem Überfall des Feindes entzogen hatte, als Cäsar selbst erschien und, um nicht die Truppen zu entmuthigen, zwar in der genommenen Stellung beharrte, aber sofort auch dem Feinde kühn auf den Leib rückte und ein Treffen anbot, das nur verweigert wurde, weil man Pompejus nahe eigene Ankunft erwartete. Hart im Rücken seiner vorgerückten Truppen entstand, eben, wie einst gegen Ariovist, ein Graben, wie durch unsichtbare Hände gezogen, der sich schon am nächsten Tage in ein verschanztes Lager verwandelte und nun eben sowol die pompejanischen Feldherrn, als den Platz, ins engste Gedränge brachte. Ja sogar sie von Ilerda und ihren dort aufgehäuften Magazinen abzuschneiden und zur Schlacht zu zwingen, wäre ihm, ungeachtet eines blutigen aber erfolglosen Gefechts, gelungen, wenn nicht eine plötzliche Anschwellung des Sicoris seine Verbindungsbrücken zerstört und den Hunger in sein Lager zurückgeführt hätte, während eine reiche Zufuhr aus Gallien angegriffen und genommen wurde.

Selbst seinen Feinden schien seine Lage nunmehr rettungslos; aber es gelang ihm, die Brücken, höher am Flusse hinauf, wieder herzustellen, bevor jene es gewahrten, und auf ihre leichten Truppen, in ihrer sorglosen Zerstreuung, herzufallen. Cäsar behauptete sein früheres Übergewicht um so mehr, da indeß auch Pompejus dem Gedanken seines persönlichen Auftretens auf diesem Boden entsagt hatte; und jener, um sich vor neuen ähnlichen Zerstörungen des Bergstromes zu sichern, begann nun das kühne Werk, die Kraft desselben durch Zertheilung in mehre künstliche Arme zu vertheilen, ihn überall durchwatbar zu machen und die Gegner dadurch in einen immer engeren Kreis zu bannen. Diese Gefahr erkennend und nun das gleiche Schicksal der Aushungerung fürchtend, eilten die pompejanischen Feldherrn, sich hinter die Iberis zurückzuziehen, wohin ihnen nur der Weg am östlichen Ufer der Sicoris offen blieb. Ihr nächtlicher stiller Abmarsch ward jedoch entdeckt und durch rasche Verfolgung der Reiterei so lange verzögert, bis Cäsars ganzes Heer, nachdem es den Strom glücklich durchwatet, sich gleichfalls heranziehen konnte und, in schlachtfertiger Nähe, sie mitten auf einer weiten Ebene festhielt, bevor sie die vorliegenden Höhen erreichen konnten. Ein zweiter Nachtmarsch sollte sie aus dieser bedenklichen Lage retten, und unterblieb, weil Cäsar sie mit augenblicklichem Angriff bedrohte. Doch während sie nun unthätig das nächste Tageslicht erwarteten, hatte sich Cäsar durch einen künstlichen Seitenmarsch selbst auf das vorliegende Gebirge gezogen; und sie erriethen diese Absicht erst dann, als sie schon so

weit gelungen war, um nicht mehr verhindert zu werden; indeß ihr verlassenes Lager im Rücken preis gegeben und sie sich der Verfolgung von Cäsars Reiterei blos gestellt sehen mußten. Noch schien rechtshin ein Ausweg zur Rettung vorhanden, wenn eine beherrschende Bergspitze zeitig genug gewonnen werden konnte; doch eben jene Reiterei vereitelte im raschen Vordringen jeden Versuch, und der Vernichtungs-Augenblick schien gekommen. Cäsar aber erkannte, daß nunmehr seine Gegner, denen es eben so wol an Lebensmitteln, als an Wasser fehlte, auch ohne Schwertstreich, in seine Hände gegeben waren, und zügelte die Kampflust der Seinigen. Aber hart an ihr Lager rückend und sie vom Strome abdrängend, preßte die Noth und wankte, in der angeknüpften Unterredung der Soldaten, der Sinn so schnell und allgemein, daß beide Läger sich, wie in friedlicher Vereinigung, vermischten, und Afranius, am Ausgang verzweifelnd, sich in sein Zelt zurück zog, während der feurige Petrejus seine Getreuen um sich sammelte und die Unterredner mit dem Schwerte auseinander trieb.

Nur der Versuch einer Rückkehr in das Gefängniß von Ilerda blieb übrig und ward ohne Säumniß angetreten. So groß aber war das Bedrängniß der nahen und hartnäckigen Verfolgung, und so geringe der zurückgelegte Weg unter dem nachtheiligsten Kampfe, daß sich fast Lagerstelle an Lagerstelle reihete und es mehr den Versuch galt, durch unermüdliche Ausdauer und eine ans Wunderbare gränzende Kraftanstrengung, Ilerda mit Schanzgraben, als mit Marschiren zu erreichen. Dem kühnen Versuch setzte Cäsar sofort einen noch kühneren entgegen, der nichts geringeres galt, als das ganze feindliche Lager, auch seinerseits, durch eine Umwallung rings einzuschließen. Schon war dies Werk zu einem beträchtlichen Umfange gediehen, als jene, ihre neue Gefahr erkennend, sich zu einem Druchbruch anschickten: dennoch wußte Cäsar, der es auch hier nicht für den Ort und die Zeit einer vollen Entscheidung hielt, den Kampf bis zum Abend zu vermeiden. Auch von jedem Wege zum Flusse abgeschnitten und im aufs höchste gesteigerten Bedrängniß, brach endlich der stolze Muth zur Ergebung in des Siegers Willkür. Auflösung der Legionen und ihre Entfernung aus der Provinz war die einzige Bedingung; und diese nie gehoffte Milde erzeugte einen Jubel, der ihm die Herzen all dieser Tausende unterjochte.

Diese Macht war demnach gebrochen: aber noch stand seines großen Gegners 3ter Legat, M. Terent. Varro, mit 2 Legionen im westlichen Hispanien und hatte die gewaltsamsten Anstrengungen gemacht, sich hier, oder wenigstens in Gades, seinem festen Waffenplatze, zu behaupten. Seine Erpressungen, seine Härte hatten ihm die, sonst ganz in Pompejus Interesse verflochtene Provinz abgeneigt gemacht; und durch die beflügelte Eile, womit Cäsar in Corduba auftrat und die dorthin im voraus beschiedenen Municipalhäupter für sich gewann, gelang es, eben sowol Eine jener Legionen zum friedlichen Übertritt zu bewegen, als alle fernere Entwürfe des Legaten dergestalt zu durchkreuzen, daß diesem nur übrig blieb, sein Heil in unbedingter Unterwerfung zu suchen. Gades ward übergeben; und die hier vorgefundene Flotte diente nunmehr dem Sieger, mit gleicher Schnelle nach Tarraco zu segeln, hier die Civilverhältnisse des vordern Hispaniens einzurichten, und, nachdem er den Q. Cassius zur Behauptung der Halbinsel mit 4 Legionen zurückgelassen, seinen Weg nach Narbo und Massilia zu beflügeln.

Noch stand Massilia dem Angriff, ungeachtet eines Seesieges, den Dec. Brutus über das kleine Geschwader des Domitius im Angesicht des Hafens davon getragen. Eben so hatte Trebonius dem Platze von der Landseite durch aufgeschüttete Erdwälle, 80 Fuß in der Höhe, Belagerungsthürme und jede damalige Kunst des Angriffs zugesetzt, ohne den Muth der Massilier zu beugen. Pompejus, beschämt, eine Stadt von solcher Wichtigkeit fallen zu lassen, entsandte dahin ein neues Hilfsgeschwader; die massilischen Galeeren vereinigten sich mit demselben, und abermals im Angesichte des Platzes lieferte ihnen Brutus eine Seeschlacht, deren schnell entschiedener Ausgang ihn über die Massilier zum Obsieger machte; während die pompejanischen Galeeren in schneller Flucht verschwanden. Die entschlossenen Ausfälle der Belagerten nöthigten indeß zu neuen Arten der Abwehr durch steinerne Brustwehren, welche sich bald in eben so feste, die Mauern überragende massive Thürme von 6 Stockwerken verwandelten; so wie zu neuen Arten des Angriffs durch bedeckte Gallerien, welche die unmittelbare Annäherung zum Fuße der Mauer bahnten.

Schon lag ein Thurm der Ringmauer im Schutt darnieder; der nächste Sturm mußte entscheidend werden, und die Stadthäupter eilten zu Trebonius hinaus, eine friedliche Ergebung zu vermitteln. Die Feindseligkeiten wurden eingestellt, bis Cäsars nahe eigne Erscheinung das Schicksal der Stadt bestimmen würde. Allein indem dies die Wachsamkeit der Belagerer einschläferte, ermuthigte es die zagenden Massilier zu einem unversehenen Ausfall, wobei alle Belagerungswerke in Brand gesteckt und vernichtet wurden. Gleichwol entflammte dieser Unfall nur den Muth des Heeres zu neuer, noch höherer Anstrengung, wodurch alle jene Riesenarbeiten in unglaublich schneller Zeit wieder neu hergestellt wurden. In diesem Augenblick langte Cäsar vor Massilia an, das, auf's Äußerste gebracht, seine Gnade anflehte und sie in einem Umfange erlangte, wie sich's nunmehr kaum hatte hoffen lassen. Der Platz ward übergeben, öffentliche Gelder, Flotte und Waffen ausgeliefert, und in der innern Verfassung zwar nichts geändert, aber durch eine hineingelegte starke Besatzung der alte Flor des kleinen Freistats für immer vernichtet. Domitius entkam durch eine glückliche Flucht nach Epirus, wohin auch Afranius und Petrejus sich schon früher gewandt hatten.

Von hier aus hatte freilich Pompejus Cäsars lange und weite Entfernung nicht ganz unbenutzt gelassen, um dessen Legaten in Illyrien und die, auf dem adriatischen Meere gesammelte Cäsarische Flotte in vereinzelten Angriffen mit Erfolg zu bekämpfen. Nur Salona, obwol mit Ernst belagert, leistete eine entschlossene und glückliche Abwehr. Allein noch empfindlicher war die Einbuße, von welcher Curio mit seinem Heere bei Utica, in dem berühmten Lager des Scipio, betroffen wurde, als er von Sicilien nach Afrika übergesetzt war, um diesen weitgedehnten Länderstrich unter die Hand seines Oberfeldherrn zu

beugen. Hier stellte sich ihm P. Attius Varus, unterstützt von Juba, dem Könige von Numidien und Mauritanien, entgegen. Die Treue seiner, kürzlich erst in Italien zu Cäsar übergegangenen 4 Legionen wankte einen Augenblick; als aber dieser Geist glücklich gestillt war, verführte ein siegreiches Gefecht den Feldherrn zu desto größerer Vermessenheit, bis Juba ihn auf dem Marsche in der Ebene mit seiner Reiterei von allen Seiten zu umwickeln und so lange zu necken und zu ermüden wußte, daß Tod und Untergang für ihn selbst, wie für das gesammte Heer, die Losung geworden.

Auch in Italien, dem verwundbarsten Punkte von Cäsars Macht, hatte M. Antonius durch seine willkürliche Verwaltung und schreienden Mißbrauch des Militär-Regiments die Sachen auf eine bedenkliche Spitze gestellt, daß der Imperator um so mehr eilen mochte, durch seine persönliche Gegenwart in Rom vermittelnd einzutreten und sich mit dem vollen Gewichte der gesetzlichen Autorität zu bekleiden. Sein Senat hatte ihm hier bereits die Dictatur zuerkannt; und der Anwendung dieser neuen Machtvollkommenheit bedurfte er auch sofort, um einen Aufstand zu erdrücken, der unter seinen, sich von ihm für vernachlässigt gehaltenen Legionen am Po auszubrechen im Begriffe stand. Zu Placentia trat er unerschrocken in die Mitte der Empörer; donnerte gegen ihre Zügellosigkeit und entließ auf der Stelle die 9te Legion, welche die lauteste gewesen. Dieser Ernst wirkte, wie durch einen Zauberschlag. Die Schuldigen unterwarfen sich und wurden, mit geringen Ausnahmen, begnadigt. — Als Dictator — und nie gab es einen mildern während dieser, nur 11 Tage beibehaltenen höchsten Würde! — entkräftete nun zugleich Cäsar nicht nur alle constitutionelle Gewalt, welche, bis zum Schlusse des Jahres, noch in der Hand der abwesenden Konsuln und Pompejus lag, sondern hatte auch die Befugniß, die Wahl der Konsuln für das nächstkünftige zu leiten. Er selbst bewarb sich um diese Würde, die ihm nun nicht fehl schlagen konnte, und gab sich zugleich einen Kollegen, dessen politische Unbedeutendheit ihm den vollsten Einfluß in alle Geschäfte sicherte. Statt neue Proscriptionen zu verfügen, hob er die früheren, von Pompejus veranstalteten auf, befestigte den öffentlichen Kredit durch neue Gesetze gegen die Schuldner, und gab auch, durch ein ähnliches Gesetz, den Kindern der Proscribirten ihre bisher verwirkt gewesenen politischen Gerechtsame zurück. Andererseits decretirten die geflüchteten Senatoren in einer Versamlung zu Thessalonika die Fortdauer der bisherigen ersten Magistrate und der an Pompejus übertragenen obersten Militärgewalt, um nicht in der öffentlichen Meinung fortan als bloße Privatpersonen zu gelten. Namen, wie Cicero, Cato und M. Brutus, legten überdies ein nicht bedeutungsloses Gewicht in diese Schale; und das Verdienst dieser Männer war es, daß der gewinnende und versöhnende Grundsatz der Milde gegen Städte und Bürger in diesem unseligen Zwiste feierlich aufgestellt wurde.

Das größte römische Heer, welches bisher noch je in einem Feldlager beisammen gestanden, war in Pompejus Hand versammelt; ihm zur Seite eine Seemacht von nicht geringerer Bedeutung, unter M. Bibulus Oberanführung, und Kriegsbedürfnisse jeder Art waren aus allen östlichen Provinzen in nie gesehenem Überfluß in Berrhoe und Dyrrachium zusammengehäuft worden. Pompejus Kriegsplan deutete augenscheinlich dahin, seine Streitkräfte in großer Masse beisammen zu halten, die Landtruppen an den westlichen Küsten von Macedonien und Epirus, mit Beginn des Frühlings und unter dem Schutze seiner Flotten, einzuschiffen, und so in Italien, mit Alles erdrückendem Übergewicht aufzutreten. Alle diese Berechnungen durchstrich Cäsar durch den nimmer geahneten Entschluß, noch im Laufe des Winters selbst, trotz der stürmischen Jahreszeit und der ihm ermangelnden Flotte, den Übergang über das adriatische Meer zu versuchen und den Krieg auf Griechenlands Boden zu verpflanzen. So stand er plötzlich in Brundusium und betrieb die Vorbereitung zu seiner Überfahrt mit 7 sehr geschmolzenen Legionen so schnell, daß er fast noch dem Gerüchte seiner Nähe voraneilte. Einmal trieben ihn widrige Winde wieder in den Hafen zurück; glücklicher aber bei dem erneuerten Versuche, gelang es ihm, ungehindert von seinem Gegner, beim Vorgebirge Acroceraunia zu landen und selbst die geleerten Transportschiffe alsofort zu einer neuen Truppen-Einnahme nach dem verlassenen Hafen heimzusenden. Sein erstes Wort auf griechischer Erde war ein Wort des Friedens an Pompejus; — Frieden auf gleiche Bedingung und gleichzeitige Entlassung der Truppen. Schnöde ward der Antrag zurückgewiesen; aber zugleich auch nur um so eiliger Alles aufgeboten, den unvorsichtigen Gegner, der sich hier selbst ausgeliefert zu haben schien, schnell zu erdrücken. Wäre nur dieser nicht eben so schnell bemüht gewesen, mehr Boden zu gewinnen und seine Streitkräfte zu entwickeln! Oricum und Apollonia, die nächsten bedeutenden Küstenplätze, wurden genommen, und sollten ihm den Weg nach Dyrrachium bahnen, dessen zeitige Bemächtigung, als erster feindlicher Waffenplatz, dem ganzen Kriege eine andere Gestalt zu geben verhieß. Hier kam ihm gleichwol Pompejus durch die angestrengtesten Gewaltmärsche zuvor, und Cäsar mußte sich nunmehr darauf beschränken, halben Weges am Flusse Apsus ein festes Lager zu beziehen und die Ankunft seiner noch hinterstelligen Legionen zu erwarten. Pompejus hielt sich, am andern Ufer, ihm in engster Nähe gegenüber; während Bibulus, trotz der rauhen stürmischen Jahrszeit, die See behauptete und eine verstärkte Sorgfalt aufbot, jene erwarteten Verstärkungen abzuschneiden.

Diese Seesperre würde ihren Zweck auch nur um so vollkommener erreicht haben, wenn nicht binnen kurzem Bibulus den damit verbundenen gehäuften Beschwerden erlegen wäre. Sein Tod zerstörte die Einheit in den Operationen der Flotte; und so hoffte Cäsar um so zuversichtlicher, daß der indeß herangenahte Frühling das Wagstück des Übersatzes der sehnlichst erwarteten Truppen begünstigen und erleichtern würde. Mit jedem Tage, und je schwieriger seine Lage wurde, stieg seine Ungeduld; bis sie endlich den überkühnen Entschluß in ihm erzeugte, in eigner Person nachzusehen und die Hindernisse der so dringend gebotenen Abfahrt zu beseitigen. In ein Sklavenkleid vermummt und auf einem geringen Ruderfahrzeuge heimlich eingeschifft, stach er bei Nacht von Apollonia in See, um sich mitten durch die feindlichen Kreuzer zu

schleichen. Ein Sturm wehrte dem Schiffer, das hohe Meer zu erreichen. Dieser gab daher das Zeichen zur Umkehr, als Cäsar unwillig hervortrat, sich ihm zu erkennen gab und mit dem Zuruf: „Fürchte nichts! Du führst den Cäsar und sein Glück!" ihn zu einem neuen Versuch ermuthigte. Erst als auch dieser sich durchaus als fruchtlos erwies, gestattete er, ihn in sein Lager zurückzuführen.

Endlich ersah M. Antonius, der die Einschiffung in Brundusium befehligte, seinen Augenblick, unbeobachtet das Wagstück mit 4 Legionen Veteranen und einem günstigen Südwinde anzutreten. Eben dieser Wind hatte das Meer von den feindlichen Flotten gereinigt; und nächsten Tages lag bereits die Küste von Epirus im Angesicht der Schiffenden. Zugleich aber hatte er sie über Apollonia, den bestimmten Landungsplatz hinausgetrieben; und Antonius hatte nur die Wahl, sich entweder an feindlicher Küste in Pompejus Hände zu geben, oder, noch weiter nordwärts, selbst an Dyrrhachium vorüber zu laufen und an irgend einem unbewachten Platze an Land zu steigen. Unbedenklich bestimmte er sich für das Letztere: aber auch aus Dyrrhachium hervor arbeitete sich, bei seinem Anblick, ein rhodisches Galeerengeschwader zu seiner Verfolgung hervor, und gebot ihm das zweite, eben so kühne Wagstück, sich, auf Gefahr des Scheiterns, in den Hafen von Nymphäum zu retten. Es gelang, während der größte Theil der feindlichen Galeeren jenem Schicksal unterlag und verloren ging. Noch hatte Antonius das Glück, an Lissus, das sich für ihn erklärte, für den Augenblick einen festen Stützpunkt zu finden: doch lag ihm vor Allem seine schnelle Vereinigung mit dem Oberfeldherrn am Herzen, von welchem er sich durch Pompejus und sein ganzes Heer getrent sah. Dieser verließ sofort mit demselben die Stellung am Apsus, um sich mit ganzer Kraft auf den Neugelandeten, zu dessen Erdrückung, zu werfen. Cäsar, der ihm auf dem Fuße folgte, hatte zwar einen weitern Umweg zu machen: allein dennoch fand es der vorsichtige Pompejus bald so bedenklich, sich zwischen die beiden sich nähernden Heeres-Abtheilungen einklemmen zu lassen, daß er ihnen durch seinen Zurückzug nach Asparagium lieber Raum zu ihrer Vereinigung gewährte; so sehr auch dieselbe Cäsars Lage von nun an vortheilhaft gestalten mußte. Auch Pompejus erhielt gleichzeitig neue beträchtliche Verstärkungen, die ihm sein Schwiegervater Scipio aus Asien zuführte; wiewol sie meist nur aus verweichlichten und kriegsunlustigen Syrern bestanden. Er vertrieb indeß auf seinem Marsche verschiedene Entsendungen, welche Cäsar nach Ätolien, Thessalien und selbst Macedonien vorgeschoben hatte, um sich die Hilfsquellen dieser fruchtbaren Provinzen in einem weitern Umkreise zu eröffnen.

Immer heftiger loderte solchergestalt die Kriegsflamme auf; von Cäsars Seite in dem Bestreben, sie durch jede Anstrengung schnell zu beendigen; von Pompejus Seite hingegen mit dem geheimen Plane, den Krieg möglichst zu verlängern, sich selbst dadurch immer unentbehrlicher zu machen, und seine eigne Partei zu unterjochen. Er wollte seinen Feind weniger mit den Waffen, als mit dem Hunger, bekämpfen, indem er ihn von allen Seiten je mehr und mehr einengte. Zu dem Ende griff seine Flotte, wiewol vergeblich, sowol Oricum, als Lissus an, durch welche Hafenplätze Cäsar seine Verbindung mit Italien sicherte; während er selbst sich bei Asparagium wiederholt, aber vergebens, von Cäsar die entscheidende Schlacht anbieten ließ, die dieser suchte, und in der sein Heil zu bestehen schien, wenn der Mangel an Lebensmitteln ihn nicht schnell aufreiben sollte. Jetzt, plötzlich seinen Plan verändernd, suchte der Unermüdliche, durch einen verstellten Marsch landeinwärts, seinen Gegner zu täuschen; und es gelang ihm, sich dicht an Dyrrhachium zu nesteln, bevor der getäuschte Pompejus ihn begriff und diese Absicht nur in sofern vereitelte, daß er ihn noch glücklich von der Seeküste abdrängte, wodurch ihm die, so über Alles wichtige Gemeinschaft mit jenem Waffenplatze offen blieb. Er nahm demnach, hart an Cäsars Lager, das seinige, an der Rhede von Petra, auf einem übrigens durchaus unbequemen, von unzähligen Hügeln durchschnittenen und seine zahlreiche Reiterei lähmenden Boden.

Bei diesem Anblick erzeugte sich in Cäsars Sele ein Gedanke, der durch seine geniale Kühnheit die Bewunderung aller Zeiten geblieben ist. Das um die Hälfte größere Heer seines Gegners sollte, in jeder seiner Bewegungen in die Ferne, gelähmt, auf diesem Fleck umzingelt, immer enger eingeschlossen und endlich aufgerieben werden, ohne Schlacht, und nur mit der bloßen Erdschaufel in der Hand. Diesen Plan zu verhüllen, besetzte und verschanzte er anfangs nur einzele Anhöhen umher; eben so plötzlich aber zog er nun auch Brustwehren durch die Thäler von einer Schanze zur andern, bis beide Spitzen dieser Umwallung, in einem weiten Halbkreise, das Meer erreichten. Erst beim Anblick dieses Riesenwerks erwachte der Genius des gegenseitigen Feldherrn zu einem Wettstreit des Talents, der Kühnheit und der Ausdauer, dessengleichen vor- wie nachher die Welt auf einem so engen Raume nur selten erblickt hat. Nicht blos galt es ihm um eine ähnliche engere Verschanzung zur Abwehr: sondern noch weit mehr, sich, durch Zurückdrängung des Feindes einzeler vorliegender Anhöhen zu bemächtigen und sie solchergestalt mit in sein erweitertes Werk zu ziehen, um Weide und Fütterung für seine Reiterei zu finden. So errang er nach und nach eine Postenkette, welche, in mancherlei aus- und einspringenden Winkeln, einen Umkreis von 15 römischen Millien einschloß; wogegen Cäsars gegenüber aufgethürmte Werke einen Bogen von 17 Millien erfoderten.

Indem nun solchergestalt der Kampf zu einem eigentlichen Festungskriege geworden, wo jeder Fußbreit streitig gemacht, stündliche Gefechte von wechselndem Erfolg auf dem zwischenliegenden Boden geliefert und Blut in Strömen vergossen wurde, und oft die Entscheidung nur, wie an einem Haare hing, gewann doch Cäsar, im Fortgang von mehrern Monaten, mit jedem Tage ein sichtlicheres Übergewicht; obwol ihn der Mangel in diesem öden Länderstriche hart bedrückte, ohne doch seines, zuletzt nur von Wurzeln genährten Heeres Standhaftigkeit zu erschüttern. Nicht minder gingen in Pompejus zwar reichlicher mit Brod versehenem, aber engem Lager, aller Vorsorge ungeachtet, Pferde und Lastthiere allmälig zu Grunde. Der Gestank der Aeser, das Zusammendrängen

so großer Heeresmassen und der Mangel an gesundem Trinkwasser riefen Seuchen hervor, und Pompejus schien seine Rettung nun dennoch immer mehr in der so lange und scheu vermiedenen Hauptschlacht suchen oder seinen Kerker, in irgend einem Punkte, durch Überfall sprengen zu müssen. Cäsars rechter Flügel, der Dyrrhachium vom feindlichen Lager trennte, hatte diesem mit Recht der wichtigste geschienen; und Angriff und Widerstand waren bisher vorzüglich nach dieser Seite gerichtet gewesen. Zwar hatte er auch seinen entgegengesetzten Flügel keinesweges vernachlässigt, und so eben nur neue Verstärkungen im Rücken desselben angeordnet: aber doch erkannte hier Pompejus seine schwächste und verwundbarste Stelle, und richtete hiehin einen so kräftigen Ausfall, in erster Morgenfrühe und von seiner Flotte unterstützt, daß hier die 9te Legion, von 3 Seiten umzingelt, ihr Heil in übereiltem Rückzuge zu suchen gedrängt wurde. Cäsar selbst, durch die, von Schanze zu Schanze auflodernden Nothfeuer vom jenseitigen Flügel herbeigerufen, ordnete zwar alsobald die kräftigste Gegenwehr an: allein dennoch zu spät, den Feind in sein Gefängniß zurückzuwerfen. Anstatt also in seine alten Linien zurückzukehren, folgte er jenem auf der Stelle in seinen neuen Bewegungen südlich am Meer hinab, wo beide, nach wenig zurückgelegten Millien abermals ihre Stellungen einander gegenüber nahmen.

Zur Verbindung mit den, noch im alten Lager zurückgelassenen Truppen, suchte Pompejus eine ehemals von ihm aufgeworfene, aber wieder verlassene Verschanzung, als Zwischenlager, zu benutzen und eine Legion hineinzuwerfen. Cäsar versuchte es auf der Stelle, sich über diese mit gesammter Macht herzuwerfen und jene Verbindung abzuschneiden. Der unversehene Anfall versprach bereits den glücklichsten Erfolg, als eine seiner Angriffs-Kolonnen des rechten Weges verfehlte, und Pompejus durch diese Verzögerung Zeit gewann, zur Hilfe herbeizueilen. Cäsars Reisige, die sich in den Lagerabschnitten nicht frei entwickeln konnten, geriethen in eine Unordnung, die sich auch bald dem Fußvolk mittheilte und endlich in panischen Schrecken und unaufhaltsame Flucht ausartete. Nichts vermochte des Feldherrn persönliche Anstrengung, sich dem Strome der Erschrockenen entgegenzustemmen; er hatte den Schmerz, an einem und dem nämlichen Tage zwei Niederlagen zu erleben! Sie hätten selbst seine Vernichtung herbeigeführt, wenn Pompejus diesen Sieg schnell und kräftig benutzte, anstatt ihm Zeit und Raum zu geben, sein neuestes Lager wieder zu erreichen und die zersprengten Truppen um sich zu sammeln. Gleichwol ließ sich Pompejus von seinem siegreichen Heere als Imperator begrüßen und betrachtete den Krieg für so gut, als beendigt. Eine Strenge, wie sie kaum Sulla geübt, sollte die überwundene Partei treffen, während die obsiegende sich den ausschweifendsten und eigennützigsten Erwartungen überließ.

Nur Cäsar allein hatte den Muth nicht verloren, sich von seinem Falle aufzurichten, und diesen höheren Geist, durch kräftige Anrede, auch seinen beschämten Legionen einzuhauchen. Freilich war sein bisheriger Kriegsplan zerrissen; aber schon auch der Entschluß zur Reife gediehen, den Kampf auf einen andern Schauplatz hinüber zu spielen. Mit bewundernswürdiger Kunst zog er demnach alle seine Posten an sich; schickte das Gepäck und die Kranken vorauf und war im Abzuge gegen das alte Lager von Asparagium begriffen, bevor noch Pompejus seine Absichten hatte ahnen können; ja durch neuen unerwarteten Aufbruch gegen Apollonia, während jener noch mit seiner Lagerung beschäftigt war, gelang es ihm, dem Gesichte desselben gänzlich zu entschwinden. Schon am 4ten Tage mußte Pompejus die Verfolgung einstellen; hatte nun aber wenigstens die volle Freiheit, seine ferneren Entwürfe zu verfolgen. Er konnte seinen Gegner, wenn er sich ferner an seine Ferse heftete, in die unwirthbaren Wildnisse des inneren Epirus zurückdrücken und durch Mangel aufreiben, oder, wie Afranius ihm rieth, mit Hilfe seiner Flotten, ohne Widerstand und als Sieger, in Italien auftreten: doch Pompejus glaubte, es bedürfe nur noch eines letzten kräftigen Zuschlages, und bestand darauf, seinen entmutheten Feind schnell und entschlossen zur letzten Entscheidung zu drängen. Es galt dabei zugleich eben sowol, das Heer des Scipio, das aus Thessalien heranrückte, sicher aufzunehmen, als die von Cäsar dahin unter Domitius Calvinus entsandten Legionen abzuschneiden und zu verderben.

In diesem Entwurfe begegnete jedoch Pompejus nur dem eigenen Gedanken, den Cäsar gefaßt hatte, nach dem fruchtbaren Thessalien vorzudringen. So verfolgten beide, wiewol auf verschiedenen Wegen, und ohne von einander zu wissen, ihr Ziel in den angestrengtesten Märschen; und wenig fehlte, daß der Erstere seine Beute nicht umklammert hätte, wäre Domitius nicht noch, fast im letzten Augenblicke, seine Gefahr inne geworden und dann noch so glücklich gewesen, sich wieder mit seinem nahenden Oberfeldherrn zu vereinigen. Eine rasche Vergeltung jenes Streichs an Scipio's Heer auszuüben, stand ihm blos die unerwartete Verschließung der Thore von Gomphi entgegen, dessen Bewohner auf das Gerücht seiner neuerlichen Niederlage, es vorzogen, es mit dem Stärkeren zu halten. Die augenblickliche Bestürmung und Überwältigung, aber auch die gänzliche Niedermetzlung der Einwohner, war die Folge dieser Bethörung, welche Cäsar, schon um des abschreckenden Beispiels willen, über sie verhängte, wäre dieser Verzug auch nicht Ursache gewesen, daß Scipio Raum fand, sich zu Pompejus, in die Nähe von Pharsalus, wo dieser nun mit gesammter Macht am Enipeus in einer reichen und weiten Ebene lagerte, zu retten. Dem Letztern hart gegenüber, und dem Flusse zur Linken, stellte sich Cäsar auf; kampflustiger noch, als Pompejus selbst, dem er, in immer kühnerer Haltung, täglich die Schlacht anbot, ohne daß dieser sich darauf einlassen wollte, bevor er nicht seinem Gegner irgend eine Blöße abgesehen. Wäre aber auch vielleicht ein so vorsichtiges Benehmen den Umständen am angemessensten gewesen, so stimmte es doch wenig zu der ungeduldigen Hitze seiner siegestrunkenen Umgebungen, welche ihn mit Vorstellungen, Vorwürfen und Spöttereien so lange bestürmten, bis seine Feldherrnweisheit endlich in seiner gekränkten Eitelkeit unterging und die Schlacht in seinem Kriegsrathe förmlich beschlossen wurde. Der 20. Julius des Jahres 706 nach Roms Erbauung war der merkwürdige Tag, der der römischen Welt ihren Herrn geben sollte.

Des längeren Verzugs müde, der seine Kräfte in Unthätigkeit verzehrte, war Cäsar eben im Begriff, nördlich nach Macedonien aufzubrechen, als ihm der willkommene Anblick des zum Kampfe aus seinem festen Lager hervorströmenden Feindes ward. Jetzt, sich ihm rasch entgegenwendend, ließ er zugleich die Vorderseite seines eignen Lagers zerstören, um durch dies selbst vernichtete Rettungsmittel, so wie durch die Kraft der Rede, den Muth seiner Scharen noch höher zu entflammen. Den 110 Kohorten des Pompejus hatte Cäsar nicht mehr als 80, und auch diese furchtbar zusammengeschmolzen, entgegen zu sezzen. Noch gewisser aber berechnete jener seinen Sieg auf 7000 Reisige, die seinen linken Flügel bildeten, und auf eine mit ihrem Führer Labienus verabredete Bewegung, wodurch Cäsar in seiner Rechten umgangen und eingewikkelt werden sollte. Gerade hier war es, wo dessen tapfere 10. Legion den eigentlichen Stützpunkt seines, in starrer Ruhe beharrenden Heeres bildete. Aus dem ungewöhnlichen Zusammendrängen der pompejanischen Reiterei auf diesem Punkte errieth er unschwer ihr Vorhaben; und weniger ihre Tapferkeit, als den Stoß der Masse fürchtend, zog er unbemerkt 6 Veteranen-Kohorten aus seiner 3ten Linie hervor, bildete aus ihnen, im Rükken der zehnten, einen Haken im rechten Winkel, und war nun gewiß, daß jene Sturmwoge sich an dieser ehernen Mauer fruchtlos zerschellen würde.

Die Cäsarianer, auf das gegebene Zeichen in ihrer ganzen Linie den Anlauf zum Handgemenge nehmend, erstaunten, als sie ihre Gegner unbeweglich erblickten, wie es Pompejus gewollt hatte, damit jene außer Athem bei ihnen anlangen möchten. Es hinderte sie aber nicht, auf halbem Wege einen Stillstand zu machen, zu verschnaufen und sich dann mit erneuerter Kraft in ein erbittertes, aber unentschiedenes Gefecht zu stürzen. In diesem Augenblicke ließ auch Pompejus den vorbereiteten Angriff seiner Reiterei und leichten Truppen ausführen, die zwar die cäsarischen Turmen vor sich warfen, aber nun auch von den Veteranen-Kohorten des Rückhalts so ungestüm in die Seite gefaßt wurden, daß sie in das verwirrteste Gedränge geriethen; und das nur um so mehr, da die feinen jungen römischen Ritter das Blinken der Wurfspeere, womit, nach Cäsars Geheiß, vornemlich nach ihrem Gesichte gezielt wurde, je länger, je weniger zu ertragen veemochten. Sie wandten sich bald in eine losgelassene Flucht; verfolgt von Cäsar's nachhauenden germanischen Reisigen, die auch hier ihr Bestes thaten.

Während nun zugleich die siegreichen Kohorten auf den entblößten feindlichen Flügel einschwenkten, Cäsars drittes Treffen aber gleichfalls vordrang und die beiden vordern Linien unterstützte, konnten diese frischen Kräfte den bisher noch schwankenden Sieg nicht lange mehr unentschieden lassen. Wankend, und bald auch flüchtig, sahen die Pompejaner sich nach ihrem Lager um; und das nur um so unaufhaltsamer, da ihr Feldherr selbst, durch ein Menschenalter voll Siege verwöhnt, jetzt, im Anblick einer Niederlage, das Beispiel einer unbegreiflichen Verzagtheit gab und, früher als irgend Jemand, sich in starrer Fühllosigkeit in seinem Zelte begrub. Der Sieg seines Gegners war schon um die Mittagsstunde entschieden: aber trotz Ermüdung und Hitze und Afranius verzweifelter Abwehr, erstürmte dieser sofort auch das entvölkerte Lager, wo sich überall ein schon im voraus bereitetes Siegesmal vorfand, ohne gleichwol die so unerwarteten Gäste zum Genusse zu verlocken, so bald Cäsars Ruf erscholl, daß, so lange es noch einen Feind zu verfolgen gebe, an Beute und Plünderung nicht gedacht werden müsse. Ihm lag einzig daran, sich der Person seines Widersachers zu versichern, der erst, als das Lager bereits erstiegen war, sich aufgerafft und im gestreckten Rennen gegen Larissa geworfen hatte, von wo er, in geringer Begleitung, rastlos der östlichen Meeresküste zueilte. Was sich an Truppen noch in einiger kriegerischen Haltung aus dem Lager geflüchtet und auf eine nahe Anhöhe gezogen hatte, ward unaufhaltsam zur Ergebung gedrängt, der zerstreute Rest aber nach allen Seiten hin verfolgt und entwaffnet. Blut ward wenig mehr vergossen: denn Cäsar hatte ausdrücklich gewollt, daß der römische Bürger geschont würde. Auch den Gefangenen jedes Ranges, 20,000 an der Zahl, ward verziehen und nur Wenige büßten ihre wiederholte Wortbrüchigkeit mit dem Leben.

In Larissa erfuhr Cäsar die Richtung des Weges, welchen Pompejus nach Asien hin genommen hatte; und jede andere Benutzung seines Sieges seinen Unterfeldherrn überlassend, war er einzig bemüht, dem Flüchtling zu folgen und ihm keinen Augenblick zum Verschnaufen und Widererstarken zu lassen. Dieser hatte am Ufer kümmerlich eine Fischerbarke gefunden, die ihn an Bord eines größeren Schiffes führte. So erreichte er Mitylene, wo seine Gemalin Cornelia und sein jüngerer Sohn Sextus sich befanden. Mit ihnen unaufhaltsam, an den Küsten Joniens hinab, weiter fliehend, sammelte er in Attalia einige Schiffe und Unglücksgefährten um sich her. Noch hätte er seine unangetastete Flotte vor Dyrrhachium erreichen, oder in Afrika einen neuen Stützpunkt finden können: allein seine Blicke nur starr auf den Orient geheftet, schien ihm, da auch Antiochia sich gegen ihn zu erklären drohte, Ägypten der angemessenste Zufluchtsort, den er aufsuchen könnte. Er folgte dieser finstern Eingebung, und fand dort einen unwürdigen Tod von Mörderhand, durch welchen der feige, noch unmündige Despot dieses Landes, oder vielmehr seine Räthe, sich dem neuen Herrn der Welt geneigt zu machen hofften.

Dieser hatte indeß die Spur des großen Flüchtlings, auf dem weiten Umwege durch Macedonien bis an den Hellespont, mit so rastloser Eile verfolgt, daß keine Truppen, sondern nur der Schrecken seines Namens ihn begleiteten und Alles vor ihm her unterjochten, indem er zugleich überall seinen Weg durch Erweisung der Milde und öffentlichen Wohlthaten bezeichnete. Eine Abtheilung pompejanischer Galeeren hatte sich ihm ergeben; zwei seiner Legionen aus Thessalien, obwol bis auf 3200 Köpfe zusammengeschmolzen, samt 800 Reisigen, hatten ihn erreicht und schienen ihm, der nirgend mehr auf einen kräftigen Widerstand rechnete, zu genügen. Mit ihnen ging er, auf den bei Rhodus versammelten Schiffen, gegen die ägyptische Küste unter Segel. Alexandria ward erreicht; und hier war das Haupt des ermordeten Pompejus, samt seinem Siegelringe, das erste Gastgeschenk, das ihm von dem Minister des Königs entgegengeboten wurde.

Entsetzt und mit einem Auge voll Thränen, entzog sich Cäsar dem gräßlichen Anblick. Er gebot, die irdischen Überreste des Gefallenen dem Scheiterhaufen in ehrenvoller Weise zu übergeben und der Witwe die Asche zuzusenden.

Betrogen um Cäsars Dank und seinen gehofften Lohn, konnte der königliche Mörder nunmehr in dem, mit aller Zuversicht des Siegers auftretenden Gaste nur eine sehr unbequeme Erscheinung erblicken. Überdies foderte dieser, der für seine Truppen zu sorgen hatte, die Berichtigung einer alten beträchtlichen Foderung Roms an den königlichen Schatz, und erklärte seine Absicht, über die noch streitige Thronfolge zu entscheiden. Diese war dem jungen Ptolemäus von seiner Schwester Cleopatra streitig gemacht worden; und obwol von der Hauptstadt sorgfältig entfernt gehalten, fand sie Mittel, heimlich zu Cäsar durchzudringen und ihm ihre Sache, eben so sehr durch die Macht einer seltenen Schönheit, als eines ausgezeichneten Geistes, zu empfehlen. Ptolemäus schrie über Verrath; seine Vertrauten brüteten über einen Anschlag gegen Cäsars Leben, der zwar entdeckt und vereitelt wurde, aber nur um so mehr den offnen Ausbruch der Feindseligkeiten gegen ihn zur Folge hatte. Die Volksmenge von Alexandria gerieth in Aufruhr; ein ägyptisches Kriegsheer rückte heran, und Cäsar sah sich alsbald mit seinen Truppen in der königlichen Burg, der Insel Pharus und dem nächstgelegenen Stadtviertel eingeschlossen und förmlich belagert. Nicht Willens, diesem unerwarteten Sturme zu weichen, aber auch nicht seine letzte Rettung, die Gemeinschaft mit dem Meere, aufzugeben, begann er seine Gegenanstalten mit der Verbrennung der ägyptischen zahlreichen Flotte im Hafen, deren Feuer aber auch einen großen Theil der Stadt ergriff und, zum unersetzlichen Schaden für die Wissenschaften, auch die berühmte Bibliothek von Alexandria, mit einem Schatze von 400,000 Handschriften, in Asche verwandelte.

Des Imperators Lage ward indeß mit jedem Augenblick mislicher. Die periodischen Winde dieser Küste ließen ihn noch in mehren Monaten keine von den entbotenen Verstärkungen hoffen, und der Angriff gegen ihn ward mit einer Erbitterung, aber auch mit einer Einsicht geführt, welche sein ganzes Genie und die Ausdauer so versuchter Truppen zur ausreichenden Gegenwehr in Anspruch nahm. Bald suchten die Ägypter ihm den Zufluß des frischen Trinkwassers zu verstopfen; bald den noch in den Cisternen vorhandenen Vorrath durch unterirdische Zuströmung hineingepumpten Meerwassers ungenießbar zu machen. Cäsar ließ im Sande, unfern des Seeufers, Brunnen graben, und fand, wenn auch nicht frisches, doch trinkbares Wasser. Seine Verschanzungen gegen die Stadtseite wurden unaufhörlich bestürmt; seine Ausfälle durch immer neue Bollwerke in den Straßen gehemt; jedes Haus, und selbst die Brandruinen, zu einer Festung umgewandelt, deren Mauern erst durch Sturmböcke erschüttert und überwältigt werden mußten. Statt der verbrannten Flotte war plötzlich eine neue erschaffen und ausgerüstet worden, deren Probestück ein Überfall gegen Cäsars schwach bemannte Galeeren werden sollte, als diese den Hafen verlassen hatten, um der eben über Meer nahenden 30. Legion eine sichere Landung zu bewirken. Die Geschicklichkeit seiner rhodischen Galeeren trug es gleichwol über den Feind davon, der sich mit bedeutendem Verluste und unverrichteter Sache zurückziehen mußte.

Nichts desto weniger gelang es ihnen, sich, im weitern Verfolg ihrer Unternehmungen, sowol des größern östlichen Hafens, als der Insel Pharus, die ihn bildet, und des künstlichen Dammes (Heptastadion), der zu der letzteren führte, zu bemeistern, wiewol ihre Galeeren dennoch diesen Hafen nicht zu verlassen wagten, um sich mit Cäsar's Flotte, die im Westen jenes Dammes ankerte, zu messen; bis neue unerhörte Anstrengungen jene in dem Maße vermehrt hatten, daß sie sich eine völlige Überlegenheit versprechen konnte. Die Entwicklung dieser feindlichen Seemacht fürchtend, suchte Cäsar sie unverzüglich in ihrem eigenen Hafen zu überraschen. Am Eingange desselben kam es demnach zu einem Seetreffen, wo abermals die Geschicklichkeit seiner rhodischen Piloten, vereint mit der Tapferkeit seiner eingeschifften Truppen, beim Entern und im Handgemenge, den Alexandriern die vollständigste Niederlage bereitete. Seinen Sieg noch weiter zu benutzen, griff Cäsar unmittelbar darauf die Insel Pharus und auch das Heptastadion an; beide Vesten wurden erobert, bis auf eine Brücke, die den Damm mit dem nächstangränzenden Stadtquartiere verband. Um den Besitz derselben erhob sich am nächsten Tage ein wüthender Kampf: allein so wie sich die römischen Truppen, von mancherlei Troß von den Schiffen gefolgt, auf dem Damme allmälig mehrten und stopften und ein Angriff von der Seite und im Rücken sie überraschte, riß auch Unordnung und Verwirrung unter ihnen ein, die bald in wilde Flucht auf die Fahrzeuge im westlichen Hafen ausartete. Viele der von ihnen überfüllten Schiffe versanken in den Wellen; wenige waren so glücklich, schwimmend den Bord der Entfernteren zu erreichen. Cäsar selbst, fortgerissen von dem gedrängten Schwarm, den sein Zuruf und sein Beispiel nicht mehr zur Fortsetzung des Gefechts zu bewegen vermochte, fand, auf gleiche Weise, seine Rettung nur darin, daß er die schon erreichte Barke wieder verließ, sich durch einen raschen Sprung den Wogen anvertraute und so erst mehre 100 Schritte weiter von einer Galeere aufgenommen wurde. Seinen Purpurmantel, den er, zu desto freierer Bewegung, fahren lassen, fischten die Alexandriner aus den Wellen auf; doch wichtiger für sie war der Wiedergewinn des Heptastadions; so wie bald darauf ein erkämpfter Vortheil über Cäsar's Geschwader, der sie von neuem zum Herrn des Meeres und seiner erwarteten Zufuhren und Verstärkungen machte.

Cäsar hatte den bisher bei sich gefangen gehaltenen jungen König, entweder um die Gemüther des Volks zu besänftigen, oder um neue Parteiungen unter denselben zu erregen, mit anscheinender Großmuth entlassen; doch ohne einige Frucht davon zu ernten, oder seine eigene, täglich schwieriger werdende Lage zu verbessern, da die Feindseligkeiten nunmehr, unter des Königs persönlicher Leitung, nur noch mit erhöhter Anstrengung fortgesetzt wurden. Doch war in diesem Zeitverlauf auch ein römisches Hilfsheer endlich aus Syrien vor Pelusium angelangt, dem Ptolemäus mit bedeutender Macht entgegenrückte; während auch Cäsar sich auf dem Seewege zu

den Seinigen begab und hier nun, im östlichen Delta, auf einem, zwar durch unzählige Kanäle durchschnittenen, aber dennoch seiner Kriegskunst freieren Spielraum gewährenden Boden, den Kampf bald zu einer vollen Entscheidung brachte. Der junge König selbst ertrank auf der Flucht im Nil; und dieser Sieg reichte endlich hin, auch die Alexandriner von der Fruchtlosigkeit jedes ferneren Widerstandes zu überzeugen. Sie öffneten dem Imperator die Thore und erhielten eine unbedingte Verzeihung. Anstatt jedoch, wie sein Ehrgeiz gekont hätte, das Land in eine römische Provinz zu verwandeln, gab er nur der Stimme einer sanftern Empfindung Gehör und bestätigte Cleopatrens königliche Rechte.

Neun Monate hatte dieser alexandrinische Krieg den Besieger des Pompejus von der ganzen übrigen römischen Welt abgeschnitten; und das in einem Zeitpunkte, wo sein Wirken und Walten in Rom, wie in jedem andern Theile des Reichs, von höchster Dringlichkeit gewesen wäre. Zwar waren die ersten und nothwendigsten Anordnungen bereits auf dem Siegesfelde von Pharsalus selbst getroffen; die griechischen Provinzen waren durch unbeschränkte Verzeihung beruhigt und gewonnen; M. Antonius hatte, wie schon vormals, Roms und Italiens Verwaltung übernommen, wenn er sie gleich vielfältig zu mancherlei schnöder Eigenmacht misbrauchte. Cäsars Partei, die hier jetzt allein den Senat bildete, hatte sich beeilt, den Sieger, nach Ablauf seines Consulats, zum Dictator auf ein volles Jahr und zum Konsul auf 5 fernere Jahre zu ernennen. Aber noch gab es auch manche Provinzen des Reichs, wo diese gesetzliche Macht keineswegs anerkant wurde; ja, wo die, überall hin sich zerstreuenden Anhänger des Pompejus eifrig bemüht gewesen waren, die Heerestrümmer desselben zu sammeln und einen neuen Widerstand vorzubereiten. Corcyra ward der Sammelpunkt für die Pompejanischen Geschwader, die immer noch das Meer beherrschten. Männer, wie Cato, Labienus, Afranius, Petrejus und manche Andere, samt Pompejus Söhnen, trafen hier zusammen, um das Fernere zu berathen. Cicero hatte den ihm angetragenen Oberbefehl abgelehnt und sich entfernt; auch Cato hielt sich dazu nicht für ermächtigt, wiewol er es übernahm, die Flotte und Truppen zu Pompejus in den Orient zu führen, dessen Tod noch nicht zu seiner Kunde gekommen. An der lybischen Küste erreichte ihn diese schreckliche Zeitung. Was sich nun nicht vollends zerstreute, wandte sich mit ihm gegen Cyrene, und die Provinz Afrika, wo, nach Curio's Niederlage, die pompejanische Partei unbedingt die herrschende geblieben, schien, nächst Juba's Unterstützung, so bedeutende Hilfsquellen darzubieten, daß Cato beschloß, sich dahin zu wenden. Den Seeweg versperrten ihm die nämlichen Winde, von welchen sich Cäsar in Alexandria gefesselt sah: allein ein kühner und nur durch tausend Mühseligkeiten überwundener Marsch durch die cyrenäischen Wüsten führte ihn und seine Truppen an sein Ziel. Auch hier in Utika war es hauptsächlich das Verdienst seiner Thätigkeit und seines patriotischen Eifers, wenn es gelang, seine unter sich selbst uneinige Partei zu versöhnen, einen neuen römischen Senat um sich zu sammeln und sich und seine Freunde wiederum mit 10 Legionen in wehrhaften Stand zu setzen; während seine uneigennützige Großmuth den Metellus Scipio, Pompejus Schwiegervater, an die Spitze dieser Rüstung stellte.

In Hispanien, wo der von Cäsar zurückgelassene Q. Cassius Longinus befehligt worden, Curio's Unfälle an dem König Juba zu rächen und mit 4 Legionen nach Mauritanien überzusetzen, verhinderte ein mörderischer Anfall auf das Leben des Legaten, den er sich durch seine unersättlichen Erpressungen zugezogen, diesen Plan im Augenblick seiner Ausführung; und es gedieh zu unruhigen Bewegungen in der Halbinsel selbst und unter den Truppen, welche nur den nächsten gegebenen Anlaß zu erwarten schienen, um sich in offner Feindseligkeit auszusprechen. Nicht minder mislich stand es in Illyrien, wo noch die Flotte des M. Octavius an den Küsten den Meister spielte, bis P. Vatinius, von Brundusium her, ihn mit zwar geringerer Macht, aber doch mit solchem Nachdruck angriff und schlug, daß er sich aus diesen Meeresgegenden entfernen mußte. Die Provinz selbst aber blieb ein ungewisser Besitz, seitdem eine Legion, die, von Italien aus, durch Gabinius zur Verstärkung dahin geführt werden sollte, unter den Angriffen der Eingebornen in den Engpässen Dalmatiens großentheils aufgerieben worden.

Wenn auch alle diese ungünstigen Nachrichten den Imperator in Alexandria erreichten, so beharrte er doch hier eben sowol in seinem Pflichtgefühl, im Namen und für die Ehre des römischen Volks zu handeln, als in dem allgewaltigen Willen, ein angefangenes Unternehmen nicht unbeendigt zu lassen. Die nämlichen Beweggründe wirkten auf ihn ein, als nun zunächst zu seiner Kunde gedieh, wie Pharnaces, des großen Mithradates Sohn, dem von dessen Erbe nur das kleine Königreich Bosporus verblieben, diesen Augenblick, wo Roms furchtbare Heere sich unter einander selbst zerfleischten, benutzt hatte, gegen Kleinasien vorzubrechen und seine Ansprüche auf diese weiten Provinzen mit gewaffneter Hand zu erneuen. Schon war es ihm mit einem großen Theil der Halbinsel gelungen. Domitius Calvinus, zum Schutze derselben zurückgelassen, war um so weniger im Stande, ihm mit Erfolg zu wehren, da er seine besseren Truppen zu Cäsars Verstärkung an den Nil hatte entsenden müssen; und ein Treffen, zu welchem er gleichwol genöthigt worden, war von nachtheiligem Erfolg gewesen. Pharnaces misbrauchte seinen Sieg auf eine empörende Weise durch blutige Mishandlung der überzogenen Provinzen; aber zugleich auch rief er alle barbarischen Fürsten Vorderasiens auf, sich mit ihm zur völligen Vernichtung der römischen Oberherrschaft zu verbinden. Solche Pläne durften nicht reifen, und Domitius Niederlage nicht ungerächt bleiben; und dies genügte, Cäsars unmittelbaren Aufbruch gegen Syrien und Pontus zu bestimmen. Nur die einzige 6. Legion, kaum noch 1000 Köpfe stark, begleitete ihn. Überall, und selbst in Antiochia, verweilte er nur so lange, als die dringendste Einrichtung der Provinzen es foderte; dann stellte er sich an die Spitze der kaum erst geschlagenen Truppen, welche seine Gegenwart mit Muth und Eifer begeisterte. Pharnaces, welcher Cäsars Loos am Nil bereits für erfüllt gehalten, suchte eiligst den Frieden; doch als er selbst die mildesten, ihm gebotenen Bedingungen

zu umgehen suchte, fiel der Imperator bei Zela über ihn her; und ein kurzes Treffen, in einer einzigen Morgenstunde, in welches dieser ihn unter den ungünstigsten Umständen zu verwickeln wußte, endigte den Krieg und Pharnaces ehrsüchtige Entwürfe. Cäsar konnte mit Wahrheit den Bericht von diesem Feldzuge in die Worte zusammen fassen, daß er genaht, gesehen und gesiegt habe. Verlassen, geächtet und verachtet floh der Geschlagene seiner Heimath zu, um bald darauf unter dem Dolche eines treulosen Vasallen zu enden.

Schon am nächsten Tage nach der Schlacht lenkte nunmehr Cäsar seine Schritte in der nächsten Richtung gegen Rom, wo endlich seine Erscheinung mit jedem Augenblick dringender geworden. Durch seine verlängerte Abwesenheit war hier eben sowol der Druck von Antonius soldatischer Herrschaft, als die Entzügelung der Leidenschaften aller unruhigen Köpfe, die nichts zu verlieren hatten, in eine offenkundige Anarchie ausgeartet. P. Cornelius Dolabella, an der Spitze der Letzteren, hatte, als Volkstribun, das Gesetz eines allgemeinen Schuldenerlasses in Vorschlag gebracht. Diesen ehrlosen Plan zu unterstützen oder zu verhindern, stand in Rom alles in drohender Stellung gegen einander; und schon war auf dem Forum, wie in den Straßen, Blut in Strömen darum geflossen. Kaum erzwang endlich noch Antonius, der entweder nicht helfen wollte, oder nicht konnte, einen Schatten von Ruhe; und noch mislicher ward die Lage der Dinge, als auch die in Italien verweilenden Legionen mit trotzigem Ungestüm den, ihnen so oft verheißenen überschwenglichen Siegeslohn zu fodern begannen, bevor man sie in weitere Kämpfe jagte. In diesem kritischen Augenblick trat Cäsar unter die sich bekämpfenden Parteien, und zwang sie, sich eben sowol vor seinem höheren Geiste zu beugen, als zu verstummen. Antonius, wie Dolabella, empfanden seine Misbilligung ihres Betragens gleichwol nur in gelinden Verweisen; allein seine früheren Gesetze gegen die Schuldner erhielt er in strenger Kraft, und seinem eignen steigenden Geldbedürfniß half er mehr durch selbst aufgeborgte Summen, als durch das verhaßte Mittel der Gütereinziehungen seiner politischen Widersacher. Wie geflissen er aber auch nunmehr seinen getreuen Werkzeugen ihren bewiesenen Eifer im Krieg und Frieden durch allerlei ertheilte Würden, Ämter und Belohnungen zu vergelten suchte, so kam doch sein Wille, wie sein Vermögen, zu kurz bei den Legionen, die ihre Rückstände gebieterisch einfoderten und die Landschaft Campanien, wo sie zur Einschiffung nach Arika vertheilt lagen, mit Verwirrung und Besorgniß erfüllten. Die 10. Legion, welche Sallustius auf nahe bessere Zeiten vertrösten sollte, ließ es ihn schier mit dem Leben entgelten; ja, sie machte sich, eigenmächtig und unter Verübung empörender Gewaltthätigkeiten, auf den Weg nach Rom, um mit ihrem Oberfeldherrn zu rechten. Jeder fernere friedliche Versuch zu ihrer Beruhigung war vergeblich; bis Cäsar auf dem Marsfelde unter sie trat und mit eignen Ohren anhörte, wie sie, im tausendstimmigen Vorwurf, augenblicklich entweder die Erfüllung seiner Zusagen oder ihre Entlassung begehrten. Er aber, die verzogenen Kinder seines Glücks wol kennend, gestand ihnen ruhig zu, was ihr Sinn am wenigsten wünschte — die Verabschiedung; nicht mehr sie Commilitonen, sondern blos Quiriten nennend. Das Wort wirkte, gleich einer Zauberformel. Es beschämte, es demüthigte, es entwaffnete sie. Sie bezeugten Reue; sie gelobten neuen Gehorsam; und ihnen ward verziehen. Dies Beispiel des Ernstes genügte zugleich, um auch die übrigen Legionen zu ihrer Pflicht zurückzuführen.

Wiederum zum Dictator für das nächste Jahr ernant, konnte Cäsar endlich seine Blicke gegen Afrika richten, wo seiner römischen Weltherrschaft, in langer und furchtbarer Rüstung, noch der einzige Widerstand drohte; obwol in Scipio's Kriegsrath nicht sowol Angriff, als Vertheidigung beschlossen worden. Das Land, sonst Roms Kornkammer, war, so wie sonst in jeder Weise, an Menschen und Steuern erschöpft, so auch unangebaut geblieben; jeder ältere Vorrath aber in den festen Städten in Sicherheit gebracht. Die Flotten bedeckten das Meer und kreuzten an den Küsten; jede Verbindung mit den andern Provinzen war abgeschnitten. In Scipio's Lager, nächst Utika, wo man den feindlichen Angriff zunächst erwartete, hatten sich die republikanischen Streitkräfte versammelt, und Juba stand bereit, beim nächsten Aufruf mit seinen unzähligen leichten Scharen aus Numidien hervorzubrechen. Erst als Cäsars Aufenthalt in Rom sich bis tief in die winterliche Jahrszeit verzögerte, ließ ihre Wachsamkeit nach und wurden ihre Kreuzer zurückgerufen und abgetakelt; doch eben dies war auch der von jenem erwartete Zeitpunkt, seine Truppen und Schiffe auf Sicilien bei dem Vorgebirge Lilybäum zu sammeln und die Einschiffung mit schneller Hast zu betreiben. Er konte endlich, ohne den Rest seines Heeres zu erwarten, mit 6 Legionen und 2000 Reisigen in See stechen; ungewiß vielleicht noch selbst, wo er landen sollte, aber dem Glücke und dem Zufall vertrauend, und nur darauf bedacht, den feindlichen Flotten, die in der Gegend von Utika zu vermuthen waren, in einer entgegengesetzten Richtung auszuweichen. Ein Sammelplatz, im Fall der Zerstreuung, ließ sich demnach eben so wenig im voraus bestimmen.

Jener, bei einer so kurzen Überfahrt kaum gefürchtete Fall trat wirklich ein, indem ein Sturm die Schiffe hart an der ersehnten Küste auseinander schleuderte. Cäsar, mit wenigen Segeln, die sich zu seiner Galeere gehalten, ward südlich auf die Höhe von Adrumetum verschlagen. Jetzt mehr, als je, zum raschen Handeln aufgefodert, landete er, und hoffte, sich des, obgleich von 2 Legionen vertheidigten Hafens durch einen kühnen Handstreich zu bemeistern: allein zugleich auch von einer Abtheilung leichter Truppen aus dem Innern des Landes gedrängt, sah er sich zur Wiedereinschiffung seiner geringen Truppenzahl gedrungen. Besser gelang es ihm, beim Weitersegeln, zu Ruspina und Leptis, wo er keinen Widerstand antraf. Zwar drohte hier, so wie Adrumetum in seinem Rücken, so Thapsus vor ihm, mit weit überlegenen Besatzungen: doch als er erfuhr, daß das feindliche Hauptheer mehre Tage zur Annäherung gebrauchen werde, beschloß er, seine Stellung, mit einigen wenigen indeß angelangten Verstärkungen, zu behaupten, seine Schiffe aber zur Aufsuchung der übrigen zerstreuten, so wie zur Förderung der noch in Sicilien harrenden Truppen, zu entsenden. Sechs Kohorten im Hafen von Leptis, und 17 in

einem Lager bei Ruspina, seinen beiden Waffenplätzen, zusammengezogen, sah er indeß Stunde nach Stunde verstreichen, ohne daß sich ihm ein freundliches Segel zeigte. Am 4. Tage überwog bei ihm die Ungeduld; und schon war er im Begriff, sich selbst an Bord und den Zögernden entgegen zu begeben, als er sie endlich erscheinen sah und nunmehr sein Lager mit 3 Legionen zu füllen vermochte.

Neue Sorge gab ihm das Geschäft der Verpflegung auf diesem absichtlich verheerten Boden, das nur durch eine, sofort am nächsten Tage, mit seiner ganzen Truppenmasse angestellte Durchsuchung der Umgegend von Ruspina beseitigt werden konnte. Kaum aber begonnen, ward es gestört durch den Anblick einer ungeheuern Staubwolke, aufgeregt von den zahlreichen leichten Geschwadern, womit Labienus und Petrejus herbeirückten, ihn in einem weiten Kreise zu überflügeln und einzuengen. Der Angriff begann; Reiterei und Fußvolk unterstützten sich dabei auf die zweckmäßigste Weise und ermüdeten Cäsars Legionsoldaten, ohne ihm jemals festen Stand zu halten. Die Umzingelung gelang auf beiden Flügeln immer vollständiger, und das Heer stand auf dem Punkte, in einen ordnungslosen Haufen zusammengedrückt zu werden und endlich zu erliegen. Cäsar, mit schneller Besonnenheit, bildete zwei große geschlossene Vierecke, welche bald sich fernend, bald sich nähernd, stets einen Theil der Umzingelnden zwischen sich erdrückten, und sich auf diese Weise eben sowol augenblickliche Luft schaften, als durch einen neuen allgemeinen Angriff den Rückzug in das Lager von Ruspina bahnten. Nun aber schlug auch Labienus das seinige hart neben diesem auf; und alle Künste der Feldverschanzung mußten von Cäsar um so mehr aufgeboten werden, sich auf diesem Punkte zu sichern, da auch Scipio mit dem Hauptheer von 8 Legionen binnen 3 Tagen erwartet wurde und, nachdem er wirklich eingetroffen, die ganze Gegend umher mit seiner leichten Reiterei erfüllte. Mangel an Lebensmitteln, wie an Fütterung, in Cäsars Lager war die unmittelbare Folge dieser engen Beschränkung; und noch undurchdringlicher mußte sein Kerker sich schließen, wenn bald auch noch Juba mit seinen Schaaren die feindlichen Linien verstärkte und so jedes Gleichgewicht der Streitkräfte aufhob. Glücklicherweise ward der König durch einen Einbruch der Mauritanier in seine westlichen Provinzen von diesem Kriegsschauplatze abgezogen; während Cäsar alles aufbot, sich von der Seeseite her die mangelnden Unterstützungen schleunigst zu verschaffen. Gleichwol war seine Lage demüthigend genug, daß er es unthätig ansehen mußte, wie Scipio, mit steigender Kühnheit, täglich zum Schlagen gegen ihn vorrückte und selbst zur Bestürmung seines Lagers Miene machte.

Leptis schlug indeß einen Sturm ab, den Labienus versuchte; die kleine Insel Cercina öffnete ihre Magazine; die Stadt Acilla, welche die Verbindung des Feindes mit Utica erschwerte, ward durch eine geschickte Bewegung genommen, und auch der zweite Truppentransport von Sicilien hatte endlich wohlbehalten das Lager erreicht. Drei und zwanzig Tage hatte Cäsar seine Einschließung ertragen. Jetzt, um nicht etwa gar, wie einst Pompejus bei Dyrrhachium, vom Feinde umwallt zu werden, brach er plötzlich und bei Nacht mit seinen sämtlichen Legionen auf; zog sich südlich durch Ruspina und strebte, einen Bergkamm zu gewinnen, der sich von hier weit landeinwärts zog, und dessen Behauptung ihn in den Stand setzen sollte, den Feind im Rücken einzuengen. Halb war der meisterhafte Marsch bereits gelungen, ehe noch jener ihn gewahrte und nun sofort seine Festsetzung auf dieser Höhe zu verhindern suchte. Labienus leitete den Angriff der Reiterei, aber mit so unglücklichem Erfolg, daß sie gänzlich in die Flucht geschlagen oder vernichtet wurde. Scipio selbst wagte nicht, sie zu unterstützen; während nun schon am nächsten Tage Cäsar von seinen Bergen herniedersteigen, ihm die Schlacht anbieten, und, als er sie verweigerte, sich bedrohlich gegen Uzita, seinen Waffenplatz, wenden durfte. Es zu retten, bezog Scipio eine Stellung, die es nicht rathsam machte, ihn hier anzugreifen, und das nur um so weniger, da Juba's abermalige Annäherung mit einem Theil seiner Macht Cäsars Truppen mit einer ungewöhnlichen, wiewol von ihm bald wieder gehobenen Bangniß erfüllte. Aber auch ihm kamen jetzt noch zwei Legionen aus Sicilien zu, obwol sie den feindlichen Kreuzern nicht ganz entgingen und es des persönlichen Herbeieilens ihres Feldherrn bedurfte, um sie vor noch größerem Unfall zu sichern. Selbst die 9. und 10. Legion setzten, zur Versöhnung ihres früheren Misverhaltens, so gut, als ungeheißen, nach Afrika über; wurden aber auch jetzt noch mit einiger Strenge empfangen, um die erschlaffte Kriegszucht wieder in ihre Rechte einzusetzen.

Jetzt ging Cäsar an die Ausführung des kühnen Plans, Uzita im Angesicht der ganzen feindlichen Heeresmacht zu belagern, indem er sich, von Labienus vergeblich daran verhindert, einer beherrschenden Anhöhe bemächtigte. Von hier herab führte er zwei gleichlaufende Verwallungen gegen die Stadt hinab, in deren gesichertem Zwischenraume er nunmehr ein zweites Lager, hart unter ihren Mauern, zu errichten vermochte, um von hier aus sein Wurfgeschütz gegen sie zu richten. Scipio glaubte, es jetzt auf eine Schlacht ankommen lassen zu müssen. Er führte sein Heer hervor in eine wohlgelegene Stellung; auch Cäsar that, ihm gegenüber, ein Gleiches; allein jeder fand es, trotz seiner Kampflust, gerathener, den Angriff zu erwarten, als selbst zu unternehmen, um seine örtlichen Vortheile nicht aufzugeben. Nur am späten Abend entspann sich noch ein Reitergefecht, das nichts entschied; allein die feindlichen Heeresführer entschlossen sich auch, von diesem Tage an, zu einem vorsichtigen und alles in die Länge ziehenden Vertheidigungskriege, zu welchem der besonnene Cato, von Utica aus, wo er die Verpflegung leitete, bisher vergeblich gerathen hatte. So gab es nunmehr einen Krieg mit der Schaufel, der Vortheile nahm und gab, während Uzita immerfort bedrängt blieb; bis endlich die täglich schwieriger werdende Subsistenz Cäsarn zwang, das Unternehmen aufzugeben. Die Gegend von Agar, mehr landeinwärts gelegen, versprach ihm reicheren Unterhalt; und dahin brach er bei Nacht durch einen Seitenmarsch auf. Scipio folgte ihm und gab ihm einen harten und ungleichen Kampf mit den numidischen leichten Truppen zu bestehen, als es darum galt, sich von Zeta her durch eine weite Ebene zu bewegen. Er erkannte darin die Nothwendigkeit, seine Legionen an diese neue Art des Fechtens zu gewöhnen und

ihnen eine größere Beweglichkeit zu geben; und so entstand denn eine Reihe verwickelter Märsche und verstellter Angriffe, welche, indem man sich in einem beschränkten Raume umhertummelte, seine Gegner allerdings ermüdeten, aber da diese sich wol vor jeder gegebenen Blöße hüteten, doch zu keiner Entscheidung führten.

Zu dieser fühlte Cäsar sich gleichwol um so mehr gedrängt, da er sie auf Afrikas Boden bereits seit drei nutzlos verlorenen Monaten gesucht hatte. Endlich beschloß er, vermittels eines nächtlichen Gewaltmarsches, den Angriff auf Thapsus, Scipio's südlichsten wohlbefestigten Waffenplatz, den derselbe seinem Schicksal nicht überlassen durfte. Augenblicklich auch erhob sich gegen diese, auf einer Halbinsel gelegene Feste eine Umwallung, welche in einem Halbkreise von Meer zu Meer reichen sollte. Scipio säumte um so weniger, sich ihm dicht auf der Ferse zu halten, da er endlich glaubte, seinen schlauen Widersacher hier in einer Falle ertappt zu haben, aus welcher sich dieser nicht werde loswickeln können, da er zwischen Thapsus, dem Meere und der gesammten republikanischen Kriegsmacht eingeklemt sey. Und doch war es gerade dies, was Cäsar gewollt habe, der durch diese Stellung auf dem engsten Raume jener feindlichen Übermacht auch eine desto geringere Fronte zum Angriff bot, seine beiden Flügel vor Umgehung sicherte und die lästigen numidischen Truppen von sich entfernt hielt. Die beiderseitige kampflustige Ungeduld trieb schon am nächsten Tage zur Schlacht; Cäsars rechter Flügel erwartete sogar nicht einmal das Zeichen zu derselben, sondern stürzte sich auf den Feind, bevor dieser noch seine Aufstellung vollendet hatte, und der, anstatt durch seine, auf beide Flügel vertheilte Elephanten kräftig unterstützt zu werden, von diesen selbst, als sie scheu gemacht, sich wendeten, unter die Füße getreten und in Unordnung gebracht wurde. Die Schlacht war auf diese Weise in eben dem Augenblicke, da sie begann, auch schon entschieden. Die republikanischen Legionen schwankten, überall zersprengt, in der Ebene umher; ihre Blicke suchten ängstlich nach einem Anführer; aber Scipio, Juba und Alle, welche ihnen hätten Vertrauen einflößen können, waren ihren Blikken entschwunden. Das verlassene Lager, das sie flüchtig und mit weggeworfenem Schilde, als letzte Zuflucht, zu erreichen suchten, fanden sie bereits vom Sieger besetzt. Ihnen blieb nur die Ergebung in Cäsars Gnade übrig, deren Zusicherung jedoch durch den unbezähmbaren Blutdurst seiner Krieger, die gegen ihre eignen Führer das Schwert zuckten, furchtbar vereitelt wurde. Zehntausend römische Bürger wurden hier, als Opfer der Soldatenwuth, erbarmungslos abgeschlachtet. Der ganze übrige Rest des Heeres suchte sein Heil in einer eben so unaufhaltsamen, als unerreichbaren Flucht und Zerstreuung.

Den Sieg, nach seiner Weise, aufs kräftigste zu benutzen, ließ Cäsar die Hälfte seiner Legionen zur Bezwingung von Thapsus und Tysdrus zurück, während er selbst gegen Utica aufbrach, wo Cato, in einem so wohlbefestigten Platze, noch einen harten Widerstand erwarten ließ, und diese Erwartung auch gerechtfertigt haben würde, hätte der Muth seiner Mitverbundenen dem seinigen geglichen, oder, was sich aus der Schlacht gerettet hatte, sich ihm anschließen wollen. Er beschränkte demnach seine Fürsorge auf die sichere Entfernung seiner Freunde, und gab sich dann selbst den Tod mit der nämlichen philosophischen Ruhe, womit er für Rom und die Freiheit gelebt hatte. Cäsars gewohnte Milde gegen die Besiegten verlängerte sich auch hier, bei seiner unmittelbar darauf erfolgten Ankunft, nur in seltenen Ausnahmen. Scipio, der sich aufs Meer geflüchtet, aber durch Sturm an die afrikanische Küste zurückgeworfen wurde, stürzte sich, in dem Augenblick, da er ergriffen werden sollte, in sein Schwert und in die Wellen hinab. Der gefangene Afranius ging in einem absichtlichen oder zufälligen Soldatentumulte unter. Juba rettete sich gegen seine Hauptstadt Zama; aber nur, um, mit Aufgebung jeder Hoffnung, samt seinem Begleiter Petrejus, sich den gewaltsamen Tod in den gegenseitigen Schwertstreichen zu geben. Cäsar's Anordnungen verwandelten darauf Numidien in eine römische Provinz, deren Verwaltung Sallustius aus seinen Händen empfing. Auch Afrika erhielt seine neuen Einrichtungen nach der Willkür des Siegers, der, nachdem er noch zuvor die, durch Meuterei am meisten ausgezeichneten Legionen, aus Sorge eines künftigen Rückfalls, auseinander gehen lassen, über Sardinien nach Rom heimwärts eilte.

Unumschränkter als je, trat er hier als Gebieter auf, wo zugleich Senat und Volk, in unterwürfiger Schmeichelei, sich in neuen und ungewöhnlichen Ehrenbezeigungen zu überbieten suchte. Vierzigtägige Dankfeste wegen des Sieges über Juba, eine neue 10jährige Dictatur, eine 3jährige Censorwürde, samt einer langen Reihe von Vorrechten und Auszeichnungen, wurden ihm in die Wette gespendet, und erhoben ihn, wenn auch unwesentlich an sich selbst, über jedes gewöhnliche Maß des Bürgers und des Menschen. In feierlicher Rede beruhigte er indeß die bangen Gemüther durch die Zusicherung, kein Marius oder Sulla seyn, sondern die Milde walten lassen — nicht der Römer Herr, sondern ihr Patron — nicht ihr Tyrann, sondern ihr Anführer seyn zu wollen. Sie sollten sich ihn als ihren Vater — er wolle sie auch als seine Kinder denken und ihres Glückes väterlich wahrnehmen.— Hätten diese schönen Worte nur hingereicht, den wahren Republikanern es zu verhehlen, daß fortan nur eigentlich der Soldat und nicht der Bürger herrsche! — Leichter war der große und unverständige Haufe durch Spiele, Feste und Spenden, in einer nie zuvorgesehenen Pracht und Herrlichkeit, gewonnen. Cäsar feierte, in vier auf einander folgenden Tagen eben soviel langversparte Triumphe über Gallien, Ägypten, Pontos und Afrika. Die Soldaten empfingen die ihnen zu Anfang des Krieges zugesagten Ländereien und ein verzehnfachtes Geldgeschenk; der römische Pöbel ein Gastmal, wo er an 22,000 Triclinien schwelgte; überdies Gladiatorspiele, Naumachien in solcher Zahl und Verschwendung, daß selbst die römische Schaulust schier darüber ermüdete.

Wesentlicher war der Ernst und die Kraft, womit Cäsar zu gleicher Zeit die Hand an die Heilung der Wunden legte, an denen der Stat blutete. Er stellte die Würde der öffentlichen Ämter, die er bestehen ließ, dadurch her, daß er sich den unmittelbarsten Einfluß auf die Ernennung zu denselben vorbehielt. Er begünstigte

die Bevölkerung des, durch so lange und mörderische Kriege erschöpften Italiens durch Bewilligung bürgerlicher Vorzüge, durch Verminderung der Haussklaven und erleichterte Gewinnung des römischen Bürgerrechts. Rom selbst reinigte er durch Zurückweisung des dahin zusammengeströmten Gesindels; er erneuerte eine Anzahl älterer heilsamer Gesetze und traf Anstalten zur Verbesserung der verwirrten Zeitrechnung, durch welche alle Jahreszeiten und öffentliche Feste verrückt worden waren. Zu gleicher Zeit huldigte ihm eben sowol, bei der gestatteten Zurückkehr seines früheren erbitterten Gegners Marcellus, die Beredtsamkeit Cicero's in einer Danksagung, die Alles erschöpfte, was dem Machthaber Feines und Schmeichelhaftes gesagt werden mochte; als er selbst dieser nämlichen Rednerkraft, schier unwillkürlich, den Preis zuerkannte, da sie ihn siegreich um das Leben des Q. Ligarius bestürmte. Ungleich schwieriger indeß gestattete er selbst seinen Freunden und Vertrauten einigen Einfluß auf seine Entschließungen; so wie er überhaupt den Zugang zu seiner Person absichtlich und zum Verdruß der Patricier erschwerte. Selbst die öffentliche Volksstimme ward gegen ihn laut, als, unerwartet, aber wol nicht ungerufen, Cleopatra in Rom auftrat und, mit den Festen und Lustbarkeiten einer verschwenderischen Gastfreiheit, von ihm unter sein eigenes Dach aufgenommen wurde.

Mitten in dieser Fülle der Macht und des Genusses trafen jedoch Boten aus Hispanien ein, welche den Gewaltigen unlieblich aus seinen süßen Träumen aufstörten. Die dortigen Legionen, so wie die Provinz selbst, durch Q. Cassius unkluge Behandlung gereizt, hatten ihre wahren Gesinnungen gegen Cäsar zu deutlich verrathen, um nicht, nach der letzten, für ihn so günstigen Wendung der Dinge, seine Rache zu fürchten. Schon früher mit Scipio im geheimen Verständniß, hatte dieser den jüngeren Cn. Pompejus und seinen Bruder Sextus nach Hispanien entsandt, um ihnen Führer zu geben, deren Namen schon hinreichen könnte, sie zu begeistern. Noch aber standen sie an, sich für dieselben laut zu erklären, bis Cäsars Sieg bei Thapsus und seine auch nach Hispanien entsandten Legionen ihnen keine Wahl mehr übrig ließen, als sich in offener Empörung gegen ihn in die Waffen zu stellen. Nur wenige einzele Punkte auf der Halbinsel blieben Cäsars Sache treu; Cn. Pompejus ward mit dem Oberbefehl bekleidet und fand eine bedeutende Stütze an Labienus, der sich glücklich zu ihm gerettet hatte. Cäsar, diesen neuen, kaum mehr erwarteten Gegner zu vernichten, traf seine Vorbereitungen und Anordnungen in Rom mit der nämlichen reißenden Schnelligkeit, womit er sich selbst auf den Schauplatz des emporglimmenden Krieges versetzte. Seine Gegner, unfähig die ganze Halbinsel gegen ihn zu behaupten, hatten ihre Waffenmacht klüglich auf die Provinz Bätica beschränkt, die ihnen in allem die ergiebigsten Hilfsquellen darbot. Das von ihnen belagerte Ulia ward gleichwol von Cäsar entsetzt, der sofort auch Corduba bedrohte, den Übergang über den Bätis erzwang, aber durch Cnejus Herbeieilen und verständige Vorkehr in seinen Fortschritten gehemt wurde. Auch bei der Belagerung von Ategua, zu welcher er sich nunmehr wandte, fand er den nämlichen Widerstand und sah sich durch Mangel und Entbehrung in eine immer mislichere Lage gedrängt: aber seine Beharrlichkeit siegte eben sowol über den Widerstand der Besatzung, als die Anstrengungen des pompejanischen Heeres, den Platz zu retten, der sich endlich der Gnade des Siegers unterwarf. Neue Eroberungen reihten sich dieser Waffenthat an, bis endlich doch das Bedürfniß des Unterhalts ihn drang, sich südlich, an Hispalis vorüber, in die Ebene von Munda zu ziehen, aber auch durch diese kühne Bewegung seinen Gegner zu der so lange und sorgsam vermiedenen Hauptschlacht zu nöthigen. Dreizehn Legionen, samt 6000 Mann leichter Truppen, die Bundesgenossen ungerechnet, bildeten, längs einer steilen Anhöhe, die Schlachtordnung des Cnejus mit der sichern Zuflucht nach Munda im Rücken. Cäsar hingegen, der seine Veteranen auf die Flügel vertheilt hatte, während die unzuverlässigeren Neugeworbenen die Mitte bildeten, rückte, 80 Kohorten stark, durch die vorliegende weite Ebene an einen morastigen Bach, der beide Heere schied. Sein Stocken bei diesem allerdings schwierigen Übergange entzündete die Hitze seiner Gegner, sie verließen ihre vortheilhaften Höhen und stürzten sich dem Handgemenge entgegen. Dennoch wirkte die Überraschung dieses Angriffs, verbunden mit einer an Todesverachtung gränzenden und schier verzweifelten Erbitterung, so nachtheilig auf die Cäsarianer, daß die sieggewohnten Legionen, nach einem mörderischen Kampfe, bereits zu wanken begannen. Ihr Feldherr, jetzt zum ersten Male dahin gebracht, weniger um die Palme, als um Luft und Leben zu ringen, sah mit einer namenlosen Bewegung, was ihn bedrohte. Er warf sich, zornentbrant und unter schneidenden Vorwürfen, selbst in die vordersten Reihen seiner Streiter; weniger vielleicht in der Hoffnung, die Schlacht herzustellen, als einen rühmlichen Fall zu erkämpfen. Dennoch befeuerte dies Beispiel seine Veteranen zu neuer gewaltsamen Anstrengung ihrer erschöpften Kräfte. In dem nämlichen Augenblick erschien ein Trupp mauritanischer Reiter im Rücken des Feindes. Labienus, der diesen Schwarm hätte verachten sollen, zog 5 Kohorten aus der Linie, ihn zu zerstreuen. Cäsar verkündigte, bei diesem Anblick, mit lauter Stimme seinem Heere des Feindes beginnende Flucht. Hier, wie dort, verwandelte sich plötzlich die Stimmung der Kämpfenden und mit ihr das Glück des Tages. Schwankend, weichend, fliehend, niedergemetzelt räumten die Pompejaner den Wahlplatz, den 33,000 Erschlagene deckten und mit denen auch Labienus fiel. Der Rest warf sich kümmerlich in Munda. Cnejus flüchtete zu seiner Flotte, ward immer enger bedrängt, und endete, verlassen und in einer dunklen Höhle ergriffen, unter dem Dolch seiner Verfolger; Sextus barg sich in den fernen Gebirgen Celtiberiens. Munda ward berent gehalten, während Cäsar nach Corduba flog, um diese Hauptstadt vor der Verheerung des zahlreichen, früher von Sextus bewaffneten Sklavengesindels zu schützen, das seinen Untergang unter dem strafenden Schwerte fand. Auch Munda's verzweifelter Widerstand ward endlich, so wie jedes andere schwache Aufglimmen der Empörung in ganz Hispanien, bezwungen. Cäsars geheime Abneigung gegen dies Land offenbarte sich in der strengeren Behandlung, die es erfuhr, und deren einzele ausgeführte Maßregeln ihn noch länger, als er wünschte, auf diesem Boden zurückhielten.

Endlich, als unbedingter Sieger nach Rom heimgekehrt, dessen Ruhe durch seine 1jährige Abwesenheit keinen Augenblick gestört worden, fand er auch hier ein Volk, das nur von dem einzigen Bestreben beselt schien, sich unterwürfig an der Glorie seines Glückes zu sonnen; nur **ihm** zugefallen; nur **seine** Aufmerksamkeit und Gunst auf sich zu leiten. Supplicationen von 50 Tagen, Spiele, Feste und Gastmäler, ihm zu Ehren, und ein angestellter hispanischer Triumph, waren bereits ein zu gewöhnlicher Ausdruck der Huldigung geworden, um auch nur seine Eitelkeit zu befriedigen. Bis zum Unsinn, oder gar zur Ruchlosigkeit, wetteiferte die Schmeichelei, neue, ungewöhnliche Auszeichnungen an seine Person zu heften; wo, von unzähligen, noch die Eine wenigstens ihn um Jahrtausende überlebt hat, die den Monat Quintilis nach seinem Namen **Julius** benannte. Gewichtiger war ihm die Übertragung der Dictatur auf Lebenszeit, und der Titel eines Imperators, der jetzt, in einem ganz neuen Sinne, den Oberbefehl über die gesammte römische Kriegsmacht in ihm vereinte. Er selbst fand sich endlich zu der Äußerung gedrungen, daß die ihm gewährten Ehren eher einer Einschränkung, als einer Erweiterung bedürfen möchten. — Noch rühmlicher spricht es für ihn, daß er, bei seltenem Misbrauch jener **falschen** Größe, einen desto trefflicheren und wohlthätigeren Gebrauch von der **wahren** zu machen mußte. In diesen 6 letzten Monden seines Lebens rief seine Großmuth alle seine bisherigen Widersacher zu vollkommner Straflosigkeit und in ihr rechtmäßiges Besitzthum, viele sogar in sein Vertrauen und zu neuen Würden im State zurück. Den Erpressungen der Statthalter, dem Luxus, der Unordnung in der Rechtspflege ward durch weise Verordnungen gewehrt; große Büchersamlungen, wie neue prachtvolle Tempel und Theater, sollten Rom schmücken; neue Heerstraßen über den Apennin angelegt, eine genaue statistische Beschreibung des ungeheuren Römerreichs zusammengetragen, die Austrocknung der pontinischen Sümpfe bewirkt, der Tiber ein neues Bette gegraben, der Hafen von Ostia erweitert werden. Das zerstörte Carthago, wie Corinth, sollten als römische Kolonien, aus ihren Trümmern herrlicher wieder aufstehen und der Isthmus der letzteren Stadt durchgraben werden. Doch, mehr denn Alles, beschäftigte seine Sele ein neuer, alle seine früheren Thaten überstrahlender Kriegszug, den er, zur Rache für Crassus schimpfliche Niederlage, gegen die furchtbaren Parther unternehmen, wobei er auf dem siegreichen Rückwege das kaspische Meer und den Kaukasus umkreisen und mitten durch Scythien, Sarmatien und Germanien sich neue Bahnen brechen wollte. Viel war zu diesem neuen Alexanderzuge schon vorbereitet; noch größere Rüstungen waren im Begriff, sich zu entfalten. Sechszehn Legionen und zehntausend Reisige standen wirklich in Macedonien, des Aufbruchs [illegible] gewärtig.

[illegible] von solcher Größe, fühl[illegible] weniger geschmeichelt, [illegible] geärgert durch Cä[illegible] dem hergebrachten [illegible], die blos einer [illegible]. Sein unge[illegible] Formen, aus denen längst die Sele entwichen war, zu achten, sobald sie seinem Wirken den Weg vertraten. So zog er blos das Bedürfniß, seine Anhänger für frühere Opfer zu belohnen, zu Rathe, wenn er den Senat auch durch fremdes und minder edles Blut allmälig bis zu 900 Mitgliedern vermehrte. So betrachtete er alle Statsämter der alten Verfassung nur als Titel, die ihre Wirksamkeit erst durch seine nähere Bevollmächtigung empfingen. Immer aufs neue täuschte er die Patrioten in ihrer Erwartung, daß es sein Ziel sey, alles im State zu beruhigen, und dann den alten gesetzmäßigen Zustand der Dinge, den sie selbst so sehnlich wünschten, wieder einzuführen; um so mehr aber wurzelte auch in ihrem Innern ein Groll, der die Unzufriedenen einander näher führte und sie in ihren Gesinnungen vereinte. Sein hohes Selbstgefühl galt ihnen als unerträglicher Stolz; jede angenommene Auszeichnung als Kitzel einer unersättlichen Eitelkeit; jede kräftige Maßregel als nackter Despotismus; der unbewachte Freimuth seiner Rede als vollendete Nichtachtung der öffentlichen Meinung; und gestand er selbst, daß die Republik zu einem wesenlosen Schatten geschwunden sey, so enthüllte er dadurch deutlich genug, sein letztes Ziel — die Königskrone. Es war indeß keine kindische Grille, die ihn diesem Ziele entgegen trieb: denn konnte Rom als **Republik** nicht länger bestehen, so mußt' es sich nothwendig in eine **Monarchie** verwandeln.

Was sein vorgerücktes Alter ihm nicht gestattete, durch eine langsame künstliche Gewöhnung, der Nation allmälig abzugewinnen, (wie es nach ihm, und durch sein Beispiel gewarnt, Octavian mit so glücklichem Erfolg versuchte) das hoffte er ihr eben sowol durch den Zauber seiner ganzen Persönlichkeit, als durch eine gelungene Überraschung abzuschmeicheln. Dem dunklen Schreckbilde, wovon jeder Römer sich schon beim bloßen Königsnamen berührt fühlte, wurde zuerst leise der Ausspruch eines Orakels entgegengesetzt, daß ebenso, wie Roms beginnende Größe, so auch seine vollendete, einen König erfodere. Cäsars Bildsäule fand im Capitol, wie im Tempel des Quirinus, ihren Platz in der Reihe der alten Könige. Sein im Forum aufgestelltes Standbild fand man eines Morgens geschmückt mit der Königsbinde, und obwol das Volk diesen verlorenen Versuch ungünstig genug aufnahm; obwol bei einem festlichen Umzuge der laute bewillkommende Zuruf der Menge augenblicklich verstummte, sobald einige bezahlte Schreier ihn als **König** begrüßten; — ja, selbst als am nächsten Feste der Lupercalen M. Antonius selbst die Rolle übernahm, dem Dictator öffentlich das Diadem entgegenzubieten: da schwieg das Volk, bis der Gewaltige, nothgedrungen, die dargebotene Gabe zurück wies, um nun sofort in lauten losgelassenen Jubel auszubrechen. — Die nämliche Scene, als Antonius knieend darauf bestand, aus seinen Händen zu empfangen, was ein dankbares Volk ihm biete, und als Cäsar, mit schwerer Selbstverläugnung, gebot, das allverhaßte Stirnband auf dem Capitol niederzulegen, wo Jupiter, Roms einziger König, thronte. — Wie groß auch der Unmuth des Hartgetäuschten seyn mochte, so wich er doch bald der bessern Überlegung und erwartete fortan den gewünschten Erfolg von dem römischen Aberglauben, dem zufolge die befragten

sybillinischen Bücher erklärten, daß zu einem glücklichen Kriege gegen die Parther die Anführung eines Königs vonnöthen sey. Hierauf gestützt, sollte der dazu durch sein Amt befugte Quindecimvir L. Cotta an einem bestimmten Tage (15. März 710.) im Senat den Antrag machen, den Dictator mit der königl. Würde zu bekleiden, die nur in Rom selbst vor Roms höheren Schutzgeistern weichen möge.

Durch einen solchen Schritt ward aber dem Stande der Optimaten fortan jede Bedeutung entzogen und die Republik, auch dem letzten Schall des Namens nach, zu Grabe getragen. Die Unzufriedenen sahen sich in ihrem stillen Grimm auf's Äußerste getrieben. Auf Cicero hatten sie bisher, als den Verfechter der sterbenden Freiheit, ihre Blicke geheftet: allein er trat schweigend zurück und schien, zerfallen mit sich selbst, eben so wenig Cäsars Gunst entbehren, als sich in ihr entschädigen zu können. Allein unter des Dictators Freunden selbst fanden sich die eigensüchtigen Herzen, die zwar der gehoffte Umsturz und die Beute, aber nicht die Ordnung und Gesetzlichkeit des Stats zu seinen Parteigängern gemacht hatte, denen jetzt die Ausflüsse seiner Gunst im schreienden Misverhältniß mit ihren Verdiensten dünkten, und die sich leicht zu bitterm Hasse gegen ihn aufreizen ließen. Hauptsächlich aber waren es die Feuerköpfe, welche, fest an der alten Statsform haltend, nur der unvermeidlichen Nothwendigkeit wichen, indem sie sich dem neuen Gewalthaber anschlossen, ohne irgend einen seiner Schritte zu billigen, und die selbst ihre edleren Gefühle bekämpften, um die Achtung und Liebe, die er ihnen freigebig spendete, mit stillem Haß zu vergelten. Caj. Cassius und M. Brutus begegneten sich beide in diesen Gefühlen zu sehr, um sich nicht auf's engste einander anzuschließen. Schon in seinem Namen fand Brutus eine bedeutungsvolle Auffoderung, sich zum Werkzeuge des dunklen Schicksals herzuleihen; schon über finstern Entschlüssen brütend, wagte Cassius nichts mehr dabei, ihn in seiner eignen Sele lesen zu lassen, ihn zum Beitritt zu dem geheimen Bunde der Unzufriedenen unter den Senatoren und aus Roms edelsten Geschlechtern, zu vermögen, deren Sele und Vereinigungspunkt er selbst bereits geworden war. Ihr Verein zielte auf Mord, und Cäsar selbst erleichterte ihnen diesen verwegen scheinenden Gedanken durch die Vernachlässigung jeder Sorge für seine persönliche Sicherheit. Er war ohne Leibwache; Rom ohne Truppen, und selbst den Rath seiner Freunde, eine durch Waffen errungene Herrschaft auch durch die Waffen zu behaupten, hatte er mit der Äußerung zurück gewiesen, daß er es vorziehe, zu Grunde zu gehen, als sich blos fürchten zu lassen. — Selbst der Argwohn war seiner großen Sele fremd, und, den Angebern stets abhold, erklärt es sich daraus um so eher, wie die zahlreichen Verschwornen ihr gefährliches Geheimniß hüten konnten, das gleichwol, durch die seltsamsten Zufälle, mehr als ein Mal auf dem Punkte stand, ihnen zu entschlüpfen und sein sorgloses Ohr zu erreichen. Ja, wo es dasselbe sogar wirklich erreichte und den Namen „Brutus" stammelte, da rief er, im edlen Glauben an menschliche Tugend: „Nein, an dieser alten abgezehrten Brust vergreift sich Brutus nicht!" — Geringer war seine Zuversicht auf Cassius, dessen Blässe ihm nicht gefiel, und von dem er gewiß zu seyn glaubte, daß er etwas Dunkles in der Sele wälze: aber er blieb weit entfernt, den Finstern anzufeinden oder auf seine geheimen Schritte zu lauern.

Vielfach waren indeß die Berathschlagungen, wann, wo und auf welche Weise das große Opfer für die römische Freiheit fallen sollte; bis man sich endlich einigte, noch vor Cäsars nahem Abgang zum Heer, in der Curie und in der nämlichen vollen Senatsversamlung, wo Cotta seinen Antrag über die Königswürde machen wollte, zu den Füßen der dort errichteten Bildsäule des Pompejus mit vereinter Gewalt über den Wehrlosen herzufallen. Kein Tropfen Blutes, außer dem des Dictators, sollte weiter vergossen werden. — Und wie sorgfältig auch alle Rollen des blutigen Trauerspiels vertheilt wurden; mit welchem scheuen Bangen die Verschwornen, als der verhängnißvolle Tag heranbrach, jeden ihrer Schritte abmaßen; wie schwer ihnen auch das Herz im Busen klopfte, wenn sie, zu wiederholten Malen, durch kleine zufällige Ereignisse geschreckt, schon alles für entdeckt und verloren achteten und im Begriffe standen, die bereit gehaltenen Dolche gegen ihre eigene Brust zu kehren: dennoch war es nahe daran, daß ihnen ihr Opfer entging, wenn Cäsar den Bitten seiner Gemalin Calpurnia nachgab, welche, von bösen Träumen beunruhigt, ihn heiß beschwor, die Schwelle seines Hauses nicht zu verlassen. Schon geneigt, ihrer ängstlichen Zärtlichkeit zu willfahren, bestimmte ihn endlich der feine Spott eines anwesenden Verschwornen über diese anscheinende Schwäche, sich von demselben mit fortziehen zu lassen. Der Unglückliche betrat die Curie und nahm seinen Statssessel ein, um welchen die Verbündeten sich, wie zufällig, in dichter Gruppe zusammen drängten. Tullius Cimber, einer aus ihrer Zahl, bestürmte ihn, wie verabredet worden, mit Bitten um die Begnadigung seines verurtheilten Bruders, und ließ sich durch des Dictators Weigerung so wenig zurückweisen, daß er vielmehr dessen Gewand ergriff, um es ihm von den Schultern zu ziehen. Cäsar schrie über Gewalt: aber nur diesen Augenblick erwartend, führte, hinter seinem Stuhle hervor, Casca den ersten unsichern Stoß gegen seinen Hals. Der Getroffene fuhr bestürzt von seinem Sitze auf, packte die Mörderfaust und versuchte eine schwache Abwehr mit seinem Schreibgriffel; während bereits von allen Seiten die Genossen auf ihn eindrangen. Jetzt warf er sich entschlossen ihren blinkenden Dolchen entgegen, und brach nur dann erst sein erbittertes Schweigen, als seine Blicke auf Brutus trafen. Da schmolz seine Sele in schmerzlicher Rührung. „Auch du, mein Sohn!" rief er, und hüllte sich, von jetztan widerstandlos, in seine Toga, bis er, durchbohrt mit 23 Wunden, zu Boden sank. Schon der zweite Stoß, der seine Brust traf, war tödtlich gewesen. Der blinde Ungestüm der Mörder hatte sie sich zum Theil unter einander selbst verwunden lassen. — Was unmittelbar und in weiterem Verlauf auf diesen verhängnißvollen Meuchelmord folgte, gehört und findet sich in mehr als einem der andern Artikel dieses Werks (vgl. M. Antonius, M. Brutus, C. Cassius Longinus, M. Tull. Cicero, C. Octavianus Augustus).

Cäsar steht in der Weltgeschichte da als eine der

glänzendsten Erscheinungen, die das Menschengeschlecht eben so sehr durch ihre geistigen Vorzüge ehren, als durch die unrechtmäßige Anwendung derselben betrüben. Kaum war das Leben irgend eines Sterblichen reicher an Thaten, noch ein Kopf seinen Zeitgenossen überlegener an Genie, oder ein Charakter an Kraft des Willens. Als Statsmann leuchtet sein Genie eben so strahlend hervor in dem Parteienkampfe, wie als Heerführer in einer Kunst des Krieges, welche selbst seine gelungensten Schüler nicht begriffen und nicht gegen ihn zu kehren vermochten. Treffender und würdiger ist nie über ihn geurtheilt worden, als von Joh. v. Müller (24 Bücher Allg. Gesch. VI. 25 — 29.). „Cäsar hatte seine, in der ersten Jugend schwächliche Gesundheit durch unaufhörliche Leibesübungen so gestärkt, daß sie alle Jahreszeiten und jedes Klima ertrug. In jeder Unternehmung, wodurch er sich zum Range des Ersten in Rom und in der Welt erheben wollte, begleitete ihn das Glück, weil, indeß er sich alles erlaubte, er die Herrschaft über sich selber behielt. Ohne von seiner Beharrlichkeit, der Kraft und Höhe seines vielumfassenden Geistes zu sprechen, darf jene, ihm eigne Lebensfülle, jene blitzschnelle Behendigkeit nicht übergangen werden. Wir sind auf den Mann gekommen, welcher, in 14 Jahren, das ganze, von streitbaren Völkern stark bewohnte Gallien, und zweimal Spanien, unterwarf; Teutschland und Britannien betrat, mit einem Heere Italien siegreich durchzog, die Macht Pompejus des Großen stürzte, Ägypten zum Gehorsam brachte, den Sohn Mithridats, Pharnaces sah und schlug, in Afrika den großen Namen Cato's und die Waffen des Juba besiegte, 50 Schlachten lieferte, worin 1,192,000 Mann geblieben seyn sollen; bei dem Allen, nach Cicero, der größte Redner; für Geschichtschreiber ein unübertroffnes Muster; gelehrt auch über Grammatik und Auspicien schrieb, und große Plane der Gesetzgebung und Ausbreitung des Reichs, bei beschleunigtem Tod, wenigstens im Andenken ließ. So wahr ist's, daß den Menschen die Zeit nicht fehlt, sondern der Wille, sie zu benutzen. Cäsar hatte nicht jene scheinbare Erhabenheit kalter Menschen über Leidenschaften, wofür sie keinen Sinn haben; er kannte ihre Macht, genoß der Lust und wurde nicht ihr Sklave. Im Kriege zeigte sich keine Schwierigkeit, deren Gegenmittel ihm nicht eingefallen wären; keine Kriegslist, welche er nicht, vermittelst unerwarteter Wendungen, zu vereiteln gewußt hätte. Seine Kriegs-Maximen waren einfach und entscheidend; zu den Soldaten redete er zuversichtlich über die Gründe seiner Hoffnung zu siegen. Überhaupt gibt Cicero seinen Reden das Zeugniß, daß sie einem, aus reiner Silberquelle fließenden Bach zu vergleichen waren; daß, wenn Cäsar sie schmücken wollte, er unverbesserliche Gemälde in dem besten Lichte darstellte; daß der Charakter des Ausdrucks, der Stimme, der Action edel und von sachwalterischen Künsten entfernt gewesen sey.— So bezeichnet er in seinem Geschichtbuche jeden Gegenstand mit dem angemessensten Ausdruck; die seltenen Betrachtungen sind in seiner großen Manier und hin und wieder einige Züge einer unbeleidigenden Ironie. Er schrieb dieses Werk schnell und (wie Quinctilianus mit Recht urtheilt) in gleichem Geist, womit er gestritten. — Seine Soldaten nannte er Kriegsgesellen; die Tapfersten pries er öffentlich; in Gefahren erinnerte er sie daran, die sie mit ihm vorhin glücklich bestanden; seiner Liebe für sie; deren, die er von ihnen erwartete, die sie ihm so oft bewiesen; seiner Sorgfalt, womit er den Erfolg nun gesichert habe. In der That waren sie ihm so ergeben, daß in einem wichtigen Fall der, statt seiner Kommandirende nichts stärkeres zu sagen wußte, als: Soldaten, stellt euch vor, Cäsar sehe euch! — Dieser seinen Planen Alles aufopfernde Mann, sobald er gesiegt, war die Güte selbst; gleichviel ob nach dem Hang seiner Natur, oder weil er den edlen Sinn hatte, die größte Klugheit hierin zu erkennen. — Jeder Bericht seiner Siege mehrte die Bewunderung Roms; sein tägliches Leben befestigte seine Liebe im Herzen seiner Krieger; er hatte eine solche Mischung der größten und schönsten Eigenschaften, daß sie einig ihm ergeben wurden. Er übertraf alle andere Helden seiner Klasse: Alexander hatte keine solche Schwierigkeiten zu überwinden, und Karl den Großen hinderte sein Zeitalter, daß er nicht so aufgeklärt seyn konnte. — Wenn man die meisten folgenden Gewalthaber, in deren Hände Cäsars ungemessene Macht gekommen ist, wenn man den völligen Untergang der alten Tugenden, den Ruin des Reichs, die daraus erfolgte lange Nacht der Barbarei, den unersetzlichen Verlust der Künste und Wissenschaften, in Erwägung zieht: so ist gewiß, daß, wenn Cäsars große Sele das Alles sehen kann, er selbst beklagen muß, daß er hiezu Anlaß gab. Wenn man die Folgen seiner Ermordung, die Thaten 3 neuer Tyrannen, das bei Philippi vergossene Blut, die Unmöglichkeit, eine Republik ohne Sitten, oder die Sitten in einer so großen Republik zu erhalten — wenn man dieses erwägt: so erhellet wol, daß nicht dieser Cäsar, sondern die ungerechte römische Eroberungssucht, Ursache alles Übels war. Wenn man bedenkt, wie schwer es ist, Alles zu vermögen, ohne diese Kraft gelegentlich zu misbrauchen; wenn man bei inniger Selbstprüfung die Ungewißheit bemerkt, ob wir selbst, in gleichem Falle, enthaltsamer gewesen seyn dürften: so vergibt man Rom die Eroberungen, dem Cäsar seine Macht, beklagt die Schwäche der Vernunft im Kampfe gegen Leidenschaften, und arbeitet mit erneuerter Anstrengung an Mäßigung der letzteren."

Cäsars Schriften fanden, auch ohne Rücksicht auf ihre Entstehung während seiner schnellen Reisen und unter dem Tumulte des Lagers, schon bei seinen Zeitgenossen die rühmlichste Anerkennung und haben auch in den auf uns gekommenen Resten derselben eben sowol die höchste Würdigung aller Zeiten sich erzwungen, als das Bedauern über das Entbehrniß der vielen verloren gegangenen erregt. Denn als Muster des classischen Styls, der einfachen Eleganz, des ruhig klaren Geistes im Überblick der Verhältnisse, der anspruchlosen und doch erschöpfenden Darstellung eigener Großthaten sind seine Kommentarien vom gallischen und bürgerlichen Kriege das unerreichte Muster für alle spätere Memoirenschreiber geblieben *).

(*J. Ch. L. Haken.*)

---

*) *J. Caesaris* Comment. — *Hirtius* bell. alex., afric. et hisp. — *Sueton.* in Caes. — Plut. in Caes., Pomp., Crass., Brut., Cic., Cat.—

Cäsar (Lucius Julius), (688 nach R. Erb.) mit L. Marcius Figulus Konsul, war Cicero's unmittelbarer Vorgänger in dieser Würde; und in Catilina's Verschwörungs-Prozesse stimmte er edelmüthig gegen den verhafteten Lentulus Sura, seinen Schwager. Späterin hielt er sich zu Cäsars, seines Verwandten, Partei. Als Antonius, des in Alexandria und Pontus kämpfenden Dictators Stellvertreter in Rom, durch eigenwilligen Misbrauch seiner Gewalt in Italien Alles in Verwirrung gesetzt hatte und der Aufstand der unzufriedenen Legionen in Campanien ihn drängte, sich zu Beruhigung derselben persönlich in ihre Standquartiere zu begeben, war es Lucius, sein mütterlicher Oheim, dem er hinwiederum, in seiner Abwesenheit, Roms Obhut anvertraute, wo der Volkstribun P. Corn. Dolabella, an der Vernichtung der bestehenden Schuldgesetze arbeitend, die inneren Bewegungen bis schier zur völligen Auflösung der Statsgewalt zu treiben versuchte, und wo zwischen Gläubigern und Schuldnern täglich ein offner blutiger Krieg geführt wurde. Lucius, obwol durch Geburt, Würden und Tugenden ehrwürdig, fühlte sich dennoch zu schwach, diesem Sturme zu gebieten; und er mußte es sogar geschehen lassen, daß die Vestalinnen, samt ihren Heiligthümern, ihren Tempel verließen, wo sie keine Sicherheit mehr fanden. — Im nächsten Jahre nach des Dictators Ermordung war Lucius unter denen gewesen, die dafür stimmten, Antonius für einen Feind des Vaterlandes zu erklären. Sobald sich jedoch das neue Triumvirat zwischen diesem, Octavianus und Lepidus gebildet hatte und wieder in Rom aufgetreten war, wüthete es in zahllosen Proscriptionen, wobei die Tyrannen einander ihre nächsten Verwandten, als Unterpfänder einer unwürdigen Nachgiebigkeit, gegenseitig auslieferten. So gab auch Antonius seinen Oheim Lucius Cäsar preis; und nur mit Mühe ward dieser durch seine Schwester Julia, des Triumvirs Mutter, gerettet, die ihn in ihrem Hause barg und vor den ausgesandten Mördern schützte, obgleich sie genöthigt war, dem Kühnsten derselben zu erklären, daß der Weg zu dem Geächteten nur über ihren blutigen Leichnam gehe. Noch mehr, sie begab sich zur Stelle auf das Forum, wo Antonius auf dem Richtstuhl saß; bekannte sich ihm als Lucius Hehlerin und foderte für sich selbst die dadurch verwirkte Todesstrafe. Da endlich verzieh Antonius, mit dem milden Vorwurf, daß sie sich als bessere Schwester, denn als gute Mutter erweise.

Cäsar (Lucius), ein jüngerer Verwandter des Dictators, aber von der entfernteren Linie, und nie ein Freund seiner Partei. Er begann seine politische Laufbahn, noch ehe er ein öffentliches Amt bekleidete, in dem Augenblick, da jener durch Überschreitung des Rubico den bürgerlichen Krieg durch die That begonnen hatte. Pompejus, diesen Ausbruch zu vermeiden, sandte ihn und den Prätor L. Roscius, mit friedlich lautenden Aufträgen, an den Proconsul nach Ariminum. Allein des Imperators wahre Absicht, blos Zeit zu gewinnen, lag unter seinen freundlichen Worten zu offen am Tage, und Versöhnung überhaupt stimmte zu wenig zu Cäsars Entwürfen, als daß dieser Versuch, samt manchem folgenden, zu einer Annäherung geführt hätte. — Später erblicken wir Lucius in Utica, als Cato's Quästor, da dieser in dem kurzen afrikanischen Kriege von hier aus die Verpflegung des republikanischen Heeres leitete, und zugleich als Sprecher an der Spitze des Municipal-Raths dieser Stadt. Als die Schlacht bei Thapsus das Verderben seiner Partei entschied, und Cato, bevor er sich selbst den Tod gab, den Uticensern empfahl, dem Sieger entgegen zu gehen und sich in seine Milde zu ergeben, deutete er zugleich auf Lucius, der schon durch seinen Namen am besten geeignet sey, ihnen Eingang zu verschaffen; ja, er besserte sogar noch an der Rede, welche dieser zu solchem Zweck aufgesetzt hatte. Vor den Thoren von Utica traf Lucius auf den Dictator, warf sich zu seinen Füßen und erlangte die Verzeihung, um die er flehte. Doch mit lang genährtem Groll gegen ihn im Herzen, wenn auch nicht wegen seiner politischen Farbe, so doch wegen des wilden Frevels, womit der Unbesonnene unlängst erst sowol seine Freigelassenen und Sklaven ermordet, als selbst mehre Bestien, welche zum Beispiel für das römische Volk bestimt gewesen, hatte abschlachten lassen, zog ihn Cäsar bald darauf zur gerichtlichen Rechenschaft. Zwar erfolgte keine Verurtheilung, weil sie vielleicht einen zu gehässigen Schein gehabt hätte. Doch geschah es ohne Zweifel nicht ohne ausdrückliche Veranstaltung, daß Lucius bald darauf in einem Auflauf der Truppen sein Leben einbüßte.

Cäsar (Sextus), war (708. nach R. Erb.) noch ein junger Mann, als der große Cäsar, auf dem Zuge aus Ägypten gegen Pharnaces, wol nur aus Rücksichten einer nahen Verwandtschaft, ihm eine Legion und die Verwaltung Syriens übertrug. Unerfahren, weichlich und nur auf Genuß erpicht, vermocht' er es nicht, sich die Achtung und Liebe seiner Truppen zu gewinnen; noch weniger aber eine Empörung der durch Tempelraub erbitterten Syrier zu stillen, an deren Spitze sich Cäcilius Bassus, ein geächteter Pompejaner vom Ritterstande, gestellt hatte. Diesem gelang es leicht, die Truppen des Sextus zu verführen, die ihren Anführer tödteten und zu Bassus übergingen.

Cäsarion. Der Dictator Cäsar befand sich (708 nach Roms Erb.) in Pompejus Verfolgung, zu Alexandria, als Cleopatra, die Tochter des Königs Ptolemäus Auletes, ihn hier mit eigener Lebensgefahr aufsuchte, um durch ihn ihre Ansprüche auf den Thron Ägyptens geltend zu machen. Cäsar, ihrem Geist, wie ihren Reizen huldigend, knüpfte mit ihr, während seines verlängerten Aufenthalts, eine sehr enge Verbindung. Nicht lang nach seiner Entfernung genas sie eines Sohnes, dessen Namen Cäsarion nicht undeutlich auf seinen Ursprung hinwies. In späterer Zeit fand es Antonius seiner Politik gemäß, jene Vermuthung durch seine aus-

---

Dio Cass. — Vellej. Paterc. — Oros. — Appian. — Cic. epp. ad Attic. et fam. — Leben des C. Jul. Cäsar von A. G. Meißner; und fortgesetzt von J. C. L. Haken. Vier Bände.

drückliche Versicherung vor dem Senat und dem ägyptischen Volke, daß Cäsar ihn als seinen Sohn anerkant habe, zu bestätigen; wogegen Oppius, des Dictators einstiger enger Vertrauter, in einer besondern Schrift das Gegentheil behauptete. Als Triumvir ernannte Antonius den Knaben in dieser Beziehung, zugleich mit seiner Mutter, zum Beherrscher von Ägypten, Libyen, Cypern und Coelesyrien. Die Schlacht bei Actium entschied jedoch bald über das Schicksal des Unglücklichen. Octavianus hatte seinen Tod beschlossen: doch Cleopatrens zärtliche Sorfalt veranstaltete seine Flucht nach Äthiopien und Indien; und schon war er in Sicherheit, als sein Erzieher, Rhodon, mit dem Verrath im Herzen, den Leichtgläubigen bewog, nach Ägypten zurückzukehren, weil Octavianus im Sinne habe, ihm die Krone aufzusetzen. In Alexandrien aber wartete seiner der Kerker: doch erst nach Cleopatrens Tode entschloß sich der umsichtige Machthaber, ein Leben, das so anspruchsvoll zwischen ihn und Cäsar zu treten schien, nicht länger zu fristen. Bedurfte es dazu noch eines neuen Anreizes, so mochte auch wol ein, von einem kaltherzigen Rathgeber angewandter Halbvers Homers (Il. *β*. 204.), der ihn bemerken ließ, daß es an einem Cäsar genug sey, sein Blut-Urtel vollends bestimmen. (*J. Ch. L. Haken.*)

CAESAREA, 1) ein Städtchen im südl. Bithynien 56, 40; 41, 40. *Ptol.* V, 1; *Hierocl.* p. 693, nach *Dio Chrys.* Or. 47. p. 526. ed. R. in der Nähe von Prusa. 2) s. Mazaka. 3) s. Anazarbos. (*Ricklefs.*)

Caesaria, s. Arka.

CAESARIUS (Fr. Le.), in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. aus der ansehnlichen Familie von Milendunk, in der Gegend von Neuß, war Abt in dem Benediktinerkloster Prüm; aber nach einer 4jährigen Regirung verließ er diese Würde, und zog sich in das Cistercienserkloster Heisterbach zurück. Hier schrieb er eine Explicatio rerum et verborum, die in seinem Registrum bonorum Ecclesiae Prumiensis vorkommen. Jene Wort- und Sachenerklärungen hielt Leibnitz interessant genug, um sie in seinem Collectan. etymolog. P. II. p. 409. u. ff. mit Noten abdrucken zu lassen. Aus dem Leibnitzischen Werke hat Hontheim dieselben in seine Hist. Trev. dipl. Tom. I. p. 661. u. ff. aufgenommen *). Der trierische Historiker Brower, dieser thätige Mann, dem nicht leicht eine Urkunde oder sonstige historische Handschriften unserer ehemaligen Klöster unbekant blieben, hatte sich eine Abschrift des Manuscriptes des Cäsarius gemacht. Aus Browers hinterlassenen Papieren fertigte Georg Overham, Vorsteher des Klosters St. Ludgers zu Helmstädt, eine neue Abschrift, und von dieser machte Eccard eine Copie, und gab sie an Leibnitz. Weder Leibnitz noch Hontheim haben also das Original-Manuscript vor sich gehabt, welches jetzt in der Stadtbibliothek zu Trier aufbewahrt wird **). Es wurde im Jahr MCCXXII. geschrieben. Das Todesjahr des Cäsarius, wie das seiner Geburt, ist unbekant. Hontheim nent ihn einen virum rerum civilium sui saeculi expertissimum, juxta et eruditissimum. (*Wyttenbach.*)

Caesarius (genant Heisterbacensis), ist von dem Vorigen, obgleich sein Zeitgenosse, verschieden. Er wurde in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. zu Köln geboren. Am Ende dieses Jahrhunderts war er in das Kloster Heisterbach getreten, wo er bis zur Würde eines Priors stieg. Er starb gegen das Jahr 1240. Von diesem Cäsarius sind sehr viele Werke geschrieben, meistens exegetischen Inhaltes, deren Anführung hier unzweckmäßig seyn würde †); doch mögen seine historischen Schriften bemerkt werden, nämlich: die Vita B. Elisabeth Landgraviae ad petitionem Fratrum domus Teutonicae de Marpurg, und die Nomina et actus Pontificum Coloniensium, quae Chronica nominatur, à S. Materro ad Henricum à Molenarck Arch. Col. producta. (*Wyttenbach.*)

Caesena, s. Cesena.

CAESIA, ein Wald in Germanien zwischen Castra Vetera (Xanten) und dem Gebiet der Marser ††), also im Cleveschen und Münsterschen. (*Ricklefs.*)

CAESIA, eine Pflanzen-Gattung, welche R. Brown nach Friedrich Cesi (s. dies.) nannte. Sie gehört zu der natürlichen Familie der Asphodeen und zur sechsten Linné'schen Klasse. Sie hat eine offenstehende hinfällige Blumenkrone, an beiden Enden zugespitzte Antheren und Samen, deren Keimgrube mit einer Warze bedeckt ist. Fünf Arten entdeckte R. Brown in Neu-Holland und Diemensland. Auch scheinen Antheric. coarctatum R. et P., Anth. comosum, marginatum und pauciflorum Thunb. (physodes und pusillum Jacqu.) hieher zu gehören. (*Sprengel.*)

Caesio u. Caesiomorus, s. Scomber.

Caesonia, s. Caligula.

CAESULIA Roxb., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Composita und der 19ten Linné'schen Klasse. Ihr Charakter besteht in dem dreiblättrigen Kelch, und dem mit Spreublättchen besetzten Fruchtboden, welche die nackten Samen einhüllen. Es ist nur eine Art, Caes. axillaris Roxb., bekant, die in Ostindien wächst. (*Sprengel.*)

Caesur, s. Metrik und Vers.

CAFFARELLI DU FALGA (Louis Marie Joseph Maximilian), franz. Divisionsgeneral, von adeliger Abkunft, zu Falga in Ober-Languedoc den 13. Febr. 1756 geboren. Er trat früh in das königl. Geniekorps, und zeichnete sich durch Eifer und Talente rühmlich aus. Die Revolution, deren gemäßigter Anhänger er war, be-

---

*) Hontheim sagt a. a. O. „Non parum autem opusculum juvat diplomaticae rei, praesertim Trevericae cultores, dum plurimas jurium et patriorum verborum significationes dilucide exponit, atque insuper res Prumiensis Ecclesiae nostrae in aperta luce ponit, et ad intellectum tot Prumiensium documentorum summopere juvat."

**) Über Hartzheim hatte zu Prüm diese Handschrift gesehen, wie er in seiner Bibl. Coloniens. p. 46. sagt.

†) Hartzheim hat sie alle in seiner Biblioth. Coloniensis p. 43. u. ff. bekant gemacht.

††) *Tac.* Ann. 1, 50.

schleunigte seine Beförderung, allein als er 1792 im Angesichte der Rheinarmee, bei der er angestellt war, die Absetzung Ludwigs XVI. und die despotischen Maßregeln der gesetzgebenden Versamlung laut misbilligte, wurde er eingekerkert, und erhielt erst nach 14 Monaten seine Freiheit wieder. Er kam darauf zur Sambre- und Maasarmee, und zeichnete sich im September 1795 mit dem General Kleber bei dem Rheinübergang unfern Düsseldorf aus, verlor aber bald darauf bei Creutznach, an der Seite des Generals Marceau, das linke Bein. Da er auch unter dem Geräusche der Waffen sich immer mit wissenschaftlichen Studien beschäftigte, so wurde er eines der ersten Mitglieder des Nationalinstituts, und die Abhandlungen, die er demselben mittheilte, sind ehrenvolle Beweise seiner Kentnisse und seines edeln Herzens, das besonders auf Verbesserung des öffentlichen Unterrichts hinarbeitete. Bonaparte wählte ihn als Divisionsgeneral und Chef des Geniecorps zu seinem Begleiter bei der Expedition nach Ägypten, und er hatte einen rühmlichen Antheil an den militärischen und wissenschaftlichen Folgen dieser Expedition. Bei dem Angriffe, den die französische Armee im März 1799 auf St. Jean d'Acre machte, wurde er tödtlich verwundet, und starb darauf d. 27. April, allgemein geschätzt wegen seines hellen Geistes und wohlwollenden Gemüths *). Mehre seiner Brüder haben sich ebenfalls im Civil- und Militärdienste rühmlich bekant gemacht, vornehmlich August, geb. 1766, der fast allen Feldzügen des französischen Revolutionskrieges beiwohnte, 1806—1810 Kriegsminister der Krone Italien war, dann nach Spanien ging, und nach Napoleons Entthronung pensionirt wurde **). *(Baur.)*

CAFFARO, zuweilen **Caffaro Taschifellone** genant, der älteste Geschichtschreiber von Genua, stamt von einer alten vornehmen Familie dieser Republik ab, und wenn sein zweiter Name echt ist, so möchte man vermuthen, daß er aus dem Teutschen verderbt und demnach das Haus Caffaro ultramontanen Ursprungs sey. Seine Geburt muß gegen das J. 1080 fallen; und da man weiß, daß er zu einem Alter von 86 Jahren gelangte, so reicht sein Leben bis in die sechziger Jahre des 12. Jahrh. Damit stimmen auch seine Chroniken überein, welche bis zum J. 1163 gehen.. C. hat ein reiches und wechselvolles Leben geführt und seinem Vaterlande, als Krieger und als Statsmann, in den wichtigsten Unternehmungen gedient, so daß er, wenn auch nicht überall Augenzeuge der von ihm erzählten Begebenheiten, doch in allem wohl unterrichtet und erfahren ist, was er von den innern und äußern Verhältnissen Genuas berichtet. In seinen jungen Jahren hatte er das Kreuz genommen und war mit der Flotte, welche die Genueser im Sommer 1100 nach Palästina schickten, um die bedrängten Franken zu unterstützen, als Krieger des Herrn abgesegelt. Er kam kurz nach dem Tode Gottfrieds von Bouillon in dem heiligen Lande an und kämpfte mit bei der Belagerung und Eroberung von Cäsarea. Nach einem Jahre kehrte er in sein Vaterland zurück und fing nun an, aufgefodert durch einen öffentlichen Befehl, die Geschichte desselben zu schreiben, die er mit jenem Kreuzzug eröffnete. Sein Ansehn und seine Thätigkeit stiegen von dieser Zeit an in gleichem Maße. Er bekleidete zuerst im Jahr 1122 und nachher öfter die höchste Statswürde, das Consulat der Republik, und entwöhnte sich in der Toga und am Schreibtische des Schwertes so wenig, daß er 1126 die Pisaner glücklich bekriegte, und 1146 die Insel Minorka eroberte. Auch zu der Gesandtschaft, welche die Genueser im J. 1154 an den Kaiser Friedrich I. abschickten, wußten sie keinen würdigeren Führer zu erwählen, als Caffaro. — Seine genuesische Geschichte oder Chronik umfaßt, wie schon bemerkt worden, den Zeitraum von 1100 bis 1163. Sie ist in einem einfachen und treuherzigen Style abgefaßt, und obgleich ihr Latein ziemlich roh klingt, so zeichnet sie sich doch durch eine gewisse Würde der Erzählung vor andern Chroniken ihres Zeitalters vortheilhaft aus, und gilt, trotz einiger patriotischen Parteilichkeit, für eine gute Quelle der reichhaltigen und verwickelten Geschichte Oberitaliens in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. Die genuesische Republik hat das von Caffaro begonnene Werk durch Andere fortsetzen lassen, bis in das J. 1293. Wir nennen von diesen Fortsetzern Oberto, Ottoboni, Lanfranco Pignoli, Guilielmo Multedo, Marino Usumare, den Markgraf Enrico di Gavi, Jacopo Doria u. a. m.

Diese Geschichte hat sich bis in das J. 1725 nur in Handschriften erhalten und fortgepflanzt; Muratori ist der Herausgeber derselben, im VI. Bande seiner Scriptor. rer. Ital. *). *(Wilh. Müller.)*

Caffee, Koffe, f. **Coffea arab.**

Caffets, f. **Cagots.**

CAFFIERI. Aus der alten angesehenen italiänischen Familie dieses Namens stammen mehre Künstler. 1) Philipp, der Bildhauer, geb. zu Rom. 1634, gest. 1716. Der Kardinal Mazarin hatte ihn 1660 nach Frankreich gezogen, wo er kön. Bildhauer, Ingenieur und Inspektor der Marine zu Dünkirchen wurde. Vermählt mit einer Schwester des berühmten Malers Lebrun, zeugte er vier Söhne. Unter diesen war — 2) Jacques, geb. 1678, gest. 1755, Bildhauer und Bildgießer. Unter seinen Arbeiten zeichnet sich die bronzene Büste des Besenval aus. Von seinen zwei Söhnen arbeitete der ältere — 3) Philipp, geb. 1714, gest. 1774 vieles gemeinschaftlich mit dem Vater. Der jüngere — 4) Jean-Jacques, geb. 1723 und gest. 1792, ein Zögling von Lemoine, zeichnete sich am meisten aus. Besonders bemerkenswerth sind unter seinen vielen Werken die Büsten von Corneille und Piron im Théâtre françois, von Quinault, Lulli und Rameau in dem Opernhaus, die

---

*) Der Weltumsegler Baudin nannte nach ihm eine australische Insel (140° 25′ ö. L. 160° 5′ s. Br.)

**) Vie du général Caffarelli du Falga, lue à l'instit. nat. par Dégérando. (Par. 1801.) 8. Reichard's mod. Biograph. 2. Th. 4. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VI. (von Villers).

*) S. *Murat.* l. c. *Tiraboschi* Stor. della Letter. ital. T. III. libr. 4. c. 3. Biogr. univ. (von *Simonde Sismondi*).

sein Gefolge war, so glänzend und üppig waren seine Zimmer, so lecker war seine, immer für viele Personen gedeckte Tafel. Oft heilte er die Armen unentgeltlich und gab ihnen wol noch Almosen dazu; dagegen wußte er sich von seinen reichen Anhängern, besonders von seinen maurerischen Verehrern, große Geschenke an Kleinodien und Geld zu verschaffen. Reichlich damit versehen verließ er London, begab sich nach dem Haag, und von da über Leipzig und Berlin nach Holstein, wo er mit einem andern Betrüger, dem berüchtigten Grafen St. Germain, zusammen kam. Nunmehr wandte er sich nach Curland, und verweilte längere Zeit in Mitau. Er gab sich für einen spanischen Grafen und Obersten aus, und versicherte, daß er von seinen Obern in wichtigen Geschäften nach Norden geschickt worden sey. Wie glücklich er hier durch seine geheimnißreichen Deklamationen, Taschenspielerkünste und Wunderkräfte die Herzen selbst der aufgeklärtesten Einwohner zu fesseln gewußt habe, das hat die ihn anfangs hochverehrende Frau von der Recke in ihrer bekannten Schrift [1]) klar bewiesen; er selbst aber hat in seinen Verhören gestanden, daß er in Mitau eine sehr glänzende Rolle gespielt, und daß er sich der Gemüther eines großen Theils des dasigen Adels so sehr zu bemächtigen gewußt habe, daß man voll Bewunderung seiner Größe in die Versuchung gerathen sey, ihm die kurländische Krone anzubieten. Mit reichgefüllten Taschen verließ er Mitau [2]), und kam nach St. Petersburg, wo er wieder in dem Charakter eines spanischen Grafen, seine Frau aber als Prinzessin Santa Croce auftrat. Auf sein Verlangen mußte sie behaupten, sie sey 50 Jahre alt, und habe schon einen großen Sohn, der in holländischen Diensten Hauptmann sey. Jedermann staunte die Schönheit und Jugend in der 50jährigen Prinzessin an; ein gewisser Prinz, der von ihren Reizen bezaubert wurde, machte ihr große Geschenke, und Cagliostros Verjüngungswasser ging reißend ab. Er selbst weissagte einem gewissen Fürsten seinen zukünftigen Fall und einem jungen Frauenzimmer ihren baldigen Tod. Dies machte, daß viele vornehme Russen seiner Person Weihrauch streuten und seine Taschen mit Rubeln füllten. Aber sein Plan, bei der Kaiserin Katharina Zutritt zu erhalten und auf sie zu wirken, mislang gänzlich [3]). Dagegen gaben ihm viele Großen ihres Hauses mächtige Empfehlungen nach Warschau, wo er jetzt seine Zauberbude aufschlug. Man empfing ihn fürstlich und feierte den Geburtstag seiner Frau mit königl. Ehrenbezeigungen und Bewirthungen. Da aber seine Betrügereien bekant zu werden anfingen, verließ er die Stadt [4]), und kam im September 1780 nach Strasburg. Das Blendende seiner Beredtsamkeit, der Anschein seiner verborgenen Weisheit, seine Krankenheilungen und das Geheimnißvolle in seinem Betragen erregten hier den größten Enthusiasmus, und selbst der Kardinal von Rohan verehrte ihn als einen Magier [5]). Gleich in der zweiten Woche seines Aufenthaltes lag täglich sein Haus voll Krücken lahmer Personen, die seine Hilfe suchten. Selbst Männer von Geist und Gelehrsamkeit, irre geführt durch eine lebhafte Imagination, erniedrigten sich zu Sachwaltern des Aberglaubens und der Schwärmerei [6]).

Cagliostro verließ Strasburg erst nach zwei Jahren, schwer mit Geld beladen, aber ärmer an Ruhm, denn viele helle Köpfe nannten ihn laut einen Charlatan. Sein unruhiger Geist führte ihn nach Neapel, wo er aber nur drei Monate blieb, weil es ihm da mit seiner Maurerei nicht glücken wollte. Er ging daher im November 1783 nach Frankreich, schlug sein Theater zuerst in Bordeaux, und dann in Lyon auf, wo er theils mit der Maurerei, theils mit der Auskramung seiner Goldmacherkünste star-

1) Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau im Jahre 1779 und von dessen dortigen magischen Operationen von Charl. Elise Constantia von der Recke, geb. Gräfin von Medem. Berl. 1787. 8. Hieher gehört auch der Verfasserin: Etwas über des Hrn. Oberhofpred. Starke Vertheidigungsschrift. Eb. 1788. 8. Vgl. mit der Allgem. t. Bibl. 77. Bd. 1 — 20. 87. Bd. 633 —650. und mehre Aufsätze in der berlin. Monatsschrift, besonders 1786. Mai 385 — 398, und die Biographie der Frau von der Recke im eilften Hefte der Zeitgenossen. Schon früher wurde Cagliostros betrügerisches Wesen, seine schamlose Impertinenz, der plumpe Kunstgriff, nur durch seine Frau Geschenke zu nehmen ꝛc. aufgedeckt, in der merkwürdigen kleinen Schrift: Ein paar Tröpflein aus dem Brunnen der Wahrheit, ausgegossen vor dem neuen Thaumaturgen Cagliostros. Am Vorgebirge, 1781. 8. (3 Bogen). 2) So erhielt er z. B von dem Oberburggrafen von der Howen einen brillantenen Ring und 800 Dukaten zum Geschenk. Cagliostro selbst hat gerichtlich gestanden, daß er in Mitau viele Geschenke an Juwelen, Gold und Silber erhalten habe. 3) Die Kaiserin schrieb, um ihre Unterthanen ins Künftige gegen solche Betrügereien, wie Cagliostro spielte, zu verwahren, drei Lustspiele wider Schwärmerei und Aberglauben: 1) Der Betrüger; 2) der Verblendete; 3) der sibirische Schaman. Berlin 1788. 8. In dem Betrüger schilderte sie den Abenteurer Cagliostro, unter dem Namen Kalistalbscherston, nach dem Leben, in dem Verblendeten gab sie den gutmüthigen Betrogenen, die er durch leere Vorspiegelungen hintergangen hatte, gute Lehren. Diese Stücke schrieb die Kaiserin in russischer Sprache, und ließ sie in derselben drucken. Sie wurden in St. Petersburg mit großem Beifalle aufgeführt. 4) Cagliostro in Warschau, oder Tagebuch über C's magische und alchemische Operationen daselbst im J. 1780; von einem Augenzeugen, aus dem Franz. (von J. F. Bertuch). Königsb. 1786. 8. 5) Er erhielt von dem Kardinal 20,000 Franken zur Erbauung eines Landhauses, worin maurerische Arbeiten vorgenommen werden sollten, nebst großen Schätzen an Silberzeug und Kleinodien. Über seinen Aufenthalt in Strasburg sehe man Laborde's Lettres sur la Suisse, und die oberrheinischen Mannigfaltigkeiten 1781. 1. St. 113. 11. St. 161., wie auch die vortheilhafte Erklärung des strasburger Magistrats über ihn, ebend. 196. 6) H. B. Joh. G. Schlosser, badischer geh. Rath, redet von ihm (im teutschen Museum, 1787. 4. St. 387—392.) als von einem großen Manne, der nur von den Alltagsmenschen unsers kraftlosen Jahrhunderts verkant und verlästert werde. — Lavater schrieb in der Rechenschaft an seine Freunde, erstes Blatt: „er möchte Blut weinen, daß eine Gestalt wie die Natur nur alle Jahrhunderte formt, daß ein solches Produkt der Natur so sehr miskant werden müsse.“ Er war 1781 selbst nach Strasburg gereist, blos um den Wunderthäter zu sprechen, konnte aber nichts weiter von ihm herausbringen, als die Worte: „Sind Sie von uns beiden der Mann, der am besten unterrichtet ist, so brauchen Sie mich nicht; bin ich's, so brauch' ich Sie nicht.“ So schieden Beide von einander. Am folgenden Morgen schrieb Lavater folgende Fragen an Cagliostro:

Woher stammen Ihre Kentnisse?
Wie haben Sie sie erlangt?
Worin bestehen sie?

Die Antwort war:

In verbis,
In herbis,
In lapidibus.

von Aragonien sich im Jahre 1330 zu Herren desselben machten. Von der Zeit an theilt Cagliari die Schicksale der ganzen Insel ***). (*W. Müller.*)

Cagliari (P.), s. Caliari.

CAGLIOSTRO (Alessandro, Graf von), einer der listigsten Betrüger des 18. Jahrhunderts, hieß eigentlich Giuseppe Balsamo, und war den 2. Jun. 1743 zu Palermo geboren. Seinen gräflichen Namen entlehnte er in der Folge von seiner Tante und Taufpathin, Vincente Cagliostro, zu Messina. Da er seinen Vater, einen Kaufmann, schon in den ersten Monaten nach seiner Geburt verlor, so übernahmen die Verwandten die Sorge für die Erziehung des Knaben. Er kam in das Seminarium des heiligen Rochus zu Palermo, und in seinem 13. Jahre in das Kloster der barmherzigen Brüder zu Cartagirone, wo er als Mönch eingekleidet werden sollte. Bei dem Klosterapotheker erlangte er einige Kentnisse in der Chemie und Arzneikunst, warf aber bald die Mönchskutte ab, und lebte zu Palermo als Glücksritter von Diebskniffen, Zauberkünsten und Schatzgräberei, womit er die Einfalt hinterging, bis er sich genöthigt sah, den Händen der Justiz durch die Flucht zu entrinnen. Nun reiste er in Gesellschaft eines spanischen Abenteurers, Althotas, der verschiedene Sprachen redete, einige arabische Schriften besaß, und sich für einen starken Chemiker ausgab, nach Griechenland, Ägypten, Persien, Rhodus, und kam von da nach Malta, wo er bei dem Großmeister Pinto, einem eifrigen Liebhaber der Chemie, Unterstützung fand, der ihm auch Empfehlungsschreiben nach Neapel gab. Von da wandte er sich nach Rom, und heirathete ein Dienstmädchen, Lorenza Feliciani, die Tochter eines Kupferschmiedes, deren Reize und Galanterien er als Erwerbsquelle benutzte, er selbst aber vermehrte die Einnahme durch die ihm eigene Geschicklichkeit, falsche Bankozettel zu machen, Siegel und Dokumente zu verfälschen, und andere Gaunerstreiche. Nachdem er in Bergamo einen mislungenen Versuch gemacht hatte, in der Uniform eines preußischen Offiziers, sein Glück mit Soldatenwerben zu machen, trieb er sich mit seiner Donna in mehrern europäischen Reichen, unter allerlei Gestalten und Namen herum. Mehrmals verhaftet, wußte er sich durch seine Ränke immer wieder zu befreien. In Barcelona, Madrid, Lissabon, London und Paris zog die schöne Lorenza viele reiche Wollüstlinge in ihre Netze, und wußte sie listig zu prellen, ihr Gemal aber gewann beträchtliche Summen durch eine verjüngende Lebenstinctur, die besonders den alten Damen die häßlichen Runzeln vertreiben sollte, durch Universalessenzen, Goldmacherei, Taschenspieler- und allerlei magische Künste, womit er die Leichtgläubigen bethörte. Abwechselnd war jetzt Teutschland und Italien, Sicilien und Malta, Spanien und Frankreich der Schauplatz seiner ehrlosen Industrie. Bei seinem zweiten Aufenthalte in London ließ er sich als Freimaurer aufnehmen, und stiftete darauf einen eignen Orden, die von ihm sog. ägyptische Maurerei, deren ursprüngliche Verfassung er von Enoch und Elias ableitete. Dies System war ein seltsames Gewebe von Träumereien, Aberwitz und Unsinn. Er selbst legte sich die Namen des großen Kophtha bei, und wußte sich in den Ruf zu bringen, daß er Wunderkräfte besitze, das Dunkel der Zukunft zu enthüllen, und unheilbare Krankheiten zu vertreiben wisse. Jetzt wurde aus dem bisherigen Balsamo ein Graf Cagliostro, und Lorenza, die ihren Gatten bei seinen mystischen Gaukeleien mit vieler Gewandtheit unterstützte, trat als Gräfin auf. Doch fand der Wundermann zuweilen für gut, eine andere Firma anzunehmen; er nannte sich bald Marquis Pellegrini, bald Marquis d'Anna, bald Graf Fenix, ein ander Mal aber Tischio, Melissa, Belmonte u. Harat. Immer verschwieg er seinen Ursprung, seinen Geburtsort und sein Alter. Heute versicherte er, daß er bei der Hochzeit zu Cana einer der Gäste gewesen, und morgen behauptete er, er habe schon vor der Sündfluth gelebt und sey mit Noah in den Kasten gegangen. Bald gab er Mecca in Arabien zu seinem Geburtsorte an, und bald rühmte er wieder, daß der Großmeister des Malteserordens und die Fürstin von Trebisonde seine Eltern seyen, ein ander Mal behauptete er sogar, er sey aus jener Verbindung der Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen entstanden, wovon 1 B. Mos. 6, 4 und 6 geredet wird. Von seinen Reisen, Studien und Kentnissen sprach er in den erhabensten Ausdrücken, und behauptete, daß er sich die Wissenschaft der Pyramiden erworben habe, und in die tiefsten Geheimnisse der Natur eingedrungen sey. Oft bediente er sich auch eines mysterieusen Stillschweigens, oder er pflegte, wenn man ihn um seinen Stand und Namen fragte, blos mit der Miene eines Begeisterten zu antworten: Ego sum, qui sum. Dieses geheimnißvolle Schweigen, die chemischen und medizinischen Kentnisse, deren er sich rühmte, und seine imponirende Beredtsamkeit wirkten mit Zauberkraft auf verstimmte, zur Schwärmerei sich hinneigende Gemüther. Bald spielte Cagliostro die Rolle des Magiers und Wunderthäters, des Alchemisten, Propheten und Geisterbanners mit solchem Glück, daß selbst Regenten, Hofleute, Helden, Damen aus den höheren gebildeten Ständen, Gelehrte und Schriftsteller kein Bedenken trugen, ihm mit Verehrung entgegen zu kommen. In wenigen Jahren ging der Fanatismus so weit, daß die Damen Fächer, Ringe, Souvenirs, Mützen, Hüte rc. und die Herren Uhrketten, Knöpfe, Gillets rc. à la Cagliostro trugen; daß man keinen köstlichern Schmuck kannte, als Cagliostros oder seines Weibes Bild, in Medaillen auf der Brust, oder im Ringe getragen; daß man Tausende von Abbildungen ihrer Personen prägte und in alle Länder verschickte; daß man ihre Büsten aus Bronze, Marmor oder Gyps verfertigen ließ und als Prachtstücke in den Palästen aufstellte, und daß man sogar unter einer dieser Büsten die Worte mit goldenen Buchstaben las: der göttliche Cagliostro.

Der Aufwand, den der Wunderthäter in dieser glänzenden Periode seines Lebens machte, war außerordentlich. Er reisete, auch selbst mit dem zahlreichsten Gefolge, fast immer mit Extrapost. Seine Kouriers, Läufer, Kammerdiener und Lakaien waren äußerst prächtig gekleidet; eine einzige Bedientenlivree, die er in Paris machen ließ, kostete ihm 20 Louisd'or. Und so glänzend

***) S. Nachrichten aus Sardinien rc. Leipzig 1780. 8. Handbuch der Erdbeschreibung von Hassel, Gaspari rc. I. Abtheilung 6r Band. S. 471 ff. Mannert Geogr. von Italia. Th. II. S. 490 ff.

rechnen und sein ebenfalls gekrönter in dem X. Bande der Memoria della Società Italiana abgedruckter Catalogo di stelle boreali. Seine besonders gedruckten Werke sind: I. eine italiänische Übersetzung von *Sage's* Expériences propres à faire connaître que l'Alcali volatil fluor est le remède le plus efficace dans les Asphyxies. 1777. II. De' due orologi italiano-francesi, ossia degli inconvenienti che nascono dal regolare gli orologj al amontar del sole, e come anche dicesi all' Italiana. Venezia 1787. 8. III. Almanacco per l'anno — con diverse Notizie astronomiche adattato all' uso comune. Verona in 12. Von 1788 an, mehre Jahrgänge. Daraus zusammengestellt und besonders abgedruckt IV. Notizie astronomiche adattate all' uso comune. Modena 1802. 2 Bände m. KK. Eine andere Ausgabe Milano (Silvestri) 1818 456 S. 12. führt auf dem Titel den Zusatz Prima edizione compiuta con tre tavole in rame. Diese Notizen sind eine Art populärer Sternkunde. V. Trigonometria piana e sferica. Ediz. 2. Bologna 1804. 4. m. KK. ins Französische übersetzt von *N. M. Chompré.* Edit. 2. Paris 1804. 4. fig. Die erste Auflage des Originals erschien zu Paris b. Didot 1786. VI. Sezione coniche. Modena 1802. 8. mit KK.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CAGOTS, der Überrest eines dunklen Volksstamms in Frankreich, der wahrscheinlich zu den Kelten gehörte, und sich, wiewol nicht zahlreich, und in einzelen Familiengruppen, an den Küsten des Oceans und am Fuße der Pyrenäen findet. Unglückliche Geschöpfe, die durch physische und moralische Gebrechen unter die Menschheit herabgewürdigt, und vor der Revolution auch gewissermaßen aus derselben ausgestoßen waren; die Kaste der Parias im hochgebildeten Frankreich! In der alten Bretagne kent man sie unter dem Namen der Caqueux oder Cacous; in der Umgebung von Rochelle, besonders auf der Insel Maillezois, heißen sie Coliberts; in der Nähe von Bordeaux erscheinen sie unter dem Namen der Cahets, am Fuße der Pyrenäen unter dem der Cagots, Cassos und Agotes. Am häufigsten werden sie in den Thälern von Comminges, Bigorre, Bearn und Luchon angetroffen. Hier leben sie von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert; der Gebrauch der Waffen aller Art ist ihnen untersagt und blos das Holzspalten und Zimmern überlassen, wodurch diese Handwerke gewissermaßen unehrlich geworden waren. In Bretagne machten sie die Seiler und Faßbinder. Man versagte ihnen das Begräbniß, und das Parliament von Rennes mußte sich sogar in das Mittel legen, um sie unter die Erde zu schaffen. Ein herzogl. Befehl aus dem Mittelalter verordnete, daß keiner ohne das Abzeichen eines Stücks von rothem Tuche sich unter die übrigen Einwohner mischen dürfte, und noch 1514 trugen die Geistlichen Bedenken, ihnen das Sakrament zu ertheilen. Zwar entschied der Papst zu ihrem Vortheile; doch durften sie lange Zeit nachher noch blos durch besondere Thüren in Kirchen treten. Diese Thüren sind freilich jetzt zuge- ert, und das Gesetz hat ihnen alle Rechte der übri- anzösischen Bürger zugesichert. Doch leben sie noch wie ihre Vorfahren, von den übrigen Einw. abgesondert, und werden als arme bedauernswürdige Geschöpfe betrachtet, denen blos die niedrigsten Geschäfte zu verrichten erlaubt wird. In der That erregt auch schon ihr Äußeres Ekel und Verachtung; sie haben durchaus eine gelbliche Haut, selbst in den Ebenen große Kröpfe, sind mit einem erblichen, sich leicht mittheilenden Aussatze behaftet, dabei äußerst stumpfsinnig und reden ein undeutliches Jargon, das indeß entweder französisch oder kymrisch und baskisch ist, je nachdem sie unter diesem oder jenem Volksstamme leben. Man hat sich indeß bis jetzt viel zu wenig mit ihnen beschäftigt, um durch das Idiom auf ihre wahre Abstammung schließen zu können, und diese bleibt immer noch unentschieden. Kretine sind sie gewiß nicht, obgleich ihr Äußeres dies vermuthen läßt; sie kommen in ihrem Habitus sowol in den Gebirgen als in den Ebenen überein und pflanzen sich und ihr Unglück vom Vater auf den Sohn fort*). (*Hassel.*)

Caguayan, s. Cagayan.

CAHAWBA, 1) ein beträchtlicher Fluß in dem nordamerikanischen State Alabama, welcher sich bei der Hauptstadt dieses Stats in die Alabama mündet und mithin mit Booten befahren werden kann. — 2) Hauptort des nordamerik. Stats Alabama und der Grafsch. Dallas. Sie liegt (Br. 32° 22′ L. 290° 32′) da, wo Cahawba und Alabama sich vereinigen, und war 1819 noch der Embryo einer Stadt, indem sie außer dem Kapitole, das im Bau begriffen war, nur erst 1 Posthaus und einige Baracken enthielt, doch war 1828 die Zahl der Häuser bereits auf einige 40 angewachsen und die Centralbehörden und das höchste Gericht hatten daselbst ein Unterkommen gefunden. Sie hat übrigens zum Handel eine äußerst vortheilhafte Lage, und wird sich schnell heben. (*Hassel.*)

CAHOKIA, 1) Fluß in dem nordamerik. State Illinois, der bei dem gleichnamigen Orte in den Missisippi fällt; — 2) Hauptort der Illinois, Grafsch. St. Clair an der Mündung des vorgedachten Flusses, hat 1 katholische Kirche, 1 Postamt, 160 Häuser und 711 Einw. (*Hassel.*)

CAHORS, Hauptstadt des franz. Dep. Lot und eines Distrikts von 39,32 □Meilen, welcher 12 Kantone, 136 Gemeinden und 106,417 Einw. enthält. Sie erstreckt sich (44° 26′ 49″ Br. und 19° 6′ 20″ L.) am rechten Ufer des Lots, welcher Fluß sie auf 3 Seiten umgibt, und unter einem steilen Felsen hin, ist mit Wällen umgeben, die in Spaziergänge verwandelt sind, ist enge und winkelig gebauet, hat 3 Thore, 2 Brücken über den Fluß, wovon eine nicht mehr fahrbar, 1 Kathedrale, 5 andere Kirchen, worunter auch 1 reform., 1 Hospital, 1 bischöfl. Palast, und wird in die Ober- und Neustadt abgetheilt, die zusammen 1900 Häus. und 12,224 Einw. enthalten. Cahors ist der Sitz des Präfekten mit den Departemental- und Distriktualautoritäten, eines Bischofs und eines Handelsgerichts, und besitzt 1 bischöfl. Seminar, mehre andre Unterrichtsanstalten, 1 Ackerbaugesellschaft und eine öffentliche Bibliothek. Die Manufakturen sind unbedeutend; man verfertigt Kasimir, Ratine, Spitz-

---

*) Nach *Ramond* voyage au mont Perdu et dans la partie adjac. des hautes Pyrenées und *Millin* voyage dans les depart. du midi de la France, Tom. IV.

zen, Leder und hat einige Papiermühlen. Die Hauptnahrung wird aus dem Weinbau gezogen; es wachsen hier die schweren rothen Weine, die in Teutschland unter dem uneigentlichen Namen Pontac bekant, und die in großer Menge nach Bordeaux gehen, um dort verschnitten zu werden. Hier werden die geringern Sorten in Brantwein verwandelt und auch vieles Nußöl verfertigt. Die 12 Jahrmärkte, wovon zwei 15 Tage lang stehen, sind sehr besucht. Überhaupt macht die Stadt die Verlegerin der Provinz, wozu sie gehört. Sie ist ein alter Ort (s. oben Cadurci). Man findet hier verschiedene Alterthümer, unter andern die Reste eines Römeramphitheaters. Das Bisthum war 260 gestiftet. In ihren Mauern sind der Papst Johann XXII. (vorher Jacques d'Ense) und der Dichter Clement Marot geboren. (*Hassel.*)

CAHUSAC, 1) Marktflecken am Dropt in dem District Villeneuve d'Agen des franz. Dep. Lot-Garonne mit 690 Einw.; — 2) mit dem Zusatze sur Verre, Stadt an der Verre in dem Distr. Gaillac des franz. Dep. Tarn, mit 375 Häus. und 1424 Einw. (*Hassel.*)

CAHUSAC (Louis de), geb. zu Montauban 17—, gest. zu Paris 1759, Parlamentsadvokat zu Toulouse, welches er verließ, um zu Paris den Wissenschaften mehr leben zu können. Nachdem er eine Zeit lang bei dem Grafen von Clermont, den er auch in den Feldzug von 1743 begleitete, angestellt gewesen, privatisirte er und widmete sich ganz der dramatischen Poesie. Seine Trauer- und Lustspiele sind vergessen. Einen größeren Erfolg hatten seine Opern, welche sämtlich von Rameau komponirt sind. Ungeachtet sie als Dichtungen keinen ausgezeichneten Werth haben, ist doch Verstand in Anlegung des Plans, natürlicher leichter Versbau, und ein Geschick, die Gelegenheiten zu einer Feier sinnreich zu benutzen, nicht zu verkennen. Sein Roman Grigri (1749) erhielt Beifall. Sein Hauptwerk ist seine historische Abhandlung von der alten und neuen Tanzkunst (1754. 3. Bändchen 12.), wovon in den ersten Bänden der Samlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften (Berl. 1759.) eine Übersetzung erschienen ist: allein aus Beauchamps und des Herzogs la Vallière Untersuchungen über die Ballets und Noverre's Briefen über die Tanzkunst ist auch hierin manches zu berichtigen und nachzutragen. Für die Encyklopädie arbeitete er die die Ballets und Opern betreffenden Artikel. (*H.*)

CAICOS, eine Gruppe von Eilanden, die zu den Bahamas gerechnet wird und sich im N. von Hayti und im NW. der Turks Islands unter 21° N. Br. und 305° 29′ L. ausbreitet, 4 bis 5 derselben auf der Nordseite der Bahamabank sind von größerem Umfange; die übrigen bloße Klippen. Alle sind durch enge Kanäle getrent; Großcaico ist 12 Meilen lang, aber nur $\frac{3}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ breit und besitzt einen guten Hafen S. George Key, welcher durch eine Batterie gedeckt ist, und Schiffe, die nur 14′ Wasser brauchen, aufnimt. Der Boden ist fruchtbar, und erzeugt von westindischen Waren vorzüglich Baumwolle und etwas Zucker, hat auch gute Weiden für europäisches Hausvieh. Der Anbau hat seit 1783, wo sich Loyalisten auf diesen Eilanden niedergelassen haben, stark vermehrt; 1788 fanden sich nur 360, 1803 aber schon 1240 Individuen, worunter 1200 Sklaven waren, und die britische Krone hatte 29,695 Acres vertheilt. Neuere statistische Angaben liefern uns die britischen Blätter nicht. (*Hassel.*)

CAILLARD (Antoine Bernard), ein französischer Diplomatiker, geb. zu Aignay in Bourgogne den 28. Sept. 1737. Nachdem er sich unter Turgot, damaligem Intendanten von Limoges, zu Geschäften gebildet hatte, kam er 1770 als Gesandtschaftssecretär nach Parma, dann nach Kassel und darauf nach Kopenhagen, wo er 1780 Geschäftsträger wurde. In demselben Jahre ging er nach St. Petersburg und 1785 nach Holland, von wo er 1792 als Bevollmächtigter Minister nach Regensburg kam. Im September, wo er die Einladung erhielt, die Stadt zu verlassen, kam er ihr zuvor. Die Republik sandte ihn 1795 als ihren Bevollmächtigten an den Berliner Hof, wo er sich mit Mäßigung betrug, und nach seiner Abreise zurückgewünscht ward. Zuletzt hatte er die Aufsicht über die Archive im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris, und starb daselbst den 6. Mai 1807. Er hatte Antheil an der französischen Übersetzung von Lavaters Physiognomik (1781—87.), schrieb zu Segurs **Histoire des principaux événements du règne de Frédéric Guillaume II.** den Abschnitt **sur la révolution de Holland en 1787**, die in Archenholzes Minerva verteutscht ist, und lieferte Beiträge zum Magas. encyclop. und zu andern Journalen. Von seiner kostbaren Bibliothek ließ er (1805. 8.) einen Catalog drukken, der 1808 bei Verkauf der Bibliothek neu aufgelegt wurde. Von der ersten Ausgabe dieses Catalogs sind nur 25 Exemplare vorhanden *). (*Baur.*)

CAILLE (Nicolas Louis de la), dieser berühmte franz. Mathematiker und Astronom, war geboren zu Rumigny bei Rosay in Thierache (ehemalige Unterstatthalterschaft des Gouvernements Picardie) den 15. März 1713. Sein Vater Louis de la Caille hatte sich, nachdem er unter den Gensd'armes der Garde und unter der Artillerie gedient hatte, nach Anet zurückgezogen, wo er Jagd-Capitain der Herzogin von Vendome geworden war. Dort widmete er alle seine Muße den Wissenschaften, besonders der Mechanik, und suchte auch seinem Sohne den Geschmack daran einzuflößen. Der junge la C. kam nachher auf die Schule zu Lisieux. Durch seinen sanften Charakter, seinen Fleis und seine schnellen Fortschritte hatte sich der Knabe die Achtung und Freundschaft aller seiner Lehrer erworben, als sein Vater starb und ihn ohne Vermögen und andere Hülfsmittel zurückließ. Der Herzog von Bourbon, der dem Vater seine Stelle verschafft hatte, nahm sich großmüthig eines Kindes an, über welches man ihm die besten Zeugnisse gab. Um sich eine ruhige und unabhängige Existenz zu sichern, und zugleich im Stande zu seyn seinem Geschmacke für die Wissenschaften zu folgen, wollte la Caille sich dem geistlichen Stande widmen und fing daher seinen theologischen Cursus an. Um diese Zeit begann er aber auch schon seine Gedanken auf die Astronomie zu richten und ungeachtet aller Schwierigkeit, die er dabei finden mußte, sich ohne Lehrer und ohne Instrumente, fast ohne Bücher heimlich zu unterrichten, gibt ihm doch Fouchy das Zeug-

*) Biogr. univ. T. VI. (von Beuchot). Reichard's mod. Biogr. 2. Th. 6.

niß, daß er ihn im J. 1736 so weit fortgeschritten gefunden, daß er Mühe gehabt habe zu begreifen, wie ein junger Mensch von 23 Jahren allein und ohne Hilfsmittel so weit habe kommen können. La Caille trug den geometrischen Geist in die scholastische Philosophie und selbst in die Theologie über, deren Sprache er umbilden und deren Lehrsätze er nach der Weise Euklids, seines Lieblingsschriftstellers, behandeln wollte. Bei der ersten Prüfung, die er zu bestehen hatte, war ihm schon der Beifall aller Examinatoren zu Theil geworden, als der Vicekanzler, ein an die Subtilitäten der Schule gewöhnter alter Theolog sich einfallen ließ, dem Kandidaten eine von den spitzfindigen Fragen vorzulegen, deren man damals schon zu spotten anfing. La Caille antwortete mit einer so unbesonnenen Freimüthigkeit, daß der alte Pedant darüber aufgebracht, ihm die Magisterwürde verweigern wollte und ihm dieselbe nur mit Unwillen auf ausdrückliches Verlangen der übrigen Examinatoren ertheilte. Diese Ungerechtigkeit gereichte zum Vortheil der Wissenschaften; denn la C. durch diese Unannehmlichkeit auf die Hindernisse aufmerksam gemacht, welche er auf der angetretenen Laufbahn finden könnte, faßte den Entschluß, sich mit dem Diaconate, das er so eben erhalten hatte, zu begnügen, und der Theologie gänzlich zu entsagen. Fouchy wies ihn an Jacob Cassini, der ihm eine Wohnung in der Sternwarte gab. Maraldi gewann ihn lieb und im folgenden Jahre nahmen beide zusammen die Küsten Frankreichs von Nantes bis Bayonne auf. Die Genauigkeit und Geschicklichkeit, welche er bei diesen geodätischen Operationen bewies, zeigten ihn würdig bei der Berichtigung des Meridians (von Paris) angestellt zu werden, womit man sich bereits zu beschäftigen anfing. Man sieht aus seinen Original-Manuscripten, die noch auf der königl. Sternwarte aufbewahrt werden, daß er diese große Arbeit den 30. April 1739 begann und daß er in demselben Jahre alle Dreiecke von Paris bis Perpignan vollendet, die Basen von Bourges, von Rhodès und von Arles gemessen, die Azimuthe und Zenith-Distanzen der Sterne zu Bourges, Rhodès und Perpignan beobachtet und den thätigsten Antheil an der Messung des Längengrades, der sich am Hafen von Cette endigt, genommen hatte. Während des heftigen Winters von 1740 breitete er sein Dreiecknetz über die vornehmsten Berge der Auvergne aus, um den Meridian an eine neue Basis zu knüpfen, welche kurz vorher bei Riom gemessen worden war. Er hatte bei dieser Excursion die Absicht sich ein neues Mittel zu verschaffen, die Zweifel aufzuklären, welche ihm über die von Picard im J. 1669 gemessene Basis von Juvisy aufgestoßen waren. Er hatte erkannt, daß diese Basis von Picard um $\frac{1}{1000}$ zu lang angegeben sey, woraus folgte, daß die Toise, deren sich Picard bediente, wenigstens eine Linie kürzer war, als die Toise der Akademie. Diese Behauptung, welche lange angefochten worden war, wurde durch die Arbeiten zweier von der Akademie zur Prüfung jener Basis ernannten Commissionen aufs Bündigste bewiesen, und der hartnäckigste Gegner la C's sah sich genöthigt, seiner Meinung beizutreten. In seiner Abwesenheit wurde der nun schon berühmte 26jährige la Caille von dem Dr. Robbe zum Lehrer der Mathematik am College Mazarin ernannt. Die Geschäfte dieses neuen Amts hinderten ihn bis zum Herbste an der Fortsetzung des Meridians gegen Norden. Er beendigte diese Messung endlich nach einigen Monaten, während welcher er noch zwei Basen maß und alle erfoderlichen astronomischen Beobachtungen zu Paris und Dünkirchen machte. Nach seiner Rückkehr gab er sich ganz den Rechnungen hin, welche eine so lange Vermessung nothwendig machte, und zog aus der Vergleichung der verschiedenen Bogen, welche er gemessen hatte, das Resultat, daß die Grade vom Äquator gegen den Pol hin länger würden, ein Schluß, welcher dem aus der ältern Messung gezogenen gerade entgegengesetzt war. Seine Werke über Geometrie, Mechanik, Astronomie und Optik, die in wenigen Jahren auf einander folgten, beweisen, mit welchem Fleiße er seinen Amtsgeschäften als Lehrer oblag. Eben so zeigen seine Ephemeriden und die zahlreichen und wichtigen Abhandlungen, welche er in die Denkschriften der Akademie der Wissenschaften seit er 1741 Mitglied derselben geworden war einrücken ließ, ferner seine Berechnungen der Sonn- und Mondfinsternisse von Christi Geburt bis auf das Jahr 1800, abgedruckt in der ersten Ausgabe der art de vérifier les dates, (Paris 1750) mit welchem Eifer er seine astronomischen Arbeiten fortsetzte. Er hatte die Berichtigung der Sternverzeichnisse unternommen; nun waren aber die Mittagsfernröhre damals fast unbekant in Frankreich und die, welche er Gelegenheit gehabt hatte zu sehen, flößten ihm nur geringes Vertrauen ein; darum hielt er sich ganz an die Methode der correspondirenden Höhen, welche er als die einzige ansah, die ihm die erwünschte Genauigkeit gewähren könne. Vom J. 1746 an war er im Besitz einer ganz ausdrücklich für ihn beim College Mazarin errichteten Sternwarte, welche nachher von Lalande aufs sorgfältigste erhalten und erst in dem Augenblicke zerstört wurde, wo man mehr als jemals ihre Fortdauer hätte sichern sollen; nämlich zu der Zeit, wo jenes Collegium zur Aufnahme des Instituts von Frankreich eingerichtet wurde. Letzteres hatte, nach Delambre's Aussage, unglücklicher Weise keine Kenntniß von den Plänen des Baumeisters erhalten. — Getreu dem mühsamen Verfahren, welches er vorziehen zu müssen geglaubt hatte, brachte la C. Tag und Nacht damit zu, die Sonne, die Planeten und besonders die Fixsterne zu beobachten, um die Sternkataloge und astronomischen Tafeln zu verbessern. Man hatte ihm die beiden sechsfüßigen Sectoren überlassen, mit welchen er den Meridian berichtigt hatte. Begierig die südlichen Gestirne, welche für den Horizont von Paris niemals aufgehen, kennen zu lernen, und aufzuzeichnen, machte er den Plan zu einer Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Er sah sogleich den ganzen Vortheil, welchen diese veränderte Stelle des Beobachters für die genauere Bestimmung der Parallaxen des Mondes, der Venus und des Mars und die Bestimmung der Refractionen haben könnte. Deshalb verbreitete er in Europa einen Druckbogen, auf welchem er die Astronomen, die ihm behilflich seyn konnten, von seinem Vorhaben benachrichtigte und trat 1750 seine Reise an. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Lalande, damals 19 Jahr alt nach Berlin geschickt wurde, welches ziemlich genau unter demselben Meridian mit dem Vor-

gebirge der guten Hoffnung liegt. Diese astronomische Eroberung, welche 4 Jahre Reisen und Arbeiten erforderte, kostete der Regirung für den Astronomen und einen Uhrmacher, den er bei sich hatte und an Ausgaben für Bauten und Instrumente die geringe Summe von 9144 Livres 5 Sous, worüber la C. bei seiner Rückkehr so genaue Rechenschaft ablegte, daß er, wie man sagt, die Agenten der königlichen Schatzkammer in Erstaunen setzte. Bei seiner Ankunft auf dem Cap, glaubte er eine Zeitlang den Zweck seiner Reise verfehlt zu haben. Sobald nämlich der in jenen Gegenden so häufige Südostwind zu wehen anfing, schienen alle Gestirne in beständiger Bewegung, die Sterne nahmen das Aussehen der Kometen an und die Heftigkeit des Windes erschütterte Instrumente und Observatorium. Um diesen Hindernissen, wenigstens zum Theil, zu begegnen, beschränkte er sich meistens auf kurze Fernröhre und Instrumente von nur mäßigem Halbmesser und so konnte er in 127 Nächten die Örter von ungefähr 10,000 Sternen mit einer Schnelligkeit und Genauigkeit bestimmen, welche man hätte für unmöglich halten sollen, besonders wenn man die Mittel bedenkt, mit welchen er sich begnügen mußte. Da das Schiff, welches ihn nach Frankreich zurückbringen sollte, nicht zur bestimmten Zeit auf dem Cap ankam, so maß la C., um keinen Augenblick zu verlieren, einen Grad der südlichen Halbkugel, mit derselben Sorgfalt und Genauigkeit*), die man an seinen Gradmessungen in Frankreich bewundert, welche letztere in mehren Rücksichten die Vergleichung mit der neuesten hier vorgenommenen Messung aushalten können und welche wenigstens alle von ihm verheißene Genauigkeit hatten. Die Regirung sandte ihm den Befehl, eine genaue Karte der Inseln Isle de France und Bourbon aufzunehmen. La C. wußte, daß diese Arbeit kurz vorher von einem berühmten Seemanne (D'Après) ausgeführt worden war. Er wiederholte dieselbe mit größerer Sorgfalt und Genauigkeit. Bei seiner Rückkehr sowol als während seiner Hinreise beschäftigte er sich anhaltend damit, die verschiedenen Methoden zu vergleichen, welche man zur Auflösung des Längen-Problems vorgeschlagen hatte. Er wählte die Methode der Abstände des Mondes von der Sonne oder von den Fixsternen, zeigte deren Vorzüge und schlug diejenige Form der nautischen Almanache vor, welche seitdem allgemein angenommen worden ist. Zum Besten der wenig unterrichteten Seeleute erdachte er sinnreiche graphische Hilfsmittel, welche in jenen ersten Zeiten nothwendig waren, um die gewöhnlichen Seemänner mit einer Methode vertraut zu machen, welche durch die Länge der dabei nöthigen Rechnungen abschrecken mußte. Die Astronomen, welche die Himmelskarten mit neuen Sternbildern bereichern, huldigen gewöhnlich bei Benennung derselben ihren Gönnern; la C. widmete die seinigen den Künsten und Wissenschaften. Er stellte sie auf einem Planisphärio von 6 Fuß dar, welches man lange in dem Sitzungssale der Akademie der Wissenschaften sah. Als diese Gesellschaft in der Revolutionszeit aufgehoben wurde, verschwand das Planisphärium, und die Leinwand hat sich nachher ohne Rahmen, auf der königl. Sternwarte wieder gefunden, wo sie aufbewahrt wird. Als la C. im J. 1754 wieder in Paris angekommen war, gab er sich, betroffen über die Berühmtheit, welche seine Reise ihm mit so vielem Rechte verschafft hatte, alle Mühe, sich dem Andringen Neugieriger zu entziehen, durch welches so mancher Andere sich geschmeichelt gefühlt haben würde. Er verschloß sich daher in seine Sternwarte, und um desto sicherer den Störungen zu entgehen, hatte er vor, sich in eine der südlichen Provinzen Frankreichs zurückzuziehen, um sich mit Ruhe dort mit einer genauen und vollständigen Beschreibung des Theiles des Himmels zu beschäftigen, den wir beobachten können und der uns vorzüglich interessirt. Seine Freunde widersetzten sich einem Vorhaben, dessen Nutzen ihnen nicht einleuchtete. La C. vertheilte seine Zeit zwischen seinen Beobachtungen auf der Sternwarte, seinen Rechnungen, seinen Pflichten als Akademiker und Professor und der Herausgabe seiner verschiedenen Werke. Damals schrieb er seine Sonnentafeln, seine Fundamente der Astronomie, die Fortsetzung seiner Ephemeriden und fing an sich vorzugsweise mit dem Monde und den Sternen des Thierkreises zu beschäftigen; da er aber endlich fand, daß für den weit umfassenden Plan, den er sich gemacht hatte, die Methode der correspondirenden Höhen viel zu langsam wurde, so brachte er in seiner Sternwarte ein Mittagsfernrohr an, welches ihm die geraden Aufsteigungen der Sterne mit größerer Leichtigkeit geben sollte. Da er sich aber immer noch nicht überzeugen konnte, daß dieses schnellere Mittel ihm eben so viel Sicherheit als jenes erstere gewähre, so ergriff er wenigstens alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, um Irrthümer zu vermindern, von welchen er eine übertriebene Vorstellung hegte. Er machte sich zum Gesetz, in sein neues Verzeichniß keinen Stern aufzunehmen, den er nicht drei oder vier Tage beobachtet und jedes Mal mit mehren von den Fundamentalsternen verglichen hätte, deren Örter er mit so vieler Sorgfalt und Mühe bestimmt hatte. Dadurch erhielten diese secundären Sterne eine Genauigkeit, welche selbst die der zum Grunde liegenden Sterne und die der Zodiakalsterne seiner berühmten Nebenbuhler Bradley und Mayer übertraf, da letztere beide, obgleich mit weit bessern Instrumenten versehen, sich meistens mit einer einzigen Beobachtung bei Sternen von geringerem Glanze begnügten. Es ist zu bedauern, daß dieses schöne Werk, welches ihm das Leben gekostet hat, nicht mit größerer Sorgfalt von dem nachmaligen Herausgeber bearbeitet worden ist. Ungeachtet so vieler Arbeiten, fand la C. doch noch Zeit, sich mit den Beobachtungen der alten Astronomen und seiner Collegen zu beschäftigen. Bouguer hatte bei seinem Tode ihm seine Manuscripte empfohlen. Er gab daher den Traité de la gradation de la lumière und eine neue gänzlich umgearbeitete Ausgabe des Traité de navigation

*) So spricht Delambre als Lobredner la C's. Es ist aber doch auffallend, daß er dabei nicht erwähnt, wie nach la C's Messung die Radien der Parallelkreise auf der südlichen Halbkugel kleiner sind, als die entsprechenden auf der nördlichen, welches merkwürdige Resultat aber noch sehr der Bestätigung bedarf, da neuere Beobachtungen z. B. von Freycinet, demselben widersprechen, und Delambre selbst die Ungenauigkeit der Instrumente la C's zugesteht. Es ist sogar wahrscheinlich daß la C. nicht einmal das Thermometer bei seiner Messung berücksichtigt habe, s. *Zach* corresp. astron. Vol. IX. N. V. p. 435.

heraus (vergl. den Art. Bouguer). Dieses Werk enthielt früher eine kleine Tafel der natürlichen Sinus. La C. setzte an deren Stelle die Logarithmen der Sinuse und Tangenten. Die bequeme Form, welche er diesen Tafeln gab, gefiel so, daß la Caille sie auf Bitte seiner Freunde einzeln abdrucken lassen mußte, von welchem Abdrucke nachher mehre neue Auflagen erschienen. Er sammelte ferner und gab heraus die Beobachtungen des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel*) und des Waltherus (eines bekannten Schülers von Regiomontan), die Reise Chazelle's nach Ägypten und Feuillées nach den canarischen Inseln. Er hatte den Vorsatz, ein Werk unter dem Titel: Ages de l'astronomie zu schreiben, in welchem er alle alten Beobachtungen sammeln, berechnen und mit einander vergleichen wollte; eine Arbeit, die nachher von Pingré wieder aufgenommen wurde unter dem Titel: Annales de l'astronomie, ohne daß jedoch, ungeachtet eines Decrets der constituirenden Versammlung, der Druck erfolgt wäre. Ein heftiger Anfall von Gicht hatte die Arbeiten la C's unterbrochen; desto eifriger nahm er dieselben wieder auf und benutzte Alles, was ihm an Zeit und Kräften übrig blieb. Er schonte sich zu wenig. Während eines ganzen Winters brachte er die Nächte auf dem Fußboden seiner Sternwarte liegend zu, um das Verzeichniß seiner Zodiakalsterne zu vollenden. Fieber, und die heftigsten Nieren- und Kopfschmerzen konnten ihn dieser Arbeit nicht entreißen. Er hatte dieselben Zufälle auf dem Cap der guten Hoffnung gehabt; ein wenig Ruhe hatte ihn damals geheilt. Jetzt vermochte es die Hilfe geschickter Ärzte zu Paris nicht. Er fühlte seine Gefahr und beeilte sich, die ihm anvertrauten Instrumente zurück zu liefern. Alle seine Manuscripte übergab er seinem Freunde Maraldi, welcher darauf den Ciel austral précédé d'un éloge de l'auteur, par G. Brotier drucken ließ. La C. starb den 21. März 1762. Keiner verdient mehr als er das Lob, welches Ptolemäus dem Hipparch gibt, wenn er ihn φιλόπονος καὶ φιλαλήθης nent. Die erste dieser beiden Eigenschaften veranlaßte seinen Tod und die zweite verhinderte, daß einige seiner Zeitgenossen, wiewol in geringer Anzahl, ihm völlige Gerechtigkeit widerfahren ließen. Fouchy gibt uns in seiner Lobrede auf la C. den Grund an: er liebte die Wahrheit bis zur Unbesonnenheit, er wagte es, dieselbe Jedem in's Gesicht zu sagen, auf die Gefahr hin dadurch zu mißfallen, obgleich ohne dadurch beleidigen zu wollen. Wie wahr dies sey, sieht man daraus, daß, als er auf die Angriffe antwortete, deren Zielscheibe er lange, wie es schien, ohne darauf zu achten, gewesen war, er dies immer ohne Jemand zu nennen that, so wie er, wenn er Rechnung über seine eignen Arbeiten ablegte, niemals sich selbst nante. Zurückhaltend, bescheiden und uneigennützig lebte er ganz seinen Studien. Lalande, der einen Ruhm darin sucht, noch als Mitglied der Akademie der Wissenschaften la C's Schüler geworden zu seyn, sagt von ihm, daß er allein mehr Beobachtungen und Rechnungen gemacht habe, als alle Astronomen seiner Zeit zusammengenommen. Dies Lob, welches übertrieben scheint, ist nichts als reine Wahrheit, wenn man es auf die 27 Jahre beschränkt, welche die astronomische Laufbahn la C's ausmachen, und wenn man sich an alles das erinnert, was er in einer so kurzen Zeit gethan hat. Auch ging Niemand haushälterischer mit seiner Zeit um als er. Außer seiner beispiellosen Thätigkeit im Beobachten und Rechnen muß man an ihm eine Geschicklichkeit und Sicherheit rühmen, die wenige in gleichem Grade besessen haben. Hiezu komt noch seine Aufrichtigkeit, die ihm niemals erlaubte, eine weniger genaue oder minder glückliche Beobachtung zu unterdrücken, zu verbergen oder gar zu ändern. Seine Manuscripte, verglichen mit seinen gedruckten Werken, bezeugen überall diese Wahrhaftigkeit, welche stets die erste Pflicht eines Beobachters ist. Es ist jetzt wol allgemein anerkant, daß alle Instrumente, deren sich la C. bedienen konte, weit schlechter waren, als die, womit einige seiner Zeitgenossen beobachteten, dennoch hat er in allen seinen Werken die Vergleichung mit den berühmtesten unter diesen Zeitgenossen ausgehalten. Dies komt daher, daß er durch die ausserordentliche Sorgfalt, welche er überall anwandte, durch sinnreiche Combinationen, durch Vervielfältigung der Proben, den Nachtheil seiner Lage zu verbessern wußte. Man ist allgemein überzeugt, daß seine Refractionen zu stark sind und der Grund, den man davon gefunden hat, ist, daß dieselben außer der wirklichen Refraction auch die Fehler der Instrumente mit enthalten; aber zugegeben, daß die Sache an sich Statt habe, daß die schwächern Refractionen Mayers und Bradleys nicht eben so die verschiedenen Fehler ihrer Quadranten mit enthalten, so sind doch eben diese Refractionen ein neuer Beweis seines Talents als Beobachter, da sie nicht verhindert haben, die Declinationen der Sterne gut zu bestimmen, für die Schiefe der Ekliptik denselben Winkel wie Mayer und Bradley zu finden und endlich für die Sternwarte von Paris dieselbe Breite anzugeben, welche wir heutiges Tages mit den Repetitionskreisen von Lenoir und Reichenbach finden. Delambre sagt, daß, als er mit ganz neuen Hilfsmitteln einen großen Theil der Arbeiten la C's zu wiederholen und zu prüfen veranlaßt worden sey, und daß, nachdem er mit der größten Sorgfalt, die von la C. beobachteten Sterne aufs Neue beobachtet und lange Untersuchungen über die Refractionen angestellt, neue Sonnentafeln entworfen, den Meridian von Frankreich gemessen und mehre Jahre lang alle Manuscripte la C's unter Händen gehabt habe, er niemals einen Schritt auf demselben Wege gethan habe, ohne Hochachtung und Bewunderung für einen Gelehrten zu fühlen, der stets der französischen Astronomie zum Ruhme gereichen wird. La Cailles Werke sind außer einigen schon oben angeführten, bei deren Herausgabe er thätig war, folgende: Leçons élémentaires de mathématiques, die oft wieder aufgelegt und commentirt worden sind; die erste Ausgabe erschien im J. 1741, und die neueste 1807 in 8.; ferner Leçons de mécanique, 1743 in 8.; Leçons d'astronomie 1746, welche Lalande im J. 1780 zum vierten Male herausgab, und welche bis auf unsere Tage ein klassisches Werk in verschiedenen Gegenden Europa's waren. Sodann Elémens d'optique 1750, welche 1807 und 1808 aufs Neue aufgelegt sind. — Observations faites au cap de Bonne-Espérance (über die

*) Das Manuscr. hievon hatte der Duc de Laval in Cassel aufgefunden und nach Paris gesandt.

Parallaren des Mondes, der Venus und des Mars) von du Séjour aufs Neue durchgängig berechnet um seine neuen Methoden darauf anzuwenden; **Astronomiae fundamenta**, Paris 1757 in 4., worin man die Grundlagen aller Untersuchungen la C.'s über die Theorie der Sonne, über die Fixsterne und die Refractionen findet; **Tabulae solares** 1758, besser als Alles, was man vorher in dieser Art hatte; **Tables de logarithmes pour les sinus et tangentes de toutes les minutes du quart de cercle, et pour tous les nombres naturels décimaux et sexagésimaux depuis 1 jusqu' à 10800.** Hievon hat der Abbé Marie 1799 eine neue Ausgabe in 8. besorgt. — **Ephémérides de Desplaces continuées depuis 1745 — 1775.** — **Coelum australe stelliferum**, 1763. in 4., herausgegeben von Maraldi. — **Journal historique d'un voyage fait au cap de bonne espérance**, redigirt von Carlier nach schriftlichen und mündlichen Mittheilungen la Caille's, Paris 1763. in 12. mit einer Karte. Man findet darin eine Abhandlung über das Leben des Verfassers und kritische Bemerkungen gegen Kolbe's Beschreibung des Kaps der guten Hoffnung. — **Carte de l'Isle de France dans la mer des Indes.** Paris 1763, welche Buache nach la C.'s Tode herausgab, daher sie sehr unvollkommen ist. — Hiezu komt die ansehnliche Menge von Memoiren, welche er vom Jahre 1741 bis an seinen Tod 1762 in die Samlung der Akademie hat einrücken lassen. Man findet in den **Discours et Mémoires de Bailly**, Paris 1790. 2 Vol. 8. ein **Eloge de l'abbé de la Caille**, welcher Bailly's Lehrer und Freund gewesen war.

Von la C.'s frühern theologischen Arbeiten ist noch ein Manuscript übrig vom Jahre 1732, 110 Seiten, enthaltend eine sehr methodische und klare Dissertation **sur le sens et le fait de Jansénius**, das sich nach einer Anmerkung der **Biograph. univ.** (T. VI. p. 477.) in den Händen Villenave's befindet.*) (*Gartz.*)

CAILUX, vor Alters Cuylus, Stadt in dem District Montauban des franz. Departement Tarn-Garonne an der Bonnette mit 470 Häusern und einschließlich des Kirchspiels 5535 Einw., die Etamine und Katis weben. Hier ist der Literator Anne Claude Phil. de Trebières geboren. (*Hassel.*)

Caïman in der Zoologie, s. **Crocodilus.**

CAIMAN, eine Gruppe von 3 Eilanden Großcaiman, Kleincaiman und Caiman Brac, die im mexicanischen Golfe 55 Seemeilen im N. N. W. von Jamaica zwischen dieser Insel und Cuba unter 19° 15′ N. Br. und 296° 8′ L. belegen sind. Sie waren lange Zeit wüst, ob sie gleich gutes Wasser, eine frische Vegetation und gesunde Luft haben. Die Flibustiers setzten sich anfangs darauf fest, und jetzt leben etwa 200 von ihren Nachkommen darauf, die sich meistens von Fischerei, Schildkrötenfange und dem Pilotenwesen nähren. Großcaiman enthält davon die größere Anzahl, gegen 160, hat aber keinen Hafen, sondern einen bloßen Ankerplatz an der Südwestseite. (*Hassel.*)

*) Vgl. *Fouchy* Eloge de l'abbé de la Caille in der Hist. de l'acad. Année 1762. *Delambre* in der Biogr. univers. — *Desessarts* siècles litéraires. — Adelungs Fortsetzung von Jöchers Gelehrten-Lex. B. 2.

CAIRNGORM, auch das blaue Gebirge, ein Gebirge Scotlands, auf der Gränze der Shiren Banff und Inverneß, das zu den Grampians gehört. Der Gipfel hat eine konische Form; die Seitenwände sind mit Fichten bestanden. Einen großen Theil des Jahrs hindurch liegt ersterer bei einer Höhe von 4050 engl. Fuß unter Schnee vergraben. Merkwürdig ist das Gebirge als Fundort einer gelben Kristallart, die den unterscheidenden Namen Cairngorm führt. — Überhaupt führen viele Berge Scotlands den Zunamen Cairn oder Berg: so Cairn Harroh in Kirkudbright 1100′, Cairn-Ferg in Aberdeen 2100′, Cairn Naple in Linlittgow 1498′, Cairn Smuir in Kirkudbright, der höchste in Südscotland, Cairn Toul in Aberdeen 4220′ hoch u. A. (*Hassel.*)

CAISTON, Marktflecken in der engl. Shire Lincoln, wo der Kelseykanal sich mit der New Navigation verbindet. Ein alter Ort, den der Sasse Hengist erbauet haben soll, mit 1 gothischen Kirche und 1051 Einw., die 1 Wochenmarkt und 6 Jahrmärkte halten. (*Hassel.*)

CAITHNESS, die nordöstlichste Provinz Scotlands, von 58° 10′ bis 58° 45′ nördl. Br. und von 13° 30′ bis 14° 29′ östl. L. reichend, und im N. an das Nordmeer, im O. an das teutsche Meer, im S. und W. an Sutherland gränzend. Der Flächeninhalt beträgt nach Arrowsmith 32½ □M., nach dem Edinb. Gaz. 395,680 Acres, wovon die kultivirten Äcker 50,000, die Wiesen 2500, die Weiden 77,500, die Waldungen 1062, der Sand am Strande 3750, die Moräste 163,451 die Flüsse 734, die Seen 7680, die Hügel und Berge 89,000, wegnehmen. Ein wildes, gebirgiges Land, das nur einige bessere Striche besitzt, das Gestade sandig und flach, aber zerrissen durch viele Einbuchten und mit mehren hervorspringenden Vorgebirgen, worunter der Ord of Caithneß 1250, der Pap of Caithneß 1929′ hoch, das Sandside, das Holbern, das Dunnet und das Dungsby, zwischen welchen das Mon oder Main of May in gefährlichen Klippen liegt, und das Hoß Head. Die Gebirge im Innern gehören zum Systeme des Grampian, sind aber nicht so hoch, wie in Aberdeen, und dachen sich immer mehr nach dem Meere ab; doch tragen sie alle langdauernden Schnee. Der 2½ Meilen breite Pentland Frith scheidet die Shire von den Orkneys. Die ansehnlichsten Baien sind die Sinclairsbai an der östlichen, die Markle- und Sandwichbaien an der nördlichen Küste. Der Hauptfluß, der Thurso, kömt aus Lochmore und mündet sich in den Pentland Frith, der Wick fließt dem teutschen Meere zu; unter mehr als 30 Binnenseen sind der Wattin, der Brualvel, der Shurrevie und der Aliarvel die größten, aber doch keiner ¼ Meile lang. Bei Thurso gibt es Mineralquellen. Das Klima ist zwar rauh, aber doch wol zu ertragen: am längsten Tage hat man gar keine Nacht, sondern nur eine Dämmerung, und die Winternächte erhellt das Nordlicht. Der West und Nordwest herrschen ¾ des Jahrs hindurch; eine unglaubliche Menge von Regen fällt herab, doch ist diese Feuchtigkeit der Gesundheit nicht nachtheilig; das ganze Land gleicht fast einem aneinander hängenden Moraste. Vor Alters war es durchaus mit Walde bedeckt, aber dieser ist bis auf wenige schlecht bestandne Überreste verschwunden. Dagegen hat der Ackerbau zugenommen:

Playfayr berechnet die jährliche Ernte an Hafer auf 120,000, an Waizen anf 70,000, an Gerste auf 27,000, an Hülsenfrüchten auf 80,000, an Kartoffeln auf 10,000 Bolls; die Viehzucht ist nicht unbedeutend, man hält gegen 15,000 Kühe und 13,000 Schafe. Hasen, wildes Geflügel und Strandvögel gibt es im Überflusse, und Robben werden an der Küste geschlagen. Die Fischerei macht einen Haupterwerb aus: 160 Fischerboote fangen jährlich außer andern Fischarten besonders Lachsen, Meeralen und Stockfischen 40,000 Barrels Heringe und 40,000 Hummer. Von Kelp werden etwa 140 Tonnen gebrant. Man unterhält Garnspinnerei, Bleichen, Gerbereien, Wollenweberei, Brauerei, Reperbahnen und Korbflechterei, Manufakturen, die der berühmte Sinclair seinem Vaterlande gegeben hat, und kann zur Ausfuhr Hornvieh, gepökeltes Fleisch, Fische, Thran, Federn, Gänselebern, Wolle und Strohgeflechte darbieten. Die Volkszahl belief sich 1821 auf 30,238 Individuen, wovon 14,196 männlichen, 16,042 weiblichen Geschlechts, in 5944 Familien; 1811 wurden erst 23,629 Köpfe gezählt in 4714 Familien, wovon 3270 sich mit der Landwirthschaft, 838 mit dem Kunstfleiße und 606 auf andre Art beschäftigten. Der Kirchspiele sind 10, wovon eines den Titel als Burgflecken, ein andres als Marktflecken führt, der Häuser auf 4301; die Einkommentaxe berechnet Playfayr zu 372,560, die Landtaxe zu 310,000 Gulden. Die ganze Shire ist das Eigenthum von 34 Grundherrn, und der Druck, der auf den Meiern und Pächtern lastet, ist der Hauptgrund, der den Wohlstand des Landes aufhält. Die Hauptstadt ist Wick. (*Hassel.*)

Caja, s. Cajus.

CAJANUS, nannte Candolle eine Gattung Hülsenpflanzen aus der 17. Klasse, welche sonst zu Cytisus gerechnet wurde. Sie unterscheidet sich aber sehr bestimt sowol durch eigentliche Diadelphie, da bei Cytisus die Staubfäden monadelphisch sind, als auch durch zwei Schwielen an der Basis des Wimpels und durch häutige Scheidewände der Samen. Cytisus Cajan. L. und Pseudo-Cajan Jacqu. gehören dahin. (*Sprengel.*)

CAJARE, Marktfl. in dem Distrikt Figeac des franz. Dep. Lot am Flusse Lot mit 1911 Einw. In der Umgebung liegen die 4 Waiffriers Höhlen, bekant durch das Blutbad, welches die Soldaten Philipps des Kurzen unter den Anhängern des aquitanischen Herzogs Waiffrier, die sich darin verborgen hatten, anrichteten. (*Hassel.*)

CAJAZZO, Stadt und Bischofssitz mit 2750 Einw. in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro. Sie liegt auf einem Hügel am Volturno und hat ein Kastell von geringer Bedeutung. Einige halten diesen Ort irrig für das alte Calatia.†) (*W. Müller.*)

CAJEPUTÖL, oleum Caieput, s. Caieputii, wird im Großen aus den dürren Blättern des vorzüglich

†) S. Mannert's Geogr. v. Italia. Th. I. S. 774. 775., wo dieser Irrthum berichtigt wird. Das alte Calatia, eine Kolonie in Campanien, welche als kleine Republik ihren eigenen Magistrat hatte, bis sie in dem zweiten punischen Kriege von den Römern abfiel und zur Strafe dieser Treulosigkeit ihrer bürgerlichen Freiheiten beraubt wurde, ist zwischen Caserta und Maddaloni zu suchen, wo das Dorf S. Guajazzo an jenen Namen erinnert.

auf Banda und Malabar in Ostindien heimischen
mes, Melaleuca Leucodendron L. destillirt, un
Batavia und Holland zu uns gebracht. Echtes
sprünglich weißgelblich oder blaßgrün von Farbe,
durchsichtig, und dünnflüssig, überaus leicht (spec.
0, 178 bei 9° Gärtner), nicht sehr flüchtig, von
dringend campherartigem Geruch, und brennendem
terdrein' kühlendem Camphergeschmack: mit der Z
bleicht seine Farbe. Es liefert mit rauchender S
säure unter Prasseln ein weiches, gelbes Harz, m
triolöl einen braunen Balsam. Kupferhaltig s
blau, von einem Pflanzenharze gefärbt, satt gr
aus, läßt sich aber durch eine neue Destillation ga
färben. Den Kupferrückstand verräth dessen blau
bung durch wässriges Ammonium, oder ein hineing
sich überkupfernder blanker Stahl rc., — wogegen de
rückstand sich völlig in Weinalkohol auflößt. Mit eine
öle verfälscht läßt das Cajeputöl auf weißem Papie
bleibenden Fettflecken zurück rc. Der Zusatz von Rosm
läßt sich nur durch genaue Vergleichung des verdä
Öls mit einem notorisch-echten ausmitteln. Von de
Rosmarinöl und Campher nachgekünstelten kann m
Probe etwas auf Zucker tröpfeln, und dann in
auflösen, wobei sich der Campher in Flocken absch

Als ein von Luchner zuerst erwähntes, sehr kräftig
gemeines Reizmittel wirkt es arzneilich, wie andere A
besonders aber sehr ausgezeichnet bei hysterischen K
und Nervenzufällen, bei Muskel- und Magenkrämpf
nervösen Asthenien, gegen Veitstanz, Epilepsie rc., b
mungen z. B. der Zunge, beim schwarzen Staar, bei S
flüssen, bei asthenisch träger Unordnung der weib
geln, zurückgebliebener Nachgeburt, mangelnden G
wehen, endlich auch gegen Würmer innerlich und äu
innerlich zu 1—5 Tropfen u. m. auf Zucker
mit Schwefeläthergeist, ätherischer Baldriantinctur u
Äußerlich läßt man es lauwarm einreiben bei
fungen, Quetschungen und Sugillationen, bei
Schmerzen und Zuckungen nach Sehnenverletzung
Fusse, bei Lähmungen, Krämpfen, asthenischen
dungen und Stockungen, gichtischen und rheuma
Schmerzen allein, oder mit andern flüchtigen Reizm
Man gebraucht es als Reizmittel bei nervösem Ko
auf Baumwolle an das Zahnfleisch, oder den
Zahn gebracht, hebt es deren Schmerzen oft auge
lich. Bei asthenischen chron. Ophthalmien läßt
den Dunst desselben ans Auge gehen.*) (*Th. Schr*

CAJETA, griech. *Καϊάττα*, eine Stadt auf
Vorsprunge der felsigen Küste von Latium†), welch
auf der Südseite dieses Vorsprunges einen ziemli
in das Land einbiegenden Busen bildet, den Sinu
jeanus, an welchem die Städte Minturnä und S
lagen, die letztere bekantlich dicht an der Gränze C
nins; denn der über Sinnessa liegende Mons
cu trente diese Landschaft von dem neueren oder
fügten Latium, Latium Adjectum. Der Vor

*) Vgl. *J. F. Cartheuser* Diss. de Oleo Cajeput
174. 4. — *J. A. Adami* de Oleo Cajeput. Gott. 1783.

†) Nach den neuesten Messungen von Gaeta, unter
B. und 51° 12′ Länge.

von Cajeta schied die beiden Meerbusen, deren nördlicher Sinus Amycläus oder Cäcubus hieß; dem südlichen gab Cajeta selbst seinen Namen. Die Stadt Cajeta hat der Sage nach ihren Namen der hier begrabenen Amme des Pius Äneas zu verdanken; jedoch gibt es auch eine etymologische Fabel, welche das Wort *Καϊάττα* von *Καίειν* ableitet, weil die Flotte des Äneas an dieser Küste verbrant sey. Cajeta war ein unbedeutendes Städtchen, welches indessen einen guten Hafen und eine fruchtbare und reizende, mit vielen Villen bedeckte Umgegend hatte. Nicht weit von der Stadt befand sich z. B. Cicero's Formianum, die von dem südlich über dem Vorsprunge gelegene Formiä benante Villa, bei welcher der große Redner ermordet wurde. — Die neue Aussprache hat den Namen Cajeta in Gaeta verweichlicht.††) (*W. Müller.*)

CAJETAN (Thomas de Vio genant). Dieser vorzüglich durch seine Unterhandlungen mit Luther bekant gewordne Kardinal, ein gelehrter Canonist und Scholastiker, erhielt den Zunamen Cajetan von Gaiette oder Gaeta, einer Stadt im Neapolitanischen, wo er den 20. Febr. 1469 geboren war. Er trat 1484 in den Dominikanerorden, und erwarb sich bald, durch die sorgfältige Ausbildung seiner vorzüglichen Talente, Achtung. In seinem 26. Jahre wurde er Doctor der Theologie, und lehrte dieselbe zu Brescia und Pavia, wurde 1500 Generalprokurator und schon 1508 General seines Ordens, ein Amt, das er 10 Jahre lang mit großem Beifall verwaltete. Leo X. ertheilte ihm 1517 die Kardinalswürde, und sandte ihn im folgenden Jahre als seinen Legaten nach Teutschland, hauptsächlich in der Absicht, Luthers sogenanten Ketzereien Einhalt zu thun, ihn deswegen persönlich vor sich kommen zu lassen, und wenn er bei seinen ketzerischen Meinungen beharrte, ihn bis auf weitern von Rom zu erwartenden Befehl in gefänglicher Haft bei sich zu behalten. Aber Leo hatte sich in der Wahl der rechten Person geirrt, die er Luthern entgegen stellte. Zwar galt der Kardinal für einen der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, und einige hielten ihn sogar für einen Freidenker, weil er z. B. nicht glaubte, daß Eva aus einer Rippe Adams geschaffen sey, oder daß alle ungetaufte Kinder ewig verdamt wären. Allein er besaß zu viel Schuldünkel und Amtsstolz, und zu wenig Menschenkentniß und Bibelgelehrsamkeit, als daß er hätte fähig seyn sollen, einen Mann gehörig zu würdigen, der die höchste Ehre darin suchte, seiner Sache gewiß zu seyn [1]). Da er überdieß ein Dominikaner und daher Luthers Feind, dagegen Tetzels Ordensbruder war, so konnte in einem Streite über den Ablaß nicht wol ein untauglicherer Schiedsrichter gewählt werden, als dieser Kardinal. Nachdem Luther am 12. October 1518 zu Augsburg, wo der Kaiser Maximilian seit dem Julius einen Reichstag gehalten hatte, vor Cajetan erschienen war, erklärte ihm dieser, daß der Papst dreierlei von ihm fodere: erstlich sollte er sich bessern und seine Irthümer widerrufen; sodann versprechen, daß er sich künftig derselben enthalten wolle; aber auch drittens, daß er überhaupt nichts unternehmen wolle, wodurch die Ruhe der Kirche gestört werde. Luther verlangte den Beweis seiner vermeinten Irthümer; allein da der Kardinal seine Behauptungen weder aus der heil. Schrift noch aus den Kirchenvätern mit hinlänglichen Gründen zu unterstützen vermochte, sondern sich endlich blos auf den Willen des Papstes berief, dessen Ansehen über die Bibel und alle Concilien gehe; so konnte, bei einem so verschiedenen Erkentnißgrunde theologischer Wahrheiten, nichts ausgerichtet werden, und Luther berief sich, noch ehe er Augsburg verließ, von einem übel berichteten auf einen besser zu berichtenden Papst, und nicht lange nachher, mit Verwerfung aller päpstlichen Autorität, auf eine künftige Kirchenversamlung. Voll Unwillen über den mißlungenen Versuch, beklagte sich der Kardinal in einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen über Luthers Hartnäckigkeit, und verlangte dessen Auslieferung. Da er aber damit nichts ausrichtete, so geschah es vermuhlich auf seinen Rath, daß der Papst unterm 9. Nov. 1518, in einem an den Kardinal gerichteten Dekrete, die bisherigen Ablaßpredigten vollkommen bestätigte, und allen Widerspruch dagegen verbot, ohne doch Luthern zu nennen [2]).

Cajetan kehrte nach dieser verunglückten Sendung nach Rom zurück, erhielt 1519 das Bisthum Gaeta, und wurde auch in der Folge mehrmals zu Geschäften gebraucht. Seine Mußestunden waren immer den Studien gewidmet, aber erst nach seiner Unterredung mit Luthern fing er an, die Schrift mit Fleiß zu studiren, da er in früheren Jahren blos die scholastische Philosophie und Theologie, nebst der Vertheidigung der päpstlichen Hoheit zu Gegenständen seiner eifrigsten Beschäftigung gemacht hatte. Sein Tod erfolgte zu Rom den 9. August 1534. Er schrieb Commentar. in Summam Thomae. Venet. 1514. 1518 auch bei Thomae Summa. Antv. 1577; Commentare über den Aristoteles, Abhandlungen de potestate papae; de comparatione

††) S. *Virgil. Aen.* VII. 1. ff. Über die Abl. von *Καίειν* Sext. Aurel. Vict. de Orig. gent. Rom. Eine dritte Erklärung hat *Strabo* V. p. 356., wonach *Καϊάττα* lakonisch sey und Vertiefung heißen soll. Über den Hafen *Cicero* pro leg. Man. c. 10. Über das Formian. Plut. Vit. Cic. fin. Appian. Bell. Civ. IV. 19. Val. Max. I. 4. Vgl. Mannert Geogr. v. Ital. I. p. 681. 82.

1) Luther sagt daher selbst 1520 in einem Schreiben an den Papst: „Mit einem einzigen Wörtlein hätte er leicht können Frieden stiften, als ich damals versprach, still zu schweigen und meiner Sache ein Ende zu machen, wenn den Widersachern eben das befohlen würde. Aber der ruhmrätbige Mensch war damit nicht zufrieden, sondern fing an, meine Feinde zu rechtfertigen, ihnen Freiheit einzuräumen, und mir den Widerruf zu befehlen. Da nun die Sache am besten Ort war, ist es hier fürwahr durch dessen ungestüme Tyrannei weit schlimmer worden." Luthers Schr. 15. Bd. 941.

2) Luther selbst ertheilt ausführliche Nachricht von seiner Unterredung mit dem Kardinal: Luth. Opp. lat. T. I. 164 sq. Anfangs war er mit Cajetan sehr zufrieden, denn er sagt l. c.: „Susceptus fui a Rev. D. Cardinale Legato satis clementer, ac prope reverentius; vir enim est omnibus nominibus alius, quam hi fratrum venatores robustissimi." M. s. auch *C. F. Börneri* Diss. de colloquio Lutheri cum Cajetano. Lips. 1722. 4. und unter seinen gesammelten Dissertationen, Löschers Acten und Dokumente der Reform. 2. Th. 11. Kap. 435. Riederers nützl. u. angen. Abhandl. 392. Hoffmanns Ref. Hist. Leipz. 55. Schröckhs Kircheng. seit d. Ref. 1. Th. 152. Roscoe Leben Leo X. im 2ten Bde. Daß Cajetans Verfahren mit Luthern selbst dem röm. Hofe misfallen habe, sagt Sarpi in Hist. concil. Trident. lib. I. 22.

papae et concilii etc. gesammelt Lugd. 1541. Vol. V.; 1581. Vol. III.; Antv. 1612. fol. Sein Hauptwerk aber sind Comment. in s. script. Lugd. 1639. Vol. V. fol. mit seinem Leben von Fanseca. Unbekant mit den orientalischen Sprachen, ließ sich Cajetan von einem Rabbiner und einem Christen eine wörtliche Übersetzung des alten Testaments verfertigen, wich in seinen Erklärungen öfters von den Kirchenvätern ab, suchte nur den Wortverstand, warf der Vulgata viele Fehler vor, bediente sich beim neuen Test. des Textes und der Noten des Erasmus, und ließ die Offenbarung Johannis unerklärt, weil man ihren Verstand nur errathen könne. Alle diese Neuerungen zogen ihm heftigen Widerspruch zu, besonders von Seiten des Dominikaners Ambr. Catharinus, der es auch dahin brachte, daß die Sorbonne aus Cajetans Erklärungsschriften eine Anzahl Stellen aushob, welche sie falsch und ungereimt, zum Theil ketzerisch nent [3]).

Unter mehren gelehrten Ordensmännern, die unter dem Namen Cajetan bekant wurden, sind, in literarischer Hinsicht, am bemerkenswerthesten: Constantin Cajetan, ein Sohn des Marquis von Sortino, Prinzen von Cassano, geboren zu Syrakus 1560. Er trat zu Catanea in den Benedictinerorden, wurde Abt von St. Baronte in der Diöces von Pistoja, Aufseher der vatikanischen Bibliothek in Rom unter Clemens VIII., und starb den 17. Sept. 1650. Er lieferte dem Baronius viele Beiträge zu seinen Annalen, edirte die Werke des Kardinals Damian (Petri Damiani Opp. collect. ac arg. et notatt. illustr. Romae. 1606—1640. Vol. V. fol. öfter), und schrieb vieles andere, vornemlich viele Biographien gelehrter Benedictiner oder solcher Ordensmänner, die er für Benedictiner erklärte, weil sie etwa einige Zeit in einem Benedictinerkloster gelebt hatten. „Ich fürchte, sagte daher einmal der Kardinal Cabellucci, er wird noch den heil. Petrus zu einem Benedictiner machen" [4]). — Octavius Cajetan, ein Jesuit, geboren zu Syrakus den 22. April 1566, gestorben zu Palermo den 8. März 1620, war ein fleißiger Forscher in den kirchlichen Alterthümern seines Vaterlandes, rühmlich bekant durch die lange nach seinem Tode gedruckten Vitas sanctorum Siculorum. Panormi. 1657. Vol. II. fol und Isagoge ad hist. sacram Siculam. Ib. 1707. 4. wieder abgedruckt im 10 Bde. von Graevii Thesaur. antiq. [5]). — Heinrich Cajetan, aus dem Hause Sermoneto, wurde 1585 Kardinal, und von Sixtus V. in eben diesem Jahre als Legat nach Frankreich geschickt, wo er durch seine Herrschsucht in viele Streitigkeiten verwickelt wurde. In der Folge kam er als Legat nach Polen, und 1599 starb er im 49. Jahre. Während seines Aufenthaltes in Frankreich ließ er mehre, den Zweck seiner Sendung betreffende, Schriften drucken [6]). — Aus dem berühmten italiänischen Geschlechte Cajetano auch Gaetano, welches seinen Ursprung aus Spanien ableitet, und seinen Namen von der Stadt Gaeta führt, wo es sich niederließ, sind ebenfalls mehre angesehene Geistliche, Kardinäle und ein Papst (Bonifacius VIII.) hervorgegangen [7]). (*Baur.*)

Cajulacca, s. Gummilack.

CAIUS, CAIA, römische Pränomina, über deren Rechtschreibung und etymologische Bedeutung mannigfach gestritten worden. Was die erstere anbetrifft, so hat sich in neuerer Zeit ziemlich allgemein die Sitte gebildet Gaius und Gaia zu schreiben, gestützt theils auf eine Äußerung Quinctilians, theils auf die Aussprache der Griechen und des spätern Lateins, wol auch mit Berufung auf die alphabetische Anordnung der Fragmente des Festus und Paulus Diaconus. Nun ist es zunächst ohne Zweifel, daß, bevor noch der Buchstabe G in die lateinische Sprache übertragen worden [1]), Caius geschrieben werden mußte. Daß aber diese Orthographie nach der Zeit des Carvilius Spurius sich geändert, sagt Quinctilian nirgends. Er handelt in seinen oratorischen Institutionen I. 4. über die der Schreibart oft nicht entsprechende Aussprache einiger Wörter (quid quae *scribuntur* aliter quam *enuntiantur*), und fährt dann fort: „Nam et Caius C littera notatur, quae inversa Ɔ mulierem declarat; nec Cneius eam litteram in praenominis nota accipit, qua sonat," eine Bemerkung, welche sich auch bei Terentianus Maurus [2]) und Diomedes [3]) findet. Gründet man hierauf, wie häufig geschehen ist, die Behauptung, es sey für das Pränomen Caius die nota nicht G sondern C; so läßt sich nicht allein aus Inschriften [4]) und Noten-Registern [5]) das Gegentheil beweisen, sondern, auch abgesehen hievon, ist der Sinn Quinctilians entschieden ein anderer. Notari nämlich bildet in jener Stelle lediglich den Gegensatz des voraufgegangenen enuntiari, und ist also dahin zu erklären: es werde der Name Caius ausgesprochen, als sey er Gaius geschrieben, was bei der großen, von den Alten selbst bemerkten Verwandtschaft [6]) der Buchstaben C und G nicht wundersam erscheint, und zugleich weder die auf Inschriften [7]) und in Manuscripten [8]) vorkommende

3) S. *Du Pin.* bibl. des aut. eccles. T. XIV. 123. T. XVI. 3. *Simon.* hist. crit. du v. Test. 319. 419. Ej. hist. crit. du n. T. 537. Ej. critique de la Bibl. de du Pin. T. II. 91. *Struvii* collect. manuscr. T. I. fasc. VII. 32. Cotta ad Gerhard. T. VIII. 248. Meyers Gesch. der Schrifterkl. 2. Bd. 551. — Von Cajetans Leben, s. Quetif und Echard in Scriptt. ord. Praedic. T. II. 14. *Toulon* hist. de l'ordre de S. Dom. T. IV. *Papadopoli* hist. gymn. Patav. T. I. 3021. 4) Mongitore bibl Sicula. Mém. de Niceron T. XXV. 202. Biogr. univ. T. VI. (von Tabaraud). 5) Sein Leben bei der erwähnten Isagoge und bei Mongitore l. c. Alegambe bibl. scriptt. Soc. Jesu. P. Burmann in praef. ad Part. I. Thesaur. Sic.

6) Am ausführlichsten handelt von ihm Villenave in der Biogr. univ. T. VI. von seinen Schriften s. Adelungs Zus. zum Jöcher 2. B. S. 21. 7) Von diesem Geschlechte s. die Fortsetz. des allg. hist. Lex. Leipz. 1740. fol. s. v. Cajetano.

1) *Plutarch.* Quaest. Roman. c. 54. Vol. VIII. p. 344. Hutten. „ὀψὲ γὰρ ἐχρήσαντο τῷ γάμμα Καρβιλίου Σπορίου προσεξευρόντος." Vgl. *Terentianus Maurus* ap. Putschium p. 2402.; *Ausonii* idyll. de litteris v. 25.; *Diomedes* ap. Putschium p. 418.; *Terentius Scaurus* de orthographia ap. Putschium p. 2253.; *Mar. Victorinus* ap. Putschium p. 2468. 2) ap. Putschium p. 2402. 3) ap. Putschium p. 408. 4) *Gruter.* p. 250.; Vgl. *Scip. Maffei* osservazioni Letterarie T. IV. p. 356. 5) Notae iuris a Magnone collectae ap. Putschium p. 1555.; *Petrus Diaconus* de notis litterarum ap. Putschium p. 1589. 6) *Plutarch.* Quaest. Roman. c. 54 Vol. VIII. p. 344. Hutten. — Vgl. *Isidor.* origg. I. 26. p. 838. Gothofr. 7) *Gruter.* p. 574. 8) Z. B. MS. Pand. Florent.; MS. Leg. Rom.

Schreibart Gaius, noch die Stellung des Wortes unter den Buchstaben G beim Paulus Diaconus [9]) auffallend seyn läßt. — Auf die Etymologie unseres Pränomen glaubte man um so größere Aufmerksamkeit wenden zu müssen, als man nur mit Hilfe derselben eine bei den hochzeitlichen Gebräuchen der Römer hergebrachte Formel erklären zu können vermeinte. Nach einer Notiz Plutarchs [10]) nämlich pflegte die in das Haus ihres künftigen Gatten geführte Braut die Worte auszusprechen: UBI. TU. CAIUS. EGO. SUM. CAIA (*Ὅπου συ Γάϊος, ἐγὼ Γαῖα*). Man bemüht sich nun aus Hesychius, dem Etymologen und Eustathius [11]) darzuthun, daß *γαῖος* gleichbedeutend sey mit *ὁ ἐργάτης βοῦς*, und meint, daß, da so vieles vom Ackerbau symbolisch auf die Ehe-Cerimonien übertragen worden, durch jene Formel die Vereinigung der Eheleute unter ein Joch angedeutet werden solle. Plutarch selbst macht dergleichen künstliche Erklärungen überflüssig. Jene Worte sollen lediglich die mit der Ehe beginnende individua vitae consuetudo bezeichnen (*ὅπου σὺ κύριος καὶ οἰκοδεσπότης, καὶ ἐγὼ κυρία καὶ οἰκοδέσποινα*); die gebrauchten Nomina aber, waren hier den römischen Juristen, vielleicht mit Bezug auf die durch die Tradition als wackere Hausfrau geschilderte Caia Cäcilia oder Tanaquilis [12]), Gemalin des Tarquinius Priscus [13]) oder eines der Söhne [14]) desselben, eben so gebräuchlich, wie anderweitig schon seit Gallus Aquilius Zeit die Benennung eines Gläubigers und Schuldners durch Aulus Agerius (?Geldsamler) und Numerius Negidius (?Geldläugner). Aus jenem allgemeinen Gebrauch aber wird die Spötterei Cicero's [15]) deutlich, es hätten die Juristen „quia in alicuius libris exempli caussa id nomen invenerant," geglaubt „omnes quae coemtionem facerent Caias vocari;" eine Stelle, wodurch keineswegs die Beschränkung des Gebrauchs jener alten Formel auf die durch coemtio begründete Ehe mit in manum conventio bewiesen werden kann [16]). — Nicht zweifelhaft ist, wie man wol angegeben findet [17]), das Metrum des Pränomen: Caius, Caia. Es ist zweisilbig [18]), wie Worte mit ähnlicher Endigung, z. B. Eneius, Pompeius u. s. w.; die vorkommende [19]) Auflösung in drei Sylben ist poetische Licenz.

So häufig Caius als Pränomen namhafter Personen in der römischen Geschichte vorkomt [20]), so findet sich doch nur bestimt ein Beispiel, wo dieser Name an der Stelle des Nomen eines Mannes erscheint: nämlich beim Rechtsgelehrten Caius, welcher nicht, wie wol geschehen, mit Caius Cassius Longinus verwechselt werden darf.

Caius hat bis auf die neuesten Zeiten zu den bekanntesten und zugleich unbekanntesten Schriftstellern gehört. Allbekant nämlich war sein Name, erwähnt mit Papinian, Ulpian, Paulus und Modestinus unter denjenigen Juristen, deren Schriften unter Valentinians III. Regirung gesetzliches Ansehen erhielten (Vgl. Citir-Gesetz); allbekant ferner dadurch, daß wir wußten, es sey ein Werk dieses Mannes, welches neu redigirt durch Kaiser Justinian, noch jetzt die Grundlage des juristischen Unterrichts bildet. Unbekant dagegen waren die Lebensverhältnisse jenes von keinem der juristischen Schriftsteller aus der Zeit bis auf Alexander Sever, ja auch von keinem der spätern, erwähnten Rechtsgelehrten, und so schwankend insbesondere die nähern Angaben der Periode, welcher er angehört, daß man ihn bald in die Zeiten der Republik verwiesen, und hier den Q. Mucius und Serv. Sulpicius zu seinen Lehrern gemacht hat [21]), bald in die Zeiten Caracalla's, auch des Theodosius und Arcadius [22]), wol gar des Kaisers Justinian [23]). Die erste auf eine falsche Lesart und Interpretation von Pomponius de origine juris §. 42. und §. 44. gestützte Meinung, bedarf eben so wenig wie die beiden letztern Angaben einer besondern Widerlegung, welche einzig und allein entweder auf interpolirte Stellen der Lex Romana Visigothorum, oder darauf sich stützen, daß Justinian wiederholt Caius, „noster Caius" genant hat. Dagegen waren es keine schlechthin verwerflichen Gründe, welche namentlich Fr. Karl Conradi [24]) und unabhängig von diesem, früherhin Hugo [25]) bestimmten, Caius der Regirung des Kaisers Caracalla zu überweisen. Faßt man indessen die schon vorhandenen Beweismittel [26]), mit den neu entdeckten Institutionen des Caius zusammen, so ergibt sich, daß Caius unter den fünf Juristen des Citirgesetzes chronologisch der älteste ist, daß seine Jugend in die Zeit Hadrians fällt, daß er aber noch unter Marc Aurel gelebt hat [27]). Das erstere beweißt das Fr. 7. pr. de rebus dubiis (XXXIV, 5.). „Nostra aetate", erzählt hier Caius, „Serapias Alexandrina mulier ad Divum Hadrianum perducta est, cum quinque liberis, quos uno foetu enixa est." Dieses Factum, welches freilich nach Capitolinus [28]) unter Antoninus Pius sich ereignet, bestätigen ausführlich Paulus [29]) und Phlegon

---

Visigoth. Wurceb. nunc Monac. Vgl. Hufeland vorläufige Nachrichten über die jurist. Schätze der würzburger Bibliothek S. 65. 9) p. 292. Gothofred. p. 158. Dacier. 10) Quaest. Roman. c. 30. Vol. VIII. p. 330. Hutten. 11) Ad Il. p. 142, 42 Basil. 12) Vgl. Plutarch a. a. O.; (*Valerii Maximi*) Fragmentum de nominibus p. 498. Bipont.; *Festus* v. Gaia. 13) *Plinius* natur. histor. VIII. 74. 14) Plutarch a. a. O. 15) pro Murena c. 12. 16) Vgl. *Grupen* uxor Romana p. 210. 17) Z. B. in *Gesner's* Thesaurus. 18) *Ausonius* epigr. LXXV. v. 5. 19) *Martial*. IX. 94. 20) *Jo. Glandorp* onomast. histor. Roman. p. 184. hat sie aufgezählt. 21) Z. B. *Hieron. Cagnolus* ad Fr. 2, de O. J. 22) Vgl. *Hieron. Aleander* in praef. ad Caii institutiones ap. *Schultingium* post ipsius praefat. typ. expressa. 23) Vgl. *Hotomannus* ad prooem. instit. §. 6. und §. 4. de nuptiis. 24) Obs. de vera aetate Caii Jcti, in den Actis Eruditor. 1727. m. Februar. p. 59—67.; Vindiciae observationum de vera Caii aetate, in den Parerga Lib. II. p. 279—292. 25) Caius ein Zeitgenosse Caracalla's, im Civil. Magazin Bd. II. Heft III. p. 358—378. 26) *Gu. Ant. Henr. Dittmar* de nomine, aetate, studiis ac scriptis Caii Jcti Romani Spec. I. (Lipsiae 1820. 4.) p. 124 sqq. 27) Note sur l'époque où Gaius a vécu par *M. Lauth*, in der Thémis ou bibliothèque du Jurisconsulte; Tom. I. Livr. 3. p. 294—295. 28) Vita Pii c. 9. — „uno partu mulieris quinque pueri editi sunt." 29) Fr. 5. si pars hereditatis petatur (V, 4). — „Laelius scribit, se vidisse in palatio mulierem liberam, quae ab Alexandria perducta est, ut Hadriano ostenderetur, cum quinque liberis, ex quibus quatuor eodem tempore enixa, inquit, dicebatur, quintum post diem quadragesimum."

Trallianus[30]). Die letztere Annahme hingegen erheben die echten Institutionen des Caius zur Gewißheit. In diesen nämlich findet sich keiner der vielen Rechtssätze, die erst seit der Mitte der Regirung des Kaisers Marc Aurel oder unter Septimius Severus entstanden sind, und die neuesten Juristen, welche angeführt werden, sind Priscus Javolenus und Salvius Julianus[31]), beide aus der Zeit Traians und Hadrians. Daß aber Caius unter Marc Aurel wirklich noch gelebt, zeigt Fr. 9 ad Sctum Orfitianum (XXXVIII, 17.), wo einer oratio des lebenden Kaisers gedacht wird[32]), welche nach Capitolinus[33]) dem Marc Aurel zugeschrieben werden muß. — Weniger bestimt läßt sich etwas über das Vaterland des Caius, sein etwaniges Pränomen, seine gens anführen. Daß er ein Landsmann Justinians gewesen[34]), liegt keineswegs in dem schon erwähnten Beisatz noster, womit der Kaiser ihn anführt, und eben so wenig kann die aus den Fragmenten seiner Schriften hervorgehende Bekantschaft mit der griechischen Sprache, Griechenland zu seinem Vaterland machen[35]). Daß ferner Caius nur diesen einen Namen gehabt, ist allerdings gegen die gewöhnliche römische Sitte; allein die verschiedenen Meinungen, nach denen er bald Cneius Caius[36]), oder Titius Caius[37]), auch Caius Bassus[38]), bald, was noch am wahrscheinlichsten ist, Caius Cassius[39]) geheißen, sind durch nichts über die große Zahl gewagter Vermuthungen ähnlicher Art erhoben worden. — Mehr läßt sich von den Schriften unseres Juristen beibringen, welche theils im Original, theils nur fragmentarisch auf uns gekommen sind. Was die letztern anbetrifft, so gibt uns der Index Florentinus von den Werken, aus welchen Justinians Gesetzcommission 535 Bruchstücke[40]) in die Consummation aufgenommen hat, folgendes Verzeichniß: 1) Ad edictum provinciale[41]) Libri XXXII.; 2) Ad leges seu ad legem Juliam et Papiam Poppaeam libri XV.; 3) Ad edictum urbicum seu ad edictum praetoris urbani libri X.; 4) Aureorum seu rerum quotidianarum libri VII.[42]); 5) *Δωδεκαδέλτου βίβλια ἕξ*, seu ad legem duodecim tabularum libri VI.[43]); 6) Institutionum libri quatuor; 7) de verborum obligationibus libri III.; 8) De manumissionibus libri III.; 9) Fideicommissorum libri II.; 10) De casibus liber singularis; 11) Regularum liber singularis; 12) Dotaliciorum liber singularis; 13) De formula hypothecaria (auch: Ad formulam hypothecariam) liber singularis. Hinzuzufügen sind noch: 14) Ad edictum aedilium curulium libri; 15) Ad legem Gliciam liber singularis[44]); 16) Ad Sctum Orfitianum liber singularis; 17) Ad Sctum Tertullianum liber singularis; 18) Regularum libri III. — Von all diesen Werken sind hier insbesondere die Institutionum commentarii quatuor auszuzeichnen, welche in der Geschichte des juristischen Studiums der Römer und der neuern Zeit, freilich aus verschiedenen Gründen, Epoche machen.

Diese Institutionen des Caius enthalten eine wissenschaftlich angeordnete Übersicht des römischen Privatrechts, welche höchst wahrscheinlich ihrem Verfasser eigenthümlich ist, und wol schwerlich dasjenige System befolgte, welches schon Servius Sulpicius (*Cicero* Brut. c. 41.) zugeschrieben wird. In vier Bücher zerfallend, enthält das erste die Lehre von den Familienverhältnissen, das zweite und dritte die Lehre von den Vermögensverhältnissen (Res et obligationes), das vierte endlich die Lehre von den Actionen. Diese Institutionen wußten sich vor ähnlichen Werken Eingang beim Unterricht in der Jurisprudenz zu verschaffen, und bildeten in den römischen Rechtsschulen, unstreitig mit Zuziehung neuerer ergänzenden Bücher, die Grundlage der Vorlesungen in Constantinopel und Beryt beim juristischen Studium des ersten Schuljahrs. Daher erklärt sich ihre Umarbeitung unter der westgothischen Herrschaft, so wie die neue Redaction derselben auf Kaiser Justinians Befehl durch Tribonian, Theophilus und Dorotheus, welche freilich bei ihrer Arbeit nicht nur die res quotidianae des Caius, sondern auch die Institutionen Marcians und neuere kaiserliche Gesetze benutzten. — Von diesen Institutionen des Caius kannten wir nun bis zum J. 1816 lediglich, nächst der westgothischen Bearbeitung, Fragmente theils in der Legum Mosaicarum et Romanarum collatio, und den Pandekten, theils beim Boethius in seinem Commentar zur Topik Ciceros und beim Priscian. Das Originalwerk war uns verloren, und gewiß auch dem ganzen Mittelalter unbekant, wenn gleich Cynus eine Stelle des echten Caius in seinem Commentar zum Codex anführt[45]), welche er von seinem Lehrer Jac. a Ravanis erhalten haben will, indem dieser letztere unstreitig aus Boethius geschöpft hat[46]). Erst Niebuhrs günstigem Geschick war es vorbehalten, die echten Institutionen des alten Juristen gerade zu einer Zeit wieder aufzufinden, wo ein lebendiger Eifer für das

---

30) De mirabilibus c. 29. p. 105. Franz. 31) III. §. 70. — II. §. 218. §. 280. 32) Sacratissimi principis nostri oratione cavetur, ut matris intestatae hereditas ad liberos, tametsi in aliena potestate erunt, pertineat. 33) Vita *M. Antonini* Philosophi c. II. — Leges — addidit — de bonis maternis, et item de filiorum successionibus pro parte materna. 34) *Ant. Augustinus* de nominibus propriis *τοῦ πανδέκτου* Florentini; in Opp. I. p. 231. not. a); ap. Otton. I. p. 104. 35) *Fr. Connanus* comment. jur. civil. Tom. I. p. 23. ed. Neap. 1724. 36) Dittmar a. a. O. p. 45. 37) z. B. *Menagius* amoenitt. jur. civil. c. 43. p. 430 ed. noviss. — *Maiansius* lib. IV. epistolar. II. p. 185. sqq. ed. Lips. 38) Diese Meinung beruht auf der falschen Lesart bei Gellius II. 4., wo es heißen muß Gavius Bassus. Vergl. *Macrobius* I. 9. 39) Puchta über den Namen des Juristen Caius; Civ. Abhandlungen (Berlin 1823. 8.). S. 167 folgg. — Die Meinung ist nicht neu; sie findet sich schon bei *Guido Pancirollus* de claris legg. interpp. p. 40 und im thesaur. var. lectt. II. c. 23. — Vergl. *Eberlinus* de origine juris. p. 424. 40) Vergl. *Wieling* jurisprudentia restituta, p. 8 folg. 41) Dieser Titel komt sonst nicht vor. 42) Vergl. Göschen über die res quotidianae des Gajus, in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. Bd. I. S. 54 — 77; Hugo's 9te Rechtsgeschichte. S. 728. 43) *Ant. Crabreras de Avendaño* interpretatio ad Ictum Gaium lib. I. ad Leges XII. tabb. Madriti 1638. 4. 44) Dieser Titel ist zweifelhaft; er findet sich Fr. 4. de inofficioso testamento (V, 2.). Vgl. *Bynkershoek* observatt. II. 12. 45) Ad L. un. Cod. de usucapione transformanda. Opp. p. 439 ed. Francof. a. 1578. 46) Vgl. *Schulting* jurisprudentia vetus antejustinianea. p. 54.; Hugo's 2te Geschichte des römischen Rechts seit Justinian. S. 107.

Studium der Rechtsquellen erwacht war[47]). Als nämlich in dem genannten Jahre der berühmte Verfasser der römischen Geschichte zur Übernahme der ihm beim päpstlichen Stuhle anvertrauten Gesandtschaft nach Rom sich begab, fiel ihm bei seinem Besuch der Bibliothek des Domcapitels zu Verona, ein mit Nro. XIII. bezeichneter Codex auf Pergament, Schriften meist Episteln des heil. Hieronymus enthaltend, in die Hände, unter dessen gegenwärtigen Schriftzügen er zuerst*) das Werk eines alten Juristen entdeckte. Der Schwierigkeit des Lesens ungeachtet, gelang es Niebuhr mit Hilfe einer Galläpfeltinctur nicht allein ein Blatt des Codex (fol. XLVII.) zu entziffern, sondern außerdem auch zwei de jure fisci handelnde Pergamentstücke (s. Fragmentum veteris Jcti de jure fisci) abzuschreiben, samt einem einzelnen von den Präscriptionen und den Interdicten sprechenden nicht rescribirten Blatt[48]), — Überreste alter Codices welche theils schon früher Scipio Maffei[49]) bekant gemacht hatte, theils Haubold um die nämliche Zeit des Wiederfindens herauszugeben im Begriff war[50]). Das Gefundene erkannte Savigny, dem es überschickt worden, sogleich mit Ausnahme der Blätter de jure fisci, als Überreste der Institutionen des Caius, und behauptete auch, was sich späterhin vollkommen als richtig bewährte, den Zusammenhang der rescribirten Blätter des Codex Nro. XIII. und des nicht rescribirten Blattes de interdictis. Auf seine Veranlassung hauptsächlich geschah es, daß die Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Professoren Göschen und Becker im Mai 1817 zur weitern Entzifferung des Gefundenen nach Verona sendete, eine Arbeit, bei welcher nach Becker's Abgang besonders der jetzige Professor Bethmann Hollweg zu Berlin hilfreiche Hand leistete. Die Arbeit selbst mußte bei der eigenthümlichen Beschaffenheit des Codex mit den mannigfaltigsten Beschwerden verknüpft seyn. Die Handschrift[51]) nämlich welche aus 127 Blättern in Quartformat besteht, ist an einigen Stellen doppelt rescribirt; die alte Schrift, der vorjustinianischen Zeit angehörend[52]), Unzial und voller Siglen, ist, wenn auch nicht, wie Göschen meint, abgekratzt, doch überall abgewaschen, und die neuen Schriftzüge laufen die früheren deckend darüber hin. Dennoch gelang es, ein Neuntel des Codex ausgenommen, das Vorhandene, — an welchem nach einer scharfsinnigen Combination Hollwegs nur drei Blätter fehlen, um es ganz zu vervollständigen[53]), — ganz zu entziffern, und auch eine neue Revision des Codex, welche der Professor Blume in den Jahren 1821 und 1822 vorgenommen[54]) hat, troß der größten Sorgfalt und Genauigkeit, nur in wenigen Stellen eine bedeutende Nachhilfe herbeigeführt[55]). Mit der Herausgabe des Gefundenen beauftragt, hat Göschen diese Aufgabe auf eine Art gelöst, daß man mit vollem Rechte behaupten kann, es erfreue kein anderer Schriftsteller des Alterthums sich einer ähnlichen Editio princeps[56]), und es ehre das hier Geleistete, ein Musterbild für alle Arbeiten ähnlicher Art, deutsche Gelehrsamkeit und namentlich die Gesamtheit der deutschen Rechtsgelehrten vor ganz Europa. Was aber durch Caius erschlossen worden, bietet uns mehr Gewinn, als Alles, was der Fleiß der franz. Schule von Bruchstücken ähnlicher Art uns errettet, und nur diejenigen können hierüber im Zweifel befangen seyn, welche entweder gränzenlose Erwartungen gehegt, oder aber gerade über ihnen liebgewordene Gegenstände nicht den längst gewünschten Aufschluß in der neu eröffneten Rechtsquelle gefunden. Einen Überblick des Gewinns hat uns Schrader gegeben[57]); von reicher Ausbeute zeugen Hugo's Rechtsgeschichten[58]), Hollwegs treffliche Monographie de caussae probatione[59]), und zahlreiche Stellen der Schriften deutscher Rechtsgelehrten des kaum vergangenen Lustrum. Berichtigungen des Textes, zum Theil bei der neuen zweiten Auflage des Caius vom J. 1825 benutzt, haben Brinkmann[60]), Unterholzner[61]) und Dirksen[62]) in besondern Abhandlungen geliefert. Einen fortlaufenden und erschöpfenden Commentar hat man wiederholt

---

47) Die vollständige Literatur üb. d. Gesch. der Entdeckung ist diese: von Savigny neu entdeckte Quellen des römischen Rechts, in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft Bd. III. S. 129—40. Hugo in den G. G. A. 1816. St. 202. S. 2009 folgg.; Göschen's Bericht in den Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus den Jahren 1816—17. (Berlin 1819. 4.) S. 307 folgg. Übersetzung dieses Berichts von Dr. Lauth in der Thémis Tom. I. Livr. 3. p. 287—293.; Haubold u. Göschen in der L. L. Z. 1816. Sp. 2529 folg.; 1817. Sp. 2641 folg.; *Goeschenii* praefatio ad Caii institutionum commentarios (Berol. 1820. 8.). p. VIII—XVIII.; Hugo in G. G. A. 1817. St. 61. S. 601 folg. (*Inazio Conte Bevilacqua Lazise*) Notizia d'alcuni frammenti di antica Giurisprudenza Romana scoperti nell' anno MDCCCXVII. fra i Codici della biblioteca del Capitolo Canonicale in Verona. Vicenza 1817. 8.; vergl. Hugo in G. G. A. 1818. St. 186. S. 1849. *) Den Codex als einen Palimpsestus kannte schon Maffei; allein der frühere Inhalt war ihm gänzlich fremd. Vergl. *Goeschenii* praefatio, p. XI. 48) Diese Blätter finden sich in der Bibliothek unter einem Convolut verschiedener Überreste alter Manuscripte, unter der Aufschrift: Vetera Paralipomena MSS. Codicum Capituli Veronensis a Joh. Jacobo de Dionysiis Veronensi canonico in unum collecta 1758. 49) Er erwähnt beide: Verona illustrata. Parte terza. Verona 1732. 8. c. 7. p. 464.; und hat beide dem größten Theil nach abgedruckt in seinen opuscoli ecclesiastici. Trento. 1742. fol. p. 56 — 94. 50) Notitia fragmenti Veronensis de interdictis. Lipsiae 1816. 4. Vergl. Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft Bd. III. S. 358—388. 51) *Goeschenii* praefatio. p. XIX — XXVII. 52) Kopp über das Alter der veronesischen Handschrift des Gajus, in der Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaft. Bd. III. S. 473—481. *Goeschenii* praefatio. p. XXXVII. 53) *Goeschenii* praefatio. p. XXXIII. 54) *Fr. Blume* iter Italicum. Bd. I. (Berol. 1824. 8.) p. 261 folg. 55) Vergl. *Goeschenii* praefatio ad secundam Gaii editionem. 56) Gaii insitutionum commentarii IV. E codice rescripto bibliothecae capitularis Veronensis auspiciis Regiae scientiarum Academiae Borussicae nunc primum editi. Accedit Fragmentum veteris Icti de jure fisci ex aliis ejusdem bibliothecae membranis transscriptum. Berolini apud G. Reimer. MDCCCXX. 8. — Vgl. Hugo in G. G. A. 1821. St. 202.; *Ruga* Giornale arcadico. T. XIII. (Roma 1820. 8.) p. 1—15. 57) Was gewint die römische Rechtsgeschichte durch Cajus Institutionen? Heidelberg, 1823. 8. 58) Von der sechsten (1818) bis neunten Auflage (1824). 59) Berolini 1820. 8. 60) Notae subitaneae ad Caii institutionum commentarios. Slesvici 1821. 8. 61) Conjecturae de supplendis lacunis, quae in Gaii institt. comment. IV. occurrunt. Vratislaviae 1823. 8.; vergl. *Dupont* restitutions de quelques passages corrompus du IVe livre des commentaires de Gajus, in der Thémis Tom. VI. Libr. II. p. 86—100. 62) Beiträge zur Kritik einzelner Stellen in des Cajus Institutionen; in den Versuchen zur Kritik

von Frankreich aus versprochen[63]), ohne daß man etwas anderes bisher gegeben, als einen fehlerreichen Nachdruck des Textes[64]), und eine Caius und Justinians Institutionen mit einander vergleichende Ausgabe der letztern[65]). Dagegen hat Deutschland zu den Hauptmaterien Scholien vom Dr. Gans erhalten[66]), Holland einen Commentar zum vierten Buch von Dupont[67]), welche beide, wenn gleich nicht frei von Selbstachtung, dennoch nicht zu dem bodenlosen Dünkel sich erhoben haben, ihre Arbeiten eine „erste vollständige Benutzung des Caius" zu nennen. — Einen umfangreichen Wort-Index hat Elvers gefertigt[68]).

Es bleibt noch übrig von dem oben schon erwähnten westgothischen Caius zu sprechen, welcher in die **Lex Romana Visigothorum** aufgenommen, hier völlig umgeschrieben worden ist. Während nämlich bei den übrigen Stücken des Breviarium nur von einem Auszug und einer Interpretation, nicht aber von einer Abänderung des vorgefundenen und recipirten Textes selbst die Rede ist, hat man bei den Institutionen des Caius alle nothwendigen Abänderungen in den Text mit aufgenommen, weshalb sich denn auch bei ihm keine besondere interpretatio hinzugefügt findet[69]). Die Entstellung des Originals ist dadurch natürlich eine sehr bedeutende geworden, wie sich denn z. B. aus diesem epitomirten Caius niemals hätte nachweisen lassen, daß Caius, was in dem echten Werke zu wiederholten Malen geschieht, sich offen zu der Schule der Cassianer bekent[70]), und also nicht ein s. g. Herciscundus ist[71]). Die Handschriften des Breviarium haben fast ohne alle Ausnahme[72]), wie namentlich die Münchener, Savigny'sche, Ottobonische, Leydener, Gothaische, ein Buch aus den commentarii quatuor des Caius gebildet, während die Ausgaben, welche nach und nach um 67 Fragmente aus Boethius, Priscian, der Collatio und den Pandekten sich bereichert haben, gewöhnlich zwei Bücher unterscheiden, zuweilen indessen auch, wie Hieron. Aleander (Venet. 1600. 4.) und Jac. Oisel (Lugd. Batav. 1658. 8.) den Text in drei oder vier Bücher abtheilen[73]). Die editio princeps dieses epitomirten Caius hat Alm. Bouchard, Paris 1525. 4. in Verbindung mit *Pauli* sententiae receptae besorgt[74]). Erst 1529 folgte Caius mit der ganzen Lex Romana Visigothorum von Sichard, Basel 1528. fol.[75]). Von den spätern Ausgaben verdienen die in der Samlung des Franz Pithöus vom J. 1586[76]), so wie die Recensionen von Schulting 1717[77]), und von Haubold 1815[78]) ausgezeichnet, und unter den Commentatoren, nächst Aleander und Oisel, deren Noten Schulting wieder aufgenommen hat, Memman[79]) und Clifford[80]) genant zu werden. — Bemerkenswerth ist übrigens noch, daß in den **Summae Legum** des **Petrus Aegidius**, **Antwerpen 1517. fol.**[81]), der in diesem Werke vorherrschenden Behandlungsart zufolge der epitomirte westgothische Caius abermals epitomirt erscheint. (*Pernice.*)

CAJUS, römischer Bischof vom J. 283 bis 296, ein Verwandter des Kaisers Diocletian*), soll eine Zeitlang in besonderer Gunst bei ihm gestanden und dessen Gemalin Serena heimlich zur Annahme des Christenthums bewogen, später aber sich dadurch Diocletians Haß zugezogen haben, daß er seine Nichte Susanna (die nachmals unter die Heiligen kam) bewog, die Hand des Mitkaisers Galerius, des Schwiegersohns Diocletians, auszuschlagen. Die Kirche hat ihn durch Diocletian den Märtyrertod erleiden lassen, wiewol hierüber eben so, wie über seine kirchlichen Anordnungen, die Quellen sehr unzuverlässig sind**). (*Voigt.*)

CAKILE Tourn., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Kreuzblumen und der 15. Linné'schen Klasse. Ihr Charakter besteht in der zweigliederigen Frucht, mit einem Samen in jedem Gliede, wovon der obere aufrecht steht, der untere herabhängt und dem Würzelchen in der Ritze der Kotyledonen liegt. Das obere Glied der Frucht ist zusammen gedrückt, fast schwertförmig und unten mit zwei Zähnen versehen. Die gemeinste Gattung, Cakile maritima Scop. (Bunias Cakile L.) wächst am Seestrand durch ganz Europa, Asien und Afrika. Der Name ist arabisch, قاقلة und komt schon bei Avicenna und Serapion vor. Anguillara (semplici, p. 227) ist der erste der sie im 16. Jahrh. wieder aufgefunden, und ihres salzigen Geschmacks wegen sie als Abführungsmittel empfehlen. (*Sprengel.*)

CALABOSO (8° 40′ B.), Stadt in der Provinz Venezuela in Südamerika, an dem sich in den Apure mündenden Guariro, hat 550 Häuser, mit dem Gebiet 15,000 Einw., die Viehzucht treiben. (*Stein.*)

Calabra, s. Calendae.

CALABRIA. (Alte Geogr.). Der geographische Umfang der Bedeutung dieses Namens ist verschieden.

---

und Auslegung der Quellen des römischen Rechts (Leipz. 1823. 8.) S. 104—136. 63) Thémis Tom. II. Livr. 6. p. 83.; Tom. III. Livr. 14. p. 372. 64) Juris civilis ecloga. Parisiis 1822. 8. p. 19—217. 65) D. Justiniani institutiones cum novissime repertis Gaii institutionibus collatae. Parisiis 1822. 8. 66) Scholien zum Gajus. Berlin 1821. 8. 67) Disquisitiones in commentarium quartum institutionum Gaii recenter repertarum. Lugd. Batav. 1822. 8. 68) Promptuarium Gajanum sive doctrina et latinitas quas Gaii institutiones et Ulpiani Fragmenta exhibent, in alphabeti ordinem redactae. Gottingae 1824. 8. 69) v. Savigny Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Bd. II. S. 52. 70) z. B. II. §. 244. §. 231. §. 195. §. 88. 71) *Mascov* de sectis (Lipsiae 1728. 8.) p. 127. *Bach* historia juris Romani. p. 478. ed. VI. 72) *Ant. Zirardinus* Impp. Theodosii Junioris et Valentiniani III. novellae leges, ceteris Antejustinianeis — — addendis. Faventiae 1766. 9. p. 425—428. 73) Vergl. *Haubold's* institutiones litterariae. Tom. I. (Lipsiae 1809. 8.). p. 278 sqq. 74) *Hugo* index fontium. p. 128. Civilistisches Magazin. Bd. II. S. 252—256. 75) In dieser Ausgabe S. 121—129. 76) Mit dem theodosianischen Codex in Fol. Tom. II. S. 1—14. — Vgl. *Hugo* index fontium p. 162—169. p. 178 folg. 77) In der Jurisprudentia vetus antejustinianea. p. 1—186. 78) In *Hugo* jus antejustinianeum. Tom. I. p. 186—246. 79) Specimen animadversionum criticarum in Caii institt. Mantuae Carpet. 1743. 8.; auct. Paris. 1747. 8.; im Thesaurus Meermani. Tom. VII. p. 669—686; von Haubold besorgt. Lipsiae 1792. 2. 80) Specimen exhibens varietatem lectionum et animadversiones ad Caii institt. Lugd. Batav. 1802. 8. 81) v. Savigny a. a. O. S. 57. not. 5. — Vergl. Ferd. Kämmerer Beiträge zur Geschichte und Theorie des röm. Rechts (Rostock und Schwerin 1817. 8.). Bd. I. S. 227—235.

*) *Anastasii* vita S. Caji. **) Chron. S. Aegidii ap. Leibn. T. III. p. 566. *Platina*. p. 34.

In weiterem Sinne bezeichneten die Römer mit demselben den östlichen Theil der japygischen Halbinsel, die dritte Landschaft des alten Japygia, welche von dem dritten Hauptzweige der Japyger den Namen Messapia führte. In dieser Bedeutung umschließt Calabria einen Flächeninhalt von ungefähr 90 □M. und begreift die ganze Spitze der südöstlichen Halbinsel in sich, welche sich am weitesten gegen Osten hinauszieht, das Land zwischen dem adriatischen Meere und dem Meerbusen von Tarent, dessen südlichster Punkt das Vorgebirge Japygium (**Promontor. Salentinum**) ist, und auf dessen östlichstem Vorsprunge Hydruntum lag. Dieser Theil von Japygia, dessen genauere Benennung, wie schon gesagt worden, Messapia war, wurde von den Griechen auch vorzugsweise als Japygia bezeichnet. In engerer Bedeutung verstehen die Römer unter Calabria nur die Küstenstriche des beschriebenen Landes am adriatischen Meere, und die Gegenden am tarentinischen Meerbusen mit der südlichen Bergspitze heißen dann **Salentinorum regio**[1]).

Was die Geschichte der ältesten Bevölkerung von Calabria betrifft, so waren es Ausoner, welche dieses Land, wie das übrige südliche Italien, in den ersten Zeiten inne hatten. Siebzehn Menschenalter vor dem trojanischen Kriege setzt die Sage die Einwanderung des arkadischen Peucetius in den mittleren Theil von Japygia, welcher von ihm seinen Namen Peucetia ableitet, eine Sage, welche freilich in den neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand viel gründlichen Widerspruch gefunden hat[2]). Die griechischen Mythologen helfen sich, wie gewöhnlich, mit Namen und Genealogien, um den Ursprung und die Abkunft der Völker zu erklären, und so haben sie denn auch hier noch einen Japyx, Daunus und Messapus als Söhne des Lykaon und Brüder des Önotrus und Peucetius bei der Hand, um die Benennungen aller japygischen Landschaften aus Arkadien herzuführen. Mannert sucht in den eingewanderten Japygern keine arkadische Abkunft, sondern hält sie für Illyrier, sich auf ein Zeugniß des Nikander stützend, welcher erzählt, der größte Theil der von den drei Söhnen des Lykaon, Japyx, Daunus und Peucetius, nach Italien geführten Mannschaft habe aus Illyriern und Messapiern bestanden[3]). Demnach hätten wir in den Dauniern, Peucetiern und Messapiern drei Zweige eines illyrischen Stammes, der Japyger, und es ist merkwürdig, daß Stephanus von Byzanz zwei Städte Japygia anführt, eine in Italien, die andre in Illyrien, welches wenigstens beweist, wie weit verbreitet die Sage von der illyrischen Abkunft der Japyger war; denn er führt den Hecatäus als seinen Gewährsmann auf.

Nicht lange nach dieser ersten Einwanderung sollen Kretenser, welche, um den Tod des in Sicilien gebliebenen Minos zu rächen, nach jener Insel steuerten, aber an die Küsten von Japygia getrieben wurden, die Stadt Hyria (Uria) im Innern der Landschaft Messapia oder Calabria angelegt haben[4]). Auch diese Sage hat man mit der früheren Einwanderung in Verbindung gesetzt, und dem zu Folge den Japyx zu einem Sohne des Dädalus gemacht[5]). So viel ist gewiß, daß die neuen Colonisten bald das herrschende Volk der Halbinsel und die Gründer der wichtigsten Städte auf derselben wurden, z. B. von Taras, Brendesion, Hydrus. Aber sie gehörten nicht zum griechischen Stamme: wie hätten sonst die späteren Tarentiner sie Barbaren nennen sollen[6])? Demnach haben wir vielleicht auch in dieser Mythe nur eine spätere mißverstandene Einkleidung einer zweiten illyrischen Einwanderung erhalten. Dahin weist auch die Erzählung von einer dritten Einwanderung nach Japygia. Der König Idomeneus, so berichten die Mythologen, wurde aus der Insel Kreta durch eine Partei bald nach seiner Rückkehr von dem trojanischen Kriege vertrieben und flüchtete zu dem Könige Clinicus von Illyrien. Dieser unterstützte ihn, und so segelte er mit Illyriern und Lokrern, die sich ihm unterwegs anschlossen, nach der südöstlichen Spitze Italiens, dem Lande der Salentiner, wo er zwölf Ortschaften gründete, unter denen Castra Minerva die wichtigste war[7]). Von dem auf dem Meere geschlossenen Bündniß zwischen dem Idomeneus und den Lokrern leiten die etymologischen Fabeler den Namen Salentini ab[8]). Die folgenden Kolonien brachten keine durchgängige Veränderung in der japygischen Halbinsel hervor. Die Spartaner des Phalantus machten sich zwar, nach Vertreibung der alten Einwohner, zu Herren der Stadt Tarent und der benachbarten Küsten; aber ihre Versuche zur Unterwerfung des ganzen Landes mißlangen völlig[9]). In den Besitz der Römer kam die Landschaft Calabria auf die friedlichste Weise. Sie waren Gebieter der umliegenden Gegenden, und als sie ihre Augen auf Griechenland zu wenden anfingen, mußte ihnen der Besitz von Brundisium wichtig genug seyn, um die Wegnahme dieses Platzes nicht zu scheuen. Sie wählten den Vorwand, die Stadt hätte die Unternehmungen des Pyrrhus begünstigt, um sich ihrer zu bemächtigen, und dies gelang ohne allen Widerstand im Jahre Roms 509. Die übrigen Orte folgten dem guten Beispiele.

Der Name Calabria wird zunächst von dem Völkernamen Calabri abgeleitet, und so sollen die Urbewohner des Landes geheißen haben[10]). Wer noch tiefer in die Etymologie eindringen will, wird auf Pech gerathen, welches Calab heißt, und auf Wind, welcher Zelad heißt, und den Salentinern ihren Namen gegeben haben soll[11]). Es genügt, hier zu bemerken, daß die Römer die ursprünglich italiänischen Bewohner der japygischen Halbinsel Calabri nennen, und diese weite Bedeutung

1) S. *Plin.* III. 11. *Strabo* VI. p. 425. 430. *Virgil. Aen.* III. v. 400. Tabul. *Peuting.* 2) Eine vollständige Darlegung der verschiedenen Ansichten von Niebuhr, Bossi, Mannert u. a. m. über die älteste Völkergeschichte Italiens gehört in Artikel von weiterem Umfange, Italia, Japygia rc. 3) Anton. Liber. c. 31. Vgl. *Festus* s. v. *Daunus* und *Salentini.* Auch Niebuhr neigt sich dieser Meinung zu. S. Röm. Gesch. B. I. S. 101 ff.

4) *Herodot.* VIII. 170. 5) *Strabo* VI. 427. *Plin.* III. 11. 6) *Strabo* VI. 427. *Paus.* X. 10. 7) Varro apud Schol. ad Virgil. Eclog. VI. 8) Festus s. v. *Salentini.* 9) S. Artik. Phalant und Tarent. 10) *Strabo* VI. p. 425. 11) Diese und ähnliche etymologische Spielereien führt Bossi an, Geschichte Ital., teutsch. Weimar 1820. S. 211. Leander Albertus will dagegen den Namen Calabria aus dem Griechischen ἀπὸ τοῦ καλὸς καὶ ῥέω ἢ βρίθω ableiten, quasi regio bonis omnibus affluens scatensve. Descript. Ital. p. 305.

des Völkernamens dehnt zuweilen auch den geographischen Umfang von Calabria so weit aus, daß es unmittelbar an Lucanien gränzt, und daß die Schäfer abwechselnd ihre Heerden aus einer Landschaft in die andre treiben konnten[12]). Alsdann beschränkt Calabria sich nicht auf Messapia, sondern läuft in Peucetia hinein, und der aus dem Städtchen Rudiä gebürtige Ennius heißt ein Calaber[13]). Dies kann denn zugleich als ein schlagender Beweis dafür dienen, daß die Calabri einerlei Sprache mit den übrigen Bewohnern des südlichen Italiens redeten[14]).

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß der Name Calabria, welcher im Alterthum der südöstlichen Halbinsel von Italien angehörte, späterhin nach der südwestlichen übergegangen ist. Das alte Calabria entspricht etwa der jetzigen Provinz Terra di Otranto[15]), das neue Calabria aber umfaßt das alte Bruttia und den südlichen Theil des alten Lucania. Nach der neuesten politischen Eintheilung begreift die Provinz Calabria Oltra etwa den Ager Bruttius in sich, Calabria Citra aber das südliche Lucania. In welchem Jahre und durch welche Veranlassung diese Namenversetzung vorgegangen seyn mag, ist nicht zu ermitteln. Wir wissen nur, daß die Umwechselung der Namen und Bedeutungen in dem Zeitraume Statt gefunden hat, als nach der Auflösung des ostgothischen Reiches das oströmische Kaiserthum zu dem Besitze des südlichen Italiens gelangt war, und in demselben von den Sarazenen unaufhörlich beunruhigt wurde. Vielleicht, daß die neuen Herren des Landes damals viele Einwohner aus dem alten Calabria nach dem neuen verpflanzten. Paulus Diaconus im achten Jahrhundert kent noch Lucania und Bruttia nach den alten Begriffen, aber bei dem Zonaras und Constantinus Porphyrogenitus im neunten Jahrhundert tragen beide Landschaften schon den Namen Calabria[16]). Noch früher hatte sich auf der südöstlichen Halbinsel der Name Apulia, welchen ursprünglich nur die Landschaft Daunia führte, und in noch engerer Bedeutung die Ebenen südlich vom Garganus Mons[17]), über das ganze alte Japygia ausgedehnt.

So haben wir denn im ganzen Mittelalter und bis auf unsre Zeit für die südöstliche Halbinsel den Namen Apulia, Puglia, für die südwestliche den Namen Calabria, ohne daß dabei die genau bestimmten Gränzen der neuesten Provinzeneintheilung beobachtet werden[18]). *(W. Müller.)*

CALABRIA, (Neue Geogr.), seit dem 8—9ten Jahrh. der Name der südwestlichen Halbinsel Italiens, oder des Landes, welches von seinen ältesten Einwohnern Önotria hieß, und späterhin von den Bruttiern Ager Bruttius benant wurde, außer diesem aber auch noch den südlichen Theil des lucanischen Gebietes einnahm.

Die natürliche Begränzung Calabriens ist folgende. Da wo der Apennin sich, um die beiden Halbinseln Italiens zu bilden, in zwei Zweige theilt, den einen niedrigern südöstlich nach Apulien hinaus, den andern höhern und mächtigern südlich bis zur sicilischen Meerenge und unter dieser hinweg selbst bis in die Insel hinüber, da ergießen sich zwei Flüsse, aus dem Hauptrücken des Gebirges entspringend, in entgegengesetzter Richtung in die beiden Meere, welche Italien einschließen, der Nerino erst in den Lao und dann mit diesem westlich in das tyrrhenische Meer, der Kalandro östlich in den Meerbusen von Tarent. Diese beiden Flüsse, von deren Quellen man nur eine kurze Linie über die Apenninenkette zu ziehen hat, bilden die Gränzscheide Calabriens gegen die Basilicata. Die Seitengränzen machen die beiden Meere, und so läuft das Land, sich aus einer größern Breite allgemach in die südlichste Spitze Italiens zusammenziehend, und nur einmal, ungefähr in seiner Mitte sich wieder nach Osten ausdehnend, in der Richtung von Norden nach Süden zwischen 40° 7′ und 37° 51′ nördlicher Breite fort. Seine südlichste Spitze ist das von Sicilien abgekehrte Capo di Spartivento (**Promont. Herculis**), und die Spitze, welche es gegen Westen der Insel Sicilien zuwendet, heißt Capo Cenide (Caenys Prom.). Die Apenninenkette aber scheint in dem zwischen diesen beiden gelegenen Capo dell' Armi (Prom. Leucopetra)[1]) in das Meer zu sinken. Die Länge Calabriens am jonischen Meere, von der Mündung des Calandro bis zum Capo Spartivento beträgt ungefähr 160 ital. Meilen, die andre Seite am tyrrhenischen Meere vom Ausflusse des Lao bis zum Capo Cenide etwa 150. Die größte Breite, welche es gewint, liegt zwischen 33° 22′ und 34° 57′ östlicher Länge. Der Flächeninhalt desselben wird sehr unbestimt und verschieden angegeben. Hagemann hat 320¼ geogr. oder 5192 ital. □M., Rehfues 317⅛ geogr. oder 5130 ital. □M. Früher begnügte man sich mit einer Berechnung des Umfangs nach Schritten und gab von diesen die Zahl 730,000 an[2]). Es läßt sich aber auch in der That keine Berechnung des Flächenraums von Calabrien liefern, welche auf lange Zeit giltig bleiben könnte; denn das tyrrhenische Meer nagt beständig an der Westküste des Landes und arbeitet gleichsam daran, es zu verschlingen; und dieses sucht durch Ansatz auf der Ostseite dem jonischen Meere seinen dortigen Verlust wieder abzugewinnen. Nur an einem Puncte scheinen beide Meere mit vereinigter Gewalt gegen das eng zusammengepreßte Land anzustürmen, um den untern Theil desselben von dem italiänischen Kontinent durch eine ähnliche Revolution loszureißen, wie diejenige gewesen seyn mag, welche Sicilien zu einer Insel gemacht hat. Es ist dies zwischen dem Meerbusen von Squillace und

12) Schol. ad Hor. Od. IV. 8. 13) *Mela* II. 4. *Plin.* III. 11. 14) Das Schwankende in der Benennung Calabria verbietet uns, diesen Artikel geographisch auszuführen. Wir verweisen daher auf die bestimteren Benennungen: Japygia, Daunia, Salentini u. s. w. 15) In weiterer Bedeutung, Peucetia mitgerechnet, auch Terra di Bari. 16) *Paul. Diac.* Hist. Long. II. 17. *Zonar.* XV. 4. VIII. 7. Vgl. Mannert Geogr. v. Ital. II. 87. 17) *Strabo* VI. p. 437. 18) S. über Apulia den schon dort citirten Artikel Puglia. Die alte Geographie und Geschichte der südwestlichen Halbinsel s. unter d. A. Oenotria. Vgl. über den ganzen Artikel Niebuhr, Bossi, Mannert l. c.

1) Einige nehmen, durch eine falsche Angabe von Stadien bei Strabo verführt, das Capo Pellaro für das Prom. Leucopetra. Vgl. Mannert l. c. Th. II. S. 184. 2) Vergl. über frühere Berechnungen Bartels Briefe über Calabrien und Sicilien. Th. I. S. 33. 34.



dem von S. Eufemia, wo die Breite des Landes bis auf 18 ital. Meilen eingezwängt wird [3]). Doch tiefer hinab weichen die beiden Meere fast gleichmäßig zurück und geben dem sich nach Osten und Westen ausdehnenden Lande beinahe so viel Fläche wieder, als sie ihm durch ihr Eindringen bei S. Eufemia und Squillace entrissen hatten. So erweitert und verengert sich Calabrien abwechselnd, bis es endlich durch den Riß der sicilischen Meerenge in eine Spitze zusammengeschoben wird, welcher die von beiden Seiten sich vereinigenden Wogen nicht mehr Land gönnen, als die Wurzeln des Apennins zu tragen vermögen. Dieses starke Gebirge bildet die Grundfeste von ganz Calabrien, und je nachdem es seine Wurzeln und Zweige vorwärts streckt oder zurückzieht, dehnt sich das Land in Ebenen aus oder drängt sich in Thäler zusammen, ein abenteuerlich wechselndes Gewirr rauher und schroffer Felsennatur und üppig fruchtbarer Gefilde.

Der Apennin zieht sich aus der Basilicata in seiner wilden, schroffen und grotesken Gestalt in Calabrien herein. Seine meisten Berge sind nicht spitz oder konisch, sondern abgerundet, und je weiter ihre Kette nach der südlichen Spitze hinabläuft, desto mehr fallen sie ab. Zu den höchsten gehören die, welche die Basilicata von Calabrien scheiden, der M. Malaspina, M. Cilisterno, M. della Provizia und M. Pollino, etwas weiter in das Land hinein der M. Caritore. Ferner sind zu nennen der M. Coccuzzo zwischen Cosenza und dem adriatischen Meere, etwas höher M. Isauro und M. Mula, das große Waldgebirge Sila, welches etwa in der Mitte des Landes, da, wo es seine größte Breite gewonnen hat, über 10 geogr. Meilen bedeckt und viele bedeutende Spitzen hat z. B. M. della Porcina, M. Jannario, M. Negro, M. del Calabrese, M. dell' Ortica, M. Pettinella, M. di Nerbo, M. Clibano, M. Fumiero, M. del Gigante, M. Calaferna, M. Macalla, und auf dem äußersten Vorsprunge in das jonische Meer, nördlich über dem Busen von Squillace, M. Corvaro und M. della Sibilla. Alsdann zieht sich das Gebirge in eine schmale Kette zusammen, welche gerade auf die Südspitze zu in fast ununterbrochener Erhebung fortläuft. Die bedeutendsten Höhen in dieser Richtung sind M. Jego, M. Sagra, M. Caulone, Aspromonte, M. Esope, M. Zeferio und nach dem Capo dell' Armi hinaus die drei Berge M. Sacro, M. Saggittario und M. Pittaro.

Die stärksten Vorgebirge, welche der Apennin gegen das jonische Meer herausstreckt, sind, von oben anfangend, das C. di Roseto, am Ausflusse des Calandro, also eine Gränzspitze Calabriens bildend, C. Trionto, C. d'Alice, C. delle Colonne, C. Rizzuto, C. di Stilo, C. di Bruzzano, worauf wir zum C. di Spartivento gelangen. Gehen wir von da auf der andern Küste in die Höhe, so begegnen uns nach einander: Punta della Saetta, Capo dell' Armi, Capo Cenide, Capo Vaticano, C. Zambrone, C. Suvero, C. di Cetraro, Capo Fella, C. di Cirella.

Die Hauptkette des Apennins läuft anfänglich dem tyrrhenischen Meere näher, als dem jonischen, hinab, so daß die großen Ebenen von Cassano, Bisignano und Cosenza nördlich über dem Silagebirge bis gegen drei Viertel der Landesbreite vom jonischen Meere an einnehmen. Unter dem Sila rückt aber der Bergrücken dem jonischen Meere näher, und die weitesten Ebenen ziehen sich an der tyrrhenischen Seite dahin, die Piane di Palmi und di Monteleone; jedoch läßt auch das jonische Meer einigen Raum für flaches Land. Außer diesen Ebenen bilden die Bergzüge auch noch viele weitere und engere Thäler, welche an Fruchtbarkeit mit dem eigentlichen Flachlande wetteifern, und durch die verschiedenen Grade ihres Klimas die Vegetation Calabriens sehr vervielfältigen.

Eine Menge Flüsse strömen zu beiden Seiten von den Höhen der Apenninen herab und bilden in den größern Ebenen viele Seen und Sümpfe, deren Ausdünstungen die Lüfte verunreinigen; die meisten stehenden Gewässer dieser Art fanden sich an den östlichen Küsten und namentlich in der Gegend, wo der Crati sich in das Meer ergießt. Dieser Fluß, der größte von Calabrien, der Crathis der Alten, bewässert die fruchtbaren Ebenen von Cosenza und Bisignano und fällt, nachdem er mehre kleine Flüßchen und Bäche in sich aufgenommen hat, zwischen Cassano und Rossano in das jonische Meer. Dicht über dem Crati ist die Mündung des Coscile, und außer diesen beiden Flüssen sind von denen, welche die Ostküste durchschneiden, zu nennen: der Trionto, Nieto, die Tacina, der Alli, der Corace, der Alaro. In das tyrrhenische Meer strömen der Lao, der Diamante, der Savuto, der Metramo, der Metauro. Größere Landseen gibt es in Calabrien nicht, aber einige Schwefelwasser und andre Heilquellen, welche indessen wenig benutzt werden.

Der Boden Calabriens ist ein Gemisch von Kalk und Kreide, jener jedoch vorherrschend, und auch die Oberlage der Gebirge ist fast überall aus diesen beiden Bestandtheilen gebildet. In den Ebenen hat die Kalkerde hier und da einen bedeutenden Zusatz von Sand. Unter dieser Rinde aber kochen, beständig genährt durch die unterirdischen Gewässer, vulkanische Stoffe, Schwefel, Ambra und andre feuerhaltige Erden und Säfte. Daher ist Calabrien seit den ältesten Zeiten der Schauplatz furchtbarer und verwüstender Erdrevolutionen gewesen, und von dem Anfange des siebenzehnten Jahrh. bis zu dem Jahre 1783, welches das ganze südliche Calabrien unter dem Sila beispiellos verheerte, kann man gegen fünf und zwanzig stärkere und schwächere, theils länger, theils kürzer anhaltende Erderschütterungen in diesem Lande nachweisen.

Das letzte große Erdbeben brach am 5. Februar 1783 aus, und dauerte mit ungeschwächter und stoßweise sogar sich verstärkender Gewalt bis zum 28. März fort. Die verheerendsten Epochen desselben waren der Tag des ersten Ausbruchs, die Nacht zwischen dem 6. und 7. Februar, der 27. und 28. desselben Monats, der 1., 27. und 28. März. Nach dieser Zeit schien sich die Erde zu beruhigen, aber so allmälig, daß einzelne gelinde Stöße und Erschütterungen als Nachwehen der schrecklichen vulkanischen Entbindung das Land noch nach Jahren in Schrecken setzten. Das Erdbeben brach unerwartet ein, denn die gewöhnlichen Vorzeichen des nahenden Verderbens waren theils zu unsicher, um zu ernsten Sicherheits-

3) Hier sieht man von den Höhen des Apennins bei heiterm Wetter beide Meere.

maßregeln aufzufordern, theils gingen sie dem, was sie verkündigen sollten, zu unmittelbar voraus, um Rettung möglich zu machen. In der Luft schwerer, dicker Nebel voll elektrischer Feuerzeichen, ein beständiger Südost- und Südwestwind (Scirocco und Libecchio) in heftigen Stürmen durch das Land jagend, die aufgelöste Rinderinde des Erdbodens wie Lava über die Gefilde fließend, Fische, Vögel und Landthiere unruhig und betäubt, jene taumelnd in die Netze stürzend, diese schreiend und heulend umherschweifend oder zu Boden sinkend; endlich ein schwüler Regen, tobende Meereswogen, brüllende Stürme, unterirdische Donner. Die Erde erbebte in ihren Grundfesten, sank ein und erhob sich, klaffte auf und wieder zusammen, Berge hoben sich aus ihren Wurzeln, Seen und Flüsse bildeten sich, wo Felsen gestanden hatten, und die Menschen mit ihren Wohnungen und Besitzungen stürzten massenweise in die offenen Schlünde hinab oder wurden von den einbrechenden Höhen begraben. Ganze Städte und Dörfer verschwanden fast spurlos, über 40,000 Menschen wurden ein Raub des Todes in den Tagen der Zerstörung, und über 20,000 starben in den nächsten beiden Jahren an ansteckenden Seuchen, den Folgen der durch Leichname und Versumpfungen verpesteten Luft.

Der eigentliche Hauptschauplatz dieser Erd-, Meer- und Luftrevolution war das südliche Calabrien unter dem Silagebirge bis zur Meerenge von Sicilien, und selbst der Aetna und Stromboli bezeugten die auch unter dem Meere fortströmende Wirkung derselben durch verstärktes Donnern, Rauchen und Lavaspeien. Am furchtbarsten und anhaltendsten wurden die schönen Ebenen am tyrrhenischen Meere heimgesucht. Den nördlichen Theil Calabriens, das sogenannte diesseitige Calabrien, traf die Verheerung, in Vergleich mit dem Süden, nur wenig; die westliche Hälfte desselben blieb fast ganz verschont, mehr fühlte die östliche das unterirdische Ungethüm. Das Beben der Erde war indessen durch einen großen Theil Siciliens und selbst bis Neapel hin bemerkbar, doch mit so großer Kraft, um die Einwohner in Schrecken zu setzen, nur in einem Umfange von ungefähr 500 Quadr. Meilen. Der Mittelpunkt und Heerd des Erdbebens schien die Apenninenkette zu seyn, und namentlich der Monte Aspro oder Aspromonte; und die Ebenen am tyrrhenischen Meere litten besonders deswegen mehr als die diesem Gebirge näher liegenden Strecken, weil das empörte Meer schnell über sie weg fluthete, und die Menschen mit Haus und Habe in seine Wogen hinunterschlang [4]).

Calabrien gehört größtentheils zur vierten Region des italiänischen Klima's [5]), wo das Quecksilber nicht unter 3° fällt. Auf dem Sila fällt zwar Schnee, aber er bleibt selten das ganze Jahr hindurch auch nur auf den höchsten Spitzen liegen. Der Libecchio und Scirocco sind den Küsten sehr beschwerlich, aber nichts desto weniger ist die Vegetation fast überall blühend und mächtig über alle Vorstellung. Der Getreidebau hat sich erst in neuerer Zeit gehoben und allgemein verbreitet. In den Küstenebenen bauet man vorzüglich die Waizenart Majorica, in den Thälern Grano Germano, doch auch andere Körner, und von Hülsenfrüchten namentlich viel Bohnen. In den Ebenen Reis, Flachs, Baumwolle, Safran, Sesam, Süßholz und schlechten Tabak. Der Wein von Calabrien ist stark und feurig: die besten Säfte geben die Gewächse von Cirella, Castrovillari, Rogliano, S. Biase, S. Eufemia, Donnici, Diamante, Belvedere, und in der südlichen Provinz die von Gerace, besonders der Vino Greco, von Villa S. Giovanni, Monteleone, Borgia, S. Elia, Montauro, Nicastro, Castiglione, Nicotera, Rosarno, Laureana; der Wein von Scigliano ist von solcher Feuerkraft, daß man ihn nicht ohne Wasser zu trinken wagt. Auch werden herrliche Rosinen gewonnen, namentlich bei Cirella, Belvedere, Diamante und S. Agata. An Öl ist großer Überfluß, da alle Thäler mit Olivenbäumen bedeckt sind, und nicht minder reich ist die Ernte der Agrumen und anderer edlen Früchte des Südens. Geringeres Obst und Beeren im Silawalde. Seide, ein Hauptprodukt des Landes; die beste liefert Reggio, und aus dem ganzen Calabrien gehen jährlich über 8000 Zentner gehaspelte Seide nach Neapel. Holz liefert der ungeheure Fichtenwald des Sila. Er enthält außer der Harzfichte, welche theils zum Schiffbau dient, theils Terpentinöl gibt, auch andere Forstbäume z. B. die Esche, aus welcher Manna gewonnen wird, ein königliches Regal.

Das südliche Calabrien könnte man das eigentliche Treibhaus Italiens nennen; jede Pflanze sprosst hier, wie über einem Feuerheerde, schnell und in voller Kraft und Schönheit hervor. Die Agrumen prangen in ihrer ganzen Vollkommenheit, Aloe und Dattelpalmen kommen im Freien fort, und das Quecksilber fällt höchst selten bis auf den Gefrierpunkt. Einen Winter kent das Land nicht; die Regenzeit, welche ihn vorstellt, gleicht einem nassen September unsers Klima's, und Schnee und Eis sind dem Boden ganz fremd. Aber im Sommer vom Junius bis zum September verbrennt die Sonne die blühenden Gefilde, kein Regen erquickt die lechzende Erde, und eine in Glut schwebende Atmosphäre liegt drückend über der erstorbenen Landschaft. Dazu kommen dann noch der Libecchio und Scirocco, welche feurige Dämpfe aus Sicilien und Afrika herüberzutragen scheinen, und Heere von Muskiten und Heuschrecken sind in ihrem Gefolge. So ist also die eigentliche Vegetation auf einen sehr kurzen Zeitraum beschränkt, aber in diesem arbeitet sie auch mit wunderbarer Gewalt und fast ohne alle Hilfe der Menschen. Denn der Ackerbau wird auf das sorgloseste betrieben, und man möchte sagen, fast Alles

4) Istoria de' Fenomeni del Tremoto avvenuto nelle Calabrie e nel Valdemone nell' anno 1783 posta in luce dalla Real Accademia delle scienze e delle belle lettere di Napoli. Napoli 1784. fol. *Dolomieu:* Mémoire sur les tremblements de Terre de la Calabre etc. Rome, 1784. Hamilton in den Philos. Transact. 1783. Bartels Briefe über Calabrien und Sicilien. B. 1., vorzüglich vom zehnten Briefe an. Die Jahre, in welchen seit 1600 Erdbeben in Calabrien Statt gefunden haben, sind: 1602, 1609, 1615 zweimal, 1617, 1620, 1621, 1626, 1627, 1638, eins der bedeutendsten Erdbeben, 1640, 1644, 1646, 1654, 1659, bedeutend, 1660 Fortsetzung des vorigen Erdbebens, 1682, 1693, Stöße aus Sicilien herüber, 1694, 1702, 1703, 1706, 1717, 1731, 1743, 1744, 1746, 1756 und 1783.

5) Nach Saussure's Abtheilung.

wachse wild. Obgleich das Land beinahe gar keinen Dünger bekomt, vervielfältigt sich doch der Waizen bis zum funfzehnfachen, und nie unter dem fünffachen. Eben so treiben die meisten Gartenfrüchte wild oder doch ohne besondere Pflege hervor, Melonen, Gurken, Spargel, Artischocken u. a. m. Die schönsten Blumen, mit aromatischen Kräutern gemischt, bedecken die Hügel, und bei Bivongi trägt ein Berg die beste Salbei von ganz Europa.

Die Viehzucht des Landes ist bedeutend. Das Pferd nicht groß, aber muthig und unermüdet. Mehr Schafzucht, als Rindviehzucht; jedoch wird die Wolle nicht veredelt. Viel Ziegen und Schweine, wenig zahmes Geflügel. Desto mehr wildes, und die Vogeljagd ist eine Lieblingsbeschäftigung der Calabresen. Große Jagd vorzüglich im Silawalde. Die Bienenzucht wird vernachlässigt, so geeignet auch das Land zu derselben ist. Die Fischerei beschäftigt und ernährt fast alle Strandbewohner. Sardellen und Anschovis werden im Mai und September in Menge gefangen und eingesalzen verschickt; aber leider ist das Salz in Calabrien theuer. Auch kleine Thunfische, Palamidi genant, und Castandelen und Aale in der Meerenge von Sicilien. An mehren Punkten der Küsten des tyrrhenischen Meeres werden Korallen gefischt.

Das Mineralreich würde ergiebiger seyn, wenn man seinen Schätzen fleißiger nachspürte. Die Anzeigen von Gold, Silber, Blei, Kupfer und Spießglanz werden schlecht verfolgt. Eisen vorzüglich bei Stilo, Steinsalz bei Cotrone, Altomonte, Manca des Vescovo und Paluti, Bleierz (Lega), Bergblau, Markasit, Steinkohlen, Porzellanerde, Granit, Kalk, Gips, Marmor, Kreide, schöner Thon.

Die gesamte Zahl der Bewohner Calabriens betrug nach einer Zählung des J. 1793: 779,449. Rehfues gibt etwas weniger an, und die neueste Zählung erreicht nur 760,702 [6]). Die Calabresen sind, wie ihr Land, voll der herrlichsten Kräfte und Anlagen, welche aber in ihnen zum Theil eben so unangebauet und verwildert sind, wie in jenem. Ihre eigene Trägheit ist freilich deswegen anzuklagen, aber nicht minder die schlechte Regirung, deren Druck und Lässigkeit in alten Mißbräuchen und neuen Ausschweifungen jeder freien und frohen Thätigkeit des Volkes die Flügel lähmt [7]). Und so ist denn Calabrien, im Alterthume das Vaterland des üppigsten Wohlstandes und der kräftigsten Bildung, das Land, in welchem ein Sybaris und ein Croton neben einander blüheten, gegenwärtig eine Heimath von Bettlern und Räubern, eine Beute des rohesten Aberglaubens und der gierigsten Habsucht in den Händen der Mönche, der Pächter, der Zöllner, der Richter und der Lehnsherren. Ein Theil der Einwohner von Calabrien besteht aus Arnauten, welche sich zur unirten griechischen Kirche bekennen und in eigenen Dörfern wohnen. Die eigentlichen Calabresen schildert Bartels als einen starken, wohlgebildeten Menschenschlag von freundlichem Betragen und roher Herzensgüte. Jagd ist ihre Lieblingsbeschäftigung, und die Flinte ihre liebste Bürde. Das andre Geschlecht lebt gedrückt und zu den schwersten Arbeiten verdamt, daher es auch, wenigstens in den niedern Klassen, selten zu einer schönen Blüthe gedeihet. Bei aller Rohheit und Unwissenheit fehlt es den Calabresen doch nicht an gesundem und lebendigem Verstande, und unter dem schweren Joche, welches sie drückt, haben sie ihren angebornen kecken Muth und ihre franke Offenheit nicht ganz eingebüßt. Sie sind unter allen Italiänern vielleicht die neugierigsten, aber auch selbst zur rückhaltslosesten Mittheilung geneigt, sobald sie einiges Zutrauen zu dem Fremden gewonnen haben. Ihre Hauptleidenschaft ist das Kartenspiel, und an Dolchstichen in den Momenten des aufbrausenden Muthes fehlt es bei ihnen eben so wenig, wie bei den nördlicheren Italiänern, deren Temperament sich unter dem gemäßigteren Klima sogar mehr abkühlen kann, als das calabresische unter brennendem Himmel und auf brennender Erde.

Die Gewerbzweige des Landes sind, troß seiner Ergiebigkeit, sehr beschränkt. Eigentliche Fabriken und Manufakturen in größerem Sinne gibt es nirgends. Außer dem Landbau, der Viehzucht und der Fischerei beschäftigt die Seidenspinnerei sehr viele Hände, und die nöthigsten Handwerke werden lässig und im Kleinen getrieben. Wenn etwas davon Erwähnung verdient, so sind es die Webereien von leinenen, baumwollenen und groben seidenen Zeugen, die Gerbereien und Töpfereien. Der Handel ist größtentheils auf das Innere beschränkt und wird selbst hier durch den Mangel guter Straßen und Wege erschwert. Denn nur eine Hauptstraße führt durch das Land, und die Nebenwege sind zum Theil selbst mit Mauleseln kaum zu passiren. Für die Ausfuhr liefert Calabrien vorzüglich Seide, Öl, edle Früchte, Wein, Rosinen, Terpentin, Marmor, Schiffbauholz, Steinsalz, Eisen, die südlichen Ebenen auch Getreide, und in geringerem Maße und Werthe Wolle, Theer, Mastix, Galläpfel, Kanthariden, Bergamottenöl und einige andere Essenzen, Pechfässer, Korallen, Schweinefleisch und gesalzene Fische. Einen sichern und wohl eingerichteten Seehafen hat das ganze Land nicht, und so sehr daher auch der Calabrese zum Seehandel geneigt ist, so kann er doch blos Kabotage in kleinen Felucken treiben. Die Kauffahrer aus Parghelia allein besuchen die Küsten von Sardinien, Frankreich und Spanien, wo sie ihre Produkte absetzen und dafür Fabrikate einziehen. An den sardinischen Küsten gehn sie vornehmlich der Korallenfischerei nach. Cosenza ist der Hauptmarkt für die inländischen Produkte, jedoch zu weit von den südlichen Theilen der Halbinsel entlegen, um den dortigen kleinen Seehandel zu stören.

Calabrien wird in drei Provinzen abgetheilt. Der nördliche Theil des Landes von der Gränze gegen die Basilicata an bis zu dem Flusse Nieto, und auf der Westseite bis zu dem Capo Suvero herab, also das größte Stück des Silawaldes abschneidend, heißt Calabria Citeriore [8]), zwischen 33° 38′ bis 34° 56′ östlicher Länge und 39° 1′ bis 40° 7′ nördlicher Breite. Flächeninhalt,

6) Vergl. weiter unten die Provinzenabtheilungen. 7) Einen Überblick der Regirungsform und Gerichtsverfassung von Calabrien gibt Bartels im 4. Briefe des ersten Bandes.

8) Man sagt auch Calabria citra und Calabria oltra.

nach Hagemann $166\frac{1}{8}$ geogr. oder 2674 ital., nach Rehfues $162\frac{1}{10}$ geogr. oder 2595 ital. Quadr. Meilen. Volksmenge, im Jahre 1793, 345,532 Köpfe, also auf eine Quadratmeile im Durchschnitt 2080 Köpfe. Rehfues gibt 344,713 Einwohner an, eine neuere Zählung 341,248. Diese Provinz zerfällt in 4 Distrikte: Cosenza, Rossano, Amantea und Castrovillari.

Das südliche Calabrien von der angegebenen Gränze an bis zu der sicilischen Meerenge heißt Calabria ulteriore und zerfällt wieder in zwei Provinzen: Calabria ulteriore seconda und prima. Beide zusammen liegen zwischen 33° 22′ bis 34° 57′ östl. Länge und 37° 51′ bis 39° 12′ nördl. Breite. Flächeninhalt, nach Hagemann $154\frac{1}{8}$ geogr. oder 2518 ital., nach Rehfues $155\frac{7}{10}$ geogr. oder 2535 ital. Quadr. Meilen. Volksmenge, im Jahre 1793, 433,917, also auf eine Quadratmeile im Durchschnitt 2811 Köpfe; nach Rehfues 408,922 und nach einer neueren Zählung 419,454.

Die zweite Provinz von Calabria ulteriore nimt den nördlichen Theil des südlichen Calabriens bis zu den Flüssen Petrace und Metramo ein und umfaßt die Distrikte Catanzaro und Monteleone. Die Südspitze der Halbinsel bis zur Meerenge gehört der ersten Provinz von Calabria ulteriore an, welche in die beiden Distrikte Reggio und Palmi zerfällt[9]). (*Wilh. Müller.*)

CALABRIA. (Geschichte). Die alte Geschichte des Landes, welches in der mittleren Zeit den Namen Calabrien empfangen hat, gehört unter die Artikel Oenotria, Magna Graecia etc. Nach der konstantinischen Eintheilung des römischen Reichs wurde Calabrien zu den Suburbicarischen Provinzen gezählt und durch Correctores verwaltet, welche unmittelbar unter dem Vicarius zu Rom standen. Im Anfange des 5. Jahrh. entflamte der Einbruch der Westgothen unter ihrem Könige Alarich den kriegerischen Geist der alten Lucaner und Bruttier wieder; aber sie erlagen nach tapferm Widerstande der Alles fortreißenden Fluth, und Cosenza ward ein Raub des verheerenden Krieges. Hier fand Alarich im J. 410 das Ende seiner großen Laufbahn, und mit ihm sank die Macht der Gothen in Unteritalien zu Grabe. Kaiser Honorius, damals in Ravenna, erkannte nach hergestellter Ruhe die heldenmüthigen Anstrengungen der Calabresen durch außerordentliche Vergünstigungen und erließ ihnen namentlich fast allen Tribut. Die folgenden Jahre sind eine Zeit der Noth und Schrecken für Calabrien; und die Natur wetteifert mit den Menschen, das schöne Land zu verwüsten. Erdbeben, Pest, Heereszüge wechseln sich ab; Gothen und Longobarden, einheimische Fürsten und Herren, Griechen und Araber machen Calabrien zu dem beständigen Schauplatze ihrer Kriege und Fehden. Die Araber waren aus Afrika herübergesegelt, und wurden anfänglich von den streitenden Parteien in Dienst genommen; in der Folge setzten sie sich aber selbständig fest und machten den Griechen viel zu schaffen. Diese behaupteten indessen, wenn auch in manchen Perioden nur dem Namen nach, die Herrschaft über Calabrien bis zum 11. Jahrh., wo die Normannen sie ablösten. Die griechische Macht hob sich besonders durch die glücklichen Feldzüge des Belisarius und Narses über die Gothen um die Mitte des 6. Jahrh.; aber nicht lange nachher breiteten sich die Longobarden von Oberitalien bis nach der calabrischen Halbinsel aus, und der longobardische König Flavius Antharis zog wie ein Sturm bis nach Reggio hinunter, wo er mit seinem Spieße gegen die alte Säule an der sicilischen Meerenge schlug, zum Zeichen, daß hier die Gränze seines Reiches sey. Ein weniger wilder, aber nicht minder gefährlicher Gegner der griechischen Herrschaft in Italien, welche sich allmälig in das Exarchat von Ravenna zusammenzog, war der Herzog von Benevent, dessen Besitzungen ebenfalls bis in Calabrien hineinreichten. Der grausame Constans, entschlossen, Italien wieder zu gewinnen, stellte sich im Jahre 660 selbst an die Spitze eines großen Heeres, mit welchem er in Tarent landete und bis Rom vordrang. Als er aber, von den Longobarden schmählich geschlagen, sich durch Calabrien zurückzog, plünderte, brannte und wüthete er in seinem eigenen Lande schrecklicher, als irgend ein Feind es vor ihm gethan hatte. Durch den Vertrag, welchen die Kaiser Nicephorus und Karl der Große im Jahre 802 über die Gränzlinie ihrer Reiche schlossen, wurde dem griechischen zwar der Besitz von Sicilien und Calabrien zugesprochen, aber es fehlte demselben mehr als je die Macht, sich darin zu behaupten. Denn bald darauf überschwemmen die Sarazenen aus Afrika und Sicilien die ganze südliche Halbinsel und schlachten und brennen unter dem schon erschlafften Volke, wie unter zahmen Heerden. Die Franken, von dem Herzoge von Benevent zu Hilfe gerufen, konnten den wilden Schwärmen keinen Einhalt thun, und die immer rauchende Blutbühne Unteritaliens wurde gegen Ende des 10. Jahrh. auch noch von den Heeren zweier Kaiser, Otto's II. und des Nicephorus Phocas, unterhalten. Otto, von seiner Gemalin Theophania, der Tochter des griechischen Kaisers aufgemuntert, hatte den Plan gefaßt, der schwachen byzantischen Herrschaft in Italien völlig ein Ende zu machen; aber er wurde bei Barentello, unweit Rossano, geschlagen und entging nur durch kühne Geistesgegenwart der Gefangenschaft. Sein bald nachher erfolgter Tod gab den Griechen wieder freie Hand in Calabrien, und es begann nun eine der glänzendsten Epochen der byzantinischen Herrschaft in Unteritalien, die aber von desto kürzerer Dauer war. Die Verwaltung wurde neu geordnet; ein Catapan stand an der Spitze, als höchster Befehlshaber, mit fast unumschränkter Gewalt in der Provinz, und ihm untergeordnet waren die Strategen. Aber der Druck und die Ausschweifungen der Byzantiner machten ihre Herrschaft verhaßt und erweckten ihnen im Innern des Landes gefährlichere Feinde, als die sicilianischen Araber, deren Streifereien Calabrien noch immer beunruhigten. Eine Empörung brach aus; Melus und Dattus stellten sich an ihre Spitze, und normannische Abenteurer wurden ihre Verbündeten. Diese, aus den

9) S. Bartels Briefe über Calabrien und Sicilien. Erster Theil. Hassel's vollständige und neueste Erdbeschreibung der helvetischen Eidgenossenschaft und der Halbinsel Italien. VI. Band der I. Abtheilung des Handbuches der neuesten Erdbeschreibung 2c. Carta Geograf. della Sicilia prima, disegnata da Rizzi Zannoni. Nouvelle carte chorograph. des états du Roy. de Naples, par *J. B. de Bouge*. Berl. 1802. J. A. Stieler's Karte von Neapel und Sicilien. Nürnberg 1807.

heiligen Lande heimkehrend, hatten sich anfangs gegen die Sarazenen bei Salerno mit heldenmüthiger Tapferkeit versucht und dadurch Ruhm und Vertrauen bei den Eingebornen gewonnen. In der Folge erkämpften sie sich eigene Wohnsitze in dem schönen Lande, und die glänzende Aussicht lockte immer neue Züge kriegslustiger Normannen nach Unteritalien. Diese Züge beginnen mit dem Anfange des 11. Jahrh., und von der Zeit an wuchs die Macht der Einwanderer mit jedem Tage, eben so sehr durch eigene Anstrengungen, wie durch den unaufhörlichen Zufluß der mißvergnügten Italiäner. Die Griechen hielten sich zwar noch, aber die Gährungen dauerten fort und griffen immer weiter um sich. Endlich aber stürzte ihre eigene Treulosigkeit ihren morschen Thron in Italien gänzlich um. Sie hatten eine Schaar von Normannen in ihren Sold genommen und bekämpften durch diese tapfern Arme die Sarazenen in Sicilien. Aber nun hätten sie die Helden gern um den verheißenen Lohn betrogen und weckten dadurch die gerechte Rache derselben. Sie setzten nach Calabrien über und fochten überall siegreich gegen die Griechen und die päpstliche Macht. Den Ausschlag gaben die zehn Söhne des Grafen Tankred von Hauteville, deren einer, Robert Guiskard, Cosenza und Bisignano eroberte und bis Reggio vordrang. Ihn riefen die Normänner zum Herzog von Apulien und Calabrien aus, in welcher Würde ihn der Papst im Jahre 1060 bestätigte. Von dieser Zeit an fällt die Geschichte Calabriens mit der des normannischen Reichs in Unteritalien zusammen, geht alsdann in die Hohenstaufische über, und bleibt weiterhin in Verbindung mit der neapolitanischen.

Unter Kaiser Friedrich II. wurde Calabrien in zwei Provinzen getheilt. Das diesseitige erhielt den Namen Val di Crati, von dem Flusse, dessen wir oben gedacht haben; das jenseitige hieß Terra Jordana. Weil jede Provinz von einem sogenannten Justiziarius, d. h. Oberbefehlshaber, verwaltet wurde, so kommen die Provinzen von jetzt an auch unter dem Namen der Justiziarate vor. Ein Großjustiziarius führte die Gesamtaufsicht über die Justiziarien und befand sich gewöhnlich unmittelbar zur Seite des Kaisers, wenn dieser das Land durchreiste. Auch bestimmte Friedrich jeden ersten Tag des Mais und des Novembers zu einem offenen Gericht für jede Provinz, damit das Volk seine Wünsche und Klagen vor unpartiischen Ohren laut werden ließe und die Mißbräuche und Ausschweifungen der Obrigkeiten an das Licht und zur Strafe gezogen würden. Cosenza war für beide Calabrien der Ort dieses Gerichts, und die Dauer desselben auf 8 bis 14 Tage festgesetzt. Auch den Handelsverkehr Calabriens beförderte der große Kaiser und legte zwei von den sieben Hauptmärkten des ganzen Reichs nach Calabrien, nämlich nach Cosenza und Reggio.

In den der hohenstaufischen Herrschaft folgenden Kriegen, welche Sicilien und Neapel zu zwei Reichen auseinander rissen, litten die Küsten Calabriens viel durch die kreuzenden, spanischen Flotten, und der Friede gab das durch die Leiden des Krieges erschöpfte Land den übermüthigen Fehden und Meutereien der mächtigen Barone Preis, welche die normannische Lehnsverfassung ihm hinterlassen hatte. Die Zeit der spanischen Vicekönige war für Calabrien eben so unheilbringend, wie für die übrigen Theile des neapolitanischen Reiches. Aber eine besondere Geißel traf es unter der Regirung Karls V. und dessen Vicekönigs, des Herzogs von Accala, durch die wüthenden Ketzerverfolgungen, welche ganze Distrikte, namentlich in der Gegend von Cosenza, zu Einöden machten. Bald nachher plünderten und sengten die Türken, wahrscheinlich von den Franzosen aufgeregt, an den Küsten von Calabrien und wagten sich tollkühn bis in den Golf von Neapel hinauf. Nicht minder unwiderstehlich durchzogen große Räuberbanden das Innere des Landes, und ein gewisser Markus, einer ihrer Hauptanführer, ließ sich König nennen und sich Zepter und Krone vortragen. Unter Philipp III. gegen Anfang des 17. Jahrh. gab die tolle Verschwörung des schwärmerischen Dominikaners Thomas Campanella von Stilo und seines wilden Ordensbruders Ponzio von Nicastro fast ganz Calabrien den Ausschweifungen und Schrecken eines Volksaufstandes Preis, welcher, anstatt dem bedrückten Lande einige Erleichterung zu erringen, es vielmehr unter ein härteres Joch und schärfere Geißeln brachte. Martern und Hinrichtungen wechselten mit unerschwinglichen Auflagen; und trotz allen Gelderpressungen verarmten doch die Statskassen unter der folgenden Regirung Philipps IV. so schmählich, daß viele Domänen des neapolitanischen Reiches, und namentlich in Calabrien, verkauft werden mußten.

Gegen die Mitte des 17. Jahrh. machte Frankreich einen Versuch auf Sicilien und Calabrien, indem es die durch Masaniello erregten und von dem Herzog Heinrich von Guise weiter ausgebreiteten Unruhen der Neapolitaner, so wie auch den Aufstand von Messina, mit seinen Flotten unterstützte. Die Pläne der französischen Politik und die Hoffnungen der italiänischen Patrioten scheiterten zwar an der Feigheit und dem Wankelmuthe des neapolitanischen und sicilischen Volkes, aber für Calabrien hatten diese Unruhen wenigstens eine glückliche Folge, die Ausrottung der Banditen, von denen die Spanier einen großen Theil in ihre Dienste genommen hatten, um sie gegen ihre eigenen Kameraden zu gebrauchen. Die durch den spanischen Successionskrieg herbeigeführten Veränderungen im neapolitanischen Reiche übten keinen unmittelbaren und besondern Einfluß auf Calabrien aus, und von der furchtbaren Erdrevolution des J. 1783 ist in dem geographischen Artikel gehandelt worden*). (*W. Müller.*)

CALACTA. Die Griechen nannten den kleinen Vorsprung der Nordküste Siciliens, westlich von Messana, Καλὴ ἀκτή, das schöne Vorland. Die Zankläer luden kurz vor den persischen Kriegen die kleinasiatischen Jonier ein, hier in ihrer Nachbarschaft eine Kolonie zu gründen, und die Samier, vereinigt mit einigen nach der Zerstörung ihrer Stadt flüchtigen Milesiern, segelten darauf nach Sicilien, und machten, anstatt eine eigene Pflanzstadt zu gründen, verführt durch den Tyrannen von

*) Größtentheils nach Bartels ꝛc. Brief 3. mit Vergleichung der eingreifenden byzantinischen, normannischen und neapolitanischen Geschichte.

Rhegium, der Herrschaft der Zankläer ein Ende [1]). Der Gründer der Stadt *Καλὴ ἀκτή* war der Fürst der Sikuler, Duketius, welcher, nachdem er durch die Syrakuser gezwungen worden war, nach Korinth auszuwandern, von dort her mit freiwilligen Begleitern zurückkehrte, und sich das von den Hauptmächten Siciliens ziemlich entfernte schöne Uferland zu einem neuen Wohnsitze erwählte. Diese Gründung fällt in die 85te Olympiade [2]). Von der Zeit an schweigen alle Nachrichten über die neue Stadt, und erst bei Cicero tritt Calacte wieder auf [3]). Nachher findet sich der Name bei Plinius (Calactini), Ptolemäus und in den Itinerarien. Die Peutingersche Tafel bestimmt die Lage des Ortes auf 12 Millarien von *Halesa*, nördlich von dem neuen Städtchen Caronia [4]). (*W. Müller.*)

CALADENIA, R. Br., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen und der 20. Linné'schen Klasse. Sie zeichnet sich durch eine mit gereihten Drüsen besetzte Lippe und durch drüsige Kelchblätter aus, deren vier vordere unter der Lippe stehn. Der Pollen ist mehlartig. Es sind 15 Arten bekannt, die sämmtlich in Neu-Holland und Diemens Land wachsen. (*Sprengel.*)

CALADIUM, Vent., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Aroideen und der 21. Linné'schen Klasse, sie unterscheidet sich von Arum dadurch, daß ihre Antheren an der Spitze des Blüthenkolbens stehn, daß sie schildförmig und vielfächerig sind, und daß zwischen ihnen und den weiblichen Theilen stumpfe Drüsen sitzen. Sie trägt einsamige Beeren. Die interessantesten Arten sind: **Cal. esculentum** *Vent.*, welches in Westindien, Südamerika und auf den Inseln der Südsee wild wächst und auf feuchten Äckern, unter dem Namen caraibischer Kohl gebaut wird. Die Blätter werden als Gemüse gekocht. Eine andere Art: **Cal. seguinum** *Vent.*, die einen hohen Stamm treibt, ist sehr giftig: doch bereitet man in Westindien eine scharfe Lauge daraus, um den Zucker zu reinigen. Eben so giftig, wenigstens sehr scharf, ist **Cal. arborescens** *Vent.*, von dessen Stamm die grausamen Herren der Negersklaven diesen zur Strafe Stücke in den Mund legen, wodurch die schmerzhafteste Entzündung und Speichelfluß bewirkt wird. Eine Zierde unserer Gärten ist **Cal. bicolor** *Vent.*, wegen der rosenrothen Zeichnung der Blätter. (*Sprengel.*)

Calaforo, s. Charybdis.

CALAGULAE, rad. **Kalagula**, von einer noch unbekannten südamerikan. Pflanze. Sie hat keinen hervorstechenden Geschmack und Geruch, wird aber von den Indianern sehr geschätzt. In Italien wendete man sie neuerlich zuerst als Schweiß- und Harntreibendes Mittel gegen Wassersucht, desgleichen bei Pneumonien nach gehobenem Entzündungszustande, bei stockendem Schleim-Auswurfe und bei Brustkrankheiten mit eiterartigem, blutigem Auswurfe mit mehrerm oder wenigerm Erfolg an*). (*Th. Schreger.*)

CALAGURIS, Calagurra, Calagurrium, 1) Stadt in Hispania Tarraconensis, in der Nähe des Iberus, aller Wahrscheinlichkeit nach das heutige Calahorra, die Geburtsstadt Quintilians, ausgezeichnet durch beispiellose Treue und Standhaftigkeit im Sertorianischen Kriege, der mit ihrer Eroberung endigte. (Strabo 3. p. 246. Val. Max. 7, 6. Flor. 3, 22). Diese Stadt führte den Beinamen Fibularensis, zum Unterschiede von — — 2) der gleichnamigen, mit dem Beinamen Nassica oder Nasica, im Gebiete der Ilergeten, in der Nachbarschaft von Osca (Caes. B. C. 1, 60); muthmaßlich das jetzige Loarre in Aragonien. (*H.*)

CALAHORRA, sonst Calagurris, Ciudad in der span. Prov. Soria, am Ebro, über den eine schöne Brücke von 19 Bogen führt, in einer sehr fruchtbaren Gegend, mit 7200 Einw., 3 Pfarrkirchen, 3 Klöstern und einem unter das Erzbisthum von Burgos gehörigen Bisthum. (*Stein.*)

CALAIS, 1) Stadt im Distr. Boulogne des franz. Dep. Pas de Calais. Sie liegt (50° 57′ 32″ Br. und 19° 31′ 1″ L.) an dem Kanale und zwar da, wo er am schmalsten und von den Küsten Englands nur $3\frac{1}{4}$ M. entfernt ist, mitten zwischen Morästen, ist mit starken Festungswerken umgeben, aus welchen 2 Thore führen, und wird außerdem noch durch eine äußerst feste Citadelle, worin ein wohl versehenes Zeughaus steht, vertheidigt, so daß Calais zu den Festungen des zweiten Ranges gehört. Sie wird in die Ober- und Unterstadt abgetheilt, bildet ein längliches Quadrat, hat einen schönen öffentlichen Platz, den Paradeplatz, breite gepflasterte Straßen, 900 gut gebauete Häuser, 2 Kirchen, 2 Hospitäler, 1 Grammatikalschule, 1 Börse, 1 Handelsgericht und 8534 Einw., ist aber im Ganzen todt und ohne Leben, und dieses zeigt sich nur dann, wenn die Stadt voller Fremden ist, die beständig über den Kanal nach dem festen Lande strömen. Der Kunstfleiß ist ganz unbedeutend und beschränkt sich auf einige Seife-, Strumpf- und Mützenfabriken, der Handel auf Krämerei, da im Großen durchaus keine Geschäfte gemacht werden. Der seichte und nur kleine Schiffe fassende Hafen wird durch die Kanonen von 5 Forts vertheidigt; den Eingang schließen 2 Dämme. Die Einw. selbst besitzen nur Fischerboote und einige Seeschiffe, mit welchen erstern sie die Makrelenfischerei betreiben, mit den andern auf Heringe und Kabliaue Jagd machen, und dies ist auch außer den Ausflüssen der Garnison und der vielen Fremden ihre Hauptnahrung. Wöchentlich gehen von hier viermal Packetboote nach Dover. Quellwasser hat der ungesunde Ort nicht und man muß zu Cisternen seine Zuflucht nehmen. Zu den Festungswerken von Calais gehört auch das $\frac{1}{2}$ Meile entfernte starke Fort Nievlet, von welchem ein Damm nach der Citadelle führt. Calais ist in der Geschichte durch seine Belagerungen bekannt: 1346 belagerte sie Eduard III. und nahm sie durch Hunger nach einer äußerst hartnäckigen Vertheidigung, wobei die edle Aufopferung von 12 der vornehmsten Bürger sich und ihre Mitbürger ret-

1) S. *Herodot.* VI. 22. *Thucyd.* VI. 5. Vergl. d. Artikel Messana, Zancle. 2) *Diod. Sic.* XII. 8. 3) in Verrem. III. 43. 4) S. Mannert Geogr. v. Italia. Th. II. S. 409. 410.

*) Vgl. Della Radice di Calagula; Memor. di *L. Gelmetti*. Mantua 1796. — Das. Carminati's Untersuch. und Erfahr. über d. Bestandtheile und Heilkraft der Calagulawurzel, nebst Gelmettis Aufs. über diese Wurzel; a. d. It. Leipzig 1798. 8. — *Vauquelin* in Annal. d. Ch. T. LV. p. 22 etc.

tete, die der König von England blos aus der Stadt vertrieb und selbige mit Engländern bevölkerte. Sie blieb nun 211 Jahre lang in den Händen dieser Nation, und wurde erst 1558 von den Franzosen wieder genommen. Auch die Spanier eroberten sie 1596. Sie ist der Geburtsort des Romanendichters Pierre Ant. de Laplace, † 1793. Bei Calais endigt der Kanal von S. Omer, welcher über Watter geht, sehr viele Krümmungen hat, und im Ganzen schlecht benutzt wird. — 2) Mit dem Zusatze Saint: die Hauptstadt eines Distrikts des franz. Dep. Sarthe, welcher auf 21^{24} □M. 6 Kantone, 60 Gemeinden und 66,330 Einw. faßt. Sie liegt an der Anilla in einer unfruchtbaren Haide, hat 3 Kirchen, 1 Hospital, 532 Häuser und 3646 Einw., die Siamoisen, Tücher nach Chollet Façon, Droguets, Serges und Leder liefern, einige Wachsbleichen und Krämerei unterhalten, und 5 Jahrmärkte haben. Der Ort ist sonst schlecht gebauet und ohne Leben. Das jetzt in eine Fabrik verwandelte Mönchskloster ist durch den heiligen Calais, von welchem auch die Stadt den Namen trägt, gestiftet. (*Hassel.*)

Calait, s. Türkei.

CALAMAGOSTIS, nannte schon Adanson ein Gras, welches nur eine Blüthe im Kelch hat, dessen Blüthe kleiner als der Kelch, an der Basis einen Kranz von Haaren und auf der untern Klappe eine Granne hat. Von Arundo ist die Gattung lediglich durch den einblüthigen Kelch unterschieden. In meinem syst. veg. 1. p. 252. sind 19 Arten davon aufgeführt, unter welchen Cal. epigeios, lanceolata *Roth.*, litorea, Halleriana *Cand.*, mauritanica*, cianoides* und lapponica*, sonst zu Arundo gerechnet, mit längern Haaren als die Blüthenkrone, versehn sind. Bei Cal. montana *Host.* und sylvatica *Cand.* sind die Haare kürzer als die Corolle. (*Sprengel.*)

CALAMIANEN, eine Gruppe von 3 größern Inseln, die im Meere von Mindoro belegen ist und zu den spanischen Bissayerinseln gerechnet wird. Sie breitet sich von 137° 30′ bis 138° 20 östl. L. und von 10° 30′ bis 11° 10′ nördl. Br. im S. W. von Mindoro und im N. O. von Paragoa aus, enthält die 3 größten Eilande Buswagan, Calamiana und Linacapan und ist von einer zahllosen Menge von Skoglien und Klippen umgeben, die die Schifffahrt in diesem Meere sehr gefährlich machen. Mit den paar spanischen Niederlassungen auf Paragoa macht sie eine Alkaldenschaft aus, die 1810 nur 15,990 bissayische Einw. zählte und deren Alkalde seinen Sitz in dem Dorfe Culsong auf der Insel Calamiana hatte. Sie haben übrigens die Produkte der übrigen Bissayerinseln, als: Yams, Pataten, Reis, Kampesche- und Ebenholz, Wachs, Pferde, Rindvieh, Wild und vor allen Salanganennester. (*Hassel.*)

CALAMINA, nent Palisot-Beauvois (agrostogr. p. 129.) einige Gräser, die sonst und besser zu Apluda und Anthesteria gezogen werden. (*Sprengel.*)

CALAMINE (Pierre calaminaire). Man begreift darunter die derben, oft mit Mergel gemengten, eisenschüssigen Abänderungen des Galmeys. S. Zink. (*Germar.*)

CALAMINTHA, nannte Tournefort die Arten Thymus, welche durch ihren nicht genau zweilippigen Kelch und durch den Blüthenstand in gestielten Doldentrauben, sich von den andern unterscheiden. Thymus Calamintha und Nepita Scop. gehören besonders hieher, welche Linné zu Melissa zog, die aber jetzt mit Recht unter Thymus bleiben. (*Sprengel.*)

Calamint-Stein, s. Cadmia.

CALAMITA, *Schneid.* Hyla *Laur.* Laubkleber, gewöhnlich Laubfrosch. Folgende Stelle in *Plinius* hist. nat. XXXII. c. 10.: Rana quam Graeci calamites vocant, quoniam inter arundines et fruticeta vivat, minima omnium et viridissima, macht es höchst wahrscheinlich, daß der griechische Name *Καλαμιτης* den gemeinen Laubfrosch bezeichne. Schneider wandte ihn daher mit Recht als Gattungsnamen an, und verwarf den von Laurenti, nach dem in einem Sumpf umgekommenen Gefährten des Herkules gebildeten Hyla. Die Laubkleber bilden wol bestimt eine eigene Gattung der Quak-Batrachier, welche indeß den Fröschen nah und näher, wie den andern verwandt ist. Sie unterscheiden sich nur von ihnen, so wie von allen Batrachiern, dadurch, daß das letzte Glied ihrer Zehen sich kreisförmig erweitert, und an der untern Fläche mit einer klebrigen Materie versehen ist, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, an Bäume, ja an Felsen, Mauern und Glas in die Höhe zu steigen und sich festzuhalten. Eben daher verleben sie auch den Sommer in Wäldern und Hecken auf den Bäumen und ernähren sich von Insecten; gegen den Winter aber verkriechen sie sich in Sümpfe und halten einen Winterschlaf. Auch begatten sie sich im Frühling im Wasser und legen in dieses ihre Eier, welche, wie bei den Fröschen, keine Schnüre bilden. Wie diese haben sie lange Hinterbeine, deren vierte Zehe die längste ist, und können leicht und gut hüpfen. Auch ihre Stimme ist ein Quaken, und wenn sie dieselbe hören lassen, füllt sich bei einigen Arten die Kehle mit Luft in Gestalt einer Kugel, bei andern aber, wie bei den Fröschen, eine Haut unter den Ohren.

Calamita arboreus, Rana arborea, Hyla viridis. Grüner Laubkleber, gemeiner Laubfrosch. Rös. Frösch. Taf. 9. Ein vielleicht in ganz Europa allgemein bekanntes, artiges und schönes Thierchen, welches häufig in einem halb mit Wasser gefüllten Glase, worin ein durchbohrtes Tischlein oder eine Leiter steht, im Zimmer gehalten und mit lebenden Fliegen gefüttert wird, denn todte rührt es nicht an. Bei schlechtem Wetter geht er unter Wasser und ist unruhig; beim Vorgefühl guten Wetters geht er aus dem Wasser hervor. Er gehört zu den kleinsten Batrachiern, und erreicht selten eine Länge von 1¼ Zoll. Von den übrigen Laubklebern unterscheidet er sich durch die ganz freien Zehen seiner Vorderfüße, die halbverbundnen Zehen der Hinterfüße, so lange Schienbeine wie die Schenkel, einen ganz glatten Oberleib, und warzigen Unterleib. Alle diese Eigenschaften hat er aber mit dem gelbstreifigen Laubkleber (C. lateralis) gemein, und da beide selbst in der Farbe sich sehr gleichen, so wurden beide mehrmals für gleichartig, und höchstens als Abarten betrachtet. Wahrscheinlich ist er aber in Amerika nicht, und unterscheidet sich von diesem letztern durch seinen convexen Rücken. Seine Farbe ist veränderlich, doch hat er vielleicht stets einen

schwarzen Streif, der über das Auge bis zum gelblich weißen Bauche läuft. Sonst ist er nach der Häutung oben grau, und nimt darauf allmälig erst seine gewöhnliche lebhaft grüne Farbe an. Er hält sich im Sommer in Hecken, Laubhölzern und im Getreide auf, und paart sich im Mai und Juni in Sümpfen, wo er dann aufs Land geht. Es bildet beim Quaken der Männchen sich unter ihrer Kehle eine große bräunliche Blase.

Calamita aurantiacus. Hyla aurantiaca *Daud. Ran.* t. 9. f. 3. Orangefarbner Laubkleber. Dieser Laubkleber, so wie ihn Daudin beschrieben und abgebildet hat, ist von dem rothen (C. ruber), mit welchem er ihn für einerlei hält, wesentlich verschieden. Er hat an den Vorderfüßen freie, an den Hinterfüßen halbverbundene Zehen, einen dreieckigen ziemlich stumpfen Kopf, einen dicken oben glatten Rumpf und ist unter dem Bauche und den Schenkeln körnig. Seine Farbe ist oben orangegelb.

Calamita bicolor. Rana oder Hyla bicolor. Zweifarbiger Laubkleber. *Daud. Ran.* t. 5. 6. Eine große Art 4 Zoll lang, mit ganz freien Zehen an allen Füßen, einem kantigen glatten Rücken und warzigem Bauche und Schenkeln. Oben blau, unten gelblich, mit weißen Flecken. Vaterland unbekant.

Calamita bilineatus. Hyla bilineata *Daud. Ran.* t. 2. f. 2. Zweistreifiger Laubkleber. Sehr klein, nur einen Zoll lang, mit freien Zehen der Vorderfüße, halbverbundenen der Hinterfüße, Schienbeinen, welche länger sind als die Schenkel, glattem Rücken mit hohlen Kanten, körnigem Bauche und stumpfem Kopfe. Seine Farbe ist dunkelgrün, mit zwei weißen Strichen über dem Rücken. Er ist häufig in den Wäldern von Java, und Daudin's Hyla Blochii, von grauer Farbe mit einem dunkeln Striche von den Augen bis zum Trommelfelle vielleicht nur eine Abart von ihm. Diese hat Schneider unter dem Namen Calamita cinereus ex India orientali beschrieben.

Calamita boans, Hyla viridi-fusca, Hyla venulosa. Merianischer Laubkleber. *Merian. Suria.* t. 56. *Daud. Ran.* t. 13. Linné beschrieb in den Amoen. Acad. einen Laubfrosch mit freien Zehen der Vorderfüße, und verbundnen der Hinterfüße und führt hernach eben diese Beschreibung in seinem Systeme bei seiner Rana boans an, welche sich vom gemeinen Laubfrosch vorzüglich dadurch unterscheiden soll, daß an allen Füßen die Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden sind. Diesen auffallenden Widerspruch zu erklären, muß man entweder annehmen, daß Linné in der Folge einen früher begangenen Fehler in der Beschreibung verbessert, oder verschiedene nahe verwandte Arten mit einander verwechselt habe; etwas welches leicht möglich ist, und wodurch viele Verwirrung in den Arten dieser Gattung entstanden. Linnés Rana boans nach seinem Systeme ist wol gewiß Calamita palmatus, aber als Abart von dieser Rana boans, so wie als Abart der Calamita boans betrachten Gmelin und Daudin Calamita tibicen. Daudins Hyla boans endlich ist unstreitig von Calamita melanorabdotus nicht verschieden. Das Exemplar des Merianischen Laubklebers, welches ich selbst zu untersuchen Gelegenheit hatte, war 3 Zoll lang. Als Art unterscheidet er sich von den andern dadurch, daß die Zehen der Vorderfüße etwas, die der Hinterfüße halb verbunden sind, und sich auf dem Rücken zerstreut einzele kleine Warzen befinden. Der warzige Bauch ist weißlich, die obern Theile waren bei meinem Exemplare bräunlich, mit großen unregelmäßigen leberbraunen Zeichnungen. Die Merianin fand die Farbe bei dem lebenden grün und braunbunt. Wie die eigentlichen Frösche hat das Männchen unter jedem Ohre eine schlaffe Haut, die es stark aufblasen kann. Er hält sich in den Gewässern von Surinam auf.

Calamita cinereus, Hyla lateralis. Gelbstreifiger Laubkleber. *Catesb. Car.* II. t. 71. *Daud. Ran.* t. 2. f. 1. Dieser Laubkleber ist dem gemeinen (C. arboreus) so nahe verwandt, komt ihm in der Größe, den freien Vorderfüßen, halb verbundenen Hinterfüßen, den so langen Schienbeinen wie die Schenkel, dem glatten Rücken und körnigem Unterleibe, selbst in seiner Farbe und deren Wechsel so gleich, daß die mehresten Naturforscher ihn mit demselben für gleichartig hielten. Er unterscheidet sich aber von demselben durch die Kanten an den Seiten des Rückens, und einem gelben Streif, welcher von den Lippen an jeder Seite des Rückens wegläuft. Er ist in Nordamerika zu Hause und besonders in den Wäldern von Virginien und Carolina häufig, in denen er sich am Tage unter den Blättern versteckt und ruhig hält, des Nachts aber seiner Nahrung nachgeht und heftig schreit. Ich vermuthe, daß die besondere Gattung von Fröschen, deren Kalm in seinen Reisen II. 8. 389 gedenkt, Schneiders Bufo arboreus eben diese Gattung sey. Schneiders ostindischer Calamita cinereus kann nicht hieher gehören. Er ist Daudins Hyla Blochii und vielleicht eine Abart von Calamita bilineatus.

Calamita fasciatus. Eine von Schneider als zweifelhaft aufgeführte Art, welche er im braunschweigischen Cabinette fand. Sie war hellfuchsroth, mit helleren Flecken oben am Kopf, Rumpf und Beinen, die Zehen der Hinterfüße bis zum zweiten Gliede verbunden, Bauch und Schenkel dicht gekörnt, und der Rand der Glieder schwarzbraun. Sollte es eine Abart von C. Squirella seyn?

Calamita oder **Hyla femoralis.** *Daud. Ran.* t. 3. f. 1. Buntschenkeliger Laubkleber, mit freien Vorderfüßen, halbverbundenen Hinterfüßen, so langen Schienbeinen wie die Schenkel, stumpfem Kopfe, welcher hinter den Augen am breitesten ist, und unten körnigem Unterleibe und Schenkeln; oben grün mit braunen Puncten auf dem Rücken, und gelben Flecken auf den Schenkeln; unten gelblich weiß. Etwa 14 Lin. lang. In den Hochwaldungen von Nordamerika besonders von Carolina.

Calamita fuscus, Hyla fusca *Daud.* Brauner Laubkleber. Von Hyla fusca des Laurenti, welche höchstens eine Abart des Calamita tinctorius zu seyn scheint, wol gewiß verschieden. Füße mit getrennten Zehen, Rücken glatt, converer Unterleib und Schenkel unten körnig; Farbe braun.

Calamita oder **Hyla hypochondrialis.** *Daud. Ran.* t. 10. f. 1. Seitenfleckiger Laubkleber.

CALAMUS, *L.*, ist eine gar merkwürdige Pflanzengattung, welche die Reihe der Palmen in der sechsten Linné'schen Klasse eröffnet. Durch ihr starkes Vermögen zu wurzeln, so wie durch die dreisamige, gepanzerte Frucht, unterscheidet sie sich von andern Palmen. Durch Rumph und Loureiro kennen wir, aber nicht vollständig, eilf Arten, die auf den Molucken und in Cochinchina wachsen, wozu Palisot-Beauvois noch eine gefügt hat, welche auf Guinea vorkomt. Die merkwürdigste Art ist Calamus rudentum *Lour.*, welche zu einer Höhe von 500 Schuh und höher hinauf schießt und also der höchste Baum in der Welt wird. Die zähen Zweige braucht man zu Schiffstauen und zur Zähmung der Elephanten. Eine andere Art: Cal. scipionum *Lour.*, gibt die beliebten Rotangs oder spanischen Röhre; dagegen werden die dünnen und knotigen von den Wurzeln und Ausläufern des Bambusrohrs genommen. Cal. verus und diaecus *Lour.* gibt das bekannte Stuhlrohr. Linné begriff mehrere Arten unter dem Namen Calamus Rotang. (*Sprengel.*)

CALANCHOE, (Adans. und Cand.) ist eine Gattung Pflanzen aus der 8. Linné'schen Klasse und zu der natürlichen Familie der Sedeen gehörig, welche von Cotyledon hauptsächlich durch das Zahlen-Verhältniß unterschieden ist. Man kent sie jezt allgemein unter dem Namen Verea Andr. (*Sprengel.*)

CALAND, auch Kaland, der, bezeichnete in früheren Zeiten 1) eine Brüderschaft andächtiger und wohlthätiger Personen, 2) die Versamlung derselben zu gewissen Zeiten, 3) das Haus, in dem sie zusammen kam — gewöhnlich das Calandshaus genant, auch der Calandshof, wenn es von beträchtlichem Umfange war, und 4) die Pfründe der Calandsbrüder, (ipsa praebenda ecclesiastica, fratribus Calandis dicata). Die Mitglieder eines Calandes nannte man nämlich fratres calendarii oder calendaries, auch fratres calendarum, Calande-Brüder auch wol Calande-Herren[1]).

Über die Entstehung des Wortes Caland sind manche Meinungen abgegeben. Adelung führt Frisch'ens Ableitung vom niedersächsischen Kalant, ein Kundmann, Handelsfreund, Freund an[2]). Nach Einigen soll es vom griechischen Worte *καλεῖν*, rufen, einladen, herstammen, oder wie das [sogenannte Zedlersche] Universal-Lexicon V. Bd. S. 241 angibt: nach Scherdus in der Sprachenschule von *κάλατα*. David Frank (im Alten und Neuen Meklenburg Lib. IV. Cap. XXIII. S. 170) leitet es von einem altteutschen, noch jezt in Dänemark gebräuchlichen Worte Kahle, versammeln, ab, und sezt hinzu: die Endung land findet sich bei mehreren Wörtern und zeigt eine Vielheit an, als Heiland, weiland u. s. w. Caland heißt also nach ihm: wo viele sich versammeln. Allein da nach Du Fresne's Glossarium schon 1087 in Frankreich urkundlich das Wort Kalendae für Versamlung der Geistlichkeit eines Sprengels vorkommt: so folgt man wol mit gutem Fuge der gemeinsten Meinung, welche das Wort Caland von dem lateinischen Calendae abstammen läßt — allgemein sezt man hinzu — weil die Calandsbrüder sich anfänglich an jedem Ersten des Monats versammelten. Jedoch die uns erhaltenen, diese Brüderschaft betreffenden, urkundlichen Nachrichten widersprechen dieser lezteren Angabe gänzlich, indem nach ihnen sie sich alljährlich nur vier- oder zweimal versammelte[3]). Es scheint also mit Recht vermuthet werden zu können, daß die erst im 13. Jahrh.[4]) namhaft gemachten, vermuthlich auch erst entstandenen Calandsbrüderschaften ihre Benennung annahmen von den schon längst üblichen Calendis der Geistlichkeit eines Sprengels. Wurden bei diesen die Feste für die Lebenden im nachfolgenden Monate näher bestimt, so sorgten die Calandsbrüder auf ihren Versamlungen für die Einrichtung und Erhaltung der Feste für die Todten d. h. der Gebete und Messen, die man wenigstens anfänglich aus christlicher Liebe zum Heile ihrer Selen hielt[5]).

Dieses war der erste Zweck der Calandsverbrüderungen, indem, wie angeführt wird, manche Leute in großer Armuth hinstarben und nicht einmal so viel hinterließen, daß man ihnen nach ihrem Tode Memorien, Vigilien und Selmessen halten konnte. Sehr bald machten die Calande es sich auch zur Pflicht, lebende Arme zu unterstützen. Als Mitglieder dieser Brüderschaften wurden Priester und

---

1) Gewöhnlich wird angegeben, daß man Geistliche wol Calandsherren zu nennen pflegte. Es scheint aber, als wenn man nur vornehme Mitglieder sogenannter großer Calande, in welche in der Regel nur die Vornehmsten der Stadt oder des Landes sich aufnehmen ließen, so benant habe. 2) Vergl. auch: *Matth. Joann. Becker's* Rerum Mecleburg. Libri octo (Lipsiae 1741. fol.). S. 540. 3) Zu Nordstrand nach der Ordnung des dortigen Calands (in Heimreich's Nordfriesischer Chronik S. 79, welche sich auch in W. F. von Pistorius Amoenit. Historico-Jurid. Frankf. und Leipz. 1737. 4. VI. Theil. S. 44—60 findet). §. 37 u. 38, zweimal: 1) am nächsten Sonntag nach Pfingsten, 2) am Sonntage nach Bartholomäi; zu Kiel nach der Stiftungsurkunde v. 1334 (in Westphal's Monum. ined. rer. Germ. Tom. III. p. 560) an zwei Montagen im Jahre; zu Bergen auf Rügen (nach v. Normann's wendisch-rügianischem Landgebrauch. S. 246) an zwei Sonntagen i. J.; zu Stargard in Pommern (nach Christian Schöttgen's Altes und Neues Pommerland u. s. w. Stargard u. Stettin, 1721. II. 8. 29 Stck. II. Historie des Calandes zu Stargard. S. 190 u. 226) an vier Tagen i. J., so wie zu Mitweida (nach Chr. Herman's Mitweidischem Denkmal 1698. S. 176) zu Gröningen im Halberstädtischen (nach Joh. Georg Leukfeld's Antiquit. Gröning. 1710. S. 108), zu Anklam (nach C. Fr. Stavenhagen's topogr. und chronol. Beschreibung der Kauf- und Handelsstadt Anklam u. s. w. Greifswald 1773. 4. S. 416) auch an vier Tagen im Jahre. 4) Die älteste Urkunde dieser Brüderschaft ist von dem Calande zu Ottbarg vom J. 1226. S. *Chr. Fr. Paullini* Syntagma rerum Germanicarum. (Francf. ad M. 1698). S. 174. Im Meklenburgischen ist der älteste aufgefundene Brief von dem Caland im Lande Bresen, geschrieben von Ulrich Bischof zu Razeburg vom J. 1282. — in Pommern der von Johannes Bischof von Cammin v. J. 1346. — auf Rügen die rostlicker Matrikel v. J. 1294 unter Parochia Veere mit den Worten: Patroni sunt fratres Kalendarum terre Ruye. — A. G. Schwarz erwähnt in seiner kurzen Einl. z. Geogr. des Norder-Teutschl. S. 228 einer Calandsbrüderschaft des Landes Tribusees [des größeren Theils des jezigen Neuvorpommerns] im J. 1316. — Stavenhagen in seiner Beschreibung Anklams liefert unter Nro. 89. der Urkunden, S. 419, einen Tagezettel von den zu haltenden Memorien in dem lezten Viertel des 13. Jahrh. 5) Zu diesem Endzwecke hielten sie eigne Todtenbücher, wie Leukfeld, Stavenhagen, Feller in seiner oratio de fratribus Calendariis (Lipsz. 1691) u. a. bezeugen.

Laien beiderlei Geschlechts [6]) aufgenommen. Der Priester bedurfte man, die verschiedenen Gebete und kirchlichen Verrichtungen zu thun, der Laien, um die nöthigen milden Beiträge zusammen zu schießen, und die ökonomischen und bürgerlichen Geschäfte der Brüderschaft zu besorgen. Obgleich die Calande keinen an gewisse Regeln gebundenen oder vom Papste bestätigten, geistlichen Orden ausmachten; so hatten sie doch ihre eignen Ordnungen und Statuten, welche von den Bischöfen jeder Diöces, zuweilen [doch wol nur in spätern Zeiten] von den Landesfürsten bestätigt wurden, und ihre eignen Beamten. Der vornehmste derselben hieß an den meisten Orten Dechant [Decanus], auch Propst [Praepositus] oder, doch seltener, Provisor generalis. Diesem war beigegeben ein Cämmerer, bald Provisor, bald Testamentarius, bald Thesaurarius genant. Hin und wieder, namentlich zu Bergen auf Rügen [7]), fand sich neben diesen beiden noch ein dritter Beamter, der Eleemosynarius, der die von der Brüderschaft den Hilflosen bestimten Almosen richtig und billig vertheilen mußte. Die Ordnung d. Cal. zu Nordstrand, [s. v. Pistorius a. ang. O.] welche mit denjenigen, die in Staphorst'ens Hamburgischer Kirchenhistorie (I. Thl. 2. Bd. S. 707 u. f. f.) vorkommen, übereinstimmet, verordnet §. 31. Wir setzen fest, daß vier sollen Definitores oder Aussprächere und Worthaltende unser Brüderschaft seyn zu Hülfe dem Dechant. Je mehr die Calande sich durch gewissenhaftes Nachleben ihrer Statuten Achtung, und durch nach und nach gebildete Fonds Ansehn verschafft hatten, desto mehr erweiterte sich ihr Wirkungskreis. Der Cal. zu Bergen auf Rügen unter andern, der nur aus adeligen Personen und aus den Vornehmsten und Geschicktesten der Geistlichkeit bestand, bildete zugleich eine Mittelsperson zwischen dem Landesfürsten und dem übrigen Adel. An ihn sandte der Herzog die Capita deliberanda eines ausgeschriebenen Landtages. Hatte die Landschaft etwas an den Landesherrn zu schreiben oder zu schicken, so gebrauchte man dazu den Decanus und Testamentarius der Brüderschaft. Auch war der Caland zu Bergen stets bemüht, Irrungen und Streitigkeiten zwischen Landeseinwohnern in Güte beizulegen, wodurch, wie der angeführte W. R. Landgebrauch a. ang. O. ausdrücklich bezeugt, vielen unnöthigen Rechtshändeln vorgebeugt wurden.

Bei so löblichem und erfolgreichem Bestreben mußten den Calanden Gaben und Schenkungen reichlich zufließen, um so mehr, da die Bischöfe für solche 40tägigen Ablaß ertheilten, [welchem die pommerschen und halberstädtischen Briefe noch ein Caren hinzufügten], und denjenigen mit dem Banne bedrohten, wer dem Calande widerstehen, dessen Güter und Einkünfte verringern oder an sich ziehen würde. Diese Brüderschaften verbreiteten sich auch schnell und zahlreich. Du Fresne zeigt an, daß deren in Frankreich, Schweiz und in Ungarn waren. Aus des Locsenius [8]) Angaben sollte man fast schließen, daß sie [oder doch ihnen ähnliche Brüdersch.] auch in Schweden sich häufig fanden. Besonders zahlreich waren sie in Nordteutschland, ja in manchen Städten z. B. zu Zwickau, Wismar u. a. gab es zwei Calande, einen großen und einen kleinen [minderer, mynder].

Aber schon vor der Reformation hatten diese Institute zum Theil sich überlebt. Nicht blos deswegen, daß die von jeher üblichen Schmäuse, welche auf die vollführten peractiones [9]) und die darauf in Calandshäusern gepflogenen Unterredungen folgten, im 15. und 16. Jahrh. häufig zu Bacchanalien Veranlassung gaben, sondern vorzüglich wol dadurch, daß die Geistlichen die Calandshäuser brauchten, ihr Bier darin auszuschenken [10]), wodurch bei ihrer überhand genommenen Verderbniß von den Calandshäusern aus so viel Ärgerniß gegeben ward [11]), sanken diese Brüderschaften in der Achtung, noch ehe Luther auftrat. Schnell aber lösten sie sich allgemein auf, sobald dieser Reformator durch sein kräftiges Wort die Gemüther von Millionen ergriffen hatte. Nach einstimmigen Nachrichten geschah dieses in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Die Capitalien und Hebungen der Calande vereinigte man mehrentheils mit denen anderer frommer Brüderschaften und Stiftungen, und nannte solche vereinte Fonds große oder reiche Kasten. Die Calandshäuser oder Höfe wurden zum Theil verkauft, zum Theil auch zum öffentlichen oder Gemeindenutzen gebraucht, selbst zu Gefängnissen, wie in Berlin, wo das Stadtgefängniß noch jetzt den Namen des Calandshofes führt [12]).

(*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

Calandra, s. Alauda Calandra.

6) Der päpstliche Legat, Antonius Bonumbra bedient sich im Eingange seiner Confirmation des Calandes zu Stargard v. J. 1473 der Worte: Dilectis nobis in Christo christi fidelibus utriusque sexus ecclesiasticis et secularibus confratribus fraternitatis Calendarum etc. und weiterhin wieder: etiam et praedictis utriusque sexus ecclesiasticis et secularibus etc. S. Schöttgen a. ang. O. S. 232—4. — Das Schreiben der Herren von Plesse v. J. 1347 in Diederich Schröder's Wismarischen Erstlingen, oder einige zur Erläuterung der Meklenburgischen Kirchen-Historie dienende Urkunden und Nachrichten u. s. w. (Wismar 1732. 4.). III. Stck. S. 141, sagt ausdrücklich, daß im Calande zu Wismar Priester, Männer, Frauen, Schüler (d. h. Junggesellen) und Jungfrauen gewesen sind. — Die Ordnung des Cal. zu Nordstrand sagt §. 1.: Es werden nicht angenommen in die besagte Brüderschaft, denn allein Regenten, Vice-Regenten, und Diener des Altars, Priestern und Leyen, auch ehrbare Frauen u. s. w. 7) von Normann's wendisch-rügianischer Landgebrauch a. ang. O.

8) *Jo. Loccenii* Rerum Suecicarum Historia etc. Acc. Antiquitates Sveo-Gothicae. Holmiae 1654. 8. Hier hat man nachzusehn die Antiquitates Lib. II. Cap. 22. S. 117. 9) D. h. gehaltenen Messen, Umzüge in den Kirchen, Fußwaschen, Todtenbeerdigungen u. dgl. s. Schöttgen a. ang. O. S. 175, Anmerk. h). 10) D. Cramer's Gr. Pomr. Kirchen-Chronikon. II. Buch. 48 Cap. 125 S. und Sacrificulorum in Potzwalk Tabernae Cerevisiariae S. Domus Calendarum (des Calands) Dominorum et Fratrum Collationis Statuta. De Anno 1514. Cum Notis Nunc (im 17. Jahrh.) Edita. Stettin. 2 Bogen. 4. Diese kleine Schrift ist auch in Dähnert's pomm. Bibliothek. Bd. I. S. 137—144 mit Ausnahme der Nachschrift, die ein 16 Zeilen ausfüllendes Citat aus Cramer enthält, wörtlich abgedruckt. 11) Daher die Redensart: sie haben gecalandert damals eben so viel hieß als: sie haben unmäßig gegessen und getrunken. Von einem Menschen, der die ganze Woche hindurch ausschweifte, brauchte man das damals allgemein gangbare Sprichwort: er calandert die ganze Woche. 12) Christian Gotthülf Blumberg's kurtze Abbildung des Calandes oder der sogenannten Calandsbrüderschaft. Chemnitz 1721.

CALANDRA (Giovanni Baptista), geb. 1586 zu Verceil, gest. nach Pascoli 1644, nach Vasari 1648. Dieser Künstler trug zur Vervollkommenung der Mosaikmalerei viel bei, indem er einen weit dauerhaftern Kitt erfand, als man bisher hatte. Man sagt, er habe in seinen frühern Jahren die Malerei getrieben, darauf sey er mit Marcello, einem vortrefflichen Mosaikmaler bekant worden, der unter der Regirung des Papstes Pauls V. für die Peterskirche arbeitete. Unter dessen Anleitung und durch eignes Nachdenken, gelangte er bald zu allen den Vortheilen, welche dieser mühevollen Arbeit mehr Dauer und Schönheit gewähren. Nach Marcello's Tode übertrug man ihm die Arbeiten in der Peterskirche. Seine ersten Werke, wozu er Zeichnung und Carton selbst verfertigte, sind die Apostel Petrus und Paulus, wodurch er sich viel Ruhm erwarb. Die Feuchtigkeit in der Peterskirche, wodurch schon manches unschätzbare Gemälde zu Grunde ging, bestimmte Papst Urban VIII. alle vorhandnen Malereien in musivischer Arbeit verfertigen zu lassen. Das erste große Werk Calandra's in dieser Art war der Erzengel Michael, wie er den Drachen mit Füßen tritt. Sowol unter der Regirung dieses Papstes, als Innocenz X. war dieser fleißige Künstler fortwährend thätig, und viele seiner unzerstörbaren Werke bewahrt die Peterskirche*). (*Weise.*)

CALANDRA (Entomologie). Schnabelkäfer. Käfergattung aus der Familie der Rüsselkäfer (Curculionites), von Herbst Rhynchophorus genant. Ihre Kenzeichen sind: Fühler gebrochen, am Ende mit einem dichten kugeligen oder beilförmigen Knopfe versehen, nahe der Wurzel eines langen gebogenen Rüssels eingesetzt. Die Vorderschienen in eine scharfe Spitze endigend. Der Körper länglich, oben flach, die Deckschilde etwas kürzer als der Hinterleib. Die Arten, deren man gegen 60 kent, sind vorzüglich in tropischen Gegenden zu Hause, und ihre Larven scheinen von mehligen, und markigen Pflanzenstoffen zu leben. Die bekanntesten darunter sind: 1) Calandra Palmarum *Fabric.* Latreille Olivier. (Rhynchophorus Palmarum *Herbst.* Curculio Palmarum *Linné*). Anderthalb bis zwei Zoll lang, schwarz, das Halsschild und die Deckschilde glatt gedrückt, letztere gefurcht. Wird in Südamerika auf den Palmen gefunden, wo die Larve im Marke der Blätter leben soll. 2) Calandra granaria *Fabr.* (Curculio granarius *Linn.*). Nur zwei Linien lang, schwarz oder rothbraun, das Halsschild langgezogen, punktirt, die Deckschilde platt, fein punktirt gefurcht. Dies ist das, auf unsern Kornböden leider oft in sehr großer Menge vorkommende Insekt, das unter den Namen Kornwurm, Reuter, Kalander bekant ist. Die Larve (weißer Kornwurm) lebt in Getreidekörnern, die sie ausfrißt. Durch Besprengen der Getreideböden mit Dekokten von narkotischen Pflanzen, durch die Ausdünstung von Pferdemist, durch Mengen des Getreides mit feinem Sand und mehre Hilfsmittel sucht man sie zu vertilgen. 3) Calandra Oryzae *Fabr.* (Curculio Oryzae *Linn.*). Schwarzbraun, das Halsschild punktirt, sehr lang, die Deckschilde platt, punktirt gestreift, jedes mit zwei rothen Flecken. So groß wie die Vorige. Lebt im Reis. (*Germar.*)

CALANDRINI (Joh. Ludwig), wurde zu Genf 1703 geboren. Er studirte zu Lausanne unter Crouzerens und nachher zu London unter le Moine. Er war ein sorgfältiger Beobachter der Natur, auch vorzüglicher Mathematiker und Astronom. Schon 1724 erhielt er die öffentliche Lehrstelle der Mathematik, und 1734 die der Philosophie. Von 1742 bis 1745 bekleidete er das Rectorat. Von ihm erschienen zu Genf im Drucke: thes. de coloribus 1722. An solae propositiones mathematicae sint jure certae, 1728. De infinito, 1730. De actione solis et lunae, 1732. De veritatis inquisitione, 1734. De attentione, memoria, imaginatione, 1734. De vegetatione et generatione plantarum, 1734. De igne, aere. Er besorgte die Ausgabe der mit den Commentarien der P. P. le Sueur und Jaquier zu Genf, 1739—1742. 3 tom. 4. herausgekommenen principia mathematica philosophiae naturalis Isaci Newtoni. Nach dem Verlangen der beiden Herausgeber fügte er dem ersten Bande eine Abhandlung de sectionibus conicis, und eine nota de calculo aequationum planetarum, dem zweiten verschiedene Anmerkungen, welche mit besondern Schriften abgedruckt sind, und dem dritten vornehmlich die theoria lunae bei. Die Beobachtungen über den vom December 1743 bis im März 1744 erschienenen Kometen sind der 1744 zu Paris herausgekommenen Abhandlung Loys de Chéseaux einverleibt. Bonnet führt seine Abhandlung de vegetat. et generat. plant., in welcher C. den Gegenstand mit vielem Scharfsinne behandelt, oft mit Beifall an, und sagt, er selbst habe nur die von Cal. angegebenen Grundbegriffe entwickelt. In den philosophical transactions von 1726 finden sich von ihm Beobachtungen über das am 8. October 1726 zu Genf gesehene Nordlicht. Er lieferte auch Beiträge in das Journ. littéraire, die biblioth. italique, und das journ. hist. de la républ. des lettres. Durch einen in diesem letztern geäußerten Zweifel über die Vermessungsmethoden zur Auffindung der Figur der Erde gerieth er in einen Schriftenwechsel mit Cassini, der aber mit Würde geführt wurde und spätere genauere Forschungen veranlaßte. 1750 legte er sein Professorat der Philosophie zum Vortheil seines Freundes Kramer nieder. Schon 1734 war er in den großen Rath gewählt worden. Nun wurde er noch in demselben Jahre 1750 in den kleinen Rath aufgenommen, 1752 zum Seckelmeister (trésorier) und 1757 zum Syndic (die oberste Statswürde) ernant. In diesen Stellen zeichnete er sich eben so sehr aus, als auf der gelehrten Laufbahn. Er starb den 30. December 1758. Er hatte sich auch mit Erfolg in lateinischen und französischen Gedichten versucht, Glovers Leonidas ins Französische übersetzt, und über astronomische Gegenstände sind von ihm noch viele Untersuchungen von Werth handschriftlich vorhanden. Sein Leben enthält das Journ. helvet. 1759. Janv. 30—34. (*Meyer v. Knonau.*)

---

12. (*v. d. L.*) — Vgl. damit: Über den Caland und vorzüglich dessen Ursprung, nebst einer ungedruckten Urkunde (einem auf dem Rathhause zu Celle befindlichen Calanderritual in lat. Sprache), von H. Bürgermeister Vogell zu Celle in dem vom verst. Senator Spiel herausg. vaterländ. Archiv. Bd. I. S. 353—94 und Bd. II. S. 23—71. (*H.*)

*) Vassari Vite de Pittori etc.

CALANDRINIA, nent, nach dem eben aufgeführten C., Kunth (Humb. nov. gen. 6. p. 78.) eine Gattung aus der natürlichen Familie der Portulaceen, welche von Talinum sich blos durch die abweichende (geringere) Zahl von Staubfäden, wie durch den stehen bleibenden Kelch unterscheidet. Allein, jene Zahl ist bei Talinum so schwankend, daß zwar die meisten Arten 12—15, einige aber auch eine unbestimmte Zahl von Staubfäden haben, und bei Talinum monandrum R. et P. findet sich gar nur ein Staubfaden. Überdies bleibt der Kelch auch bei mehren Arten von Talinum stehen. Daher kann man diese Gattung füglich mit Talinum vereinigen. (*Sprengel.*)

CALANDRUCCI (Giacinto), ein namhafter Maler des 17. Jahrh., wurde 1646 zu Palermo geboren und arbeitete zuerst unter seinem Landsmanne Peter del Po; nachher schloß er sich in Rom der Schule des Carlo Maratti an, und galt für einen der glücklichsten Nachahmer dieses vielbewunderten Meisters. Nachdem er sich in Rom und in Turin durch mehre größere Arbeiten einen bedeutenden Ruf erworben hatte, lud seine Vaterstadt ihn zur Übernahme verschiedener sehr ehrenvoller Aufträge, namentlich für die Kirche S. Salvatore, ein, und C. begab sich dem zu Folge nach Palermo, wo er auch bis zu seinem Tode, welcher in das J. 1707 fällt, verblieb. Arbeiten von ihm finden sich in Turin, Rom und Palermo; in Rom, namentlich in den Kirchen S. Antonio de Portughesi, S. Paolino della Regola, in Palermo ein großes Gemälde in der Kirche S. Salvatore. — Weniger bedeutend sind: Giambattista Calandrucci, des Vorigen Sohn, und Domenico Calandrucci, desselben Bruder *). (*Wilh. Müller.*)

CALANKER-THAL (rhätisch Val Kalanka), ein rauhes Bergthal im Grauenbunde des schweizerischen Kantons Graubünden. Durchströmt der Länge nach von der Calancasca, zieht es sich von N. gegen S. 5 bis 6 Stunden zwischen dem Thale von Misox und der Valle di Blegno auf der Südseite des Alpenkammes hin. Die Überreste des Schlosses Calanka stehen bei St. Maria, einer der sechszehn Örter oder Nachbarschaften, die es außer mehren einzelen Höfen umfaßt. Die Einwohner sprechen das Altrhätische, sind katholisch und sehr arm. Eine eigene Sitte ist das seit mehren Jahrhunderten übliche Herumziehen derselben. Die arbeitsamern unter ihnen verbinden damit das Korbflechten, den Handel mit Harz, Seife, Eisendraht, Wetzsteinen u. d. m., andere geben sich zu den schmuzigsten Diensten, als dem Abledern des Viehes u. s. w. her, die größere Zahl zieht mit Weib und Kind als höchst beschwerliche Bettler umher. Solche Bettlerscharen kommen ebenfalls aus dem Jakobsthal. In Graubünden nent man dieses gesammte Bettelvolk die Calanker. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Calao, s. Buceros.

Calapan, s. Mindoro.

CALAPPA, eine von Fabricius aufgestellte Krabbengattung, die durch folgende Charaktere leicht kentlich wird. Der halbcirkelförmige, hinten breitere und sehr abschüssige, convexe Schild ragt hinten an beiden Ecken mit seinen dort fast immer gezähnelten Rädern so hervor, daß er eine Wölbung bildet, unter welche sich im ruhenden Zustande die letzten drei Paare der Füße zurückziehen können. Das vorderste Glied der Scheren (die Hand, manus) ist stark zusammengedrückt und erhebt sich in einen Kamm, der zahnförmig eingeschnitten ist. Die Finger beider Hände sind ungleich, die der linken schmäler, einfacher, die der rechten stärker, breiter und außen an der Basis mit einem Fortsatz versehen, der am beweglichen Finger nach unten, am unbeweglichen nach oben steht. Die Scheren selbst können so an den vordern Rand des Schildes angelegt werden, daß die ganze Maulgegend dadurch bedeckt wird. — Ferner ist das mittlere Glied (carpus) der Scheren dreikantig, klein, vorn in eine Spitze auslaufend; das Basal-Glied (brachium) kurz, nach hinten und außen mit einem kammartigen, gezähnten und behaarten Fortsatz versehen. Die Füße sind verhältnißmäßig dünn, ganz einfach. Der Bau ihrer Freßwerkzeuge und Antennen stimt im Allgemeinen mit denen der Gattung Cancer. Der Schild, dessen Farbe wenig ausgezeichnet, weißlich mit rothen Punkten, gelblich- oder röthlich-braun ist, ist im Allgemeinen glatt, mit mehr oder weniger großen und hervor stehenden Punkten oder Tuberkeln besetzt, und fast bei allen Arten mit zwei von vorn nach hinten einander parallel laufenden ziemlich tiefen Eindrücken oder Rinnen versehen. Der Theil desselben, der Stirn genant wird, ist schmal, zweispaltig, daß sich also die Augen sehr nahe stehen. Die meisten Arten leben in fremden, südlichern Welttheilen und zwar im Meere. Zur Feststellung der Charaktere der Arten dient außer den bisher angedeuteten Verschiedenheiten vorzüglich auch die Beschaffenheit der Zähne an der Wölbung und des mittlern hintern Theiles des Schildes, der über dem Schwanze sich befindet (uroloma, Schwanzdecke), und bald mit Körnern besetzt, bald mehr hervorragend, bald gezähnt u. dgl. ist. Als Arten verdienen genant zu werden: 1) C. *granulata* Fabr. Cancer gran. L. Das Körnerschild Herbst. I. tab. 12. f. 75. 76. Der Schild auf der vordern Hälfte mit blutrothen Tuberkeln besäet, an 4 Zoll lang und hinten 4½ breit, im mittelländischen Meere. 2) C. Gallus n. Cancer Gallus Herbst. III. 3. t. 58. f. 1. Der Schild vorn von kalkartigem Ansehn, mit großen rauhen Tuberkeln und zwei tiefen, runden Eindrücken. Das Vaterland unbekant. — Sonst gehören aus Brasilien, Ostindien u. s. w. nachfolgende Arten hieher: C. marmorata, C. Lophos, C. cristata, C. tuberculata, C. fornicata.

Wegen der oben beschriebenen von dem Schilde gebildeten Wölbung, hat Cuvier diese Gattung in eine eigene Abtheilung der Brachyura gebracht, die er wegen des Verborgenseyns der hinteren Füße Cryptopodes nent, und in welcher nur noch eine von Leach aufgestellte Gattung steht, die diese Eigenthümlichkeit mit Calappa gemein hat, nämlich Oethra, die wir am besten hier abhandeln. Sie besteht aus zwei Arten, die außer der bezeichneten Eigenschaft und dem plattgedrückten, in der Mitte mit mehren Erhabenheiten besetzten, Schilde, das mehr breit, als lang ist, und der viereckigen Gestalt des zwei-

*) Fiorillo nent den Giacinto Calandrucci fälschlich Giacomo. Vgl. Füßli's Künstlerlex. nach *Pascoli* T. II. p. 308. *Lanzi* Storia pitt. T. I. p. 339. Biogr. univ.

ten Gliedes (Carpus) der Scheren wenig mit einander gemein haben. Die eine Art (Cancer scruposus L. Cancer polynome Herbst. III. t. 53. f. 4. 5.) stimt im Bau der Scheren im Allgemeinen mit Calappa überein, doch ist der Kamm der Hand nicht ganz so deutlich ausgesprochen, die Finger beider Hände gleich, der kammförmige Fortsaz des Brachiums steht nach vorn; die Glieder der Füße sind im Allgemeinen glatt (bis auf den spitzen Nagel), doch mit mehren Hervorragungen. Die zweite Art (Cancer fornicatus Herbst. ibid.) hat durch die spiz hervorragende Stirn, die langen Arme der Scheren, die starke eigenthümliche Krümmung der Finger, und die dünnen Füße eine nicht geringe Ähnlichkeit mit den Arten der Gattung Parthenope. Das Brachium ist dreikantig, so, daß eine sehr breite, glatte Fläche nach oben steht, und unten eine Kante, bei der Hand steht die Kante nach oben, beide sind mit stachligen Hervorragungen besetzt. (*Lichtenstein.*)

Calaris, s. Cagliari.

CALAROGA, Calaruega, kleines Schloß in der spanischen Provinz Soria, in der Diöces von Osma, das Vaterland des heil. Dominicus, der den Dominikanerorden stiftete, und 1221 starb. (*Stein.*)

CALAS (Jean), reformirter Kaufmann zu Toulouse, ein schreckliches Opfer des Fanatismus und der blindesten Bigotterie. Er war den 19. März 1698 zu Lacaparède in Languedoc geboren, in der reformirten Religion erzogen, heirathete den 19. Oktober 1731 Anne Rose Cabibel, von hugonottischen Eltern abstammend, und ließ sich als Kaufmann in Toulouse nieder, wo man ihn als einen wackern und gutthätigen Bürger schäzte. Er hatte 3 Söhne und 3 Töchter, und war bereits 63 Jahre alt, als sich einer seiner Söhne, Marc Antoine, ein Mensch von düsterem Charakter, am 13. Oktober 1761 im väterlichen Hause erhängte. Kaum war die That ruchtbar geworden, so verbreitete sich in der ganzen Stadt das Gerücht, der Vater selbst sey der Mörder seines Sohnes, weil dieser zum katholischen Glauben habe übergehen wollen. Obgleich nicht die allergeringste Wahrscheinlichkeit für diese Beschuldigung vorhanden war, so wurde doch die ganze Familie eingekerkert, und bald mischte der Religionshaß wider die Protestanten in die Untersuchung das verleumderische Geschwäz, daß Calvins Lehre die Ermordung eines Abtrünnigen erlaube. Obgleich Calas auch auf der Folter seine Unschuld betheuerte, so erkannte ihm doch das Parlement von Toulouse, mit sieben Stimmen von dreizehn, das Rad zu, und diese barbarische Hinrichtung ward am 9. März 1762 öffentlich vollzogen. Die Familie des Ermordeten begab sich nach Genf, und Voltaire, der in der Nähe dieser Stadt zu Ferney wohnte, erhielt dadurch Gelegenheit zu einer seiner rühmlichsten Handlungen. Er brachte es dahin, daß der Prozeß zu Paris wieder vorgenommen wurde, und er selbst führte die Sache des gemordeten Greises, bewies dessen Unschuld, die Ungerechtigkeit des Urtheils und die Strafwürdigkeit der Richter. Ganz Frankreich interessirte sich für diesen Rechtshandel, und las mit lebhafter Theilnahme die Schriften der berühmten Advokaten, besonders El. de Beaumonts (s. diesen Art.) und Hieron. Loiseau de Mauleons, welche die Beweisführung übernommen hatten. Das Urtheil des Parlements von Toulouse wurde 1765 vom Könige und seinem Statsrathe für ungiltig erklärt, die Ehre des Ermordeten wieder hergestellt, die Familie erhielt ihre konfiscirten Güter wieder, und ein Geschenk von 36,000 Franken; ob aber die ungerechten Richter bestraft worden seyen, ist nicht bekant geworden [1]). (*Baur.*)

CALASERAIGNE, kleines Eiland im Busen von Marseille und zum franz. Dep. Rhonemündung gehörig, nur 2 Meilen von der Hauptstadt und ganz öde, zuweilen blos von Fischern besucht. (*Hassel.*)

CALATA. So nennen die Sicilianer heutiges Tages den Ort, welchen die Ruinen des alten Calacta bedecken. Sie bestehen in vielem, jedoch meist unkentlichem Gemäuer, und nur Wasserleitungen sollen nachzuweisen seyn †). (*W. Müller.*)

CALATAFIMI, eine sicilianische Parlamentsstadt der Intendantur Trapani, in deren Nähe sich die Trümmern des alten Segesta befinden. Sonst hat sie, außer einem bedeutenden Handel mit Casciacavallo-Käse nichts Merkwürdiges. (*W. Müller.*)

CALATANISETTA, eine sicilianische Intendantur, welche Val di Noto und Val di Mazzara in sich begreift und am Meere zwischen Palermo, Catania, Siragosa und Girgenti liegt. Sie zählt 155,225 Einw. in drei Distrikten, welche drei gleichnamige Städte haben: Calatanisetta, Piazza und Terranova. Die erste, zugleich Hauptstadt der Intendantur, liegt in einer weiten fruchtbaren Ebene und ist gut und räumlich gebaut. Sie hat 15,627 Einw. in 2800 Häusern und treibt einen kleinen Handel auf Jahrmärkten. Unter den Parlamentsstädten sind, außer den beiden übrigen Distriktsorten *) Calascibetta, Canicatti, Castro Giovanni, Licata (Alicata) Mazzarino, Naro, Niscemi, Pietra Percia die bedeutend-

---

1) Mémoire de Donat Calas pour son père, sa mère et ses frères. 1762. von Voltaire, der auf diese Veranlassung 1763 sein berühmtes Buch: Traité sur la tolérance heraus gab; beide in mehre Sprachen übersezt. Mémoire à consulter et consulation pour la dame Anne Rose Cabibel etc. (von Beaumont) Par. 1762; im Auszuge in den Nov. act. hist. eccles. 4. Bd. 751. Mémoire pour Donat, Pierre et Louis Calas par Loiseau de Mauleon. Par. 1762. auch in dessen Playdoyers et mém. (Par. 1771.) T. I. p. 1. in der teutschen Übers. (Zürich 1772.) S. 342. Am vollständigsten findet man die Actenstücke in De la Ville continuation des causes cel. Par. 1770. T. 1. Literat. und Theaterzeitung 1780, Stück 26—28; wieder abgedruckt in den Biographien hingerichteter Personen 3. Th. 326 — 348. Christiani's Geschichte der neuesten Weltbegeb. 1. Bd. 779. Henke's Kirchengesch. des 18. Jahrh. 2. Th. 289. — Auch für die Bühne wurde die Geschichte öfters bearbeitet; in Teutschland: der Fanatismus oder Jean Calas von C. F. Weiße. Leipz. 1780. 8. auch im 5ten Th. seiner Trauerspiele. In Frankreich: Jean Calas, drame en cinq act. et en vers, par M. Laya. 1790. Calas ou l'école des juges, trag. en cinq act. et en vers, par Chénier. 1791. Calas ou le fanatisme, drame en quatre act. et en prose par Th. le Mierre 1790. Blin de Sainmore ließ 1765 eine Heroide drucken unter dem Titel: J. Calas à sa femme et à ses enfants. Maler und Kupferstecher haben diesen Justizmord ebenfalls zum Gegenstand ihrer Darstellungen gewählt.

†) S. Calacta.

*) S. Piazza und Terranova; auch einige unter den Parlamentsstädten in besondern Artikeln.

sten, und von den geringeren Städten verdienen Erwähnung Asaro, Aidone, Montechiaro und Palma.

Die Gegend ist merkwürdig, als der Schauplatz des Raubes der Proserpina. Castro Giovanni liegt auf der felsigen Stelle des alten Enna und in der Nähe von Piazza zeigen die Bewohner einen sumpfigen See als die Palus Pergusa oder Pergum Ovids und Claudians. Auch der Name Aidone erinnert an jene Fabel. Außerdem finden sich Spuren alter Städte bei Terranova, wo man das alte Callipolis suchen will, bei Percia, wohin Einige das Calaunia des Stephanus von Byzanz versetzen, und bei Alicata. Dieser letzte Ort an der Mündung des Salso streitet mit Terranova um die Ehre, die Lage des alten Gela einzunehmen. Demnach sollte der Salso der Gelafluß der Alten seyn. Aber Terranova hat gegründetere Ansprüche, und der kleine Fluß, an dessen Mündung es liegt, jetzt Ghiazzo, der Eisfluß, auch Terranova genant, entspricht durch den ersten Namen der Bedeutung von Gela, d. h. oscisch, der kühle Dünste verbreitende**). (*W. Müller.*)

CALATAYUD (15° 13′ L. 41° 31′ B.), Ciudade und Hauptort des Corregimiento de Calatayud in der span. Prov. Aragonien, am Xalon, der eine Brücke trägt und in der Nähe der Stadt die Xiloca aufnimt, mit Mauern, 3 Vorstädten, 1500 Häus., 9000 Einw., einem alten Felsenschloß, 13 Pfarrkirchen, 5 Klöstern, einem Bisthum, 12 Seifensiedereien, wo sehr gute Seife aus Öl gemacht wird, 3 Gerbereien, Hanfbau (jährlich 20,000 Centner) und Handel mit Getreide, Wein, Öl, Hanf und den herrlichen Melonen in der sehr fruchtbaren Gegend. Geburtsort des Statsmanns Gratian. In der Nähe die Trümmern von Bilbilis, wo Martial geboren war. (*Stein.*)

CALATHEA nent Meyer (fl. essequeb. p. 6.) eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Scitaminen und der ersten Linné'schen Klasse, welche von Maranta sich durch doppelten Saum der Corolle, durch dreisamige Kapsel und durch den Kelch unterscheidet. Der äußere ist hier nämlich geschuppt, und besteht aus mehren Blättchen. Der innere Saum der Corolle ist zweitheilig. Zu dieser Gattung gehören Maranta iuncea *Lam.*, Cachibu und Cassupo *Jacqu.* (*Sprengel.*)

CALATHUS (Entomologie), Kreiselkäfer. Eine von Bonelli aus der Familie der Laufkäfer ausgehobene Käfergattung, die sich durch ihren länglichen, platten Körper, ein viereckiges Halsschild, das scharf an die Wurzel der Deckschilde anschließt, dünne schlanke Beine mit ausgerandeten Vorderschienen und drei erweiterte Tarsenglieder an den Vorderfüßen des Männchens auszeichnet. Es gehören dahin Carabus frigidus, fuscus, melanocephalus u. a. Eine Monographie der teutschen Arten hat Sturm (Teutschlands Insekten. 5. Band 1824. Seite 103.) geliefert. (*Germar.*)

Calatia, s. Cajazzo.

CALATOBELLOTA, Callatobellota, eine kleine Stadt der Intendantur Girgenti in Sicilien, im Thale Mazara auf einer Anhöhe gelegen, an einem Flusse gleiches Namens. Ihr Ursprung und Name sollen sarazenisch seyn und es hängt ein alter Grafentitel an ihr. In ihrer Nachbarschaft ist ein Gesundbrunnen Favara. (*W. Müller.*)

**) S. Mannert Geogr. v. Ital. Th. II. S. 345 ff.

Calator, s. Calendae.

CALATRAVA, el Coral de Calatrava, Villa in der span. Prov. Mancha, auf einem Berge, unweit der Guadiana, mit einem Kloster und Quecksilberbergwerk. Von ihr hat ein geistlicher Ritterorden seinen Namen. Als 1147 der Ort den Mauren entrissen wurde, erhielten anfangs die Tempelherren die Vertheidigung desselben. Da sie aber nach 8 Jahren die Stadt wieder verließen, und den Mauren nicht widerstehen zu können glaubten, so versprach der König Sanctius von Castilien den Ort als erbliches Eigenthum demjenigen, der die Vertheidigung desselben übernehmen wollte. Nur der Cistercienser-mönch D. Diego Velasquez aus der Abtei U. L. F. von Fitero in Navarra, der lange die Waffen geführt hatte, fühlte in sich den Muth zu diesem gefahrvollen Unternehmen. Er bewog seinen Abt Raimund, sich die Stadt von dem Könige auszubitten, und beide errichteten mit Genehmigung des Königs und des Erzbischofs von Toledo einen Ritterorden, nahmen 1158 von Calatrava Besitz, und machten so gute Einrichtungen, daß die Mauren nichts dagegen zu unternehmen wagten. Nach dem Tode des Abt Raimund wollten die Ritter von Calatrava einen Großmeister zum Oberhaupt haben, und trennten sich von den Cisterciensermönchen. Der Orden ward 1164 vom Papst Alexander III. bestätigt, und zeichnete sich durch Tapferkeit gegen die Ungläubigen aus, verlor aber 1193 nach einem unglücklichen Treffen Calatrava. Der Sitz des Ordens ward hierauf an verschiedene Orte verlegt, bis endlich die Ritter wieder Meister von Calatrava wurden. Im J. 1219 wurden von dem Großmeister D. Gonsales Ibagnes die Klosterfrauen des Ordens von Calatrava gestiftet, deren berühmtestes Kloster zu Almagro ist, dessen Ordensfrauen Commenthurinnen heißen, und gleiche Ahnenproben wie die Ritter ablegen müssen. Sie tragen sich wie Cisterciensernonnen, und unterscheiden sich blos durch das Ordenskreuz, das sie auf ihrem Scapulier und auf ihrer Kutte an der linken Seite tragen. Im J. 1523 ward das Großmeisterthum des Ordens vom Papst Hadrian VI. auf ewig mit der Krone von Spanien verknüpft. Der Orden hat 24 Commenden und 8 Priorate, die 122,495 Gulden eintragen. Die Ceremonienkleidung der Ritter ist ein weißer Mantel mit einem rothen Lilienkreuz an der linken Seite. Seit 1740 legen die Ritter nur das Gelübde der Armuth, des Gehorsams und der ehelichen Treue ab. Ihr Wapen ist ein rothes, lilienförmiges Kreuz im silbernen Felde, mit 2 schwarzen Balken am Fuße desselben. (*Stein.*)

CALAU (Benj.), geb. zu Friedrichsstadt in Holstein 1724, gest. 1785 als königl. Hofmaler zu Berlin, wurde durch Harduin auf die Wiedererfindung der Wachsmalerei der Alten geleitet, und erfand zu diesem Behuf das punische oder eleodorische Wachs (Wachsöl), welches auch von Mehren nicht ohne glücklichen Erfolg angewendet wurde. Die erste Nachricht davon gab er in der halleschen gel. Zeitung 1768; er selbst malte in dieser Manier Tapeten (s. Wachsmalerei). (*H.*)

Calayan, s. Babuyanen.

oder handförmig getheilt sind, und die eine hinfällige borstige Samenkrone haben. Es gehören also Centaurea Calcitrapa, aspera, melitensis und einige andere dazu. (*Sprengel.*)

CALCIUM, wol das in allen Naturreichen verbreitetste Kalimetalloid, vorzüglich als kohlensaur., phosphors., schwefels., salzs., salpeters., arseniks. und scheelsaurer Kalf, und als Fluorcalcium. Davy stellte es 1808 zuerst dar, dann auch Seebeck, Trommsdorff u. A., wie das Baryum. Allein die Abscheidung des Quecksilbers ist hier schwieriger. Unrein erscheint das Calcium, wenn man Kalindämpfe über weißglühenden Kalk streichen läßt. Clarke will es aus dem Apatit (krystallisirtem, phosphors. Kalk) vor dem Knallgasgebläse dargestellt haben. Rein ist es weißer und glänzender, als Baryum und Strontium, bei der gewöhnlichen Temperatur fest, und an der Luft unveränderlich; sein Mischungsgewicht, nach Berzelius, = 255,1. Sehr ähnlich sind seine Verbindungen denen des Baryum und Strontium. Es verbindet sich: 1) mit Sauerstoff zu Kalk (Kalkerde, Calciumoxyd), Calcaria, Calx, chaux, einer weißen, weichen, leicht zu pulvernden Masse, aus schnell an der Luft in gemeiner Temperatur ohne, aber bei Erhitzung mit Feuerentwickelung sich oxydirendem Calcium, die sich durch Glühen des kohlensaur. Kalks, nämlich im Großen des gemeinen Kalksteins in Kalköfen, im Kleinen der Muschel- und Austerschalen, des Kalkspaths, weißen Marmors, der Kreide ꝛc. in Tiegeln darstellen läßt [1]). Dieser gebrannte, reine Ätzkalk, calx viva s. pura, s. caustica, Calcaria pura, schmeckt brennend kalisch, verändert, wie das Kali, die Pflanzenfarben, hat ein specif. Gewicht von 2, 3, leuchtet lebhaft an der Lichtflamme vor dem Löthrohre ꝛc., saugt das Wasser sehr stark ein, und bindet es so fest, daß es die Eigenschaft verliert, sich in der gewöhnlichen Lufttemperatur, ja selbst bei 700° C. in Dampf zu verwandeln. Er schmilzt nur in der heftigsten Sauerstoff- oder Knallgashitze zu einem weißen Schmelz, ohne zu verdampfen, außer unter Mitwirkung des Wassers nach Hermbstädt, schon bei 12° R. durch Elektricität, und durch weißglühendes Kalin wird er zersetzt, nach Davys neuester Angabe, in 72,8 Calcium und 27,2 Sauerstoff.

Vormals mehr in der Chirurgie, als Ätzmittel, üblich, benutzt man ihn jetzt allenfalls noch, mit gleichviel Seife eingeteigt, zur Tilgung mancher sogenannten Muttermäler u. a. Aftergebilde, mit Operment zum Wegbeizen der Haare. — Bei Vergiftungsfällen mit ungelöschtem Kalk dient besonders Essigsäure innerlich und in Klystieren. — Außerdem gehört der frisch gebrannte Kalk in kleinen Brocken, mit grob gestoßenen Kohlen vermengt, oder durch Löschen zu einem dünnen Brei gemacht, der, mit Wasser verdünnt, die sogenannte Kalkmilch bildet, vermöge seiner Kraft, Kohlensäure und Wasserdünste zu absorbiren, unter die chemischen Luftreinigungsmittel. Auf andere unterirdische Gasarten wirkt er, nach Humboldt, ganz und gar nicht. Auch werden von ihm alle übrige schädliche Ausdünstungsstoffe wol eine Zeit lang zurückgehalten und etwas verändert, aber nie ganz zerstört. Durch Austrocknung aller Feuchtigkeiten befördert er die Verwesung der Leichen. Schießpulver, damit in Berührung gebracht, um es zu trocknen, soll sich bisweilen entzünden.

Durch das Bleichen mit Kalk leidet die Leinwand sehr. Diese Kalkbleiche soll sich aber verrathen, wenn man ein Streifchen solchen noch ungewaschenen Linnens in einem Glase mit scharfem Essig übergießt, durch sogleich entstehendes Aufbrausen. Jedoch bleibt diese Probe unzuverlässig, wenn die mit Kalk gebleichte Leinwand mit verdünnter Schwefel- oder Salzsäure behandelt wurde.— Durch das Bestreichen der Rinde wachsender Bäume, am besten vor dem Winter, mit einem Kalkbrei wird, sowie durch das Eintauchen der Blätter und Wurzeln junger Gewächse in Kalkmilch, nicht nur der Pflanzenwuchs befördert, sondern auch das Heer der vielen kleinen Pflanzenfeinde vertilgt, wie durch das Bestreuen der jungen Pflänzchen mit Kalkstaub. Auch ist dieser ein Hauptbestandtheil der Lauge zum Einkalken des Weizensamens gegen Brand im Weizen ꝛc. — Mit Kalkmilch kann man Hühnereier bestreichen, oder diese darein legen, um sie luftdichter zu machen, und somit lange vor Verderbniß zu schützen.

Die Bestimmung des Kalks zur Düngung mancher Äcker und Wiesen, sowie zu Farbenbeizen, zur Weißtünche, Seife ꝛc. ist bekant genug.

2) Verbindet sich der Kalk mit Wasser: a) zu Kalkhydrat, oder gelöschtem Kalk, einem weißen Pulver, worein er, gebrant, und mit etwas Wasser vermengt, unter Erhitzung und lebhaftem Geräusch qualmend zerfällt. Beides erfolgt um so schneller und heftiger, je reiner er ist. Bei diesem Löschen bemerkt man im Finstern ein Leuchten; zugleich steigt die Temperatur oft so hoch, daß sie Schießpulver entzündet, selbst wenn es in einer Glasröhre zwischen den Kalk gebracht wird. Auch Eis erhitzt sich mit Kalk. Der aufsteigende Wasserdampf enthält viele Kalktheilchen. An der Luft wird der Kalk ebenfalls theils zu Hydrat, theils mit Kohlensäure imprägnirt, und heißt dann zerfallener Kalk. Das Kalkhydrat wird in der Glühhitze zu Kalk und Wasserdampf zersetzt, und besteht, nach Berzelius, aus 75,7 Kalk und 24,3 Wasser. — Bei Scheintod von kohlensaurem Kalkdunst in Seifensiedereien ꝛc. sind frische, reine Luft, Aderlaß, kalte Überschläge auf den Kopf ꝛc. die Hauptmittel.— Der Nutzen des gelöschten Kalks in der Ökonomie, beim Bauwesen und in andern Künsten und Gewerben ist bekant. Als Ursachen von den bindenden und erhärtenden Eigenschaften des Kalkmörtels kann man im Allgemeinen folgende annehmen: 1) die größte Cohäsion der Theilchen des reinen Kalkhydrats unter sich während des Übergangs in den concreten Zustand, den ersten gegen steinige, rauhe, und spiegelflächige Massen, besonders wenn sie, wie die Mauersteine, porös sind, wodurch sie zugleich noch, als Sauggefäße, wirken; 2) das Vermögen des Kalkhydrats, die Kohlensäure der Luft

1) S. Vicat i. d. Ann. d. Ch. 1820. S. 402. ꝛc., teutsch i. Dingler's polytechn. Journ. XII. 4. S. 429. ꝛc. Über einige Erscheinungen beim Brennen des gemeinen und künstlichen Kalkes, s. bei Dingler a. a. O. IV. S. 282. ꝛc. VII. S. 502. ꝛc. XI. S. 350. ꝛc. 368. ꝛc. XII. S. 429. ꝛc.

schwefelſ. Eiſen, kohlenſ. Kalien und Erden in denſelben ꝛc. Auch dürfte es ganz rein eines der beſten Prüfungsmittel des Eſſigs auf ſeinen quantitativen Säuregehalt ſeyn? —

Techniſch wird es zur Bereitung des Schüttgelbs benutzt, und neuerlich empfohlen zur Reinigung der Bettfedern von dem ihnen anklebenden thier. Öle (ſ. Dingler's polyt. Journ. 1824. XIV. 1. S. 119. ꝛc.).

3) Verbindet ſich der Kalk: mit Phosphor, Schwefel, Schwefelkohlenſtoff, Jodin, unrein mit Chlorin ꝛc. (ſ. unten).

Mit Säuren bildet er 4) eigene Kalkſalze, die bei ungefärbter Säure farblos, und nicht ſo ſpecif. ſchwer, als die Baryt- und Strontiumſalze, ſind, herb ſchmekken, und zum Theil im Waſſer ſich ſchwer, oder gar nicht auflöſen, alle aber leicht in Salpeterſäure. Ihre neutralen Auflöſungen in Waſſer werden durch kohlenſ. Natron und Kali, und durch neutrale, ſauerkleeſaure Salze gefällt, hingegen durch Schwefelſäure und deren Salze nur dann, wenn ſie concentrirt genug ſind. Der Kalk bildet auch einige Doppelſalze.

5) Mit einigen Erden bildet der Kalk Glasflüſſe und Schmelze (ſ. dieſe Erden).

6) Verbindet er ſich mit manchen ſchweren Metalloxyden: mit Bleioxyd (ſ. oben und unten); endlich mit einigen organiſchen Stoffen (a. a. O.).

7) Kohlenſaurer Kalk, calx s. calcaria carbonica, eine Verbindung des Calcium mit Kohlenſtoff; a) neutraler, häufig in der Natur als Kalkſpath, Marmor, Kalk-Tropfſtein, Kreide, Auſter-Muſchelſchale ꝛc. Thierknochen in mehren hundert Kryſtallformen, deren Kern ein ſtumpfes Rhomboëder iſt; das ſpec. Gewicht beträgt 2,6 — 2,7. Der Kalk hat in dieſem Zuſtande alle kaliſche Eigenſchaften verloren, verändert die Pflanzenfarben nicht, iſt in Waſſer gar nicht lösbar, ohne Geſchmack ꝛc. — Der künſtliche, aus mit Waſſer befeuchtetem Kalke gebildet, gewöhnlich als weißes, geſchmackloſes Pulver, läßt ſich, feſt in einen Tiegel geſtampft, durch ein raſches Feuer zu einer glasähnlichen, feinkörnigen, oft ſogar Glas ritzenden Maſſe ſchmelzen, und durch Glühen in Kalk und Kohlenſäure zerlegen; bei Zutritt von Waſſerdämpfen iſt weniger Hitze erfoderlich. Trockner Ätzkalk zieht ſelbſt binnen 8 Tagen im Trocknen keine Kohlenſäure, Kalkwaſſer und Kalkhydrat aber ſolche ſehr raſch an. Das Miſch.-Gew. des kohlenſ. Kalks, der ſich, nach Zoëga (ſ. Kaſtner's Arch. f. d. geſ. Naturlehre II. S. 27.), auch in ſehr ſchönen Rhomboëdern (künſtl. Kalkſpath) darſtellen läßt, iſt 1,630,01; er enthält, nach Thomſon 50 Kalk- und 50 Kohlenſäure. Unter folgenden Arzneiformen iſt er officinell: a) als geſchlemmte, reine Kreide, und mit etwas Gewürz angezeigt bei Magenſäure und Viſcidität kleiner Kinder, gegen chroniſche Durchfälle, in der Cholera ꝛc. mit Calomel, Zimmt, Mimoſengummi, Opium, Kino, rohem Alaun oder einem andern adſtringirenden Mittel, in Pulver zu 1 Skr. — 1 Dr.; auch iſt er eines der beſten Gegengifte der Sauerkleeſäure; b) Krebsſteine (Lapid. [oculi] cancror.) wirken zu 1 Dr. — ½ Unze in Pulver ebenfalls Magenſäure tilgend, und werden bei krankhafter Em-
pfindlichkeit des Magens mit Zimmt- oder Po
zenſchalenpulver verbunden; die Conchae citr. u
cancr. citrati ſind ein Beſtandtheil der ſogen
rirenden oder niederſchlagenden Pulver ꝛc., aber
behrlich (vergleiche Citronſäure). In Färbereien
kohlenſaure Kalk zur Verbeſſerung des Waſſers
beim Scharlachfärben, dienen.

b) Der ſaure kohlenſ. Kalk iſt eine
des kohlenſ. Kalks in kohlenſ. Waſſer. Kalkwa
durch Kohlenſäure getrübt, durch mehre faſt ga
klar. Zur vollſtändigen Aufhellung deſſelben bedar
noch eines Zuſatzes von etwas mehr Waſſer. D
bindung entwickelt übrigens in der Hitze Ko
und läßt neutralen, kohlenſauren Kalk fallen, als
ſtein, Tropfſtein ꝛc.

8) Phosphorcalcium, eine Verbind
Calcium und Phosphors. a) Phosphorkal
phosporata; hier fragt ſich's, ob das durch
des gepulverten Kalks mit Phosphor bei etwa
haltene gelbe, pulverige Gemiſch, welches ſich an
entzündet, als Phosphorkalk, oder ob jener röt
ne, bei Ausſchluß der Luft geruchloſe Körper,
Eintragen von Phosphorſtücken auf den in ein
glühenden Kalk, oder durch Leitung von Phos
pfen darüber, unter Erglühen ſich bildet, und,
Luft erhitzt, mit Glühen verbrent, auch ſchon i
ner Lufttemperatur zerfällt, und, in Waſſer
Phosphorwaſſerſtoffgas entwickelt, als ein Gem
Phosphorcalcium und phosphorſ. Kalke anzuſehen

b) Phosphorigſaurer Kalk, calx ph
rosa: aa) neutraler, nach Fourcroy un
quelin ein weißes luftbeſtändiges, geſchmacklo
ver aus 57 Kalk, 34 Säure und 15 Waſſer; b
rer, gebildet durch Auflöſung von aa) in wä
phoriger Säure, kryſtalliſirt zu ſauerſchmecken
Waſſer auflöslichen Säulchen.

c) Phosphorſaurer Kalk, calx phos
aa) der neutrale findet ſich natürlich im Min
als Apatit und Phosphorit, häufig auc
Thierknochen und deren Stellvertretern. Erſte
6ſeitige Säulen von 3,000 — 3,200 ſpec. Gew.;
mit Waſſer ausgewaſchenen, und in Salzſäure
ſten Knochenaſche ſchlägt Ammonium den anim
als ein geſchmackloſes, luftbeſtändiges, in Waſſe
lösliches, in Feuer unzerſetzbares, ſehr ſtreng
Pulver nieder, das, nach Sauſſure erſt b
Wedg. zu einer weißen, porzellanähnlichen Maſſe
und durch Schwefel-, Salz- und Salpeterſäure
verwandelt wird. Durch kohlenſ. Kalien zerſetzb
hält es, nach Fourcr. und Vauquel. 59 K
41 Phosphorſäure. — Mehr ſonſt, als jetzt, g
man den phosphorſ. Kalk, als Säure einſchlucken
tel, in der Form von Cornu cervi ustum,
ustum etc. — bb) Der ſaure, ein Salz, in
den Schuppen, ſchießt durch Abrauchen aus eine
ſung der Knochenaſche in wäßriger Salzſäure a
läßt ſich gewinnen aus 5 Knochenaſche und 2 mi
ſer verdünntem Vitriolöl, durch Filtriren dieſer F
und Ausſüßen des Gipſes. Das Salz ſchmec
zerfließt an der Luft, iſt im Waſſer leicht löslich,

im Feuer leicht zu wasserhellem Phosphorglase, wird allein durch die Sauerkleesäure in 46 Kalk und 54 Phosphorsäure zersetzt, und aus seiner überschüssigen Säure scheidet sich beim Glühen mit Kohle der Phosphor ab. Neuerlich haben Merat Guillot, Vater und Sohn, dieses Salz in Auflösung von 30—35 Grad Stärke empfohlen, um damit Leinwand, Holz, Papier, Stroh ꝛc. unverbrennlich zu machen.

9) Schwefelcalcium, eine Verbindung des Calcium und Schwefels: a) hydrothionsaurer Kalk, (Schwefelwasserstoffkalk), eine farblose, scharf bitter schmeckende Flüssigkeit, die man beim Hindurchleiten von Schwefelwasserstoffgas durch Kalkmilch erhält; b) Wasserstoffschwefelkalk fällt aus der bräunlich gelben, bitter schmeckenden Auflösung, oder Abkochung des Schwefelkalks in Wasser mittels Salzsäure nieder; c) Schwefelkalk (Kalkschwefelleber), calx s. calcaria sulphurata (hepar sulphuris calcareum), sulfure de chaux, eine bräunlich-gelbe, oder graulich-weiße ins Röthliche spielende, trocken geruchlose Masse, am besten zu bereiten, aus einem Gemenge reinem Kalk mit gleichviel oder der Hälfte Schwefel, das in einem verdeckten Tiegel ¼ Stunde lang geglüht wird. Sie stellt eine Verbindung von Schwefel, Kalk und Schwefelwasserstoff dar, löst sich für sich schwer und theilweise, jedoch häufiger mit einer Säure in Wasser auf, schmilzt in stärkerer Glühhitze, und wird durch Bestrahlung zu stark leuchtendem Canton'schen Phosphor. Zwei Dr. dieses Schwefelkalks mit 7 Dr. Weinsteinsäure und 16 Unz. destill. Wasser in wohlverstopften Flaschen, 10 Minuten lang umgeschüttelt, das Unaufgelöste zurückgelassen, die milchichte Flüssigkeit filtrirt, und in Zweiunzengläser, deren jedes 6 Tropfen reine Salzsäure enthält, aufbewahrt, geben die Hahnemannische Wein- oder Bleiprobe, Liquor probator. vini Hahn. Aqua sulphurato-acidula. — Arzneilich ist der Kalkschwefel alle 2 Stunden zu 10 Gran für sich, oder mit ebensoviel Holzkohlenpulver von Garnett und Busch gegen Lungensuchten empfohlen worden, wenn sich kein Blutspeien zeigt; bei darauf leidender Eßlust und Verdauung wird die Gabe vermindert. Busch verbindet im Verlauf Eisenhut oder Schierling damit. Wenigstens scheint diese Arznei das Leben solcher Kranken zu fristen. d) Schwefeloxydkalk, nach Gay-Lussac ein Salz in Säulenkrystallen, das aus der abgedampften, und vorher an der Luft entfärbten Auflösung des Schwefelkalks anschießt. e) Spießglanzoxydhaltiger Schwefelkalk, calcaria sulphurato-stibiata, eine Verbindung des Kalks und Spießglanzoxyds mit Schwefelwasserstoff und Schwefel in der Form eines weißgelben Pulvers, das sich in Wasser auflöst, an der Luft leicht zersetzt (deßhalb in wohlverschlossenen Gefäßen zu verwahren), und durch Säuren sofort seinen Schwefelwasserstoff verliert, wo sich dann ein Spießglanzschwefel bildet. Am besten wird dies Präparat erhalten, wenn man 3 frischgebr. und gepulverten Kalks mit 1 Spießglanzschwefel zerreibt, und diesem Pulver 24 heißen Wassers unter beständigem Umrühren zusetzt, die Masse dann bei gelinder Wärme trocknet, und zerreibt. — Seit Fr. Hoffmann hat man dasselbe, [illegible] in Substanz zu 1—5 Gr., theils 1 Dr. davon m[illegible] h. Wasser zu 4 Pfd. eingekocht, und davon täglich ½—1 Pfd. und steigend mehr verbraucht, vorzüglich in gichtischen, krätzigen, herpetischen, rheumatischen, abgeartet venerischen Krankheiten, auch in manchen andern Brust- und Unterleibsleiden innerlich und äußerlich angerathen. f) Schwefligsaurer Kalk, calx s. calcaria sulphurosa: aa) neutraler; ein weißes, unauflösliches Pulver aus 47 Kalk, 48 schweflicher Säure und 5 Wasser. Nach v. Grotthus besteht Canton's Phosphor vielmehr aus diesem Salz, als aus Schwefelkalk, denn frisch bereitete Lichtmagnete leuchten erst nach einigen Monaten; bb) saurer in 6seitigen, mit 6 Flächen zugespitzten Säulen, die aus der Auflösung von aa) in wäßriger, schweflicher Säure anschießen, einen kaum merklich schweflichten Geschmack haben, und in 800 Wasser auflöslich sind. g) Schwefelsaurer Kalk, calx sulphurica, in der Natur als Gips, Marienglas, Anhydrit ꝛc. Der natürliche krystallisirt in rechtwinkligen Parallelepipeden von 2,9 specif. Gewicht. Der künstliche, durch Glühen des Gipses wasserfrei dargestellt, erscheint als ein weißes, bei starker Glühhitze zu einer weißen, undurchsichtigen Masse schmelzendes Pulver, besteht aus 42—43 Kalk und 56—58 Säure, und wird, mit Kohlen geglüht, zu Schwefelkalk. Mit Wasser bildet er a) wasserhalt., schwefels. Kalk, der, als Gips, Marienglas ꝛc. in der Natur sich findet; dieser natürliche Gips komt in geschobenen, 4seitigen Tafeln und deren Varietäten vor; der künstliche aber krystallisirt nadelförmig. Sein spec. Gew. beträgt 2,2—2,4, und seine Bestandtheile sind 32—33 Kalk, 46 Säure und 21—22 Wasser. Bei schwacher Glühhitze verliert er sein Wasser, bläht sich auf, und zerfällt zu einem weißen Pulver. Dieser gebrannte Gips bildet mit Wasser anfangs einen Teig, der beim Übergange des Wassers in den festen Zustand des Krystallwassers, bald erhärtet; aber der natürliche Anhydrit verbindet sich nicht mit Wasser. — Der schwefels. Kalk reagirt in Auflösung chemisch auf Sauerkleesäure im Bernsteinsalze ꝛc. b) Die Auflösung des Gipses in 460 kalten, und gleichviel heißem Wasser, hat einen schwachen, faden Geschmack. h) Schwefelkohlenstoffkalk verhält sich wie Schwefelkohlenstoffbaryt (s. oben Baryt).

10) a) Jodincalcium, ein weißes, wie salzsaur. Kalk schmeckendes, unter der Rothglühhitze schmelzendes Gemisch, durch Erhitzen des hydrojodins. Kalkes bei abgehaltener Luft erhalten, das an der Luft erhitzt, unter Entwickelung von Jodindämpfen, zu Kalk wird, an der Luft zerfließt, und sich in Wasser als hydrojodinsaur. Kalk auflöst, dessen Auflösung sich nicht an der Luft zersetzt. b) Jodinkalk, gebildet durch Überleitung von Jodindampf auf Kalk, der in einer Porzellanröhre glüht. Die Auflösung dieses Gemisches in Wasser reagirt sehr kalisch. c) Der jodinsaure Kalk, in 4seitigen Säulen, oder in Pulverform, scheint 3 Proc. Krystallwasser zu enthalten, löst sich in 5 kalten und in 1 heißen Wassers auf, und zersetzt sich in der Hitze, wie jodinsaurer Baryt ꝛc. (s. Baryt.).

11) a) Chlorincalcium (Kalk-Chlorüre), eine krystallinische, weiße, durchscheinende, herbbitter schmeckende Masse aus Kalk, in salzs. Gas erhitzt, oder aus

geschliffenem salzs. Kalke, die, fast rothgeglüht, schmilzt, durch Befeuchtung leuchtet, als Homberg'scher Phosphor, die Elektricität nicht leitet, an der Luft schnell zerfließt, aus 36,7 Calcium und 63,3 Chlorin besteht, und sich mit Wasser unter Erhitzung in salzs. Kalk versetzt. Gut geschmolzen verschluckt es Ammoniumgas schnell, und fällt, als weißes Pulver, nieder, das, erhitzt, sogleich Ammonium abgibt. In Chlorin brennt es, nach Faraday, von selbst mit blaßgelber Flamme. Eine Auflösung von 4 Un. desselben in 2 Pfd., mit 2 Un. Schwefelsäure versetzten Wassers verwahrt, nach Bories, gegen Contagien und Miasmen, wenn man sich mit der Flüssigkeit früh und abends 3 oder 4 Minuten lang den ganzen Körper wäscht. Auch verschwindet der Gestank verwesender Leichen, die man damit besprengt, augenblicklich (s. auch Chlorin unter d. Artikel Salzsäure). b) Basisch-salzsaur. Kalk (fixer Salmiak), calx s. calcaria muriatica s. muriatosa Gremii. Murias calcis, calx salita, sal ammoniacum fixum, Muriat de chaux, ein merkwürdiges Salz, das Bucholz für einen krystallisirten Kalk ausgab, Heinr. Rose aber, wie schon 1806 Trommsdorff, späterhin, als basisch-salzs. Kalk (aus 39,79 Kalk, 9,57 Salzsäure und 50,64 Wasser bestehend), erkannte. Am leichtesten erhält man dasselbe durch Kochen des Rückstands von der Destillation des Ammonium in Wasser, und durch Filtriren. Es entsteht auch, wenn man eine concentr. Auflösung des salzs. Kalks mit Ätzkalk kocht, und filtrirt; aus der langsam erkaltenden Flüssigkeit schießt es in langen, schmalen, unbestimmbaren Krystallen an. Endlich gewinnt man es in gestreiften, 6seitigen Säulen, mit sehr scharf zulaufenden, pyramidalen Endspitzen, als Nebenprodukt bei der Fabrikation des Ammonium. Es hat eine weiße Farbe, ein sp. Gew. von 1,76, und einen stechenden, salzigen Ekelgeschmack, löst sich unter starker Erkältung in etwa ½ kalten Wassers auf, bringt, mit Schnee vermengt, eine so niedrige Temperatur hervor, daß das Quecksilber davon gefriert, zerfließt schnell an der Luft, und zersetzt sich, länger an derselben liegend, in kohlens. und salzs. Kalk. Warmes Wasser bewirkt eine ähnliche Zersetzung in kürzerer Zeit, desgleichen Weinalkohol, nur viel schwächer. Es schmilzt weit unter der Siedhitze des Wassers, wird durch Glühen unter Entwickelung von Wasser zu Chlorincalcium, und enthält, nach Berzelius, 25,9 Kalk, 24,7 trockne Säure und 49,4 Wasser, oder, nach Rose, 39,79 Kalk, 9,57 Salzsäure und 50,64 Wasser; es ist ein Murias bicalcicus cum aqua, das man auch häufig in der Natur, z. B. in verschiedenen Salzsoolen *), im Meerwasser und in vielen Quellwässern findet. Durch Glühen alles Krystallwassers beraubt, zieht es begierig Feuchtigkeit an. In seinem ausgetrockneten Zustande ist es, nach Berzelius aus 51,117 Kalk und 48,883 Säure zusammengesetzt, und dient zur Entwässerung des Alkohols, und zur Trennung desselben vom Äther. Arzneilich haben dieses Salz, das in gut verstopften Gläsern vor der Luft zu bewahren ist, erst in neuerer Zeit Fourcroy, Waad und Hufeland besonders gegen Skropheln, Wassersucht, Tripper, weißen Fluß u. a. ähnl. Krankheitsformen empfohlen. Man löst davon 1 Dr. in 1 Unze destill. Wassers auf, und gibt einem Erwachsenen Kranke alle 3 Stunden 30 Tropfen, wobei täglich einige flüssige Stühle erfolgen, und stärkerer Schweiß und Harnabsonderung. Die Gabe für Erwachsene ist 15—20 Gr. 1—2 Mal des Tags in Melissenwasser ꝛc. Äußerlich dient es gegen Brand- u. a. bösartige Geschwüre ꝛc. Als chemisches Reagens dient dasselbe Salz, das sich auch aus der gebrannten Berthollet'schen Bleichlauge bereiten läßt, indem man sie mit Kalk sättigt und verdunsten läßt, bei der Prüfung des phosphorsaur. Natron, auf Kohlensäure in Alkaliaufgüssen, auf kohlens. Natron in Mineralwässern ꝛc. — Auch ist es ein wirksames Zerstörungsmittel des Geruchs faulender Stoffe, und ein Entwässerungsmittel des gemeinen Branntweins. Endlich hat man den rückständigen, flüssigen, salzs. Kalk neuerlich als ein kräftiges Düng- und Beförderungsmittel des Pflanzenwachsthums auf manchen Äckern und Wiesen empfohlen (Dubuc). c) Chlorinkalk, aa) im Minimum (Tennant'sches Bleichpulver (s. oben Bleichen); es besteht aus 38,4 Kalk, 23,2 Chlorin und 38,4 Wasser. Zu seiner Bereitung leitet man, nach Dalton, Chloringas durch Kalk, der mit 3 Misch. Gew. Wassers verbunden ist; bb) im Maximum, eine Bleichflüssigkeit, welche organische Farben zerstört, und auch zum Entfuseln des Branntweins dienen kann. Sie ist eine Auflösung von aa) in Wasser unter Abscheidung der Hälfte von Kalk, und enthält 45,3 Kalk auf 54,7 Chlorin. Mit dem Alter wird, nach Dalton der Chlorinkalk allmälig zu salzs. Kalk, wahrscheinlich unter Sauerstoffgasentwickelung. d) Chlorinsaurer Kalk, ein herbbitter, erfrischend schmeckendes Salz, das, wie der chlorins. Baryt (s. oben Baryt), dargestellt wird, und wovon sich nur wenig beim Hindurchleiten von Chloringas durch Kalkmilch bildet; es zerfließt an der Luft, löst sich leicht in Wasser und Weingeist auf, verpufft schwach auf Kohlen, schmilzt bei gelinder Wärme in seinem Krystallwasser, und besteht aus 28,3 Kalk, 55,2 Chlorinsäure und 16,5 Wasser. — Labarraque hat neuerlich den Chlorinkalk aa) (1 Theil davon in 200 Wasser aufgelöst), theils zur Abhaltung der Fäulniß von thierischen Körpern, theils zur Entfernung des Faulgeruchs von den schon in Fäulniß gerathenen Leichen angerathen, die man in leinene, mit einer Flüssigkeit aus 1 Pfd. Chlorinkalk und 60—80 Pfd. Wasser getränkte Tücher schlagen soll. Auch läßt sich die Luft der Krankenzimmer durch Besprengen mit einer Mischung reinigen, die den 200sten Theil ihres Gewichts Chlorinkalk enthält.

12) Stickstoffcalcium: a) salpetersaur. Kalk, Kalksalpeter, Calcarea nitrica, Nitras calcis, Nitrate de chaux, bildet sich als sogenannter unreifer Salpeter, in den Salpeterplantagen, und wittert auch oft an altem Gemäuer aus, als eine in wasserfreier Form weiße, im Dunkeln leuchtende Masse, unter dem Namen Balduinischer Phosphor bekannt, von warmbitterm, scharfem Geschmack, die mit brennbaren Körpern schwach verpufft, in der Hitze salpetrichtsaur. und Sauerstoffgas entwickelt, und mit Wasser 6seitige, langpyramidalische Säulen bildet, welche an der Luft zerfließen, und in ¼ kalten Wassers sich auflösen, 32 Kalk 43 Säure

*) S. Dingler's polytechn. Journ. XV. 2. S. 182 ꝛc.

und 25 Wasser, im trocknen Zustande aber 0,39 Kalk und 0,61 Säure enthalten, und in der Wärme zu einem Öle schmelzen, bis sie ihr Wasser verloren haben. Im reinsten Zustande dient es als chemisches Reagens auf sauerkleesaure Salze ꝛc. b) Blausaurer Kalk (s. oben Blausäure; c) Schwefelblausaurer Kalk (s. ebendaselbst).

13) a) Fluorcalcium, ein geschmackloses, luftbeständiges, 3,13 spec. schweres, in Wasser unauflösliches, bei 51° Wedg. zu einem Glase schmelzendes, durch Insolation und durch Erhitzung phosphorescirendes Salz, in Würfeln und Octaedern, das in der Natur als Flußspath, auch im thier. Körper vorkomt, und sich in weißen Flocken künstlich bildet durch Vermischen der Flußsäure mit Kalkwasser. Es besteht aus 60 — 72,7 Kalk und 27 — 40 trockner Flußsäure. b) Saurer, flußsaurer Kalk komt beim Auflösen des Flußspaths in Fluß-, Salz- oder Salpetersäure zum Vorschein.

14) Natrincalcium: a) ein durchsichtiges, schwachgelbes Glas, das aus 1 Theil mit 2 Borax zusammengeschmolzenem Kalke sich bildet; b) eine weiße, undurchsichtige, etwas bröckliche Masse, die aus Kalk und 2 phosphorſ. Natronammonium zusammen schmilzt.

15) Kalkbaryt, ein grünliches Glas aus gleichen Theilen in der Hitze vereinigten Kalks und Baryts, das aus dem Tiegel Kieselerde aufgenommen hat.

16) Kalkstrontian, eine weiße, harte, blasige Fritte, die einige Glas- und Schmelzkörnchen enthält, und aus gleichviel Kalk und Strontian zusammengeschmolzen wird.

Die weitern Verbindungen des Calcium mit Quecksilber ꝛc. und m. organischen Säuren, s. unter diesen Artikeln (vgl. Kalk). (*Th. Schreger.*)

CALCO, Dorf an der Schelde, im Bezirk Dendermonde der niederländ. Provinz Ostflandern, mit 2030 Einw., auf dessen Gebiete die beiden Forts Perle und S. Marie liegen. Hier besiegten 1638 die Spanier die vereinigten Niederländer. (*Hassel.*)

Calculus Minervae, s. Orestes.

CALCUTTA, 1) ein Distrikt der britischen Provinz Bengalen, welcher die 24 Pergunnahs enthält, die die ostindische Gesellschaft bereits 1757 von dem Nabob von Bengalen erworben hat; er liegt auf der Ostseite des Hugly und enthält etwa 41 □Meilen, worauf nach *Hamiltons* descr. of Hindoostan I. 144. mit Einschlusse der Hauptstadt 2,225,000 Menschen leben sollen. — 2) Die Hauptstadt der Provinz Bengalen und aller Länder der ostindischen Gesellschaft, der Sitz des Generalgouverneurs und der höchsten Centralbehörden, eines Provinzialappellationshofs und zweier Zillah-Courts. Sie breitet sich Br. 22° 34′ 45″ L. 109° 9′ 30″ an einem Gangesarme, dem Hugly, etwa 30 Meilen von seiner Mündung, in einer mit prächtigen Landhäusern angefüllten, höchst angebaueten, aber im Grunde sterilen und einförmigen Gegend aus, nimt fast eine Meile in der Länge ein, und besteht 1) aus dem Fort William, einer starken Festung, im SW. hart an dem Strome, die ein regelmäßiges Oktogon bildet, dessen 5 vordere Seiten gegen das Land gekehrt sind, und eine Besatzung von 15,000 Mann fassen kann. Es enthält das Kommandantenhaus, die Offiziers- und Gemeinenkasernen, das Zeughaus, das Pulvermagazin und die übrigen Militärgebäude. Zwischen demselben und der Stadt breitet sich eine prächtige mit hohen Bäumen besetzte Esplanade aus; 2) aus der weißen Stadt oder der Stadt der Europäer. Sie liegt zunächst am Fort, ist regelmäßig und gut gebauet, mit breiten, geraden, durchaus gepflasterten Straßen, großen Plätzen und vielen palastähnlichen Häusern, worunter die längs der Esplanade im griechischen Styl gebauet sind. Der Hauptplatz hält 1500 Fuß im Durchmesser und ist ebenfalls schön bebauet; in der Mitte steht eine große prächtig eingefaßte Cisterne. In dem Regirungspalaste, der 4 Flügel hat, versammeln sich die Centralbehörden; er macht das prächtigste Gebäude der weißen Stadt aus. Außerdem enthält sie 1 stattliches Rathhaus, 1 Justizpalast, 6 Kirchen, worunter 2 den Episkopalen, 1 den Presbyterianern, 1 den kath. Portugisen, 1 den Griechen und 1 den Armeniern gehören, mehre Moskeen und Pagoden, 1 prachtvolles Zollhaus mit einem Warenspeicher, wovon die berüchtigte, schwarze Höhle einen Theil ausmacht, auf deren Stelle ein nach und nach verfallenes Monument zum Andenken der unglücklichen Briten, die darin den Tod fanden, steht, 1 Hospital und 1 großes Gefängniß, beide am Südende der Stadt belegen. Der Garden Reach, oder der berühmte botanische Garten, einer der berühmtesten der Erde, liegt außerhalb der Stadt am Westufer des Hugly; auf dessen östlichem Ufer sieht man 2 große Privatdocken und das Old Fort, umgeben mit einem Walle und 4 Bastionen, worin die Warenhäuser der Gesellschaft stehen; 3) aus der Pettah oder Stadt der Farbigen, die der weißen Stadt im N. liegt; ein Konglomerat von schlechten, backsteinernen Häus., 2 Stockwerke hoch, und noch mehren Bambushütten, die mit Matten oder Stroh gedeckt sind, zwischen welchen einige bessere Gebäude stehen, alles in krummen, engen und schmuzigen Straßen, durch die einige Kanäle ziehen. Die ausgezeichnetsten Gebäude in dieser Stadt sind die Münze, 13 Bazars und einige Pagoden und Moskeen, deren mehr als 200 gezählt werden. Statt der öffentlichen Plätze sieht man eine Menge Teiche, deren sich die Hindus zum Baden bedienen; 4) aus den Vorstädten, die einen großen Raum einnehmen, aber nicht besser als die schwarze Stadt gebauet sind. In diesen 4 Theilen Calcuttas befanden sich 1798. 78,760 Häus., wovon die Briten 4300, die Armenier 640, die Portugisen und übrigen Christen 2650, die Hindus 56,460, die Moslemimen 14,700 und die Schinesen 10 bewohnen; die Zahl der Einw. belief sich auf 541,500, und soll sich nach Parliamentsangaben 1821 auf 1 Mill. vermehrt haben. Indeß will man nach einer Zählung von 1822 deren nur 179,917 gefunden haben, und darunter 13,138 Christen, 48,162 Moslemimen, 118,213 Hindus und 414 Chinesen (Nyerups Mag.); es scheint indeß, daß hier nur von der weißen Stadt, und so wenig von der Pettah als den Vorstädten die Rede sey, indem die Volksmenge im steten Anwachse ist und sich gegen 1798 gewiß nicht vermindert hat. Eine der reichsten und angesehensten Volksparteien machen die Armenier aus, die sich mit den Schinesen und Portugisen fast der ganzen Krämerei und des Großhandels bemächtigt haben. Die Stadt besitzt ihren eignen

organisirten Magistrat, einen Admiralitätshof, 1 Polizeilieutenant und 6 Friedensgerichte, dann verschiedene Gefängnisse und 1 Besserungshaus. Die Polizei wird als thätig gerühmt; seit 1822 hat man die Stadt mit Gas zu beleuchten begonnen. Es haben hier 1 Episkopalbischof und 1 oberer Molla der Moslemimen den Sitz; das königl. Kollegium in Fort William hat 8 Professoren, außerdem die asiatische Gesellschaft, 1 mohammedanische Akademie, verschiedne Handels- und andere Schulen, Pensionate, 1 Sternwarte, das große Hospital, der bengalische Civil- und Militärwitwenfonds. Die Fabriken sind mannigfaltig und zahlreich; man verfertigt baumwollne und seidne Gewebe, Leder, irdenes Geschirr, Faiance, Zucker, Rum, Arack, Liqueure, Indigo, malt schön in Glas, liefert gute Tischlerwaren, Gold- und Silberarbeiten, unterhält einen ausgebreiteten Sch am Hugly, und zählt alle Arten von Handwerker Künstlern, unter deren erstern die Schuster berühmt Noch bedeutender ist der Handel; Calcutta ist die pelstadt Bengalens. Obgleich nicht unmittelbar am belegen, können doch Fahrzeuge von 500 Tonner Meere aus ihre Kaien erreichen, schwerere löschen gen in den der Stadt zugehörigen Diamanten worin jährlich über 2000 Schiffe einklariren. Stadt selbst gehörten 1816. 124 Schiffe mit 4 1818 aber 104 Schiffe mit 41,920 Tonnen. beträchtlich ihr Privathandel sey, kann man au gender Aus- und Einfuhrliste ersehn, wovon jede ganze Handel der ostindischen Gesellschaft ausg sen ist:

Ein- und Ausfuhrliste von Calcutta.

Jahr 1816	Einfuhr in Calcutta. Schiffe. Zoll	Tonnen	Werth der Ladung in Sicca-Rupien zu 15 ggl. 7¼ Pf.	Ausfuhr aus Calcutta. Schiffe. Zoll	Tonnen	Werth der Ladung in Sicca-Rupien.
London	52	30,717	6,865,482	51	30,954	16,444,208
Ausw. Europa	15	6,608	5,730,298	14	6,578	4,930,418
America	22	7,225	5,016,654	19	6,311	4,421,435
Brit. Indien	224	42,483	3,627,134	215	38,393	5,168,581
Ausw. Asia	175	44,373	11,425,976	190	52,313	19,023,474
Summa	488	131,411	32,695,544	489	134,549	49,988,116.

Ein- und Ausfuhr haben seitdem noch zugenommen. Calcutta hat 2 Banken, 15 Assekuranzgesellschaften, viele britische und Banjanen, 12 Portugisische, 15 armenische und 5 griechische Handelshäuser. Der Hugly öffnet der Stadt eine Verbindung bis in das Innerste von Hindustan; außerdem erleichtern diese der neue Kanal, der Bankkanal, der Tolleykanal und die Issimuttykanäle. Das Leben fällt in Calcutta nicht kostbar; es herrscht daselbst der geselligste Ton, die Briten beeifern sich mit den übrigen Nationen den Fremden gastfreundlicher, als in ihrem Vaterlande aufzunehmen. Calcutta hat seine Theater, seine Logen, seine Casinos, Vauxhalls, Bälle und Maskeraden, wie jede große Stadt Europas; die Schönen aus Europa finden indeß in Calcutta ihre Rechnung nicht mehr, und der angestellte Brite sucht sich jetzt mehr an die Hinduerinen anzuschließen. — Calcutta ist erst in neuern Zeiten entstanden; hier stand vormals ein Dorf, das Calcutta, von Caly, einer Hindugottheit, und Cutta, Haus oder Wohnung, hieß, und 1756 befanden sich in dem Old Fort und im Dorfe erst 70 Häus. Als aber in diesem Jahre die Anlage zu dem Fort gemacht wurde, strömten bald Menschen hinzu, und es entstand in noch nicht einem halben Jahrhunderte nach und nach die prachtvollste Stadt des weiten Indiens *). (*Hassel.*)

CALDARA (Polidoro), genant Polidoro da Caravaggio, an welchem Ort er 1495 geboren wurde. Von armen Eltern abstammend, sah er sich in 18. Jahre genöthigt, seine Heimat zu verlassen, suchte in Rom seinen Unterhalt zu erwerben. Hier er Handlanger bei den Maurern, welche in den Zi des Vatikans arbeiteten, indem er den Mörtel trug, worauf man hernach in Fresco malte. Die pfungen, welche hier die Schüler Raphaels auf der hervor brachten, erweckten in ihm das Verlangen, e gleich zu thun; auch fand er an Maturino, ein übten Zeichner, einen Freund, der ihn in der Ku terrichtete, und es kam bald so weit, daß der Handlanger sich als ausübender Maler in denselbe mern zeigen konnte. — Durch sein fleißiges S nach Antiken und Basreliefs erlangte er bald eine ßen Stil in der Zeichnung, da aber sein Colorit Reiz besaß, so malte er mehrentheils mit einer grau in grau. In diesem Geschmack malte er mit Freunde viele Vorderseiten von Häusern der Stadt auf denen sie Basreliefs höchst täuschend darstellte bedienten sich aber auch des sgraffito, wo der f Grund mit dünnem Gips überstrichen, auf dies Karton durchgezeichnet wird, und dann mit einem Eisen bis auf die schwarze Unterlage die Schatten Striche angegeben werden, so daß endlich das Ganze das Ansehen einer Zeichnung oder Kupferst hält. Allein alle die unschätzbaren Werke dieser zu Grunde gegangen, und nur durch die Besch des Vasari *) und theils in den Blättern des

*) Nach *Hamiltons* East Ind. Gaz. und Descript. of Hindoostan.

*) Le Vite de' Pittori. Tom. 3. p. 205.

Alberti, Bonesone, Galestruzzi, Pietro Sante Bartoli, H. Gathius und einiger andern, hat sich ihr Andenken erhalten. Durch die Belagerung von Rom und die darauf entstandene Pest, verlor Polidoro seinen Freund Maturino, er aber begab sich nach Neapel, verließ, ohne Beschäftigung zu finden, die Stadt, und schiffte nach Messina, wo man ihm auftrug, den Triumphbogen zu malen, welcher zu Ehren Kaisers Karl V. bei seiner Rückkehr von Tunis, errichtet wurde. Bei seinem Aufenthalt daselbst malte er eine Kreuztragung Christi, und bewies sowol durch Composition als die schöne Farbengebung, daß er im Stande sey, sich neben die vorzüglichen Ölmaler zu stellen. Doch die Achtung, die er in Messina genoß, vermochte nicht die Sehnsucht zu schwächen, nach Rom zurück zu kehren; er bereitete sich zur Abreise, und erhob aus der Bank sein daselbst nieder gelegtes Geld, willens, den andern Morgen sich einzuschiffen; aber durch das Geld seines Herrn geblendet, ermordete ihn in der Nacht sein Diener im Bette, im Jahr 1543. (*Weise.*)

CALDAS, Name mehrer Orte in Spanien und Portugal, mit warmen heilsamen Bädern; in Spanien sind auszeichnenswerth 1) C. de Monbuy in der Provinz Catalonien, Vegeria de Mataro, in einer gebirgigen Gegend. — 2) C. de Cantis in der Provinz Galizien, am Galdemonde. — 3) C. del Rey ebendaselbst, am Umia. — In Portugal: 4) C. da Raynha, Villa in der Provinz Estremadura, Correiçao de Alenquer, am Abhange eines Hügels, nicht weit von der Küste, mit 231 Familien, 1 Kirche, 1 Hospital und einer freien Handelsmesse im August. Die 4 stark besuchten Schwefelquellen haben nach Link im Männerbade 26 — 27° Reaum., auch ein Badehaus, aber sonst wenige Bequemlichkeiten. (*Stein.*)

CALDASIA, nannte Willdenow eine Pflanze aus der natürlichen Familie der Polemonieen und der 5ten Linné'schen Klasse, welche früher schon von Cavanilles **Bonplandia** genant worden. Diese Änderung war aber nothwendig, weil nach Bonpland von Willdenow auch schon eine andere Gattung genant war. Ein röhriger, fünfzähniger Kelch, eine röhrige, zweilippige Blumenkrone, niedergebeugte Staubfäden und dreifächerige, dreisamige Kapsel machen den Charakter dieser Art aus. Die einzige bekannte Art: *C. heterophylla* W., wächst in Neu-Spanien. (*Sprengel.*)

CALDEN, Pfarrdorf an einem Bache und an der Heerstraße im Amte Grebenstein des Kreises Hofgeismar, der kurhess. Provinz Niederhessen; es hat 94 Häus. und 703 reform. Einwohner, worunter 41 Handwerker, 13 Leinweber und 2 Müller, und treibt einen starken Kohl- und Kartoffelbau. (*Hassel.*)

Calderari (u. Carbonari), s. Neapel.

CALDERARI, Ottone Graf, wie Palladio und Vincenzo Scamozzi zu Vicenza geboren, widmete sich, wie sie, der Baukunst. Seine Vaterstadt und die Umgegend haben mehre Paläste, Lustschlösser, Kirchen und ausgezeichnete Gebäude aufzuweisen, deren Erbauer er war; in Verona ist das für ein Meisterwerk gehaltene Seminario archivescorile ebenfalls von ihm. Als Baukünstler bestehet sein Hauptverdienst in einer gleichsam vollendeten Vertheilung des Ebenmaßes, reinen Formen und einer weisen Sparsamkeit in den Verzierungen. Wenn auch seine Entwürfe an Palladio erinnern, so zeigt er sich doch nicht als dessen sklavischer Nachahmer. Er hat sowol einzele Schriften, worunter insbesondere sein zu Padua 1762 gedruckter Discorso intorno la copertura da farsi al pulpito del teatro Olimpico di Vicenza, als einzele architektonische Zeichnungen und Risse herausgegeben. Nach seinem 1804 erfolgten Tode ist eine Prachtausgabe seiner Werke erschienen, unter dem Titel: Disegni e scritti di Architettura di Ottone Calderari. Vicenza b. Peroni. 1808 — 20. drei Foliobände. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CALDIERO, ein Dorf im Veronesischen, am Fibio, von ungefähr 2000 Einwohnern, erwähnungswerth wegen seiner warmen Mineralquellen am Col di S. Mattia, und wegen eines zwischen den Östreichern und Franzosen im Jahre 1805 hier gelieferten Treffens. Hier ist die Lage des alten Cadiana zu suchen. (*W. Müller.*)

CALDWELL, 1) Grafschaft im nordamerik. State Illinois an den Gränzen von Indiana, seit 1820 errichtet, mit dem gleichn. Hauptorte. — 2) Grafschaft in dem nordamer. State Kentucky, von Cumberland bewässert, hatte 1820. 9022 Einw., worunter 1444 Sklaven, und zum Hauptorte Princeton. — 3) Der Hauptort der Neuyork. Grafsch. Warren am Georgensee, wo das verfallene Fort George steht, hat 560 Einw. (*Hassel.*)

CALDERINO, Calderinus (Domitius), ein gelehrter Humanist, geb. um 1447 zu Torri, unfern Caldiero im Veronesischen, von welcher Stadt er sich den Namen Calderinus beilegte. Schon in seinem 24. Jahre wurde er in Rom unter Paul II. Professor der Humanioren, und unter Sixtus IV. apostolischer Secretär, in welcher Eigenschaft er den Kardinal de la Rovère nach Avignon begleitete, um die dort ausgebrochenen Unruhen zu stillen. Kaum 32 Jahr alt, starb er 1478 an der Pest oder nach Andern an den Folgen allzugroßen Eifers im Studiren. Sein literarischer Ruhm war schon damals fest gegründet, und man zählt ihn mit Valla und Politianus zu den Triumvirn, die sich um das Aufleben der humanistischen Studien hochverdient machten, hauptsächlich durch gute, mit Anmerkungen versehene Ausgaben der alten Klassiker: des Martial, Venedig 1474. Fol.; Juvenal, eb. 1474 Fol.; Virgil, eb. 1489, Mail. 1490, Nürnb. 1492; Sueton, Mail. 1480, Fol.; der Geographie des Ptolemäus, Rom 1478. Fol.*) u. a. m., was zum Theil verloren gegangen, oder nie gedruckt erschienen ist. Auch in der Jurisprudenz, Philosophie und Mathematik besaß Calderinus viele Kentnisse**). (*Baur.*)

---

*) Diese Ausgabe ist besonders darum merkwürdig und sehr gesucht, weil man bei ihr die ersten in Kupfer gestochenen Karten findet. S. Ebert's bibl. Lex. 2 Bde. 3. Lief. 544. **) *Paul Jovius* in Elogiis 51. *Magiri* Eponymolog. crit. voc. *Bayle* Dict. *Fabricii* bibl. lat. med. T. I. 883. T. II. 165. *Cunneat* ad *Ciaconii* biblioth. 960. *A. M. Quirinus* in literat. Brixiana P. I. 153—162. *Maffei* degli Scrittori Veronese 114—121. Mém. de Niceron. T. XXX. 73. *Meermanni* Orig. typograph. 256. Hambergers zuv. Nachr. Auszug 2. Abth. 1860. Eberts bibliograph. Lex.

CALDERON, D. Pedro Calderon de la Barca Henao y Riaño, stammte aus einer altadeligen Familie, und wurde am Neujahrstage 1601 zu Madrid geboren. Sein Vater hieß D. Diego Calderon de la Barca Barreda und seine Mutter D. Ana Maria de Henao y Riaño. Bis in sein 9. Jahr blieb er in dem Hause seiner Eltern, dann wurde er dem Jesuitercollegium in Madrid übergeben, wo er sich so sehr auszeichnete, daß er schon in seinem 13. Jahre die hohe Schule von Salamanca beziehen konnte. Mathematik, Geographie, Geschichte, Philosophie und das Studium beider Rechte beschäftigten ihn hier 5 Jahre lang, nach deren Beendigung er nach Madrid zurückkehrte. Schon in frühster Jugend zeigte Calderon ein nicht gemeines Talent zur Dichtkunst, und schon vor seinem 14. Jahre schrieb er ein Schauspiel: el Carro del Cielo. An einem Hofe, wo Künste und Wissenschaften so geschätzt wurden, wie an dem des prachtliebenden Philipps IV., der namentlich auf das Theater ungeheure Summen verwendete, und der sich selbst als dramatischer Dichter versucht hatte, konnte das Talent des jungen Calderon nicht unbemerkt bleiben. Er wurde bald mit mehren Großen des Hofes bekant, die seine Gönner wurden und ihm später Gelegenheit verschafften, sein poetisches Genie zu entwickeln. Aber nicht zufrieden mit den angeknüpften Bekantschaften und mit den Aussichten auf eine ehrenvolle Laufbahn, die sie ihm durch sie eröffneten, verließ er im J. 1625 Madrid und trat aus freier Neigung in den Soldatenstand. Zehn Jahre lang diente er seinem Könige nicht ohne Ruhm in Mailand und in den Niederlanden. Im J. 1636 rief ihn der König zurück, ertheilte ihm im folgenden Jahre den St. Jagoorden, und übertrug ihm die Anordnung der Lustbarkeiten und Feste bei Hofe und beim Theater. Als im J. 1640 alle Orden dem Feldzuge in Catalonien beiwohnen mußten, befreiete ihn der König vom Dienste und trug ihm auf, ein Stück fürs Theater zu bearbeiten. Calderon schrieb das berühmte Schauspiel Certamen de amor y zelos, welches zu Buenretiro mit nie gesehener Pracht aufgeführt wurde, und folgte, nachdem er es beendigt hatte, dem Heere nach Catalonien, wo er unter der Compagnie des berühmten Herzogs Gasparo de Guzman, Grafen von Olivarez diente. Nach geschlossenem Frieden kehrte er an den Hof zurück und der König, der ihn als eine der schönsten Zierden seines Hofes betrachtete, gab ihm neue Beweise seiner Gunst, die er ihm bis an seinen Tod ununterbrochen erhielt. Unter andern Gnadenbezeigungen wurde ihm eine monatliche Pension von 30 escudos de oro (ungefähr 120 Convent.=Gulden), auf die Artilleriekasse angewiesen. Im J. 1649 entwarf er den Plan zu den prächtigen Triumphbögen, die bei dem Einzuge der königl. Braut Donna Maria Anna von Östreich in Spanien errichtet wurden. 1651 erhielt er auf königl. Befehl von dem Ordenscapitel die Erlaubniß, in den geistlichen Stand zu treten, und 1653 verlieh ihm der König eine der Capellanstellen bei der Capelle de los señores Reyes Nuevas in Toledo. Weil ihn aber diese Stelle zu weit vom Hofe entfernte, für den er noch immer thätig beschäftigt war, so ernannte ihn der König zum Capellan de honor an der königl. Hofcapelle, mit Beibehaltung seiner bisherigen Stelle zu Toledo, und vermehrte zugleich seinen Gehalt durch eine Pension, die auf die Einkünfte von Sicilien angewiesen wurde. Seit Calderon in den geistlichen Stand getreten war, wandte er vorzüglichen Fleis auf seine Autos sacramentales oder Frohnleichnamstücke, die seinem religiösen Sinne weit mehr zusagten, als weltliche Schauspiele. Sein Ruf als erster Dichter dieser Gattung von geistlichen Schauspielen hatte sich so verbreitet, daß die vornehmsten Städte Spaniens, Madrid, Toledo, Sevilla, Granada und mehre andere ihm die Verfertigung derselben auftrugen und ihn dafür reichlich belohnten. Für Madrid allein dichtete er 37 Jahre lang alle Autos, die daselbst bei den jährlichen Festen aufgeführt wurden. Im J. 1663 nahm ihn die Congregation des Apostel San Petro von Priestern zu Madrid als Mitglied auf, und 1666 wurde er Capellan Mayor dieses Vereins, dem er aus Dankbarkeit sein ganzes bedeutendes Vermögen vermachte. Im J. 1687 am 25. Mai starb er im 87sten Jahre seines Alters; bewundert von seiner Nation und in dem ungestörten Besitze der Gunst seines Königs. Er wurde in der Pfarrkirche S. Salvador zu Madrid begraben und die Congregation, deren Vorsteher er gewesen war, ließ ihm daselbst ein prächtiges Denkmal errichten.

Calderon gehört unter die ausgezeichnetsten Dichter, die Spanien hervorgebracht hat. Eben so fruchtbar wie Lope de Vega, war er doch ein weit größerer Dichter und verwendete auf die reiflich durchdachten Plane seiner Stücke weit mehr Fleis in ihrer Ausführung. Durch ihn erreichte das romantische Schauspiel der Spanier den höchsten Gipfel von Vollendung. Calderon war, wie A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur so treffend sagt, ein Dichter, wenn je einer diesen Namen verdient hat. Seine Empfindung ist tief, seine Phantasie kühn, seine Sprache edel, rein und wohlklingend, seine Bilder sind überraschend und mit glühenden Farben gemalt. Mit tiefer, inniger Liebe umfaßt er die ganze Schöpfung, und seine Poesie ist ein immer wiederkehrender Jubelhymnus auf dieselbe. Er stellt das Fernste zu dem Nahen, das Größte zu dem Kleinsten, Sterne zu Blumen, Diamanten zu Thautropfen, und wenn auch seine Lieblingsbilder oft wiederkehren, so erfreut man sich ihrer, wie man sich einer schönen Blume von Neuem erfreut, wenn man ihr in anderer Zusammenstellung mehrmals begegnet. Die Anzahl seiner Schauspiele beläuft sich auf 127, von denen aber nur 108 Stücke gedruckt sind. In seinem 81sten Jahre schrieb er sein letztes Stück: Hado y Divisa. Das meiste Gewicht legte er in seinem Alter, in welchem sein Gemüth eine religiösere Richtung genommen hatte, auf seine Autos sacramentales, deren er 95 geschrieben haben soll, obwol die gedruckte Samlung derselben nur 73 enthält. Daß er in seinem Alter gegen seine weltlichen Stücke gleichgiltiger geworden war, beweiset seine Antwort auf einen Brief des Herzogs v. Veragua, der ihn um ein vollständiges Verzeichniß seiner Schauspiele ersuchte, weil die Buchhändler mehre Stücke anderer Verfasser als Calderons Arbeiten drucken ließen und verkauften. Calderon, damals schon ein Greis von 80 Jahren, schickte dem Herzoge darauf nur das Verzeichniß seiner

Autos. Was seine weltlichen Stücke beträfe, schrieb er dabei, so sey es freilich beleidigend, daß man ihm, außer seinen eignen fehlerhaften Arbeiten, noch fremde unter seinem Namen unterschiebe, und daß man seine eignen Stücke so entstellt habe, daß er selbst sie nur den Titeln nach kenne. Doch wolle er auf die Seite der Buchhändler treten, und mit seinen Comödien nicht mehr Umstände machen, als sie. Jedoch an den Autos sei ihm, um der Religion willen, mehr gelegen *). — Außer diesen größern Schauspielen hat Calderon noch 200 Loas (Vorspiele), 100 Sainetes (Zwischenspiele oder Divertissements) und eine große Menge Lieder, Sonette, Romanzen und andere kleinere Gedichte geschrieben, die größtentheils ungedruckt geblieben sind. Einzeln ist von seinen Werken gedruckt erschienen: **Entrada de la Augusta Reyna madre. 1640. — Discurso sobre los quatro Novisimos, en Octavas. — Tratado de la Nobleza de la Pintura. — Tratado en defensa de la Comedia.** Seine dramatischen Arbeiten sind, wie es zu seiner Zeit gewöhnlich war, größtentheils einzeln gedruckt erschienen. Die erste Samlung derselben besorgte sein Bruder unter dem Titel: **Comedias de D. *Pedro Calderon de la Barca*, Cavallero de Santiago; recogidas por D. *Joseph Calderon*, su hermano. En Madrid.** 1640. 1664. 1674. Es erschienen aber nur 4 Bände. Vollständiger ist die Ausgabe, welche sein Freund D. Juan de Veros Tassis y Villaroel herausgab. Der vollständige Titel derselben ist: **Primera — novena Parte de Comedias del celebre Poeta Español Don *Pedro Calderon de la Barca*, que nuevamente corregidas publica Don *Juan de Vera Tassis y Villaroel*, su mayor amigo.** En Madrid, Año 1685 — 1694. 9 Bände in 4. Nach dem vor jedem Theile dieser Ausgabe abgedruckten Verzeichnisse aller Schauspiele Calderons, sollten 10 Theile erscheinen. Es blieb aber bei 9 Theilen, die 107 Stücke enthalten. Die für den 10. Theil bestimmten 12 Stücke sind zum Theil einzeln gedruckt erschienen. Von Calderons **Autos sacramentales** erschien die erste Ausgabe unter dem Titel: **Autos sacramentales, alegoricos y historiales, por *Pedro Calderon de la Barca*, en Madrid; Jos. Fernan de Buendia. 1677.** Eine zweite Ausgabe in 6 Bänden, besorgte D. *Pedro de Pando y Mier*, ebenfalls zu Madrid, 1717. 4. Die vollständigste Samlung der dramatischen Werke Calderons ist die folgende: **Comedias del celebre poeta español D. *Pedro Calderon de la Barca*, que saca á luz D. *Juan Fernandez de Apontes*, y las dedica al mismo D. Pedro Calderon de la Barca. En Madrid.** 1760 — 1763. in 11 Bänden, deren letzter mit dem 10. vereinigt ist, in 4. Sie enthält 112 Stücke. Und von demselben Herausgeber: **Autos sacramentales alegoricos y historiales del Phenix de los Poetas, el Español, Don *Pedro Calderon de la Barca*. Obras posthumas, que saca á luz D. *Juan Fernandez de Apontes*. En Madrid.** 1759 — 1760. in 6 Bänden in 4. Diese Ausgabe enthält 73 Autos und eben so viele Loas. Die oben angezeigten Ausgaben der Schauspiele Calderons sind nicht nur in Teutschland ziemlich selten, sondern sie sind auch durch zahllose oft sinnzerstörende Druckfehler und durch eine völlig regellose Orthographie entstellt. Es wurde deshalb einige Male versucht, den Teutschen diesen herrlichen Schriftsteller durch neue correcte Abdrücke seiner Werke zugänglicher und genießbarer zu machen. Diese Unternehmungen scheiterten aber bis jetzt aus Mangel an hinlänglicher Theilnahme. Der erste Versuch erschien in dem Teatro español dado á luz por *A. Norwich*. En Brema. 1809. 1810. Es erschienen nur 2 Bände, die 8 Stücke Calderons enthalten. Ein zweiter Versuch begann unter dem Titel: **Las Comedias de D. *Pedro Calderon de la Barca*, cotejadas con las mejores ediciones hasta ahora publicadas, corregidas y dadas á luz por *J. J. Keil*. En Leipsique, por F. A. Brockhaus.** 1820 — 1822. Diese auf 10 Bände berechnete Ausgabe sollte sämtliche Comedias Calderons enthalten, und 2 noch zugegebene Bände die wichtigsten Varianten und erklärenden Bemerkungen zu den schwierigsten Stellen. Bis jetzt erschienen indeß nur 3 Bände, die 31 Comedias enthalten. Calderon hat unter den Teutschen drei tüchtige Übersetzer gefunden. August Wilhelm Schlegel begann im J. 1803 die Herausgabe seines spanischen Theaters, und gab in den erschienenen 2 Bänden die Übersetzung von 5 Calderonschen Stücken. Ihm folgte J. D. Gries, der bekannte Übersetzer des Tasso und Ariost, im J. 1815. Seine Übersetzung Calderons ist bis jetzt auf 6 Bde angewachsen, die 12 Stücke enthalten. 1819 trat ein neuer Übersetzer auf: Ernst Friedrich Georg Otto von der Malsburg, der leider den Wissenschaften durch einen zu frühen Tod geraubt worden ist. 5 Bände sind von seiner Übersetzung erschienen, die 10 Stücke in sich fassen.

Die Schauspiele Calderons haben den Spaniern lange Zeit für das Höchste gegolten, was die dramatische Dichtkunst hervorzubringen vermag. Seit der völligen Umgestaltung des Nationalgeschmacks dieses Volks ist aber die frühere Vergötterung dieses Dichters bis zur Lauheit herabgesunken., und Nachahmungen und Übersetzungen französischer Theaterdichter, die nur zu oft ihre Armuth durch den Reichthum Calderons zu decken suchten, indem sie stillschweigend die Plane seiner Stücke benutzten, haben die Schauspiele Calderons beinahe völlig von der spanischen Bühne verdrängt. Auch hat es nicht an Kunstrichtern gefehlt, die ihren ganzen armen Witz aufboten, Calderons Dramen herabzusetzen, und in ihnen alle nur möglichen Fehler aufzufinden. D. Blas Nasare und D. Ignacio Luzan, beide große Verehrer des französischen Geschmacks, sind als solche unglückliche Kritiker zu nennen. Der neuste Gegner Calderons und des alten spanischen Theaters überhaupt, ist der unwissende Herausgeber der **Crónica cientifica y literaria de Madrid, alias Martilo Gaditano.** Einen wackern Vertheidiger hat Calderon gegen diesen Anfechter in einem Teutschen gefunden, der seit einer Reihe von Jahren in Cadiz wohnt und gewissermaßen nationalisirt ist. Seine mit Umsicht, Geschmack und Geist geschriebene Vertheidigung ist unter folgendem Titel erschienen: **Pasatiempo critico, en que se ventilan los méritos de Calderon, y el talento de**

*) Den Brief des Herzogs und die Antwort Calderons findet man abgedruckt im Theatro Hespañol por D. Vicente Garcia de la Huerta. Part. II. Tom. 3.

su detractor en la Crónica científica y literaria de Madrid. Cádiz: en la imprenta de Carreño. Der einzige Biograph Calderons ist der obenerwähnte Herausgeber seiner Comedias, D. Juan de Vera Tassis y Villaroel. Er setzte die Lebensbeschreibung Calderons dem ersten Theile seiner Comödien vor unter der Aufschrift: Fama, vida y escritos de D. *Pedro Calderon* etc. und sie wurde später in der Ausgabe des Apontes und in der von Keil, wieder abgedruckt. Auch die gegenwärtigen Bemerkungen über Calderons Leben sind aus ihr entlehnt. Diese Biographie ist in einem höchst schwülstigen Tone und mit einem großen Aufwande von pomphaften Worten geschrieben. Unter anderen theilt der Biograph die für ihn höchst wichtige Nachricht mit, daß Calderon, nach der Versicherung seiner Schwester, einer Nonne im Kloster der heil. Clara zu Toledo, vor seiner Geburt dreimal im Mutterleibe geweint haben soll. Was aus dieser bedeutungsvollen Zahl und aus der Eigenheit der Sache selbst zu folgern sey, überläßt er dem Leser. (*Keil.*)

CALEA, ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Compositae und der 19ten Linné'schen Klasse. Linné gab ihr einen geschuppten Kelch, einen mit Spreublättern besetzten Fruchtboden und eine haarige Samenkrone. Allein diesen Charakter findet man, nach R. Brown's Bemerkung, bei keiner von den Linné'schen Arten. Wenn Calea iamaicensis L., als Normal-Art aufgestellt wird, und der Name der Gattung bleiben soll, so muß man den Charakter ändern. Denn die Samenkrone besteht sowol bei dieser Art als bei C. cordifolia *Sw.*, in halbgefiederten Spreublättchen. C. oppositifolia und C. Amellus *L.* (Bidens scandens *L.*) machen eine andere Gattung aus, welche R. Brown Esocarpha nent. C. aspera Jacqu. ist Melananthera; C. scoparia L., Baccharis. Aus C. lobata Sw. macht R. Brown auch eine neue Gattung Nevrolaena, die aber mit Castinia desselben Gelehrten leicht zusammen gezogen werden kann, da die haarige stehen bleibende Samenkrone, der spreublättrige Fruchtboden und der geschuppte Kelch beiden gemeinschaftlich sind. Zu dieser Gattung gehören Calea leptophylla *Torst.*, aculeata und spectabilis *Labill.* Endlich hat C. pinifolia *Torst.*, einen nackten Fruchtboden, und bildet mit Chrysocoma cinerea *Labill.*, Eupatorium ferrugineum und rosmarinifolium die Gattung Ozothamnus *R. Br.* (*Sprengel.*)

CALECTASIA, nent R. Brown eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Junceen und der 6. Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in der 6theiligen Blume, auf deren Rachen die Staubfäden eingefügt sind, deren Antheren dicht zusammen stehn. Die einsamige Schlauchfrucht wird von der verhärteten Blumenröhre umgeben. Die einzige bekannte Art, C. cyanea, ist ein Strauch auf Neu-Holland, mit nadelförmigen Blättern und blauen Blumen; abgebildet in Flinders voyages, t. 9. (*Sprengel.*)

CALEDON, eine weite Bai des Carpentarialandes auf dem Australkontinente 12° 47′ 15″ S. Br. 154° 15′ 32″ L. Sie hat einen niedrigen Strand, hat aber im Hintergrunde Granithügel, der Boden ist steinig und undankbar, aber doch mit üppiger Vegetation, auch fand Flinders die Eingebornen zahlreich vor. Wasser ist nothdürftig vorhanden. (*Hassel.*)

CALEDONIA, 1) eine Grafschaft im nordamerik. State Vermont, vom Connecticut begränzt, 1820 mit 23 Ortschaften, 16,669 Einw. und dem Hauptorte Danville. 2) Neu-Caledonia, s. N. (*Hassel.*)

CALEDONIER, Caelen, ein Volksstamm des britischen Reichs, der wahrscheinlich den Urstamm ausmacht und gegenwärtig in seinen Abkömmlingen noch über Hochscotland, die scotischen Inseln und Ireland verbreitet ist, und wozu über 6,710,000 Menschen gehörig, wovon der größere Theil, gegen 6,350,000, Ireland einnehmen. Sie sind im Besitze ihrer eignen Sprache, der Caelschen oder Gaelschen, geblieben. Die Hochscoten unterscheiden sich indeß sehr von den Iren zu ihrem Vortheile; sie sind mehr wie diese Kinder der Natur geblieben und mit festem, unverwüstlichem Körperbau, mit hohem Nationalstolze, Kühnheit und Tapferkeit ausgerüstet; ihr Charakter ist bieder, gastfreundlich und religiös; sie haben ausgezeichnete Geistesanlagen, und ihre Unterrichtsanstalten sind bei weitem besser ausgestattet, als selbst in England. Ein großer Theil hängt noch fest an den katholischen Dogmen, der Adel und ein anderer Theil sind Presbyterianer. Bei den Iren haben sich die Grundzüge der caledonischen Abstammung meistens verwischt, und man würde kaum Iren und Hochscoten für die Söhne eines und desselben Stammes erkennen, wenn nicht die gemeinschaftliche Sprache den Beweis führte. Doch ist der Ire bei aller Abstumpfung, bei aller Trägheit und Sinnlichkeit nicht ohne Charakter, nicht ohne Geistesfähigkeit und eines bessern Looses wol würdig. Wir werden beide Volksstämme in dem Art. Scotland und Ireland näher bezeichnen. Daß sie von den Kelten abstammen, ist wol keinem Zweifel unterworfen; wahrscheinlich waren sie über den Kanal in England vorgedrungen, der Name Albion ist rein galisch und einerlei mit Albain, dem scotischen Hochlande, das ihn von seinen Alpen erhielt. Als die Römer Albion betraten, waren sie indeß nicht mehr dessen einzige Herrn, sondern von spätern Abkömmlingen den Belgen hoch in den Norden heraufgedrängt, von wo aus sie nach Ireland sich verbreitet hatten. Als Pikten und Scoten waren sie den römischen Legionen stets furchtbar, und die großen Riesenwälle, wovon man noch Überreste sieht (s. Piktenwall), mußten gegen ihre Überfälle schirmen. (*Hassel.*)

CALEDONISCHER KANAL, ein Kanal in der Mitte von Scotland, welcher das Teutsche mit dem Irischen Meer verbindet und gegenwärtig völlig ausgeführt ist. Er fängt am Linneiloch, einem Busen des Oceans, an, und endigt im Murrayfrith am Nord-Meere; seine ganze Länge beträgt 12 Meilen als die ganze Breite des Landes; da er aber durch die 3 schiffbaren Binnenseen Loch Neß, Loch Oich und Loch Lochy läuft, die 7¾ Meilen einnehmen, so brauchte er nur 4¼ Meilen weit geführt zu werden. Er ist auf der Oberfläche 110, auf dem Grunde 50 Fuß breit, 20 tief und kann Fregatten von 32 Kanonen tragen; er hat zusammen 25 Schleusen; bei den 12 obern macht der Fall 94, bei den 13 untern 90 Fuß aus. (*Hassel.*)

Caledonische Musik, s. am Schlusse des Buchstaben C.

CALEDONISCHES MEER, heißt der Theil des atlantischen Oceans, welcher sich zwischen den Hebriden oder der Küste von Hochscotland bis an die Nordküste von Ireland verbreitet und zwei weite Busen, den großen und kleinen Minsh bildet. (*Hassel.*)

CALELLA, Villa in der span. Prov. Catalonien, Veyeria de Gerona, am Meere, mit 1800 Einw. und lebhaften Gewerben in Brantweinbrennerei, Ankerschmieden, Leinwand-, Baumwoll-, Spitzen-, Blonden- und Fischernetzfabriken. (*Stein.*)

CALEMBOURG, nent man eine Art von Wortwitz, der aber nicht blos in der Zweideutigkeit des Wortes selbst, sondern darin besteht, daß einem Worte ein anderes ganz verschiedenes dem Sinne, aber gleiches dem Klange nach, untergeschoben wird; es ist also eigentlich ein witziges Spiel mit Wortklängen. Bièvre (s. diesen) lieferte den Franzosen einen ganzen Almanach solcher Witzspiele, die ihren Namen selbst von einem Franzosen haben, nämlich von einem Apotheker Calembourg, der zu Anfange des vorigen Jahrhunderts in Paris lebte, und durch seinen Reichthum an solchem Witz Aufsehen erregte. (*H.*)

CALEMES, heißt in der Logik diejenige Schlußform der vierten Figur, welche sich nach der Andeutung des C zu Anfange des Wortes in den zweiten Fall der ersten Figur Celarent (s. diesen Artikel) verwandeln läßt, wenn man mit Versetzung oder Metathesis der Prämissen, welche das m in der Mitte andeutet, den allgemein verneinenden Schlußsatz, wie es das s am Ende fodert, simpliciter umkehrt oder Subject und Prädicat des Satzes gegenseitig vertauscht, z. B. Statt in der Schlußform Calemes zu schließen:

Alle Tugendhafte fliehen das sinnliche Vergnügen = a
Keiner, der das sinnliche Vergnügen flieht, ist ein Wollüstling = e
Also ist kein Wollüstling tugendhaft = e

schließt man in der Schlußform Celarent also:

Keiner, der das sinnliche Vergnügen flieht, ist ein Wollüstling = e
Alle Tugendhafte fliehen das sinnliche Vergnügen = a
Also ist kein Tugendhafter ein Wollüstling = e

Hiedurch ist zugleich, weil jeder allgemein verneinende Satz = e eine reine Umkehrung gestattet, die Schlußfolge gegeben, daß kein Wollüstling tugendhaft sey. (*Grotefend.*)

CALENBERG, 1) eine hanöverische Provinz, die gegenwärtig einen Theil der L. D. Hanover ausmacht. Sie gehört ursprünglich zu den Allodialgütern des Welf-Estischen Hauses und war in dem Herzogthume Braunschweig begriffen, das 1235 in die Reihe der teutschen Herzogthümer trat. Anfangs nannte man es blos das Land um den Deister. Als 1416 Heinrich des Jüngern beide Söhne, Wilhelm der Ältere und Heinrich der Friedfertige sich in die väterliche Erbschaft theilten, nahm Wilhelm für sich das Land um den Deister und benannte es nach dem Schlosse an der Leine, worauf er seinen Sitz nahm, nach Calenberg; das Land hatte indeß damals seinen spätern Umfang noch nicht, und wuchs allmälig durch das Zusammenschmelzen mehrer Vasallengüter dergestalt an, daß es einen der beträchtlichsten Pertinenztheile des großen Herzogthums ausmachte, welches durch die unaufhörlichen Theilungen nach und nach in distinkt geschiedne Theile zersplittert war. Den ansehnlichsten Zuwachs erhielt es 1465 durch den Anfall des Fürstenthums Kalenberg, dessen Landstände mit den seinigen vereinigt, und es, wie die von Grubenhagen, noch sind. Als mit Friedrich Ulrich 1634 das mittlere Haus Braunschweig ausstarb, das die Fürstenthümer Kalenberg und Wolfenbüttel besaß, fiel Kalenberg mit Göttingen an das neue Haus Lüneburg, wogegen Wolfenbüttel das neue Haus Braunschweig für sich nahm, und seit der Zeit ist es unausgesetzt bei diesem Hause, das in der Folge die Kurwürde erlangte und mit Georg Ludwig 1714 den britischen Thron bestieg, geblieben. Durch den Reichsdeputationsabschied von 1803 wurde zwar Göttingen zu einem besondern Fürstenthume mit eigenem Stimmrechte im Fürstenareopage erhoben, indeß in der Territorialeintheilung nichts verändert; die Landstände von Göttingen blieben mit der kalenbergschen Landschaft vor wie nach vereinigt, und Göttingen macht blos ein Quartier der in 4 Quartiere Kalenberg, Hameln, Lauenau und Göttingen getheilten Provinz Kalenberg aus, die 1803 auf 78¼ □Meile 200,000 Einw. zählte und 22 Städte, 20 Marktflecken, 179 Pfarr- und 361 kleinere Dörfer und Weiler, 72 Vorwerke und einstellige Höfe, 34 königl. Ämter, 20 Stifter, Klöster und Klostergerichte, 23 adelige und 17 städtische Patrimonialgerichte, 293 Rittergüter, 8592 Bürgerhäuser und 19,206 schatzpflichtige Feuerstellen umfaßte. Es theilte 1807 das Schicksal der übrigen hanöverischen Länder und wurde theils westphälisch, theils blieb es unter französischer Verwaltung bis 1809 auch der letztre Theil zu dem Königreiche Westphalen geschlagen wurde. 1813 erhielt es seinen alten Herrscher wieder und trat in seine alte Verfassung zurück; aber im Jahre 1821 wurde mit Vorbehalt des landständischen Verbandes Göttingen von Kalenberg völlig getrent, und ersteres zur Landdrostei Hildesheim, letzteres zur Landdrostei Hanover geschlagen, auch im Innern mehre Veränderungen vorgenommen (s. Landdrostei Hanover). Das Land, welches jetzt noch den Namen des Fürstenthums Kalenberg fortführt, besteht gegenwärtig aus 5 Stadtgerichten, 17 königl. Ämtern und 9 geschlossenen adeligen Gerichten, die zusammen 20,122 Feuerst. und 151,520 Einw. enthalten. Es hat mit Göttingen und Grubenhagen eine gemeinschaftliche Provinziallandschaft, die in Hinsicht der landschaftlichen Einkünfte in voller Wirksamkeit geblieben ist. Zu den Reichsständen senden diese 3 Provinzen 23 Deputirte, nämlich 5 Prälaten, 9 Ritter- und 9 Stadtdeputirte (das übrige Statistische und Chorographische, s. Landdrostei Hanover). — 2) Ein Amt des vorgedachten Fürstenthums und der Landvogtei Hanover; es liegt an der Leine, ist ohne eigentliche Gebirge zu haben, denn auch der Deister erscheint nur als eine bewaldete Anhöhe, stark gewellet, und waldig, hat aber einen fruchtbaren Boden und unterhält einen lohnenden Ackerbau und eine gute Viehzucht; das Hauptnebengewerbe besteht im Flachsbau und der Garnspinnerei; Leinwand wird blos für das Haus gemacht. Das Amt gehörte in der Vorzeit größtentheils zu der Grafschaft Hallermund, mit welcher

es zu dem Fürstenthum kam, und enthält jetzt auf 5½ □ Meil. 2 Städte Pattensen und Eldagsen, das Klostergut Marienrode, das Klosteramt Wülfinghausen, 23 Dörfer, 9 Vorwerke und einstellige Höfe, 1666 Häuser, 12,164 Einw. und ist unter 5 Voigteien: Hausvoigtei, Rössing, Adensen, Gestorf und Pattensen vertheilt. — 3) Amthof am linken Ufer der Leine, woselbst das Justizamt den Sitz hat und eine ansehnliche Domäne vorhanden ist: der dabei liegende Weiler hat 9 Häuser, 1 Mühle und 118 luth. Einwohner. Jenseit der Leine sieht man auf einer Anhöhe die Trümmer der alten Feste Calenberg, wo Wilhelm der Ältere und sein Sohn Friedrich im 15. Jahrh. Hof hielten, und wovon die Provinz ihren Namen erhalten hat. (*Hassel.*)

CALENDAE, hieß bei den Römern jeder erste Tag eines Monats als diejenige Zeit, in welcher vor der Einführung des julianischen Calenders ein Unter-Pontifex das Volk zur Curia Calabra berief, welche Romulus auf der Westspitze des capitolinischen Hügels neben seiner Hütte erbauet haben soll, um nach vollbrachtem Opfer des Rex Sacrificulus den Beginn des neuen Monats und die Zahl der Tage bis zu den nächsten Nonen bekant zu machen (*καλεῖν*). Im römischen Calender wurden nämlich drei Tage jedes Monats durch besondere Benennungen ausgeschieden, die Calendae, Nonae und Idus, nach welchen man alle übrigen Tage rückwärts zählend bezeichnete. Die Nonen fielen immer, wie schon ihr Name sagt, auf den neunten Tag vor den Iden, die Iden aber nach Numa's Bestimmung auf den achtzehnten Tag vor den Calenden des folgenden Monats, so daß zwischen den Nonen und Iden je acht, zwischen den Iden und Calenden aber je siebenzehn Tage verflossen. Da nun im Numaschen Calender nur vier Monate, der Martius, Majus, Quintilis und October, 31 Tage zählten, die übrigen aber nur 29 Tage hatten bis auf den Februar, welchem Numa als einem unvollkommenen Schlußmonate nur 28 Tage gab, und bis auf den nach je zwei Jahren eingeschalteten Mercedonius von 22 oder 23 Tagen; so blieben in den namhaft gemachten vier vollen Monaten von 31 Tagen je sieben, in den sogenannten hohlen Monaten von 29 Tagen aber nur fünf Tage für die Zeit von den Calenden bis zu den Nonen übrig. Darum sprach der Unter-Pontifex, so wie er an den Nonen bekant machte, welche Tage des Monates festi und fasti wären, was für Spiele und Opfer bevorständen, an den Calenden, je nachdem es die Umstände foderten, die Formeln aus: Quinquies i. e. quinque dies oder septies i. e. septem dies te calo, Juno novella. Es waren nämlich die Calenden als die Zeit des Neumondes der Juno heilig, die daher bei den Laurentern den Beinamen Calendaris führete, wie die Iden, deren Namen (*εἰδοὶ* oder *εἰδοῦς* vom Singular *εἰδώ*) die Phasen des Vollmonds bezeichnet, dem Jupiter geweihet waren[1]).

Ob nun gleich Macrobius richtig bemerkt, daß die Calenden daher den Namen hätten, weil sie der erste Tag gewesen ex his diebus, qui calarentur; so bezeichnet doch dem Gellius[2]) zufolge der Ausdruck intra Calendas nach dem spätern Sprachgebrauch der Römer nicht sowol die Zeit von den Calenden bis zu den Nonen, als die Zeit von den Iden bis zu den Calenden, weil man von ihnen die Tage rückwärts zu zählen pflegte, wie z. B. der Schalttag des julianischen Calenders am 24. Februar bissextus ante Calendas Martias hieß. So sagte man sexto Calendarum für ante diem sextum ante Calendas, wogegen Ovid F. VI, 181. die Calenden des Junius als des sechsten Monats im julianischen Calender sextas Calendas nent. In den ältesten Zeiten fing das römische Jahr, wie man noch aus den Monatsnamen Quintilis, Sextilis, September u. s. w. erkent, mit den Calendis Martiis an, die der Juno Lucina besonders geweiht waren, wie die Calendae Februariae der Juno Sospita. An diesem von Juvenal IX, 53. durch femineis Calendis bezeichneten Tage feierten die römischen Matronen ihre Matronalien, welche Ovid F. III, 170 ff. beschreibt, durch gegenseitige Geschenke, wie sie später unter dem Namen strenae an den Calendis Januariis üblich waren, und durch Speisung der Sclavinnen, wie die Herren ihre Sclaven an den Saturnalien gegen Ende des Decembers speiseten[3]). Nicht nur die Männer feierten den ersten März als ein Fest des ehelichen Glückes[4]), sondern alle Liebende schickten alsdann ihren Geliebten Geschenke[5]). Während jeder Tag unmittelbar nach den Calenden, Nonen und Iden ein dies ater, und jeder vierte Tag vor den Calenden, Nonen und Iden ein dies inominalis war, waren die meisten Calenden, obgleich besonders die Calenden, Nonen und Iden zu den dies senatus gehörten, durch verschiedene Feste ausgezeichnet. So feierte man an den Calenden des Januars das Janusfest, an welchem späterhin die Consuln ihr Amt antraten; an den Calenden des Februars die Lucarien zum Andenken des von Romulus errichteten Asyls; an den Calenden des Märzes außer dem Damenfeste das Fest des Mars mit dem feierlichen Umgange und Waffentanze der Salier; an den Calenden des Aprils das Fest der Venus und Fortuna Virilis, an welchem die Frauen das steinerne Bild der Venus Verticordia in ihrem Tempel wuschen und sich dann in einer warmen Quelle bei dem Tempel der Fortuna badeten; an den Calenden des Mais außer dem Sacrum Bonae Deae im Hause eines Consuls oder Prätors, wo die Vestalinnen der Göttin ein nächtliches Opfer brachten, das Festum Larium Praestitum; an den Calenden des Junius die Feste der Dea Carna, Juno Moneta, Tempestas und des Mars extramuraneus; an den Calenden des Augusts das Fest der Göttin Hoffnung nebst Fechterspielen zu Ehren des Mars. Die Calendae Juliae waren aber der Tag, an welchem die gemietheten Wohnungen verändert oder mit andern verwechselt wurden; und an allen Calenden pflegten die Gläubiger, weil sie ihre Gelder nicht auf Jahre, sondern auf Monate ausliehen, von den Schuldnern die Zinsen zu empfangen, in welcher Hinsicht sie Horatius S. I. 3, 87. tristes nent.

1) *Macrob. Sat.* I, 14. 15. *Varr. L. L.* V, 4. *Serv.* ad *Virgil. A.* VIII, 652. *Ovid. F.* I, 55.

2) *N. A.* XII, 13. 3) *Macrob. Sat.* I, 12. *Solin.* c. I (3). 4) *Hor.* C. III, 8. 5) *Tibull.* III, 1.

Weil der griechische Calender keine Calenden hatte, welche Ovid F. I, 55. daher Ausonias nent, so gebrauchte der Kaiser Augustus, wie Sueton in dessen Leben c. 87. meldet, von Nichtbezahlern den sprichwörtlichen Ausdruck, ad graecas Calendas soluturos. Wie das Capitalienverzeichniß der Römer von der Aufkündigung derselben an den Iden (vergl. Hor. Epod. II., extr.) Iduarium hieß, so nannte man das Zins- oder Schuldbuch Calendarium, statt daß der Calender bei den Römern den Namen Fasti führte, weil darin die Bezeichnung der dies fasti oder Gerichtstage ein Hauptpunkt war. Curatores calendarii oder auch calendares hießen daher in den Municipal- und Colonialstädten Italiens die Rechnungsführer der Stadtschulden, deren Besorgung sonst den Proquästoren oblag. Solche Curatores zählen alte Inschriften bei Muratori auch unter den Ämtern des kaiserlichen Hauses auf, und nach einer andern Inschrift bei Gruter bildeten sie eigene Collegia. Die Fasti calendares oder Calender aber, von welchen man mehre Beispiele bei Gruter findet, und deren Zeichen Manutius de dierum veterum ratione erläutert, wurden durch den Beisatz minores von den fastis majoribus unterschieden, die, auch fasti consulares oder triumphales genant, auf marmornen Tafeln die Thaten der Consuln und triumphirenden Feldherrn nebst den wichtigsten Vorfällen ihrer Zeiten enthielten, und in sofern den Annalen der Pontificen glichen. Die eigentlichen Calender, deren Ausfertigung dem Collegio Pontificum oblag, damit alles zu rechter Zeit geschähe, und die Religion nicht durch ungeschickte Zeitverwirrung gefährdet würde, waren entweder Fasti urbani s. romani, welche seit dem J. R. 450 öffentlich angeschlagen wurden und eine Beschreibung des ganzen Jahres nach seinen Monaten und Tagen enthielten; oder Fasti rustici, die auf den Seiten eines viereckigen Marmorsteines die Markttage und ländlichen Feste nebst den Zeichen des Thierkreises und andere Bestimmungen angaben. Der Ausdruck calare war übrigens bei den Volksberufungen durch die Pontificen von alten Zeiten her so gebräuchlich, daß alle öffentliche Sklaven, welche sie zu Dienern bei ihren heiligen Handlungen gebrauchten, Calatores genant wurden, und überhaupt bei den Priestern derjenige Diener Calator hieß, welcher bei den Civilbeamten den Namen Viator führte. Besonders wurden jedoch die Verhandlungen bei der Curia Calabra durch jenen Ausdruck bezeichnet; daher Varro L. L. IV, 1. extr. sagt: Nec Curia Calabra sine calatione potest aperiri. Die Pontificen hatten hiebei auch das Recht, zur Ausgleichung des bürgerlichen Mondjahres mit dem natürlichen Sonnenstande den Eintritt eines Mercedonius oder Schaltmonates nach dem 23. Februar zu bestimmen, welcher deshalb intercalarius oder intercalaris hieß, wie nachmals der Schalttag des julianischen Calenders, und das Jahr selbst, in welches ein solcher Schalttag fiel. Die Calender des Schaltmonates wurden daher auch intercalares Calendae genant, zu welchen noch in dem sogenannten Anno confusionis oder Verwirrungsjahre 46 v. C. G., da Julius Cäsar als damaliger Pontifex Maximus außer dem gerade eintretenden Schaltmonate von 23 Tagen noch zwei namenlose Monate von 34 und 33 Tagen zum Ersatze dreier unterlassenen Einschaltungen zwischen dem November und December jenes Jahres anordnete, ganz besondere intercalares Calendae priores und posteriores kamen. Hienach sind alle die verschiedenen Meinungen zu berichtigen, welche man über diese Ausdrücke aufgestellt hat. (*Grotefend.*)

CALENDER (Calendarium, Calendrier, Calendar, Almanac), nennen wir nach dem Worte Calendae (s. dieses) ein Verzeichniß sämtlicher Tage eines Jahrs nach Wochen und Monaten, welche besondere Abschnitte desselben machen. Dies ist das Allerwenigste, was ein Calender enthalten muß; was weiter noch in demselben enthalten seyn kann und gewöhnlich darin enthalten ist, wird nachmals angegeben werden. Bekantlich theilen wir jetzt einen Tag in 24 gleiche Abschnitte, welche wir Stunden nennen. Die natürlichste Abtheilung eines Tages war unstreitig die, welche der Auf- und Untergang der Sonne machte, indem der Zeitraum von einem Aufgange derselben zum andern dadurch in 2 Hälften, den eigentlichen Tag, vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, und die Nacht von diesem bis wieder zum Aufgange zerfiel. Indessen finden wir schon im grausten Alterthume nicht nur drei Abtheilungen des Tags, in Morgen, Mittag und Abend, sondern auch Abtheilungen der Nacht, nach dem Stande der Gestirne, deren Homer (Il. 10, 251 f. und Odyss. 14, 483) drei hatte. Zu einiger Zeitbestimmung bediente man sich der Wasseruhren und weiterhin des Gnomons; (4—500 Jahre vor Chr.) beide hatten große Unvollkommenheiten. Selbst bis 300 J. vor Chr. kannte man die Abtheilungen des Tages nach Stunden noch nicht; man maß den Schatten eines Gnomons nach Schritten und bestimmte danach ungefähr die Zeit. Allgemeine Bezeichnungen der Tagstheile waren bei den Griechen die Morgendämmerung, Morgenröthe, der helle Tag, der Mittag, der Nachmittag, Abend, der späte Abend (ἑσπέρα), die erste Nacht, (πρώτη νύξ) die zweite Nachtwache, die dritte, die vierte Nachtwache (δευτέρα, τρίτη, τετάρτη φυλακή). Auch die Stunden wurden, nachdem sie eingeführt waren, in kleinere und größere Theile eingetheilt; im dritten Jahrh. nach Chr. Geb. soll Samuel Jarhinai die jüdische Eintheilung der Stunden in 1080 Scrupel eingeführt haben, von welchen also 18 auf unsre Minute gingen. Immer blieb indessen die Abmessung der Zeit sehr unsicher, und lange half man sich mit Wasser-, Sand- und Sonnenuhren, bis endlich die Erfindung der Pendel- und Taschenuhren, deren Zeit man eben so wenig genau als ihren Erfinder bestimmen kann, die 24 Tagsstunden sichrer feststellte und richtiger abmessen lehrte. Jetzt konnte man also nicht nur von Mittag zu Mittag d. i. von einer Culmination der Sonne zur andern, den Tag in seine 24 Stunden richtig theilen (astronomischer Tag), sondern auch 12 Stunden von Mitternacht bis Mittag und 12 von da bis wieder zu jener genau abtheilen, und so die bürgerlichen Tage halten, welche im gemeinen Leben gelten.

In Ansehung des Monats machten die ältern Griechen 3 Abschnitte, jeden von 10 Tagen (Dekas). Bei weitem älter als diese Abtheilungen scheinen die Abtheilungen in Wochen von 7 Tagen zu seyn. Schon die

ältesten Urkunden der heiligen Geschichte beziehen sich darauf oder deuten vielmehr das Daseyn dieser Periode an, (vergl. 1 Mos. 1.) und so findet man diese Sitte nicht nur bei allen alten Völkern des Orients, sondern man traf sie sogar nach der Entdeckung Amerika's, bei den Bewohnern Peru's an. Ein Beweis, daß dieselbe nicht von jener heiligen Urkunde selbst, sondern nur von einer noch weit allgemeinern Ursach ausgegangen seyn kann. Und wirklich scheint der Wechsel der Lichtgestalten des Mondes, der etwa von 7 zu 7 Tagen erfolgt, dazu lediglich Veranlassung gegeben zu haben. Diese war auch sehr natürlich, und für die Richtigkeit dieser Annahme spricht wol noch das, daß die Seefahrer und Entdecker die Gewohnheit, Zeitabschnitte nach dem Mondwechsel zu machen, bei nicht wenigen Völkern Amerika's und selbst bei manchen Bewohnern der Südsee-Inseln, unter andern auf der Insel Otaheiti wahrgenommen haben. Unsre Bezeichnung, so wie die lateinische Benennung der Wochentage, berücksichtigt die vormals angenommenen 7 Planeten, Sonne, Mond u. s. w., wonach sie heißen: dies solis (☉), d. Lunae (☾), d. Martis (♂), d. Mercurii (☿), d. Jovis (♃), d. Veneris (♀), und d. Saturni (♄). Man schrieb nämlich jedem dieser Planeten, und zwar nach der Ordnung ☉ ♀ ☿ ☾ ♄ ♃ ♂ eine Stunde zu, fing den ersten Tag mit dem ☉ an, und nannte ihn d. Solis, hatte man so drei Mal durchgezählt, so traf die 22. Stunde wieder die ☉, die 25. die ♀, die 24. den ☿, die 25. aber, oder die erste des folgenden Tages den ☾, daher der folgende Tag d. Lunae hieß. Von diesem ab wieder das ganze System drei Mal gezählt kam die 22. Stunde für den ☾, die 23. für ♄, die 24. für ♃, und die erste Stunde des dritten Tages für ♂, daher dieser denn den Namen d. Martis erhielt, u. s. w. Bei den ältern Völkern führen diese Tage verschiedne Namen, — bei den Hebräern und Römern keiner. Die neuern Namen derselben und unsre teutschen Namen richten sich zum Theil, wie Sonntag, Montag, Donnerstag nach der ältern lateinischen Benennung, zum Theil sind sie nach andern Umständen geschaffen, wie der Dienstag [nach Ding, Gericht, weil er bei den Alten der gewöhnliche Gerichtstag, Dingstag, war], Freitag, [nach Einigen von der alten Göttinn Freia, nach Andern, weil er frei von gewöhnlichen, öffentlichen Geschäften war], Mittwoch [als in der Mitte der Woche stehend], Sonnabend [der Abend der Woche, der letzte Tag vor dem Sonntage]. In der spätern Zeit finden sich auch bei den Römern Abtheilungen des Monats von 8 Tagen, die aber auf den römischen Calender keinen Einfluß gehabt haben.

Die Abtheilung in Monate ist auch sehr alt und eben so natürlich. Ehe man den scheinbaren Lauf der Sonne kannte, kannte man den Lauf und die Lichtgestalten des Mondes, jenen wenigstens im Allgemeinen. Man sah, daß er nach 29 Tagen wieder dieselbe Lichtgestalt hatte, und so bildete man Abschnitte von 29 und 30 Tagen abwechselnd, deren man hier weniger, da mehr auf ein Jahr rechnete. Solche Monate hatten die ältesten Völker der Erde, und namentlich die Hebräer; die Babylonier, Syrer, Ägypter, Perser und Griechen hatten, so weit die Geschichte reicht, 30tägige Monate, die demnach weder ein richtiges Sonn- noch Mondenjahr geben konnten. Bei den alten Lateinern findet man gar keine bestimmte Abtheilung des Jahrs in Monate. Vor Numa Pompilius, unter Romulus hatten die Römer 6 Monate von 30, und 4 von 31 Tagen, die beiden Schaltmonate hatten, der eine 33, der andere 23 Tage. Numa, dieser merkwürdige Calenderverbesserer, der das Jahr in 12 Monate eintheilte, gab 7 Monaten jedem 29 Tage, 4 Monaten 31 und einem 28 Tage; dies gab ein Mondenjahr von 355 Tagen, welches man dadurch mit dem wirklichen Sonnenjahre in Übereinstimmung zu bringen suchte, daß man noch einen Schaltmonat von 22 oder 23 Tagen beigab. Die Griechen hatten indessen nur vor Kekrops Monate von 30 Tagen; nach Kekrops waren noch 5 Schalttage eingeführt, um ein Sonnenjahr heraus zu bringen, das aber immer nur 365 Tage hatte. So blieb es, bis Solon ein Mondenjahr von 354 Tagen und damit Mondenmonate, abwechselnd von 30 und 29 Tagen einführte. Wie man dies Jahr nachmals durch allerlei Einschaltungen mit dem Sonnenlaufe möglichst in Übereinstimmung zu bringen suchen mußte, werden wir sogleich weiter sehn. Den römischen Calender seit Numa verbesserte aber Julius Cäsar dahin, daß er unter den 12 Jahrsmonaten sieben 31, vieren 30 und einem (dem Februar) drei Jahre nach einander 28, im vierten aber 29 Tage gab, wodurch er ziemlich genau ein Sonnenjahr von 365—366 Tagen darstellte. Der Februar, welchen Numa zum letzten Jahrsmonat gemacht hatte, war im 5. Jahrh. vor Chr. schon zwischen dem neuen ersten (Januar) und dem alten ersten Monat (März) eingefügt worden, und so führten die Monate bis Cäsar bei den Römern der Ordnung nach die Namen: Januarius, Februarius, Martius, Aprilis, Majus, Junius, Quintilis (nach Cäsar Julius) Sextilis (nachmals Augustus), September, October, November, December. Der erste Tag jedes dieser Monate hieß Calendae, dann fielen im März, Mai, Julius und October die Nonae auf den 7., in den übrigen Monaten aber auf den 5. Tag. Der Tag vor diesen hieß Pridie Nonarum; die andern zwischen diesem und dem ersten rückwärts gerechnet 3, 4, 5, 6 (tertio, quarto etc.) Nonarum. Von dem Nonentage 8 Tage weiter gezählt folgten die Idus, daher diese in jenen 4 genannten Monaten auf den 15., in den übrigen 8 aber auf den 13. Monatstag trafen. Der Tag vor dem Idustage hieß ebenfalls prid. Iduum; rückwärts aber bis zu dem Nonentage wurde 3—8 Iduum (tertio, quarto etc. Iduum) gerechnet. Eben so hieß nun der letzte Tag des Monats prid. Calendarum, und zwar in Beziehung auf den folgenden Monat, mithin z. E. der letzte Januar pr. Cal. Februarii u. s. w. In Griechenland, Ägypten, Babylonien, Syrien, Persien u. s. w. erhielten die Monate ebenfalls eigne Namen. So hießen sie bei den Griechen Hecatombaion (der mit der Mitte des Julius anhob) Metageitnion, Boëdromion, Mämakterion, Pyanepsion, Poseideon, Gamelion, Anthesterion, Elaphebolion, Munychion, Thargelion, Skirrophorion; obwol über deren richtige Stellung und Ordnung noch Ungewißheiten bleiben. Die macedonischen Monate aber führten die Namen Dios, Apellaios, Audynaios, Peritios, Dystros, Xanti-

kos, Artemisios, Daisios, Panemos, Loos, Gorpinios, Hyperberetaios. Bei den Ägyptern hießen sie Thot, Paophi, Athyr, Xojak, Tybi, Mecheir, Phamenoth, Pharmouthi, Pachon (παχών), Payni, Epiphi, Mesori. Übrigens zählten die Griechen die Monatstage entweder nach der Reihe den ganzen Monat hindurch oder nach den drei Dekaden eines jeglichen. Demnach hieß die erste Dekas des anfangenden Monats, (δεκας μηνὸς ἱςαμένου); und man zählte πρώτη, δευτέρα u. s. w. ἱςαμένου; die zweite war die Dekas der Monatsmitte, (μηνὸς μεσοῦντος) und man zählte die einzelnen Tage, wie vorhin; die dritte nannte man die Dekas des endenden Monats (μηνὸς φθίνοντος) zählte aber die Tage rückwärts vom letzten her, welcher Δημητριὰς (nach Demetrius Poliorcetes) auch ἕνη καὶ νέα seit Solon, weil indessen der Neumond eintrat und demnach dieser Tag halb zum alten, und halb zum neuen Monate gehörte; ingleichen Τριακὰς (der dreißigste) hieß, so daß demnach der vorletzte δευτέρα φθίνοντος, der rückwärts folgende τρίτη u. s. w. benant wurde.

Bei den Hebräern hatten die Monate keine Namen, um der Abgötterei willen, sondern man benannte sie nach der Zahl. Nur den Abib erwähnen die Bücher Mosis; (2 Mos. 13, 4.) mit welchem die Israeliten, nach Moses, ihr Jahr anfangen sollten; (2 Mos. 12, 2.) es war der Monat, in dessen Mitte man reife Gerstenähren auf dem Felde fand. Erst unter den Königen erhielten auch noch 3 andere Monate, nämlich der zweite, siebente und achte ihre Namen; die übrigen Monatsnamen überkamen die Israeliten von den Chaldäern im babylonischen Exil. Und so sind die jüdischen Monatsnamen bis jetzt: Tisri, Mapchisvan, Cisleu, Tebeth, Sheat, Adar, Veadar, Nisan, Ijar, Sivan, Lamuz, Al, Elul. — Die Türken bezeichnen die Monate ihrer Mondenjahre, die abwechselnd 29 und 30 Tage haben, mit den Namen: Muharram, Saphar, Rabia I., Rabia II., Jomada I., Jomada II., Rajab, Shaban, Ramadan, Shwall, Dulkaadah, Dulheggia. — Die neuern europäischen Völker bilden ihre Monatsbenennungen nach den ältern römischen, wie auch wir Teutsche, Januar, Februar, März, April, Mai, Junius, Julius, Augustus, September, October, November, December; und ungeachtet Karl der Große bereits dafür die teutschen Monatsnamen Wintermonat, Hornung, Lenzmonat, Ostermonat, Wonne- (Blumen-) Monat, Brachmonat, Heumonat, Erntemonat, Herbstmonat, Weinmonat, Windmonat und Heiliger- oder Christmonat einzuführen suchte, sind doch jene durchaus bis jetzt im gemeinen Gebrauch geblieben.

Endlich führte die französische Revolution die allerneueste Calenderveränderung herbei. Ein Decret der Nationalversamlung vom 24. November 1793 stellte einen neuen Calender auf, nach welchem das Jahr mit der Herbstnachtgleiche anfing und von da ab 12 Monate gezählt wurden, welche die Namen Vendemiaire (Weinmonat), Brumaire (Nebelmonat), Frimaire (Reifmonat), Nivôse (Schneemonat), Ventôse (Windmonat), Pluviose (Regenmonat), Germinal (Keimmonat), Floréal (Blüthenmonat), Prairial (Wiesenmonat), Messidor (Erntemonat), Thermidor (Wärmemonat), Fructidor (Fruchtmonat) erhielten. Demnach wurde der Vendemiaire vom 22. Sept. bis 22. Oct., der Brumaire vom 22. Oct. bis 22. Nov. u. s. w. gerechnet. Ihre Abtheilungen waren drei Dekaden, deren einzelne Tage Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi, Decadi hießen; aber im J. 1805 wurde auf Befehl des Kaisers Napoleon durch ein Decret vom 9. September der Gebrauch des allgemeinen gregorianischen Calenders wieder hergestellt und der bisherige Revolutionscalender abgeschafft.

Wir kommen zur Berechnung des Jahres. Über den Umfang der Jahre der Ur- und frühesten Vor-Welt schwebt ein großes Dunkel. Denn wenn man auch, um das hohe Alter der Patriarchen zu erklären, oder vielmehr zu einem ganz gewöhnlichen Menschenalter herabzubringen, annehmen wollte, daß die Jahre derselben nur Mondenmonate gewesen, und daher ein Alter von 900 Jahren nicht mehr als ein Alter von 75 unsrer Jahre gelte, so ist doch das offenbar nur Willkür und Vermuthung, die nicht einmal zur Wahrscheinlichkeit führt. Wie in den ältesten, heiligen Schriften, so findet sich auch bei den ältesten Griechen über die Dauer und Bestimmung eines Jahrs durchaus nichts Sichres. Der Aufgang der Plejaden, der Untergang Arkturs, die Zeit des Sommersolstitiums u. s. w., diese und ähnliche Himmelsbegebenheiten bezeichneten ihnen ebenso den Fortgang des Jahrs, wie der Zug der Kraniche, die Erscheinung der Schwalben, das Geschrei der Heuschrecken, u. dgl. wie sich aus Hesiod ergibt. Bisweilen erhält jede einzelne Jahrszeit die Benennung eines Jahrs, und so finden wir im Alterthume Jahre von 3 und 6 Monaten angemerkt. (*Plin. hist. nat.* I. 7. 48.). Als man aber nachmals fand, daß jede Jahreszeit nach Verlauf von etwa 12 Monaten wiederkehre und eben so gewisse, himmlische Erscheinungen, so machte man Jahre von 12 Monaten, unter welchen jedoch Mondenmonate zu verstehen waren. Ein solches Jahr hielt 360 Tage, dem die Ägypter, um es mit dem Sonnenlaufe in gehörige Übereinstimmung zu bringen, stets 5 Tage anhingen. Dieses Jahr der Ägypter war aber ein Sternjahr, indem es sich nach den Erscheinungen des Hundssterns, Thot, (Sirius) richtete, nach welchem auch der erste Monat bei ihnen benant wurde. Das Jahr der Griechen aber fehlte nicht nur vor Kekrops (und zum Theil noch späterhin) um 5 Tage; sondern auch nachher, da man ihm 365 Tage gab, noch um fast 6 Stunden (5 Stunden 49 Min.). Solon besonders bemerkte diesen Unterschied des Jahrs mit dem wahren Sonnenlaufe, und man suchte dem Übelstande durch Einschaltungen anfangs nach einem 2jährigen, dann nach einem 4jähr. und 8jährigen, dann nach einem 16jährigen Cyclus abzuhelfen; (daher die Benennungen Dietëris, Tetraetëris, Octaëtëris und Hexkädekaëtëris) bis Euktemon, Philipp und Meton den 19jährigen Cyclus erfanden. Den Anfang des Jahrs machte bei den ältern Völkern insgemein die Sommersonnenwende, auch früher bei den Griechen, bis es Solon mit der Wintersonnenwende angehen ließ.

Die Römer hatten unter Romulus ein Jahr von 10 Monaten oder 304 Tagen, welches mit dem März-

monate anhob. Numa Pompilius, der 2. röm. König, fügte den 10 Monaten noch 2, nämlich den Januar von 29 und den Februar von 28 Tagen bei, und stellte jenen zu Anfang, diesen zu Ende des Jahrs; im 5. Jahrhundert nach Christo aber gab man, wie vorhin schon bemerkt, dem Februar gleich nach dem Januar seinen Platz. So hatte Numa zwar ein Mondenjahr von 355 Tagen, indem er zugleich an den übrigen Monaten Abkürzungen vornahm, gebildet, das aber vom Sonnenjahre um 10¼ Tag abwich. Man machte daher nicht nur alle 2 Jahre einen Schaltmonat, Merkedonius von etwa 22 Tagen, sondern half sich auch mit allerlei Einschaltungen, deren Bestimmung gewöhnlich der Willkür unwissender Priester überlassen war. Zu Julius Cäsars Zeit war der Calender schon um fast 3 Monate verrückt. Er, als Dictator und Pontifex maximus, beschloß, dieser Unordnung zu steuern, und zog über eine bessere Einrichtung des Calenders den Astronomen Sosygenes von Alexandrien zu Rath. Dieser setzte bei Bestimmung des Jahrs den Mondlauf ganz bei Seite, und brachte bald, nach dem Sonnenlaufe, ein Jahr von 365¼ Tagen heraus. Um aber nicht das neue Jahr bald Mitternacht, bald Morgens, dann Mittags und Abends anfangen zu lassen, sondern einen beständigen Jahresanfang annehmen zu können, wurden die überschüssigen 6 Stunden, welche in 4 Jahren einen ganzen Tag von 24 Stunden ausmachten, alle 4 Jahre durch einen Schalttag im Februar, welcher alle 4 Jahre demnach 29 Tage erhielt, ergänzt. Nun ließ Cäsar das Jahr mit dem 1. Januar, welchem damals der Anfang des Winters, d. i. das Wintersolstitium, oder der Eintritt der Sonne in den Steinbock, sehr nahe lag, anfangen, und, um die ganze neue Calenderrechnung einzuführen, aus dem 708. Jahre nach Erbauung Roms oder dem 45. vor der christlichen Zeitrechnung, durch Einschaltung von 90 Tagen, ein Jahr von 15 Monaten oder 445 Tagen machen, so daß der Merkedonius von 23 Tagen nach dem Februar, und zwischen November und December noch zwei Schaltmonate, zusammen von 67 Tagen, gestellt wurden. Dies Jahr hieß daher das Jahr der Verwirrung (Annus confusionis). So war der Julianische Calender beschaffen, der auf 3 Jahre, deren jedes 365 Tage hielt, ein viertes von 366 Tagen folgen ließ, und fast überall, auch von den Griechen, angenommen, und von den Christen hernach ebenfalls beibehalten wurde. Allein mit einem Schalttage von 24 Stunden, der eigentlich, da die Sonne zu ihrem scheinbaren Umlaufe um die Erde nur 365 Tage, 5 Stund., 48 Min., 48 Sec. gebraucht, nur aus 23 Stunden, 15 Min., 12 Sec. hätte bestehen sollen, war zu viel gethan; das mußte in 128 Jahren wieder einen Fehler von einem Tage geben. Im J. 1577, unter der Regirung des Papstes Gregor XIII. belief sich dieser Fehler schon auf 13 Tage; jedoch fanden sich nur 10 fehlerhafte Tage, weil schon unter August ein wahrgenommener Irrthum abgeändert und durch nachlässige Einschaltung von der Julianischen Calenderrechnung abgewichen war.

Nachdem der Papst diesen Gegenstand den christlichen Mächten vorgehalten, wurde i. J. 1582 wirklich zu einer bedeutenden Calenderverbesserung geschritten. Es wurde 1) angenommen, daß, dem Schluße des nicäischen Concils vom J. 325 gemäß, das Frühlingsäquinoctium stets auf den 21. März falle, und Ostern stets an dem Sonntage gefeiert werden solle, der dem darauf folgenden Vollmonde zuerst nachfolgen würde; 2) daß nach dem 4. October des 1582. Jahrs 10 Tage ausgelassen, und die Tage vom 4. sogleich mit dem 15. Oct. fortgerechnet werden sollten, wodurch dies Jahr nur 355 Tage erhielt; und daß 3) um den nach dem Julianischen Calender noch Statt findenden Fehler zu beseitigen, die jährlich zu viel gerechneten 11 Min. 12 Sec.; welche in 100 Jahren 18 Stunden 40 Minuten betragen, durch einen Tag am Schlusse eines jeden Jahrh. wieder abgezogen, und so jedes letzte Jahr eines Jahrh., welches dem Julianischen Calender nach ein Schaltjahr seyn müßte, als ein gemeines Jahr von 365 Tagen angenommen werden sollte. Weil hier wieder 5 Stunden, 20 Minuten zu viel abgezogen sind, welche nach 4 Jahrhunderten wieder einen vollen Tag weniger 2 Stunden, 40 Minuten ausmachen, so wird das letzte Jahr des 4. Jahrh., mithin das Jahr 2000, kein gemeines, sondern ein Schaltjahr seyn. Da endlich jene alle 400 Jahre zu viel genommenen 2 St. 40 Min. in 3600 Jahren auf einen vollen Tag von 24 Stunden anwachsen, so wird das Jahr 5200, statt eines Schaltjahrs, ein gemeines Jahr seyn müssen, und damit die gregorianische Calenderrechnung vollbracht seyn.

In allen katholischen Ländern wurde dieser gregorianische Calender eingeführt; allein theils wegen einiger, auch an dieser Calenderrechnung noch wahrgenommener Mängel, theils weil der Papst dabei die protestantischen Fürsten nicht zu Rath gezogen, sondern die Sache blos mit den Katholiken abgemacht hatte, blieben die evangel. Länder noch über ein Jahrhundert dem julianischen Calender getreu. Jedoch die mancherlei Unannehmlichkeiten, zu welchen diese Verschiedenheit führte, veranlaßte die protestantischen Stände im J. 1700, ebenfalls den gregor. Calender einzuführen. Es wurden daher aus diesem Jahre 11 Tage, denn so hoch belief sich der Unterschied, herausgeworfen, und man schloß den Februar mit dem 18. Tage, dem sogleich der 1. März folgte. Dieser in Teutschland, Holland, der Schweiz, Dänemark, und i. J. 1752 auch in England, und 1753 in Schweden angenommene Calender erhielt den Namen des verbesserten Calenders*).

*) Den Gregorianischen nahmen die katholischen Schweizer mit 1583 an. Nur die Unterwaldner verschoben ihren Beitritt noch bis in das folgende Jahr. Den verbesserten Calender führten zugleich mit den evangelischen Reichsständen die Cantone Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, so wie auch Biel, Mühlhausen, Genf und Neuenburg, durch Weglassung der 11 ersten Tage des Januars 1701 ein. Das nämliche geschah in den gemeinschaftlichen Herrschaften. Zu Glarus und Appenzell am Rh., wo der Magistrat und die Geistlichkeit ebenfalls beizutreten gedachten, behaupteten stürmische Landesgemeinden die Beibehaltung des alten Calenders. 1724 nahm auch die Stadt St. Gallen den neuen Calender an. 1756 folgten in Graubündten die Reformirten im Pusclav (Poschiavo); 1783 Ober-Engadin und Bergelle, 178[illegible]

Allein, weil die Katholiken im gregor. Calender den Ostervollmond nach den kirchlichen Epakten, (von welchen gleich weiter die Rede seyn soll), die Protestanten aber nach astronomischer Rechnung fanden, so konnte es doch geschehen, daß diese anders als jene das Osterfest feierten. Dies traf sich im J. 1724, da die astronomische Berechnung für den Ostervollmond den 8. April, welcher ein Sonnabend war, die kirchliche Rechnung aber den 9., welcher Sonntag war, ergab. Also begingen die Protestanten 8 Tage früher als die Katholiken das Osterfest. Dasselbe kam auch 1744 noch einmal vor, und würde auch 1778 wiederum geschehen seyn, wenn nicht inzwischen 1776 wäre beschlossen worden, um diese neuen Verwirrungen zu entfernen, dem gregorianischen Calender durchaus und auch in sofern beizutreten, als man Ostern mit den Katholiken forthin ebenfalls nach der Epaktenrechnung bestimmen wolle. Dieser allgemein angenommene gregor. Calender erhielt nun in Teutschland den Namen des **allgemeinen Reichscalenders**.

Wenn man nun zu einem Calender nicht mehr als die Anzeige der Tage eines Jahres und ihre Abtheilung in Wochen und Monate forderte, so bedürfte es keines Weitern. Allein es ist dabei noch Folgendes zu beobachten.

1) **Der Sonnenzirkel und Sonntagsbuchstab.** Den letztern nent man den Buchstaben des Alphabets, welcher den Sonntag trifft, wenn man den Neujahrstag mit A bezeichnet und in der Reihe B, C u. s. w. zu zählen fortfährt. Wäre z. E. der Neujahrstag ein Donnerstag, so würde D der Sonntagsbuchstabe seyn. Man sieht, daß in einem Schaltjahre ein doppelter Sonntagsbuchstabe vorkommen muß, wenn die Monatstage anders einerlei Buchstaben erhalten sollen. Ist z. E. der Buchstab des 24. Febr., welcher der Schalttag ist, F, und mithin der folgende G, so gibt man dem 25. Gf, dem 26. Ag, dem 27. Ba, dem 28. Cb, dem 29. C, und zählt nun den 1. März weiter D. Der Sonntagsbuchstab für solches Jahr würde CB seyn. — Nun hat man bemerkt, daß nach 28 Jahren stets die Wochentage wieder an denselben Monatstage einfallen, und demnach auch die Sonntage und die übrigen Wochentage wieder mit denselben Buchstaben bezeichnet werden. Diese Periode nent man den Sonnenzirkel, und sie würde nur aus 7 Jahren bestehen, wenn es keine Schaltjahre gäbe. Da man die Reihe dieser Perioden, rückwärts gerechnet, 9 Jahre vor Chr. Geb. anhebt, so findet man den Sonnenzirkel oder vielmehr das Jahr desselben, wenn man zu dem gegebenen Jahre 9 addirt, und die Summe durch 28 dividirt. Für 1826 wäre er:

1826
9
28) 1835 | 65.
15.

Der Rest 15 ist der gesuchte Sonnenzirkel, und es ist demnach das Jahr 1826 das 15. des seit 9 vor Chr. 65mal abgelaufnen Sonnenzirkels. Bleibt bei der Division kein Rest, so ist 28 selbst der Sonnenzirkel. Hienach kann man nun leicht ein Täfelchen verfertigen, nach welchem man, wenn man den Sonnenzirkel weiß, augenblicklich den Sonntagsbuchstaben finden kann. Für die julianischen Jahre gilt diese Tafel beständig; für die gregorianischen aber muß sie, um des im letzten Jahre eines Jahrhunderts fehlenden Schalttags willen, alle hundert Jahre erneuert werden. Die hier stehende gilt für das 19. Jahrhundert der gregor. Rechnung.

Sonnenzirkel.	Jul. Sonntagsb.	Gregor. Sonntagsb.	Sonnenzirkel.	Jul. Sonntagsb.	Gregor. Sonntagsb.
1	GF	ED	15	C	A
2	E	C	16	B	G
3	D	B	17	AG	FE
4	C	A	18	F	D
5	BA	GF	19	E	C
6	G	E	20	D	B
7	F	D	21	CB	AG
8	E	C	22	A	F
9	DC	BA	23	G	E
10	B	G	24	F	D
11	A	F	25	ED	CB
12	G	E	26	C	A
13	FE	DC	27	B	G
14	D	B	28	A	F

2) **Der Mondzirkel und die güldene Zahl.** — Der Mondzirkel begreift nämlich eine Reihe von Jahren, nach deren Ablauf die Neu- und Vollmonde wieder auf denselben Tag des julianischen Jahrs treffen. Sie besteht aus 19 julianischen Sonnenjahren, jedes zu $365\frac{1}{4}$ Tagen gerechnet; und die Zahl, welche angibt, das wievielste eines Mondenzirkels das gegebene sey, nent man die güldene Zahl, die daher ihren Namen führt, weil man diese Erfindung des Mondzirkels, welche **Meton** 430 J. vor Chr. machte, ihrer Wichtigkeit wegen, durch Bezeichnung der damaligen Zahl dieses Zirkels mit goldnen Ziffern zu verewigen suchte. Da nun, der Rechnung nach, das Jahr der Geburt Christi das zweite des damaligen Mondenzirkels, mithin die güldne Zahl 2 war, und demnach die Reihe dieser Mondenzirkel für die christliche Zeitrechnung 1 Jahr vor Chr. anhebt, so findet man die güldne Zahl eines gegebnen Jahrs, wenn man zu demselben 1 addirt und die Summe durch 19 theilt. Was übrig bleibt, ist die güldne Zahl, und wenn nichts übrig bleibt ist diese 19. Also für 1826 käme die güldne Zahl:

Chur und noch andere Gemeinen. Durch die schweizerische Statsumwälzung 1798 wurde der neue Calender auch in Glarus, Appenzell und dem übrigen Graubündten eingeführt. Auch nach Wiederherstellung der Cantons-Regirungen bei der franz. Mediation von 1803 blieb man bei den getroffenen Einrichtungen stehen. Nur die graubündtnerischen drei Hochgerichte im Brettigau, Schalfik, Davos und Süß im Unter-Engadin traten wieder zurück. Doch wurde auch daselbst 1811 und 1812 der neue Calender angenommen. — Nach der Verlegung des baselschen Conciliums nach Lausanne wurde in dem bischöflich-lausannischen Gebiete und in der Waat das Jahr mit Verkündigung Mariä angefangen und diese Zeitrechnung bis auf die Reformation beibehalten. (*Meyer v. Knonau.*)

1826
1
19) 1827 | 96.
3|. Die güldne Zahl wäre also 3; und der Mondenzirkel seit Christus bereits 96 mal abgelaufen.

3) Die Indictionen oder die Römer-Zinszahl bilden einen Zeitraum von 15 Jahren, welchen die Ansagungen (Indictionen) gewisser öffentlicher Steuern (Zinsen) seit Constantin dem Großen veranlaßt haben. Vom Jahre 313 vor Chr., da man ihn anfängt, rückwärts gerechnet, findet sich, daß das Jahr der Geb. Chr. das 4te der Indictionen war, und mithin dieser Zirkel 3 Jahre vor Christus anhob. Man findet daher auf ganz ähnliche Weise, wie die vorigen, auch diesen Zirkel, wenn man zu dem gegebnen Jahre 3 addirt und die Summe durch 15 dividirt. Der Rest ergibt das Jahr der Indictionen und wenn nichts im Rest bleibt, so ist 15 die Römer-Zinszahl selbst. Mithin käme sie für

1826
3
15) 1829 | 121
4|. Die Römer-Zinszahl für 1826 wäre demnach 4, und dieser Zirkel 121 mal verlaufen.

4) Die Epakten geben den Unterschied eines astronomischen Mondenjahrs und eines bürgerlichen Sonnenjahrs; mithin betragen sie 11 Tage, welche in 2 Jahren 22, in 3 aber 33 machen u. s. w. Wird dieser Unterschied in ganzen Tagen angenommen, so heißen sie, weil nach solchen die kirchlichen Feste bestimt werden, die kirchlichen, wird er aber astronomisch, d. h. zu 10 Tagen 15 St. 11′ 25″ genommen, wie er wirklich ist, die astronomischen Epakten, welche demnach mit den kirchlichen nicht genau übereinstimmen können. Man zählt aber die Epakten auf, wenn man das erste Jahr 11, das zweite 22, das dritte statt 33, 3 schreibt und für das vierte wieder 11 dazu setzt, mithin 14 u. s. w. erhält. Fährt man so fort, so findet man, daß die Epakten, wie der Mondenzirkel, einen Kreis von 19 Jahren bilden, nach welchem sie ordentlich wiederkehren. Man findet daher die Epakten für ein jedes gegebene Jahr im julianischen Calender, wenn man die goldne Zahl mit 11 multiplicirt; ergibt sich eine geringere Zahl als 30, so bezeichnet sie die Epakten geradehin; übersteigt sie aber 30 so muß man sie durch 30 dividiren, und was übrig bleibt, sind die Epakten. Ist z. E. für 1826 3 die goldne Zahl, so würde 33 durch 30 dividirt die Epakten III. ergeben. Diese Epakten laufen nun im julianischen Calender durch alle Jahrhunderte ungestört fort; im gregorianischen aber werden sie am Schlusse von 3 einzelnen Jahrhunderten unterbrochen, und demnach ist der Unterschied der Epakten beider Calender veränderlich. Im gegenwärtigen 19. Jahrhundert zählt man von den julianischen Epakten nur 11 ab, so findet man auch die gregorianischen; sind also im J. 1826 die julianischen Epakten III. so sind die gregorianischen XXII. Nachstehende Tafel zeigt bis 1900 die julianischen und gregorianischen Epakten nach der güldnen Zahl.

Güldne Zahl.	Jul. Epakten.	Greg. Epakten.	Güldne Zahl.	Jul. Epakten.	Greg. Epakten.
1	XI.	XXX.	11	I.	XX.
2	XXII.	XI.	12	XII.	I.
3	III.	XXII.	13	XXIII.	XII.
4	XIV.	III.	14	IV.	XXIII.
5	XXV.	XIV.	15	XV.	IV.
6	VI.	XXV.	16	XXVI.	XV.
7	XVII.	VI.	17	VII.	XXVI.
8	XXVIII.	XVII.	18	XVIII.	VII.
9	IX.	XXVIII.	19	XXIX.	XVIII.
10	XX.	IX.		(30)	(30)

Nach diesen Epakten werden in der christlichen Kirche die jährlichen veränderlichen Feste berechnet, welche ein wesentliches Stück in unserm Calender ausmachen. Einige dieser Feste sind nämlich unbeweglich, als: Neujahr am 1. Januar; Epiphanias oder heil. 3 Kön. am 6. Jan.; Mariä Reinigung oder Lichtmeß am 2. Febr.; Mariä Verkündigung am 25. März; Johannisfest am 24. Jun.; Mar. Heimsuchung am 2. Jul.; Michaelis am 29. Sept. und Weihnachten am 25. December. — Die beweglichen Feste eines jeden Jahrs aber hangen von der Bestimmung des Osterfests ab, welches sich nach den Epakten folgendermaßen regulirt.

Nach dem Beschluße des nicäischen Concils im J. 325 soll nämlich Ostern am nächsten Montage nach dem Vollmonde gefeiert werden, der auf das Frühlingsäquinoctium folgt; fällt dieser auf einen Sonntag, so soll er auf den nächsten Sonntag verlegt werden, und dasselbe soll auch Statt finden, wenn der erste Ostertag mit dem jüdischen zusammenträfe. Wenn nun gleich im J. 1700 von den evangelischen Ständen bestimt wurde, daß der Ostervollmond nach der astronomischen Rechnung gefunden werden sollte, so gab man doch, um Verwirrung zu vermeiden im J. 1776 darin nach, daß man forthin denselben nach den kirchlichen Epakten anzunehmen, und so stets Ostern mit den Katholiken übereinstimmend zu feiern beschloß.

Es komt also nur darauf an, den Ostervollmond nach den kirchlichen Epakten zu finden. Hat man die Epakte gefunden, so ergibt sich aus nachstehender Tafel der Tag des Vollmondes und der dabei stehende Buchstabe, verglichen mit dem Sonntagsbuchstaben, zeigt zugleich, welcher Wochentag derselbe ist. Im J. 1826 ist A der Sonntagsbuchstab, XXII. die gregor. Epakte, mithin ist der 22. März der Tag des Ostervollmonds, und der dabei stehende Buchstabe D zeigt an, daß dieser der vierte Tag in der Woche oder der Mittwoch ist. Daher wird Ostern Sonntags nach dem Mittwoch, also am 26. März einfallen. — Im julianischen Calender findet man eben so Ostern nach der güldnen Zahl; hat man diese, so kann man jenes ebenfalls aus derselben Tafel ersehen, und der daneben stehende Buchstabe zeigt, hinsichtlich des Sonntagsbuchstabens, ebenfalls den Wochentag an. Da nun die güldne Zahl 1826 3 ist, so trifft der Ostervollmond auf den 13. April, und da der julianische Sonntagsbuchstab C ist, so ist E das Zeichen des Dienstags;

demnach ist 1826 nach dem julianischen Calender der erste Ostertag Sonntags, oder 5 Tage nach dem 13. April, also den 18. Hienach läßt sich leicht für das ganze 19. Jahrhundert jährlich das Osterfest sowol nach dem julianischen, als auch nach dem gregorianischen Calender berechnen, und man hat nur für jedes zuvor die güldne Zahl und die kirchlichen Epakten zu suchen.

Güldne Zahl.	Julian. Ostervollmond.	Gregor. Epakten.	Gregor. Ostervollmond.
1	5. April D	XXX.	13. April E
2	25. März G	XI.	2. April A
3	13. April. E	XXII.	22. März D
4	2. April A	III.	10. April B
5	22. März D	XIV.	30. März E
6	10. April B	XXV.	18. April C
7	30. März E	VI.	7. April F
8	18. April C	XVII.	27. März B
9	7. April F	XXVIII.	15. April G
10	27. März B	IX.	4. April C
11	15. April G	XX.	24. März F
12	4. April C	I.	12. April D
13	24. März F	XII.	1. April G
14	12. April D	XXIII.	21. März C
15	1. April G	IV.	9. April A
16	21. März C	XV.	29. März D
17	9. April A	XXVI.	17. April B
18	29. März D	VII.	6. April C
19	17. April B	XVIII.	26. März A

Von dem Osterfeste nun werden alle übrige Feste des Jahrs rückwärts und vorwärts bestimt. So findet sich Sonntags 9 Wochen vor Ostern Septuagesimä. Der Sonntag, welcher zunächst nach dem 6. Jan. fällt, ist der 1. Epiphaniassonntag; ihm folgt der 2., 3., 4. u. s. w. bis Septuagesimä; es können dieser Sonntage höchstens 6 seyn, welches selten, und in diesem Jahrh. nur im J. 1810 und 1821 vorkam, und 1832, 1848, 1859, 1867, 1878, 1886 wieder eintreffen wird. Die Sonntage von Septuagesimä ab bis Ostern heißen Sexagesimä, Quinquagesimä (oder Estomihi), Invocavit, Reminiscere, Oculi, Lätare, Judica, Palmarum, Donnerstag nach diesem ist der grüne Donnerstag, und der folgende Freitag der Charfreitag. Zwischen Estomihi und Invocavit heißt der Dienstag Fastnacht, und der Mittwoch Aschermittwoch, (S. Th. VI. S. 59), ingleichen der Sonntag Invocavit der erste Sonntag in der Fasten. Der Mittwoch zwischen Oculi und Lätare heißt: Mitfasten. (Die Mitte der Fasten). Nach Ostern fällt auf den 40. Tag der Himmelfahrtstag und auf den 50. der Pfingsttag. Zwischen Ostern und Pfingsten heißen die Sonntage Quasimodogeniti, Misericordias Domini, Jubilate, Cantate, Rogate und Exaudi. Alle diese Sonntage von Invocavit an führen ihre Namen nach den lateinischen Anfängen der christlichen Gottesdienste in der ältern Kirche. Von Pfingsten ab heißt der erste Sonntag das Trinitatisfest, und von diesem zählt man weiter den 1., 2., 3. u. s. w. Sonntag nach Trinitatis. Diese Reihe wird durch den ersten Adventssonntag, oder den 4. Sonntag rückwärts vom Weihnachtsfeste gerechnet, beschränkt, und der Sonntag vor dem ersten Advent ist der letzte der Trinitatissonntage. Der Trinitatissonntage aber können nicht weniger als 23, und nicht mehr als 27 seyn, weil Ostern nie vor dem 22. März, als dem Tage nach der Frühlingsnachtgleiche, und nie nach dem 25. April, als der äußersten Gränze, die der Vollmond nach jener bestimt, einfallen kann. Man nent daher diese beiden Tage die Ostergränzen*). — Auf den ersten Adventssonntag folgen der 2., 3. und 4.; dann der erste und zweite Weihnachtstag; endlich der Sonntag nach Weihnachten, der jedoch wegfällt, wenn Weihnachten auf einen Sonnabend oder Sonntag fällt. Der siebente Tag nach den Weihnachtstagen ist stets der Neujahrstag. — Von den 4 Quartaltagen oder Quatembern, welche in der katholischen Kirche Fasttage, und in verschiednen Ländern Zahlungstermine sind, richten sich die ersten beiden, Reminiscere und Trinitatis nach Ostern, indem jener Termin Mittwochs nach Invocavit, dieser stets Mittwochs nach Pfingsten fällt; die beiden andern sind stets auf den Mittwoch nach dem 14. Sept., und auf den Mittwoch nach dem 13. December bestimt, und heißen nach diesen Tagen, der erstere von diesen beiden Crucis, (denn am 14. September ist das Fest der Kreuzeserhöhung) der letztere aber Luciä, weil der 13. December im Calender mit dem Namen Lucia bezeichnet ist.

Dies ist das Wesentlichste, was zu einem Calender unsrer Zeit in christlichen Ländern gehört, und was in demselben nicht fehlen darf. Indessen enthalten die mehrsten Calender auch manches Außerwesentliche, was zum Theil doch ganz zweckmäßig und nützlich, zum Theil aber auch sehr unnütz ist, ja schädlich werden kann.

Dahin gehören zuvörderst neben den Tagen die ihnen zugehörigen Namen, welche aus älterer Zeit her nach und nach in den Calender aufgenommen sind, von denen einige festliche oder doch sonst bedeutende Namen, wie die Apostelnamen und die Namen mehrer Heiligen für die katholische Kirche, sind. Dergleichen sind

- im Jan. 17. Antonius. 20. Fab. Sebast. 25. Pauli Bekehrung.
- im Febr. 6. Dorothea. 14. Valentin. 22. Petr. Stuhlf. 24. Ap. Matth.
- im März 12. Gregor. 17. Gertrud. 19. Joseph.
- im April 4. Ambrosius. 23. Georg. 25. Ev. Markus.
- im Mai 1. Philipp und Jacob. 3. Kreuzes Erfindung. 25. Urban.
- im Juni 8. Medardus. 11. Barnabas. 15. Veit. 29. Petr. und Paul.
- im Juli 13. Margaretha. 15. Apost. Theil. 22. Mar. Magd. 25. Jacob. 26. Anna.
- im August 1. Petri Kettenf. 6. Verkl. Christ. 10. Laurent. 15. Mar. Him. 24. Bartholom. 29. Joh. Enth.
- im September 1. Ägidius. 8. Mar. Geb. 14. Kreuz. Erhöh. 21. Ev. Matth. 24. Joh. Empf.

*) Sehr selten fällt Ostern den 22. März oder den 25. April. Ersteres geschah in diesem Jahrhundert im J. 1818, letztres wird erst 1886 geschehn. Im 18. Jahrh. traf Ostern 1734 auf den 25. April und im J. 1761 auf den 22. März.

1826
1
19) 1827 | 96.
3.

Die güldne Zahl wäre also 3; und der Mondenzirkel seit Christus bereits 96 mal abgelaufen.

3) Die Indictionen oder die Römer-Zinszahl bilden einen Zeitraum von 15 Jahren, welchen die Ansagungen (Indictionen) gewisser öffentlicher Steuern (Zinsen) seit Constantin dem Großen veranlaßt haben. Vom Jahre 313 vor Chr., da man ihn anfängt, rückwärts gerechnet, findet sich, daß das Jahr der Geb. Chr. das 4te der Indictionen war, und mithin dieser Zirkel 3 Jahre vor Christus anhob. Man findet daher auf ganz ähnliche Weise, wie die vorigen, auch diesen Zirkel, wenn man zu dem gegebnen Jahre 3 addirt und die Summe durch 15 dividirt. Der Rest ergibt das Jahr der Indictionen und wenn nichts im Rest bleibt, so ist 15 die Römer-Zinszahl selbst. Mithin käme sie für

1826
3
15) 1829 | 121
4.

Die Römer-Zinszahl für 1826 wäre demnach 4, und dieser Zirkel 121 mal verlaufen.

4) Die Epakten geben den Unterschied eines astronomischen Mondenjahrs und eines bürgerlichen Sonnenjahrs; mithin betragen sie 11 Tage, welche in 2 Jahren 22, in 3 aber 33 machen u. s. w. Wird dieser Unterschied in ganzen Tagen angenommen, so heißen sie, weil nach solchen die kirchlichen Feste bestimt werden, die kirchlichen, wird er aber astronomisch, d. h. zu 10 Tagen 15 St. 11′ 25″ genommen, wie er wirklich ist, die astronomischen Epakten, welche demnach mit den kirchlichen nicht genau übereinstimmen können. Man zählt aber die Epakten auf, wenn man das erste Jahr 11, das zweite 22, das dritte statt 33, 3 schreibt und für das vierte wieder 11 dazu setzt, mithin 14 u. s. w. erhält. Fährt man so fort, so findet man, daß die Epakten, wie der Mondenzirkel, einen Kreis von 19 Jahren bilden, nach welchem sie ordentlich wiederkehren. Man findet daher die Epakten für ein jedes gegebene Jahr im julianischen Calender, wenn man die goldne Zahl mit 11 multiplicirt; ergibt sich eine geringere Zahl als 30, so bezeichnet sie die Epakten geradehin; übersteigt sie aber 30 so muß man sie durch 30 dividiren, und was übrig bleibt, sind die Epakten. Ist z. E. für 1826 3 die goldne Zahl, so würde 33 durch 30 dividirt die Epakten III. ergeben. Diese Epakten laufen nun im julianischen Calender durch alle Jahrhunderte ungestört fort; im gregorianischen aber werden sie am Schlusse von 3 einzelnen Jahrhunderten unterbrochen, und demnach ist der Unterschied der Epakten beider Calender veränderlich. Im gegenwärtigen 19. Jahrhundert zählt man von den julianischen Epakten nur 11 ab, so findet man auch die gregorianischen; sind also im J. 1826 die julianischen Epakten III. so sind die gregorianischen XXII. Nachstehende Tafel zeigt bis 1900 die julianischen und gregorianischen Epakten nach der güldnen Zahl.

Güldne Zahl.	Jul. Epakten.	Greg. Epakten.	Güldne Zahl.	Jul. Epakten.
1	XI.	XXX.	11	I.
2	XXII.	XI.	12	XII.
3	III.	XXII.	13	XXIII.
4	XIV.	III.	14	IV.
5	XXV.	XIV.	15	XV.
6	VI.	XXV.	16	XXVI.
7	XVII.	VI.	17	VII.
8	XXVIII.	XVII.	18	XVIII.
9	IX.	XXVIII.	19	XXIX.
10	XX.	IX.		(30

Nach diesen Epakten werden in der christli
die jährlichen veränderlichen Feste berechnet,
wesentliches Stück in unserm Calender ausma
nige dieser Feste sind nämlich unbeweglich,
jahr am 1. Januar; Epiphanias oder he
am 6. Jan.; Mariä Reinigung oder Li
2. Febr.; Mariä Verkündigung am 25.
hannisfest am 24. Jun.; Mar. Heimsu
2. Jul.; Michaelis am 29. Sept. und W
ten am 25. December. — Die beweglichen
jeden Jahrs aber hangen von der Bestimmung
fests ab, welches sich nach den Epakten folge
regulirt.

Nach dem Beschluße des nicäischen Con
325 soll nämlich Ostern am nächsten Montage
Vollmonde gefeiert werden, der auf das Frü
noctium folgt; fällt dieser auf einen Sonntag,
auf den nächsten Sonntag verlegt werden, u
soll auch Statt finden, wenn der erste Osterta
jüdischen zusammenträfe. Wenn nun gleich in
von den evangelischen Ständen bestimt wurde
Ostervollmond nach der astronomischen Rechn
den werden sollte, so gab man doch, um Ver
vermeiden im J. 1776 darin nach, daß man s
selben nach den kirchlichen Epakten anzunehmen
stets Ostern mit den Katholiken übereinstimmen
beschloß.

Es kömt also nur darauf an, den Ostervoll
den kirchlichen Epakten zu finden. Hat man
gefunden, so ergibt sich aus nachstehender Tafe
des Vollmondes und der dabei stehende Buchst
glichen mit dem Sonntagsbuchstaben, zeigt zug
cher Wochentag derselbe ist. Im J. 1826
Sonntagsbuchstab, XXII. die gregor. Epakte,
der 22. März der Tag des Ostervollmonds, un
bei stehende Buchstabe D zeigt an, daß dieser
Tag in der Woche oder der Mittwoch ist. D
Ostern Sonntags nach dem Mittwoch, also
März einfallen. — Im julianischen Calender f
eben so Ostern nach der güldnen Zahl; hat
so kann man jenes ebenfalls aus derselben Taf
und der daneben stehende Buchstabe zeigt, hinsi
Sonntagsbuchstabens, ebenfalls den Wochenta
nun die güldne Zahl 1826 3 ist, so trifft der
mond auf den 13. April, und da der julianis
tagsbuchstab C ist, so ist E das Zeichen des

im October 4. Franciskus. 16. Gallus. 18. Ev. Lucas. 21. Ursula. 28. Sim. Jud.
im November 1. Aller Heil. 2. Aller Sel. 11. Martin Bischof. 19. Elisabeth. 21. Mar. Opf.
im December 4. Barbara. 6. Nicolaus. 8. Mar. Empf. 13. Lucia. 21. Ap. Thomas. 26. Stephan. 27. Ev. Johann. 28. Unsch. Kind.

In mehren Volkscalendern läuft neben dem gregorianischen Calender der julianische in einer besondern Columne fort; dann folgt die Angabe des täglichen Sonnen Auf- und Untergangs, zugleich ist monatlich der Eintritt der Sonne in die Zeichen der Ecliptik angemerkt. Dieser erfolgt zwischen dem 20. und 23. jeglichen Monats, im Jan. in den Wassermann, im Febr. in die Fische, im März in den Widder, im April in den Stier, im Mai in die Zwillinge, im Juni in den Krebs, im Juli in den Löwen, im August in die Jungfrau, im Sept. in die Wage, im Oct. in den Scorpion, im Nov. in den Schützen, im Decbr. in den Steinbock. Die Sonne geht am Tage der Nachtgleichen, am 21. März und 23. September um 6 Uhr Morgens auf und um 6 Uhr Abends unter; der längste Tag dauert in Teutschland 16½ Stunden, mithin geht die Sonne im Allgemeinen 3 Uhr 45 Min. Morgens auf und 8 Uhr 15 Min. unter. Der kürzeste Tag dauert 7½ Stunde, und geht die Sonne an diesem Tage um 8 Uhr 15 Min. auf und 3 Uhr 45 Min. unter. — Eine andere Columne gibt den Lauf des Mondes in den Zeichen der Ecliptik und seine Lichtgestalten, ingleichen seinen täglichen Auf- und Untergang an. Auch enthalten in manchen Calendern, vielleicht in den mehresten Volkscalendern, eine fernere Abtheilung die Erscheinung und Sichtbarkeit der Planeten, ihre Zusammenkünfte unter sich, mit dem Monde und mit der Sonne, die Bemerkung der Erdferne und Erdnähe des Mondes und der Sonne u. dgl. m. auch wol Angaben der Witterung, die freilich noch nicht so ungereimt und schädlich sind, als die Angaben von gutem Aderlaßen, Schröpfen, Haarabschneiden u. dgl. m., welche letztre jetzt aus vielen Calendern ausgelassen sind, dagegen man um der Welt willen, die nun einmal betrogen seyn will, die Witterungsanzeigen nicht hat auslassen dürfen.

Angehängt ist dem Calender gewöhnlich noch

eine Anzeige verschiedner Aeren oder Epochen der Zeitrechnung; (s. Th. 2. S. 67 u. f.) Zu kürzerer Übersicht sind hier die vornehmsten und gewöhnlichsten Aeren nochmals angegeben, als da sind:

die Aere der Weltschöpfung nach Petav, wonach die Weltschöpfung 3983, nach Calvisius, wonach sie 4017, nach der Juden Rechnung, wonach sie 4006 fällt. Demnach wäre das 1826. Jahr nach Petav das 5799., nach Calvisius das 5776., nach der Juden Rechnung das 5586. Jahr.

Die Olympiadenäre der Griechen von Einführung der olympischen Spiele gezählt; so daß eine Olympiade ein Zeitraum von 4 Jahren war; sie hebt 776 J. vor Chr. an, und ist demnach das 1826. Jahr das 2602. der Olympiaden.

Die Epoche der Eroberung Roms; 753 Jahre v. Chr., so daß das 1826. J. das 2579. nach Roms Erbauung ist.

Die Nabonassarische Aere, welche mit dem J. 747 vor Chr. anhebt, und deren 2573. J. das 1826. nach Chr. Geb. wäre.

Die Hegira (Hedschra) bei den Türken von Muhameds Flucht von Mecca nach Medina seit 622., den 16. Jul.; so daß, da die Türken nach Mondenjahren von 354—355 Tagen rechnen, 1826 das Jahr der Hegira 1241 ist.

Doch geben die Volkscalender gewöhnlich auch neuere Epochen, z. B. die Krönung Karls des Großen, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung Amerika's, die Reformation, die Regirung verschiedner Könige u. s. w. an.

In einigen folgt der allgemeine Calender der Juden; es sind ihre Monate mit den vorhin angegebenen Namen, und die Tage ihrer Feste angezeigt; ihr Hamansfest fällt auf den 14. Adar, ihr Osterfest den 15. Nisa, ihr Pfingsten am 6. Sivan, ihr Neujahr am 1. Tisri, ihre lange Nacht den 10. Tisri, ihr Lauberhüttenfest den 15. Tisri ein.

Weiter folgen Anzeigen von merkwürdigen Himmelsbegebenheiten, die sich im Laufe des Jahrs zutragen, namentlich Sonnen- und Mondfinsternisse, und Vorübergänge des Mercur oder der Venus vor der Sonnenscheibe.

Endlich sind auch noch Nachrichten und Anzeigen von den wichtigsten Jahrmärkten und Messen, erstere in Beziehung auf die Nähe eines jeden Orts und deren Anfang, genealogische Tabellen, auch manche andere nützliche Anzeigen, nach der Länder Brauch und Sitte beigefügt.

Auf diese Weise sind die gewöhnlichen Volkscalender unserer Zeit eingerichtet, die fast in allen Ländern unter besonderer Aufsicht des Stats stehen, von welchem Buchhändlern und anderen dazu geeigneten Personen Privilegien zum Vertriebe der Landescalender ertheilt werden. In den preußischen Landen gehört einem großen Theile nach die Einnahme von Calenderprivilegien der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Nach der Form und Einrichtung, welche sie haben, erhalten die Calender verschiedne Namen. Man hat Tafelcalender, die auf einem Blatte das Wesentlichste des Calenders in einer Übersicht angeben, Schreib- und Amtscalender, die besonders zum Gebrauch für öffentliche Behörden eingerichtet sind, wie denn auch seit kurzem Amtscalender für Prediger und Schullehrer (Erfurt b. Müller) erschienen sind; Taschencalender, Calender in kleinem Format, um solche bequem bei sich tragen zu können, gewöhnlich noch mit mancherlei andern nützlichen Notizen versehen, wie z. B. der Gothaische und Berliner Taschencalender.

Eben so sind manche Calender mit Zugaben versehen, welche eigentlich wissenschaftlich sind, und von welchen sie dann ihre Namen erhalten. So erscheinen alljährlich z. B. astronomische Calender, wohin das astronomische Jahrbuch vom Professor Bode zu Berlin, welches im J. 1822 sein Jubiläum feierte und noch fortwährend erscheint,

dagegen die Wiener Ephemeriden (Ephemerid. Vindobon.) †) mit dem J. 1806 geschlossen sind, — die Pariser Connaissance de tems, der Londner nautical almanac u. a. gehören, welche noch fortdauern. Andere liefern historische Nachrichten, zum Theil Bearbeitungen bestimmter Abschnitte der Geschichte, wie des 7jähr. und 30jährigen Kriegs, wohin die Berliner historischen Calender und auch die Petersburger Taschencalender zu rechnen sind, welche noch fortgesetzt werden; eben so genealogische Calender, Forst- und Jagdcalender, Gartencalender und dergl. mehr.

Ein sehr nützlicher Calender für mannigfachen Gebrauch ist das gothaische tägliche Taschenbuch für alle Stände, das, außer mehrem Zweckmäßigen, auch besonders eine sehr brauchbare Posttabelle enthält.

Normalcalender, immerwährende und allgemeine Calender nent man solche Calendertabellen, welche Angaben enthalten, nach welchen man leicht beliebige Calender construiren oder auch einzelne Zeiterfindungs- und andere Calender-Aufgaben schnell und richtig lösen kann.

Hundertjährige Calender liefern Übersichten der Calender auf 100 Jahre; (z. B. 100jähriger Calender von Fritsch. Quedlinburg, 1801) sind sie aber nur, wie ältere, Stützen des allereinfältigsten und lächerlichsten Aberglaubens, so verdienen sie gar nicht erwähnt zu werden. (*Fritsch.*)

CALENDULA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Compositae und der 19. Linné'schen Klasse. Die Gattung gehört zur Ordnung der sogenannten Necessaria, wo nur der Umfang der Blume vollkommene Samen trägt, die Blümchen der Scheibe aber fehlschlagen. Ein vielblättriger Kelch und mannigfach gebildete, mehrentheils kahnförmige Samen machen die Merkmale dieser Gattung aus, von der es etwa 36 Arten gibt. Die bekanntesten sind die gemeinen Ringelblumen: C. *arvensis* und *officinalis*, von denen die letztere als Zierpflanze gezogen und deren Extract gegen Verhärtungen und Krebsgeschwüre des Uterus empfohlen wird. (*Sprengel.*)

Calendula officinalis, Ringelblume rc. Die frischen Blätter und Blumen enthalten, nach Geiger erstere 0,54, letztere 3,50 von einer eigenen glutinösen Substanz, (s. Calendulin), außerdem letztere wenig von einem in gem. Temperatur festen Ätheröle, 62,50 Holzfaser, 1,45 Stärkmehl, 1,50 Gummi, 0,62 Eiweißstoff, 19,15 Bitterstoff, 3,44 gelbgrünes Weichharz, 0,84 Äpfelsäure nebst etwas Bitterstoff, 5,45 äpfelsaur. Kali, 6,06 salzs. Kali, 1,47 äpfels. Kalk, (Überschuß 7,55). Ihre Asche besteht aus kohlen-, salz- und schwefels. Kali, kohlens. Kalk und Talkerde, phosphors. Kalk, dergleichen Eisen-, Braunsteinoxyd- und Kieselerde.

Die frischen Blätter haben dieselben Bestandtheile, nur weniger Ätheröl, und salzs. Salze, dagegen Salpeter, der in den Blumen fehlt*). Arzneilich galt diese Pflanze mehr sonst, als jetzt, für ein auflösendes und schweißtreibendes Mittel; vorzüglich pries man die Blumen gegen manche bösartige Krankheiten, sogar gegen die Pest, als Präservativ- und Curativmittel, gekaut oder mit Essig infundirt, oder den frischen Saft davon an. Das Extract, täglich 4—5mal zu 4 Gr. genommen, lernte man neuerlich als ein gutes Brech- und Magenkrampfstillendes Mittel kennen.

Außerdem bedient man sich der Blumenblätter zum betrügerischen Gelbfärben, z. B. der Butter, der Speisen statt des Safrans, dem sie auch wol im Handel beigemengt werden, (s. Crocus). — Mit Alaun gibt ihr Saft eine gute Malerfarbe. Zum Färben auf Wolle sind sie untauglich. (*Th. Schreger.*)

CALENDULIN, nent Geiger eine von ihm 1818 in den Blättern und Blumen der Calendula offic. aufgefundene, eigene, klebrige und stickstoffreiche Substanz, die in Wasser zu einer Gallerte aufschwillt, aber kaum ein wenig sich löst; desto auflöslicher ist sie in Weingeist, wodurch sie sich den Harzen nähert, und durch das Erstarren ihrer concentr. geistigen Lösung in der Kälte zu einer gallertartigen Masse wird. Auch löst sie sich im wässerigen Ammonium auf, und wird daraus durch Säuren gefällt; ferner leicht in concentr. Essigsäure, woraus sie durch Wasser niedergeschlagen wird. Unauflöslich ist sie in Salzsäure, kohlens. Kali, Kalkwasser, in Äther, u. in Terpentinöl. Bei der trocknen Destillation gibt sie ein brenzliches Öl und saures ammoniumhaltiges Wasser (s. Geiger a. a. O.). (*Th. Schreger.*)

CALENTURA. Dieser Name wird nicht sowol von den Spaniern, die jedes hitzige Fieber, besonders auch das Petechialfieber, Calentura nennen, als von den Holländern, Engländern und Franzosen einer plötzlich eintretenden Geistesverwirrung gegeben, welcher Seefahrende in der Nähe der Linie, und wie Einige wollen, auf dem Wege nach Westindien, doch ehemals mehr als in unsern Tagen, ausgesetzt waren. Bei den Meisten komt der Anfall mitten in der Nacht; die Getroffenen glauben sich unter ganz andere Umgebungen, in lachende Fluren versetzt, und können kaum durch die äußersten Anstrengungen abgehalten werden, über Bord sich in das Meer zu stürzen. Über die begleitenden, körperlichen Erscheinungen sind aber selbst die älteren Berichtserstatter nicht einig; die Einen versichern, der Puls sey dabei sehr voll und gereizt, das Gesicht roth und das Schlagen der Carotiden auffallend; die Anderen dagegen fanden das Gesicht bleich, den Puls klein, langsam und regelmäßig, überhaupt kein Zeichen des Fiebers; doch geben auch die Ersteren zu, daß es oft sehr schwer falle, Blutentleerungen zu Stande zu bringen, weil auch bei geöffneten Venen das Blut nicht ausfließe. Vorzüglich werden jüngere Individuen, welche die Linie zum ersten Mal passiren, von dem Übel befallen, es ist aber, wie bereits bemerkt wurde, in den neuern Zeiten, in welchen Seereisen in kürzerer Zeit zurückgelegt worden, der Bau der Schiffe verbessert ist, und zweckmäßige Vorkehrungen zur Erneuerung der Luft in den Schiffsräumen eingeführt sind, diese Erscheinung viel seltener; aber selbst im 17. Jahrh. wurden die verschiedenartigsten Fieber z. B. von ten Rhyne ein eigentliches Schiffs- oder Kerkerfieber, von den Engländern ein petechial typhus,

†) Der Titel ist eigentlich: ephemerid. astronom. ad merid. Vindobon. 1757 u. f. von Hell; seit 1794 von Triesnecker und Bürg bis zum Jahre 1806. (Zusammen 47 thlr. 16 gr.)

*) Vergl. *Geiger* Diss. de Calend. offic. Heidelb. 1818., und Berlin. Jahrb. d. Pharm. XX.

der auf der Flotte unter Thomas Gates und Georg Somers während ihrer Fahrt nach Virginien ausbrach, mit dem Namen Calentura belegt; und wenn in den neuesten Zeiten noch Einige die Krankheit an der Meeresküste oder auf großen Flüssen in den Tropen-Gegenden mit aller ihrer Furchtbarkeit gesehen haben wollen, so dürfte dies eher ein durch miasmatische Ausflüsse jener Gegenden veranlaßtes, soporöses, remittirendes Fieber, dessen Anfälle bei der kühleren Nachtluft immer am heftigsten sind, gewesen seyn *). *(Schnurrer.)*

CALENZANA, Stadt in dem Bezirk Calvi des franz. Dep. Corsica, nahe am Meere mit 1950 Einw. In der Nähe befindet sich eine Eisenmine. (*Hassel.*)

Calepin, s. am Ende des Bandes.

CALEPINA, Adans., eine Pflanzengattung aus der Familie der Kreuzblumen und der 15. Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in der kugeligen, einsamigen, nicht aufspringenden Frucht, mit stumpfem Pistill gekrönt. Mit Crambe komt sie zwar sehr überein, und ist auch von Allione und l'Heritier dazu gezählt worden. Allein diese hat eine zweigliederige Frucht, deren unteres Glied fehlschlägt und gespaltene Staubfäden. Calepina bildet nur eine Art: C. Corvini *Desv.* (Bunias cochlearioides *Murr.*), welche im südlichen Europa wild wächst. (*Sprengel.*)

Cales, s. Calvi.

CALETES (Caleti, Caletae), eine celtische Völkerschaft, nach Cäsar in der Gallia Belgica, unter Augustus in der Lugdunensischen, an der Seine. (*H.*)

CALEYA, nent R. Brown nach George Caley, der aus Neu-Holland viele Pflanzen einführte, eine Gattung aus der natürlichen Familie der Orchideen, die durch den besondern Bau des Lippchens ausgezeichnet ist. Dies steht nämlich hinter dem Fruchtsäulchen, ist schildförmig ausgehöhlt und an einen langen Nagel befestigt. Beide bekannte Arten Cal. major und minor haben nur ein Wurzelblatt, eine oder wenige dunkelrothe Blüthen auf dem Schaft, und wachsen in Neu-Holland. (*Sprengel.*)

CALHETA, Villa auf der portug. Insel Madera, am Fluß gleiches Namens, mit 1 Kirche, 502 Häusern und einem kleinen Hafen. (*Stein.*)

CALI, (301° 9′ 30″ L. 3° 25′ 36″ nördl. Br.), Stadt in der Prov. Popayan in Neugranada in Südamerika, in einem Thale gleiches Namens, am Fluß Cauca. In der Gegend findet man Platina. (*Stein.*)

Caliacoua, s. Tyrrelsbai.

CALIARI (auch Cagliari), 1) Paolo, bekannter unter dem Namen Paul Veronese, geb. zu Verona 1530 [1]), gest. zu Venedig 1588. Von seinem Vater Gabrielle Cagliari, einem Bildhauer, lernte er die Anfangsgründe von dessen Kunst; da er aber mehr zur Malerei hinneigte, kam er zu Antonio Badile, zu der Zeit dem geschicktesten Maler zu Verona. Bald aber übertraf der Schüler seinen Lehrer, und da der Cardinal Gonzaga seine Geschicklichkeit hatte kennen lernen, bewog er den jungen Künstler, ihm nach Mantua zu folgen, wo er im dortigen Dom sich vor seinen Landsleuten vortheilhaft auszeichnen könne. Paolo rechtfertigte dieses Zutrauen, denn durch sein Gemälde, die Versuchung des heil. Antonius, übertraf er bei weitem die andern Maler. Hier und im Gebiete von Vicenza durch seine Werke hinlänglich bekant geworden, begab er sich nach Venedig, die dasigen Maler wenig fürchtend. Er hatte den Muth, zu seinen großen Vorgängern empor zu streben; und es gelang ihm auch bald, durch mehr öffentliche Werke sowol in Venedig als in der Umgegend, seinen Ruhm dauernd zu gründen, wodurch man bewogen wurde, ihm im Palaste des Dogen ein Gemälde zu übertragen, welches den Kaiser Friedrich darstellt, wie er den Oktavianus als den Oberhirten der Kirche anerkent.

So sehr der Neid Tizians jedes emporstrebende Talent aus seiner Nähe zu verdrängen suchte, so finden wir ihn doch bei der Würdigung der Verdienste Paolo's gerecht; denn als die Prokuratoren von St. Markus ihn zum Schiedsrichter aufstellten, um die vorzüglichsten jungen Künstler auszuwählen, welche die St. Markusbibliothek malen sollten, so war Paolo einer der ersten, und er malte mit so glücklichem Erfolg, daß man ihm eine goldne Kette zum Ehrengeschenk machte, und erwarb sich das Wohlwollen eines der Prokuratoren, Namens Girolamo Grimano, welcher Gesandter der Republik in Rom war, in so hohem Grade, daß ihn dieser mit nach Rom nahm. Hier sahe er Raphael und die Antike, und es ist die allgemeine Behauptung, er habe durch die Anschauung der großen Meisterwerke seine Kunst um vieles vervollkommenet. War aber dieses bei Paolo möglich? Sein Styl war schon so originell und fest gegründet, und wenn ihn auch die Schönheiten der Römer anzogen, so fand er es doch vortheilhafter, den von ihm selbst gewählten Gang zu verfolgen, auf welchem er sich zu einem der ersten Maler in großen Umgebungen empor schwang. Das Vortreffliche, was er sah, blieb jedoch nicht ohne Wirkung auf ihn. — Vier große Gemälde, in verschiedenen Zeiträumen ausgeführt, Gastmäler darstellend, erhöhten seinen Ruhm am meisten, da er alle Pracht der Kunst auf sie verwendete. Das erste für den Speisesaal des Klosters S. Giorgio Maggiore, über 30 Fuß lang mit 120 ganzen Figuren und 150 Köpfen, stellt die Hochzeit zu Kana dar. Die Hauptpersonen alle sind Bildnisse vornehmer und berühmter Personen; ja man findet unter den Musikanten Tizian, der die Baßgeige spielt, und ihn selbst im gelben Kleide mit dem Violoncell. Das zweite Gemälde, das Gastmal Simeons, führte er im J. 1570 für die St. Sebastianskirche aus, hier sieht man Magdalena, wie sie mit ihrem Haar die Füße Christi trocknet (Matth. 26. Mark. 14.). Im dritten Gemälde im J. 1573 verfertigt, in der St. Johannes- und Paulskirche befindlich, sieht man Christus mit seinen Jüngern im Hause des Levi (Lukas, Kap. 5.) bei Tische; dieses Gemälde hat durch eine Feuersbrunst gelitten. Das vierte eine Wiederholung des zweiten, ehedem im Speisesaal der Serviten, kam als ein Geschenk der Republik Venedig an Ludwig XIV. im Jahr 1665 nach Versailles.

Nähere Nachricht über das Leben und die Werke dieses fleißigen Künstlers findet man bei Ridolfi [2]). Nach

*) Der neueste Schriftsteller über diese Krankheit ist *Fournier* in Dict. de sciences medicales (tom. III.). *Paris* 1812.

1) Nach Zannetti 1528, nach Andern 1532.

2) La Vita di Paolo Veronese, o degl' altri Cagliari. Venezia 1646. 4.

Lepicier [3]) befanden sich in Frankreich 26 Stücke von ihm. Die Galerie zu Dresden enthält 15, die zu München 9, die Wiener 20, ohne die Privatsamlungen zu rechnen, und was das übrige Ausland von ihm besitzt. Sein Styl ist originell, indem er seine Beobachtung mehr aus der Natur, als den strengen Regeln der Kunst zog. Die Zeichnung ist nicht immer korrekt, aber grossartig behandelt; eben so wenig sind die Draperien als Muster aufzustellen, aber sie sind im Geschmack seines Zeitalters gut dargestellt, und man muß die Wahrheit der prächtigen Stoffe loben. Obgleich seine Figuren sich leicht bewegen, so fehlt ihnen doch die Sele des Ausdrucks; diesen suchte er mehr in die Stellung der handelnden Personen zu legen, und mußte dies gewissermaßen, da er sich mehrentheils bei historischen Darstellungen der Bildnisse lebender Personen bediente; aber schon aus diesen Bildnissen muß man ihn für einen der größten Maler erkennen. Seine Compositionen sind voll lebendiger Einbildungskraft, und zeugen von seiner Gabe, alles leicht hinzustellen; aber es fehlt ihnen oft die Einheit, welche durch mannigfache Episoden noch mehr gestört wurde. Diesen Mangel sucht er durch harmonische Farben, durch Glanz und Pracht, durch zierliche Stellungen und angenehme Wendung in den Köpfen zu ersetzen, und gewiß, er setzt uns durch die kühne Behandlung seines Pinsels in Verwundrung, der gleich kühn begint und endet. Das Helldunkel ist gut berechnet, die Pracht der Farben gehörig in Harmonie gesetzt, so daß keine Härte derselben beleidigt, und die Körper sind durch Wiederschein gehörig getrent. Selbst die Fleischtinten, obgleich zu sehr an das Violette gränzend, werden doch durch die schönen Mitteltinten gehoben. Dem Tadel in seinen Werken am meisten ausgesetzt, ist die wenige Beobachtung des Üblichen, der Mangel an historischer Wahrheit [4]).— 2) C. Benedetto, Bruder des Vorigen; der, ob er sich gleich nicht zu der Höhe des Paolo schwingen konnte, doch als ein verdienstvoller Künstler zu betrachten ist. Eins seiner schönsten Gemälde ist eine Geburt der Jungfrau Maria zu St. Maria dell' Orto zu Venedig. Als ein geschickter Architekturmaler verfertigte er in den Gemälden seines Bruders die Hintergründe, so daß die schönsten Werke dieser Art ihm zugeschrieben werden können. Er starb 1598 im 60. Jahre. — 3) C. Carletto, Sohn und Schüler des Paolo, war mit außerordentlichen Talenten für die Kunst begabt, und zeigte schon in seinem 18. Jahre seine Geschicklichkeit in öffentlichen Werken. Da er sich einige Zeit zu Basano bei Giocomo da Ponte aufhielt, so gelang es ihm, die an diesem Ort erworbenen Vorzüge mit denen seines Vaters geschickt zu vereinigen. Da, wo er ganz in die Manier seines Vaters über-

---

3) Catalogue raisonné des tableaux du Roi, avec un Abrégé de la vie des peintres etc. 1752 und 1754.

4) Wir theilen hier noch die später eingegangene Schilderung von einem andern Mitarbeiter mit.

„Die reiche Schöpfung seiner fruchtbaren Einbildungskraft ist stets mit behaglicher Leichtigkeit behandelt, nichts ist drückend in dem wimmelnden Überfluß, Alles spricht uns hell und freundlich an, Alles glänzt und leuchtet in dem buntesten Farbenwechsel, aber ohne grelle Contraste. Das Helldunkel ist absichtlich so viel als möglich vermieden; er läßt lieber große und volle Lichtmassen mit ganzen Schatten zusammentreffen. Seine Draperien sind überaus mannigfaltig, und er wirft seine leichten und schweren Stoffe in die natürlichsten Falten, unter denen sich richtig und geschickt gebaute Körper bewegen. Das Nackte liebt er nicht sehr, obgleich es ihm weder an anatomischer Sicherheit der Umrisse, noch an blühendem Inkarnat fehlt; aber seinem Geschmacke sagt die bunte Kleiderhülle mehr zu, als die Eintönigkeit des Fleisches. In seinen Stellungen und Köpfen herrscht eine erstaunliche Abwechselung, jedoch ohne Gesuchtheit; denn er griff seine Gruppen, Figuren, Bewegungen, Physiognomien und Mienen aus dem Leben auf. Seine Farben sind so glänzend, daß seine Tadler ihn deswegen einen Miniaturmaler nannten, und die Patina seiner Ölbilder hat sich trefflich gehalten; dagegen haben aber seine Fresken in der venezianischen Luft bedeutend gelitten. Sein Auftrag ist leicht, keck und breit, und man pflegte von ihm zu sagen, er schreibe vielmehr mit seinen Farben, als daß er male. Er gibt, wie Fiorillo sehr treffend bemerkt, durch einfache Pinselstriche seinem Werke nicht etwa die letzte Vollendung, sondern er fängt damit an und endigt auch damit. Seine Draperie pflegte er mit einer Halbtinte anzulegen, worauf er nachher die Lichter und Schatten schrieb, und sie, wenn das Kolorit zu trocken ausfiel, mit durchsichtigen Lackfarben bedeckte. Die Kunstrichter werfen ihm vornehmlich seine Vernachlässigung des geschichtlichen und örtlichen Kostüms, seine übermäßigen Episoden und seinen, wie sie es nennen, Misbrauch der venezianischen Geberdensprache, vor. Indessen fließen diese Fehler so rein aus dem Innersten seines Wesens und bilden so entschiedene Züge seines Kunstcharakters, daß man diesen entweder ganz verdammen oder auch jene Eigenthümlichkeiten gelten lassen muß. In der Darstellung höherer und ernsterer Gegenstände, wie z. B. in den geschichtlichen und allegorischen Bildern des Dogenpalastes und in seinen Märtyrern, verleugnet er zwar weder seine geistreiche Erfindungskraft, noch die Gewandtheit seines Pinsels; aber er ist in ihnen doch nicht in seinem Elemente. Es geht jenen Bildern die Tiefe und Kraft der großen Motive ab, welche wir in solchen Darstellungen suchen, und wo der Künstler irgend kann, zieht er uns durch episodische Ausschmückungen von den Hauptpersonen ab, gleichsam um uns für das schadlos zu halten, was diesen an Gewicht und Bedeutung mangelt. So übertäuben z. B. die pomphaften Züge in den Bildern des Dogenpalastes oft die ganze Allegorie und verdrängen selbst die geschichtlichen Helden. Nach Paris waren, außer der Cene, folgende Bilder desselben weggeführt worden: Der heilige Georg aus der Kirche S. Giorgio zu Verona (s. *Pozzo* Vite de' Pittori etc. p. 240. Vgl. Speth's Kunst in Ital. B. I. p. 27 ff.); der heilige Barnabas, der Kranke heilt, eben daher; die Madonna mit dem heiligen Hieronymus aus der Kirche S. Zacharia zu Venedig; der Raub der Europa und einige andre Stücke aus dem Dogenpalast; die Versuchung des heiligen Antonius aus dem Dom zu Mantua; eine heilige Familie, eine Grablegung und ein weibliches Porträt aus dem Palaste Bevilacqua zu Verona. In Venedig haben außerdem noch folgende Kirchen ausgezeichnete Werke seines Pinsels zum Theil noch in Besitz, zum Theil hat die Galerie der Akademie sie erhalten: S. Silvestro, S. Nicolo dei Frati, Ogni santi, S. Catarina, und vorzüglich S. Sebastiano. Auch in Brescia (S. Afra), in Mailand (S. Eufemia), in Padua (Benediktinerkloster), und in den Galerien von Florenz, Rom, Parma rc. finden sich Gemälde desselben. und Teutschland hat deren mehre von Bedeutung aufzuweisen. In Paris sind, außer der schon erwähnten Cena, die Pilger von Emaus hervorzuheben.

Paul Veronese hat viele gute Schüler gebildet. Außer seinem jüngern Bruder Benedetto Caliari, seinen beiden Söhnen Carletto und Gabriel, seinem Neffen von mütterlicher Seite Luigi Benfatto, sind von ihnen zu nennen Francesco Montemezzano, Pietro Longo oder de' Lunghi, Parrasio Michele, Giambattista Zelotti, Angelo Naroldi, Maffeo Verona.

Unter den älteren Kupferblättern nach Paolo Veronese gedenken wir der von Agostino Carracci, Francesco Villamena, Vostermann, Kilian, Matham u.a.m. Die Hochzeit zu Kana hat J. B. Vanni geätzt." (*W. Müller.*)

gungen haben. Das Reifwerden der Pitahaja, die auf der Halbinsel außer Fischen, Schlangen und Schildkröten die vornehmste Nahrung ausmacht, dient ihnen zum Berechnen der Jahre. Überhaupt sollen sie von äußerst eingeschränkten Begriffen seyn, doch haben sie eine Art von Religion und Zauberer. Die Indianer in den Missionen haben es bei weitem besser; die Väter haben ihnen außer dem Kreuze auch den Ackerbau, die Viehzucht, die Künste des Friedens zugebracht, haben ihre ewigen Fehden geschlichtet und sich bemüht, sie zu gesitteten Menschen zu machen. Ihre Existenz ist jetzt weit gesicherter. Indeß haben die Lehren der Väter doch nur erst bei einem Theile Eingang gefunden; der Rest schwärmt noch immer in seinen Felsen und Wäldern umher und zieht seine prekäre Existenz und sein Faullenzen dem bessern Leben in den Missionen vor, wo er aber für sich und für die Mönche arbeiten muß. — California la vieja und California la nueva bildeten, so lange sie unter dem spanischen Gouvernement standen, jedes für sich eine Provinz. Aber diese Provinzen hatten keine Gouverneure, keine Alkalden, keine Corregidoren und keine Gerichtshöfe, sondern die Oberaufsicht befand sich in den Händen der Militärkommandanten der beiden Presidios Loreto und Monterey, wovon jenes der Hauptort der Halbinsel, dieses des Küstenstrichs war. In den Missionen herrschten die Mönche ganz unumschränkt; sie hielten sowol die gesetzgebende, als vollziehende Gewalt in Händen, die Indianer hatten keinen andern Herrn und Richter, als den Mönch, der ihnen das Christenthum predigte, und der allenfalls, wenn er keinen Gehorsam fand, den Korporal des nächsten Presidio zum Beistande herbeirief. Während der Herrschaft der Jesuiten stand sogar der Militärkapitän von Loreto unter den Befehlen des Pater Präsidenten der Mission. Diesen Vorzug genießen indeß weder Franziskaner noch Dominikaner. Durch die Missionarwirthschaft wird indeß das Aufblühen der Kolonie sehr aufgehalten, theils standen die Kommandanten der Presidios und die Mönche immer einander gegenüber, theils verhinderten die Mönche jede Niederlassung eines **gente de razon** (so heißt in den spanischen Kolonien alles, was nicht Indianer ist), indem diese sich dem blinden Gehorsam der Indianer nicht unterwerfen, und in allen Missionen sieht man daher keinen Weißen, Mulatten und Neger, als den Priester; selbst den Soldaten der Presidios war es nicht erlaubt, außer den Kasernen zu leben, oder sich als Kolonisten niederzulassen. Wie unter diesen Umständen sich die neue Verfassung der beiden Californias, die 1824 vereinigt als Stat in die mexikanische Union getreten sind, gestalten werde, darüber müssen wir nähere Nachrichten erwarten (nach v. Humboldt politischer Zustand II. S. 218—244, Alcedo I. S. 244—248, und Begerts Nachrichten von California. Manheim 1772. 8.). —2) Ein Meerbusen des Australozeans, der sich zwischen der Halbinsel California und dem State Sonora von 22° 55′ bis 32° 35′ N. Br. hin erstreckt und 122 Meilen lang, 12 bis 30 breit ist. Er heißt auch wol das Purpurmeer und in ältern Charten das Meer von Cortez, welcher Name ihm um so mehr bleiben müßte, da dieser große Mann ihn nicht allein entdeckt, sondern völlig untersucht hat. In seine Böschung strömt der Fluß Colorado, auch fallen ihm aus dem Schoße von Sonora mehre Küstenflüsse zu. Er bietet durchaus eine gute Schiffahrt dar, hat an seinen Küsten verschiedne brauchbare Häfen, und trägt die Eilande Ignacio, S. Ines, Tiburon, S. Francesco, zwischen welchem und dem Kap S. Miguel auf der Halbinsel die Perlenfischerei betrieben wird, Carmen, S. Catalina, S. Jose, wo auch Perlenbänke liegen, Espiritu Santo und Ceralbo. (*Hassel.*)

CALIG (16° 54′ L. 40° 28′ B.), Villa in der spanischen Prov. Valencia, Govierno Peñiscola, dem König als Großmeister des Ordens U. L. F. von Montesa gehörig, mit 2385 Einw. (*Stein.*)

CALIGULA (**Cajus Cäsar**), war der dritte, einzig noch überbliebene Sohn des edlen Cäsar Germanicus und der älteren Agrippina, und, nach der wahrscheinlichsten Annahme, im römischen Standlager am Mittelrhein geboren (31. Aug. 12. nach Chr. Geb.). Als, nach Augusts Tode, die Legionen sich gegen Tiberius Nachfolge auflehnten, stillte der Anblick des Knaben, mit welchem die Mutter in ihre Mitte trat, den bedrohlichen Aufstand um so leichter, als sie ihn, durch frühzeitige Gleichstellung in ihrer Kleidung, lieb gewonnen und ihm deshalb auch im Scherz den Beinamen C a l i g u l a gegeben hatten. Bis in sein 20. Jahr blieb er meist in den Händen der Frauen des Cäsarischen Geschlechts, bis ihn Tiberius, zu näherer Obhut, in seine Einsamkeit nach Capreä nahm. Mit einer Kunst der Verstellung, die weit über seine Jahre ging, wußte er sich hier in alle Launen und Neigungen des Tyrannen zu schmiegen; so daß es nie einen besseren Sklaven, so wie nachmals nie einen schlimmeren Gebieter gab. Tiberius selbst erkannte seine, sich früh verrathende Schlechtigkeit gar wol und freute sich derselben, sie in jeder Weise begünstigend. Als seinen Adoptiv-Enkel erklärte er ihn zum künftigen Mitregenten seines noch minderjährigen, rechten Enkels Tiberius; — eine Maßregel, die Cajus nach dem Tode des Tyrannen um so geflissener und schneller zu vereiteln suchte, als dieser in einem heimlichen Testamente dennoch ausschließlich den Letzteren begünstigt hatte. An des Imperators durch Erstickung beschleunigtem Tode war er nicht ohne Mitwissenschaft und thätige Theilnahme geblieben; und im Einverständniß mit Macro, dem Anführer der prätorianischen Leibwache, fand er von keiner Seite ein Hinderniß, die Zügel der römischen Weltherrschaft zu ergreifen (16. März 37. nach Chr. G.), welche, kaum noch einen leeren Schatten der alten republikanischen Freiheit darbietend, allmälig in eine vollendete Despotie ausgeartet war und unter Caligula bis zur äußersten Gränze des Unsinns und der Verruchtheit fortgeleitet werden sollte.

Ein Beschluß des Senats bestätigte den Cajus in seinem Recht der Nachfolge und unter Beilegung der, nunmehr den Souverain bezeichnenden Würden als Imperator (in der späteren Bedeutung des Worts) und Princeps, denen er selbst späterhin, aus eigner Willkür, noch den Titel Dominus beifügte. Dennoch aber war die Macht hervorgebrachter Formen so groß, daß auch er das von Augustus und Tiberius gegebene politische Schauspiel wiederholen zu müssen glaubte und, sich der angetragenen Ehren weigernd, dieselben vom Senat und Volk gleich-

sam aufdringen ließ. Die alte Verehrung gegen seinen, einst vom Volke angebeteten Vater kam ihm in liebender Hoffnung entgegen; man versprach sich eine Zukunft, die das Widerspiel von der verhaßten Regirung seines Vorgängers seyn werde, und bei seinem Einzuge in Rom wurden ihm, im Taumel des Entzückens, die schmeichelhaftesten Namen gespendet. Wirklich auch schien diese innige Zuneigung aller Stände sein Gemüth für den Augenblick zu ergreifen, und seine ersten Regenten-Handlungen waren von eben so viel Milde, als Würde, geleitet. Er lösete die Fesseln der Statsgefangenen und Verbannten; wies das schändliche Geschmeiß der Delatoren von sich zurück; verhieß, von dem Majestätsgesetz, dieser furchtbaren Handhabe des Despotismus, keinen Misbrauch machen zu wollen, und bestätigte diesen Willen auch da, wo ihm eine Verschwörung gegen sein Leben bekant wurde, durch die edelmüthige Erklärung: Er sey sich nicht bewußt, den Haß irgend eines Sterblichen zu verdienen. Dem Volke gab er das, von Tiberius ihm entzogene Recht der Comitien zurück, reinigte den Ritterstand mit sittlicher Strenge, schaffte zahlreiche Misbräuche ab, und erließ verschiedene, drückende Steuern. Öffentlich und feierlich gelobte er, sich den besseren Einsichten des Senats in Allem zu fügen und die Beglückung seines Volks das Geschäft seines Lebens seyn zu lassen.

Acht Monate hatte dieser Traum einer lang entbehrten, öffentlichen Glückseligkeit angehalten, als Cajus sich von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen sah, welche Rom und das Reich in die bangste Bekümmerniß setzte und sich in den rührendsten Äußerungen der Liebe und Anhänglichkeit offenbarte. Er genas endlich: allein sey es, daß entweder die Krankheit selbst sein Gehirn zerrüttet, oder daß ein Liebestrank, welchen, der Sage nach, seine nachherige Gemalin Cäsonia ihm beigebracht, diese unglückliche Wirkung herbeiführte, oder daß die, bisher mit Gewalt zurückgedrängte Bösartigkeit seiner Natur endlich ihre Rechte über ihn behauptete: genug der Imperator, in einen unsinnigen und blutdürstigen Thoren verwandelt, bezeichnete von jetzt an seine Herrschaft mit einer ununterbrochenen Reihe von Ausschweifungen, Narrheiten und Greuelthaten, die ihm den Fluch der Menschheit für alle Zeiten verwirkt haben und bei der Nachwelt kaum Glauben finden würden, wenn nicht die gesammte Geschichte jener Zeit dafür zeugte.

Vom Senat foderte er die ausschweifendsten Titel und Ehrennamen, die ihm mit kriechender Unterwürfigkeit gespendet wurden. Mit blutiger Ironie verwies er demselben jeden Tadel, womit seines Vorgängers Regirung jemals belegt worden, weil sie ja doch allesamt an dessen Unthaten durch Billigung oder Ausrichtung sklavischen Antheil genommen. Und auch jetzt dankte der Senat dem Übermüthigen für seine Milde, daß er sie nicht seinem Zorne zum Opfer bringe. Ja, in eben diesem Augenblick, wo sein Wille das Majestäts-Gesetz in seiner ganzen Strenge erneuerte, ward beschlossen, einen so glücklichen Tag für alle Zeiten als ein Fest zu begehen. — Schon erhaben über alles menschliche Maß von Macht und Ehre, stieg, in leicht begreiflicher Verblendung, das Gelüst in ihm auf, sich vergöttert zu sehen; und bald ging er in nachgeahmter Gestalt und mit den Attributen der Götter und Heroen einher, bald setzte er sich zwischen die Bildsäulen des Kastor und Pollux und ließ sich mit ihnen zugleich anbeten. Am liebsten zeigte er sich als Donnergott, selbst mit nachgeahmten Blitzen; oder er flüsterte dem Jupiter capitolinus Etwas vertraulich ins Ohr, so wie er demselben zu andrer Zeit drohte, ihn nach Griechenland zurückzusenden. Aber immer unersättlicher im Genuß dieses Dünkels, stiftete und weihte er sich eigne Tempel in und außer Rom, wo seine goldnen Bilder prangten, seine Priester ihm dienten und erlesene Opfer von Pfauen, Fasanen und Perlhühnern dargebracht wurden. Er ward endlich sein eigner Priester, und ordnete sich in diesem Dienste seine nachherige Gemalin Cäsonia und sein Roß Incitatus zu. Nur die alexandrinischen Juden weigerten sich dieser Verehrung, zogen sich aber dadurch eine blutige Verfolgung zu, zu deren Abwendung der gelehrte Philo an ihn abgesandt wurde, dem wir einen interessanten Bericht über das, was er bei dieser Veranlassung an einem so außerordentlichen Menschen in der Nähe beobachtete, verdanken.

Eben jenes Leibroß genoß der ausgezeichneten Gunst seines Gebieters, der ihm nicht nur die ausgesuchteste Pflege, königlichen Hausrath und eine zahlreiche Dienerschaft zuordnete, sondern es auch zu Zeiten zu seiner eignen Tafel einlud, wo es mit vergoldetem Haber genährt und mit den köstlichsten Weinen getränkt wurde; wäre es auch minder erwiesen, daß ihm selbst die Ehre des Consulats zugedacht worden. Ausschweifend aber in allen seinen Ideen verfiel er auf den Bau einer Schiffbrücke, welche quer über den Meerbusen von Bajä geschlagen, und wozu die Fahrzeuge in so unermeßlicher Zahl verwandt wurden, daß die Kornzufuhren nach Rom dadurch unterbrochen und eine Hungersnoth in dieser Hauptstadt erzeugt ward; während er sich die kindische Befriedigung gab, über das vollendete Werk, im Angesichte vieler Tausende, einen wiederholten Siegszug im Costüme eines römischen Wagenlenkers anzustellen: doch den Beschluß des Festes machte der gewaltsame Herabsturz jener Zuschauer in die Fluthen, deren Viele sogar an der versuchten Rettung ihres Lebens absichtlich verhindert wurden.

Lüstling im ausgedehntesten Sinne des Worts, kannte seine Begierde keinen Zügel der Scham, noch der Ehre; und jede derselben, auch wenn sie sich auf die angesehensten Matronen richtete, ward mit roher Gewaltsamkeit befriedigt, ohne auf die Heiligkeit eines bestehenden Ehebandes zu achten. Seine erste Gemalin Junia, mit der er sich noch bei Tiberius Leben vermälte, starb frühzeitig im Kindbette. Als Gast zur Hochzeitfeier des C. Calpurnius Piso geladen, reizte Livia Oristilla, die Braut, seine Lüste so sehr, daß er sie sogleich nach seinem Palast abführen ließ, um sie sich selber beizulegen; aber auch um sie bereits nach wenigen Tagen wieder zu verstoßen und auf einige Zeit zu verbannen. Bald darauf entriß er die Lollia Paulina ihrem Gatten gewaltsam, blos weil er erfahren, daß einst ihre Großmutter eine ausgezeichnete Schönheit gewesen; aber auch sie ward eben so schnell verstoßen, ohne gleichwol die Erlaubniß erhalten zu können, zu ihrem früheren Gatten zurückzukehren. Seiner dauerndsten Neigung genoß Milonia Cä-

gungen haben. Das Reifwerden der Pitahaja, die auf der Halbinsel außer Fischen, Schlangen und Schildkröten die vornehmste Nahrung ausmacht, dient ihnen zum Berechnen der Jahre. Überhaupt sollen sie von äußerst eingeschränkten Begriffen seyn, doch haben sie eine Art von Religion und Zauberer. Die Indianer in den Missionen haben es bei weitem besser; die Väter haben ihnen außer dem Kreuze auch den Ackerbau, die Viehzucht, die Künste des Friedens zugebracht, haben ihre ewigen Fehden geschlichtet und sich bemüht, sie zu gesitteten Menschen zu machen. Ihre Existenz ist jetzt weit gesicherter. Indeß haben die Lehren der Väter doch nur erst bei einem Theile Eingang gefunden; der Rest schwärmt noch immer in seinen Felsen und Wäldern umher und zieht seine prekäre Existenz und sein Faullenzen dem bessern Leben in den Missionen vor, wo er aber für sich und für die Mönche arbeiten muß. — California la vieja und California la nueva bildeten, so lange sie unter dem spanischen Gouvernement standen, jedes für sich eine Provinz. Aber diese Provinzen hatten keine Gouverneure, keine Alkalden, keine Corregidoren und keine Gerichtshöfe, sondern die Oberaufsicht befand sich in den Händen der Militärkommandanten der beiden Presidios Loreto und Monterey, wovon jenes der Hauptort der Halbinsel, dieses des Küstenstrichs war. In den Missionen herrschten die Mönche ganz unumschränkt; sie hielten sowol die gesetzgebende, als vollziehende Gewalt in Händen, die Indianer hatten keinen andern Herrn und Richter, als den Mönch, der ihnen das Christenthum predigte, und der allenfalls, wenn er keinen Gehorsam fand, den Korporal des nächsten Presidio zum Beistande herbeirief. Während der Herrschaft der Jesuiten stand sogar der Militärkapitän von Loreto unter den Befehlen des Pater Präsidenten der Mission. Diesen Vorzug genießen indeß weder Franziskaner noch Dominikaner. Durch die Missionarwirthschaft wird indeß das Aufblühen der Kolonie sehr aufgehalten, theils standen die Kommandanten der Presidios und die Mönche immer einander gegenüber, theils verhinderten die Mönche jede Niederlassung eines gente de razon (so heißt in den spanischen Kolonien alles, was nicht Indianer ist), indem diese sich dem blinden Gehorsam der Indianer nicht unterwerfen, und in allen Missionen sieht man daher keinen Weißen, Mulatten und Neger, als den Priester; selbst den Soldaten der Presidios war es nicht erlaubt, außer den Kasernen zu leben, oder sich als Kolonisten niederzulassen. Wie unter diesen Umständen sich die neue Verfassung der beiden Californias, die 1824 vereinigt als Stat in die mexikanische Union getreten sind, gestalten werde, darüber müssen wir nähere Nachrichten erwarten (nach v. Humboldt politischer Zustand II. S. 218—244, Alcedo I. S. 244—248, und Begerts Nachrichten von California. Manheim 1772. 8.). —2) Ein Meerbusen des Australozeans, der sich zwischen der Halbinsel California und dem State Sonora von 22° 55′ bis 32° 35′ N. Br. hin erstreckt und 122 Meilen lang, 12 bis 30 breit ist. Er heißt auch wol das Purpurmeer und in ältern Charten das Meer von Cortez, welcher Name ihm um so mehr bleiben müßte, da dieser große Mann ihn nicht allein entdeckt, sondern völlig untersucht hat. In seine Böschung strömt der Fluß Colorado, auch fallen ihm aus dem Schoße von Sonora mehre Küstenflüsse zu. Er bietet durchaus eine gute Schiffahrt dar, hat an seinen Küsten verschiedne brauchbare Häfen, und trägt die Eilande Ignacio, S. Ines, Tiburon, S. Francesco, zwischen welchem und dem Kap S. Miguel auf der Halbinsel die Perlenfischerei betrieben wird, Carmen, S. Catalina, S. Jose, wo auch Perlenbänke liegen, Espiritu Santo und Ceralbo. (*Hassel.*)

CALIG (16° 54′ L. 40° 28′ B.), Villa in der spanischen Prov. Valencia, Govierno Peñiscola, dem König als Großmeister des Ordens U. L. F. von Montesa gehörig, mit 2385 Einw. (*Stein.*)

CALIGULA (Cajus Cäsar), war der dritte, einzig noch überbliebene Sohn des edlen Cäsar Germanicus und der älteren Agrippina, und, nach der wahrscheinlichsten Annahme, im römischen Standlager am Mittelrhein geboren (31. Aug. 12. nach Chr. Geb.). Als, nach Augusts Tode, die Legionen sich gegen Tiberius Nachfolge auflehnten, stillte der Anblick des Knaben, mit welchem die Mutter in ihre Mitte trat, den bedrohlichen Aufstand um so leichter, als sie ihn, durch frühzeitige Gleichstellung in ihrer Kleidung, lieb gewonnen und ihm deshalb auch im Scherz den Beinamen Caligula gegeben hatten. Bis in sein 20. Jahr blieb er meist in den Händen der Frauen des Cäsarischen Geschlechts, bis ihn Tiberius, zu näherer Obhut, in seine Einsamkeit nach Capreä nahm. Mit einer Kunst der Verstellung, die weit über seine Jahre ging, wußte er sich hier in alle Launen und Neigungen des Tyrannen zu schmiegen; so daß es nie einen besseren Sklaven, so wie nachmals nie einen schlimmeren Gebieter gab. Tiberius selbst erkannte seine, sich früh verrathende Schlechtigkeit gar wol und freute sich derselben, sie in jeder Weise begünstigend. Als seinen Adoptiv-Enkel erklärte er ihn zum künftigen Mitregenten seines noch minderjährigen, rechten Enkels Tiberius; — eine Maßregel, die Cajus nach dem Tode des Tyrannen um so geflissener und schneller zu vereiteln suchte, als dieser in einem heimlichen Testamente dennoch ausschließlich den Letzteren begünstigt hatte. An des Imperators durch Erstickung beschleunigtem Tode war er nicht ohne Mitwissenschaft und thätige Theilnahme geblieben; und im Einverständniß mit Macro, dem Anführer der prätorianischen Leibwache, fand er von keiner Seite ein Hinderniß, die Zügel der römischen Weltherrschaft zu ergreifen (16. März 37. nach Chr. G.), welche, kaum noch einen leeren Schatten der alten republikanischen Freiheit darbietend, allmälig in eine vollendete Despotie ausgeartet war und unter Caligula bis zur äußersten Gränze des Unsinns und der Verruchtheit fortgeleitet werden sollte.

Ein Beschluß des Senats bestätigte den Cajus in seinem Recht der Nachfolge und unter Beilegung der, nunmehr den Souverain bezeichnenden Würden als Imperator (in der späteren Bedeutung des Worts) und Princeps, denen er selbst späterhin, aus eigner Willkür, noch den Titel Dominus beifügte. Dennoch aber war die Macht hervorgebrachter Formen so groß, daß auch er das von Augustus und Tiberius gegebene politische Schauspiel wiederholen zu müssen glaubte und, sich der angetragenen Ehren weigernd, dieselben vom Senat und Volk gleich-

sam aufdringen ließ. Die alte Verehrung gegen seinen, einst vom Volke angebeteten Vater kam ihm in liebender Hoffnung entgegen; man versprach sich eine Zukunft, die das Widerspiel von der verhaßten Regirung seines Vorgängers seyn werde, und bei seinem Einzuge in Rom wurden ihm, im Taumel des Entzückens, die schmeichelhaftesten Namen gespendet. Wirklich auch schien diese innige Zuneigung aller Stände sein Gemüth für den Augenblick zu ergreifen, und seine ersten Regenten-Handlungen waren von eben so viel Milde, als Würde, geleitet. Er lösete die Fesseln der Statsgefangenen und Verbannten; wies das schändliche Geschmeiß der Delatoren von sich zurück; verhieß, von dem Majestätsgesetz, dieser furchtbaren Handhabe des Despotismus, keinen Misbrauch machen zu wollen, und bestätigte diesen Willen auch da, wo ihm eine Verschwörung gegen sein Leben bekant wurde, durch die edelmüthige Erklärung: Er sey sich nicht bewußt, den Haß irgend eines Sterblichen zu verdienen. Dem Volke gab er das, von Tiberius ihm entzogene Recht der Comitien zurück, reinigte den Ritterstand mit sittlicher Strenge, schaffte zahlreiche Misbräuche ab, und erließ verschiedene, drückende Steuern. Öffentlich und feierlich gelobte er, sich den besseren Einsichten des Senats in Allem zu fügen und die Beglückung seines Volks das Geschäft seines Lebens seyn zu lassen.

Acht Monate hatte dieser Traum einer lang entbehrten, öffentlichen Glückseligkeit angehalten, als Cajus sich von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen sah, welche Rom und das Reich in die bangste Bekümmerniß setzte und sich in den rührendsten Äusserungen der Liebe und Anhänglichkeit offenbarte. Er genas endlich: allein sey es, daß entweder die Krankheit selbst sein Gehirn zerrüttet, oder daß ein Liebestrank, welchen, der Sage nach, seine nachherige Gemalin Cäsonia ihm beigebracht, diese unglückliche Wirkung herbeiführte, oder daß die, bisher mit Gewalt zurückgedrängte Bösartigkeit seiner Natur endlich ihre Rechte über ihn behauptete: genug der Imperator, in einen unsinnigen und blutdürstigen Thoren verwandelt, bezeichnete von jetzt an seine Herrschaft mit einer ununterbrochenen Reihe von Ausschweifungen, Narrheiten und Greuelthaten, die ihm den Fluch der Menschheit für alle Zeiten verwirkt haben und bei der Nachwelt kaum Glauben finden würden, wenn nicht die gesammte Geschichte jener Zeit dafür zeugte.

Vom Senat foderte er die ausschweifendsten Titel und Ehrennamen, die ihm mit kriechender Unterwürfigkeit gespendet wurden. Mit blutiger Ironie verwies er demselben jeden Tadel, womit seines Vorgängers Regirung jemals belegt worden, weil sie ja doch allesamt an dessen Unthaten durch Billigung oder Ausrichtung sklavischen Antheil genommen. Und auch jetzt dankte der Senat dem Übermüthigen für seine Milde, daß er sie nicht seinem Zorne zum Opfer bringe. Ja, in eben diesem Augenblick, wo sein Wille das Majestäts-Gesetz in seiner ganzen Strenge erneuerte, ward beschlossen, einen so glücklichen Tag für alle Zeiten als ein Fest zu begehen. — Schon erhaben über alles menschliche Maß von Macht und Ehre, stieg, in leicht begreiflicher Verblendung, das Gelüst in ihm auf, sich vergöttert zu sehen; und bald ging er in nachgeahmter Gestalt und mit den Attributen der Götter und Heroen einher, bald setzte er sich zwischen die Bildsäulen des Kastor und Pollux und ließ sich mit ihnen zugleich anbeten. Am liebsten zeigte er sich als Donnergott, selbst mit nachgeahmten Blitzen; oder er flüsterte dem Jupiter capitolinus Etwas vertraulich ins Ohr, so wie er demselben zu andrer Zeit drohte, ihn nach Griechenland zurückzusenden. Aber immer unersättlicher im Genuß dieses Dünkels, stiftete und weihte er sich eigne Tempel in und außer Rom, wo seine goldnen Bilder prangten, seine Priester ihm dienten und erlesene Opfer von Pfauen, Fasanen und Perlhühnern dargebracht wurden. Er ward endlich sein eigner Priester, und ordnete sich in diesem Dienste seine nachherige Gemalin Cäsonia und sein Roß Jocitatus zu. Nur die alexandrinischen Juden weigerten sich dieser Verehrung, zogen sich aber dadurch eine blutige Verfolgung zu, zu deren Abwendung der gelehrte Philo an ihn abgesandt wurde, dem wir einen interessanten Bericht über das, was er bei dieser Veranlassung an einem so außerordentlichen Menschen in der Nähe beobachtete, verdanken.

Eben jenes Leibroß genoß der ausgezeichneten Gunst seines Gebieters, der ihm nicht nur die ausgesuchteste Pflege, königlichen Hausrath und eine zahlreiche Dienerschaft zuordnete, sondern es auch zu Zeiten zu seiner eignen Tafel einlud, wo es mit vergoldetem Haber genährt und mit den köstlichsten Weinen getränkt wurde; wäre es auch minder erwiesen, daß ihm selbst die Ehre des Consulats zugedacht worden. Ausschweifend aber in allen seinen Ideen verfiel er auf den Bau einer Schiffbrücke, welche quer über den Meerbusen von Bajä geschlagen, und wozu die Fahrzeuge in so unermeßlicher Zahl verwandt wurden, daß die Kornzufuhren nach Rom dadurch unterbrochen und eine Hungersnoth in dieser Hauptstadt erzeugt ward; während er sich die kindische Befriedigung gab, über das vollendete Werk, im Angesichte vieler Tausende, einen wiederholten Siegszug im Costüme eines römischen Wagenlenkers anzustellen: doch den Beschluß des Festes machte der gewaltsame Herabsturz jener Zuschauer in die Fluthen, deren Viele sogar an der versuchten Rettung ihres Lebens absichtlich verhindert wurden.

Lüstling im ausgedehntesten Sinne des Worts, kannte seine Begierde keinen Zügel der Scham, noch der Ehre; und jede derselben, auch wenn sie sich auf die angesehensten Matronen richtete, ward mit roher Gewaltsamkeit befriedigt, ohne auf die Heiligkeit eines bestehenden Ehebandes zu achten. Seine erste Gemalin Junia, mit der er sich noch bei Tiberius Leben vermälte, starb frühzeitig im Kindbette. Als Gast zur Hochzeitfeier des C. Calpurnius Piso geladen, reizte Livia Oristilla, die Braut, seine Lüste so sehr, daß er sie sogleich nach seinem Palast abführen ließ, um sie sich selber beizulegen; aber auch um sie bereits nach wenigen Tagen wieder zu verstoßen und auf einige Zeit zu verbannen. Bald darauf entriß er die Lollia Paulina ihrem Gatten gewaltsam, blos weil er erfahren, daß einst ihre Großmutter eine ausgezeichnete Schönheit gewesen; aber auch sie ward eben so schnell verstoßen, ohne gleichwol die Erlaubniß erhalten zu können, zu ihrem früheren Gatten zurückzukehren. Seiner dauerndsten Neigung genoß Milonia Cä-

sonia *), die er, nachdem er schon längere Zeit ihres vertrauteren Umgangs gepflogen, zu seiner Gemalin erklärte. Aber auch mit seiner Schwester Drusilla, obgleich zuletzt an M. Lepidus vermält, lebte er in strafbarer Verbindung; so wie diese Zuneigung sich auch in der, ihr nach ihrem Tode von ihm veranstalteten, Ehre der Vergötterung aussprach. Auch seine beiden andern Schwestern Agrippina und Livilla oder Julia entgingen der gleichen Verdächtigung nicht.

Mit der nämlichen Ausgelassenheit fröhnte Cajus dem Hange zu jeder Art von Schau- und Gladiatorspielen, nicht nur bis zur Unersättlichkeit im Genusse des Schauens, sondern auch bald zu eigner, thätiger Theilnahme. Alles, was zu dem lustigen Gesindel der Mimen, Histrionen und Fechter gehörte, genoß bei ihm des größten Einflusses, so wie seine gute Laune sich an ihnen in den ausschweifendsten Belohnungen, wie nicht minder seine böse, in Tod und Verderben offenbarte. Er war selbst ein geübter Tänzer, Gladiator und Wagenlenker, und gab davon Proben ebensowol im Palast vor seinen Freunden, als öffentlich vor dem Volke. Es war aber leibes- oder lebensgefährlich, ihn bei diesen Kunstproben auch nur durch das leiseste Geräusch zu stören. Versäumte das Volk, durch solche Auftritte geschreckt, den Besuch der Theater, so strafte er dasselbe, bald durch seine eigne Entfernung von Rom, bald durch Schließung der öffentlichen Kornhäuser. Begünstigte es nicht die Partei der Wagenlenker, die er selbst beschützte, so ließ er es im Amphitheater viele Stunden lang dem Sonnenbrand ausgesetzt, ohne daß irgend Jemand seinen Platz verlassen durfte; oder er zwang auch wol, wenn es zufällig an Verbrechern mangelte, unschuldige Gefangene, ja selbst einen Theil der herbeigeströmten Zuschauer, in die Arena hinabzusteigen und mit Gladiatoren oder wilden Thieren zu kämpfen.

Dieser Hang zu blutdürstiger Grausamkeit entwickelte sich von Tage zu Tage zu immer fühlloserer Wildheit. Seine Großmutter Antonia fand ihren verfrüheten Tod unter seinen absichtlichen Kränkungen; Macro und seine Gattin büßten den entscheidenden Vorschub, den sie ihm zur Thronbesteigung geleistet, so wie sein Schwiegervater Silanus seine unbequemen Erinnerungen zu einiger Mäßigung, mit einem gewaltsamen Tode. Seinen unschädlichen Nebenbuhler, den jungen Tiberius, zwang er, nachdem er denselben Tages zuvor mit heuchlerischer Freundlichkeit adoptirt hatte, sich selbst zu entleiben. Gutmüthige Thoren oder Schmeichler, die sich, während seiner Krankheit, für sein Leben geweiht hatten, wurden genöthigt, dies Gelübde blutig an sich zu erfüllen. Die nämlichen Eingekerkerten, die er beim Antritt seiner Regierung, als unschuldig, losgelassen, wurden aufs Neue ergriffen und hingerichtet. Überall gab es Ermordungen ohne Ende, und mit unseliger Lust wohnte er selbst diesen Hinrichtungen bei, welche, nach seinem Gebot, so vollzogen werden mußten, daß die Unglücklichen es auch empfinden sollten, daß sie stürben, oder wobei er Eltern und Kinder zwang, Zeugen zu seyn, ohne daß sie die Augen abwenden durften. Bei Tische ließ er, zur gesellschaftlichen Unterhaltung Schuldige und Unschuldige vor seinen Augen foltern, und brach einst in ein frohes Lachen aus, bei dem laut geäußerten Gedanken, daß sein leisester Wink hinreiche, die ihm zu beiden Seiten tafelnden Consuln erwürgen zu lassen. Das Vorrecht der Comitien hatte er dem Volke alsbald wieder entzogen, und, unbekümmert um dessen Liebe, wollte er nur gefürchtet seyn, während er selbst ihm Haß und Verachtung weihte und dem gesammten Römervolke nur einen Hals wünschte, um die Freude zu haben, es mit einem einzigen Streiche hinzurichten. Neidisch auf jedes Verdienst, in welcher Gattung es sich auch zeigen mochte, war er eifrig bemüht, es zu vernichten oder zu beschimpfen; und so wie ihn Homers Genie in dem Maße beleidigte, daß er seine Werke ganz zu vertilgen suchte, und mit Virgils und Livius Schriften und Büsten gern ein gleiches gethan hätte: so erzürnte er sich eben sowol, wenn eine männliche Wohlgestalt ihm begegnete oder das Purpurkleid eines Vasallenkönigs im Theater einiges Aufsehen erregte. Ja, selbst das dunkelste Leben schützte nicht vor seinen blutigen Mishandlungen.

Der Unbestand seines Charakters war des schnellsten Überganges zu allen Extremen fähig. Bald gefiel er sich im buntesten Gewühl des Palastes, bald mied er wieder die Gesellschaft seiner Vertrautesten. Ungehalten, wenn ihn Bittschriften bestürmten, war er es wieder eben so sehr, wenn Niemand sich zeigte, eine Gnade von ihm zu erflehen. Heute fertigte er die Geschäfte ab in geflügelter Hast, und morgen schob er die dringendsten Sachen nachlässig auf. Jetzt liebte er den Freimuth der Rede; und sofort wieder ersättigte ihn kaum die verworfenste Schmeichelei. Verbrecher wurden begnadigt und Schuldlose verdammt. Bei seinen Günstlingen wechselte Liebkosung mit Schmach, ohne weder für das Eine, noch für das Andre einen Grund zu haben. Selbst seine nächsten Umgebungen wußten selten, wie sie mit ihm daran waren, weil ihn oft das tödtlich beleidigte, woran er noch vor wenig Stunden ein Wohlgefallen gefunden; und er fand seine grausame und schadenfrohe Lust daran, sie in solche Lagen zu versetzen, wo ihr Thun, wie ihr Lassen, gleich verderblich für sie ausfallen mußte.

Sein Glück nur nach der Summe unwürdiger und launenhafter Genüsse abmessend, fand Cajus keinen Preis zu hoch, der zu ihrer Befriedigung führte; weshalb sich denn auch Verschwendung und Geiz, leichtsinniger Übermuth und raffinirte Grausamkeit bei ihm die Wage hielten. In weniger als 2 Jahren war, in der tollen Jagd

*) Cäsonia, eine Tochter des Orphetus und der Vestilia, war die letzte von den 4 Gemalinnen des Kaisers Caligula, wofür er sie im J. Chr. 39 erklärte, nachdem sie ihm vorher eine Tochter, Julia Drusilla, geboren hatte. Sie war nicht mehr jung und schön, und hatte auch von einem frühern Gemal schon drei Töchter; dennoch liebte sie der wilde Caligula mit einer Beharrlichkeit, welche Jedermann befremdete und sogar das Gerücht erzeugte, sie habe ihm einen Liebestrank gegeben und dadurch seine Geisteszerrüttung verursacht (Juven. Sat. 6. 614 sq.). Ihr grausamer, frecher und wollüstiger Charakter entsprach dem ihres Gemals. Als dieser im J. 41 von Verschwornen getödtet war, wurde auch Cäsonia neben seiner Leiche von dem Centurio Julius Lupus erstochen, dem sie die Brust entschlossen darbot. Ihre Tochter, die schon in der frühesten Jugend durch eine seltene Wildheit ihre Abkunft bestätigte, wurde an der Wand zerschmettert (*Sueton.* in vita Caligulae cap. 25. 50. 59. Bayle Art. Caligula). (*Rese.*)

nach Vergnügen, der von Tiberius zurückgelegte Schatz vergeudet, der sich gegen 150 Millionen Thaler belief. Allein sobald diese Quelle versiegt war, nahm er seine Zuflucht zu vermehrten Auflagen, zu drückenden Erpressungen und zu den ungerechtesten Finanz-Spekulationen oder den schändlichsten Erwerbsmitteln. Neue Steuern wurden auf alle und jede verkäufliche Gegenstände gelegt; und selbst ein Achtel des täglichen Erwerbs der arbeitenden Klasse floß, als bestimmte Abgabe, in seine Kassen. Um hohen Preis wurde Jeder angehalten, das römische Bürgerrecht aufs Neue zu erkaufen, das längst ererbt worden. Privilegirte Anstalten für Befriedigung der Wollust und der Spielsucht wurden in seinem eignen Palaste eröffnet und das Publikum zur Besuchung derselben eingeladen. Werthlose Sachen ließ er in seiner Gegenwart versteigern, und die gezwungenen Käufer hatten nur die Wahl zwischen seiner Ungnade oder den ausschweifendsten Geboten, die sie an den Bettelstab führten. Wer nach damaliger knechtischer Sitte, um den Erben wenigstens eine Hälfte seines Nachlasses zu sichern, den Imperator in seinem Testamente zum Empfang der andern eingesetzt hatte, ward ermordet, um diesen letzten Willen desto schneller zur Erfüllung zu bringen. Vor Allem aber führte die willkürlichste Anwendung des vermeinten Majestätsverbrechens zu Gütereinziehungen, welche unermeßliche Summen in seine Hände brachten.

Italien war auf diese Weise bereits ausgesogen, als Cajus, um das reiche Gallien und Hispanien gleichmäßig zu plündern, einen beschlossenen Kriegszug gegen die Germanen als Vorwand benutzte, sich persönlich in diese nördlichen Provinzen zu begeben. Von der ganzen Pracht seines üppigen Hofhalts umgeben, zog er dem Rheine zu, wo ein Römerheer von 250,000 Kriegern sich auf seinen Wink versammelt hatte. Er ging mit demselben über diesen Gränzstrom: doch ohne nur einen Feind gesehen zu haben, führte er es, thatenlos, nach wenigen Tagen zurück; und schon die bloße Vorstellung, daß er hier in einer Schlucht durch einen Hinterhalt abgeschnitten werden könne, trieb ihn in schnellster Flucht der Brücke zu, wo er, vom gedrängten Troß gehindert, sich über den Köpfen hinweg heben ließ, um das jenseitige sichre Ufer zu erreichen. Dagegen mußten verkleidete und im Gebüsch versteckte Römer den Schein eines Überfalls geben, worauf er herbei eilte, sie zu besiegen und Trophäen zu errichten. Viel aber fehlte, daß ihm die, für diese Heldenthaten vom Senat decretirte Ehre der Ovation genügt hätte; und er foderte mit Ungestüm höhere Auszeichnungen. Das Heer selbst mußte ihn 7 Mal, nach alter römischer Sitte, als Imperator begrüßen. Bald darauf besiegte indeß sein Feldherr Galba die Germanen wirklich; und nun fehlte es nicht, daß sich Caligula als Selbstsieger dafür ehren ließ.

Bei seinem verlängerten Aufenthalt in Gallien sollte ein neuer Kriegszug gegen Britannien seinen Namen verherrlichen. Truppen und Flotten wurden zusammengezogen, gemustert und, nachdem sie an der Küste der Meerenge in Schlachtordnung gestellt worden, das Zeichen zum Angriff gegeben. Dann aber erhielten die Legionen den Befehl, ihre Waffenröcke und Helme voll Muschelschalen zu lesen, als Beute des von ihnen besiegten Oceans. Belohnungen der bewiesenen Tapferkeit folgten, und ein hoher Leuchtthurm, das Abbild des Pharus von Alexandria, ward an der Stätte als Siegesdenkmal errichtet. Bei dem prächtigen Triumphe, den er hiernächst in Rom veranstaltete, mußten verkleidete Gallier als germanische Kriegsgefangene aufziehen; nachdem er zuvor noch den Versuch, die Legionen am Rhein wegen ihres einstigen Aufstandes in seiner Kindheit zu decimiren, in feiger Flucht aufgegeben, sobald er, im Augenblick der Ausführung, wahrnahm, daß seine blutige Absicht ihnen verdächtig geworden. Dagegen ward dem Senat, aus kindischem Groll, bei seiner Heimkehr eine gänzliche Ausrottung geschworen und mit Verlegung des Regirungssitzes nach Antium oder Alexandria gedroht; bis er wiederum, in gewandelter Laune, öffentlich erklärte, daß er mit dem Senat ausgesöhnt sey, der sich dafür in neuen kriechenden Ehrenbezeigungen und Vergötterungen erschöpfte.

Noch während seines Verweilens in der gallischen Provinz nahm er blutige Rache, wegen einer angeblichen Verschwörung, an M. Ämilius Lepidus und Cn. Lentulus Getulicus, welche seinem Leben nachgestellt haben sollten. Auch seine beiden Schwestern wurden in die Strafe mit verwickelt, und nach der Insel Pontia verbannt, weil sie um den Mordanschlag gewußt und ihn verschwiegen hätten. Glücklicher war die Verschwörung des Cassius Chärea, welche nicht sowol durch eine ehrgeizige Absicht auf Herrschaft, als durch das Verlangen, die Menschheit von diesem Ungeheuer zu befreien, herbeigeführt wurde. Chärea befehligte, als Tribun, eine der prätorianischen Cohorten und war solchergestalt gezwungen, in der Nähe des Tirannen zu leben, der diesen Mann von eben so edlem Sinn, als erprobtem Muthe, wegen der menschenfreundlichen Weise anfeindete, womit er seine harten Befehle bei Steuer-Eintreibungen ins Werk gerichtet; und hielt er ihn auch vielleicht zu geringe, ihn seinem Hasse zu opfern, so fand er doch in demselben einen willkommenen Gegenstand für seine Belustigung, indem er ihn unaufhörlich lächerlich und verächtlich machte. Im gerechten Unmuth über eine so unwürdige Behandlung, entdeckte Chärea einigen gleichgestimmten Freunden sein Verlangen, diese unerträgliche Schmach von sich abzuschütteln, und Rom durch den Untergang des wahnsinnigen Wütherichs seine Freiheit zurückzugeben. Freudig kamen Jene ihm darin entgegen, aber reizten auch durch zögernde Vorsicht seine Ungeduld immer höher; bis endlich, unter den mancherlei Möglichkeiten, ihrem Widersacher beizukommen, beschlossen wurde, über ihn herzufallen, wenn er, am letzten Tage der, zu Augustus Andenken, gefeierten palatinischen Spiele (24. Jan. 41.), den Circus verlassen und sich in sein gewöhnliches Gemach begeben haben würde. Der Tag und die Gelegenheit erschien: aber schon hielten die Verschwornen wenigstens die letztere für vereitelt, da Caligula, der ganz in jenen Spielen lebte, keine Neigung bezeigte, sie zu verlassen. Schon rüstete sich Chärea, die beschlossene That im Circus selbst und unter den Augen des Volks zu vollführen, als Jener sich dennoch in den Palast erhob und, gefolgt von seinem Mörder, den Streichen desselben, so wie der herbeigeeilten Mitverschwornen, in vergeblicher Flucht unterlag. Drei-

sig Wunden, in denen ihre Wuth sich kühlte, zerfleischten ihn, während er immerfort rief: Ich lebe noch! Endlich noch entstellten obscöne Verstümmelungen den hingerichteten Leichnam; sollte auch die Mordlust sich nicht dahin verirrt haben, daß man die abgehauenen Stücke desselben kannibalisch verschlungen hätte.

Fast 4 Jahre währte das blutige und schändliche Regiment dieses Unholds, von welchem Seneca urtheilt: Die Natur scheine ihn hervorgebracht zu haben, um darzuthun, was das Laster, in der Fülle der Macht, vermöge. Sein Körper blieb bis zum Dunkel im Blute liegen, wo er endlich in die lamischen Gärten über Seite geschafft, dem Scheiterhaufen übergeben und, kaum halb verbrant, in die Erde eingescharrt wurde; sey es nun, daß Cäsonia oder sein sinnesverwandter Freund, der jüdische König Agrippa, diese traurige Pflicht an ihm erfüllte. Feierlicher war späterhin das Leichenbegängniß des Wiederausgegrabenen, welches seine, aus der Verbannung heimkehrenden Schwestern veranstalteten. Indeß wurden, unter seines Nachfolgers Claudius Regirung, seine Bildsäulen umgestürzt und zerbrochen, seine Verordnungen vernichtet und seine Münzen einzuschmelzen befohlen, damit weder sein Name, noch seine Gesichtszüge, auf die Nachwelt kämen. Dieser Zweck ward nicht erreicht: aber auch Sueton hat uns folgende, bezeichnende Schilderung seines äußern Menschen aufbehalten: So wenig gesund an der Sele, als am Körper, war Caligula von sehr großer, doch misgestalteter Bildung; ausnehmend blaß, mit hohlen Augen und Schläfen, einer breiten und finstern Stirne, kahler Glatze, und überaus dünnem Halse und Schenkeln. So sehr die Natur seinem Gesichte bereits den Ausdruck von wilder Grausamkeit gegeben hatte, übte er dennoch vor dem Spiegel Geberden ein, wodurch er Furcht und Entsetzen zu erwecken hoffte. Von Schlaflosigkeit und schrecklichen Träumen gequält, ruhte er nie länger, als 3 Stunden; gezwungen, sein Lager zu verlassen, in den Gängen des Palastes umher zu irren und in sehnsüchtigem Verlangen den Anbruch des Morgens zu erwarten *). (*Haken.*)

*) S. *Sueton.* Caj. Caes. — *Dio Cass.* 59. — *Tacit.* ann. 6. 13. — Philo legat. ad. Caj.

CALIGUS, eine von Müller aufgestellte Crustaceengattung aus der Ordnung Entomostraca. Der Körper der hieher gehörigen Thiere, der kaum die Länge eines halben Zolls erreicht, besteht zuerst aus einem vordern Theile, der cirkelförmig, platt, mit einem fast membranösen Schilde bedeckt ist, vorn zwei kleine, fadenförmige Antennen, an deren Basis zwei kaum wahrzunehmende Augen, trägt; an der untern Fläche findet sich ein kleiner Mund, und bei der ersten Art zehn, bei der zweiten acht kurze Füße, von denen die vordern mit einem feinen, nach innen zurückgebogenen Haken, die hintern mit mehren häutigen, weißen, und gefiederten Fäden sich endigen, die die Funktion von Schwimmfüßen und zugleich von kiemenartigen Respirationsorganen ausüben. An den hintern Theil dieses ersten glatten Körpertheils schließt sich ein zweiter an, der den Namen des Hinterleibs erhalten hat, und bei der ersten beinahe viereckig, viel kürzer als der erste Theil, bei der zweiten Art oval und länger ist. An der Mitte des hintern Endes dieses Bauchs befindet sich bei der ersten Art ein kleiner, zweilappiger Körper, der am Ende mit Borsten versehen ist, bei der zweiten Art 2 gezähnelte Blättchen. Ferner verbinden sich mehr seitlich mit diesem Theil 2 dünne Röhren, die die Länge des Körpers ein, oder bei der zweiten Art drei Mal übertreffen, und die Müller für Eierstöcke zu halten geneigt ist. — Sie leben an den Kiemen und unter den Schuppen der Fische, scheinen sich von deren Blut oder Schleim zu nähren, und, vertrieben von ihrer Wohnung, laufen sie auf dem Fische, oder schwimmen im Meere so lange herum, bis sie eine andere finden. Die Arten sind: 1) C. *piscinus* Latr., C. cultus *Müll.* Entom. tab. 21. f. 1. 2. Monoculus pisc. *Linn.* 2) C. *productus* Müll. ibd. f. 3. 4. Monoc. salmoneus *Fabr.* E. S. (*Lichtenstein.*)

CALINASSE, ein kleines Eiland im Australozean, zu dem Archipel der Schifferinseln gehörig und unter 13° 45′ S. Br. und 205° 48′ 27″ L. zwischen Pola und Oyolava belegen, niedrig, beholzt und wahrscheinlich auch bewohnt, aber weder von Bougainville, noch Perouse betreten. (*Hassel.*)

CALINEA, nannte Aublet einen Schlingstrauch in Gujana, dessen Charakter am besten mit Doliocarpus Roland. vereinigt wird, zu welcher Gattung diese Pflanze schon von J. F. Gmelin gezogen wurde, obgleich Willdenow sie mit Tetracera verband. Durch die einzeln stehenden, fast einsamigen Früchte unterscheidet sie sich von Tetracera. (*Sprengel.*)

CALINORE, Stadt in der Provinz Lahore im Gebiete der Sikhs in Hindustan, bekant, weil hier Hamayon 1556 starb und Akbar zum Großmogol proklamirt wurde. (*Hassel.*)

CALISPERMUM. Lour., ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Flacourtieen und der 5. Linné'schen Klasse. Char. fünftheiliger, stehen bleibender Kelch, fünf ausgehöhlte Kronenblätter, die die Staubfäden tragen. Einfächerige Beere, deren Samen an den Wänden hangen. Die einzige bekannte Art: Cal. *scandens* Lour. ist ein Schlingstrauch mit weißen Blumen in Cochinchina. (*Sprengel.*)

CALIXTUS, I — III., Päpste.

Calixtus I., gelangte zur Würde eines Bischofs von Rom im J. 219 und verwaltete sie bis 223. Diese Zeiten seines Amtes gingen ziemlich ruhig für die Christen hin; denn der Kaiser Alexander Severus war den Bekennern Christi ziemlich geneigt, und gab ihnen öfter Beweise seines Wohlwollens. Unter andern erlaubte er ihnen an einem Orte, den man zum Aufbau eines öffentlichen Hauses benutzen wollte, ein Gotteshaus zu erbauen [1]). Ob dies aber die Kirche Santa Maria Transtevere ist, unterliegt allerdings einem starken Zweifel. Außerdem ist von Calixtus Leben nichts von besonderer Wichtigkeit mehr bekant oder die von ihm noch sonst aufbehaltenen Nachrichten beruhen auf höchst unsichern, zum Theil offenbar erdichteten Quellen, z. B. alles, was über seine kirchliche Verwaltung und seine Anordnungen in

1) *Lamprid.* in vita Alexand. Sev. c. 49. *Anastasii* vita S. Calixti.

Rücksicht der kirchlichen Zucht berichtet wird [2]). Die ihm zugeschriebenen Decretalen sind offenbar untergeschoben; selbst sein Märtyrer-Tod ist in Zweifel zu ziehen [3]), obgleich Calixtus unter die Heiligen erhoben worden ist [4]).

Calixtus II., hieß vorher **Guido** [5]), war Erzbischof zu Vienne, ein Sohn Wilhelms des Großen, Grafen von Burgund und mit dem Könige Ludwig VI. von Frankreich ziemlich nahe verwandt. Er wurde wenige Tage nach seines Vorgängers, Gelasius II., Tode am 1. Febr. 1119 von den im Kloster Clüny versammelten Kardinälen einstimmig zum Papst ernant [6]). Neben ihm stand noch der Gegenpapst Mauritius Burdinus, vormals Erzbischof von Braga in Spanien, den der Kaiser Heinrich V. gegen Gelasius II. unter dem Namen Gregorius VIII. erhoben hatte, und der sich jetzt in Sutri aufhielt. So dauerte auch der schon lange erweckte Streit zwischen dem Kaiserhofe und dem päpstlichen Stuhl über die Investitur noch unter diesem Papste fort. Er sollte auf dem von Calixtus im Okt. des J. 1119 zu Rheims versammelten, sehr zahlreich besuchten, Concilium beigelegt werden; weshalb der Kaiser auch versprochen hatte, das Concilium in eigener Person zu besuchen [7]). Allein das in diesem Concilium wieder erneuerte, strenge Verbot der Investitur der Laien und der Bannspruch gegen alle, welche Kirchengüter einziehen würden [8]), ließen schon vermuthen, daß eine Versöhnung zwischen dem Kaiser und der Kirche schwerlich gelingen werde. Sie wurde indessen doch versucht, und der Papst und Kaiser wollten sich über die wichtigsten Streitpunkte persönlich verständigen. Der erstere verließ auch wirklich das Concilium und Heinrich rückte näher; allein da jener Bedenken trug, dem kaiserl. Lager nahe zu kommen, so geschahen die Unterhandlungen nur durch gegenseitige Sendboten und weil der Papst eben so beharrlich vom Kaiser die Entsagung der Investitur verlangte, als Heinrich an ihr als einem alten Rechte seines Throns standhaft festhielt, so zerschlug sich die Unterhandlung nur mit dem Erfolg einer gegenseitig gesteigerten Erbitterung [9]). Beim Papst sprach sich diese durch einen neuen, heftigen Bannfluch aus, durch welchen alle Unterthanen des Kaisers von Eid und Gehorsam entbunden wurden [10]). Eben so wenig gelang es dem Papst, den König Heinrich I. von England für seine Wünsche und für die Absichten des französischen Königs zu stimmen; denn Heinrich war zuvor schon benachrichtigt, daß der Papst in Ludwigs Hand nur ein Werkzeug war, wodurch er die Zurückgabe der Normandie zu bewirken suchte. Weder die von Heinrich gewarnten engl. Bischöfe auf dem Concilium [11]) konnten gewonnen werden, noch glückte es dem Papst in einer persönlichen Zusammenkunft mit Heinrich zu Igors in der Normandie, diesen zur Wiederabtretung der Normadie an seinen Bruder Robert zu bewegen. Es gelang dem Papst nicht einmal, die Zurückberufung und Einsetzung des von Heinrich verbannten Turstan, Erzbischofs von York, in das vom Papst ihm ertheilte Amt zu bewirken. Heinrich hielt fest an dem wegen der Verbannung dieses Mannes gegebenen Eide und selbst das Kraftwort des Papsts: „Ich bin Papst und spreche den König von dem Eide los!“ konnte ihn nicht wankend machen. Bei dem allen wußte aber Heinrich den für Ehrengeschenke leicht zugänglichen Papst doch so zu behandeln, daß sie mehr als Freunde, denn als Gegner schieden [12]). Von da begab sich Calixtus im J. 1120 nach Rom, wo er vor allem darauf bedacht war, sich des Gegenpapstes, Gregorius VIII. zu bemächtigen; es glückte ihm durch Bestätigung alter Vorrechte und Freiheiten, die normannischen Fürsten zur Sendung der nöthigen Kriegsvölker zu gewinnen, mit denen Sutri belagert und die Einwohner der Stadt bewogen wurden, den Gegenpapst auszuliefern. Auf das unwürdigste behandelt und unter Schimpf und Mißhandlungen in Rom eingeführt, ließ ihn Calixtus in eine Celle des Klosters Cava bei Salerno einsperren, von wo er bald nachher, auf das feste Schloß Fumo gebracht, sein Leben endigte [13]). So wurde die Spaltung der Kirche, die fast 4 Jahre gedauert hatte, beendigt. Auf solche Weise des nächsten Gegners entledigt, dachte nun der Papst auch auf eine friedliche Ausgleichung des langjährigen Streits mit dem Kaiser. Er that den ersten Schritt, indem er einen Legaten mit Vorschlägen zur Beilegung des unseligen Investiturstreits an den Kaiser absandte [14]). Auf dem Reichstage zu Worms wurden die gegenseitigen Foderungen zuerst ausgeglichen und dann das berühmte Wormser Concordat geschlossen, welches im J. 1122 den Streit dahin beendigte, daß der Kaiser, der vom Banne losgesprochen war, die Investitur der Bischöfe und Äbte auch fernerhin noch ausüben könne, aber nicht, wie bisher, mit Ring und Stab, als sinnbildlichen Zeichen der geistlichen Macht, sondern mit dem kaiserlichen Scepter, daß die Wahlen in Gegenwart des Kaisers, aber frei geschehen und Streitigkeiten darüber durch den Kaiser mit Zuziehung des Erzbischofs und der Bischöfe entschieden werden könnten, daß die Gewählten sogleich vom Kaiser die Belehnung erhalten könnten und binnen 6 Monaten auch die Bischöfe in des Kaisers Gebieten außerhalb Teutschland die Belehnung durch den Scepter erhalten sollten [15]). In einem zahlreich besuchten Lateran-Conci-

2) Z. B. bei *Platina* p. 24. *Marian. Scoti* Chron. ap. Pistor. T. I. p. 575. Chron. S. Aegidii ap. Leibn. T. III. p. 565. 3) Acta Roman. Pontif. p. 11. 4) *Anastas.* vita Calixti I.

5) *Dodechin* ap. Pistor. T. I. p. 671 nent ihn Otto. *Robert de Monte* ibid. p. 868. und andere Guido. *Cardinal. Aragon.* vita Calixti II. ap. Murat. Scr. rer. Ital. T. III. p. 419. 6) Chron. Hirsaug. T. I. p. 368. *Pandulphi Pisani* vita Calixti ap. Muratori Script. rer. Ital. T. III. p. 418. 7) Chron. Ursperg. p. 201. 8) Collect. Concil. T. X. p. 805. 9) Magnum Chron. Belgic. ap. Pistor. T. III. p. 162. *Anselm. Gemblac.* Chron. ibid. T. I. p. 946. 10) Collect. Concil. T. X. Acta Concilii Rhemens.

11) *Hume* History of England V. II. p. 37. — Heinrich sagte seinen Bischöfen beim Abschied: „Go, salute the pope in my name; hear his apostolical precepts; but take care to bring none of his new inventions into my kingdom.“ 12) *Hume* a. a. O. p. 38. 13) *Pandulph.* vita Calixti II. *Gotfrid. Viterbiens.* Chron. ap. Pistor. T. II. p. 345. Abb. Ursperg. p. 201. Cardinal. Aragon. vita Calixti p. 420. *Guidonis* vita Calixti ap. Muratori T. III. p. 421. *Almaricus Augerius* de Calixto II. ap. Murat. T. III. P. II. p. 365. 14) *Cardinal. Aragon.* vita Calixti p. 420. stellt freilich die Sache etwas anders dar und läßt den Kaiser zuerst sich an den Papst wenden. 15) Die wich-

lium, welches Calixtus im Frühling des J. 1223 berief, wurde das Concordat auch allgemein von Seiten der ganzen abendländischen Kirche bestätigt [16]). Nachdem der Friede im Abendland in solcher Weise hergestellt war, zog vorzüglich das Morgenland des Papsts Aufmerksamkeit auf sich. Schon in dem erwähnten Lateran-Concilium hatte er verordnet, daß jeder, der sich durch Annahme des Kreuzes zu einem Zuge gegen die Ungläubigen verpflichtet, diese Pflicht aber noch nicht erfüllt habe, ihr binnen einem Jahre unter Strafe des Bannes nachkommen solle. Die Verhältnisse im Morgenlande waren freilich auch in jeder Weise so gestaltet, daß neue Kräfte aus dem Abendlande höchst nothwendig waren. Viele folgten auch den päpstlichen Ermahnungen; am thätigsten waren auch jetzt die Venetianer. Allein Calixtus erlebte doch keine besonders erfreulichen Erfolge. Er starb am 13. Decemb. 1124, nach einer fast 6jährigen Verwaltung seines Amtes. Die zeitgenössischen Schriftsteller rühmen ihn einstimmig in Rücksicht seines Charakters, besonders wegen seines Verdienstes um die Wiederherstellung des Friedens in der Kirche [17]). Außer seinen Briefen, unter denen derjenige wol der merkwürdigste ist, durch welchen der Bischof Otto von Bamberg bevollmächtigt wurde, den heidnischen Pommern das Christenthum zu predigen, hinterließ Calixtus noch mehre Schriften, z. B. ein Leben Karls des Gr., Lebensbeschreibungen verschiedener Heiligen u. a. [18]).

Calixtus III., vorher Alphonso de Borgia, von Geburt ein Catalonier, erst Stiftsherr von Lerida, dann Rath des Königs Alphonso V. von Aragonien und auf Empfehlung dieses Königs von Martin V. zum Erzbischof von Valencia ernant. Unter diesen Verhältnissen bediente sich seiner König Alphonso oft in den Streitigkeiten der Gegenpäpste zur Zeit Martins V.; so mußte er z. B. den Gegenpapst Clemens VIII. (Ägidius Munox) im Namen des Königs bewegen, seiner Würde zu entsagen [19]). Auch mit wichtigen politischen Verhältnissen war er mehrmals beschäftigt gewesen. Eugenius IV. erhob ihn in die Zahl der Kardinäle; als solcher wurde er in hohem Alter (nach Einigen 86 Jahre alt [20]), am 8. April 1455 zum Papst erwählt. Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken war noch zu neu, als daß nicht auch Calixtus, wie sein Vorgänger Nicolaus V., alle Mittel versucht haben sollte, den Fortgang der türkischen Waffen zu hemmen [21]). Seine Ermahnungsschreiben an die Monarchen des Abendlandes hatten freilich keinen sonderlichen Erfolg. Er ließ daher im Abendland nach alter Weise das Kreuz predigen mit Verheißung reicher Indulgenzen, und die Verkündigung des reichen, kirchlichen Segens hatte in Teutschland, Frankreich, Spanien und Ungarn bedeutende Erfolge; die Beisteuer zum Türkenkrieg war äußerst ergiebig [22]). Wenn auch das kleine Geschwader, welches der Papst ausgerüstet und unter Anführung des Kardinals Ludwig von Aquileja den Rhodiser-Rittern zuführen ließ, keine glänzenden Thaten verrichtete, so war der Sieg des Landheers unter der Führung des ritterlichen Huniades und des hochbegeisterten Johann von Capistrano bei Belgrad über die Türken für den Papst doch so erfreulich, daß er den Schlachttag, den 6. August 1456, jährlich als ein großes Fest zu feiern gebot [23]). So glänzend jedoch der Sieg, so gering war sein Erfolg. Die Waffen der Türken gingen weiter und der Papst vermochte es nicht, die Fürsten des Abendlandes gegen sie in Bewegung zu setzen. Ohnedieß gerieth Calixtus auch bald in heftige Streitigkeiten mit seinem früheren Gönner, dem König Alphonso V. von Aragonien. So verschieden auch die Berichte über den Ursprung dieser Misverhältnisse lauten, so scheinen sie sich doch dahin vereinigen zu lassen, daß Alphonso aus Zuversicht seiner früheren Verdienste um die Erhebung des Papsts an diesen mancherlei Foderungen und Ansprüche richtete, die sich mit der Würde des Papsts nicht wol vereinigen ließen, außerdem sich auch Eingriffe ins Kirchenwesen erlaubte, die vom röm. Stuhle aus nicht ungerügt bleiben konnten; daß dagegen Calixtus auch Interessen verfolgte, die sich weder mit den Planen, noch mit den Unrechten des Königs vereinigen ließen [24]). Alphonso, der ohne rechtmäßige Erben war, wollte seinem außerehelichen, aber von Eugenius IV. für rechtmäßig erklärten, Sohne Ferdinand das Königreich Neapel hinterlassen. Calixtus dagegen, nichts weniger als frei von Nepotismus, hegte den Plan, Neapel als Lehnreich des apostolischen Stuhls, an seinen Neffen Peter de Borgia, den er zum Nachtheil des Königs Alphonso schon zum Herzog von Spoleto erhoben hatte, zu bringen. Deshalb verweigerte er Ferdinanden die Belehnung. Alphonso war entschlossen, den Papst durch Waffengewalt zur Ertheilung der Belehnung zu zwingen, und rüstete sich zum Einfall in den Kirchenstat, während Calixtus gegen ihn eine heftige Bannbulle ausfertigte. Nun gab zwar Alphonso's Tod (27. Juni 1458) dem Papst neue Hoffnungen, und er versprach sich auch vieles von den Wirkungen einer Bulle, in der er die Legitimation seines Vorgängers als mit Gewalt erzwungen nicht blos widerrief, sondern selbst auch läugnete, daß Ferdinand ein na-

---

tige Urkunde dieses Vertrags steht bei *Muratori* Scr. rer. Ital. T. III. p. 420., im Chron. Abbat. Ursperg. p. 204., im Chron. Hirsaug. T. I. p. 376., Wilkens Handb. der teutschen Gesch. S. 236. u. a. Vgl. noch verschiedene Schriften darüber bei Bower Gesch. der Päpste B. VII. S. 150—151. 16) Collect. Concil. T. X. p. 894. 17) „Dominus papa Calixtus vir genere et moribus, sapientia quoque cunctisque divinarum humanarumque rerum dispositionibus, praecipuus in Domino vitam finivit.“ Chron. Abb. Ursperg. p. 206. Vita S. Conradi Guelfi ap. Leibn. T. II. p. 11. 18) Chron. Hirsaug. T. I. p. 383. De Roman. Pontif. Act. p. 226. Bowers Gesch. d. Päpste B. VII. S. 153. 19) *Platina* vita Calixti III. p. 300. *Mariana* de reb. Hispan. T. II. p. 245. 20) P. *Langii* Chron. Citizens. ap. Pistor. T. I. p. 1244. Conclavi de' Pontefici Romani p. 56. 21) Chron. Hirsaug. T. II. p. 428.

22) Chron. Hirsaug. ib. „Pecuniam pene incredibilem toto anno in unum comportaverunt.“ Conclavi de' Pontef. Romani p. 61. 23) Chron. Hirsaug. ibid. *Platina* vita Calixti III. p. 301. — Bemerkenswerth ist, daß von diesem Papste die Sitte herrührt, des Morgens, Mittags und Abends die Betglocke zu läuten, indem er denen, die bei dem Zeichen der Betglocke drei Pater Noster und drei Ave Maria für den glücklichen Fortgang der christlichen Waffen gegen die Türken beten würden, eine Indulgenz auf drei Jahre verhieß. De Rom. Pontif. Actis p. 329. *Platina* p. 301. 24) *Platina* vita Cal. III. p. 302.

türlicher Sohn Alphonso's sey, außerdem auch jeden, der Ferdinanden als König von Neapel anerkennen werde, mit dem Bannfluche belegte [25]). — Allein der Papst täuschte sich in allen diesen Hoffnungen. Dennoch aber immer noch bemüht, gegen Ferdinand überall Feinde aufzuregen, übereilte ihn am 6. August 1458 der Tod, nachdem er die päpstliche Würde 3 Jahre und 4 Monate getragen hatte. Abgesehen von seinem Nepotismus und seinem Hange nach Geldreichthum, rühmt man seinen Charakter, seine Rechtschaffenheit, seine Billigkeit, seine Klugheit, Erfahrung und Gelehrsamkeit im canonischen Rechte [26]). (*Voigt.*)

CALIXTUS (Georg), Abt zu Königslutter und Prof. der Theologie zu Helmstädt, einer der gelehrtesten und verdienstvollsten Gottesgelehrten des 17. Jahrh., nach seinem Familiennamen eigentlich Kallison oder Callisen, war den 14. December 1586 in dem Dorfe Meelby oder Medelby im Holsteinischen geboren, wo sein Vater Johannes beinahe ein halbes Jahrhundert Prediger war. Die erste wissenschaftliche Bildung erhielt er zu Flensburg; auf der Hochschule zu Helmstädt, wohin er sich 1603 begab, machte er so große Fortschritte in Sprachen und Philosophie, daß ihm schon nach 2 Jahren mit der Magisterwürde die Erlaubniß ertheilt wurde, philosophische Vorlesungen zu halten. Jetzt erst widmete er sich einem umfassenden Studium der theologischen Wissenschaften, besonders der christlichen Alterthümer und Patristik, und fing 1609 an, theologische Vorlesungen zu halten. Noch in eben diesem Jahre trat er aber eine wissenschaftliche Reise an, verweilte längere Zeit in Jena, Gießen, Tübingen und Heidelberg, und disputirte zu Mainz mit Martin Becanus über die Anzahl der Sakramente. Seinem Wunsche, auch die wissenschaftlichen Anstalten des Auslandes zu benutzen, und die Verfassung der verschiedenen, christlichen Religionsparteien in der Nähe kennen zu lernen, entsprach der Antrag, einen reichen Holländer, Mathias Overbeck, auf seinen Reisen zu begleiten. Nachdem er sich mit demselben ein halbes Jahr in Köln aufgehalten hatte, reiste er mit ihm über Holland nach England und von da nach Frankreich. Bereichert mit den schätzbarsten Kentnissen, und in Hinsicht auf Kirchenthum und Cultus über vieles aufgeklärt, das aus Büchern nicht erlernt werden konnte, kehrte er 1613 nach Helmstädt zurück, und erhielt bald darauf daselbst ein ordentliches theologisches Lehramt, nachdem er im gelehrten Streite mit dem Jesuiten Augustin Turrion von Hildesheim, auf dem Schlosse Hämelsburg, einen glänzenden Beweis von seiner Gelehrsamkeit und seinem Scharfsinn gegeben, und dadurch zugleich den Übertritt eines jungen, braunschweigischen Edelmanns, von Kleucken, zur katholischen Kirche verhütet hatte [1]). Geschätzt und ausgezeichnet von den Fürsten Braunschweigs, unter andern 1636 durch Erhebung zum Abt von Königslutter, womit zugleich die Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten verbunden war, lehnte er mehre ansehnliche Rufe ab, und starb in Helmstädt den 19. März 1656. Die Nachwelt hat diesem gelehrten Theologen mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als viele seiner, von einseitigen und beschränkten theologischen Ansichten befangenen, Zeitgenossen, die ihn feindselig verketzerten, vor ihm warnten und ihn zum Theil mit bitterem Haß verfolgten. Ausgerüstet mit einer das ganze theologische Gebiet umfassenden, gründlichen Gelehrsamkeit, mit reifer Beurtheilungskraft und einem Scharfsinn, der leicht das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden wußte; durch seine Reisen und den Umgang mit den berühmtesten Gelehrten des Auslandes (in London besonders mit Isaac Casaubon und in Paris mit Thuanus) zu liberalen theologischen Ansichten geleitet; dabei freimüthig wie Luther, und doch milde und friedliebend wie Melanchthon, erkannte er nicht nur, was der Kirche noth that, sondern fühlte auch in sich selbst den Beruf, den herrschenden Gebrechen entgegen zu arbeiten. Seine Wirksamkeit fiel in eine Zeit, wo die evangelische Kirche durch lange innere Zwistigkeiten zerrüttet war, und auch durch die Concordienformel nicht viel an Ruhe und Eintracht gewonnen hatte. Er wollte nicht nur Frieden und Verträglichkeit von innen und von außen stiften, sondern er unternahm zugleich, was den großen Mann kentlich macht: neue Bahnen zu brechen, herrschende Vorurtheile zu bestreiten, kühne Wahrheiten zu sagen, den Lehrbegriff zu verbessern und die Wissenschaft zu veredeln. Dadurch erhob er sich über die meisten seiner gelehrten Zeitgenossen, und bewirkte viele wohlthätige Reformen. Das Meiste, was in der Geschichte der theologischen Wissenschaften im 17. Jahrh. geleistet wurde, hat entweder ihn selbst zum Urheber, oder seine Schüler und Anhänger, denn ob er gleich zu seiner Zeit wenig gehört wurde, so waren doch seine Äußerungen nicht ohne Wirkung auf die Wissenschaften, besonders auf die Theologie überhaupt, und vorzüglich auf die Behandlung der Dogmatik und Moral; noch größer war sein Einfluß auf die Nachkommenschaft, die seine Lehren und Behauptungen richtiger und unparteiischer würdigen lernte. Welche geläuterten, sich über das Gemeine weit erhebenden Begriffe er von der Würde, dem Umfang und der praktischen Wichtigkeit seiner Wissenschaft hatte, zeigt das erst nach seinem Tode gedruckte Fragment einer Einleitung in das Studium der Theologie [2]), worin er sich unter andern mit tiefer Einsicht über den Werth und die Nothwendigkeit eines gründlichen Studiums des christlichen Alterthums und der Kirchengeschichte überhaupt ausspricht. Er legte auf diese Kentnisse ein solches Gewicht, daß er denjenigen gar nicht für einen wahren Theologen halten wollte, dem diese Kentnisse mangelten. Weil aber die kirchliche ohne die weltliche Geschichte nicht recht verstan-

25) Giannone Geschichte des Königr. Neapel B. III. S. 508. *Bzovius* ad an. 1458. 26) *Pauli Langii* Chron. Citizens. ap. Pistor. T. I. p. 1245. — Die Biographie dieses Papsts bei *Muratori* Scr. rer. Ital. T. III. P. II. p. 961. ist keine andere als des Platina.

1) Man sehe davon die, erst nach Calixtus Tode gedruckte Schrift: Colloquium instinctu Ludolphi a Kleucken Haemelsburgi institut. 1657.

2) Apparatus s. introductio in studium et disciplinam theologiae. Helmst 1656; herausgeg. von seinem Sohne, und aus seiner Handschrift verm. ib. 1661. 4. S. Schröckh's Kirchengesch. seit d. Ref. 4. Bd. 400. Stäudlin's Gesch. der theol. Wissensch. 1. Th. 164.

den, und ohne die letztere selbst die Bibel nicht durchaus befriedigend erklärt werden könne, so foderte er auch eine umfassende Kentniß der Profangeschichte von dem Theologen. Das Wichtigste, was er selbst in Beziehung auf historische Theologie als Resultat eines tiefen Quellenstudiums geleistet hat, ist das Fragment der Kirchengeschichte des 8., 9. und 10. Jahrhunderts [3]), worin er vorzüglich das allmälige Steigen der päpstlichen Macht entwickelt, und besonders sein Werk über die Ehe der Geistlichen [4]), dem ersten in dieser Art, worin mit einer gewissen Vollständigkeit und historischen Überzeugungskraft bewiesen wurde, wie sehr der ehelose Stand des Clerus mit Schrift und Vernunft streite, wie wenig er in der alten Kirche für nothwendig gehalten; aber auch, wie und mit welchen traurigen Folgen er von den Päpsten der Geistlichkeit aufgedrungen worden sey. Als Exeget kehrte er zu der Methode des Erasmus zurück, und gab den Geist der heiligen Schriften einfacher und reiner wieder, als die damals beliebten künstlichen Zergliederungen [5]). Auf diese einfache Schrifterklärung gründete er sein dogmatisches System [6]), in welchem man überall den freimüthigen, aber auch zugleich den bescheidenen Selbstdenker wahrnimt. Unverkenbar, wie in allen seinen Schriften, ist besonders in der Dogmatik seine Anhänglichkeit an die aristotelische Philosophie, doch mehr in der Methode als in der Lehre. Er brachte die von den Scholastikern gebrauchte und von Melanchthon verdrängte, analytische Methode wieder empor, um der Theologie eine mehr wissenschaftliche Gestalt zu geben, worin er nicht nur seine Schüler und Anhänger, sondern selbst mehre seiner Gegner, zu Nachfolgern hatte. In einem Zeitalter, wo die Dogmatiker sich so viel mit unfruchtbaren und unnützen Spekulationen beschäftigten, und an Popularität und praktischen Geist in den dogmatischen Lehrbüchern gar nicht gedacht wurde, war es kein geringes Verdienst, diesen Gebrechen entgegen zu wirken. Dies that Calixtus, denn er war in der evangelischen Kirche der erste, der es versuchte, die theologische Moral als eine besondere Wissenschaft zu behandeln, ohne deswegen die Moral von der Dogmatik ganz losreißen zu wollen [7]).

Alle diese ausgezeichneten Verdienste schützten den berühmten Lehrer nicht vor feindlichen Angriffen und schweren Beschuldigungen; ja gerade in seinen Verdiensten um Aufhellung und Reinigung des dogmatischen Lehrbegriffs, und seinen liberalen Äußerungen gegen die andern christlichen Confessionen lag der Grund zu den Angriffen, die auf ihn gemacht wurden. Er hatte das gewöhnliche Schicksal der Reformatoren, die wider die Thorheiten und Vorurtheile ihrer Zeitgenossen auftraten. Mit Gleichgiltigkeit sprach er von Unterscheidungslehren, welche Andere für schreckliche Ketzereien hielten, rechnete sie meist zu den theologischen Schulfragen, rühmte das Gute an allen Christenparteien, und behauptete, daß sie durch die gemeinschaftliche Annahme des apostolischen Symbolums im Wesentlichen schon vereinigt seyen, wenn sie gleich in andern Meinungen von einander abwichen [8]). Selbst den Papst wollte er unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen beibehalten; das Abendmahl ein Opfer zu nennen hielt er in gewissem Sinne für zulässig; auch die Anrufung der Heiligen und das Gebet für die Todten schien ihm nicht durchaus verwerflich, sondern als Erguß eines religiösen und wohlwollenden Herzens zulässig zu seyn. Im alten Testament fand er keine Spur von der Trinitätslehre, und der übereinstimmenden Tradition in den fünf ersten Jahrhunderten legte er ein gewisses Ansehen bei, erklärte sich aber nachdrücklich wider das Ansehen der Tradition im Sinne der römischen Kirche, und setzte die schädlichen Folgen davon ins klarste Licht. Billig, wie er überhaupt war, fand er gewisse Gebräuche und Einrichtungen der katholischen Kirche nicht so anstößig, wie Andere, und gab ihnen eine vernunftmäßige Deutung. Dagegen sah er in der Concordienformel ein neues Hinderniß der kirchlichen Einigkeit und Verträglichkeit, so wie der echten theologischen Forschung und Aufklärung, und wollte die Kirchengeschichte eben so zur Herbeiführung einer neuen Reform in der evangelischen Kirche

3) Fragmentum historiae ecclesiast. occidental. — als Anhang bei dem Apparatus. 4) De conjugio Clericorum. Helmst. 1631; Frf. 1653. 4.; emendatius edidit H. P. C. Henke. Helmst. 1783. 4. 5) Man s. die, erst nach seinem Tode, aus seinen Vorlesungen herausgegebenen, exegetischen Schriften, die, bei aller Kürze und Unzulänglichkeit, doch genugsam zeigen, welche Fähigkeit er besessen habe, den Wortverstand der biblischen Urkunden aufzuklären: Expositio literalis in acta apostolorum, in epist. ad Romanos, Corinth., Galat. etc., seit 1664 einzeln zu Helmstädt in 4. gedruckt, und zu Jena 1731. 4. zusammen in 15 Tomen. Scholae propheticae ex praelect. Cal. in prophetas Jesaiam, Jeremiam et Ezech. coll. Quedlinb. 1715. 4. — Quatuor evangelicorum scriptorum concordia. 1624. 4. sechsmal neu aufgelegt. 6) Er hat es nicht selbst zum Druck befördert, sondern es wurde ohne sein Vorwissen, doch ohne Widerspruch von seiner Seite, gedruckt: Epitome Theologiae. Goslar. 1619. 8.; mit einer Disput. des Verf. de principio theologico contra pontificios 1647, und sonst öfter, am besten von Calixts Schüler, Gerh. Totius, Prof. der hebr. Spr. und Theol. zu Helmstädt, Helmst. 1661. 8. Man sehe davon *Fabricii* hist. Bibl. suae. P. IV. 294. *Buddei* Isag. 358. *Walch* bibl. theol. 40. Semlers Einl. in Baumgartens Glaubensl. 3. Bd. 108. Schröckh 445. und Stäudlin 1. Th. 245. beide a. a. O. — Calixtus hat noch viele andere dogmatische Abhandlungen herausgegeben, wozu besonders seine gelehrten Streitigkeiten Anlaß gaben, die sein dogmatisches System veranlaßte. Hieher gehören besonders seine Disputatt. XV. de praecipuis christianae religionis capitibus, anno 1611. in illustr. Julia habitae: anno 1613. recusae nunc tertium editae a F. V. Calixto. Helmst. 1658. 4. Calixtus behandelte jedes Dogma exegetisch, philosophisch und historisch, und benutzte in der letzten Hinsicht besonders seine große patristische Belesenheit zur Aufhellung dunkler Punkte.

7) Epitome theologiae moralis, pars prima, una cum digressione de arte nova ad omnes Germaniae academias romano pontifici deditas et subditas. Helmst. 1634.; e Msc. autoris passim auct. et emend. opera ejusdem filii F. V. Calixti ib. 1662. 4. Enthält nur einen kleinen Theil von der Ausführung, und blieb unvollendet. S. *Fabric.* hist. bibl. suae. P. IV. 269. Stäudlin a. a. O. 325. Joh. Conr. Dürr, ein altdorfischer Lehrer, war der erste, der Calixts Plan vollständig ausführte in seinem Enchiridion theol. moral. Altd. 1662. 8. 8) Er ging von dem Satze aus: „Se omnes eos, qui suscepto baptismo unum Deum, creatorem coeli et terrae, patrem, filium et spiritum sanctum venerantur et adorant et credunt filium ex virgine natum hominemque factum, passione et morte sua a peccatis et peccatorum poenis nos redemisse; resurrexisse, in coelos ascendisse, ibi regnare, et inde rediturum ad suscitandum mortuos et judicandum cunctos homines, *cives regni Dei et Christi se habere*, nec eorum quemquam, nisi de ejus adversus conscientiam peccandi libidine certo constet, excludere audere."

benutzen, wie einst die Protestanten sie zur Untergrabung der katholischen Kirche und ihrer Reformation benutzt hatten. Mit einer damals ganz ungewöhnlichen Milde äußerte er sich über die christliche Duldung der Reformirten in Ansehung der zwischen ihnen und den augsburgischen Confessionsverwandten streitigen Punkte, und zeigte, daß man sich, der Unterscheidungslehren ungeachtet, gar wol vertragen könnte [9]).

So mild und verträglich Calixtus gegen anders Denkende in Sachen war, die er nicht für wesentlich hielt, so klar und bestimmt sprach er seine Überzeugung da aus, wo er schädliche Meinungen und Irrthümer wahrnahm, und seine Absicht ging keineswegs dahin, wie man es ihm auslegte, eine äußere Vereinigung der getrennten Kirchenparteien zu stiften (denn die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens war dem hellen Kopfe einleuchtend), sondern vielmehr innern Religionsfrieden unter denselben, vornehmlich unter ihren Lehrern, zu befördern, und den wechselseitigen Haß in Liebe und Freundschaft zu verwandeln. Selbst katholische Kirchenlehrer gestanden, daß er an Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Beredtsamkeit alle diejenigen übertreffe, welche im 17. Jahrhundert gegen sie geschrieben hätten [10]). Seine tiefen, kirchenhistorischen Kentnisse und seine Stärke in der aristotelischen Philosophie kamen ihm dabei auf gleiche Weise zu statten. Beweise davon enthalten seine Schriften, in welchen er die Lehren der katholischen Kirche von der Unfehlbarkeit des Papstes, vom Meßopfer, vom Cölibat der Geistlichen, die angenommene Traditionstheorie u. a. m. bestreitet [11]). Um so auffallender war es daher, daß ihm, der sich in der katholischen Kirche die heftigsten Widersacher zugezogen hatte, und der nur Frieden und Verträglichkeit von innen und von außen stiften wollte, der Vorwurf gemacht wurde, daß er mit heimlichen Anschlägen zur Wiederherstellung des Papstthums und der Glaubensmischerei, umginge [12]). Calixtus und sein College, Konrad Horneius, ließen sich durch diese Beschuldigungen keineswegs irre machen, sondern vertheidigten sich nachdrücklich gegen die ihnen gemachten Vorwürfe [13]). Als aber Calixtus, auf Verlangen des großen Kurfürsten von Brandenburg und mit herzoglich braunschweigischer Genehmigung, 1645 zum Beistande der Königsberger Theologen zu dem Religionsgespräche nach Thorn [14]) geschickt wurde, durch welches der polnische König Wladislaw IV. die Katholiken und Dissidenten in seinem Reiche zu einem friedlichen Vertrage zu bringen hoffte, wußten die daselbst gegenwärtigen sächsischen Theologen durch mancherlei Ränke zu bewirken, daß Calixtus von der öffentlichen Theilnahme an den Geschäften der Versamlung ausgeschlossen wurde. Denn außer den Vorzügen, die sie wenigstens seinem Alter und Ansehen hätten einräumen müssen, sahen sie in dem Manne, der die Concordienformel nicht hatte billigen wollen, den gefährlichsten Gegner des echten Lutherthums. Als daher das Religionsgespräch zu Thorn abgebrochen worden war, griffen die sächsischen Theologen, Joh. Hülsemann, Jacob Weller, Joh. Scharf und Abraham Calov (vgl. d. Art.) den Calixtus in öffentlichen Schriften an, beschuldigten ihn des Synkretismus (oder eines zum großen Nachtheil der Wahrheit und des evangelischen Lehrbegriffs gemachten Entwurfs, die getrennten christlichen Religionsparteien zu vereinigen), und begannen damit einen Streit, wie man ihn in der evangelischen Kirche noch nie, an Dauer, Hitze, Mannigfaltigkeit der Gegenstände und Menge der theilnehmenden Theologen gesehen hatte. So wurde Calixtus, indem er die Sekten aus der Kirche zu verbannen bemüht war, selbst für den Vater und Urheber einer neuen und höchstschädlichen Sekte, der Sekte der Synkretisten oder Calixtiner angesehen. Außer den Leipzigern und Wittenbergern traten auch einige Theologen zu Jena, Straßburg, Giessen, Tübingen, Marburg und Greifswalde gegen ihn mit großer Heftigkeit auf den Kampfplatz, und nur in Helmstädt, Rinteln und Königsberg fand er einige Vertheidiger. Nicht genug, daß ihn seine Gegner die gehässigsten Ketzereien zur Last legten, verleugneten besonders die Wittenberger alle Mäßigung, am meisten Calov, der

9) In der von seinem Sohne herausgegebenen Schrift: De tolerantia Reformatorum circa quaestiones inter ipsos et augustanam confessionem professas controversias consultatio. Helmst. 1658.; neu aufgelegt 1697. 4. mit einer ausführlichen Abhandlung des Herausgebers über die allgemeine Duldung der verschiedenen christlichen Parteien in Teutschland unter einander, ohne alle Religionsvermischung. S. Schröckh a. a. O. 493 — 500. 10) So nent z. B. Bossuet in seinem Traité de la communion sous les deux espèces: „le fameux Calixte le plus habile des luthériens de notre temps, qui a écrit le plus doctement contre nous.“ Vgl. *Moshem*. Institutt. hist. eccles. antiq. et recent. p. 941. not. e. 11) Eine seiner ersten Schriften dieser Art war der Tractatus de pontificio missae sacrificio. Frf. ad Moen. 1644. 8. Außer der oben angeführten Schrift de conjug. Clericorum gehört ferner hieher: Responsum maledictis Moguntinorum Theologorum pro romani pontificis infallibilitate, praeceptoque sub una vindiciis oppositum Part. II. Helmst. 1644.; vermehrt durch seinen Sohn 1672. 4. Exercitatio de missis solitariis. Helmst. 1647. De communione sub utraque specie, cum G. Cassandri de eadem re dialogi. Ib. 1642. Desiderium et studium concordiae ecclesiasticae. Lugd. Bat. 1651. 4. Consideratio doctrinae pontificiae juxta ductum concilii Tridentini ed. a F. V. Calixto. Helmst. 1659. Am nachdrücklichsten erklärte sich Calixtus gegen die römische Kirche, in seiner Digressio, qua excutitur nova ars, quam nuper commentus est Barth. Nihusius, ad omnes Germaniae academias, romano pontifici deditas et subditas, inprimis Coloniensem; zuerst als Anhang bei der Epitome theol. moral., dann besonders zu Frkf. 1652. S. Schröckh a. a. O. 489.

12) Dies that zuerst Statius Burscher, ein Prediger zu Hanover, in der Schrift: Crypto-Papismus novae theologiae Helmstadiensis, das heimliche Papstthum, in der neuen Helmstädtischen Theologen Schriften, unter dem Schein der evangelischen Lehre hin und wieder versteckt. Hamb. 1639. 4. S. Schröckh a. a. O. 695 — 700. 13) In der Schrift: gründliche Widerlegung eines unwahrhaften Gedichts, unter dem Titel: Crypto-Papismus etc. Lüneb. 1641. 4. 14) Von diesem berühmten Religionsgespräche s.: Scripta facientia ad colloquium Thoruniense; accedit G. Calixti consideratio et ἐπίκρισις. Helmst. 1645. 4. (noch vor der Zusammenkunft gedruckt). Acta conventus Thorun. Varsov. 1645. 4., wieder abgedruckt in *Calovii* hist. syncretist. p. 199. *Calixti* annotatt. et animadversiones in confessionem Reformatorum, Thorunci a. 1645. oblatam. Wolfenbyti 1655. 4. Sagittarii introduct. ad hist. eccles. T. II. p. 1604. Hartknochs preuß. Kirchenhist. 934. *Jaegeri* hist. saec. XVII. polit. et eccles. [illegible] 689. Saml. v. alten und neuen theol. Sach[illegible] [illegible]ngs neue Beitr. zur Gesch. d. ref. K[illegible] Gesch. d. christl. Kirche 4. Th. 25[illegible]

sich in dem ganzen Zwist durch wüthende Verketzerungssucht hervorthat. Er und seine Collegen wollten die Zahl der symbolischen Bücher durch ein neues vermehren, das unter der Aufschrift **Consensus repetitus fidei vere Lutheranae** verfaßt war, und nur gedient haben würde, eine neue Trennung in der lutherischen Religionspartei zu bewirken. Allein mehre Fürsten verwarfen diesen Antrag, und einige Gottesgelehrte von gemäßigter Denkart, besonders Joh. Musäus und Salomo Glaß zu Jena, protestirten nachdrücklich wider den **consensus repetitus**[15]). Sämtliche evangelische Reichsstände, den Landgrafen von Hessen ausgenommen, ließen 1654 auf dem Reichstage zu Regensburg den Kurfürsten von Sachsen Joh. Georg I. bitten, er möchte seinen streitsüchtigen Theologen Stillschweigen gebieten lassen. Allein die Antwort war: „daß man zwar denen, welche von der Wahrheit der symbolischen Bücher abweichen, das Schreiben verbieten sollte, damit die Kirche nicht ferner durch sie beunruhigt werde; aber dem heil. Geiste könne man nicht das Maul stopfen, noch dessen Dienern wehren, die Wahrheit wider öffentlich vorgetragene Irrthümer zu vertreten[16]).

Calixtus benahm sich bei diesen Streitigkeiten weit würdiger, als seine erhitzten und erbitterten Gegner. Sanft und liebreich, mild und zuvorkommend, selbständig im Denken und Urtheilen, und dabei von einem echt religiösen Charakter, bewies er sich auch im gelehrten Streite. Nur zuweilen, wenn er allzuheftig und boshaft angefallen und behandelt wurde, und als sogar davon die Rede war, ihn mit seinen Anhängern aus der evangelischen Kirche auszuschließen, gerieth er in Heftigkeit und erlaubte sich Schmähungen gegen seine Gegner[17]). Überhaupt unterscheiden sich seine polemischen Schriften dadurch, daß sie meistens irenisch waren, daß er den Parteien, welche er bestritt, mehr zugab als Andere, und daß er alle Parteien wider sich hatte, weil er bei Allen Wahrheit und bei Allen Irrthum fand. Wenn er fehlte, so war es nur darin, daß er seine Zeitgenossen für fähig hielt, Vorschläge und Aufklärungen zu würdigen, die für sie zu frühe kamen, die ihm daher nur Vorwürfe und Anfeindungen zuzogen, und die ihm erst bei der Nachwelt Ehre und Achtung erwarben. Am meisten zu beklagen war es, daß ihn die Streitigkeiten, in welche er verwickelt wurde, hinderten, seine neuen Ideen und historischen Entdeckungen in größerer Vollendung durchzuführen, und sich dadurch um die Wissenschaft selbst so wie um ihre Lehrmethode noch größere Verdienste zu erwerben. Indessen veranlaßte er eine in ihren Folgen wohlthätige Anregung der Geister, welche auf das Studium und die liberalere Behandlung der theologischen Wissenschaften vielen Einfluß hatte, und bildete eine beträchtliche Anzahl forschender und denkender Schüler, die rühmlich in die Fußstapfen des unvergeßlichen Lehrers traten[18]). (*Baur.*)

Calixtus (Friedrich Ulrich), Abt zu Königslutter, Konsistorialrath und Professor der Theologie zu Helmstädt, geb. daselbst den 8. März 1622, ein Sohn des Vorigen. Seine Neigung trieb ihn anfangs zur Arzneiwissenschaft, die er in Helmstädt und Leipzig studirte; nachher aber wandte er sich unter der Leitung seines Vaters zur Theologie. Diesen begleitete er 1645 zu dem Religionsgespräch nach Thorn, hielt sich längere Zeit in Königsberg auf, und vertheidigte daselbst verschiedene Lehrsätze seines Vaters gegen den Doctor Mislenta. Nach seiner Rückkunft schrieb er **de purgatorio**, hielt eine Rede und Disputation **de baptismo et antiquis circa illum ritibus**, und wurde 1650 Professor der positiven Theologie. Bald nachher reiste er durch Teutschland, Böhmen und Ungarn, nach Italien und von da nach Frankreich, wurde 1652 Doktor der Theologie, 1664 fürstl. wolfenbüttelscher Konsistorialrath, 1684 Abt zu Königslutter, und starb den 13. Jan. 1701. In der theologischen Literaturgeschichte ist er vorzüglich dadurch merkwürdig geworden, daß er mehre Schriften seines Vaters (mit Zusätzen und eigenen Abhandlungen vermehrt) aus der Handschrift herausgab, und daß er, als Vertheidiger desselben, in den synkretistischen Streitigkeiten eine Hauptrolle spielte. Allein der Geist seines Vaters ruhte nicht auf ihm; er besaß weder dessen Gelehrsamkeit, noch die Bescheidenheit und Mäßigung, durch die sich dieser bei den feindseligsten Befehdungen auszeichnete. Bei dem Bestreben, die Ehre und den Ruhm seines Vaters zu retten und zu erhöhen, stimmte er wol auch in den schmähenden und schimpfenden Ton der Gegner desselben, besonders der Wittenberger, ein, und vermehrte dadurch die Ärgernisse[19]). Unter seinen akade-

16) Die Gegner des Calixtus unterließen nicht, die Hochschule zu Helmstädt in einen üblen Ruf zu bringen, und es erschien unter andern eine Schrift unter dem Titel: Beweis, daß christevangelische lutherische Eltern, welche die unverfälschte Reinigkeit des Glaubens von Herzen lieb haben, ihre Theologiam studirenden Söhne, ohne Beleidigung ihres Gewissens, gen Helmstädt nicht schicken können. S. Grohmanns Annalen der Universität zu Wittenberg, 3. Th. 73. 16) Ausführliche Nachricht von des Calixtus Streitigkeiten findet man in **Molleri Cimbria literata** T. III. 139 — 161. Nach des Calixtus Tode dauerten diese Streitigkeiten noch gegen 50 Jahre fort, und arteten immer mehr in ein persönliches und unehrbares Gezänk aus, in welchem beide Theile, vornehmlich die Wittenberger, fast kein Schimpfwort für ihrer zu unwürdig und zu pöbelhaft hielten. Von diesen Streitigkeiten wird der Artikel Synkretismus handeln. 17) Daß er über die Art, wie theologische Streitigkeiten überhaupt geführt werden müssen, reiflich nachgedacht habe, beweist seine Schrift: **Judicium de controversiis theologicis. Frf. ad Moen. 1650.**

18) *Schraderi* Progr. in Calixti funere. Helmst. 1656. 4., wieder abgedr. in *Wittenii* Memor. Theol. Dec. IX. p. 1132. *Schraderi* Memor. Cal. Helmst. 1658. 4. *Titii* laudat. fun. Cal. Ib. 1656. 4. *Freheri* Theatr. P. I. 586. (mit Calixts Bildniß). *Koenigii* biblioth. vet. et nova h. v. *Crenii* animadv. philol. P. V. 86. XIII. 198. XVI. 252. XVII. 47. *Fabricii* hist. biblioth. suae P. IV. 49. *Molleri* Cimbria liter. T. III. 121 — 210. Mém. de Niceron T. XLIII. 343. *Chrysandri* diptycha Professor. theol. acad. Helmst. p. 98. Einige besondere Nachrichten von G. Cal. und seinem Sohne F. U. Cal., aus einem Mspt. des dänischen Etatsraths Hoyer, in *Winckleri* Anecdota hist. eccles. novantiqua 3. St. No. 25. Schröckhs Kirchengesch. seit der Ref. im 4. und 8. Bande, Henke's Gesch. der christlichen Kirche im 3. und 4. Bande, Stäudlins Geschichte der theol. Wiss. im 1. und 2. Bande, bei allen drei die Register nachzuschlagen. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet man in seiner Consultatio de tolerantia Reformator. Helmst. 1658; 1697. 4.

19) Am hitzigsten und langwierigsten war sein Streit mit dem Professor Aegid. Strauch zu Wittenberg, als der sogenannte Consensus repetitus 1664 in die Consilia Wittebergensia eingerückt, und im folgenden Jahre besonders gedruckt wurde. Calixtus gab

mischen Schriften bemerken wir folgende: De diversis totius mundi religionibus; de chiliasmo; de spirituum discretione; de vario hominis statu; immaculatae b. virginis conceptionis historia; epicrisis ad vitam pacis[20]). (*Baur.*)

CALIXTINER, kommen in der Kirchengeschichte in einer zweifachen Bedeutung vor: 1) wurde dieser Name im 15. Jahrh. einigen Hussiten in Böhmen und Mähren beigelegt, welche besonders auf den Gebrauch des Kelchs im Abendmahl drangen; daher Calixtiner genant. Sie waren die gemäßigsten und billigsten unter den Hussiten, und verlangten, neben der Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, daß das Wort Gottes dem Volke rein und unverfälscht vorgetragen, daß das Einkommen und die Macht der Geistlichkeit verringert, und in den Christengemeinden eine strengere Sittenzucht eingeführt werden sollte. Vgl. den Art. Hussiten; 2) gab man diesen Namen auch den Anhängern des Calixtus in den synkretistischen Streitigkeiten. S. oben Calixtus (Georg) und Synkretismus. (*Baur.*)

CALL (Jan van), geb. zu Nimwegen 1655, gest. 1703 im Haag, war der Sohn eines Uhrmachers, der die Erfindung gemacht hatte, durch Mischung der Metalle den Glocken einen stärkeren Ton zu geben. Der Sohn zeigte frühzeitig die entschiedenste Neigung für das Zeichnen, und lieferte zuerst Kopien von Landschaften nach Breughel, Paul Brill u. A., die um so mehr bewundert wurden, da er gar keine Anweisung gehabt hatte. Blos aus Büchern erlernte er auch die Anatomie und Perspektive, und wendete sich nachher ganz an die Natur. Seine mit chinesischer Dinte gefertigten Blätter, die Umgebungen Nimwegens darstellend, erhielten großen Beifall und wurden theuer bezahlt. Eine reiche Ernte von Zeichnungen brachte er von seinen Reisen durch Italien, Teutschland und die Schweiz zurück. Eins seiner schönsten Werke stellt in 72 Blättern den Lauf des Rheins von seinem Sturz zu Schaffhausen bis nach Schevelingen dar. Schenk gab sie heraus unter dem Titel Admirandorum quadruplex spectaculum. Sein übriges Leben verlebte er im Haag, wo er die meisten seiner Zeichnungen ätzte. Er hinterließ 4 Söhne, von denen der jüngste, Peter, sich ebenfalls als Künstler Ruf erwarb. Für den König von Preußen zeichnete er en aquarel alle Festungen und Schlachtfelder aus dem flandrischen Kriege unter Ludwig XV. (*H.*)

CALLA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Aroideen, welche Linné und Willdenow zur 7. Klasse zählten. Allein diese Zahl findet sich bei keiner bekannten Art. Unter 4 bekannten Arten haben 3 getrennte Geschlechter, und nur eine Art Zwitterblüthen, und bei diesen stehen vier Staubfäden mit Zwillings-Antheren um den Fruchtknoten her. Es gehört also die Gattung zur 21. Klasse. Sie steht dem Arum und Caladium nahe, ist aber theils durch vielsamige Beeren, theils durch zweifächerige Antheren verschieden. Eine europäische Art: C. palustris, die in nordischen Sümpfen wächst, zeichnet sich durch Zwitterblüthen aus, und hat eine flache Blüthenscheide. C. aethiopica, aus dem südlichen Afrika, hat eine kappenförmig ausgehöhlte Scheide, aus welcher der Blüthenkolben hervor steht und an der Spitze männliche Blüthen enthält. C. aromatica *Roxb.* in Ostindien hat eine kahnförmige Blüthenscheide, welche länger ist als der Blüthenkolben, dessen obere Blüthen männlich sind. Dasselbe Verhältniß findet auch bei C. occulta *Lour.* in Cochinchina Statt, nur daß hier die Blüthenscheide lang gestreckt und spiralförmig gewunden ist. (*Sprengel.*)

CALLAEAS, nach Latham Glaucopis, nach Forster und Gmelin, Lappenbart, Bartvogel, Lappenvogel; eine in Neuseeland entdeckte Gattung von Vögeln, welche zwar bis jetzt stets zu den Linné'schen Picis gezählt wurde, in der That aber zu den Scharrvögeln (Galinae) zu gehören scheint, obgleich er auch von diesen in mancher Rücksicht abweicht. Der Schnabel ist gekrümt, gewölbt, und seine obere Kinnlade länger als die untere, von deren Wurzel auf jeder Seite ein Fleischlappen herabhängt. Die Nasenlöcher bedeckt eine knorpelige Haut. Die Zunge ist fast knorpelig, an der Spitze sägeartig-gespalten (serrato-bifida) und faserig. Die Füße sind Gangfüße, und hinten scharfkantig; der Schwanz besteht aus zwölf Ruderfedern. Die einzige Art: C. cinerea, Glaucopis cinerea, der graue Lappenbart, ist so groß wie ein Nußheher und etwas über 13 Zoll lang, grau, Schnabel und Füße schwarz, und die Hautlappen an der Wurzel blau, an dem Rande orangefarben. Er läuft am gewöhnlichsten auf der Erde und setzt sich selten auf Bäume. Er ernährt sich von Beeren und Insecten, hat einen pfeifenden und zwischendurch murmelnden Ton, und wohlschmeckendes Fleisch. (*Merrem.*)

Callaïcus, s. Galizien.

CALLAN, Marktfl. in der Grafschaft Kilkenny des Königreichs Irland: er liegt am King, besteht aus 4 rechtwinkelig sich durchschneidenden, aber schlecht gepflasterten Straßen, hat 1 verfallene Kirche und 2229 Einw., die sich vorzüglich von der Branntweinbrennerei nähren. Auf der Ostseite steht man die Überreste einer alten Abtei, und am Flusse Trümmer eines marmornen Brunnens, der ihr das Wasser zuführte. (*Hassel.*)

CALLANDER, Kirchspiel am Teth in der scotischen Shire Aberdeen mit 2042 Einw., einst ein Militärposten, in neuern Zeiten aber von den Reisenden wegen seiner romantischen Umgebungen häufig besucht. (*Hassel.*)

CALLAO, ein kleines Eiland vor der Bai von Turon, in der südanamischen Prov. Cham des anamesischen Reichs unter 15° 53′ N. Br., etwa 1 Meile lang, ½ breit. E[illegible] ... im S. einen Berg von 1500 Fuß [illegible] ... 200 Acres ebenes Land, worauf [illegible] ... e Tempel und Landhäuser [illegible] ... schönen Hafen und

dagegen 1667 eine Demonstratio liquidissima heraus, welcher Strauch einer Vindication in 88 Punkten entgegen setzte. Die Streitschriften, welche beide mit einander wechselten, waren voll grober Ausfälle und ärgerlicher Schmähungen. 20) Ein Verzeichniß seiner Schriften s. bei seines Vaters Consultatio de tolerantia Reform. Helmst. 1658; 1697. 4. Von seinem Leben handeln: *Joh. Fabricii* Memoria F. V. Calixti. Helmst. 1701. 4. wieder abgedruckt in *Pippingii* Memor. Theolog. T. II. Dec. VII. 881. *Chrysandri* diptycha Professor. Helmst. 160. *Menckeniorum* Biblioth. doctorum militum, p. 115. Arnolds Kirchen- und Ketzerhist. Bd. 2. Buch 17. Kap. 11.

Wasser die Fülle hat, auch im Angesichte der Bai von Turon und der Stadt Faifo liegt, so haben die Briten immer gesucht, sich hier festzusetzen, welches ihnen indeß bis jetzt nicht gelungen ist (nach Staunton). (*Hassel.*)

CALLAO DE LIMA, Bon Vista (300° 25′ 30″ L. 12° 3′ 9″ südl. Br.), Stadt auf einer kleinen Landspitze in Peru, Intendantschaft Lima, 2¼ St. von Lima, mit 400 Häus., 4000 Einw. und einem geräumigen, sichern und durch 2 Citadellen geschützten Hafen, eigentlich der Hafen von Lima und Handelsniederlage von Peru. Die Stadt ward 1746 durch Erdbeben fast ganz zerstört, und ist seitdem noch nicht wieder völlig hergestellt. (*Stein.*)

CALLAS, Stadt in dem Bez. Draguignan des franz. Dep. Var am Vallon du Plan mit etwa 500 Häusern und 2095 Einw., die sich meistens von Öl- und Weinbau nähren und 14 Ölmühlen unterhalten. Als Karl V. 1536 mit seinem Heere in die Provence einrückte, waren die Einw. von Callas die Ersten, die das Beispiel der großen Aufopferung gaben, daß sie ihre Stadt und ihr Schloß in Brand steckten, und alles vernichteten, was die Subsistenz eines Heerhaufens erleichtern konnte. (*Hassel.*)

CALLE, Stadt in der Algier. Prov. Constantina. Sie liegt auf einer felsigen Halbinsel am Meere, ist mit einem Walle umgeben, hat 3 Thore, steinerne Häuser, 1 katholische Kirche, aber nur 400 Einw., die sich meistens von der Korallenfischerei und der Viehzucht nähren. Der Hafen ist klein, nur 120 Faden lang, und hat vor der Einfahrt Klippen. Ihr Wasser erhält sie aus Cisternen. Die Stadt gehörte vor der Revolution den Franzosen, die von hier aus die Korallenfischerei betrieben; sie wurde in der Revolution von den Franzosen verlassen, worauf das algiersche Gouvernement sie an die Briten verhandelte, die jedoch keinen Besitz davon genommen haben. Die Umgegend ist höchst fruchtbar, die benachbarten Hügel mit immer grünen Eichen besetzt, die sehr gutes Schiffbauholz liefern, das auch sonst einen Ausfuhrartikel ausmachte, aber 3 Landseen, die im Sommer austrocknen, verpesten die Luft. (*Hassel.*)

CALLEIDA (Entomologie), nent Dejean (Histoire naturelle et iconographie des insectes Coléoptères d'Europe. Livrais. 2e pag. 132) eine Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer (Carabici). Ihre Kenzeichen sind: abgestutzte platte Deckschilde, ausgerandete Vorderschienen, gezähnelte Klauen, herzförmiges, schmales Halsschild, fadenförmige Kinnladentaster, beilförmige Lippentaster, und ein breites, zweilappiges vorletztes Glied der Tarsen. Es gehört in diese Gattung Carabus decorus *Fabr.* aus Nordamerika und wahrscheinlich auch Carabus festinans *Fabr.* aus Südamerika. (*Germar.*)

CALLENBERG (Kahlenberg), ein S. C. Meining. Schloß und Kammergut auf einem waldigen Berge, (nach Feers Messung 1083 p. Fuß 6 Zoll über der Meeresfläche) eine Stunde nordwestl. von Coburg, auf dem Wege nach Rodach im S. Saalfeldischen Gerichte Lauter, mit Voigteigerichten, 4 Häusern und 30 Einw. Ehedem eine den Dynasten von Callenberg*) und dann der adeligen Familie von Sternberg gehörige feste Burg, fiel es 1592 als ein eröffnetes thüringisches Lehn dem Hause Sachsen ernestinischer Linie anheim. Anfangs 1640 zum Coburger Witthum geschlagen, ward es 1645 an Herz. Ernst den Frommen abgetreten und gelangte 1753 an S. C. Meiningen. Außer dem Schloße, das eine der herrlichsten Aussichten gewährt und der Sitz einer Försterei ist, und den etwas weiter unten am Berge liegenden zum Kammergute gehörigen Wirthschaftsgebäuden befindet sich da noch eine schöne, von Herz. Joh. Casimir von S. Coburg ganz massiv erbaute Kirche, in welche viele Ortschaften eingepfarrt sind und worin der S. C. Saalfeldische Pfarrer zu Neuses wechselsweise Gottesdienst halten muß. Zu Anfang des 18. Jahrh. ließ die Herzogin Elisabethe Sophie von S. C. Meiningen diese Kirche überbauen und zu ihrem Wittwensitze zurichten; da aber die Kirche durch diesen neuen Überbau zu sehr gedrückt wurde: so ward derselbe 1780 wieder abgetragen. — In den Callenberger Forsten werden jährlich etliche hundert Klaftern Laub- und Nadelholz geschlagen. (*G. Emmrich.*)

CALLENBERG (Joh. Heinrich), und Callenbergisches Institut. Im Gothaischen i. J. 1694 geboren, studirte Callenberg zu Halle, ward 1727 außerordentlicher, 1735 ordentlicher Professor der Philosophie, auch 1739 ordentlicher Professor der Theologie. Er starb am 16. Jul. 1760. — Auf seine wissenschaftliche Bildung hatte das zu Halle i. J. 1702 errichtete und zuerst von D. H. Michaelis geleitete Collegium orientale theologicum, dessen Mitglied er ward, den bedeutendsten Einfluß; auch erwarb er sich besonders durch den Unterricht eines gelehrten Orientalisten aus Damascus, Salomon Negri, welcher sich einige Mal, zuletzt 1715 in Halle aufhielt, nach dem damaligen Standpunct des Studiums, sehr gute Kentnisse in den morgenländischen Sprachen. Seine Vorlesungen bezogen sich auch größtentheils auf die hebräische Sprache, auf Judenthum und jüdische Alterthümer, auch veranlaßte ihn späterhin sein Eifer für die Bekehrung der Juden, sich sowol mit den rabbinischen Schriften, als mit dem sogenannten Judenteutsch noch genauer bekant zu machen.

Mehr als seine für die gelehrte Theologie weniger wichtigen, größtentheils kleinen, akademischen Schriften und Abhandlungen, unter denen sich keine besonders auszeichnet[1]), hat eine zum Heil der Juden, dann auch der Mohamedaner, beabsichtigte Anstalt seinen Namen und sein Andenken in der Kirchengeschichte des 18. Jahrh. erhalten.

---

*) Die Dynasten von Callenberg gehören zu dem obersächs. Adel und dürfen nicht mit der hessischen Familie von Calenberg verwechselt werden. Sie waren im Coburgischen stark begütert. Ihr Name verliert sich in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. aus der Geschichte von Coburg und Henneberg; denn Ebart von Calenberg, der als hennebergischer Marschalk den Leichenzug bei der Beerdigung des letzten gefürsteten Grafen Georg Ernstens von Henneberg anordnete, gehörte nicht zu dieser Familie. Diese Burg Callenberg ist indessen das Stammhaus der Grafen von Callenberg zu Muska in der Oberlausitz.

1) Sie sind in Meusel's Lex. der v. 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. II. angegeben.

Die nächste Veranlassung hiezu gab ein Prediger J. Müller in Gotha, welcher, durchdrungen von der Hoffnung einer bevorstehenden allgemeinen Judenbekehrung, mehre Schriften verfaßt hatte, um die Nation mit den Grundwahrheiten der christlichen Religion bekant zu machen. Auf persönliche Bekantschaft bei einer Reise folgte ein Briefwechsel, und als Callenberg von ihm einen in jüdisch-teutscher Sprache verfaßten Tractat, unter dem Titel: Licht am Abend handschriftlich erhalten hatte, ruhte er nicht, bis es ihm gelang, die Anfangs fehlenden Typen anzuschaffen, und unter Mitwirkung eines getauften Israeliten Dr. Fromman, der selbst den Setzer und Corrector machte, eine gedruckte Ausgabe davon veranstalten zu können, und zugleich durch die vorangeschickte Vorrede dem Unternehmen Freunde und Beförderer zu gewinnen. Seit 1728 fing er an, eine eigne Mission an die Juden zu gründen, und Missionarien dafür zu bilden. Hiemit stand längere Zeit die Anlegung und Betreibung einer eigenen sowol jüdisch-teutschen als orientalischen Buchdruckerei in Verbindung, sowol um dem Zweck gemäße Aussprachen, als einzelne Bücher des N. Test. zu verbreiten, und da sich sein Plan nach und nach zu Versuchen auch die Mohamedaner zu gewinnen erweiterte, so wurden dergleichen Schriften auch in türkischer und arabischer Sprache gedruckt.

Als sich einige seiner Schüler hinreichende Sprachkentnisse erworben hatten, wurden nun von Zeit zu Zeit — gewöhnlich zwei — ausgesandt, um theils gesprächsweise durch Belehrungen, theils durch Vertheilung jener Schriften dem Christenthum Proselyten zu gewinnen. Sie beschränkten sich in seinem Auftrage nicht blos auf Teutschland, sondern mehre berührten fast alle europäische Länder, Holland, England, die Schweiz, Italien, Dänemark, Schweden, Polen und Rußland; ja einige sogar den Orient. Ein Mag. Wiedemann aus dem Würtembergischen und Manitius machten im J. 1736 den Anfang. Am bekanntesten ist Stephan Schulz geworden, der die Geschichte seiner Missionsreisen, die sich bis Asien und Afrika ausgedehnt hatten, unter dem Titel: Leitungen des Höchsten nach s. Rath (1772—75. 5 Bände) herausgab, auch kurz vor Callenbergs Tode von ihm zu seinem Nachfolger als Director des jüd. Instituts ernant ward. Auch der nachmals so berühmt gewordene Ol. Gerh. Tychsen, welcher im J. 1816 als Prof. der Orient. Literatur zu Rostock starb, nahm zwei Jahre lang (1759 u. 60) an diesen Missionsreisen Theil[2]). Nach Schulzens Tode führte der in der hebr. Sprache nicht unerfahrne Hospitalprediger D. D. Beyer die Direction. Da jedoch das Vermögen des Instituts, so wie die Theilnahme daran immer mehr abnahm, so wurde es durch ein königl. Rescript vom 21. Jul. 1791 als für sich bestehende Anstalt aufgehoben, und mit den Frankischen Stiftungen zu wohlthätigen Zwecken, namentlich in vorkommenden Fällen zu Unterstützung studirender Israeliten, vereinigt.

Sehr bedeutend ist übrigens das Vermögen nie gewesen. Die Missionäre bekamen nur sehr wenig Reisegelder, und so sehr es dem Stifter anlag, ärmere Proselyten nach ihrem Übertritt zu unterstützen und für ihr weiteres Fortkommen zu sorgen, so waren doch seine Mittel immer sehr beschränkt, und auch zur ferneren Fortsetzung der Druckarbeiten fehlten die erforderlichen Gelder.

Über die Wirksamkeit dieser in redlicher Absicht unternommenen, und von Callenberg mit großer Treue besorgten Anstalt, ist ein allgemeines Urtheil zu fällen schwer. Große Resultate hat es nicht gegeben. Dies wird niemand befremden, der die Schwierigkeiten kent, die gerade bei solchen, die in einer positiven Religion erzogen sind, und sie als eine heilige Erbschaft von ihren Vätern betrachten, einer gänzlichen Umwandlung ihrer eingewurzelten Vorstellungen und Vorurtheile im Wege stehen. Auch bewiesen die Berichte Callenbergs und seiner Nachfolger, welche von den Arbeiten der Missionäre seit dem J. 1728—1791 fast ununterbrochen erschienen sind, und ihre Reisetagebücher enthalten, wie manche derselben höchst schwache und unfähige Männer waren, die oft den vernünftigen Einwürfen derer, die sie bekehren wollten, nichts als Autoritäten, wo nicht Seufzer oder Drohungen ewiger Verdamniß entgegen zu setzen wußten. Daß indeß auch durch diese wohlgemeinten Bemühungen manches Samenkorn der Wahrheit ausgestreut seyn und Früchte getragen haben mag, wird niemand leugnen können[3]). (*A. H. Niemeyer.*)

CALLET (Jean François), ein geschickter franz. Mathematiker geb. zu Versailles den 25. October 1744. Nachdem er in seiner Vaterstadt guten Unterricht genossen und besonders an der Mathematik Geschmack gewonnen hatte, kam er im J. 1768 nach Paris, wo er Gelegenheit fand, seine Kentnisse noch mehr zu erweitern und fester zu begründen. Im J. 1774 zeichnete er sich durch den Unterricht der Aspiranten und Eleven an der Ingenieurschule aus, bei welcher Anstalt vor und nach der Aufnahme strenge Prüfungen gewöhnlich waren. — Im J. 1779 erhielt C. den von der Gesellschaft der Künste zu Genf ausgesetzten Preis für die beste Beantwortung einer die Hemmung in den Uhren betreffenden Frage. Im J. 1783 gab er eine französische Bearbeitung von Gardiner's logarithmischen und trigonometrischen Tafeln (**Tables portatives des logarithmes, publiées à Londres par *Gardiner*, augmentées et perfectionnées dans leur disposition p. M. Callet et corrigées avec la plus scrupuleuse exactitude**) heraus, welche die Briggsschen Logarithmen der gemeinen Zahlen von 1 bis 102959, ferner die künstlichen trigonometrischen Linien für die beiden ersten Grade von Secunde zu Secunde, für die übrigen Grade des Quadranten von 10 zu 10 Secunden, außerdem die sogenannten logistischen Logarithmen, die Briggsschen Logarithmen der Zahlen von 1

2) M. s. Hartmanns Denkmal. Bremen 1818. 1. Bd. S. 17—44.

3) Ausführlichere Nachrichten über dies Institut enthalten, außer den schon erwähnten, fortlaufenden die unter verschiednen Titeln erschienenen Berichte Callenbergs, Schulzens und Beyers, von den Anstalten zum Heil der Juden und Mohamedaner, desgl. Drethar[illegible] S. 22, 27, 44, 600. Büsching Geschich[illegible] 248 ff. und Schröckhs Kirchengesch. [illegible] Th. S. 491 bis 493.

bis 1161 auf 20 Decimalstellen u. s. w. enthalten. Im J. 1788 wurde C. als Lehrer der Hydrographie in Vannes, nachher in Dünkirchen angestellt, kehrte aber 1792 nach Paris zurück, wo er die Stelle eines Professor der Ingenieurs-Geographen im Kriegsdepot vier Jahre lang bekleidete. — Nach Aufhebung dieser Stelle fuhr C. fort, mathematischen Unterricht in Paris zu ertheilen, wo er immer für einen der besten Lehrer in diesem Fache galt. Im J. 1795 erschien eine neue Stereotypausgabe seiner logarithmischen Tafeln beträchtlich vermehrt (bis 108000) und in den trigonometrischen Tafeln nach der neuen Decimal-Eintheilung des Quadranten eingerichtet, worin C. damals noch keinen Vorgänger gehabt hatte. — Gegen Ende des J. 1797 überreichte C. dem National-Institute den Entwurf zu einem neuen Telegraphen und einer telegraphischen Sprache nebst dazu gehörigem Wörterbuche von 12,000 franz. Wörtern. Diese Arbeiten hatten seinen schon lange an asthmatischen Beschwerden leidenden Körper zerrüttet; dennoch gab er noch in demselben Jahre einen Aufsatz über die Bestimmung der geographischen Länge zur See heraus, unter dem Titel: Supplément à la trigonométrie sphérique et à la navigation de Bézout. Er starb den 14. Nov. 1798*). (*Gartz.*)

CALLIAN, Marktfl. in dem Bez. Draguignon des französischen Dep. Var; auf der Nordseite des Gebirgs Esterel, hat 1 Schloß, 1 Kirche und 1823 Einw., die 1 Glashütte unterhalten. Im Gebirge Esterel sind Steinkohlengruben geöffnet, auch findet man schönen weißen Marmor, Jaspis, Porphyr u. a. (*Hassel.*)

Callianassa, s. Thalassina.

CALLIANY, 1) ein Distrikt der brit. Prov. Aurungabad auf Dekan, ein Küstenstrich der gut angebauet und bevölkert ist. Darin die gleichnamige Hauptstadt unter 19° 15′ Br. und 90° 49′ L. am Holaß, groß und gut gebauet, aber meistens von armen Moslemimen bewohnt, die baumwollne Zeuge, Messing und irdenes Geschirr verfertigen und mit diesen Fabrikaten, mit Kokosnüssen und Samenölen einen kleinen Verkehr treiben. 2) Ein Distr. in der Prov. Baeder an der Tierna mit gleichnam. Hauptstadt. (*Hassel.*)

CALLICARPA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Verbeneen und der 4. Linné'schen Klasse. Sie hat einen vierzähnigen Kelch, eine glockenförmige, 4theilige Corolle, vorstehende Staubfäden und eine 4samige Beere. In meinem syst. veg. 1. p. 419—421 habe ich 21 Arten aufgezählt, die in Ost- und Westindien wachsen. (*Sprengel.*)

CALLICERA, Edelfliege (Entomologie). Eine von Meigen (systematische Beschreibung der europ. zweiflüg. Insecten. 3r Bd. S. 155) errichtete Fliegengattung aus der Familie der Schwebfliegen (Syrphici). Ihre Kenzeichen sind: Fühler auf einem Höcker stehend, dreigliedrig: das erste Glied walzig, das zweite so lang als das erste, zusammengedrückt, an der Spitze erweitert; das dritte verlängert, zusammengedrückt, spitzig, mit einem Endgriffel. Der Hinterleib kegelförmig. Flügel flach parallel aufliegend. Die einzige bekannte, in Europa einheimische Art, ist Callicera aenea (Bibio aenea *Fabr.*) schwarz, gelbhaarig, Schienen und Füße gelb, der Hinterleib goldgrün, 5½ bis 7 Linien lang. (*Germar.*)

CALLICERUS, nannte früher Gravenhorst (Coleoptera microptera Brunsvic.) eine Käfergattung aus der Familie der Raubkäfer (Staphylini), die er aber später (Monographia Micropt.) wieder aufhob und mit Aleochara vereinigte. (*Germar.*)

CALLICHROMA (Entomologie). Eine von Latreille ausgehobene Käfergattung aus der Familie der Bockkäfer (Cerambycini), die sich durch vorgestreckten Kopf, verkehrt kegelförmiges Endglied der Taster und kurze Kinnladentaster auszeichnet. Es gehören dahin Cerambyx moschatus, alpinus, virens, longipes u. a. (*Germar.*)

Callichthys, s. Cataphractus.

Callico, s. Kattun.

CALLICOCCA, nannte Brotero die Pflanze, welche die echte, graue Ipecacuanha liefert. Aber mit Recht zog sie Willdenow zur Cephaëlis *Sw.*, mit welcher sie vollkommen überein stimt. (*Sprengel.*)

CALLICOMA, nent R. Brown eine Pflanze aus der natürlichen Gruppe der Cunonieen und aus der 11. Linné'schen Klasse. Sie trägt in einer gemeinschaftlichen, vierblättrigen Hülle und auf zottigem Fruchtboden gehäuft, vierblättrige Kelche, ohne Corolle. Zwei Pistille stehn aus einander, und der Fruchtknoten zeigt vier Samen. Die einzige bekannte Art: Call. serratifolia *R. Br.* wächst als Strauch in Neu-Holland. (*Sprengel.*)

CALLIDIUM, Listkäfer (Entomologie). Die Kenzeichen dieser von Fabrizius (Systema Eleutheratorum), aus der Familie der Bockkäfer (Cerambycini) ausgehobenen Gattung sind: ein vorgestreckter Kopf, beilförmiges Endglied der Taster, ein scheibenförmiges, ungedorntes Halsschild und flach aufliegende Deckschilde. Man kent gegen sechzig Arten, von denen bei weitem die meisten in Teutschland einheimisch sind, wie Callidium violaceum, variabile, sanguineum *Linn.* u. a. (*Germar.*)

CALLIGONUM, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Polygoneen und aus der 11. Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in einem fünftheiligen Kelch, keiner Corolle, vier Pistillen und einer 4winkligen Nuß. Es sind 2 Arten bekant, die als Sträucher auf dürren Sandwüsten wachsen. 1. C. Pallasia *Ait.*, an der Wolga, mit geflügelten Früchten, welche der jüngere Linné Pallasia caspica nannte, und 2. C. polygonoides *L.*, in Armenien und dem nördl. Afrika, mit Früchten, welche mit ästigsteifen, gegitterten Borsten besetzt sind. Dazu gehört auch C. comosum *Herit.* (*Sprengel.*)

Callimorpha, s. Euprepia.

CALLINGTON, Borough in der englischen Shire Cornwall, der 2 Dep. zum Unterhause sendet, aber nur 938 Einw., und unter diesen 70 Wähler zählt. Er hat 1 Kirche, unterhält etwas Wollenweberei und hält 1 Wochen- und 3 Jahrmärkte. (*Hassel.*)

CALLIODON. Unter diesem Namen steht bei Schneider eine Fischgattung, die unter die Brustflosser, in die Familie Leiopomi Dümerils gehört. Ihr Ken-

*) Vgl. Biograph. univ. — *Desessarts* siècles littéraires de la France.

zeichen besteht in der Beschuppung des ganzen Kopfes, wobei nach dem Familiencharakter die Kiemendeckel weder gezähnelt, noch gestachelt sind. Den Namen hat zuerst Gronov zur Bezeichnung der ersten Art: 1. C. lineatus Gron. Bl. S. tab. 62. f. 2. gebraucht, deren Körper länglicht, etwas zusammengedrückt, braun mit Längsstreifen; die Schuppen groß, der Kopf abgestumpft, der Oberkiefer länger, mit zwei großen dreikantigen Zähnen; der Unterkiefer kürzer mit einem breiten Zahne. 2. C. gibbosus Bl. S. Perca chrysoptera L. Perca marina gibbosa Catesby II. tab. 2. (*Lichtenstein.*)

Calliomorus, s. Callionymus u. Platycephalus.

CALLIONYMUS. Eine von Linné aufgestellte Fischgattung, deren Hauptkennzeichen in Folgendem bestehen: ein langgestreckter, nackter Körper mit großem, etwas platt gedrücktem Kopfe, zugespitzter Schnauze, aufwärtssehenden, einander sehr nahen Augen; die Kiemenöffnungen in einem Loche auf jeder Seite des Nackens bestehend; die ziemlich vergrößerten, oft aus mehren Strahlenbündeln, die durch breitere Membranen verbunden sind, zusammengesetzten Bauchflossen vor den Brustflossen sitzend; die Rückenflosse doppelt, die erste nur 2 — 4strahlige gewöhnlich sehr verlängert, in feine Fäden auslaufend; die Flossen stachlicht. — Die Färbung und Zeichnung dieser Fische ist sehr angenehm. Blau, grün in verschiednen Abstufungen, gelb in allen Nuancen bis ins Bräunliche, silberfarben, weiß tragen in verschiedenen Zusammenstellungen zur Verschönerung derselben bei. Die Unterseite des Körpers ist übrigens immer heller gefärbt.

Die vornehmsten Arten sind: 1. C. Lyra *L.* Der Spinnenfisch Bl. 6. tab. 91. Im atlantischen Meere, und dem Nordocean, 12 — 14 Zoll lang, 1½ breit. — 2. C. Dracunculus *L.* Der Seedrache Bl. P. tab. 102. fig. 2. Im mittelländischen und Nordmeere, 8 Zoll lang, 1 breit. Das Fleisch weiß, schmackhaft. 3. C. orientalis Bl. S. t. 6. An Tronquebar. Sonst gehören noch hieher: C. ocellatus; C. sagitta; C. japonicus; C. monopterygius und C. festivus Pall. Zoogr ross. III. pag. 146. Aristoteles scheint den Namen Callionymus für eine Art von Uranoscopus gebraucht zu haben. (*Lichtenstein.*)

CALLIRHOË. Der innere, mit Querscheidewänden und seitlicher Röhre (sipho) versehene Kegel von Belemniten, ward von Denys de Montfort als ein eigenes Genus unter obigem Namen aufgestellt. S. Belemnit. (*Nitzsch.*)

CALLISACE, nannte Fischer eine Pflanze aus der natürlichen Familie der Dolden-Gewächse, welche ich im syst. veg. I. p. 895 mit Thysselium *Riv.* vereinigt habe. (*Sprengel.*)

CALLISIA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Commelineen, und der 3. Linné'schen Klasse. Sie hat einen dreiblättrigen Kelch, eine dreiblättrige Corolle, an der Spitze erweiterte Staubfäden, deren jeder zwei Antheren trägt, drei pinselförmige Stigmen und eine zweifächerige Kapsel. Die einzige bekannte Art: C. repens (umbellata *Lam.* ciliata *Humb.*) wächst in Westindien und Südamerika. (*Sprengel.*)

CALLISTA, nent Loureiro eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen und der 20. Linné'schen Klasse, deren äußere Blumenhülle aus fünf Blättern besteht, wovon die zwei seitlichen genägelt sind. Das Lippchen ist zweitheilig, der äußere Theil fleischig und an der Basis mit zwei Hörnchen versehn, der innere zottig, glattrandig und trichterartig ausgehöhlt. Die einzige Art: C. amabilis *Lour.* wächst in Cochinchina, als Schmarotzer auf Bäumen, und zeichnet sich durch schöne weiße Blumen mit goldgelbem Lippchen aus. (*Sprengel.*)

CALLISTACHYA, will Rafinesque die Veronica virginica nennen, weil sie röhrige Blumen hat, allein bei mehren Arten bemerkt man diesen Übergang zur röhrigen Form, wie bei einer Abart der V. spicata, welche Crantz V. orchidea nannte. Diese Form, wie die Verdoppelung der Staubfäden bei V. rotundifolia *R.* et *P.*, beweiset, daß Veronica zu den Personaten gehört. (*Sprengel.*)

CALLISTACHYS *Vent.*, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hülsenpflanzen und der 10. Linné'schen Klasse. Char. zweilippiger Kelch. Aufrechter Wimpel. Gestielte, holzige, vielsamige Hülse, die vor der Reife vielfächerig ist und an der Spitze aufspringt. Die einzige sichere Art: C. lanceolata *Vent.*, wächst in Neu-Holland, und ist durch ihre schönen, dunkelgelben Blüthen ausgezeichnet. Die andere Art: C. elliptica *Vent.*, gehört zu Oxylobium *Andr.* (*Sprengel.*)

CALLISTEMON *R. Br.*, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Myrteen, sehr nahe mit Metrosideros verwandt, da sie eben so lange (hier schön gefärbte) Staubfäden enthält. Allein es fehlt ihr die Corolle, und die Kapsel ist 3fächerig. Bis jetzt ist blos C. rigidus *R. Br.* aus Neu-Holland bekant, welches Metrosideros linearis *W.* enum. ist. (*Sprengel.*)

CALLISTHENES (Entomologie). Fischer (Entomographia imperii Russici. I. pag. 84) errichtet aus einem in den südlich von Orenburg gelegenen kirgisischen Steppen gefundenen Käfer, den er Callisthenes Panderi nent, diese in die Familie der Laufkäfer (Carabici) gehörige Käfergattung, die als Mittelglied zwischen Carabus und Calosoma betrachtet werden kann. Sie besitzt fast kaum merklich ausgerandete, aber der Länge nach tief gerinnte Vorderschienen, fadenförmige Taster, die innern kürzer, ein viereckiges an den Seiten stark aufgeworfenes Halsschild, ein großes, dreieckiges Schildchen, fast kreisförmige, an der Naht verwachsene, am Rande aufgeworfene Deckschilde, unter denen keine Flügel liegen und fadenförmige Fühler. (*Germar.*)

CALLISTUS. Eine von Bonelli aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) ausgehobene, aber noch nicht hinlänglich bezeichnete Gattung, für welche als Vorbild Carabus lunatus *Fabr. Panz.* (Anchomenus lunatus *Sturm.*) dient. (*Germar.*)

CALLITHAMNION, nent Lyngbye eine Alge, die sonst zu Conferva gezogen wurde. Das Stämmchen ist gegliedert, sehr ästig und rosenroth. In jedem Gliede zeigt sich eine längliche Röhre und die Kapseln sind gestielt an den Seiten der Triebe. Conferva Arbuscula *Dillw.*, conixea *Huds.*, corallina *L.*, lorymbosa

[illegible] (Sprengel.)

CALLITRICHE, [illegible] C. [illegible] L., die nur in [illegible] vorkommt. (Sprengel.)

CALLIXENE Juss., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Smilaceen und der 6. Linné'schen Klasse. Sie zeichnet sich durch eine sechsblättrige Corolle aus, deren Blätter abwechselnd an der Basis mit 2 Drüsen versehen sind; die Staubfäden sind an der Basis erweitert, und die Beere enthält mehre Samen. Die einzige bekannte Art: Call. marginata Lam. (Enargea Gaertn.) wächst, ein kleiner Strauch mit lederartigen Blättern, an der Magellanstraße. (Sprengel.)

CALLOMYIA. Fliegengattung nach Meigen aus der Familie der Dolichopoden. S. Dolichopus. (Germar.)

Callorhynchus, s. Chimaera.

CALLOSA DE SEGURA. Ville in der span. Prov. Valencia, Gobierno de Denia, am Abhange des Gebirgs, mit 3200 Einw. und Alpargatesfabriken. In der Nähe bricht guter Marmor. (Stein.)

CALLOT (Jacob), ein in der Künstlerwelt berühmter Name, ward zu Nancy 1593 (nach andern Angaben, erst im folgenden Jahre) geboren, in einer Familie, welche seit mehren Jahrhunderten die ersten Ehrenstellen an den Höfen der Herzoge von Lothringen und Burgund bekleidet, und sich im Kriegs- wie Friedensdienste ausgezeichnet hatte. Joh. Callot, Wappenherold von Lothringen und Bar, zeugte mit Renate Brucoule mehre Kinder; der jüngeren Eines war Jacob. Nach der Stellung unter seinen Geschwistern konnte er, bei der Vertheilung des Familienvermögens, auf keine reiche Ausstattung rechnen; er ward daher um so fleißiger zur Schule geschickt, damit er im Kirchen- oder Staatsdienste sein Glück mache; aber mit geringem Erfolge. Ein vorwaltendes Talent hatte sich seiner schon in den Knabenjahren bemächtiget: wenn die Lehrer glaubten, daß er des Lernens halber über den Büchern säße, belustigte er sich mit wunderlichen Zerrbildern, welche er auf den Umschlägen der Bücher und auf deren leeren Blättern zeichnete, worauf dann Strafen, welche ihm Schule und Bücher verleideten, erfolgten. — Nancy war damals der Sitz eines Hoflagers; die Künste, besonders die der Malerei gediehen hier. Bald wußte sich der junge Callot Zutritt zu den Künstlern zu verschaffen, besonders zum wackeren Hofmaler Claudius Henriet, berühmt durch treffliche Glasmalerei, welcher den Lehrbegierigen im Zeichnen unterrichtete. Seine ganze Aufmerksamkeit wurde gefesselt bei den Erzählungen von dem Kunstleben [illegible] lern. Er fand daheim leicht verstimmte Eltern; [illegible] ten sie deshalb nicht für seine Wünsche der Kunst [illegible] entschieden; er mußte, nach wie vor, die [illegible] besuchen und täglich die väterlichen Ermahnungen [illegible] daß ohne fleißiges Erlernen der Wissenschaften nichts [illegible] ihm werden könne. Davon wollte Callot nichts [illegible] sen; aller Zwang war ihm verhaßt; er entsprang [illegible] Eltern im 14. Jahre abermals und floh [illegible] Kaum hatte er aber Turin erreicht, als er auf [illegible] teren Bruder, der sich hier in Familienangelegen[illegible] aufhielt, stieß und nochmals nach Nancy zurück[illegible] wurde. So unbeugsame Sinnesart des Sohnes [illegible] wand endlich den Willen des Vaters, welcher [illegible] Künstlerlaufbahn keine ferneren Hindernisse in den [illegible] legte. Bald fand sich Gelegenheit, des Sohnes [illegible] sucht nach Italien zu erfüllen. Der Landesherr [illegible] eine Botschaft an den Papst, und der Gesandte [illegible] Freund der callot'schen Familie, nahm gern den [illegible] bissenen Jüngling in sein Gefolge auf. In Rom [illegible] ausgestattet und wohl empfohlen, sah und studi[illegible] nun die unsterblichen Meisterwerke der Malerei und [illegible] hauerei und machte seine Studien durch fleißiges [illegible] nen, gab nun aber der Kupferstecherei vor der [illegible] den Vorzug, und begab sich deßhalb in die Lehre b[illegible] wackeren, alten Meister, Philipp Thomassin. [illegible] diesem fand er freundliche Aufnahme und machte [illegible] tüchtiger Grundlage im Zeichnen, rasche Fortschritte [illegible] dem er unter des Meisters Anleitung berühmte Ge[illegible] besonders große Altarblätter mit dem Grabstichel [illegible] bildete: 18 Blätter, die er ungefähr bis zum 20. [illegible]

arbeitete, sind jedoch weder in der Zeichnung, noch
er Ausführung vorzüglich, aber schätzbare Zeugnisse
sich schnell entwickelnden Talentes. So schien der
ling in der Werkstatt seines Meisters das Ziel lang=
hrter Sehnsucht gefunden zu haben, als das Schick=
neue Störung bereitete: der alte Thomassin hatte
junge, schöne Römerin geehlichet; diese gefiel
jungen Callot wie er der jungen Frau. Da=
aber hatte Meister Thomassin so großes Misfal=
daß er den Lehrling aus der Werkstatt jagte und
sein Haus verbot, womit alle Freude in Rom für
ot dahin war. Er griff zum Wanderstabe und zog
Florenz. Cosmus II. Mutter Katharine war aus
lothringischen Fürstenhause, und dies war wol die
entliche Veranlassung, daß der junge Künstler, als
vie alle ankommende Fremde, dem Großherzoge ge=
et wurde, dessen besondere Aufmerksamkeit auf sich
Der Fürst fand bei der persönlichen Bekanntschaft
ntschiedenes Wohlgefallen an Callot, daß er ihn in
Reihe der Künstler aufnahm, welche bei einem Jahr=
lte und andern Vortheilen (la parte genant) in dem
riegebäude freie Wohnung hatten und im Genuße
glücklichen Lage sich ganz ihren Kunstbestrebungen
nen konnten. Solche Vergünstigungen trieben den
gling um so eifriger seinem Berufe zu leben. Die
Arbeit, welche hier sein Grabstichel lieferte, ist die
onne nach Andrea del Soeto[1]) mit der Jahrzahl
, welches Blatt sich nach seinem Werthe dem in Rom
erten anschließt; unter den dortigen Künstlerbekannt=
ten hatten vorzüglichen Einfluß auf ihn Cantapallina
Alphons Porigi; jener tüchtiger Maler und Kupfer=
r, wie geschickter Kriegsbaumeister, zeichnete mit
Vollendung in verschiednen Formaten, bis zum
sten, mit der Feder; dieser des Namens der Jüngere,
te als Kupferstecher im Fache der Darstellungen von
pektiven und Hoffesten Vieles. Callot benutzte deren
rweisung bei Ausführung der vom Großherzoge er=
nen Aufträge; dahin gehört eine Reihe von Kupfer=
n, die Heldenthaten der Medizäer darstellend, welche
und einige nicht beendete, Blätter zählt, und die sie=
Todsünden in 4 Blättern, nach Bernardin Pochet,
n florentiner Maler; — die besten Arbeiten welche
Grabstichel lieferte. Durch das Vorbild jener Mei=
und durch den Beifall, welchen ihre Arbeiten fanden,
das rechte Feld seiner Kunstanlagen geleitet, wandte
ot sich bald von größeren Darstellungen zu den men=
reichen Gruppen im kleinern Formate; hiebei war
die Führung des Grabstichels zu mühsam, beschwer=
und zeitraubend; er vertauschte ihn daher mit der
irnadel und der Ätzkunst. Sein erster Versuch in die=
Manier ist der heilige Mansuetus, Bischof von Toul,
er einen, beim Ballspiel plötzlich gestorbenen Prin=
vom Tode auferweckt[2]); noch unkundig in der Be=
lung des Scheidewassers mußte hier der sichtbar nach=
nde Grabstichel das Beste thun; aber des jungen
stlers Talent ist nicht zu verkennen; besonders in dem
belebten Hintergrund[3]). Neue Aufträge vom Hofe

1) S. Heineken's Dict. des Art. III. 508. 3. 2)
des Art. III. 510. 26. 3) Huber im Catalogue du
n. de Brandes. II. p. 283 gibt dabei die Jahrzahl 1610 an,

gaben ihm zu Erwerbung größerer Fertigkeit erwünschte Veranlassung. Das alte, romantische Ritterwesen war längst in der Soldateska untergegangen; seitdem veranstaltete man an glänzenden Hoflagern gern bei Feierlichkeiten glänzende Rittermummereien, Turniere, Karussels, deren Verbindung mit Musik, Schauspiel und Balleten, zur höfischen Kurzweil dienten. In solchen Festen glänzte Florenz unter Cosmus II., der darauf dachte, durch werthvolle Abbildungen diesen Pracht= und Schauspielen ein längeres Daseyn zu verschaffen. So lieferte Callot in 6 Blättern die Darstellung eines solchen Ritterspieles, in 4 Platten ein Karussel und die Abbildung der Dekorationen des Schauspiels Soliman, womit er alle früheren Leistungen in dieser Art übertraf. Mit reissender Schnelligkeit gingen immer neue Arbeiten aus seiner Werkstatt hervor, immer neue Zeugnisse wachsender Kunstfertigkeit; während er auch an dem berühmten Museum Florent. arbeitete, dem Großherzoge die Abbildung seiner Kriegsschiffe, jungen Malern zur Lehre ein Skizzenbuch lieferte, gab er mehre einzelne Blätter von unbestreitbarem Kunstwerth: dahin gehört der Märtyrertod der unschuldigen Kinder, wo er auf sehr engem Raume mit großer Sorgfalt zahllose Gestalten sehen läßt; dahin das seltsame Gebilde, die Versuchung des heiligen Antonius[4]). — Sehr interessant ist es, diese phantastische Schöpfung mit einer früheren Höllenscene zu vergleichen, welche unter dem Namen La Carcasse, oder le Stregozzo bekant ist, deren Zeichnung bald dem Raphael, bald dem Michel Angelo zugeschrieben wird und wahrscheinlich von A. Venetiano gestochen ist[5]). — Der Triumph seines reichbegabten Genius in unübertreffbarem Reichthume der charakteristischen Gruppen und Gestalten, ist jenes große Blatt vom Jahre 1620, oft die Messe von Florenz genant, dem Großherzoge Cosmus II. gewidmet, 14 Zoll 8 Linien hoch, 25 Zoll breit. Es ist die Darstellung der jährlichen Messe, welche 7 Meilen von Florenz zu Modona del Imprunetta, unter dem Herbeiströmen großer Volksmassen, am Tage des heiligen Lukas, am 18. October gehalten wurde. Der Gegenstand der kirchlichen Feier,

deren Bezeichnung in dem vorliegenden Abdrucke nicht deutlich zu erkennen ist. Richtiger scheint die Angabe im Catalogue rais. du Cabinet de Silvestre, (Paris 1810) wo das Jahr 1615 angeführt wird. 4) Bei der Betrachtung dieses berühmten Blattes sagt E. Th. W. Hoffmann, der Verf. der Phantasiestücke in Callots Manier: die Ironie welche das Menschliche mit dem Thiere in Konflikt setzt, den Menschen mit seinem ärmlichen Thun und Treiben verhöhnt, wohnt nur in einem tiefen Geiste, und so enthüllt Callot aus Thier und Mensch geschaffene groteske Gestalten, dem ernsten, tiefeindringenden Zuschauer, alle die geheimen Andeutungen, die unter dem Schleier der Skurrilität verborgen liegen. Wie ist doch in dieser Hinsicht der Teufel, dem in der Versuchung des heiligen Antonius die Nase zur Flinte gewachsen, womit er unaufhörlich nach dem Manne Gottes zielt, so vortrefflich. Der lustige Teufel Feuerwerker, so wie der Klarinettist, der ein ganz besonderes Organ gebraucht, um seinem Instrumente den nöthigen Athem zu geben, auf demselben Blatte, sind eben so ergötzlich. — Es ist schön, daß Callot eben so kühn und keck, wie in seinen festen, kräftigen Zeichnungen, auch im Leben war. — Im vorigen Jahre ward das Andenken an dieses Blatt in Paris erneuert, durch das Erscheinen der: Plaisirs diaboliques, en 10 Planches, tirées de la Tentation de Saint Antoine de Callot. 5) S. Bartsch Peintre Graveur. 14r Bd. S. 321. Nr. 426.

Gasto von Orleans, dem die Geliebte seines Herzens die Prinzessin von Gonzage vorenthalten wurde und der grollerfüllt vor dem allmächtigen Richelieu flüchtete, und überraschte ihn, während seines Aufenthaltes zu Nancy, oft, um ihn arbeiten zu sehen und sich zu unterrichten. 42 geistvolle Federzeichnungen, welche Callot in dieser Zeit für den Prinzen entwarf, hat später Sylvestre gestochen. Gasto von Orleans hatte sich indeß über den verunglückten Heirathsplan getröstet und in Nancy des Herzogs Schwester, Margaretha, zur Gemalin gewählt, zum großen Verdruße des königl. Bruders, welcher die ohne seine Bewilligung vollzogene Vermählung für ungiltig erklärte. Der König, unkundig der Regentenpflicht, um so eifersüchtiger auf Familienrechte, ließ diesen Vorfall benutzen, das lothringische Herzogthum mit Krieg zu überziehen, welcher 1633 mit der Übergabe von Nancy, der verrätherischen Gefangennehmung des Herzogs Karl und der völligen Unterwerfung des ganzen Landes unter französische Gewalt, endete. Callots Leben ward durch diese Reihe der Unglücksfälle, welche seinen Fürsten und das Vaterland trafen, unendlich getrübt. Er hatte es kein Hehl, wie er mit treuem Herzen, jeder Verlockung unzugänglich, der lothringischen Sache zugethan sey, und als er zum Könige von Frankreich beschieden und aufgefodert wurde, jene Kriegsthat, wie die Belagerung von Rochelle, zum Gegenstande seiner geistvollen Darstellungen zu machen, bat er freimüthig, ihn mit so entehrendem Auftrage zu verschonen, denn er sey ein Lothringer und werde nie zur Abbildung der Schmach seines Fürsten und Vaterlandes die Hand anlegen. — Ludwig XIII. fühlte den Werth dieser Weigerung und pries den Herzog glücklich, so treue Unterthanen zu besitzen. Dennoch drangen wiederholt Höflinge auf ihn ein, des Königes Wunsch zu willfahren; aber Callot entgegnete: „da will ich mir lieber die Finger abhauen, ehe ich mich zwingen ließe, so ehrlos zu handeln." — Der König behandelte ihn fortwährend mit huldvoller Auszeichnung und bot ihm ein Jahrgehalt von tausend Thalern, wenn er nach Frankreich ziehen und sich seinem Dienste widmen wolle. Auf diese lockenden Vorschläge erwiederte er, wie er bereit sey, das ihm von Gott verliehene Talent Seiner Majestät zum Ruhme zu benutzen; doch seine häusliche Einrichtung in der Vaterstadt könne, wolle und dürfe er nicht verlassen. — Fortwährendes Kriegselend machte dennoch die Vorliebe für die Heimath wankend; jene störenden Unruhen und zu vieles Arbeiten untergruben seine Gesundheit. Anhaltendes Sitzen in gebeugter Stellung hatte den Organismus seines Magens und der Eingeweide geschwächt; er sah sich genöthigt, stehend vor einer Staffelei zu arbeiten. Die körperlichen Leiden ertrug er mit der Geduld eines Weisen; durch Regelmäßigkeit und Enthaltsamkeit suchte er sie zu mindern.— Um nicht ferner Zeuge des heimischen Unglückes in den Mauern der Vaterstadt zu seyn, entschloß er sich, an der Seite der Gattin, auf einige Zeit nach Florenz zu gehen. Mit Vorbereitungen hiezu beschäftigt, schied der reiche Geist aus der gebrechlichen Hülle. Callot starb im 43. Lebensjahre, zu Nancy den 28. März 1635. Sein Leichnam ward in der Familiengruft in der Franziskanerkirche beigesetzt; die nachgelassene Gattin und seine Geschwister ehrten sein Andenken durch Errichtung eines schönen Denkmals, welches ein Opfer der Revolutionsverwüstungen geworden ist[6]). (*Dr. Friedr. Cramer.*)

CALLUNA, nannten Salisbury und Willdenow solche Eriken, deren Kapseln die Scheidewände vom Mittelsäulchen ausgehend haben, statt daß bei der eigentli-

---

6) Bei der ausgebreiteten Celebrität, welche Callots Blätter erhielten, hatte er die Einrichtung getroffen, daß der Verkauf derselben von Paris aus, von seinem Freunde Israel Henriet, betrieben wurde. Mehre Platten überließ er einem andern Vertrauten de Lorme, Leibarzte des Herzogs von Orleans, dessen Bildniß er auch äzte (s. Catalog. du Cabinet de Sylvestre. pag. 196. — *Heinecken* Dict. des Art. Tom. III. pag. 505. nr. 9). Ohne seinen Ruhm zu gefährden, hat dennoch ein Unstern über seinen künstlerischen Nachlaß gewaltet; Frau v. Grafigny erzählt mit gerechtem Verdruße, daß ihre Mutter, eine Erbin der Familie Callot, unwissend und leichtsinnig, viele werthvolle Platten der Erbschaft an einen Kupferschmied verkaufte, der, unbekant mit deren künstlerischem Werthe, sie zu Kupfergeschirren verarbeitete. — Dennoch verstattet der Reichthum seiner Leistungen — die Zahl seiner sämtlichen Blätter wird auf 14—1500 angegeben — den Kunstliebhabern leichten Erwerb einzelner Blätter und Reihefolgen seiner Darstellungen. Eine fast vollständige Samlung der Callotschen Blätter findet man in der herzoglichen Kunstkammer zu Braunschweig und in der königl. Kupferstichsamlung zu Dresden. — Ein kritisch genaues Verzeichniß seiner Blätter kann nicht nachgewiesen werden; die Schwierigkeit, ein solches zu liefern wird vermehrt durch die vielen, später erschienenen, nach seinen Zeichnungen in seiner Manier gearbeiteten, mit seinem Namen bezeichneten Blätter; doch bleibt zu solchem Unternehmen immer der Artikel Callot in dem Dict. des Artistes Tom. III. pag. 495—531 eine schätzbare Grundlage. — Auch wird in dieser Hinsicht der Catalogue des Estampes de M. de Lorangère par Gersaint (Paris 1744) geschätzt. Ölgemälde von ihm findet man öfter in Privatsamlungen, als in großen Galerien, für welche sie, bei der Flüchtigkeit der Andeutungen, geringen Werth haben. So besitzt der königl. schwedische Generalkonsul Dehn zu Berlin das Originalgemälde des grausen Nachtstückes, unter dem Namen Le Brelan bekant, (s. Dict. des Art. III. 511. 4.), so der Verf. dieses Aufsatzes, der eine reiche Samlung Callotscher Blätter hat, ein Gemälde, ruhende Jäger darstellend. Mehr als diese werden des Künstlers Hand- und Federzeichnungen gesucht. Im Catal. rais. des dess. orig. du Cabinet de feu Le Prince Charles de Ligne führt Bartsch 84 solcher Zeichnungen auf, unter denen die mit der Feder gezeichnete und mit Bister ausgeführte des großen Jahrmarktes besondere Aufmerksamkeit erregt. — Eine Denkschrift auf Callot: Eloge historique de *Callot*, noble Lorrain, célèbre Graveur, avec son portrait, à Bruxelles 1766. 4. (par le père Husson) ist so selten, daß man in den Bibliotheken zu Berlin, Dresden, Göttingen und Wolfenbüttel vergeblich danach gefragt hat. — Perrault, in seinem prachtvollen Werke: Les Hommes illustres, qui ont paru en France pendant le XVI. Siècle, (Paris 1696) stellt Th. 1. S. 95. Callot's Bildniß, gestochen von Lubin, zwischen Le Sueur und Nanteuil. Unter den zahlreichen Kupferstichen, welche des Künstlers sinnreich charakteristisches Angesicht geben, sey noch hier der von Moncornet gelieferte erwähnt, mit der Unterschrift: En miraculum Artis et Naturae; hic delineat et incidit in aere parvo quidquid magnificum Natura fecit; imo perfecit ille omne opus suum cum dextera tanti viri; unde merito creditur coelestium Idearum unicus haeres. — Im dritten Theile der Entretiens sur les vies des peintres von Felibien ist Callots Leben ziemlich vollständig abgehandelt. A. v. Bartsch im ersten Bande seiner Kupferstichkunde S. 218 urtheilt von Callot mit mehr Empfänglichkeit für eine beschränkte Ansicht des Strengtechnischen als im freien Geiste seiner Arbeiten: — J. P. F. Richter faßt dagegen den Künstler. Charakter Callots sehr bezeichnend, wenn er ihn „einen malenden Gozzi" nent, und ihn als poetisch-romantischen Anagrammiker der Natur, über den prosaischen Hogarth stellt. —

katholischen Kirche hinderten jeden Einfluß dieser Forschungen auf die Exegese selbst. Wegen ihrer Reichhaltigkeit wurden sie öfters einzeln gedruckt: Dissertations, qui peuvent servir de prolegomènes de l'écriture sainte. Par. 1720. Vol. III. 4., auch in etwas anderer Ordnung und unter dem Titel: Trésor d'antiquités sacrées et profanes des commentaires du P. A. Calmet. Amst. 1722. Vol. XII. 12. Engl. von Sam. Parker, Oxford 1726. 4. Holländ. Rotterd. 1728—1733. 4. Latein. von Mansi, Lukka 1729. fol.; 1736. 4. Teutsch: biblische Untersuchungen, mit (schätzbaren) Anmerk. und einer Vorrede von J. L. Mosheim. Bremen 1744. 2. Aufl. 6 Th. 8. In einer Realverbindung mit den bisher angezeigten Werken steht Calmets Dictionnaire historique et critique, chronol., geograph. et littéral de la bible. Par. 1722. Vol. II. fol. Suppl. ib. 1728. Kupf. Genève (ohne Kupfer) 1728. Vol. IV. 4.; Nouv. édit. où le supplément a été rangé en sa place. Par. 1730. fol. mit Kupf. Toulouse (ohne Kupfer) 1783. Vol. VI. 8. Lateinisch von Mansi, Lukka 1725. fol. und Augsburg 1729. fol. jede in 4 Bden. und erstere ohne Kupfer, auch Engl. (von John Colson) und Holländisch; Teutsch von H. G. Glöckner, Liegnitz 1751—54. 4 Bde. 4. und im Auszuge mit Verbess. Hanov. 1779—1781. 2 Bde. 8. Das ganze Werk ist aus den zerstreuten Bemerkungen des biblischen Commentars zusammen getragen und alphabetisch geordnet, in manchen Artikeln sehr weitschweifig, in andern unbefriedigend, und auf eine unrichtige Exegese und unzuverlässige Traditionen gegründet[3]). In demselben Geiste geschrieben, zwar mit Benutzung der bessern Vorarbeiten, aber von beschränkten theologischen Ansichten geleitet, ist seine Histoire sainte de l'ancien et du nouveau Test. et des Juifs, pour servir d'introduction à l'hist. ecclesiast. de l'Abbé Fleury. Par. 1718. Vol. II. 4. Ib. 1725. Vol. VII. 12. Ib. 1737. Vol. IV. 4. Ib. 1770. Vol. V. 4. Engl. mit Zus. von Th. Stadehouse, London 1740. Vol. II. fol. Teutsch, Augsb. 1759. fol. Lat. ebend. 1788. Vol. V. 8. Das Werk geht nur bis zur Zerstörung Jerusalems. Geringern Werth noch für unsre Zeiten hat seine bis 1720 reichende Histoire universelle sacrée et profane. Strasb. et Nancy 1735—1771. Vol. XVII. 4. Ital. Venet. 1742. etc. 4. Teutsch (von R. Kleinsorg). Augsb. 1776—97. 12 Bde. in 6 Thln. 8. Calmet erzählt das Bekannte ziemlich richtig, mit einer gewissen Vollständigkeit, in einem guten Zusammenhange und nicht unangenehm, nimt aber mehr auf die Kirchen- und alte Geschichte, als auf die bürgerliche und neuere Rücksicht. Auf eigene Untersuchungen gegründet, und mit fleißiger Benutzung der Archive und Urkunden, aber nicht ganz unparteiisch geschrieben ist seine Histoire ecclésiastique et civile de Lorraine, qui comprend ce qui s'est passé de plus mémorable dans l'archevêché de Trèves, et dans les evêchés de Metz, Toul et Verdun, depuis l'entrée de Jules César dans les Gaules, jusqu' à la mort de Charles V., duc de Lorraine en 1690. Nancy 1728. Vol. III. fol. mit 45 Karten und Kupf. revue, corrigée et augm. des règnes de Leopold I. et de François III. Ib. 1745—1757. Vol. VII. fol. 8., wovon die (mißrathene) Literaturgeschichte von Lothringen (Bibliothèque Lorraine) den vierten Band ausmacht. Die zweite Ausgabe ist unvollendet, und daher die erste vorzuziehen; allein Vieles, was dem franz. Hofe anstößig seyn konnte, ist schon in dieser ausgestrichen, und auch in Hinsicht auf kritische Benutzung der Quelle, der Untersuchungsmethode und der Darstellung läßt das Werk viel zu wünschen übrig. Einen Auszug (Hist. de Lorraine abrégée) gab Calmet 1734 zu Nancy in 8. heraus, und eine alphabetisch geordnete Notice de la Lorraine von ihm erschien ebendas. 1756, in 2 Foliobänden; eine reichhaltige, das große Geschichtswerk ergänzende, aber planlose Materialien-Samlung[4]). Seine übrigen Schriften können wir hier übergehen[5]). (*Baur.*)

CALNE, Borough in der engl. Shire Wilts, der 2 Deputirte zum Unterhause wählt. Ein alter Ort, wo schon 997 eine Kirchensynode gehalten und das Cölibat der englischen Geistlichkeit durchgesetzt ist: er liegt an einem Seitenkanale des Wilts- und Berkshirekanals, hat 1 geräumige Kirche, 3 Bethäuser der Presbyterianer, Anabaptisten und Quäker, 1 Freischule für 30 Knaben, 540 Häuser und 3457 Einw., die sich meistens mit der Feintuchweberei beschäftigen und 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten, ¼ Meilen im S. O. sieht man die Figur eines weißen Rosses, 157′ in der Länge und in trottirender Stellung, das in einem Kalkfelsen eingehauen oder von der Natur gebildet zu seyn scheint, und ¾ Meilen in N. W. liegt Bowood, der geschmackvolle Landsitz des Marq. von Lansdowne. (*Hassel.*)

CALOBATA, (Entomologie). Eine von Fabricius, Meigen und Latreille angenommene Fliegengattung, aus der Familie der Saugfliegen (Muscides). Ihre Kennzeichen sind: ein kugeliger vom Halsschilde getrennter Kopf,

3) Schon bei der Beurtheilung des oben angeführten Auszugs sagt ein Recensent in der allgem. teutsch. Bibl. Bd. 52. S. 477: „Wir haben so viel neue Entdeckungen und Berichtigungen in der biblischen Geographie, Geschichte, in heiligen Alterthümern u. s. w. gemacht, daß, wenn das Werk unsern Zeiten angemessen werden sollte, es gänzlich hätte umgearbeitet werden müssen." — Calmet hat dem Wörterbuche eine sogenannte Bibliothèque sacrée oder ein Verzeichniß der besten Bücher für die Schrifterklärung, und sieben hermeneutische Regeln vorausgeschickt, die nur das Gewöhnliche enthalten. Vor allen Dingen, sagt er, müsse man bei dem Verstande der Bibel bleiben, den ihr die Kirche beigelegt hat. S. *Buddei* praefat. ad *Rambachii* institutt. hermen. und die Biblioth. ancienne et mod. par J. le Clerc. T. XIX. P. 1. 120.

4) *Meusel* bibl. hist. Vol. X. P. I. 111. sq. und die dort angeführten Schriftsteller. 5) Calmet hat sein Leben selbst beschrieben in der angeführten Bibl. Lorr. Nancy 1751. fol., wo aber das Verzeichniß seiner Schriften sehr ungenau abgefaßt ist. Vgl. *Chevriers* Mémoires pour servir à l'hist. des hommes ill. de Lorraine. Bruxell. 1754. 8. p. 319. Vie de Calmet par Fangé 1763. 8. Vita del *P. D. Agost.* Calm. tradotta del Franc. et illustr. con note da B. Passionei. Roma 1770. 4. Rathlofs Gesch. jetztl. Gel. 1 Th. 66. Strodtmanns Beiträge zur Hist. der Gel. 5 Th. 200. Neues gel. Eur. 13 Th. 251. *Saxii* Onomast. T. VI. 249 u. 674. Adelungs Zusätze zum Jöcher. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2. Th. 1 Abth. 57 u. 134. Bapf's Biogr. der merkw. und verd. Gel. 1 Heft. — 2 mit Calmets Bilde. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. 15).

kurze, dreigliedrige Fühler, das letzte Glied größer, rundlich, mit Seitenborste, Halsschild und Hinterleib schmal und langgestreckt, Flügel offen, Beine sehr lang und schlank, nackt. Man trifft die Arten bei uns vorzüglich in der Nähe der Gewässer, über welche sie wegzulaufen vermögen. Die bekannteste Art ist Calobata petronella *Fabr.* (Musca petronella *Linn.*) grau, mit rother Stirn, die Beine blaßgelb, mit schwarzen Gelenken. (*Germar.*)

CALOCHILUS R. Br., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen und der 20. Linné'schen Klasse. Mit Neottia *Sw.* sehr nahe verwandt, unterscheidet sie sich durch innere, kleinere, aufrecht stehende Blättchen der äußern Blumenhülle, welche bei Neottia zusammen klappen, und durch das lang zugespitzte, bärtige Lippchen. Zwei Arten, C. campestris und paludosus R. Br. wachsen in Neu-Holland. (*Sprengel.*)

CALOCHORTUS Pursh., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Junceen und der 6. Linné'schen Klasse, deren 6theilige, offen stehende Corolle die drei innern Lappen mit Wolle besetzt und fleckig hat, deren sehr kurze Staubfäden auf die Basis der Corolle eingefügt sind, und deren Kapsel 3fächerig ist. Die einzige bekannte Art: Cal. elegans *Pursh.* mit weißen Blumen, wächst in Louisiana. (*Sprengel.*)

CALODENDRON Thunb., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rutaceen und der 5. Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch, fünf Corollenblätter mit langen Nägeln, fünf fehlschlagende, an der Spitze drüsige Staubfäden wechseln mit den vollkommenen ab. Das Pistill steht an der Seite einer fünffächerigen Kapsel. Die einzige bekannte Art: C. capense *Thunb.*, am Kap, mit schönen blaßrothen Blumen hatte Linné Dictamnus capensis genant. (*Sprengel.*)

Calofaro, s. Charybdis.

CALOGERA, CALOGIERA (Angiolo), ein gelehrter Camaldulenser, geboren den 7. Sept. 1699 zu Padua. Er war der Abkömmling einer edlen, alten, griechischen Familie auf der Insel Corfu, studirte bei den Jesuiten, und ließ sich in seinem 17. Jahre, in dem Kloster St. Michael, auf einer Insel zwischen Venedig und Murano, in den Camaldulenser-Orden aufnehmen. Er wurde 1729 in seinem Kloster Lector der Philosophie, 1756 Abt und starb den 29. Sept. 1768. Seine literarischen Kentnisse und Verbindungen waren sehr ausgebreitet und mannigfaltig, und seinem regen Eifer für
wissenschaftliche Cultur dankt man die erausgabe von
2 reichhaltigen Samlungen von berühmter
italiänischer Gelehrten aus dem losophie,
Physik, Arzneiwissenschaft, e und Li-
teratur, die zwar manches auch nicht
wenige vortreffliche Aufsätz en, beson-
ders schätzbare Beiträge z erkent-
niß. Sie erschienen u
coli scientifici et
Vol. LI 12.
Vol. XXIV
Tode, fort
Mandelli.
chen literar

Memorie per servire alla storia letteraria. Ve
1753—1758. Vol. XII. 8. und Nuove Memorie.
1759—1761. Vol. V. 8., hatte Antheil an m
Journalen (z. B. la Minerva, 1762—65. 4) un
der neuen Ausgabe von Cinellis reichhaltiger Biblio
volante, continuata dal D. Sancassani. Ven.
—47. Vol. IV. 4. Den Telemach und Gullivers
sen übersetzte er ins Italiänische, gab auch einige
graphien und Andachtsbücher heraus, und hinterließ h
schriftlich einen reichhaltigen, literarischen Briefwechs
60 starken Bänden*). (*B*

CALOGIERI St., eine kleine Stadt in der
lianischen Intendantur Girgenti, bekant durch eine
besuchte Wallfahrtskirche und Heilquellen. (*W. Mü*

CALOGYNA R. Br., eine Gattung Pflanzen,
zu künstlich von Goodenia getrent ist, als daß sie
mit derselben vereinigt werden sollte, wie in m
system. veg. I. p. 721 geschehn ist. (*Spren*

Calomel, s. Quecksilber.

CALOMERIA, nannte Ventenat eine Pf
welche früher von Smith den Namen Humea erh
unter welchem sie auch jetzt allgemein angenomme
Schmeichelei gegen Bonaparte, dessen Familien-N
hier griechisch übersetzt wurde, veranlaßte den Franz
dieser ganz unnützen Abänderung des Namens. (*Spre*

CALONICO, im Kreise Faido des Bezirks L
tina. Die Häuser dieser katholischen Pfarrgemeinde l
zerstreuet auf dem Gebirge. Zu den in dem K
Tessin üblichen Auswanderungen trägt auch diese
das seinige bei, denn die meisten männlichen Bew
ziehen als Glaser nach Frankreich, um erst, wenn s
dort einiges Geld gesammelt haben, in die Heimat
der zurückzukehren.†) (*Graf Henckel von Donnersm*

CALONNE (Charles Alexandre de), wur
boren zu Douai, im jetzigen Nord-Departement, a
Januar 1734; sein Vater, erster Präsident des d
Provinzial-Parlamentes für franz. Flandern, ga
talentvollen Sohne eine gute Erziehung, und Gele
zur Ausbildung in einer Lehranstalt zu Paris u
stimmte ihn zum einstmaligen Nachfolger im Amte.
Leichtigkeit, mit welcher der Jüngling wissensch
Fortschritte machte, weckte in ihm ein früh vorwal
Bewußtseyn der Fähigkeit und des Talentes. E
der Verfassung gemäß, nach ruhmvoll beendigten
dien, zuerst als Advokat in öffentlichen Dienst,
General-Advokat beim höchsten Gerichtshofe von A
dann in seiner Vaterstadt beim dortigen Parlament
neral-Prokurator, 1763 Maître des Requêtes, i
chem Amte er sich als fügsames Werkzeug einer,
den Minister Choiseul gerichteten Intrigue bei eine
ßes Aufsehn erregenden Prozesse bekant machte,
nen Ruf erhielt, dessen Andenken ihn bei der Nati
allen französischen Parlamenten verhaßt machte. E

*) Nuova raccolta d'opusc. scient. et filol. T. X
p. 1. Bibl. hist. lit. Struv. Jugler. T. II. 1039. Ade
Zus. z. Jöcher. Biogr. univ. T. VI. (von Ginguené).
lers Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1 Abth. 202.

†) Über diese Kantonalsitte der Auswanderungen verd
ihnen gewidmete Kapitel im helvetischen Almanach für d
1812 (Zürich b. Orell, Füßli und Comp.) S. 52—56 na
zu werden.

Könige sehr begünstigter Hofmann, der Herzog von Aiguillon, Commandant der Bretagne, stand an der Spitze der geheimen Umtriebe, durch welche Ludwig XV. der Allgewalt seines ersten Ministers entgegenarbeiten, seine Schritte hemmen, ihn belauern und den kürzlich aufgehobenen Jesuiter-Orden unterstützen ließ. Die Einwohner der Bretagne klagten ihren Commandanten der Nichtvollziehung des Parlaments-Edictes wider die Jesuiten, der Veruntreuung von öffentlichen Geldern, der Gewaltthätigkeit gegen den Bürger, der Feigheit wider den Feind an; sie forderten Recht vom Könige zur Aufrechterhaltung ihrer Privilegien und Freiheiten. Ihr Vertheidiger war der General-Prokurator des bretagnischen Parlamentes La Chalotais, ein unerschrockener, einsichtsvoller, beredter Mann, dessen Namen man in seiner Provinz, wie in der Hauptstadt und im ganzen Reiche mit Verehrung nannte. In weiten Verzweigungen bildeten sich die Parteien und rüsteten sich zum Kampfe: auf der einen Seite stand der König, die Höflinge und die Jesuiten, auf der andern die Parlamente mit den Bewohnern und Ständen der Bretagne, der erste Minister Choiseul unter Theilnahme der Rechts- und Wahrheitsfreunde. Um den König für seine Rathschläge ganz zu fesseln, schlug Aiguillon den gewöhnlichen Weg ein, auf welchem unfähige Regenten am zuverlässigsten eingeschüchtert werden: unter La Chalotais Leitung sollte in der Bretagne, von wo aus man mit derbem Ernste in einer anonymen Zuschrift an den König auf Abstellung vieler Unbill drang, eine schreckliche, Hochverrath athmende Verschwörung angesponnen seyn. Calonne wurde zum General-Prokurator einer zur Untersuchung dieser vorgeblichen Verschwörung niedergesetzten Commission erwählt und zeigte für die Partei der Höflinge, wider die Bretagner, die Parlamente und den muthigen La Chalotais, einen Eifer, der so weit ging, auf Privatwegen, unter persönlichem Vertrauen erhaltene Nachrichten zum Hauptgrund der wider die Angeschuldigten eingeleiteten Verfolgung zu machen. Gegen solchen Vorwurf suchte sich Calonne zu rechtfertigen, ohne ihn vernichten zu können. (Über den weiteren Erfolg dieser Angelegenheit s. den Art. Choiseul). Er mag es gerathen gefunden haben, da er einmal bei den Parlamenten eine ungünstige Meinung über sich geweckt hatte, nun seinen Beruf als Justizbeamter aufzugeben. Mit Empfehlungen versehen, schied er aus seinen bisherigen Verhältnissen, und erhielt den einträglichen Posten eines Intendanten von Metz, dann von Lille, worin er 15 Jahre blieb, mit großem Aufwande, oft in der Hauptstadt, lebte und das Talent, sich Gönner zu erwerben, mit entschiedener Geschicklichkeit geltend machte. Sein Ziel war, an die Spitze der Finanzverwaltung des Reiches gestellt zu werden; jenes für Ehrsüchtige so lockend, für den Prüfenden mit so warnenden Abmahnungen verbundene Ziel hatte fortwährend viele Bewerber: Calonne suchte es zu erreichen auf einem Wege, der seiner Sonderbarkeit und Einfachheit halber glückte: er sprach bei jeder Veranlassung die Wünsche seines Ehrgeizes aus. Anstatt äußerer Strenge, womit sich manche Nebenbuhler waffneten, suchte er in Freundlichkeit und Gefälligkeit, besonders gegen die Frauen, in wohlberechneter Fügsamkeit gegen seine Gönner, in unbefangener Offenheit gegen seine Widersacher, Alle zu gewinnen. Unter Versprechungen entwickelte er seine Plane und verbreitete so den Ruf seiner Einsichten, seiner Geschicklichkeit, seines Genies. Jeden seiner Beschützer machte der gewandte Mann glauben, daß er nur für und mit ihm einen ausgebreiteten Wirkungskreis suche. Endlich gelang es, durch des Grafen von Artois und des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Vergennes Empfehlung, der die vielvermögende Herzogin von Polignac, die Vertraute der Königin, hier mit ihr im Streite, beitrat, daß Calonne zum Generalkontroleur der Finanzen ernant wurde, der Posten, aus welchem vor Kurzem Necker mit der Anerkennung großer Verdienste aber mit der Beschuldigung kleinlicher Ehrsucht, seine Nachfolger, besonders deren letzter d'Ormesson, mit dem Rufe der Unfähigkeit entlassen waren. Als Calonne am 3. November 1783 am Hofe zu Fontainebleau zum ersten Male als Minister erschien, bemeisterte sich aller Hofleute ein Taumel der Freude; sein Eintritt in das Ministerium schien ihnen und Frankreich eine goldene Zukunft zu verheißen. Nur die Königin, von ihrem Vertrauten, dem Abbé Vermont, aufgeregt, verschwieg ihr Misvergnügen über diese Ernennung nicht, und schalt gleich anfänglich den neuen Minister einen gefährlichen Ränkemacher. Calonne's Stirn ward dadurch nicht gefurcht: mit bescheidener Ergebenheit näherte er sich der Königin und suchte ihr, deren kalte Zurückweisung ihn nie störte, Dienstbeflissenheit zu zeigen. In einer dem Könige 1785 übergebenen Denkschrift bezeichnet C. das ganze Gewicht der ihm mit dem Ministerio übergebenen Last, indem er sagt: „Nicht ohne Schaudern kann man sich des damaligen Zustandes der Finanzen, ohne Geld und ohne Credit, erinnern: ungeheuer waren die rückständigen Schulden, die Einnahmen voraus bezogen, alle Hilfsquellen erschöpft, die Statspapiere werthlos, das baare Geld aus dem Umlaufe verschwunden, die Statskassen außer Stande, Zahlung zu leisten und der königliche Schatz auf den Bestand zweier Beutel mit 1200 Franken zurückgekommen." — Eine Menge glänzender Eigenschaften machte der Mann, von welchem der König und Frankreich Abhelfung dieser Finanznoth erwarteten, von seinem Hervortreten an, wie früher auf untergeordnetem Posten, geltend: liebenswürdig in jeder persönlichen Beziehung, ohne Rachsucht, ohne Besorgniß über den ihm zugefallenen schwierigen Beruf, wußte sein reiches Talent für den Augenblick für Alles Rath zu schaffen, alle Sorge zu verscheuchen, fast jede an ihn gemachte Foderung zu erfüllen: er befriedigte Hab- und Verschwendungssucht des Hofes, vermehrte willfährig Gehalte und Pensionen, bezahlte die Schulden der Prinzen, wie die Rückstände, zu deren Abtragung die öffentlichen Kassen verpflichtet waren, und beseitigte leichtfertig die schwierigsten Aufgaben, wodurch er sich den zweideutigen Ruhm erwarb, dem arbeitsscheuen Könige sich angenehm zu machen: doch der Regentenberuf wird nie ungestraft zum leichten Spielwerk herabgewürdiget. Die schwierige Aufgabe der Wiederherstellung des Gleichgewichtes zwischen der Statsausgabe und Einnahme, und so des Statskredites ein Mann von vieler Arbeitsamkei e großartigen, politischen Cha-

rakter, nicht ohne Talent, aber ohne Genie, mit ernst-
egoistischer Haltung, auf dem Wege der Ersparnisse un-
terweg, verhieß Calonne zu lösen, bei lustigem Wohlleben,
unter Verschwendung jeder Art. Mit Zuversicht blickte
er der Zukunft entgegen. Er überbot in der Behandlung
der Gegenwart alle auf ihn gesetzten Erwartungen, in-
dem er dem Hofe die Meinung beibrachte, daß die Zeit
der Ernte gekommen sey, wo die Frucht einer geschickten
Finanzverwaltung in Hoffesten die nützlichste Verwendung
fände. — Der Statsgeschichte Frankreichs gehört die
Aufzählung der Summen zu, welche Calonne bei seinem
Eintritte in das Ministerium als Statsschuld vorfand,
und wie er diese durch Anleihen, Vornahme zu künftigen
Zahlungen und Verschiebung fälliger Ausgaben vermehrte.
Wohin dieses Alles führen mußte, sahen zuverlässig in
ihrem Hinterhalte vorher seine geistreichen Gegner Necker,
Turgot und ihr Anhang, denen er bald Muthwillen,
bald Achtungsbezeigungen, nie Rachsucht entgegensetzte;
aber gefährlicher für die nächste Folge, als die Feind-
schaft und Eifersucht einzelner Personen war der feind-
selige, nicht unbegründete Argwohn, mit welchem
Korporationen, die Parlamente, seine Schritte beobachte-
ten, und die öffentliche Stimme. Da indeß der Chef
der Finanzverwaltung nirgend Verlegenheit zeigte, so
würde er unbeachteter und mit geringerem Widerspruche
seine Rolle haben fortführen können, wäre nicht Necker,
nach seiner Entfernung aus dem Ministerio, durch zahl-
reich ihm zugehende Lobsprüche aufgeregt, aus seinem
Rückhalte mit dem Werke: Über die Finanzverwaltung,
hervorgetreten, und hätte er nicht durch diesen mächtigen
Angriff auf die seiner Sparsamkeit entgegenstehende Ver-
schwendung Calonne's die Blicke Aller auf einen Gegen-
stand gerichtet, welcher nach kurzer Frist die traurigsten
Resultate herbeiführen mußte. Mit großer Klarheit zeigte
Necker, wohin der dermalige Zustand der Finanzverwal-
tung führen würde, und hob seine eigenen Ansichten und
seine Anordnungen im Statshaushalte mit der Zuversicht
eines richtigen Rechners hervor. Der König wurde von
diesem Angriffe auf seine Regirung beunruhigt: Neckern
wurde die Rückkehr in die Hauptstadt verboten; Calonne
dagegen ließ weder persönliche Verletzung, noch Besorg-
niß oder Rachsucht blicken, auf keine Weise beunruhigte
er seinen Gegner; nicht einmal durch Rückkehr zur noth-
wendigen [illegible]keit: er wollte sich nicht allein schuldlos
gegen [illegible] en Vorwürfe, er wollte sich auch consequent
in der [illegible] ung und, wie es seine Freunde nannten,
edelm[illegible] . Der Augenblick, wo das Parlament
seine [illegible] Absichten der königl. Regirung unabhän-
[illegible] geltend machte, kam schon 1785, als der
[illegible] eine Anleihe von achtzig Millionen Fran-
[illegible] ortdauer der erhöhten Grundsteuer regi-
[illegible] e. Förmliche Protestationen häuften
[illegible] ein Lit de justice, befahl,
[illegible] d der Minister triumphirte.
[illegible] war beunruhigt durch den
[illegible] auf ihn eindringenden Kla-
[illegible] Schleier zu lüften, welcher
[illegible] ister, auf den Ränken des
[illegible] hen, der Herschsucht
[illegible] ke des Volkes lag;

er verlangte Darlegung eines folgerechten Finanzpla[illegible]
wodurch künftiger Verlegenheit und despotischen M[illegible]
regeln vorgebeugt würde; er forderte vor Allem: K[illegible]
neuen Anleihen, keine neuen Auflagen, und vorzügl[illegible]
keinen neuen Widerspruch der Parlamente. — Schwie[illegible]
Forderungen. — Unter solchen Bedingungen einen d[illegible]
greifenden Finanzplan vorlegen, hieß: sich den Pf[illegible]
aller Parteien aussetzen; doch mit der Unbefangenh[illegible]
mit welcher Calonne zu einem üppigen Gelage trat, sc[illegible]
er an die Lösung solcher Aufgabe; er gestand dem [illegible]
nige, daß zwischen der Stats-Einnahme und Ausg[illegible]
von Alters her ein immer vergrößertes Misverhält[illegible]
existire, daß er dieses bisher verheimlicht habe und fa[illegible]
verheimlichen werde, um den öffentlichen Kredit zu [illegible]
halten, weshalb zweckdienliche Mittel ergriffen werd[illegible]
um allen Verpflichtungen des königl. Schatzes pünkt[illegible]
zu genügen. In dieser Hinsicht bereitete er sich vor,
eine Frucht des Friedens vierhundert Millionen r[illegible]
ständige Kriegsschulden zu zahlen; — Kolonien, Han[illegible]
Gewerbe und Ackerbau seyen in dem blühendsten Zu[illegible]
de, während es im Reiche nirgend an Geldmitteln [illegible]
am Verdienste fehle; deshalb mußten unter fortwäh[illegible]
der Belebung der Industrie, unbefangener Luxus, B[illegible]
ten und reiche Hofhaltung, fortdauern, während An[illegible]
nungen, unsichtbar der Menge, das Übel übermäß[illegible]
Statsschuld heilten. Das Heilmittel sey auf wahre V[illegible]
terlandsliebe und auf die Richtung des Zeitgeistes [illegible]
net, indem ein gleichmäßiges Abgabesystem den [illegible]
chen, durch Unfähigkeit der Statsverwaltung bisher [illegible]
haltenen, Bevorrechtungen der beiden privilegirten St[illegible]
ein Ende mache. Nur von den Parlamenten dürfe [illegible]
bekant mit dem Widerspruchsgeiste dieser Korporation[illegible]
keine Mitwirkung zu den heilsamen Zwecken sich verheiß[illegible]
Geistlichkeit und Adel selbst wären leicht dafür gewonne[illegible]
Erstere durch die Vorstellung der Wohlthaten, welche [illegible]
unter einem frommen Könige, im Besitze so großer Re[illegible]
thümer, genieße, unter dem Vortritt von einsichtsvol[illegible]
Prälaten, die zu Turgots Grundsätzen sich bekenn[illegible]
wohin die Erzbischöfe von Toulouse, von Aix und [illegible]
Bourdeaux zu zählen; letztere durch richtige Wahl [illegible]
Wortführer aus der Mitte des Hofes und der Kri[illegible]
welche in Nordamerika den wahren Werth des St[illegible]
bürgerrechtes kennen gelernt. Hinsichtlich des Adels [illegible]
de besonders auf Mitwirkung der Grafen von Ant[illegible]
der Anhänglichkeit des Hauses Condé an den Kön[illegible]
thron und auf Vergennes Theilnahme gerechnet. — Re[illegible]
Stände aber dürfen nicht in abgesonderten Versamlunge[illegible]
den Kastengeist entwickeln, weshalb eine Reichsversam[illegible]
lung nicht rathsam sey, wol aber, nach Heinrichs I[illegible]
Vorbilde, von einer Zusammenberufung der Notabl[illegible]
das Glück der Krone, und mit der Beendung der Unor[illegible]
nung in den Finanzen, das goldene Zeitalter für [illegible]
französische Nation zu erwarten stehe. — So zeichn[illegible]
Calonne seinen Plan und empfahl ihn dem Könige [illegible]
sorgfältigen, bedächtigen, ernsten Prüfung; er meinte [illegible]
mit diesen, unter gewissen Bedingungen, recht trefflich[illegible]
Vorschlägen vielleicht redlich; nur war die ga[illegible]
Schlußfolge, worauf sie gebaut, zusammengereihet, [illegible]
die Forderungen des Königes für den Augenblick zu [illegible]
schwichtigen; da die Ausführung einen felsenfest als P[illegible]

nister stehenden und abgemessen wirkenden Mann forderte, so wäre er im glücklichsten Falle, wenn er auch keinen andern Hindernissen erlag, im Muthwillen der Unbeständigkeit selbst der erste Zerstörer seiner Plane, deren Ausführung auf mehre Menschenalter berechnet waren, geworden. Nach den zuerst dem Könige gemachten Versicherungen, sollte die Durchführung dieser Radikalkur zehn Monate, ein Jahr, oder etwas darüber dauern; nach dieser des Königs Ruhm verherrlichenden Epoche, für welche Calonne die Zusicherung ungestörter Ministerialbefugniß forderte, wollte er gern zurücktreten, auf sich die biblischen Worte anwendend: „Nun laß deinen Diener in Frieden fahren.“ — Doch das Glück, nach vollbrachter That in Frieden fahren zu können, wurde ihm nicht. — Während Calonne bei Freunden und Feinden durch beständige Verheißung der Radikalkur der Statsgebrechen durch die Notabeln-Versamlung an augenblicklichem Kredit gewann, suchte und erhielt er des Königes Beistimmung für seinen Plan, ohne sich irren zu lassen von dem Besorgniß erregenden Zeichen der Zeit, welche mit reißender Schnelligkeit, vorzüglich bei der berüchtigten Halsbandsgeschichte, den Verfall der königl. Autorität in der öffentlichen Stimmung kund gaben. Er hatte einen zu empfänglichen, regsamen Geist, um dieses zu übersehen; er erkannte die Nothwendigkeit einer Umgestaltung des Statsregimentes, und gedachte sich zum Meister derselben zu machen; die Geldnoth des königlichen Schatzes war ihm kein furchtbares, vielleicht gar ein erwünschtes Ereigniß, um davon Veranlassung zu nehmen, die ganze Statsverwaltung zu reformiren und dem Königthume eine neue Gestalt zu geben. — Selbst die, welchen die Plane des Ministers kein Geheimniß waren, wurden überrascht und bestürzt, als der König unterm 27. Dec. 1786 die Versamlung der Notabeln anbefahl und zu gleicher Zeit, nach einer angefertigten Liste, die Berufung der Mitglieder derselben erfolgte; besonders der Hof, welcher in der Machtvollkommenheit der Krone alle Statsgewalt vereint glaubte, ward durch diese Neuigkeit erschüttert; in allen Parteien erkannten einsichtsvolle Männer, daß durch jenen Schritt der wankelmüthige König zu einem kühnen, nicht durchzuführenden Wagniß verleitet sey, welches seinem Throne gefahrdrohend werden mußte; als nähere Folge sagte man sich den Fall des Ministers vorher. Er selbst weckte ja die Ehrsucht Anderer, indem er sie unvorsichtig zu einer Versamlung berief, in welcher ihnen verstattet war, Talente geltend zu machen, seine Verwaltung zu prüfen, zu tadeln und unter bitteren Kritiken durch seinen Sturz sich zu heben.

Wenige Tage vor Eröffnung der Notabeln-Versamlung verlor durch den Tod (am 13. Februar) C. den einzigen seiner Kollegen, auf welchen er rechnen durfte und mußte, den vorsichtigen Vergennes. Der König eröffnete die Sitzungen am 22. Februar mit einer schwächlichen Anrede, welche große Maßregeln verhieß. Calonne folgte mit einem Vortrage, der die glänzenden Talente eines reichbegabten Geistes nicht verkennen ließ. Er malte den glücklichen Zustand des Reiches und verschwieg den im Laufe des Jahrhunderts fortschreitend gesteigerten Verfall des Statshaushaltes nicht. Doch mit der Offenbarung des krebsartigen Schadens verband er die Darlegung der Heilmittel: „Jede Finanzverwaltung zerfällt, sagte er, in zwei Arten: in ängstlichen Haushalt, und in anständige Wirthlichkeit, welche nach Erforderniß freigebig bei kleinen Summen, sorgsam über Verwendung größerer wacht.“ — Er geht zum Geständniß des jährlichen Deficits in der Statsausgabe über, und wendet sich dann zuversichtlich zu den Heilmitteln. Er verhieß Deckung des Deficits durch Anordnung einer allgemeinen Grundsteuer, der Basis jedes vernünftigen Finanzsystems, wogegen er Ermäßigung der Salzabgabe, Abschaffung der Frohndienste, Wegräumung der Handelsbeschränkungen und Wiederherstellung der Provinzial-Versamlungen verhieß — alles preiswürdige Gegenstände zur Erleichterung des auf dem Volke haftenden Druckes. — Sonst hieß es, sagte er: „des Königs Wille ist Gesetz; jetzt: des Volkes Glück ist des Königs Wille.“ — Der erste, mächtige Eindruck, welchen sich Calonne von dieser Rede verhieß, scheiterte; frostige Antworten folgten den gemachten Eröffnungen; es lobte, wer nicht von Parteisucht befangen war, den Restaurationsplan der Finanzen; aber man war einverstanden, daß die Ausführung desselben einem Manne anvertraut werden müsse, der zuverlässiger, als der leichtsinnige, verschwenderische Calonne, in seiner persönlichen Haltung eine bessere Bürgschaft darböte. — Der Streit über die Richtigkeit der angegebenen Zahlen der Stats-Einnahme, der Ausgabe, der Schuld und des Deficits führte zu ärgerlichen Weiterungen mit den langsam sich berathenden Notabeln. Indem Calonne die von Necker bei Niederlegung seines Ministeriums 1781 aufgestellte Behauptung: daß, nachdem die Stats-Einnahme jährlich um 92 Millionen Franken von ihm vermehrt worden, zwischen der Stats-Einnahme und Ausgabe völliges Gleichgewicht sey, widerlegte, rief er den beleidigten Gegner wider sich zur Verbreitung von Flugschriften auf: worin Necker ungeachtet des Verbotes des Königs, über seine Ministerial-Verwaltung zu schreiben, sehr überzeugend darthut, daß seit 1778 für eine Milliarde und 46 Millionen Schulden gemacht waren, von welchen allein von Calonne's Finanz-Verwaltung 700 Millionen herrührten — eine Behauptung, die zu dem größten Argwohn berechtigte. — So gewann Calonne's Gegenpartei freies Spiel: die Rentirer waren beunruhigt; Necker's strenge Haltung flößte mehr Vertrauen ein, als der leichtfertige Hofmann; das Publikum verlachte den voreiligen Poeten, der Calonne ein Gegenbild Sully's nannte, und die Geistlichkeit, deren reiche Besitzungen man sonst seit einem Jahrhunderte mit neidischen Augen ansah, wurde gelobt, daß sie Muth zur Vertheidigung ihrer Privilegien zeigte. Endlich der Adel, auf welchen Calonne unter Mitwirkung seines Beschützers, des Grafen von Artois, so bedeutend gerechnet hatte, sprach sich, ungeachtet der Bemühungen dieses Prinzen, unter dem Vortritte des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) entschieden gegen die Vorschläge des Ministers aus. So machten die Widersacher ihre Stimme geltend, und fanden außer der Versamlung noch zwei mächtige Bundesgenossen; in den Parlamenten, unter dem Vortritte des feindseligen Siegelbewahrers Huë de Miroménil und in der Königi[illegible] der Calonne'n abgeneigt, von ihre[illegible] Vermont

Calophaena, s. Cordistes.

CALOPHYLLUM, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Guttiferae, und der 13. Linné'schen Klasse, deren Charakter in dem gefärbten, 4theiligen Kelch, vier Corollen-Blättern und der kugelichten Steinfrucht besteht. Sieben bekannte Arten wachsen zwischen den Wendekreisen, und liefern einen eigenthümlichen gelben Saft, der dem Gummi Gutta sehr ähnlich ist. Sie sind in meinem syst. veg. 2. p. 571. 572. aufgezählt. (*Sprengel.*)

CALOPUS, Fußkäfer (Entomologie). So nennen Fabricius, Olivier und die spätern Schriftsteller eine Käfergattung, welche in die Abtheilung der Heteromeren gehört, aber im Äussern den Bau eines Bockkäfers (Cerambyx) besitzt. Ihre Kenzeichen sind: körperlange, sägeförmige Fühler, in einer Ausrandung der Augen eingesetzt; Endglied der Kinnladentaster beilförmig, das der Lippentaster verkehrt kegelförmig; das vorletzte Tarsenglied zweilappig. Es ist bis jetzt nur eine einzige Art bekant, die im nördlichen Europa vorkomt und welche bereits Linné als Cerambyx serraticornis beschrieb. Sie besitzt bei geringer Breite gegen anderthalb Zoll Länge, graubraune Farbe, einen runden Kopf, länglich viereckiges Halsschild, von minderer Breite als die langen, ungerandeten Deckschilde. Abbildungen davon bei Panzer (Faun. Ins. Germ. Fasc. III. fig. 15) und Olivier (Entomol. Tom. IV. tab. 1. fig. 1). Die von einigen Schriftstellern noch zu dieser Gattung gebrachten Arten müssen wieder daraus entfernt werden. (*Germar.*)

Caloricum, s. Wärmestoff.

CALOROPHUS, Labill., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Restiaceen, die von R. Brown mit Restio vereinigt, aber mit mehr Recht zu Lepyrodia *R. Br.* gezählt wird. (*Sprengel.*)

CALOSOMA, Schönkäfer. Eine Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer (Carabici). Die Kenzeichen derselben sind: Taster mit verkehrt kegelförmigem Endgliede; Lefze ausgerandet; Vorderschienen unausgerandet; Halsschild sehr schmal, kurz, herzförmig; Deckschilde sehr breit, an der Spitze gerundet, flach gewölbt, Flügel bedeckend. Man kent gegen 12 Arten, die in Europa und dem nördlichen Amerika einheimisch sind und durch beträchtliche Größe und metallische Farben sich auszeichnen. Sie erklettern die Bäume und nähren sich von Raupen und andern Insecten. In den Jahren, wo manche Raupen sich in ungewöhnlicher Menge zeigen, kommen auch die Schönkäfer gewöhnlich in größerer Anzahl zum Vorschein, ja man will selbst die Larven derselben auf Bäumen in den Raupennestern der Bombyx processionea gefunden haben. Die bekanntesten Arten sind 1) Calosoma Sycophanta. Violetschwarz, die Deckschilde grün metallisch, mit goldenem Rande, punktirt gestreift: die Zwischenräume erhaben, mit drei Reihen eingestochener Puncte; die Beine schwarz. Über Zoll lang und in ganz Europa einheimisch. Abbildungen bei Panzer (Faun. Ins. Germ. Fasc. 81. tab. 7.) und Sturm (Teutschlands Insecten. 3. Band. tab. 66.). 2) Calosoma inquisitor. Oben dunkel kupferfarben, Unterseite und der Rand der Deckschilde metallisch grün; die Deckschilde punctirt-gestreift: die Zwischenräume netzförmig in die Quere gestricht, mit drei Reihen goldgrüner Grübchen; die Beine schwarz. Mit vorigem, aber nur halb so groß. Abbildung bei Panzer (Fauna Ins. Germ. Fasc. 81. tab. 8.). (*Germar.*)

CALOSSO, ein kleines Städtchen in der piemontesischen Provinz Asti, berühmt durch seinen vorzüglichen Weinbau. (*W. Müller.*)

CALOSTEMMA *R. Br.*, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Spathaceen und der 6. Linné'schen Klasse. Mit Narcissus und Pancratium nahe verwandt, unterscheidet sie sich von beiden durch die Frucht, eine einsamige Beere. Die innere Blumenhülle (nectarium *L.*) trägt auf ihren Zähnen abwechselnd die Antheren. Die drei bekannten Arten (syst. veg. 2. p. 45.) wachsen in Neu-Holland. (*Sprengel.*)

CALOTES, Galeote. Seitdem ich den Artikel Agama im 2. Bande der Encyklopädie geschrieben, hatte ich Gelegenheit mehre der dort aufgeführten Arten zu untersuchen, und fand, daß nicht blos der Quetzgalet, (A. cyclura), sondern auch A. spinipes, acanthura, caerulea, azurea, vndulata, kurz diejenigen, welche Cuvier in seinem règne anim. unter den Namen Stellions ordinaires und Fouette-queue von den Agames unterscheidet, Schenkelöffnungen haben, welche diesen letztern fehlen. Überdieß ist bei jenen der Schwanz durch große, dicke, stachelige Schuppen geringelt, bei diesen mit dünnen Schuppen bedeckt. Diese Verschiedenheiten machten mich bei der Ausarbeitung meines Systems der Amphibien zweifelhaft, ob nicht diese Verschiedenheiten wichtig genug seyn sollten, zwei Gattungen nach Cuvier's und Andrer Beispiel daraus zu bilden. Gleichwol unschlüssig vereinigte ich beide in eine Hauptgattung, welche ich Calotes, Galeote nannte, und zerlegte diese in zwei Untergattungen Agama, Agame und Uromastyx, Schleuderschwanz. Die Arten beider Untergattungen enthält der Art. Agama der Encykl. (*Merrem.*)

CALOTHAMNUS Labill., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Myrteen, und der 18. Linné'schen Klasse. Sie steht der Melaleuca nahe, und ist nur künstlich durch die Anheftung der Antheren unterschieden, da bei Melaleuca die Antheren mit der Mitte aufliegen, und hier stehn sie mit der Basis auf den Staubfäden. Alle drei bekannte Arten dieser Gattung sind auf der Südwestküste von Neu-Holland einheimisch. (*Sprengel.*)

CALOTHECA, P. B., ist eine Grasgattung, die in allen Stücken mit Poa übereinkomt, nur daß die äußere Spelze mit einem Stachel, einer Borste oder Granne

---

1783 bis 1788 des politischen Journals und des historischen Portefeuilles, wie auf Schlözer's Statsanzeigen; hienächst auf die Biographie des Contemporains. Tom. IV. Art. Calonne; auf Lacretelle's Histoire de France, pendant le dixhuitième siècle (Ed. V. Paris 1819). Tom. II. 304. Tom. III. 205 ff.; auf Soulavie's Mémoires hist. et polit. de Règne de Louis XVI. an mehren Stellen, besonders im sechsten Bande, Seite 113 ff.; auf Molleville's Mémoires secr. pour servir à l'histoire du règne de Louis XVI. Tom. I. 35 ff.; auf der Mad. Campan Mém. sur la vie privée de Marie Antoinette. Tom. I. — Auch Necker's, dieser Periode angehörige, Schriften verdienen in Erwägung gezogen zu werden.

an der Spitze versehen ist. Wenn wir die Normalform in Palisot-Beauvois agrostogr. t. 17. f. 6. betrachten; so müssen wir gestehn, daß diese Bildung sich oft wiederholt, und daß Dactylis maritima *W.*, repens *Desf.*, Festuca pungens *Vahl.*, dactyloides *Sm.*, Poa mucronata und cuspidata *Roth.* alles solche Formen sind, die zu dieser Gattung passen. Daher habe ich diese und einige andere im syst. veg. 1. p. 347. unter der Gattung Calotheca vereinigt. (*Sprengel.*)

CALOTROPIS R. Br., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Contorten und der 5. Linné'schen Klasse, deren Charakter in der glockenförmigen, an der Basis mit 5 Säckchen versehenen, Corolle und in einem Kranz von Blättchen besteht, welcher das Fruchtsäulchen umgibt. C. procera *R. Br.* ist Asclepias gigantea *L.*, der famöse Baum, welcher durch den Stich der Insecten Honigsaft liefert, und dessen trockne Zweige in Arabien, unter dem Namen Oschr (عشر) zum Anmachen des Feuers benutzt werden. (*Sprengel.*)

CALOV, Calovius (Abraham), Professor der Theologie zu Wittenberg, der heftigste und streitsüchtigste unter den lutherischen Gottesgelehrten des 17. Jahrh., war den 16. April 1612 zu Morungen in Preußen geboren, wo sein Vater, Peter Calov, in Ansehen stand. Krieg und Pest machten seine Jugendjahre sehr unruhig. Er studirte zu Königsberg, erhielt daselbst 1632 die Magister-, und 1637 zu Rostock die theol. Doctorwürde, kehrte dann als Adjunct der theologischen Fakultät nach Königsberg zurück, erhielt daselbst 1640 ein außerordentliches theologisches Lehramt, und im folgenden Jahre zugleich die Aufsicht über die Kirchen und Schulen auf Samland. Im J. 1643 ging er als Rector des Gymnasiums und Prediger nach Danzig, folgte 1650 einem Rufe nach Wittenberg, und starb daselbst den 25. Februar 1686 als erster Professor der Theologie, Pastor bei der Pfarrkirche, Consistorialrath und Generalsuperintendent des sächsischen Kurkreises, nachdem er sich sechsmal verheirathet hatte. Calov vereinigte mit einem gewissen philosophischen Geiste eine umfassende, theologische Gelehrsamkeit, und seine exegetischen und kritischen Einsichten waren, in Beziehung auf sein Zeitalter, nicht gemein. Mit diesen Eigenschaften verband er aber eine blinde Anhänglichkeit an die lutherische Orthodoxie, und eine Heftigkeit in Vertheidigung seiner Meinungen, die ihn im höchsten Grade intolerant und verfolgungssüchtig machte, und manchmal zu den rohesten Lästerungen Andersdenkender verleitete. Seitdem er zu lehren angefangen hatte, ward er nie müde, jeden zu bekämpfen, der nach seiner Meinung in einem Irrthume befangen war, und in jedem Streite behauptete er, wenn es auf hartnäckige Zanksucht und Verunglimpfung des Gegners ankam, den ersten Rang. Außer vielen Andern, mit denen er im Zwiespalt lebte, hatte er langwierige Streitigkeiten mit Joh. Bergius, Heinr. Nicolai, Joh. Cäsar, vornehmlich aber mit Georg Calixtus (s. diesen Artikel), den er um allen Ruf der Rechtgläubigkeit zu bringen trachtete, und sogar von der evangelischen Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wissen wollte. Dieser Streit, welcher 1645 bei dem Religionsgespräche zu Thorn begann, ging nach des Calixtus Tode auf dessen Sohn über, und ward noch nicht beendigt, als er starb [1]). Auf diese Art würdigte er die christliche Glaubenslehre zu einer dialektischen Übungskunst und Streitschule herab, und in seinem dogmatischen System [2]) führte er nicht allein den lutherischen Lehrbegriff in seiner ganzen Strenge und Consequenz aus, sondern bekämpfte auch alle diejenigen, welche von demselben abwichen, als Irrlehrer, besonders die Arminianer, Socinianer, Calvinisten und Synkretisten. Er zeigt dabei zwar viel dialektische Kunst, aber auch äußerst viel Heftigkeit, Ungestüm und Intoleranz [3]). Nicht zufrieden, fast alle Ketzer seines Zeitalters in besondern Schriften zu bestreiten, brachte er auch die vornehmsten Controversen, welche die Kirche Christi mit den neuen Häretikern und Schismatikern hatte, in eine Übersicht [4]). Und um des Grotius Annotationes in vet. et nov. Test. zu widerlegen, schrieb er selbst ein großes Werk über die Bibel [5]), worin er dessen Anmerkungen vollständig einrückte, und Punkt für Punkt mit den heftigsten Kritiken begleitete. Ob er gleich einem Exegeten wie Grotius weit nachstand, so bewies er

---

1) Er selbst hat die Geschichte dieser Streitigkeiten (die synkretistischen genant) beschrieben, unter dem Titel: Historia Syncretistica: das ist, christliches, wohlgegründetes Bedenken über den lieben Kirchenfrieden und christliche Einigkeit in der heilsamen Lehre der himmlischen Wahrheit. Wittenb. 1682. 4.; sehr selten, nachgedr. 1685. 4. S. Arnold's Kirchen- und Ketzerhist. Th. II. Bd. XVII. Kap. XI. §. 14. Das Werk ist sehr parteiisch geschrieben und verdient den Namen einer Geschichte nicht; den meisten Werth geben ihm die vielen beigefügten Urkunden. 2) Systema locorum theologicorum e sacra potissimum scriptura et antiquitate, nec non adversariorum confessione doctrinam, praxin et controversiarum fidei cum veterum tum imprimis recentiorum pertractationem luculentam exhibens. Viteb. Vol. XII. 1655 — 1677. 4. Außer diesem weitläufigen Werke, das zu seiner Zeit in hohem Ansehen stand, schrieb er auch ein dogmatisches Compendium unter dem Titel: Theologia positiva per definitiones, caussas etc. Viteb. 1682. 8. ferner eine Apodixin articulorum fidei, e solis sacrae script. locis credenda demonstrans. Luneb. 1684. 8. Viteb. 1699. 4. S. *Buddei* Isagoge 397. *Walch* bibl. theol. 44. 57. Schröckhs christl. Kirchengesch. seit der Ref. 8 Bd. 7. Stäudlins Gesch. d. theol. Wiss. 1 Th. 257. Heinrichs Gesch. der Glaubenswahrh. 337. 3) Besonders gegen den Calixtus und seine Anhänger. So wirft er z. B. in dem angeführten Systema die Frage auf: Ob man sagen könne, der selige Calixtus, und er antwortet: Nein! weil man sonst auch müße sagen können: der selige Bellarminus, Calvinus, Socinus u. s. w. Täglich soll er gebetet haben: Imple me, Deus, odio haereticorum. Für die Nachwelt, sagt Eichhorn (Gesch. der neuern Sprachk. 1 Abth. 560), die alles richtiger und billiger beurtheilen gelernt hat, bleiben seine dickleibigen Folianten zwar ein rühmliches Denkmal der ausgebreiteten dogmatischen Belesenheit und literarischen Kentnisse ihres Verfassers, aber auch ein eben so unrühmliches seiner großen theologischen Vorurtheile, seines Mangels an eigentlichen Sprachkentnissen und Kritik, seiner crassen, dogmatischen Begriffe nach der Concordienformel, und seiner Verketzerungssucht. 4) Synopsis controversiarum potiorum, quae ecclesiae Christi cum haereticis et schismaticis modernis, Socin., Anabapt. etc. aliisque intercedunt. Viteb. Ed. III. 1652. 4. Consideratio Arminianismi, XXVII. disputatt. proposita. Ib. Ed. III. 1671. 4. (eine Schrift, in der er noch die meiste Unparteilichkeit und Mäßigung beweist). Scripta Anti-Sociniana in unum corpus redacta. Ulmae 1684. Vol. III. fol. 5) Biblia illustrata, in quibus emphasis vocum, ac mens dictorum genuina e fontibus, contextu et analogia scripturae eruuntur, versiones praecipuae cum hebraeo et graeco textu, vindicata ubique hujus sinceritate, conferuntur etc. Frf. ad Moen. 1672—76. Vol. IV. fol. Dresd. 1719. Vol. IV. fol.

[illegible] *(Baur.)*

CALOYER (Caloyeri, Kalojeri), [illegible] *H.*

CALPENTIN, [illegible] *Hassel.*

CALPIDIA, [illegible] Pisonia [illegible] *C.* [illegible] *(Sprengel.)*

CALPHURNIUS (Johannes), geb. zu Brescia, [illegible] 147[illegible] — 15[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] des principaux commens. [illegible] *Vinet*, 1622 [illegible]

[illegible]

CALPRENEDE (Gautier [illegible] de la Calprenède), geb. 16[illegible] [illegible] 1 La Mort de Mithridate [illegible]; 2 Bradamante, [illegible]; 3 Jeanne d'Angleterre, [illegible]; 4 Clarionte, ou le Sacrifice sanglant, [illegible]; 5 Le Comte d'Essex, [illegible]; 6 La Mort des Enfans d'Herode [illegible]; 7 Edouard, roi d'Angleterre, [illegible]; 8 Phalante, [illegible] 1642; 9 Hermenegilde, [illegible] 1643; 10 Belisaire, [illegible]

[illegible]

Tous les Romans [illegible]

Calprenède et [illegible]

[illegible]

seine Bambo'stöchter seyen keine Kassandern, wie sie Calprenede geschnitzt, welches in einer Anmerkung erläutert wurde, die für C. nicht sehr rühmlich war. Bei der Ausgabe von letzter Hand aber erklärte der teutsche Dichter zufolge dessen, was der Herausgeber der Bibliothèque universelle des Romans sehr schön gezeigt habe, „C. hat es keineswegs verdient unter die elenden Skribenten verstoßen zu werden; und Boileau, — der sich an mehren wackern Männern seiner Nation schwer versündigt hat, — mag die Schuld der Note zur ersten Ausgabe wenigstens zur Hälfte auf sich nehmen, wiewol auch der Verfasser der Note, der einen ihm Unbekannten auf das bloße Wort eines andern, wie groß auch sein Ansehen sey, mishandelte, keine Schonung verdient." Gewiß macht diese Strenge gegen sich, um gerecht gegen einen Andern zu seyn, Wielanden Ehre, wenn gleich die strengste Gerechtigkeit erfodert hätte, Boileau weniger Schuld zuzuschieben; denn dieser tadelt doch eigentlich nur dies an seinem Landsmann, daß er seinen Personen sich selbst unterschiebt und aus ihrem Munde redet, und sie damit — ins Gasconnische travestirt. Dies ist auch die Hauptbeschwerde gegen sie in seinem Dialog les héros de roman. Im Vorberichte zu demselben gesteht er, daß er in seiner Jugend diese Romane auch gelesen und bewundert habe, wie alle Welt, woraus sich doch schließen läßt, daß sie nicht ohne sonstige Vorzüge gewesen seyn müssen. In der That ist Calpreneden echt poetische Einbildungskraft nicht abzusprechen; nach seiner eignen ritterlichen Gesinnung stellt er hochherzige Charaktere auf, die sehr gut gezeichnet sind; die Begebenheiten sind künstlich in einander verflochten, und das Ganze nicht ohne poetische Haltung. Daß man dies anerkant habe, geht auch daraus hervor, daß aus allen diesen Romanen kleinere gemacht worden sind *), worin man sie von ihren Fehlern, der Weitschweifigkeit, der zu gedehnten und zu häufigen Unterredungen und Beschreibungen, der episodischen Intriguen, zu entkleiden suchte. An Abenteuerlichkeit übertrifft alle die bisher genannten Romane der unter dem Titel: Les Nouvelles, ou les Divertissements de la princesse Alcidiane (1661), der zwar gewöhnlich der Gemalin C's, von Niceron aber ihm selbst, zugeschrieben wird. Der ihm öfters zugeschriebene Roman Berenice ist von Segrais. (*Gruber.*)

CALPURNIA GENS. Das plebejische Geschlecht der Calpurnier stand zu Rom in hohem Ansehn, wie schon daraus erhellet, daß der Ursprung desselben auf Calpus (oder, wie der Scholiast des Horaz zur A. P. 292 ihn nent, Calpur), einen Sohn des Numa Pompilius zurückgeführt wird[1]). Dieses Geschlecht verzweigte sich in 3 Familien, welche durch die Beinamen Bestia, Bibulus und Piso unterschieden werden, und die Familie der Pisonen verzweigt sich wieder in die Caesonini (Caesonii) und Frugi. L. Calpurnius Piso, der als Proprätor im J. R. 569 wegen seines Sieges über die Lusitanier einen Triumph feierte, adoptirte nämlich einen Jüngling aus der dunklen Cäsonischen Familie, und dieser wurde L. Piso Cäsoninus genant. Den Beinamen Frugi gab man seiner musterhaften Rechtschaffenheit halber zuerst dem L. Calpurnius Piso, der im J. R. 604 Volkstribun, 620 mit Mucius Scävola Consul, 645 Censor war. Überhaupt war es die Pisonische Familie, die sich aus diesem Geschlecht am meisten auszeichnete (s. Piso); aus der Familie der Bestia ist nur einer zum Consulat gelangt, eben so aus der Familie der Bibulus, aus jener L. Calp. Bestia[2]), im J. 643 mit Scipio Nasica (Sallust. Bell. Jug. 27.), aus dieser M. Calp. Bibulus, Gemal der Porcia, Schwiegersohn des Cato von Utika im J. 694 mit Jul. Cäsar. (Suet. Caes. 20.). Dieser Bibulus hatte mit Porcia einen Sohn erzeugt. Nach dem Tode seines Vaters erhielt der junge Bibulus an Brutus, Cäsars Mörder, einen Stiefvater, denn Brutus heirathete die noch junge Witwe. Der Stiefsohn gab Memoiren des Brutus heraus (Plut. in Brut.).

Calpurnia, Cäsars Gemalin, war aus der Familie der Pisonen, und ihr Vater L. Calpurnius Piso Cäsonius der Nachfolger Cäsars im Consulat. Ein Bruder dieser Calpurnia war jener Piso (Consul im J. R. 739), an welchen und seine Söhne Horazens Brief über die Dichtkunst gerichtet ist. Irrig geben Einige an, er sey an den Vater dieses Piso gerichtet gewesen.

Unter mehren Calpurniern, die sich auf eine jener Familien nicht mit Bestimtheit zurückführen lassen, verdient Auszeichnung Marcus Calpurnius Flamma, der im ersten punischen Kriege sich als der römische Leonidas bewährte. Es war im J. R. 494, als der Consul Atilius aus Unkunde der Gegend das Heer in die größte Gefahr gebracht hatte; es war in einem Thale eingeschlossen, dessen Höhen der Karthagische Feldherr besetzt hielt. Da sammelte Calp. Flamma dreihundert Freiwillige, um sie zur Besetzung einer Anhöhe zu führen, die in der Mitte der Feinde lag. „Lasset uns sterben, rief er, und durch unsern Tod die umzingelten Legionen retten!" Der Zweck ward glücklich erreicht, der hochherzige Anführer aber wie durch ein Wunder noch athmend unter den Gefallenen gefunden und durch die Sorgfalt seiner Freunde dem Vaterland erhalten[3]). (*Gruber.*)

Calpurniae, Leges. Die Zahl der Leges Calpurniae findet sich verschieden angegeben; Antonius Augustinus zählt ihrer drei auf *); spätere wollen

*) Cassandra von Alexander-Nicolas de la Rochefaucault, Marquis von Surgères 1752. 3. Bde. 12.; Kleopatra von Lebret 1769, von Benoit 1789; Faramond vom Hrn. v. Surgères 1753. 4 Bde. 12.

1) *Plutarch.* Numa c. 21. Festus. Daher heißen die Pisonen bei Horaz a. a. O. Pompilius sanguis. Vgl. das dem Lucan gewöhnlich, von Wernsdorf aber dem Salejus Bassus zugeschriebene Carmen ad Pisonem in Wernsdorfs Poet. lat. minor. IV. 237 fgg. besonders V. 3. 15. Lambin gedenkt einer Münze, auf deren Vorderseite das Wort Numa, auf der Rückseite Kopf und Name des Cn. Piso gestanden.

2) Ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen, der in die Catilinarische Verschwörung verwickelt war; auch ist es dieser, und nicht jener, welchem M. Cäcilius als Ankläger vorwarf, daß er seine Weiber im Schlaf umgebracht habe (*Plin.* H. N. 27, 2.).

3) *Liv.* 22, 60. *Plin.* 22, 6. *Gell.* N. A. 3, 7. *Frontin.* Strat. 4, 5. 10. Der einzige M. Cato schrieb, dem Gellius zufolge, diese That dem Tribun Q. Cäditius zu.

*) De legibus et senatusconsultis liber (Romae 1583. 4.) p. 64. 65.; in Opp. I. p. 32.

nur von zwei wissen**); wir stellen hier ihrer vier zusammen.

1) Im J. R. 604. erhielt auf den Vorschlag des Tribunen L. Calpurnius Piso eine Lex de pecuniis repetundis ihr Entstehen (Cic. de offic. II. 21.). Sie ist das erste Gesetz über das crimen repetundarum (Vgl. Cicero in Bruto 27.; in Verrem IV. 25.), und bezweckte nach Cicero in Verrem II. 6. hauptsächlich den Vortheil der Socii. — Daß diese Lex den Namen Lex Calpurnia geführet, unterliegt wol keinem Zweifel, obgleich sie in keiner der angeführten Stellen ausdrücklich so genant wird.

2) Die Lex Calpurnia de ambitu vom Jahr 686, unter den Consuln M. Acilius Glabrio und Q. Calpurnius Piso, weshalb gewöhnlich Lex Acilia Calpurnia genant. Die Entstehungsgeschichte erzählt weitläufig *Dio Cassius* XXXVI. 21. 22. p. 98. folgg. Reimar. Es geht daraus hervor, daß die beiden genannten Consuln das Gesetz, aus Furcht, es möge der Tribun C. Cornelius noch ein ungleich strengeres über den nämlichen Gegenstand in Vorschlag bringen, veranlaßt. Der Inhalt der Lex ging nach Dio Cassius dahin, daß ein des ambitus überführter kein öffentliches Amt bekleiden könne, der senatorischen Würde unfähig, und eine Geldstrafe zu entrichten schuldig seyn solle. Darauf bezieht sich *Cicero* pro Murena c. 23. *„erat severissima scripta Lex Calpurnia,“* und wahrscheinlich auch das Epitheton *„saeva,“* welches einer Calpurnii Lex vom Lucilius ertheilt wird. (Beim Nonius Marcellus c. V. sub voc. priores p. 724. Gothofr.). Ob dieser Lex durch ein späteres Senatus Consultum wirklich derogirt worden, bleibt, nach den Stellen Ciceros hierüber, immer zweifelhaft. (Pro Murena c. 32.; pro C. Cornelio I. p. 22. Tom. XVI. P. 2. Schütz. Vgl. Ascon. zu dieser Stelle p. 193. p. 200. Schütz).

3) Die neu entdeckten Institutionen des Cajus IV. §. 18. §. 19. lehren, daß durch eine Lex Calpurnia eine der fünf legis actiones, welche nach der Lex Silia nur zulässig war bei solchen Foderungen, die auf eine certa pecunia gingen, nämlich die condictio (siehe condictio), auf omnis certa res ausgedehnt wurde, so daß nunmehr diese Prozeßform bei allen auf ein dare oportere gerichteten Klagen, die allein übliche wurde.

4) Eine vierte, gewöhnlich übersehene Lex Calpurnia erwähnt *Nonius Marcellus* c. II. sub voc. ergo p. 544. Gothofr. aus dem vierten Buch der Geschichte des Sisenna: „Milites, ut Lex Calpurnia concesserat, virtutis ergo civitate donati.“ Eine erklärende Parallelstelle hierüber findet sich nirgends. (*Pernice.*)

CALPURNIUS SICULUS (T.), ein röm. Dichter des dritten Jahrhunderts, dessen Lebensumstände von dem historischen Dunkel seiner an ausgezeichneten Geistern armen Zeit bedeckt werden [1]). Der Beiname deutet auf das Vaterland; obschon auch dieses bezweifelt worden ist [2]). Alles übrige, was man von ihm zu wissen glaubt, ist aus seinen Gedichten genommen, wo denn doch fast jeder einzelne Zug theils durch den allegorischen Schleier, mit dem diese Gattung der Poesie das Historische zu umhüllen pflegt, theils durch die Nachahmung älterer Dichter, deren Spuren er emsig verfolgt, verdüstert und ungewiß gemacht wird. Indeß geht so viel aus ihnen hervor, daß der Dichter früher in beschränkter Lage, ohne Hoffnung, von seinem poetischen Talente Nutzen zu ziehen, schon im Begriff war, nach Hispanien zu wandern [3]), als er sich die Gönnerschaft eines Mannes von Einfluß, der selbst Dichter und Kenner der Künste war, erwarb, und durch diesen aus seiner Dürftigkeit gerissen ward. Da Vopiscus [4]) einen Junius Calpurnius erwähnt, welcher bei dem Kaiser Carus Dictator Memoriae gewesen, eine Stelle, die von dem Magister officiorum abhing, so vermuthet Wernsdorf mit Wahrscheinlichkeit, daß dieser Geheimschreiber unser Dichter, und der von ihm unter dem Namen Melibäus gefeierte Gönner niemand anders als C. Furius Tiberianus gemeint, der im J. 281 als Konsul, später als praefectus Urbi erscheint, und wahrscheinlich nach seinem ersten Konsulate zum Magister officiorum ernant worden war; ein Mann, von dem derselbe Geschichtschreiber bezeugt, daß er, selbst gelehrt, Gelehrte und Künstler geachtet habe [5]). Diese Vermuthung wird durch einige andre, aber doch ungewisse Andeutungen in den Eclogen, am meisten aber durch die Beschreibung der feierlichen Spiele [6]), die Carinus, während der Abwesenheit seines Vaters (im Jahr 283.), mit ungewöhnlichem Glanze beging, unterstützt. Wenn sie gegründet ist, so hat Calpurnius den Kaiser auf seinem Feldzuge gegen die Perser begleitet, und befand sich im Lager bei seinem Tode, dessen merkwürdige Umstände sich in einem Briefe von ihm [7]) erhalten haben.

Die ältesten Ausgaben und fast alle Handschriften legen dem Calpurnius eilf Eclogen bei; erst Ugoletus [8]) entreißt ihm, einer einzigen Handschrift folgend, die vier letzten, um sie dem Olympius Nemesianus, seinem Zeitgenossen, beizulegen. Dieser Abtheilung sind die nachherigen Ausgaben beigetreten (obgleich die Alten keine bukolischen Gedichte des Nemesianus [9]) kennen); bis man in neuerer Zeit, durch Wernsdorfs [10]) Gründe

---

**) z. B. *Bach* historia iuris Romani p. 160. 182. ed. VI.

1) Auch sein Name ist ungewiß. Einige Handschriften nennen ihn Cajus, die meisten Titus; von einigen wird er Junius oder Julius genant. S. *Wernsdorf* Poetae Lat. Min. T. II. p. 3. und Tom. IV. Pars II. p. 805. Der Name Calpurnius ist von Einigen in Calphurnius verunstaltet worden. Es ist wahrscheinlich, daß er den Namen Junius zu Ehren eines Patrons, vielleicht aber nur so lange führte, als dieser Patron lebte. 2) Man meinte, der Beiname Siculus könnte von Abschreibern beigesetzt worden seyn, weil die Gattung der Poesie, welcher Calpurnius sich gewidmet hatte, sicilischen Ursprungs war. 3) Eclog. IV. 40 ff. 4) Vita Cari c. 8. 5) Vita Aureliani c. 1. Scr. Hist. Aug. T. II. p. 416 Auch wird vom *Fulgentius* Mythol. L. III. 7. p. 120. ein Prometheus als das Werk eines Tiberianus angeführt. 6) S. Ecloga VII. Vgl. *Gibbon* on the Decl. and Fall of the R. E. ch. XII. Tom. II. p. 84. II. ed. Basil. 7) Vopisc. Vit. Cari. c. 8. 8) Parmae, wahrscheinlich im Jahr 1493 oder 1499. 9) Vopisc. Vit. Numeriani c. 11. Scr. Hist. Aug. T. II. p. 790. legt ihm ἁλιευτικὰ, κυνηγετικὰ und ναυτικὰ bei. Auch erwähnt kein späterer Schriftsteller einen bukolischen Dichter außer Virgil und Calpurnius. 10) S. Poet. Min. T. II. p. 15. ss. Seine Beweisführung ist ausführlicher, als die von Wilkins im Commentar



bewogen, die sämtlichen eilf Eclogen dem Calpurnius zurückgegeben hat. Auch herrscht in Allen, kleine Verschiedenheiten abgerechnet, die aus früherer und späterer Abfassung leicht erklärlich sind, in Erfindung, Einrichtung und Stil eine solche Ähnlichkeit, als von zwei unabhängig schreibenden Dichtern kaum zu erwarten wäre [11]). In allen herrscht die Nachahmung der Eclogen Virgils vor, welcher länger als dritthalb Jahrhunderte hindurch in der bukolischen Gattung allein gestanden hatte, während seine Epopöe mehr als einen Nachahmer fand; und in Betrachtung der Zeit, in welcher Calpurnius schrieb, ist diese Nachahmung gelungen zu nennen. Lebendige Wahrheit der Darstellung, eine frische und kräftige Natur, wie beim Theokritus, Neuheit in der Erfindung und einen wohlgeordneten Bau darf man in diesen Eclogen nicht suchen; vielmehr ist die Erfindung meist nüchtern und die innere Ökonomie bisweilen schwerfällig; auch die Gesinnungen nicht ländlich, sondern servil; aber in einzelen Bildern, in anmuthiger Ausführlichkeit und zierlicher Versification zeigt er den talentvollen Schüler eines großen Meisters, und läßt uns durch gelungene Einzelheiten die Mängel des Ganzen vergessen. Einzeles hier zu berühren ist nicht der Ort; doch scheint es uns, daß der Schimmer Virgilianischer Reminiscenzen einige neuere Bearbeiter bestochen habe, den Eclogen des C. einen höhern poetischen Rang anzuweisen als sie verdienen möchten.

Seit dem Jahre 1471, wo C. zum ersten Mal in Verbindung mit dem Silius Italicus zu Rom erschien, sind zahlreiche Ausgaben von ihm, oft in Verbindung mit den cynegetischen Dichtern veranstaltet worden. Ein Verzeichniß derselben gibt Wernsdorf (Poetae Lat. min. Tom. II. p. 37. II.), der ihn, nach Burmanns Vorgange, unter die kleinern Dichter aufgenommen, und mit reichhaltigen Einleitungen und Anmerkungen ausgestattet hat. Mit verbessertem Texte von Christ. Dan. Beck. Lipsiae. 1803. Nachdem einmal die Aufmerksamkeit auf den Calpurnius gerichtet war, erschienen im Laufe von drei Jahren drei metrische Übersetzungen desselben, deren zwei auch den Text wiederholen; von Fr. Adelung. St. Petersburg 1804. 4. von C. Ch. G. Wiß. Leipzig 1805. 8. mit schätzbaren Einleitungen und Anmerkungen; von G. E. Klausen. Altona 1807. 8. von denen die letzte in Rücksicht auf leichte und gefällige Bewegung den Vorzug zu verdienen scheint. (*F. Jacobs.*)

CALPURNUS. Unter diesem Namen erhebt Denys de Montfort die bekannte warzige Eischnecke (Ovula verrucosa *Lam.* Bulla verrucosa *L.*), welche eigentlich zu den Porzellanschnecken (Cypraea) zu gehören scheint, zu einer eigenen Gattung. Vgl. Cypraea und Ovula. (*Nitzsch.*)

CALTAGIRONE, Stadt und Distriktsort in der sicilianischen Intendantur Catania. Sie liegt auf einem Hügel, an dessen Fuße der Terranova fließt, und hat eine sogenannte Akademia reale aufzuweisen; ein in Teutschland unbekanntes Mittelding zwischen Trivialschule und Universität. Auch rühmt sie sich vieler alter Titel und Vorrechte und hat sogar einen eigenen Geschichtschreiber, den Peter Marius Pace *). Durch das Erdbeben von 1693 wurde sie über die Hälfte zerstört, jedoch zählt sie jetzt wieder nahe an 20,000 Einwohner, die einen lebhaften, kleinen Handel treiben, besonders mit Töpferwaren und Pistacien, welche die gesuchtesten in ganz Sicilien sind. In dem fruchtbaren und reizenden Gebiet dieser Stadt liegt die romantische Einsiedelei Il Paradiso di Judica. (*W. Müller.*)

CALTHA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Ranunculeen und der 13. Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in dem 5blättrigen, corollinischen Kelch, fehlenden Nektarien, und mehren vielsamigen Balgfrüchten. Es sind ungefähr 12 Arten bekant, die alle in nordischen, arktischen oder südlichen antarktischen Gegenden wachsen, die in meinem syst. veg. 2. p. 659. 660. verzeichnet, von denen aber die beiden letzten sehr zweifelhaft sind. Caltha *palustris* L. und *radicans* Forst., letztere in Schottland, sind die einzigen europäischen Arten. (*Sprengel.*)

CALTURA, Stadt auf der brit. Insel Ceilan im Corle Raygam. Sie liegt Br. 6° 34′ L. 9° 27′ an der Mündung der Kalany Ganga in das Meer, hat starke Arak- und Rumbrennerei, 1 bedeutende Zuckerplantage und treibt einen lebhaften Binnenhandel. In der Umgegend gibt es viele Hirsche und wilde Schweine. (*Hassel.*)

CALUSO [1]), eigentlich (Tommaso) Valperga de Caluso de' Conti di Masino, geb. zu Turin im J. 1735, gest. daselbst den 1. April 1815. Erst diente er als Edelknabe dem Großmeister von Malta und, nach vollendeten Studien in dem Collegio di Nazareno zu Rom, in der Marine des Ordens. Noch nicht 24 Jahre alt, verließ er, aus Liebe zu den Wissenschaften, die Kriegslaufbahn, um in Neapel Weltgeistlicher zu werden. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, ward er nach einander Beisitzer des Erziehungsrathes, Sekretär der Akademie der Wissenschaften, Aufseher über die Sternwarte und Prof. der griechischen und morgenländischen Sprachen. Sein Freund Alfieri nannte ihn den neuen Montaigne. Er besaß ausgebreitete Kentnisse in beinahe jedem Zweige des menschlichen Wissens, doch vorzüglich in den alten und neuen Sprachen und in der Mathematik. In dieser letzten Beziehung erinnern wir an seine Abhandlungen: della risoluzione delle equazioni numeriche di tutti i gradi; un metodo per descrivere la più grande

---

zu Nemesians Cyneget. p. 314. s. und Praefat. ad Nem. et Calp. Eclogas p. 459. welcher die nämliche Meinung hegte.
11) Si stilum spectamus, nulli potius, — quam Calpurnio debentur. Ita enim in utroque Bucolico, ac lac lacti, simillimus. Vlitius l. c. p. 314. Am Anstößigsten ist es, daß in den vier letzten Eclogen mehr als eine Nachahmung der sieben ersten, ja, dieselben Verse wie in jenen vorkommen. Man sagt hierüber, es sey nicht wahrscheinlich, daß ein Zeitgenoß den andern auf diese Weise geplündert habe. Sich selbst aber könne ein Dichter so etwas wol erlauben.

*) Antiquitates Caltageronis, urbis pulcherrimae Siciliae. Das ital. Original Napol. 1631, übersetzt von S. Havercamp.
1) Nicht de Caluzio, wie *Brunet* Manuel du libraire. 3e édition. Paris 1820. Tom. I. p. 535. art. Didymi taurin. schreibt.

[illegible]

[illegible] Lavoisier [illegible]

[illegible]

CALTADOS. [illegible]

[illegible]

[illegible]

so ausgezeichnete Köpfe geliefert. Die Provinz, welche 7 Deputirte zur Kammer der Repräsentanten sendet, gehört zur 14. Militärdivision, zur 4. Forstkonservation, zur Diöcese von Bayeux und unter den königl. Gerichtshof von Caen. Für das Jahr 1802 waren die Steuern auf 6,348,465 Franken angeschlagen. Sie zerfällt in 6 Bezirke, 37 Kantone und 896 Gemeinden und hat zum Hauptorte Caen. — Calvados ist aus dem Ländchen Bessin, Boccage, Caen, Auge und Lieuvin gebildet, welche vormals zur Normandie gehörten. Als die Römer nach Gallien kamen, wohnten hier die Viducassen und die Lexovier; Crassus, ein General des Cäsar, unterwarf diese Völkstämme den Römern, und diese theilten sie in der Folge der zweiten Provinz von Lyon zu; indeß behielten sie bis in das 7. Jahrh. ihre väterliche Religion, wo sie solche mit der christlichen vertauschten. Das Land theilte in der Folge die Schicksale der Normandie, mit welchem Herzogthume es vereinigt wurde (nach der desc. top. et stat. de la France par Peuchet et Chanlaire. Par. 1810. Dep. du Calvados). — 2) Calvados, eine Reihe Felsen, die sich etwa ¼ Meile vor der Küste des jetzigen Calvados Bezirks Bayeux zwischen den Mündungen der Flüsse Orne und Vère im Kanale in einer Länge von 3¼ Meilen hinziehen. Sie erhielt ihren Namen von einem spanischen Schiffe Calvados, welches im 15. Jahrhunderte daran scheiterte, und wurde in der Revolution auf das vor derselben belegene Departement übergetragen. (*Hassel.*)

Calvarienberg, s. Golgatha.

CALVART (Dénis), geb. zu Antwerpen 1555, widmete sich anfangs der Landschaftsmalerei, da er aber nicht verstand, dieselbe mit Figuren zu beleben, so legte er sich auf das Figurenzeichnen, verließ in dieser Absicht früh sein Vaterland, und begab sich nach Bologna zu Prospero Fontana, in dessen Schule er in der Geschichtsmalerei bedeutende Fortschritte machte; vorzüglichen Nutzen zog er aus den Werken des Correggio, Parmesano und Tibaldi. Um alles Nützliche aufzufassen, besuchte er auch die Schule des Sabbattini, und reiste mit diesem nach Rom, wo er sich mehre Jahre aufhielt. Als er nach Bologna zurückkehrte, errichtete er eine eigne Schule, in welcher unter vielen Schülern, auch Guido Reni, Albano und Dominichino Zampieri die ersten Grundsätze der Kunst empfingen. Obgleich diese Letztern in der Folge sich weit über ihren ersten Lehrer erhoben, so bleibt C. doch ein geachteter Künstler, denn seine Zeichnung ist richtig, Vortrag des Pinsels und Colorit sind angenehm, auch seine Figuren nicht ohne Grazie. Die vornehmsten Werke von ihm findet man zu Bologna, Rom und Reggio. Er starb zu Bologna 1619. (s. *Malvasia*. T. 10. p. 242.). (*Weise.*)

CALVERT, 1) Grafschaft im nordamer. State Maryland an der Chesapeakbai und dem Paturent; 8,⁸⁰ □Meilen, mit 8073 Einw., worunter 3658 Sklaven, der Hauptort Prince Frederic. — 2) Gruppe von 15 Eilanden im Australozeane, zu dem Mulgraveurchipel gehörig und unter 8° 58′ N. Br. und 189° 10′ L. belegen. Sie sind von Gilbert 1788 gesehen, aber nicht weiter untersucht. (*Hassel.*)

CALVI, Stadt und Bischofssitz in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, oder gegenwärtig vielmehr nur noch die Ruinen derselben, denen der alte Name geblieben ist. Das ganze Calvi besteht aus der Kathedrale, einem bischöfl. Schlosse, einem Seminar und einem Wirthshause. Hier ist das ausonische Cales *) zu suchen, welches die Römer, nachdem sie Herren von Campanien geworden waren, in eine Kolonie verwandelten. Es lag auf dem östlichen Endpunkte der Berge, welche die stellatischen und falernischen Ebenen beherrschten, und bot daher den Römern einen festen Standpunkt dar, als Hannibal sich Campaniens bemeistert hatte. Der Wein, welcher bei dieser Stadt wuchs, Vinum Calenum, wird von Horaz dem Cäcuber an die Seite gesetzt **). (*W. Müller.*)

Calvi, Insel in der Gruppe von Ponza, s. Ponza.

Calvi, Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Corsica, welcher auf 25 □Meilen 6 Kantone, 31 Gemeinden und 19,035 Einw. enthält. Sie liegt unter 42° 30′ Br. und 26° 35′ L. auf einem erhabnen Vorgebirge an der Westküste, ist mit Festungswerken umgeben, aber im Innern höchst elend gebauet, hat 1 Citadelle, 3 Kirchen, 400 Häus. und nur 1162 Einw. Ihr Hafen ist einer der besten an der Küste, steht aber meistens leer, und wird nur zur Fischerei benutzt. Etwas Wein und Öl kommen zur Ausfuhr. (*Hassel.*)

CALVIN (Johann), der größte Beförderer der Reformation in Frankreich, und zugleich derjenige, welcher mit Bullingern am meisten beitrug, die Lehren Zwingli's in ein geschlossenes System zu bringen, wurde zu Noyon in der Picardie und dem gegenwärtigen Depart. der Oise, den 10. Juli 1509 geboren. Seinen Vater, Gerard, den einige seiner Biographen einen königl. Procurator nennen, machen andere Nachrichten zum Böttchermeister [1]). Doch auch „er trug hohes Gemüth, wenn schon nicht entsprossen aus hohem Geblüt." Er wurde den Studien und dem geistlichen Stande gewidmet, und schon im 12. Jahre verschafften ihm Gönner und die Gleichgültigkeit, mit welcher in jenem Zeitalter Kirchenämter verliehen wurden, eine von der Domkirche zu Noyon abhängende Capellanei-Pfründe, und binnen 6 Jahren die Pfarrstelle zu Marteville, die er im 2. Jahre gegen die von Pont l'Eveque vertauschte, obgleich er abwesend war und nur die Tonsur empfangen hatte. Gleich den meisten französischen Reformatoren legte er zu Paris, wohin er schon als Knabe war gebracht worden, den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung. Unter Mathurin Cordier zeichnete er sich bereits in der Dialektik und Grammatik vor

*) Cales, Calium, nur in der Mehrzahl gebräuchlich. **) Horat. Od. I. 20. Mannert Geogr. v. Ital. Th. I. S. 773. 74.

1) Diese Angabe wird durch Calvins eigene Worte in der an den Abt Claudius d'Hangest von St. Eloi zu Noyon gerichteten Vorrede seiner commentar. in L. Annaei Senecae libr. II. de clementia: „unus de plebe homuncio .... me tibi totum meaque omnia debeo, ... primam vitae et litterarum disciplinam familiae vestrae nobilissimae acceptam refero." (Calvini op. Amstelod. 1667. fol. T. 8. Append. p. 3 et 4.) weit eher bestätigt, als die erstere.

seinen Mitschülern aus. Von seinem Mitbürger und Verwandten, dem Bibelübersetzer Peter Robert Olivetan wurde er zuerst auf die damals sich verbreitenden Grundsätze der Glaubensverbesserung aufmerksam gemacht. Die Betrachtungen, welche jetzt seine Sele beschäftigten, machten ihn des theologischen Berufes überdrüssig, und ungeachtet der vortheilhaften Aussichten, die ihm geöffnet waren, ging er, nach dem Willen seines Vaters, zum Studium der Rechtsgelehrsamkeit über. Diesem lag er, ohne die Gottesgelehrtheit darüber zu vergessen, zuerst zu Orleans unter Peter de l'Etoile, nachher zu Bourges, bei Andr. Alciat, ob, und sein umfassender Geist erkannte auch den vollen Werth des Studiums der Geschichte und des klassischen Alterthums. Melch. Volmar, bei welchem er das griechische Sprachstudium betrieb, bildete in ihm die Überzeugungen, welche Olivetan geweckt hatte, noch weiter aus. Der Eifer und der Erfolg, mit welchem er in der neuen Laufbahn fortschritt, werden dadurch bewiesen, daß man ihm schon zu Orleans gestattete, für die öffentlichen Lehrer Vorträge zu halten, und daß ihm unentgeldlich die Doktor-Würde angetragen wurde, die er aber nicht annahm. Sogar über die Ehescheidung Heinrichs VIII. wurde sein Gutachten vernommen, und er stand nicht an, das Vorhaben desselben zu misbilligen. Noch ehe er die Schulen verließ, fing er an, seine religiösen Überzeugungen auf dem Lande zu verbreiten. Der Tod seines Vaters rief ihn auf eine kurze Zeit in die Heimath, und 1532 kam er nach Paris zurück. Kurz nachher erschienen seine Commentarien über **Seneca de clementia.** Man glaubte in dieser Arbeit den Zweck zu entdecken, durch Empfehlung von Milde und Sanftmuth die Verfolgungen zu lindern, welche damals schon gegen die Anhänger der neuern Lehrmeinungen begonnen hatten. Allein dieselbe beschränkt sich beinahe ganz auf philologische Bemerkungen und Erläuterungen des Inhalts. — Seinen Namen, nach der Provinzialmundart **Cauvin**[2]), welcher im reinern Französischen **Chauvin** geschrieben wurde, gab er hier zuerst durch **Calvinus.** Sein Ruf und seine Wirksamkeit vermehrten sich immer. Im folgenden Jahre verfertigte er für einen Freund, den Arzt Michael Cop (**Copus**), welcher das Rectorat an der Universität zu Paris bekleidete, eine öffentliche Rede, welche dieser ohne Besorgniß vortrug. Allein da dieselbe nicht nur im Allgemeinen in die Grundsätze der Reformation eintrat, sondern insbesondere noch das System von der Rechtfertigung durch den Glauben enthielt, erregte dies den Eifer der Sorbonne so, daß Cop eilends sich flüchtete, und auch Calvin, den man umsonst in seiner Wohnung aufgesucht hatte, sich verbergen mußte. Er irrte eine Zeit lang umher, genöthigt, seinen Aufenthalt zu verändern. Doch die Königin Margaretha von Navarra, die Schwester Franz I., selbst eine Freundin der Wissenschaften und des neu aufgegangenen Lichtes, vermochte diese Verfolgung zu stillen. Er begab sich nun nach der Saintonge, wo er sich einige Monate lang in dem Hause Ludwigs du Tillet, Canonicus zu Angouleme, verborgen hielt, des-

sen Bruder, ein durch seine Kentnisse und seine Liebe
den Wissenschaften achtungswerther Mann, die Obersch
tärstelle beim Parlamente zu Paris bekleidete. Ungest
setzte er hier seine Studien fort, und begann, wie man glau
die Materialien der **institutio christ. relig.** zu samm
welche 2 Jahre später erschien. Dennoch verließ er v
Zeit zu Zeit seine Freistätte, um seine Überzeugung d
nach seinem Unterrichte sich Sehnenden vorzutragen, u
auch zu Poitier soll er dies mit Erfolg gethan hab
Dann ging er nach Nerac zur Königin Margaretha, w
che auch andern, der Verfolgung wegen entflohenen B
förderern des neuen Systemes, größten Theils Männ
von Werth, Schutz verlieh. Er wurde sehr wohl auf
nommen, und verband sich daselbst näher mit and
künftigen Mitarbeitern. Aufs neue kehrte er nach Pa
zurück, und legte seine Pfründen 1534 vollends nie
Um diese Zeit gab er seine Schrift **Psychopannychi**
gegen die damals wieder aufgeweckte Lehrmeinung, d
Selen schlafen nach dem Tode bis auf den jüngsten Ta
zu Orleans heraus. Aber die zunehmenden Gefah
zwangen ihn, Frankreich zu verlassen. Er begab sich n
Straßburg, wo er Bucern kennen lernte, und von
nach Basel, von wo nunmehr sein höherer schriftstell
scher, insbesondere sein theologischer Ruf sich zu verbrei
anfing. — Franz I. hatte Anfangs selbst die neu
Grundsätze und ihre Beförderer begünstigen zu wollen ge
schienen; aber das Gewicht, welches er in seinen Käm
pfen mit Karl V. auf den Einfluß des röm. Hofs u
die Stimmung der italiänischen Fürsten legte, verbund
mit den Einwirkungen seiner nähern Umgebungen, verä
derte seine Gesinnungen. Der scheinbare Widerspru
zwischen diesen und seinem öffentlichen Benehmen ver
laßte ihn nunmehr zum Mistrauen und zu steigender H
te; und eben der Monarch, welcher die Bekenner der R
formation mit unerbittlicher Grausamkeit verfolgte, glei
wol aber um seiner politischen Zwecke willen die Zun
gung der protestantischen Fürsten Teutschlands nicht v
lieren wollte, ließ allgemein verbreiten, diejenigen, wel
er bestrafe, seyen Wiedertäufer und Schwärmer, und a
solche dem State gefährlich. Um diese Ansicht zu wid
legen, wo möglich den König selbst zu überzeugen, u
wenigstens die Lehre und das Bekentniß der Unterdrü
ten zu rechtfertigen, arbeitete Calvin nun seine Instit
tion aus: das erste systematische Werk, welches i
Frankreich über diese wichtige Materie erschien. In ein
an den allerchristlichsten König gerichteten Vorrede „**prae**
fatio ad Christianissimum regem, qua hic ei libe
pro confessione fidei offertur“ wendet er sich im N
men der verfolgten Unterthanen auf eine eben so eindri
gende als beredte Weise an denselben, und schildert ih
die Verfolgungen, denen sie unterlagen. Umsonst; Hol
stöße, das Schwert und alle Gewaltthätigkeiten war
ihr Loos. Die **institutio christianae religionis. Ba**
sil. 1536. erschien im Spätjahre 1535. 8. Sie erreg
um so viel mehr Aufmerksamkeit, weil sie im Ge
Zwingli's und des reformirten Bekentnisses weiter v
schritt als die bekanntern Schriften Luthers und sei
Freunde. Nicht nur griff er, wie seine Vorgänger, d
Primat des römischen Stuhles an, sondern auch das

2) In den Genf. Rathsacten vom 13. Febr. 1537. liest man noch: „à Cauvin soit Calvin.“

sehen der Bischöfe und Priester; er prüfte dasjenige der spätern Concilien, erklärte die Messe für eine der christlichen Lehre fremde Ceremonie, und die Verehrung der Heiligen für Abgötterei. Eben so neu und kühn schien seinen Landsleuten die Behauptung, nur das Gelübde der Taufe sey verbindlich; sie und das Abendmahl allein seyen Sacramente des Glaubens, und diese selbst seyen nicht durchaus unerläßliche Bedingungen der Seligkeit, u. s. f. Die erste Ausgabe war indeß nur eine Skizze der endlichen Ausarbeitung. Calvin vermehrte und verbesserte das Buch bei jeder folgenden Auflage. Das berühmte Distichon Pauls Thurius:

Praeter apostolicas post Christi tempora chartas
Huic peperere libro saecula nulla parem,

wurde von den glaubensverwandten Zeitgenossen als die richtige Würdigung betrachtet, und meistens von den Besitzern dem Werke voran geschrieben. Die zweite Ausgabe erschien 1539. Fol. zu Strasburg, wo der Verf. sich damals aufhielt. Eine französische Übersetzung, die ebenfalls oft aufgelegt wurde, besorgte er selbst, und das Werk erschien auch im Italiänischen, Teutschen [3]), Niederländischen, Spanischen und Englischen; die dritte, lateinische, ebenfalls zu Strasburg 1543. Zweifelhaft ist eine andere von 1544. Man hält daher für die vierte die Genfer von 1550. Die letzten, vom Verf. selbst besorgten Ausgaben, die lateinische sowol als die der französischen Übersetzung sind von 1558. Damals theilte er das Werk in 4 Bücher ab: I) De cognitione Dei creatoris. II) De cognitione Dei redemtoris cet. III) De modo percipiendae Christi gratiae cet. IV) De externis mediis ad salutem. In dieser Ausgabe, welche postrema heißt, sind neben den vielen Vervollständigungen und Berichtigungen verschiedene freiere Äußerungen und Unbestimtheiten der erstern vermieden, welche dem Verfasser Angriffe zugezogen hatten. Einige Ausgaben haben ein flammendes Schwert, mit der Umschrift:. non veni mittere pacem in terram, sed gladium; doch auch in einigen andern Werken Calvins, namentlich gegen die Libertiner, erscheint dieses Schwert. — Während seines Aufenthalts zu Basel studirte er die hebräische Sprache, und machte Bekantschaft mit Grynäus und Capito. — Auch in Italien hatte die Kirchenverbesserung, ungeachtet des größern Einflusses des Clerus und der vorherrschenden Neigungen für die Beschäftigungen der Einbildungskraft, dennoch das ernste Nachdenken Vieler erregt. Die an den Herzog von Ferrara, Hercules von Este, vermälte Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, Renata, geb. 1510 gehörte in diese Zahl, und Calvin begab sich, vermuthlich eingeladen, von Basel weg an ihren Hof. Er wurde mit Auszeichnung aufgenommen, fand auch noch an andern Orten Italiens Anhänger; aber erspähet und verfolgt mußte er sich flüchten, und kam von Aosta über einen der unwegsamsten Bergpfade des Wallis zurück, und nach einem kurzen Aufenthalt in Paris, nach Genf, wo ihn zuerst, ebenso wie in seinem frühern Leben, abwechselnde Schicksale betrafen, endlich aber ihm ein großer Wirkungskreis bis zum Ende seines Lebens geöffnet wurde.

Die Stadt hatte nach langen Bedrängnissen und Anstrengungen vornehmlich durch die Hilfe Berns sich gegen die Angriffe Savoyens behauptet, endlich der Herrschaft des Bischofs ganz entzogen, und 1536 die schon seit mehrern Jahren von vielen ihrer Bürger angenommene Reformation eingeführt. Doch diese war noch in einem sehr unvollkommenen Zustande. Das alte Religionssystem selbst zählte noch viele geheime Anhänger. Die Sittenlosigkeit des Clerus, die vorüber gehenden herzogl. Besitznahmen und Hoflager hatten den Geist der Ungebundenheit über alle Klassen des Volkes verbreitet. Der langwierige heftige Krieg vermehrte die Verwilderung. Die neue Freiheit erkannte keine Schranken des Luxus und der Zügellosigkeit. Der über die Alpen gekommene Geist eines rohen Unglaubens hatte Viele ergriffen; Andere hielten sich an die Lehren der Wiedertäufer, und gerade derjenige Vorzug des Protestantismus, ohne welchen er selbst zerfällt, Sittlichkeit, schien diesen rohen Gemüthern ein neues, unerträgliches Band. Farel, welcher an der Spitze der Geistlichkeit stand, erkannte in dem jungen Calvin den Mann von unerschütterlichem Sinne; aber er mußte es zur Gewissenssache machen, um den Durchreisenden, welcher sich nach Basel zurück und nach einem akademischen Berufe sehnte, zum Bleiben bewegen zu können. Die von verschiedenen Schriftstellern geäußerte Vermuthung, Calvin selbst habe Genf als den Platz außersehen, von welchem aus er desto sicherer und stärker auf Frankreich und seine Anhänger würde wirken können, als deren Vereinigungspunkt oder Anführer er sich bereits angesehen habe, wird durch keine historische Thatsache begründet. Zu Genf war Alles noch schwankend; Farel, ein weit älterer Mann, von Kraft und Ansehen, stand an der Spitze des Kirchenwesens; dagegen lag das ruhige Basel, wo Calvin Freunde und Unterstützung hatte, beinahe eben so bequem für jene Zwecke als Genf. Nachdem er endlich den Auffoderungen der Genfer und Farels nachgegeben hatte, wurde er nicht nur mit dem theologischen Unterrichte beladen, sondern er mußte auch im August 1537 eine Predigerstelle übernehmen. Über die Pflichten des Selsorgers hatte er sich ein hohes Ideal gebildet. Er war überzeugt, derselbe sey Gott für jede einzele Sele verantwortlich (s. Comment. ad Ezech. c. 3. v. 18.). Ohne Rücksicht und ohne jemand zu schonen rügten Farel und er alles, was ihnen Ärgerniß gab. Jener hatte ein Glaubensbekentniß aufgesetzt, welches wöchentlich in den Kirchen verlesen werden mußte. Dieses, noch mehr aber die unter Calvins Mitwirkung verfaßte strenge Konsistorial-Ordnung oder Kirchenzucht misfiel den verschiedenen Gegnern des neuen Systemes. Aber Calvin bewirkte, nachdem auch das Bekentniß von ihm war geprüft und bearbeitet worden, die Bekräftigung derselben durch die Bürgerversamlung im Juli 1537, wodurch man der römischen Reli-

3) Die neueste teutsche Übersetzung ist die von Krummacher. Elberfeld 1823.

gion gänzlich entsagte und sich zur Annahme der neuen Disciplin verpflichtete. Unter den Syndics des folgenden Jahres waren einige noch dem alten Systeme ergeben. Die Heftigkeit, womit die Reformatoren die nur zu häufigen Ausschweifungen straften, brachte immer mehr Leute gegen sie auf, und in einer Stadt, wo die öffentlichen Acten selbst wenige Zeit vorher einer regina meretricum Meldung thaten, wo kaum noch (16. Jan. 1537.) der Beschluß war gefaßt worden, die Kaufläden sollen des Sonntags während der Predigt geschlossen seyn, ist ein solcher Gegenstoß leicht erklärbar. Der blinde Corauld, Farels und Calvins Gehilfe erlaubte sich von der Kanzel bittere Ausfälle, und über die Kirchengebräuche erhoben sich Widersprüche zwischen dem Rathe und den Predigern. Farel hatte die Feste auf die Sonntage beschränkt, gesäuertes Brod beim Abendmahl eingeführt und die Taufsteine abgeschafft. Bern und die übrigen schweizerischen Reformirten hatten Festtage, die Taufsteine und ungesäuertes Brod beibehalten, und nach der Synode zu Lausanne luden die Berner Genf ein, sich über diese Gebräuche mit ihnen zu vereinigen. Aber die hochfahrende Art, wie der Genfer-Rath sich benahm, bestärkte auch Calvin, obgleich er auf die Ceremoniensache weit weniger Werth legte, als Farel, in dem Systeme eines unbiegsamen Widerstandes. Die Weigerung der Prediger, das Abendmahl nach dieser Vorschrift auszutheilen, reizte dagegen den Rath. Diese gegenseitige Spannung brachte bei dem Rathe das Gefühl des beleidigten obrigkeitlichen Ansehens, welches von den zahlreichen Gegnern der drei Prediger noch vermehrt wurde, und bei den letztern die Überzeugung hervor, es sey nur um die Durchbrechung jener sittlichen Schranken zu thun, ohne welche die Reformation für sie keinen befriedigenden Werth hatte. Schon unterm 11. März 1538 sagen die Rathsbücher: „on défend aux prédicateurs et en particulier à Farel et à Calvin de se mêler de politique.“ Im April erfolgte der Beschluß: „de défendre la chaire à Calvin, s'il refuse d'administrer la cène à la manière de Berne;“ und endlich am 23. April: „on ordonne à Calvin et à Farel, de se retirer dans trois jours, puis qu'ils ne veulent pas obéir aux magistrats.“ „Es sey! antworteten sie; es ist besser, Gott gehorchen als den Menschen.“ Sie glaubten nicht, verpflichtet zu seyn, ihre Überzeugungen einer Gemeinheit unterwerfen zu sollen, welcher sie noch nicht angehörten, und Corauld entfernte sich mit ihnen. Daß Eifersucht gegen diese drei Männer und Abneigung gegen die strenge Sittencensur auf einen Theil der zurückgebliebenen Geistlichkeit wirkte, und ihn zum Einverständniß mit Calvins und Farels Gegnern vermochte, ist außer Zweifel. Calvin, dem es bisher eben so sehr gelungen war, die Partei der Wiedertäufer zu vermindern, als er die andern gegen sich aufgebracht hatte, begab sich nun nach Bern. Obgleich über die gottesdienstlichen Gebräuche mit ihm im Widerspruch, waren dennoch der dortige Magistrat, so wie die Synode zu Zürich, indem sie die geheimen Triebfedern der genferschen Beschlüsse durchschauten, überzeugt, daß Ordnung und ein sittlicher Zustand zu Genf nur durch eine ungewöhnliche Disciplin herbei

geführt werden könnten. Sie verwendeten sich nachd
lich für die Zurückberufung der Weggewiesenen; doch
gebens: und am 28. Mai wurde das Verbannungsd
von der Bürgerversamlung bestätigt. Calvin ging
nach Basel, und von da nach Straßburg. Bucer,
pito und Hedio empfingen ihn mit Freundschaft. E
hielt einen theologischen Lehrstuhl und die Bewillig
eine Kirche für die zahlreichen französischen Flüchtling
errichten, deren Prediger er wurde, und bei welch
auch seine Kirchenzucht, doch nicht ohne Mühe,
führte. Genf ließ er inzwischen nicht unbeachtet [4]).
Straßburg aus ermahnte er selbst seine Anhänger i
Abendmahls-Angelegenheit zur Nachgiebigkeit, in
dem Geiste, wie er viele Jahre später an die auch w
der Ceremonien uneinig gewordenen, entflohenen Eng
der in Frankfurt schrieb [5]). Als kurz nach seiner E
nung Sadolet, der Bischof von Carpentras, nachhe
Kardinal, die Genfer auffoderte, zur römischen Kirch
rückzukehren, richtete er zwei Ermahnungsschreiben a
selben, um sie in der erworbenen Überzeugung zu be
ken. Doch rohe Sittenlosigkeit äußerte sich wieder u
straft; die Wiedertäufer vermehrten sich aufs Neu,
nicht ganz im Verborgenen wurden Messen gehalten.
zwei von den Syndics, welche die Vertreibung der
diger bewirken geholfen hatten, wurden als Ver
bestraft; ein dritter fiel sich zu Tode. Die Freunde
vins hoben sich wieder, und die Sehnsucht nach
wurde allgemein. Gegen Straßburg verpflichtet,
ohne Hoffnung, durch seine Gegenwart in Genf w
wirken zu können, schrieb er am 21. Okt. 1540 an
rel, dem er ausführlich seine Gesinnungen über d
Punkt eröffnete: — fieri non potest, quin
pectore exhorrescam, ubi agitur de me revocan
— — Ignosce, si locum illum velut mihi fa
reformido. — — Neque ipsi mihi tolerabiles er
nec ego ipsis. — — Quid unius hominis opera p
erit, tot undique impedimentis fracta? cet.
schlug Viret an seine Stelle vor. Einmüthig hatte
Bürgerversamlung den Beschluß der Verbannung zu
genommen, durch den abgeordnet gewesenen Syndic
rin seine Entlassung zu Straßburg, zufolge Beschl
vom 20. Okt. 1540 nachgesucht; Zürich, Bern und
sel unterstützten die Bewerbung. Calvin war eben in
ligionsangelegenheiten der Straßburger abwesend auf
Reichstage zu Worms und zu Regensburg, wo er m
Bucer mit Melanchthon und Casp. Cruciger Unterred
gen hielt, und mit ihnen eine Übereinkunft in den Abe
mahlsstreitigkeiten traf. Der Magistrat von Straßb
hatte bereits den Auffoderungen nachgegeben, als der

---

4) Wie tief ihn seine Verweisung und die Gründe ders
schmerzten, geht aus seinem Briefwechsel hervor. Doch darf
nicht unbemerkt gelassen werden, daß der Brief an Farel S
nach der Amsterdamer Ausgabe, welcher in einer übrigens
lehrreichen neuern Abhandlung über Calvin diesem zugeschr
wird, nicht von ihm, sondern von Capito ist. 5) S.
de precandi forma et ceremoniis quasi in otio et del
litem a quibusdam moveri... nimis intempestivum es
equidem ut in rebus mediis, ut sunt externi ritus, facilem
ac flexibilem praebeo. 15. Cal. febr. 1555.

noch weigernde Calvin, durch Bucer, der ihn mit dem Propheten Jonas verglich, erschüttert, sich mit einem Urlaub auf 2 Jahre zur Rückkehr nach Genf, doch nur unter der Bedingung der Einführung einer Kirchenordnung und Sittencensur in seinem Geiste, entschloß. Endlich kam er am 1. Sept. 1541 zu Genf wieder an. Die Rathsacten vom 13. und 20. Okt. sagen hierüber: on prie *très-instamment* Calvin de rester ici *pour toujours*, et on lui donne un habit de drap. — 21. novemb. il fut chargé, avec trois Conseillers, de compiler des édits pour gouverner le peuple. Seine Verdienste um die aus diesem Auftrage hervorgegangenen bürgerlichen Gesetze und politischen Einrichtungen sind allgemein anerkant. — Theologische Vorlesungen 3 Stunden wöchentlich, jede zweite Woche täglich eine Predigt, der Vorsitz in dem Consistorium oder Sittengerichte und in der Versamlung der Geistlichen waren die amtlichen Geschäfte, welche ihm übertragen wurden. Das Consistorium war aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern zusammengesetzt. Kein Amt und kein Ansehen der Person schützte denjenigen, der sich einer Ausschweifung oder freiern Handlung schuldig gemacht hatte, vor seiner strengen und unerbittlichen Censur. Schwere Fälle mußte er zwar dem Rathe überweisen, eben so wie die Geistlichkeit verpflichtet war, diejenigen, welche den geistlichen Strafen trotzten, und die Irrlehrer der bürgerlichen Gerichtsbarkeit anzuzeigen. Dieser censorische Einfluß des Mannes, der mit dem Charakter eines Lykurgs und Cato's den theologischen Enthusiasmus der strengern Kirchenväter verband, und das hohe Ansehen, das Calvin nicht nur in Genf, sondern auch über seine französischen Glaubensgenossen erhielt, und zum Theil auch auf andere reformirte Länder übertrug, brachte auf eine lange Zeit in die meisten reformirten Kirchen jenen ernsten Geist, den man später vorzugsweise mit dem Namen des Calvinismus bezeichnete, und den selbst viele Protestanten unbedingt misbilligen, ohne zu bedenken, daß auch die ersten christlichen Kirchen sich meistens durch eine ähnliche Strenge auszeichneten, bis die Zeit und die Erweiterung der Gesellschaft die allzu scharfen Formen milderten, und daß auch Staten während ganzer Perioden eine ähnliche Censur gegen ihre Glieder ausübten. — Sein theologisches System entwickelte der schon 1536 herausgegebene Katechismus (Catéchisme de l'église de Genève), der 1541, 1545 und 1550 vermehrt heraus kam, auch ins Teutsche, Spanische, Italiänische, Englische, Griechische, Lateinische, Hebräische übersetzt wurde: von dessen weiterer Ausführung durch die Institution ist schon oben gesprochen worden.—

Die Reformation war gegründet, als Calvin auftrat, das lutherische System in einem großen Theile des nördlichen Europa schon ausgebildet und gleichsam abgeschlossen; weniger noch waren es die von Zwingli verbreiteten, nicht sowol in den Grundsätzen als in den Folgerungen um etwas von der lutherischen abweichenden Lehren. Beide kannten keine andere Grundlage ihrer Theologie, als die Schrift. Aber vorsichtig hatte der Stifter der schweizerischen Kirche nichts zur Gewißheit erhoben, was nicht unzweifelhaft aus dieser Erkentnißquelle hervor ging, und sich mit gewissenhafter Prüfung vertrug. Calvin hingegen hielt sich zwar, wie seine Vorgänger, eben so streng an die heilige Schrift; aber er dehnte seine Folgerungen weiter aus, als Zwingli; er schloß das System fester, und erhob, auf einzele Schriftstellen und Kirchenväter gegründet, zur Gewißheit, was jener nur als Stoff des forschenden Nachdenkens angesehen hatte. Von seinem Aufenthalte in Strasburg bis beinahe ans Ende seines Lebens beschäftigten ihn seine theilweise herausgekommenen, von großen Forschungen zeugenden Kommentarien, welche sich über die meisten Bücher des A. T. und über alle des N., mit Ausnahme der Offenbarung, ausdehnen; auf dieses Buch ließ der sonst so strenge an die biblischen Bücher sich haltende, durch keine Schwierigkeiten zurückgeschreckte Mann sich nicht ein, und das Stillschweigen eines solchen Schriftauslegers blieb von den scharfsinnigern Männern seines Zeitalters nicht unbemerkt. Bei dieser großen Arbeit folgte er nicht der Ordnung der biblischen Bücher, sondern er behandelte zuerst meistens Neutestamentische, später vornehmlich Alttestamentische. Über die wichtigsten Dogmen und Lehrmeinungen war er ganz mit den ersten Reformatoren einverstanden. Eben so, wie sie, verwarf er, als entschiedener Gegner der Wiedertäufer, fortdauernde Inspirationen. Das Recht des Kirchenbannes, den Zwingli aus Besorgniß vor Misbräuchen und Übertreibungen beseitigt hatte, behielt er bei, gestand aber dasselbe weder dem Pfarrer noch der Geistlichkeit überhaupt, sondern nur der Gemeinde zu. Die Kirche besteht nach ihm nicht in der Versamlung der Prediger. Die Aussprüche der Lehrer sind nur in sofern verbindlich, als sie in der Schrift gegründet sind. Das Wahlrecht der Prediger legte er den Gemeinden, doch nur unter geistlicher Aufsicht bei. Regirungen sind ihm die Stellvertreter Gottes; aber er setzt das Ideal derselben so hoch, daß sie bei dessen Befolgung nur das Glück der Völker befördern können. Ihnen ist das Volk unbedingten Gehorsam schuldig, ausgenommen wenn ihre Gebote den göttlichen entgegen sind. Aber auch in diesem Falle ist kein offener Widerstand, keine Gewalt gegen den Regenten erlaubt. Dulden und Beten sind der einzige Ausweg, u. s. f. — Weiter als Luther ging er in der Lehre vom freien Willen, von der Zurechnung und dem Verdienste guter Werke. Eigenthümlich gehörte ihm sein strenges System über die göttliche Vorherbestimmung (Prädestination, Gnadenwahl), nach welchem er auch denjenigen Grad der Freiheit des Willens, den Luther zugab, verwarf, und dadurch auf lange Zeit die Abweichungen zwischen den Protestanten begründete. Seine Vorliebe für Augustinus, noch mehr aber seine unerschütterlichen Folgerungen aus den diese Lehre unterstützenden Schriftstellen mit Beiseitesetzung derjenigen, welche ihren ausschließenden Sinn mildern oder überhaupt andere Ansichten gestatten, hatten ihn zu jener berühmt gewordenen Lehre geführt. Diese wurde bei ihm zur Überzeugung, als er zu Strasburg den Brief an die Römer commentirte, welcher seine Ansicht zu begünstigen scheint. Diese trug er in der Schrift: de praedestinatione et providentia Dei. Genevae, 1550. 8. u. a. O. m. vor.

Man s. hierüber auch: consens. pastorum Genev. de praedest. et provident. Dei. Genev. 1552. 8. Über die Lehre vom Abendmahle schloß er sich schon Anfangs mehr an das System der schweizerischen Theologen als an die Ansichten Luthers an. Er gab keine leibliche Gegenwart Christi zu, nahm aber eine geistige Emanation an, welche sich aus dem Himmel herab, von demselben ausgehend, über die Symbole der Gedächtnißfeier verbreite. Seine Ansichten enthält die Schrift: de la S. cène. 1540. 1549 vereinigten Calvin und Farel sich zu Zürich vollends mit Bullingern: Consensio cum ministris Tigurinis in re sacrament. Tigur. 1549. 8. Diese Übereinkunft wurde von allen schweizerischen und den graubündtnerischen Kirchen angenommen und auch ins Teutsche übersetzt. S. auch consensio mutua in re sacrament. Ministr. Tigur. et Genev. ecclesiae. Genevae 1554. Ungeachtet seine Gesundheit schon damals viele Störungen erfuhr, blieb seine vielseitige Thätigkeit immer dieselbe. Während der Reichsversamlung zu Speier trat er kräftig und unerschrocken für die Sache der Kirchenverbesserung und Kirchenfreiheit auf. Joh. Calvini supplex exhortatio ad invict. Caes. Carolum V. et illust. principes aliosque ordines Spirae nunc imp. conv. agentes cet. 1544. — Scholia in admonit. patern. Pauli III. ad Imp. Carolum V. 1544. — Gegen die Wiedertäufer erschien seine Instruction contre les erreurs de la secte anabapt. Genèv. 1544. Von den Libertinern u. a. m. wird später gesprochen werden.

Eine wichtige Stelle in Calvins Lebensgeschichte nehmen seine Streitigkeiten mit mehr und weniger berühmten Männern und der Antheil ein, den er an ihren Schicksalen hatte. In Strasburg war er mit Sebastian Castellio (Castalio) in freundschaftliche Verhältnisse getreten, und hatte nach seiner Rückkehr diesem gelehrten Manne in Genf eine Anstellung als Rektor bei der dortigen Schule verschafft. Drei Jahre lang bekleidete Castellio diese Stelle. Aber seinem lebhaften Geiste war es unmöglich, sich nur in einem abgeschlossenen Systeme zu bewegen. Er erklärte das hohe Lied als ein bloßes Erzeugniß der sinnlichen Phantasie seines Verfassers, ohne weissagende Beziehung, läugnete die Höllenfahrt Christi, beschuldigte die Geistlichkeit des Stolzes, der Unverträglichkeit und anderer Fehler. Nun trat Calvin gegen ihn auf. Allein da Castellio sich in einem von der Geistlichkeit gehaltenen Gespräche über die Höllenfahrt Christi nicht nur nicht überzeugen ließ, sondern in seinen Vorwürfen noch bitterer wurde, mußte er auf Verfügung des Magistrates Genf verlassen. Er ging 1544 nach Basel; doch gab Calvin ihm ein vortheilhaftes Zeugnis über seine Kentnisse und seine sittliche Aufführung, welches dem Verabschiedeten zu einer Anstellung in Basel half. Nachher gerieth er über die Prädestination und andere Materien mit Calvin und Beza in solche Streitigkeiten, daß diese in gegenseitige bittere Beschuldigungen ausarteten. — Weniger bedeutend sind seine Controversen mit dem unbeständigen Peter Caroli, mit Peter Toussain über das Abendmahl, mit der Sorbonne, mit Osiander wegen des Abendmahles, mit Pighius über den freien Willen, mit dem Einsiedler Troillet, der nach Genf zurück gekehrt eine Predigerstelle suchte, von Calvin aber als unfähig erklärt wurde; später mit dem heftigen Westphal zu Hamburg wieder über das Abendmahl, kurz vor seinem Tode mit Balduin, die er aber nicht mehr ausfämpfte u. A. m. Seine Misverständnisse mit Melanchthon glichen sich immer wieder freundschaftlich aus. Man schwieg [illegible] te, unterbrach den Briefwechsel, und begann denselben aufs Neue. Gegen Luthern, den er hoch schätzte, beobachtete er große Schonung. S. z. B. epist. ad Bulling. p. 239. Später wurde er in seiner Polemik heftiger, doch söhnte er sich über persönliche Beleidigungen immer eben so bereitwillig und zuvorkommend aus, als er in Sachen des Systemes unerbittlich war; so mit Troillet u. A. m. — Wichtiger wurden die nachfolgenden Ereignisse. Hieronymus Bolsec, ein gewesener Mönch, [illegible] zu Genf als Arzt lebte, griff 1551 nach einer Predigt, welche ein Geistlicher, Namens Saint André, gehalten hatte, die Lehre von der Prädestination öffentlich an. Dieses Verfahren war nichts Ungewöhnliches; aber [illegible] hatte Calvin nicht gegenwärtig geglaubt, und dieser [illegible] antwortete seine Einwürfe sogleich mit großer Geistesgegenwart. Bolsec wurde verhaftet. Man theilte die Verhandlung nach Zürich, Bern und Basel mit. Die Bernersche Antwort zeichnete sich durch die Empfehlung eines milden Verfahrens aus. Bolsec wurde verwiesen [illegible] ging nach Bern, wo er Unterstützung fand. Calvin [illegible] in seiner Beantwortung zwar Bolsecs Einwendungen [illegible] verstellt angeführt, dann aber mit großer Heftigkeit [illegible] geäußert, und war zu seiner eigenen Rechtfertigung [illegible] nach Bern gegangen. Diese gelang ihm. Bolsec, [illegible] Castellio unterstützte, wurde auch dort weggewiesen, [illegible] aber nachher Calvins Leben mit bittern Anzüglichkeiten. Bern hatte noch, nachdem Calvins Werk über die Vorherbestimmung erschienen war, seinen Geistlichen, [illegible] schwierige Materie von der Kanzel zu behandeln [illegible] und diese Streitigkeit war eine der vorzüglichsten Veranlassung zu Calvins Schriften über die Vorherbestimmung und der nachherigen Begründung seines Systemes.

Einen nie zu hebenden Vorwurf bringt in das [illegible] des ausgezeichneten Mannes die Verfolgung und [illegible] me Hinrichtung des unglücklichen Spaniers Michel Servede (Servet). Nachdem derselbe schon 1531 seiner [illegible] trinitarischen Lehren wegen von Basel war weggewiesen worden, hatte Calvin zu Paris seine Bekanntschaft gemacht, und in derjenigen Zeit, wo dieser, selbst verfolgt, auf seine Rettung bedacht seyn mußte, sollte [illegible] schen beiden eine Erörterung Statt finden, die aber [illegible] Servede's Ausbleiben nicht zu Stande kam. [illegible] hatte mehre Lehrsätze Calvins angegriffen, zu [illegible] nen Malen an ihn geschrieben, ihm sein Buch de restitutione Christianismi 1552 mitgetheilt, worüber Calvin seinen Abscheu öffentlich erklärte und Servede's Verhaftung zu Viennes veranlaßte. Als dieser entwich [illegible] entschlossen, nach Neapel zu gehen, sich vier Wochen [illegible] in Genf verborgen hielt, erfuhr dies Calvin, zeigte [illegible] dem Magistrat als einen Irrlehrer an, ließ durch einen jungen Studirenden, Nicolaus de la Fontaine, [illegible]

ſpunkte gegen ihn eingeben. Servet wurde verhaftet. nachte Calvin die ſtärkſten Vorwürfe, nannte ihn ei- Simon den Magier und vertheidigte ſich nicht ohne enden Troß. Aber er berief ſich darauf, daß die n der Kirche für Meinungen kein ſtrafrichterliches ahren begründen; nur die Theologen können ſeine beurtheilen; zu Genf habe er nichts verbrochen, nir- s die öffentliche Ruhe geſtört. Ein Vertheidiger wur- m abgeſchlagen. Calvin, der in ihm einen Gottes- er und Zerſtörer des Chriſtenthums erblickte (ſ. Brf. arel, Tom. 8. p. 70. und 71. an Sulzer p. 71.) te ihn ſelbſt des Todes ſchuldig; nur gab er zu ver- t, er hätte gewünſcht, daß keine erſchwerte Todes- ihn treffen möchte. Doch Servet wurde am 27. 1553 verbrannt. Auch das eingeholte Gutachten der lichkeit der vier reformirten Schweizer-Kantone hatte ls einen Hauptverbrecher bezeichnet. — Dieses eben idenſchaftliche als grauſame Verfahren kann durch die zen Begriffe, in welchen Calvin und ſeine Zeitgenoſ- ufgewachſen waren, durch das vermittelſt der von Gegnern erlittenen Beſchuldigungen gereizte Beſtre- der Welt zu zeigen, auch ſie ſeyen unerſchütterliche eidiger des Chriſtenthums, und durch ihr feſtes An- ßen an die vier erſten Concilien über dieſen Punkt, hmlich an dasjenige von Nicäa, zwar erklärt, nie- aber gerechtfertigt werden. S. Defens. orthod. S. Trinit. advers. prodigiosos err. M. Serv. Ge- 1554. — Daß Joh. Valentin Gentilis zu Genf nterſuchung gezogen und unter Aufſicht geſetzt wur- geſchah allerdings auch unter Calvins Mitwirkung; vom Antheil an deſſelben nachheriger Hinrichtung zu 1566 rechtfertigt ihn, ſchon ſein eigener, früher er- r Tod.

Von nicht weniger ernſten Folgen für Calvin mit ttelbaren weit größern Gefahren verbunden, waren Kämpfe mit den ſogenannten Libertinern, denen unerbittliche Strenge unerträglich war, die nicht ſel- m Schoße des Magiſtrates Widerſpruch fand oder unerſchütterlichen Reformator Rügen zuzog. Selbſt Gönnerin, die Königin Margaretha von Navarra, ungehalten über die Erſcheinung ſeines Buches von Libertinern: Instruct. contre la secte phantast. libertins, qui se nomment spirituels. Gen. . 8. Er mußte ſich gegen ſie rechtfertigen, und that in einem Briefe an dieſelbe mit Würde und Uner- kenheit. 20. Apr. 1545. epist. p. 32. Doch ſo leicht n, insbeſondere zu Genf, dieſe Kämpfe nicht vor- Jakob Gruet war durch Calvin wegen Ausſchwei- n von der Kanzel mit harten Ausdrücken beſtraft en, und einige ſeiner Freunde hatten vor dem Kon- ium für ähnliche Vergehen Buße thun müſſen. Nun man am 27. Juni 1547 an dem Kanzelpulte der skirche eine Schrift angeheftet, welche mit Vorwür- und Drohungen gegen Calvin und die Geiſtlichkeit er- war. Gruet wurde eingezogen und bekannte ſich als ſſer. Unter ſeinen Papieren fand man einen Ent- , das Volk gegen die Sittenpolizei aufzuwiegeln, iedene heftige Ausfälle und Verleumdungen auf Calvin, einen Aufſatz, der die Ewigkeit der Materie lehrte, die Schöpfungsgeſchichte verwarf, die Unſterblichkeit der Sele leugnete, das Chriſtenthum für eine Fabel erklärte und behauptete, göttliche und menſchliche Geſetze beruhen auf bloßer Laune und Willkür, u. ſ. f. Gruet wurde zum Schwerte verurtheilt; doch kann man nicht ſagen, daß dies durch unmittelbare Einwirkung Calvins geſchehen ſey, wie bei der Hinrichtung Servets, und Calvin ſelbſt befand ſich um jene Zeit durchaus nicht in einer gebietenden Stellung. Als z. B. er und einer ſeiner Kollegen ſolche Unordnungen von der Kanzel mit großem Eifer beſtraft hatten, beſchloß der Rath am 9. Jul. 1548, ſie ſollten ihn von den Misbräuchen benachrichtigen, welche ſie bemerken, und ne pas crier en chaire de cette manière. Doch enthalten die Acten vom 12. Jul. auch ihre Antwort: ihr Gewiſſen habe ſie angetrieben, und ſo benehme man ihnen die amtliche Freiheit (la liberté du ministère). Als er hingegen am 18. Okt. deſſelben Jahres ſelbſt vor den Rath berufen wurde, und Farel, darauf geſtützt, daß Calvin gegen jedermann ſich gleich unverhohlen benehme, ihn vertheidigte, und die Ankläger un tas de gens de néant und des piliers de cabaret nannte, wurde beſchloſſen, Fareln zu danken. Im Dec. 1547 kam es ſo weit, daß die Libertiner und ihre Gegner auf dem Platze vor dem Rathhauſe ins Handgemeng geriethen, und Calvin, mitten in die gezogenen Schwerter ſich ſtürzend, nur durch ſeine Dazwiſchenkunft das Blutvergießen verhinderte, und gerade nachher in der Rathsverſamlung ſich beinahe derſelbe Auftritt erneuerte (Epist. ad Viret. pag. 44.). Von dieſer Zeit an hielten ſich mehre Jahre lang das Anſehen des Ami Perrin, eines ihrer Häupter, und dasjenige Calvins die Wage. Der erſte wurde 1547 geſtraft, ihm aber bald nachher auf Verwendung der Geiſtlichen ſelbſt die Strafe wieder erlaſſen. Als Perrin 1553 wieder war zum Syndic gewählt worden, ſetzte er es beim Senat durch, daß dieſer den Gerichtſchreiber Berthelier, den Sohn des berühmten Philiberts, welcher für die Freiheit des Vaterlandes dem Tode getrotzt hatte, aus eigener Macht vom Kirchenbanne losſprach. Aber Calvin brachte durch bloße Feſtigkeit den Senat zur Zurücknahme ſeines Beſchluſſes. 1555 erregte Perrin einen mit Mordanſchlägen verbundenen Tumult; doch dieſer mislang; die Anſtifter entflohen, und wurden in Contumaz zum Tode verurtheilt. Von jetzt an war der Sieg über die Libertiner errungen, und die Sittenpolizei blieb öffentlich unangefochten, verurſachte aber ihrem Begründer nichts deſto weniger noch manche Sorge und erhielt nur allmälig Feſtigkeit. Mag ſie auch in Manchem zu ſtrenge geweſen ſeyn, ſo bildete ſich doch in ihrem Sitze jene geiſtige und phyſiſche Betriebſamkeit aus, durch welche Genf ſich ſo berühmt gemacht hat. — Ungeachtet ſeine Geſundheit ſchon ſehr geſchwächt war, machte er 1556 eine Reiſe nach Frankfurt, um einige Uneinigkeiten der dortigen Proteſtanten zu vermitteln. — Der Ruf ſeines Namens und ſein Unterricht hatten ſchon bald nach ſeiner Rückkehr viele Studirende zu Genf verſammelt, und Beza's Ankunft vermehrte noch den gelehrten Ruf der immer merkwürdiger werdenden Stadt. Calvins Vorſchläge, dem noch weniger zuſammenhängen-

der Unterrichte eine akademische Form zu geben, blieb 1556 mancher Hindernisse wegen unausgeführt; aber 1558 wurde auf seine neue Vorstellung die Akademie mit erforderlichen Abtheilungen der Schulen und Klassen errichtet, ein besonderes Gebäude denselben angewiesen und 4 Professoren aufgestellt. Beza erhielt auf Calvins Antrag das Rectorat, und Calvin blieb an seiner theologischen Lehrstelle. Über die Schweiz, Frankreich, Teutschland, Holland, England, Schottland, und noch in andere Gegenden verbreiteten sein großer Ruf und sein Geist sich durch die Menge seiner Schüler. Während seines ganzen Lebens schränkte seine Berufstreue sich nicht auf das Theoretische und die unmittelbaren Amtsgeschäfte ein, sondern wo zu helfen, zu rathen, zu trösten, zu vermitteln und ihm die Möglichkeit eröffnet war, dabei wirksam aufzutreten, scheute er weder Gefahren noch Anstrengung. Als 1543 die Pest herrschte, wurde er durch einen Rathsbeschluß vom 1. Juni ausdrücklich der Besuche bei den Angesteckten enthoben: à cause des grands besoins, que l'église et l'état ont de lui. Den vertriebenen Glaubensgenossen aus Frankreich, Piemont, England, u. s. f. leistete er jede mögliche Unterstützung; oft verwandte er sich für unglückliche Entflohene mit Erfolg bei den protestantischen teutschen Fürsten, und einige Male erwähnen die Rathsacten mäßiger Geschenke, welche ihm die Regirung dieser Anstrengungen wegen machte. Seinen Rath und seine theologischen Anleitungen erstreckte er nicht nur vielfach auf die französischen Glaubensgenossen, sondern bis in die entferntesten Gegenden. Die nach England geflüchteten französischen Reformirten erhielten von ihm ein System zu Festsetzung ihres Bekenntnisses. Den Waldenser-Gemeinden in Böhmen ertheilte er seine Berathungen, und noch in seinen letzten Jahren suchte er durch seine: **Brevis admonit. ad fratres Polonos, ne triplicem in Deo essentiam pro tribus personis imaginando tres sibi Deos fabricent**, 1563. und: **Epist. quae fidem hujus ad Pol. admonitionis confirmat**, 1563. den dort sich verbreitenden, aus dem Socinianismus hervorgehenden Lehrmeinungen entgegen zu wirken. So stieg sein kirchliches Ansehen immer mehr; und der nämliche Mann, welcher den Genferschen Rath zu einer entschlossenen Erklärung an Karl IX. bestärkte, als dieser den Genfern vorwarf, von dorther werden seine Unterthanen aufgewiegelt, wurde verlangt, um dem wichtigen Religionsgespräche zu Poissy beizuwohnen; doch der Rath lehnte die Einladung ab. Weil auf dieser Versamlung die protestantischen Wortführer zugaben, ihr Lehrbegriff, den der französische Hof bisher, und noch in dem Edicte von Ecouen 1559 für übereinstimmend mit dem lutherischen gehalten hatte, sey von demselben verschieden, auch er der Verfasser des feierlichen Glaubensbekenntnisses war, welches der Prinz von Condé den zu Frankfurt versammelten Reichsständen im Namen der reformirten Kirche in Frankreich 1562 eingab: so beweisen die um diese Zeit entstandenen Namen Calvinisten und Calvinismus, daß man ihn als das Haupt der Religionspartei ansah. Wirklich zeigt auch sein Briefwechsel mit Beza, daß die Wortführer der Reformirten immer nach seinem Rathe handelten. — Ununterbrochene Anstrengungen und gelehrte Arbeiten beschleunigten die Erschöpfung seiner ohnehin schwachen Gesundheit und die Entkräftung eines zarten Körperbaues. Kopfschmerzen und das Quartanfieber waren die Übel, die ihn seit vielen Jahren verfolgten. Zu diesen gesellten sich öftere Gichtanfälle, und einige Zeit vor seinem Tode kamen noch peinigende Steinschmerzen zu so vielen Be… Doch nie unterlag diesen Leiden die Kraft seines Geistes. Unfähig, selbst mehr die Feder zu führen, arbeitete er einen Kommentar über die vier ersten Bücher des Pentateuchs und das Buch Josua durch fremde Hand aus. Am 6. Febr. 1564 hatte er getreu seinen schon am … Oct. 1538 an Farel geschriebenen Worten: **pergamus … donec cursum nostrum peregerimus**. und: **in … cula nostra ad finem usque perstemus**, u. s. f. zum letzten Male die Kanzel bestiegen; aber Entkräftung hinderte ihn, seinen Vortrag zu vollenden. Am 10. … beschloß der Rath allgemeine Gebete für die Erhaltung des lebensgefährlich Kranken. Dankend nahm er am … März auf dem Rathhause, wohin er sich hatte tragen lassen, vom Rathe Abschied. Einem erneuerten Wunsch kam dieses Kollegium durch einen Besuch bei ihm zu… Neuer Dank, Entschuldigungen für dasjenige, was … nicht geleistet habe, rührende Ermahnungen zu Eintracht, Gerechtigkeit, Pflichterfüllung und festem Beharren be… kräftigte er gegen jeden durch einen Handdruck. Trauernd verließen sie ihn, und am 28. April verabschiedete er sich auf ähnliche Weise von der Geistlichkeit, welcher er … wenige Tage vor seinem Ende in seiner Wohnung ein Abschiedsmahl gab, zu welchem er sich hintragen ließ. Seine letzten Stunden verstrichen im Gebet, und er entschlief am 27. Mai 1564. Allgemeine Trauer begleitete ihn zum Grabe, welches nach seinem Willen kein Leichenstein beschweren durfte. — Für viele Gegner war sein Tod ein Gegenstand des Frohlockens, und schon lange vorher hatte der Clerus zu Noyon die voreilige Nachricht davon durch eine Prozession gefeiert. — Er war fein gebildet, von mittlerer Größe, die Gesichtsfarbe blaß und etwas bräunlich; seine Hagerkeit ging in seinen letzten Jahren in eine gänzliche Abgezehrtheit über; aber ein helles Auge und ein durchdringender Blick, aus denen der Geist hervorleuchtete, belebten sein Äußeres. Einfach und an Armuth grenzend war seine Lebensweise. Während seines ersten Aufenthaltes zu Genf bezog er beinahe gar keine Besoldung, und auch nach der Rückkehr war das Gehalt sehr gering; 150 Franken, 15 Centner Weizen und 2 Ohm Wein; und seinen ganzen Nachlaß berechneten Einige auf 125 Thaler; Beza hingegen sagt in Calvins Leben: **trecentos aureos vix aequarant**. Von manchen Unterstützungen, welche der Rath ihm zugedacht hatte, nahm er nur wenige zu besondern Zwecken, und nicht einmal vollständig an. Der Stadt Straßburg verweigerte er nach seiner Abreise die Annahme eines Geschenkes, nicht aber das verliehene Bürgerrecht. Dasjenige von Genf erhielt er nur nach langem Aufenthalte. Alle Unterstützungen für seinen Bruder, Anton, wies er zurück, verlangte für ihn nichts von dem State, sondern ließ ihn das Buchbinder-Handwerk lernen. 1539 hatte er sich zu Straßburg mit Idelette von Buria, der Witwe eines von ihm belehrten Wiedertäufers, Joh. Stor…

der von Lüttich, auf Bucers Zureden verheirathet. Ein Söhnchen war die Frucht dieser Ehe; aber es starb frühzeitig. Quem Deus dederat filiolum, abstulit, sagt von ihm der Vater. 1549 verlor er auch die Gattin, verheirathete sich aber nicht wieder, ungeachtet in jenen Zeiten viele seiner durch die Folgen des Cölibats der Geistlichen aufgeschreckten Glaubensgenossen von ihren Geistlichen die Wiederverehelichung beinahe foderten. Mäßig und streng gegen sich, foderte er diese Tugenden ernst und unerschütterlich auch von Andern. Mit der nämlichen Unerschrockenheit legte er seine Liebe für Recht, so wie seinen Abscheu für Unrecht an den Tag. Sein Ehrgeiz bestand in dem Siege seiner Überzeugungen, von deren Richtigkeit und Schriftmäßigkeit er bei seinem steten Forschen in den biblischen Büchern ganz durchdrungen war. Jene Geistesrichtung, in Allem nur auf das Wesentliche hinzusehen, die er mit Zwingli und dessen Schülern gemein hatte, trug vereinigt mit der Überzeugung, daß an Orten, wo in der Nähe die Sinnbilder des Katholicismus noch vorhanden waren, nur ein gänzliches Losreißen von allen sinnlichen Begleitungen des Gottesdienstes die noch unbefestigten Gemüther vom Rückfall in die frühern Angewöhnungen abhalten könne, zur Bestimmung des einfachen reformirten Cultus bei, der seine Seitenstücke auch in der Sorgfalt findet, mit welcher die jüdischen Lehrer und die ersten Christen sich von allen Formen des Polytheismus entfernten. — Er führte keinen andern, als den Pastortitel. Die Heftigkeit seines Charakters ging in spätern Jahren auch in seine polemischen Schriften über; aber er gesteht diesen Fehler an mehren Orten unverhohlen ein. Das innere Gefühl seiner Überlegenheit vermochte er oft nicht zu unterdrücken. Er war auch nach dem Zeugnisse seiner billigern Gegner einer der gelehrtesten, scharfsinnigsten Theologen seines Zeitalters, und vorzüglich in Führung der Beweise stark. Als gründlicher Kenner der Kirchen- und Profangeschichte, vorzüglicher Rechtsgelehrter und Publicist zeichnete er sich aus, und er galt für einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Planmäßigkeit und Bestimtheit herrschen in seinen Schriften. Sein lateinischer Styl nähert sich dem klassischen, und man erzählt, er habe Cicero's sämtliche Werke jährlich ein Mal durchgelesen; der französische hingegen trägt noch das Gepräge der unausgebildeten Sprache des Zeitalters. Die Behauptung, es habe ihm an lebhafter Beredsamkeit gefehlt und ohne die Vorarbeiten Luthers und Andrer würde es ihm nicht gelungen seyn, eine Reformation zu bewirken, gründete man auf die ernste wissenschaftliche Sprache seiner Schriften und darauf, daß er als Prediger vorzüglich auf Auslegung ausging; aber er zeigte in gegebenen Fällen, wie sehr er auf das Volk zu wirken vermöge; auch herrscht in vielen seiner Briefe und in einzelen Schriften eine fließende und eindringende Beredsamkeit. Sein umfassender Verstand, sein eindringender Scharfsinn und eine schnelle Fassungskraft wurden durch ein außerordentliches Gedächtniß unterstützt, welches dasjenige, was es einmal aufgefaßt hatte, immer zur erfoderlichen Zeit zu vergegenwärtigen bereit war. Nach langen Zwischenräumen kannte er früher gesehene Menschen wieder, und nach Unterbrechungen besann er sich beinahe immer wieder genau auf den Zusammenhang des Gespräches oder der Verhandlung. — Zahlreiche Gegner unter seinen Zeitgenossen hatten ihm mancherlei Vorwürfe gemacht, und ihn sogar moralischer Gebrechen bezüchtigt. Allein sein bis ans Ende des Lebens tadelloser Wandel widerlegte alle diese Ausfälle, und trug nicht wenig dazu bei, auch seinen Sittengesetzen Kraft zu geben. — Von zahlreichen Verleumdungen und Mährchen, welche über ihn verbreitet wurden, nur folgendes: Sein Sohn (der doch als Kind starb) soll, durch einen tollen Hund gebissen, da andere Heilmittel fruchtlos waren, von ihm nach St. Hubert in die Ardennen, wo der Aberglaube eine wunderthätige Heilung vom Bisse toller Thiere zu finden wähnt, geschickt und daselbst sowol von der Wuth, als von der Ketzerei geheilt worden seyn. Sogar die Veränderung seines Namens in eine lateinische Sprachform, noch mehr aber die Herausgabe einiger Schriften unter dem Anagramm Alcuin wurden ihm übel ausgedeutet. Noch in neuen biographischen Artikeln wird von ihm gesagt, er habe die Süßigkeiten der Freundschaft nicht gekant. Es mag seyn, daß der beinahe von aller Sinnlichkeit abgezogene, nur für höhere Zwecke lebende Mann für bloßen geselligen Umgang, Mittheilungen und Freundschaftsversicherungen ohne geistige Beziehungen weniger Sinn hatte; daß er aber zart, innig und uneigennützig auch an solchen hing, die ihm nichts mehr erwiedern konnten, zeigt die gefühlvolle Weise, mit welcher er epist. p. 4. von dem verstorbenen Corauld spricht, und daß auch er wahre Freunde hatte, beweist das Hineilen des Greises Farel an Calvins Sterbebette, ungeachtet dieser ihn davon hatte abhalten wollen; vieler ähnlichen Belege nicht zu gedenken. Auf den oft wiederholten Vorwurf, er habe die Genfer gleichsam unterjocht, mit Härte behandelt und sein System gewaltsam durchgesetzt, darf man antworten: mit Waffen, Geld, Verhältnissen, Popularität, Schonung und Befriedigung der Leidenschaften des Volkes sey es nicht schwer, einflußreich zu werden; aber wenn ein aus der Ferne kommender Mann, dem alle diese Hilfsmittel fremd sind, der unbiegsam Allem, was seiner Überzeugung entgegen ist, den offenen Krieg erklärt, an demjenigen Orte, wo er beinahe Alle der Reihe nach zu seinen Gegnern macht, am Ende Gesetzgeber und Lenker des States, ohne Bestallung, durch die bloße öffentliche Meinung wird, auch einzig durch Wort und Schrift seinem strengen Systeme weite Ausbreitung verschafft, so müsse ein tief empfundenes Bedürfniß der Verbesserung, und offene Empfänglichkeit für dasselbe vorhanden gewesen seyn. Die beste Ausgabe seiner sämtlichen Werke ist die Amsterdamische 1667. in 9 Fol.-Bänden. Die Genfersche Bibliothek besitzt von ihm noch 2023 handschriftliche Kanzelvorträge. Über sein Leben, seine öffentliche und schriftstellerische Thätigkeit und seine Zeitgeschichte selbst verbreitet sein Briefwechsel viel Licht. Neben den abgedruckten Briefen, welche hier nach der Blattseite der Amst. Ausg. angeführt sind, weil sie von Einigen zum 8., von Andern zum 9. Bande genommen werden, bewahren die genfersche, die königl. französische und andere Bibliotheken noch viele ungedruckte. An den bei seinem Leben herausgekommenen genferschen Übersetzungen des N. T.

hatte er Antheil, und man behauptete dies auch von Olivetans französischer Bibelübersetzung 1535. [6]).

(*Meyer von Knonau.*)

CALVISIUS (Seth), ein teutscher Astronom, Chronolog, Astrolog, Tonkünstler und Dichter, geb. zu Gorschleben, einem Dorfe unweit Sachsenburg in Thüringen, d. 20. Febr. 1556, wo sein Vater, Jacob Kalwitz, ein armer Taglöhner war. Sowol auf der Schule in Frankenhausen und dann in Magdeburg, als nachher auf der Universität in Helmstädt, die er 1579 bezog, und später auf der Universität Leipzig erhielt sich C. durch sein musikalisches Talent, welches ihm auch im J. 1582 die Cantorstelle an der Fürstenschule zu Pforta verschaffte. Mit Benutzung der dortigen Bibliothek legte er sich eifrig auf historische Studien, las Jos. Scaligers Werk de emendatione temporum sehr aufmerksam, und versuchte durch mathematische Zeitrechnung größere Ordnung in die Geschichte zu bringen. Im Mai 1594 kam er als Cantor, Musikdirektor und College an die Thomasschule in Leipzig, und beschäftigte sich dort neben seinen Schularbeiten mit Herausgabe chronologischer und musikalischer Schriften, auch lateinischer Wörterbücher. Mehre Vocationen, z. B. nach Wittenberg und nach Frankfurt an der Oder als Professor der Mathematik, schlug er aus. Etwa 12 Jahr vor seinem Tode verletzte er sich am Knie und wurde dadurch fast ein Jahr lang am Ausgehen verhindert. Diese ganze Zeit wandte er aufs Studiren und äußerte, der Unfall sey ihm in dieser Hinsicht vortheilhaft gewesen. Er blieb nachher, bis an seinen, d. 24. Nov. 1615 erfolgten, Tod hinkend. Er soll sich jenen Unfall durch seine Astrologie selbst vorher gesagt haben.

Seine Schriften sind folgende: 1) **Opus chronologicum ex auctoritate potissimum S. S. et historicorum fide dignissimorum, ad motum luminarium coelestium tempora et annos distinguentium cet. Lips. 1605.** zum 4. Male aufgelegt. **Francof. ad Moen. 1685.** noch immer für die Chronologie ein wichtiges Werk. — 2) **Elenchus calendarii Gregoriani et duplex calendarii melioris formula. Francof. 1612. in 4.** — 3) **Formula calendarii novi, calendario Gregoriano expeditior, melior et certior.** Heidelberg 1613. in 4. Diese Schriften haben dem Calvisius eine Stelle in dem **Index librorum prohibitorum von 1667** verschafft. Auch mit einigen seiner protestantischen Zeitgenossen gerieth er darüber in Streit, und er gibt bei dieser Gelegenheit (welches wir als eine Probe vom damaligen Zustande der Mathematik an manchen Universitäten hersetzen) dem Leipziger prof. matheseos das Zeugniß, daß er nicht mit Brüchen zu rechnen verstehe. Scaliger und Casaubonus preisen dagegen C's Scharfsinn in ihren Briefen mit wahrem Enthusiasmus, nennen sein Werk ein **opus consummatissimum, eruditissimum, divinum.** — 4) **Enodatio duarum quaestionum circa annum nativitatis et tempus ministerii Christi. Erfordiae 1610.** — 5) **Epistolae duae ad El. Reusnerum et Dav. Pareum, quibus universa fere ratio chronologiae continetur.** — 6) **Examen hypothesium chronologicarum Dav. Parei.** — 7) **Thesaurus latini sermonis.** — 8) **Exercitatio musica. Lips. 1611.** *).

(*Gartz.*)

CALVISIUS. Wir finden dieses Namens bei den Römern:

1) C. Calvisius Sabinus, Konsul im J. R. 750 mit L. Passianus Rufus.

2) C. Calvisius Sabinus, Konsul im J. R. 779 mit Cn. Cornelius Lentulus Getulicus. Unter Tiberius ward er (785) des Majestätsverbrechens angeklagt, aber frei gesprochen (Tac. Ann. 6, 9.). Auf ihn ließe sich das **Calvisianum Senatusconsultum** (s. dieses) beziehen.

3) C. Calvisius Tullus, Konsul im J. R. [illegible] mit A. Corn. Palma. Er war Zeitgenosse Plinius des Jüngern, und ist der Calvisius, an welchen mehre Briefe des Plinius gerichtet sind (B. 2, 10. 3, 1. 5, 7. 8, 1. 9, 6.), und welchen dieser seinen **contubernalis** nennt.

4) Ein Schwestersohn des Vorigen war Calvisius Nepos, Rechtsgelehrter und Redner, welchen Plinius rühmt und zum Tribunat empfiehlt (**Epp. 4, 4.**). —

5) Verschieden von allen diesen ist der Legat Calvisius Sabinus (im J. R. 823), von dessen Gemalin die Geschichtschreiber eine nur allzu auffallende Begebenheit zu erzählen wissen, deren Scene das Lager ist (**Dio in reb. Caji 59, 18. Tac. Hist. 1, 48.**).

6) Falsch ist es gewiß, bei dem Vorigen, wie selbst von Oberlin geschieht, auf den Calv. Sab. zu verweisen, dessen als eines reichen wunderlichen Menschen Seneca in seinem 27. Briefe gedenkt. Die Anekdoten, die er von ihm (**qui patrimonium habebat libertini et ingenium**) erzählt, beurkunden, daß er an Verstande so wenig Überfluß hatte als an Gedächtniß, und wir haben keine Ursache, einen der vorigen für diese lächerliche Person zu halten.

7) Desto besser geeignet, für dieselbe gehalten zu werden, dürfte der Calvisius seyn, welcher als Klient der Silana eine Rolle bei der von dieser gegen Agrippina angelegten Kabale übernahm, weil er seine Beschuldigung nicht beweisen konnte, verwiesen, nach Agrip-

6) S. Beza's vita Calvini. — *Masson* vita Calvini. — *Drelincourt* défense de Calvin. — *Bayle* Diction. — Biogr. univers. — Almanac des Protestans 1809. — Reformations-Almanach auf das Jahr 1821. Erfurt. — *Senebier* hist. litt. de Genève, u. A. m. — Beza ist über Calvins frühere Lebensgeschichte weniger zuverlässig, viele Materialien und sorgfältige Untersuchungen liefert Bayle, und der Art. in der Biogr. univers. verdient, als Arbeit eines neuern Franzosen und nach dessen Standpunkt beurtheilt, billige Aufmerksamkeit, doch ohne, wie es in einer neuern Darstellung des Lebens Calvins geschehen ist, zu unbedingter Befolgung zu berechtigen.

*) S. Jac. Fr. Reimmanns Versuch einer Einleit. in die Hist. literar. der Teutschen, Th. 3. Hauptst. 1. S. 518. Hauptst. 2. S. 340 ff. — Kästner Gesch. d. Math. B. IV. S. 388 ff. Jöcher's Gelehrtenlexikon. — Biographie universelle. — *Delambre* hist. de l'astronomie moderne T. II. p. 185.

Ermordung aber von Nero zurückberufen wurde (*Tac.* 13, 19 fgg. 14, 12.). Nur eine einzige Verände- ist mit ihm vorgegangen, die aber durch das, was ca von ihm berichtet, hinlänglich motivirt ist. Wenn von ihm sagt: memoria nostra fuit dives; so dagegen Agrippina in ihrer Vertheidigung gegen die ge zu Seneca, welchen Nero nebst Burrus an sie ndet hatte, Calvisius, nachdem er sein ganzes Ver- n verthan, nehme seine letzte Zuflucht zu einer An- gegen sie für eine Bettel. — Ich zweifle nicht, diese beiden Calvisii eine und dieselbe Person (*Gruber.*)

Der Name Calvisius ist in juristischer Hinsicht be- nswerth durch die

Calvisiana Actio, Calvisianum judicium, die , welche der Patron eines ab intestato gestorbenen lassenen anstellt, um selbst onerose Veräußerungen ztern rückgängig zu machen, insofern durch diesel- eine gesetzliche Erbportion geschmälert worden. Der gte Käufer zahlt dann entweder ein justum pre- nach, oder gibt gegen Erstattung des Kaufpreises kaufte Sache zurück. Die Klage dauert 30 Jahr, auch auf die Erben transferirt, und geht insofern als die inofficiosae donationis querela anderer nen, welche einen Pflichttheil in Anspruch nehmen n (vgl. Tit. Dig. si quid in fraudem patroni m sit [XXXVIII, 5.]; Fr. 16. §. 6. de heredi- petitione [V,3.]; Fr. 16. pr. de jure patronatus XVII, 14.]). — Analogisch ist die Calvisiana auch einem arrogirten Unmündigen gestattet, wenn ater arrogator widerrechtlich ihm die sog. Quarta Pii verringert hat (Fr. 13. si quid in fraudem); en steht sie nicht dem emancipirenden parens zu . si quis a parente manumissus fuerit [XXXVII, . — Die Meinung einiger Juristen *) bewilligt zu Tage, aber wol mit Unrecht **), die römische isiana actio als quasi Calvisiana actio den Kin- denen der Vater durch fraudulose Veräußerungen Pflichttheil verringert. — (S. auch: Faviana).

Calvisianum senatusconsultum. Die Zeit der hung dieses Senatusconsultum ist unbestimmt, ob- gewöhnlich die Regirung Nero's, unter welche viele isii genant werden, und das Jahr 814 angegeben ¹). Der Inhalt des Gesetzes bezieht sich auf die Julia et Papia Poppaea. Heirathet eine Frau, e das 50. Jahr überschritten, einen Mann unter so soll dieses „impar matrimonium" dem Ehe- insofern keinen Vortheil bringen, als Erbschaften, e und eine dos ihm als incapax dennoch nicht zu werden können (Ulpiani Fragmenta XVI. §. 4.).

Der Cod. Vatican. liest Senatusconsultum Calvitianum; allein Calvisianum haben richtig schon Ant. Augustinus ²) und Perizonius ³) geändert. Daß Cujacius Emendation Claudianum falsch ist, haben schon Schulting ⁴) und Heineccius ⁵) bemerkt. (*Pernice.*)

CALVISSON, Stadt am l'Escates im Bez. Nismes des franz. Departements Gard, hat 500 Häus. und 2427 Einw., die Wein bauen und eine starke Brantweinbrennerei unterhalten. (*Hassel.*)

CALVÖR (Kaspar), Generalsuperintendent zu Klausthal, geboren zu Hildesheim den 8. November 1650. Nachdem er die Hochschulen zu Jena und Helmstädt besucht hatte, wurde er 1677 Diakonus und 1684 Superintendent zu Zellerfeld, kam von da 1710 als erster Prediger und Generalsuperintendent des Fürstenthums Grubenhagen nach Klausthal, und starb daselbst den 11. Mai 1725. Ein in des Calixtus Schule gebildeter, friedliebender und gelehrter Theolog, und einer von den Wenigen, die in den damaligen pietistischen Streitigkeiten mit weiser Mäßigung Duldung predigten und beförderten *). Viele seiner Schriften hatten nur ein temporelles Interesse; jetzt noch brauchbar sind: Fissurae Sionis h. e. de schismatibus ac controversiis, quae ecclesiam domini ab ascensu ejus ad decursum saeculi XVII. usque agitarunt, tractatus theol. historicus. Lips. 1700. 4. De musica, ac sigillatim de ecclesiastica eoque spectantibus organis. Lips. 1702. 12.; etwas erweitert wieder abgedruckt in seinem Rituale ecclesiasticum P. I. et II. Origines ac caussas rituum, quos ecclesia evangelica frequentat, evolvens, subnexo usu et abusu. Jenae 1705. 4., mit vielen Kupfern; eine nicht immer aus den besten Quellen und mit der nöthigen Kritik veranstaltete Compilation. Reichhaltiger, auf eigene Untersuchungen gegründet, und in archäologischer Hinsicht schätzbar, ist seine Saxonia inferior antiqua gentilis et christiana, d. i. das alte heidnische und christliche Niedersachsen — in dem ersten Millenario nach Christi Geburt. Goslar 1714. Fol. **).—

Wahrscheinlich ein Sohn von ihm war Henning Calvör, der zuerst Lehrer an der Schule zu Klausthal war, und den 10. Julius 1766 als Pastor in der Bergstadt Altenau im 80. Jahre starb. Mit genauer Sachkentniß geschrieben, und auf vieljährige Forschungen gegründet, zugleich eine schätzbare Ergänzung des Schlüter-

*) *Leyseri* meditationes ad pandectas Spec. XCI. med. 2.; Erläuterung der Pandekten nach Hellfeld. Th. VII. p. 193 **) Vgl. *Chr. Ludw. Crell* utrum liberi actione Calvisiana venditiones parentum inofficiosas revocare pos- Vit. 1739. 4.

1) *Hauboldi* tabulae chronologicae quibus historia juris Romani externa illustratur, hinter seiner Epitome p. 179. 2) De legibus et senatusconsultis liber p. 333. ed. Rom. 1582.; Opp. I. p. 128. 3) Ad legem Voconiam. Dissert. triad. Daventr. 1679. 8. p. 153. 4) Jurisprudentia Antejustinianea p. 615. 5) Ad legem Juliam et Papiam Poppaeam Lib. II. cap. 3. §. 7. p. 162—163.

*) S. seine Schrift: De pace ecclesiastica inter Protestantes ineunda consultatio, occasione quaestionis: num schisma inter protestantes ecclesias sit legitimum etc. Ad serenissimum ac potentiss. regem Sueciae Carolum XII. Lips. et Goslar. 1708. 4. S. Schlegels Kirchengesch. des 18. Jahrh. 2. Bd. 257. **) *J. J. Fahsii* Vita C. Calvoerii. Goslar. 1727. 4.

schen Berichts von Hüttenwerken, sind die beiden von ihm herausgegebenen Werke: Acta historico-chronologico-mechanica circa metallurgiam in Hercynia superiori, oder hist. chronol. Nachricht und theoretische und praktische Beschreibung des Maschinenwesens und der Hilfsmittel bei dem Bergbau auf dem Oberharz ꝛc. Braunschweig 1763. 2. Th. Fol., mit 48 Kpf. Historische Nachricht von den Unter- und gesammten Oberharzischen Bergwerken überhaupt, und verschiedener zu den letzten gehörigen insonderheit ersten Aufkunft, deren Auflaß und Wiederaufnehmung ꝛc. Ebend. 1765. Fol. ***). (*Baur.*)

CALVÖRDE, Marktfl. an der Ohre, in einem von dem Hauptlande des Herzogthums Braunschweig entfernten, in der preußischen Provinz Sachsen belegenen Bezirke, der vormals ein eigenes Amt bildete, aber jetzt zu dem Kreisamte Vorsfelde des braunschweigischen Distrikts Schöningen gehört. Er hat 1 altes Schloß in einem Winkel der Ohre, 1 ansehnliche Domäne, 1 Landgut, 1 Pfarrkirche, 1 Judensynagoge, 1 Schule mit 2 Lehrern, 3 Mühlen, 112 Häuser und 1562 Einwohner, worunter etwa 40 Juden. Acker-, Garten-, Tabaks- und Hopfenbau machen neben Brauerei mit 29 Brauschlägen, Brennerei auf 12 Kesseln, Handwerksgewerbe und Krämerei die Hauptbeschäftigungen aus; die Schmuggelei hat in neuern Zeiten den Ort bereichert. Er hält 4 Kram- und 1 Viehmarkt. — Der Bezirk Calvörde ist auf 3 Seiten von dem großen Waldbruche, dem Drömlinge, umgeben, den einst Sveven, späterhin Wenden, bewohnten; er machte eine Pertinenz der Altmark aus, zu welcher er bis zum 15. Jahrhunderte gehörte. Mehre edle Familien, die Griben, die Eisleben wechselten in seinem Besitze, bis es endlich zu Ende des 13. Jahrhunderts an die Alvensleben kam, die durch ihre Raubzüge bald den Städten Braunschweig und Magdeburg gefährlich wurden. Zu Anfange des 15. Jahrh. scheint die Oberhoheit durch Kauf an das Haus Braunschweig gefallen zu seyn; indem seit der Zeit die Alvensleben als dessen Vasallen gelten. Von den Alvensleben erwarben es die von Bartfeld, und von diesen erhandelte es 1571 Herog Julius von Braunschweig, der es mit den Domänen des Fürstenthums Wolfenbüttel verband. Zu Zeiten ist es wol fürstl. Witwen zum Witwensitze angewiesen. Der Bezirk, der 1798 auf 1⅓ □Meile 2906 Menschen zählte, hat durch die Austrocknungen der Ohrmoräste und die Ziehung eines tiefern Betts ungemein gewonnen, und liefert gegenwärtig außer Holz guten Hopfen und Tabak. (*Hassel.*)

CALVOMONTENSIS pagus. (Mittl. Geogr.), Gau Lothringens, vom westlichen Abhang der Vogesen.

Fabricii histor. Bibl. suae. P. II. 421. P. IV. 448. Walthers und Gerbers musik. Lex. Forkels Literatur d. Mus. 121. 138. ***) Vgl. die Beurtheilungen beider Werke in der allgem. teutsch. Bibl. 1. Bd. 1. St. 161.; 10. Bd. 1. St. 181.; und in den Götting. gel. Anz. 1764. S. 881.; 1767. S. 397.— Adelungs Zus. z. Jöcher. Meusels Lex. der verst. Schriftst. 2. Bd.

— Die Klöster Senones und Moyenmoutier fül bis in diese Schluchten — wo er an den Els wie ihn hier nördlich der Albigau begränzte (2 332.) bis zum Einfluß der Meurte in die Mo Flußgebiet der erstern ausgedehnt (Vandeuvre und Lay nördlich an Nancy werden als seine rungen genant). Im Westen stieß er selbst un an die Mosel — Epinal liegt urkundlich in dieser — Ob aber auch nördlicher, wo ihn nachher Sa Toul, Scarponiase begränzen, ist eben so un als wie weit er im Südosten in den Bezirken und Remiremont gegangen. Im Norden liegt — den Albigau abgerechnet — mit den Gränzen ler und Metzer Diöcesen gleich. Er begriff also von zwei spätern Touler Archidiakonaten, den Theil des von Port (S. Nicolas) und ein S de Vosges, welches am westlichen Ufer der M Eine solche Untereinandermischung läßt sich nicht als durch große, spätere Veränderungen in der Vertheilung der Gemeinden erklären, wie sie Jahrhundert mehrfach ausgeführt wurden, die a hinlänglich bekant sind [1]).

Er komt schon im 7. Jahrh. mehrmals vor des heil. Arnulf, Bischofs von Metz; Urk. für Senones), bei der entworfenen Theilung wurde die Grafschaft der Calvomontenser [2]) zu d chen Theil Burgunds geschlagen, der von Va bis hieher ging, und dem dieser Bezirk der l sollte [3]). Dadurch erhält aber die Lage oder zung dieses Gau's eben so wenig ein weiteres L aus der Theilung von 870 [4]), welche diesen in das Loos Ludwig des Teutschen legte, indem sen Aufzählungen nicht einmal die gehörige g sche Folge beobachtet ist [5]). Woher den Namen diese Erörterung bringt uns kein Licht. Die lan che Bezeichnung des mittlern Theils des G Chaumontois [6]), weist zwar auf ihn — wenn unvollständig — zurück, hat sich aber augenschein dem Lateinischen herausgebildet, ohne daß dami wiesen wird, daß einer der mehren Orte C oder überhaupt ein solcher, der Grund der Be dieses Kreises gewesen sey. Der calvus-mo diese gegeben, muß noch erforscht werden.

1) Etenim indicis veteris ecclesiarum dioec. Me archidiaconatus et capitula descriptae, copia mihi bus denegata est, klagte Crollius T. V. Act. Ac. Th lat. S. 217. Anm. p. Was damals Ängstlichkeit sagte, hat nun wol die Revolution vernichtet. ten aber, wie nochmals bemerkt werden muß, ander als die Gaue. Remilly an der Nid war ein Gra schen der Mosler Gauschaft der Salninse und sis. *Meurisse* histor. ep. Metens. 269 und Annal. Bertin. Bouquet VI. 202. 4) Ib. VII. 1 Sie folgen so auf einander: Untersaargau (nördlich brück), Bliesgau an der Blies), Selme (an der Se begau, Suentisium (westlich der Mosel), Calmont saargau (Quellen der Saar), Ornensis (an der Orn Diese Namen bezeichnen überdies gewiß, nach dem kunde, Remirem[ont] 6) Karte von Toul bei *Calmet* Lorraine. T. I.

Chron. Gottwic.; Schöpflin Alsat. ill. I. 670.; Karte Crollius in T. V. der Act. Acad. Theod. t. sind immer noch sehr dürftige Hilfsmittel (Karte Lothringen). (*Delius.*)

CALW, der Name eines Oberamtsbezirks und ei- Stadt im Schwarzwaldkreise des Königreichs Wir- erg. Der Oberamtsbezirk umfaßt 5½ □Meile 19,766 meist evangel. Einw., 3 Städte, 47 Dörfer und er und 8 Höfe, mit 2735 Haupt- und 1630 Nebengebäu- wovon der Brandversicherungs-Anschlag 2,722,375 fl. Das steuerbare Grundeigenthum besteht in 69 W. Morgen Acker, 9243 M. Wiesen, 1246 M. en und Baumgärten, 30,313 M. Wald und 7216 Weide — zusammen 77,106 M. Weinberge gibt es in dem Oberamte; Holz, Getreide und Flachs sind Haupterzeugnisse. Der Viehstand besteht in 796 Pfer- 9178 Stück Rindvieh, 6415 Schafen ꝛc. Die Zahl Mühlen und Werke beläuft sich auf 50, der Wirths- ten auf 195, der Getränkefabriken auf 138. Die iche Statssteuer beträgt: a) Grundsteuer 15,495 fl.; Gebäudesteuer 5634 fl.; c) Gewerbssteuer 4563 fl. Calw, die Stadt liegt unter 26° 24′ 30″ L. 48° Br. 4 Meil. von Stuttgart, in einem tief einge- ttenen, engen Thale an der Nagold. Sie zählt nahe 000 meist luth. Einwohner und ist Sitz des Ober- und Oberamtsgerichts, eines evangel. Dekanats, Oberamtsarztes, eines Postamts ꝛc. Die Nagold die Stadt in 2 Theile, wovon der obere Theil sich er einen Thalwand hinaufzieht. Die Stadt ist gut ut, und hat mehre ansehnliche Häuser, Zeugen des lstands, wodurch sie sich vormals auszeichnete und Theil noch auszeichnet. Calw ist von langen Zeiten ein Haupt-, Handels- und Gewerbsplatz in Wir- erg und hat sich insbesondere durch seine Wollen- nanufakturen berühmt und reich gemacht. Diese nun zwar zerfallen, dagegen werden andere Ge- szweige — Tuch- und Kasimirfabriken, mechanische lenspinnereien, Färbereien, Saffian- und andere ereien, Leimsiedereien, Strumpfwirkereien ꝛc. stark eben. Auch ist Calw ein Hauptsitz des Holzhandels Ausland.

Calw ist eine sehr alte Stadt: auf einer der stei- en Brücke über die Nagold steht noch eine Kapelle, je der Papst Leo IX. bei einem Besuche, den er Familie seiner Schwester, einer verehelichten Gräfin Calw machte, im J. 1052 geweiht hat, und schon J. 645 komt eine Helizena von Calw vor, wel- aus dem Hause der Grafen von Calw war. Diese fen von Calw, welchen auch die Stadt Calw ge- , waren eine der ältesten und angesehensten Fami- in Schwaben. Ein Graf Erlafried von Calw stif- im J. 830 das berühmte Benediktiner-Kloster Hirsch- wozu die ebengenannte Helizena den ersten Grund t hatte, und Graf Adelbert v. C. stiftete im J. 1075 Chorherrenstift zu Sindelfingen, das später die ndlage von der Stiftung der Universität Tübingen e. Von 1055 bis 1057 saß auch ein Graf von unter dem Namen Victor II. auf dem päpstli- Stuhle. Ihre Burg lag auf einem Felsen bei der Stadt und wurde im J. 1600 vollends abgetragen. Die Grafen schrieben sich Comites de Calvo — ob leone oder in welcher andern Bedeutung? ist schwer zu ent- scheiden, aber wahrscheinlich rührt der Name Calw von dem lat. Worte her. Einen Löwen auf nacktem Felsen führten die Grafen in ihrem Schilde. Die Besitzungen der Grafen von Calw waren sehr ausgedehnt; sie ver- breiteten sich nicht nur über die eigentliche Grafschaft Calw, sondern auch über entfernte Gegenden. Graf Gottfried v. C. vereinigte damit sogar auf einige Zeit die Pfalzgrafschaft am Rhein, womit er von K. Hein- reich V. im J. 1113 belehnt wurde. Unter den Söh- nen Graf Adelberts IV. wurden die Calwischen Gü- ter in drei Grafschaften — Calw, Vaihingen und Lö- wenstein getheilt. Der Calwer Stamm erlosch gegen das Ende des 13. Jahrhunderts; durch zwei Töchter kam die eine Hälfte der Grafschaft Calw an die Grafen von Berg-Schelklingen, die andere Hälfte an die Pfalz- grafen von Tübingen. Schelklingen verkaufte seinen Theil im J. 1308, Tübingen im J. 1345 — beide an Wir- temberg, und von dieser Zeit an war das Haus Wir- temberg im Besitze der Stadt und Grafschaft Calw. Die Stadt Calw hatte mancherlei harte Schicksale; sie wurde insbesondere im dreißigjährigen Kriege schwer heimgesucht; im J. 1634 wurde sie unter den furchtbarsten Mißhand- lungen der Einwohner von dem baierischen General von Werth in einen Aschenhaufen verwandelt. Dasselbe Schicksal bereiteten ihr die Franzosen im J. 1692. (*Memminger.*)

CALYCANTHUS, eine Pflanzen-Gattung, wel- che mit den Urticeen verwandt ist, und zu der 12ten Linné'schen Klasse gehört. Der Charakter besteht in ei- ner gefärbten Blumenhülle, welche in mehren Reihen geschuppt ist; auch die Staubfäden stehn in mehren Rei- hen, und die innern schlagen fehl. Die Antheren sitzen an der Seite der Staubfäden, und viele Karyophen, mit den Pistillen gekrönt, sind von der beerenartig ange- schwollenen Blumenhülle umgeben. Es sind nur drei nordamerikanische Arten, Cal. *floridus* L., *glaucus* und *laevigatus* W. bekant, von denen die erste, we- gen des angenehmen Geruchs der Blüthen, nach Gewürz- nelken, auch in unserern Pflanzungen gezogen wird. Cal. *praecox* L. macht jetzt eine andere Gattung, Chimo- nanthus Lindl. aus. (*Sprengel.*)

CALYCERA, Cav., eine merkwürdige Pflanzen- Gattung aus der 19. Linné'schen Klasse, die mit Acicar- pha und Boopis Juss. eine eigene Familie ausmacht, und sich vornehmlich durch die umgekehrte Stellung des Embryons im Eiweißkörper von allen Syngenesisten un- terscheidet, wächst blos in Chili. Bei beiden bekannten Arten, C. *Cavanillesii* und *balsamitaefolia* Rich., schließt eine fünfblättrige Hülle mehre knopfförmig ge- stellte Blüthen ein. Die Kelche, welche jedes einzeln voll- kommene Blüthchen umgeben, krönen auch den Sa- men. Die Corolle hat eine lange unten verengte Röh- re: die Staubfäden sowol als die Antheren sind ver- wachsen. (*Sprengel.*)

Calycopheris, Lam., s. Getonia Roxb.

CALYDERMOS, Lag., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Compositae und der 19ten Linné'schen Klasse. Char. Geschuppter, rauschend häutiger Kelch. Röhrige, fünfzähnige Blümchen. Mit Spreublättchen besetzter Fruchtboden. Nackter Samen. Zwei Arten: C. *scaber* und *longifolius* Lag., wachsen in Mexico. — *Calydermos* R. et P., s. *Nicandra Adansonia*. (*Sprengel.*)

Calymenia, Pers., s. Oxybaphus.

CALYMPERES, Sw., eine merkwürdige Moosgattung in Gujana, welche beim Mangel des Peristoms eine stehenbleibende, seitlich sich spaltende, Haube trägt. Dabei sind die Blätter bei beiden bekannten Arten mit einem sehr dicken Nerven versehen, und bei einer Art: C. *Lonchophyllum* Rich., stehn an der Spitze der Blätter die Paraphysen, welche bei andern Moosen die sogenannten Blüthen begleiten. Schwägrichen hat im suppl. 1. 333—336 diese Gattung trefflich erläutert und kürzlich noch eine neue Art: C. *moluccense* hinzugefügt, deren Paraphysen einen ähnlichen Stand haben (suppl. 2. p. 99.). (*Sprengel.*)

CALYPLECTUS, R. et P., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Salicarien und der 12ten Linné'schen Klasse. Auf einem glockenförmigen, 10—12zähnigen, mit 2 Bracteen umgebenen Kelch stehn 10—12 Corollenblätter. Das Pistill ist sehr lang, und die trockene Beere enthält viele geflügelte Samen. Die einzige bekannte Art: C. *speciosus* Kunth. (acuminatus R. et P.) ist ein hoher Baum, der in Südamerika vorkomt, und gehört zu derselben Gattung, welche Vandelli Lafoensia genant hat. (*Sprengel.*)

CALYPSO, nannte Aubert du Petit-Thouars eine Pflanzen-Gattung in Madagascar, die wol mit Recht zur Tonsella Schreb. gezogen wird. (syst. veg. 1. p. 177.). (*Sprengel.*)

Calyptomena, s. Pipra und Rupicola.

CALYPTRAEA (Calyptrus Montfort.). Haubenschnecke, Haubenpatelle. Eine der Gattungen, in welche die Linnéischen Napfschnecken (Patella) von Lamarck zertheilt worden sind. Sie wird von Cuvier nebst Halyotis Stomatia, Capulus, Crepidula, Fissurella, Emarginula und Navicella in die Abtheilung der Schildkiemenschnecken, von Lamarck und Blainville in die, jener ziemlich entsprechende der Calyptracea gestellt.

Die Schale ist ein unregelmäßig conisches oder mützenförmiges, windungsloses Gehäuse mit rundlicher, weiter Mündung und geradem oder etwas gebogenem, mehr oder weniger nach hinten stehendem, stumpfem, oder wenig spitzem Wirbel, von welchem inwendig eine unbewegliche, freie, gehöhlte Lamelle (Zunge) herabsteigt, die die Form eines Hufeisens, eines ganzen oder halben Trichters hat oder eine spiralförmig eingerollte Dute darstellt.

Das, erst neuerlich durch De Hayns und De Blainville's Beobachtung bekant gewordene, Thier hat nach letzterm *) einen fast kreisrunden Kör[...] sehr zarte Mantel ist ohne Fäden oder Fühler a[...] der Fuß fast kreisrund; der Kopf breit flach, [...] lig getheilt, mit zwei sehr großen, dreieckigen, [...] spitzen Fühlern, welche an einer kleinen Wulst [...] ßern Randes die Augen tragen; die Kiemenh[...] groß, schief von der Linken zur Rechten; die Ki[...] bei den Kammkiemenschnecken, aus langen, stei[...] streckbaren Fäden gebildet. Der After befindet [...] Ende einer kleinen Röhre, welche in der Kie[...] hangt. Das Thier sitzt nun mit einem, fast in [...] befindlichen, Muskel an der Schale.

Die Arten der Haubenschnecken, welche sä[...] Meere leben, sind bei der unregelmäßigen und [...] Bildung ihrer Schale theils schwer zu bestimmen[...] marck führt nur 4 lebende Arten auf. Es s[...] schon von Martini, Chemnitz und Andern [...] angegeben und abgebildet worden, und man [...] den Samlungen so manche Formen dieser Gattu[...] che nicht zu den Beschreibungen und Abbildunge[...] und bei denen es oft zweifelhaft bleibt, ob es [...] änderungen oder Arten sind. Wir nennen von [...] kannten hier nur:

1) Calyptraea equestris Lamarck. D[...] tunsmütze, das Glöckchen (Patella eque[...] — Gualtieri Test. t. 9. f. Z. — Martini [...] I. t. 13. f. 117. 118.). Die mehr oder wenig[...] gelmäßige, asymmetrische Schale ist dünn, zar[...] scheinend, weiß, gewölbtkegelförmig, äußerlich [...] fen, wellenförmigen, etwas knotigen Längsstrei[...] stumpfspitzige Wirbel gekrümt; die innere, verti[...] ge hufeisen- oder halbtrichterförmig. Im [...] Ocean.

2) Calyptraea tectum sinense Lam. [...] nesermütze, blätterige Patelle, das Si[...] Dach. (Patella tectum sinense Chemnitz X. [...] 1630. 1631. — Martini I. t. 13 f. 125. 126.[...] Schale dünn, unregelmäßig kegelförmig mit [...] gerade stehendem Wirbel, und hervorstehenden, [...] artigen, ringsum gehenden Stufen, welche a[...] dungsränder sind und sich beim Anwachs der S[...] mehren.

Diese sonderbar gebildete Schale komt aus [...] dischen Ocean, nur in kleinen Exemplaren von 6 [...] nien weiter Mündung. Sie ist selten in de[...] lungen.

Über die fossilen Arten der Calyptraen, vg[...] *marck* in Ann. du Mus. I. p. 384. und Hist. [...] an. sans vert. VII. p. 532.

Die Patella trochiformis L., die sonst [...] Gattung gestellt wurde, scheint ein wahrer Tro[...] seyn und wird jetzt von Lamarck unter letzterer [...] aufgeführt. (N[...]

*) S. Dictionnaire des scienc. naturell. tom. X[...] 295.

CALYPTRANTHES, Sw., eine Pflanzen-Gat-ng aus der natürlichen Familie der Myrteen und der 2. Linné'schen Klasse. Mit Eucalyptus nahe verwandt, hat e, wie diese, keine Corolle, und einen abgestutzten Kelch, wel-er vor dem Aufblühn mit einer hinfälligen Haube bedeckt t. Aber der Unterschied beider Gattungen liegt in der rucht. Cal. hat eine vielsamige Beere und Euc. eine vier-ächerige Kapsel. Neun Arten dieser Gattung (syst. veg. . p. 499.) wachsen in Ost- u. Westindien. (*Sprengel.*)

Calyptrion, Ging. Cav., s. Corynostylis.

Calyptrus, s. Calyptraea.

Calystegia, R. Br., s. Convolvulus.

CALYTHRIX, Labill., eine Pflanzen-Gattung is der natürlichen Familie der Myrteen und der 12ten inné'schen Klasse, die sich durch die langen Grannen oder orten auszeichnet, in welche die Kelch-Abschnitte über-hn. Sie hat 5 hinfällige Corollenblättchen und einen enig bedeckten Samen. Wir kennen zwei Arten aus eu-Holland: C. *tetragona* Labill. und *glabra* R. Br. syst. veg. 2. p. 490.). (*Sprengel.*)

Calythymenia, R. et P., s. Oxybaphus.

CALYTRIPLEX, R. et P., eine Pflanzen-Gattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Klasse, deren natürliche Verwandtschaft nicht klar ist. Der Charakter besteht in einem dreifachen Kelch, wo der mittlere dreitheilig ist und an Breite die übrigen übertrifft, in einer unregelmäßig 5theiligen Corolle, deren beide obere Lappen die größten sind, und in zweifächeriger Kapsel. Die einzige bekannte Art: C. *obovata* R. et P., wächst in Peru. (*Sprengel.*)

CALZA, Orden del Calza. Dieser Orden entstand im Anfange des 15. Jahrhunderts in Venedig. Edelleute vereinigten sich in der Absicht, der Jugend in militärischen Übungen Unterricht zu ertheilen. Das Zeichen ihrer Gesellschaft war ein von Gold gestickter und mit Edelsteinen besetzter Stiefel (Calza), der bald am rechten, bald am linken Fuße getragen ward. Bald aber ist dieser Orden mit seiner seltsamen Dekoration wieder verschwunden. (*Gottschalk.*)

Ende des vierzehnten Bandes.

Allgemeine
Encyclopädie
der
Wissenschaften und Künste.

Supplement-Kupferheft,

zu den ersten vierzehn Theilen gehörig.

(25 Quart-Platten laut Inhalt).

Leipzig,
bei Joh. Friedr. Gleditsch. 1825.

Vorwort.

Die resp. Herren und Frauen Besitzer der *allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste* erhalten hiermit in einem *Supplementhefte*, diejenigen Landkarten und Abbildungen zu den ersten vierzehn Theilen dieses Werks gehörend, welche die Verlagshandlung, bei dem ohnehin aufs billigste gestellten Subscriptionspreise, nur mit bedeutender Aufopferung geben, oder gratis hätte liefern können. Dieses wird sich noch einleuchtender von selbst darthun, wenn nachstehende Berechnung des bisher Gelieferten mit Aufmerksamkeit geprüft, und der dafür gesetzte Subscriptionspreis mit andern Bücherpreisen verglichen wird. Laut dem, diesem *Supplementhefte* beigefügten Verzeichnisse u. s. w., enthalten mit solchem die ersten vierzehn Theile dieses Werks

A) An Quartplatten auf Velinpapier, im Durchschnitt eine jede einem Druckbogen gleich zu rechnen, ... 158

B) An Druckbogen selbst (1r bis 14r Th.) 813

Dieses gesammte Volumen kostet im Subscriptionspreis 56 Thlr. 16 Gr., ein Preis, der, wie gesagt, von jedem Sachverständigen billig und weit unter dem gewöhnlichen Ansatz der Bücherpreise befunden werden wird. Zur bessern Verständigung soll hier noch erwähnt seyn, dass die erschienenen Theile im Durchschnitt demnach sämmtlich 58 Druckbogen, die Landkarten und Kupfer ungerechnet, enthalten.

Dass diese Landkarten und Kupfertafeln mit der grössten Anstrengung nicht allemal zur bestimmten Zeit zu erlangen sind, und Zeichner und Künstler sich nicht zwingen oder gar despotisiren lassen, beweisen sämmtliche Werke des In- und Auslandes, die mit der Allgem. Encyclopädie der Wiss. und Künste näher oder entfernter verglichen werden können, und es stellen namentlich *Panckouke's Encyclopédie par Ordre des matières* und *Rees New Cyclopädia* hiervon die allerschlagendsten Beweise auf, indem beide, so wie andre lexikalische Werke, sowohl im Texte als in den Landkarten und Kupfern, die allerspätesten Nachträge gemacht haben; ungeachtet Paris und London wenigstens äussere Hülfsmittel gewähren, wie Sie kein andrer Ort und kein andres Land gewähren kann.

Der Verleger der allgem. Encyclopädie der W. und K. hofft also auch dafür Nac
zu erlangen, dass

die Karten von *Asia minor* — alte Geographie.
Allemannien — mittlere Geographie.
Burgund — dessgleichen.
Abkürzung — in diplomatischer Hinsicht

und einige andre Bearbeitungen noch unvollendet sind und erst später nachgeliefert w

Mit diesen vorstehenden Angaben dürften die einigen Stimmen beruhigt und besc
tigt seyn, welche, oft nicht einmal im Besitz der allgem. Encyclopädie, den Herren H
gebern und Verfassern, so wie dem Verleger, mehr oder minder, ihre Beschwerden
kennen gaben, deren Nichtigkeit ein jeder gehörig würdigen wird, welcher die Grös
Unternehmens, die mannichfaltigen Schwierigkeiten der Ausführung, und die, aller B
nung spottenden zufälligen und unvorhergesehenen Unkosten begreifen will! —

Verzeichniss der in dem 1sten bis 14ten Theile der Allgem. Encyclopädie der Wiss. und Künste ausgegebenen Landkarten und Kupfer.

Erster Theil,

zu den Artikeln:

Abendweite, *Abtrift*, *Anker und Aufsteigung*.	Seewissenschaften.
Abiponer.	Länder- und Völkerkunde.
Abtritt, *Anker*.	Bürgerl. Baukunst.
Acht (die Zahl).	Mathemat. Wissenschaften.
Alpenwirthschaft (2 Blatt).	Länder- und Völkerkunde.
Amalgamirwerk (zu Freiberg). Tab. 1. 2. 3.	Hüttenkunde.
Afrika (Generalkarte) *).	Neue Geographie.
Amerika, *Süd*- (Generalkarte).	— —
Amerika, *Nord*- (Generalkarte.	— —
Astrognosie Tab. I. (nördliche Halbkugel, nebst der zum Artikel *Andromed* gehörigen Darstellung.)	Astronom. Wissenschaften.
Astrognosie Tab. II. (südliche Halbkugel.)	— —

Für 26 Quartplatten zu rechnen.

Zweiter Theil.

Abenduhr, *Aequinoctialuhr*, *Analemma*, *Horizontaluhr*, *Azimuthaluhr*, *Declinatorium*, *Abweichende Mittagsuhr*, *Abweichende Polaruhr (Gnomonik)*.	Mathemat. Wissenschaften.
Ablauf, *Archimedische Schnecke*.	Baukunst.
Aegypten, *das alte*.	Alte Geographie.
Amerika (oder westliche Halbkugel).	Neue Geographie.
Arabien.	— —
Asien (Generalkarte).	Neue Geographie.
Aetna.	Länder- und Völkerkunde.

Für 10 Quartplatten zu rechnen.

Dritter Theil.

Africa vetus florentibus Romanorum rebus.	Alte Geographie.
Africa, *Südküste*.	Neue Geographie.

---

*) Diese Karte ist in dem zum ersten Theile (s. im 2ten Theil) gehörigen Kupferverzeichnisse nicht mit aufgeführt.

Amenthes Tab. I. et II.	Aegypt. Mythologie.
Amphinome.	Zoologie.
Aequatorialinstrumente und Aequinoctium.	Astronom. Wissenschaf
Aräometer.	Physikal. Wissenschaft

Für 9 Quartplatten zu rechnen.

Vierter Theil.

Abyssinien (oder Habesch) *und Nubien und Burnu.*	Neue Geographie.
Africa, *Nord*- (Berberei).	— —
Aegypten (oder Misr).	— —
Anthonomus Druparum, *Apsis complicata.*	Naturgeschichte.
Aschenkothe Tab. I. et II.	Salzwerkskunde.
Athen, Plan, nach Fauvel und Hawkins.	Alte Geographie.

Für 10 Quartplatten zu rechnen.

Fünfter Theil.

Antilopen.	Naturgeschichte.
Athen (Panorama in 4 Ansichten auf 2 Blättern.)	Alte Geographie.
Axum (Plan nach *H. Salt*).	— —

Für 6 Quartplatten zu rechnen.

Sechster Theil.

Alexandria (Grundriss).	Neue Geographie.
Athen (Plan).	— —
Attika.	— —

Für 5 Quartplatten zu rechnen.

Siebenter Theil.

Acanthocephala; Ascaris reflexa, Ascaris semiteres.	Naturgeschichte.
Baak, *Baukunst.*	Seewissenschaften.
Backofen.	Bürgerliche Baukunst.
Bäder Tab. I. bis VII. (auf 3 Blättern.)	— —
Blüse; Breite (nebst den Darstellungen zu folgenden Artikeln): *Baum (Klüverbaum)*, *Boye*, *Brassen*, *Bugspriet*, *Eselshaupt*, *Finkennetz*, *Gaffel*, *Galion*, *Gallerie*, *Mars*, *Paarden (Peerden)*, *Rahe (Rae)*, *Rüsten Salingen*, *Scheg (Schaft)*, *Stag*, *Stenge*, *Toppenent*, *Wand.*	Seewissenschaften.
Böhmen, *Mähren und der östreichische Antheil von Schlesien* (Generalkarte).	Neue Geographie.

Für 11 Quartplatten zu rechnen.

Achter Theil.

Baden (Grossherzogthum nach der am 3. März 1819 bestimmten Kreiseintheilung.)	Neue Geographie.
Baiern mit Ausschluss des Rheinkreises.	— —
Bauglieder.	Bürgerliche Baukunst.

Für 6 Quartplatten zu rechnen.

Neunter Theil.

Asien, Afrika, Europa und Neuholland (oder östl. Halbkugel der Erde). . .	Neue Geographie.
Bauholzverbindung Tab. I. II. III.	Bürgerliche Baukunst.
Amphistoma.	Naturgeschichte.
Ascaris (Hedruris) *androphora*	— —
Ascaris oxyura. Ascaris tetraptera.	— —

Für 8 Quartplatten zu rechnen.

Zehnter Theil.

Bauholzverbindung. T. IV. V. VI.	Bürgerliche Baukunst.
Berohren.	— —
Bleischmelz-Oefen. Tab. A. und B. (Flamm-Ofen zu Poullaouen; Sottischer Ofen zu Pesey; Ober-Harzer Hohofen zum Bleischmelzen).	Hüttenkunde.
Brasilien und die angränzenden Länder.	Neue Geographie.

Für 8 Quartplatten zu rechnen.

Eilfter Theil.

Baiernscher Rheinkreis.	Neue Geographie.
Bern (Karte des Kantons).	— —
Brandenburg und Pommern.	— —

Für 6 Quartplatten zu rechnen.

Zwölfter Theil.

Anhaltische Herzogthümer (Dessau, Bernburg und Köthen).	Neue Geographie.
Auge.	Naturwissenschaften.
Böhmen (Specialkarte).	Neue Geographie.
Braunschweig (Herzogthum).	— —
Bremen (Gebiet der freien Stadt).	— —

Für 10 Quartplatten zu rechnen.

Dreizehnter Theil.

Bessarabien.	Neue Geographie.
Böotien.	Alte Geographie.
Brauhaus und Branntweinbrennerei Taf. I. II. III.	Bürgerliche Baukunst.
Tabelle für das Bügle Horn mit 6, und für das mit 7 Klappen.	Musik.

Für 8 Quartplatten zu rechnen.

Vierzehnter Theil.

Bosnien und Servien.	Neue Geographie.
Brittisches Reich (Uebersichtskarte).	— —
Brücken Tab. I. (Steinerne Brücken der Römer).	Bürgerliche Baukunst.
— — Tab. II. (Steinerne Brücken der Römer, Chinesen und Perser. . .	Bürgerliche Baukunst.
— — Tab. III. (Steinerne Brücken der Italiener und Spanier).	Bürgerliche Baukunst.

Für 10 Quartplatten zu rechnen.

Inhalt des zum Iten bis XIVten Theile gehörigen Supplement-Kupferhefts.

Basel (Karte des Kantons).	Neue Geographie.
Bosporus und Situationsplan von Constantinopel und Umgegend.	— —
Britannia antiqua cum Hibernia.	Alte Geographie.
Brücken Taf. IV. (Steinerne Brücken der Engländer).	Bürgerliche Baukunst
Taf. V. (Steinerne Brücken der Deutschen).	
Taf. VI. (Steinerne Brücken der Franzosen).	
Taf. VII. (Hölzerne Brücken).	
Taf. VIII. (Hölzerne Brücken).	
Taf. IX. (Hölzerne Brücken).	
Taf. X. (Eiserne Brücken).	
Taf. XI. (Eiserne Brücken).	
Buckowina.	Neue Geographie.

Für 25 Quartplatten zu rechnen.

und GRUBER jene Buchstaben redigiren und zum Druck bereiten, der Mitwirkung der beiden erstern Herren Redactoren und Begründer des Unternehmens, so wie vieler der ältern Herren Mitarbeiter, zu erfreuen haben; wie denn auch immer beide Redactionen Hand in Hand gehen und die Abfassung des Werks nach Einem Grundprincip ausführen werden.

Von dieser zweiten Section erscheint der erste Theil mit dem Buchstaben H beginnend.

Wenn die Herausgabe dieser zweiten Section durch die Herren HASSEL und MÜLLER ins Leben getreten seyn wird, hofft der Verleger auch für die dritte und letzte Section, O bis Z, Männer zu finden, welche eben so, wie die Herren ERSCH und GRUBER und HASSEL und MÜLLER jene seltenen Eigenschaften in sich vereinigen, um solch einem umfassenden Institute wirksam vorzustehen.

Dass es auf diese Weise wahrscheinlich ist, dem Schlusse des Werks in einer mässigen Reihe von Jahren nahe zu seyn, und dass dieser vorgeschlagene Weg bei einem so viel umfassenden lexikalischen Unternehmen wohl auch der einzige ist, welcher zum Ziele führen kann, wird Jedermann einsehen und billigen.

Ungeachtet nun aber jährlich vier Theile der allgemeinen Encyklopädie zu dem zeitherigen Preis und Umfang erscheinen sollen, so ist der Verleger dennoch weit entfernt, für diese verdoppelten Anstrengungen vermehrte Leistungen der Herren Subscribenten zu verlangen, im Gegentheil wird er alles Mögliche aufbieten, die Anschaffung dadurch noch mehr zu erleichtern, dass

1) nicht nur keine doppelte Pränumeration geleistet,
2) jeder Theil für die Folge nur bei Empfang bezahlt werde und, jetzt bloss
3) noch eine einmalige und letzte Vorausbezahlung für die ganze Dauer des Unternehmens zu entrichten sei, und zwar auf folgende Weise:

Diese letzte Vorausbezahlung, wodurch jedem Subscribenten der Subscriptionspreis, der, wie allgemein anerkannt, nicht niedriger gestellt seyn kann, für die ganze Dauer des Unternehmens gewährt wird, wird nicht, wie seither, für die nächstfolgenden beiden Theile, welche erscheinen, geleistet, sondern für den 20sten Theil der ersten Section und den 6ten Theil der 2ten Section, von welcher letztern der erste Theil noch im Jahre 1826 im Druck gegeben wird.

Es ist demnach gegen einen besondern Schein für

ein Exemplar auf Druckpapier 7 Thlr. 16 Gr.,
— — — Velinpapier 10 —

als letzte Pränumeration bis Ende Aprils 1826, zu welchem Zeitpunkte der 16te Theil abgeliefert werden soll, zu entrichten, wogegen der 20ste Theil der ersten und der 6te Theil der zweiten Section beim Erscheinen gratis abgeliefert werden. Alle dazwischen erscheinende, so wie alle folgenden Theile, werden von den Subscribenten bei dem Empfange zu dem Subscriptionspreise von 3 Thlr. 20 Gr. für Druckpapier und 5 Thlr. Velinpapier bezahlt.

Diese für den einzelnen Subscribenten unbedeutende Leistung, welche die seitherige Bedingung einer immer wiederkehrenden Vorausbezahlung gänzlich aufhebt, und die Vortheile des Subscriptionspreises für den ganzen Lauf des Unternehmens gewährt, kann nicht anders, als Jedem erwünscht erscheinen, und Unterzeichneter versieht sich daher um so mehr der Genehmigung und prompten Erfüllung dieser Massregel, welche das Unternehmen der allgemeinen Encyklopädie in einer verhältnissmässigen geringen Anzahl Jahre der Beendigung ganz nahe bringen müssen.

Leipzig, im Januar 1826.

Joh. Fr. Gleditsch.

Mittheilung

an die gegenwärtigen und zukünftigen Herren Abnehmer der *allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.*

Die Herausgeber der Encyklopädie wissen es sehr wohl, dass unter denen, die sich für dieses Werk interessiren, die Wenigsten der Meinung sind: „es sei nicht nöthig, dass die Theile schneller auf einander folgten,“ die Meisten haben über zu langsamen Fortgang geklagt. Wir lassen es dahin gestellt seyn, welches für uns das Schmeichelhaftere seyn möchte, werden aber nicht über die klagen, die uns der Langsamkeit beschuldigt haben; denn hatten wir doch selbst früher nicht so genau berechnen können, was dazu gehöre, um die sämmtlichen Artikel eines solchen Theiles, oft von den entlegensten Gegenden her, zusammen zu bringen, und dann zum Druck zu bereiten; wie viele Hindernisse in dem ersten, wie viele Schwierigkeiten in dem zweiten Falle zu besiegen waren. Vergeblich waren unsre Anstrengungen zur Beschleunigung des Fortgangs dieses Werks; — zum Nachtheil seines Gehalts aber solche zu befördern, hielten wir für schimpflich.

Dass wir aber für den Gehalt nach besten Kräften gesorgt haben, sind wir uns bewusst, haben nun aber auch die volle Überzeugung, dass eine viel grössere Beschleunigung uns nicht möglich seyn würde, ohne in jener Sorge nachzulassen; was wir nicht wollen.

Gern haben wir daher zu einer Einrichtung die Hand geboten, wodurch ohne Nachtheil für den Gehalt des Werks die Wünsche derer, die sich dafür interessiren, befriedigt werden können. Von dieser getroffenen Einrichtung selbst gibt die Verlagshandlung in Folgendem Nachricht: wir erklären daher nur noch, dass nicht zu befürchten stehe, die Einheit des Werks könne dadurch leiden und eine Ungleichförmigkeit entstehen. Hierüber haben wir nicht nur bereits mit den uns befreundeten Herren Redactoren der zweiten Abtheilung oder Section die nöthigen Verabredungen genommen, sondern werden sie auch in Zukunft fortwährend nehmen, und werden sie unterstützen, wie sie uns.

Halle, im Januar 1826. **Ersch. Gruber.**

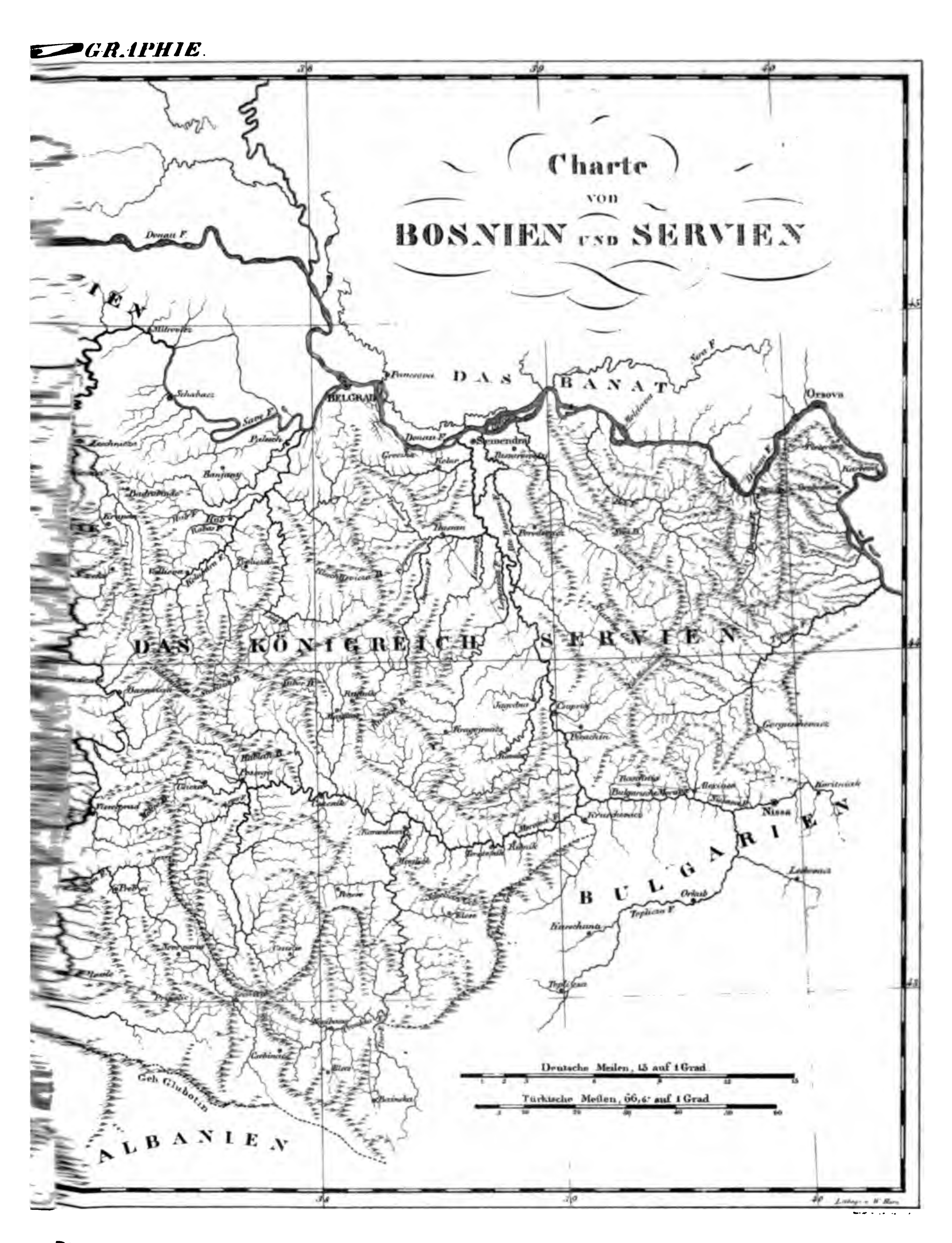
In Folge vorstehender Erklärung der Herren Professoren Ersch und Gruber, und damit die allgemeine Encyklopädie, von diesem Jahre an, den vielfach gewünschten schnellern Fortgang gewinne, so dass vier und späterhin fünf und sechs Theile jährlich abgeliefert werden können, hat sich der Verleger entschlossen, den ganzen Umfang des Werks in drei Haupt-Sectionen abzutheilen.

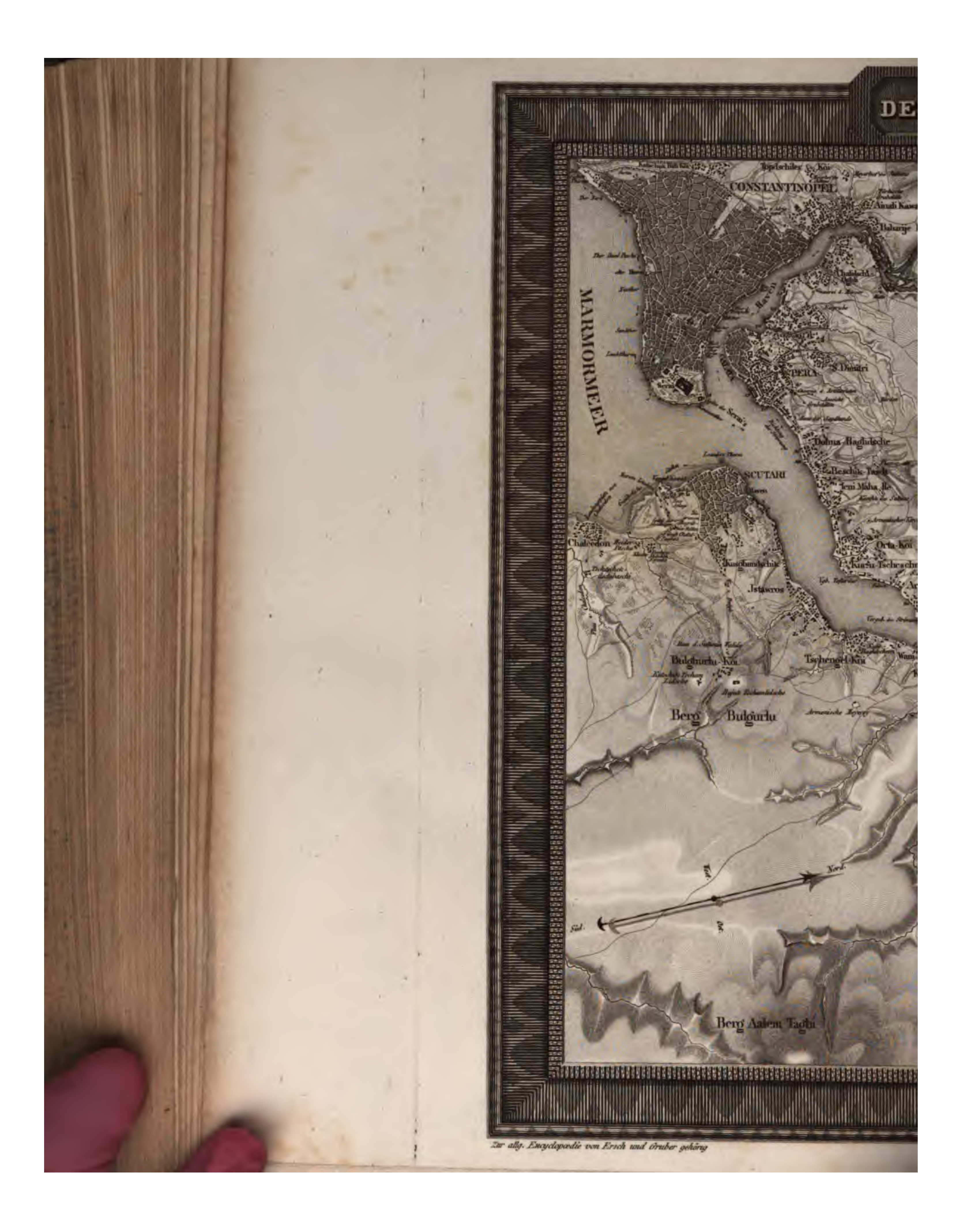
Die erste, welche von der alphabetischen Folge die Buchstaben A bis G umfasst, und von welcher gegenwärtig der Buchstabe C bearbeitet wird, erscheint unter der Redaction der Herren Ersch und Gruber, wie seither.

Die zweite Section, H bis N, erhält an den Herren, Professor Hassel in Weimar und Hofrath Wilh. Müller, herzogl. Bibliothekar in Dessau, eigene Redactoren, welche sich, obschon sie ohne speciellen Antheil der Herren Ersch



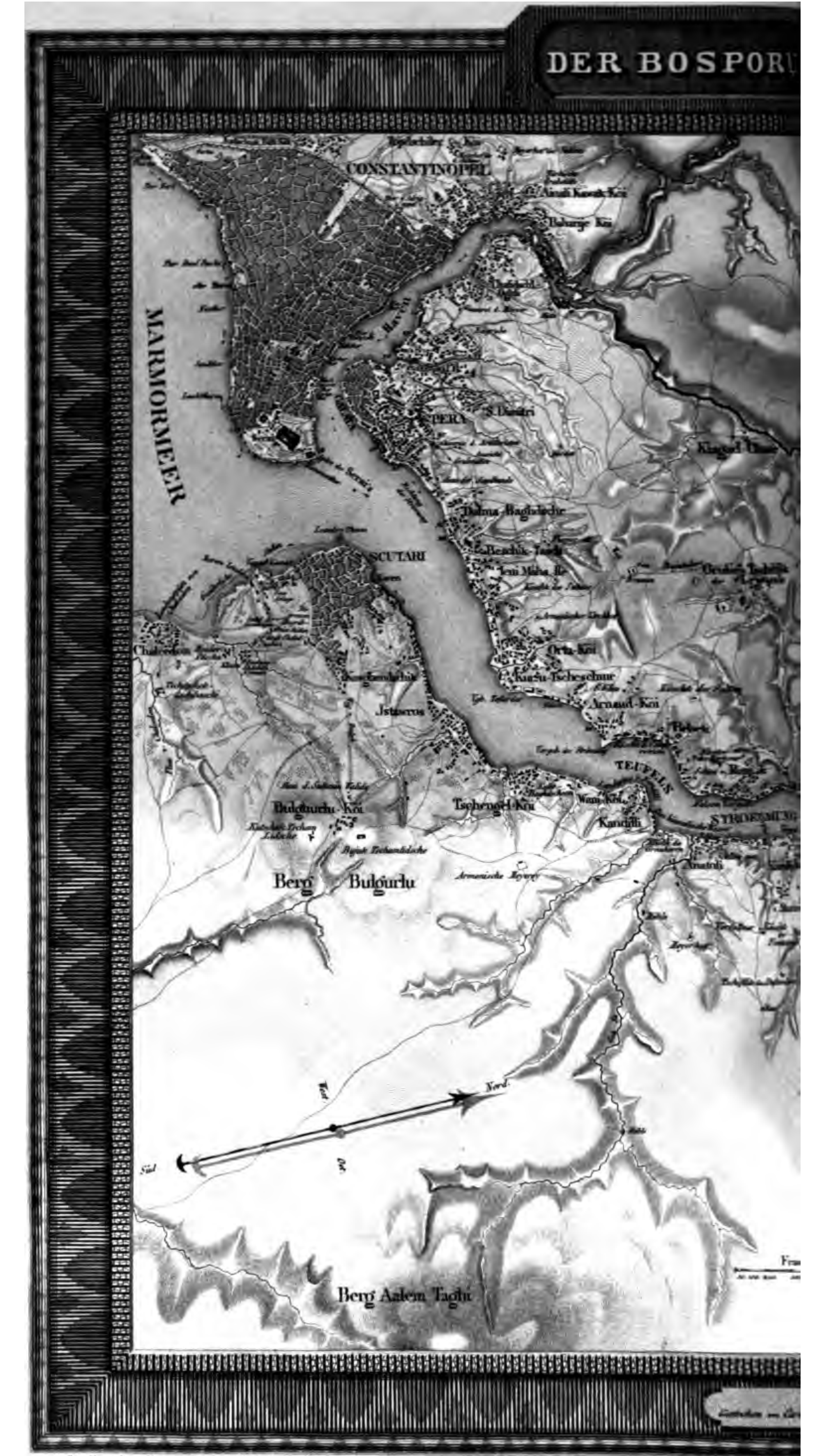
Zur Allgem. Encyclopaedie der Kü


Charte
von
BOSNIEN UND SERVIEN
DAS BANAT
DAS KÖNIGREICH SERVIEN
BULGARIEN
ALBANIEN
Donau F.
BELGRAD
Semendria
Orsova
Nissa
Deutsche Meilen, 15 auf 1 Grad
Türkische Meilen, 66,6 auf 1 Grad
Geb Glubotin

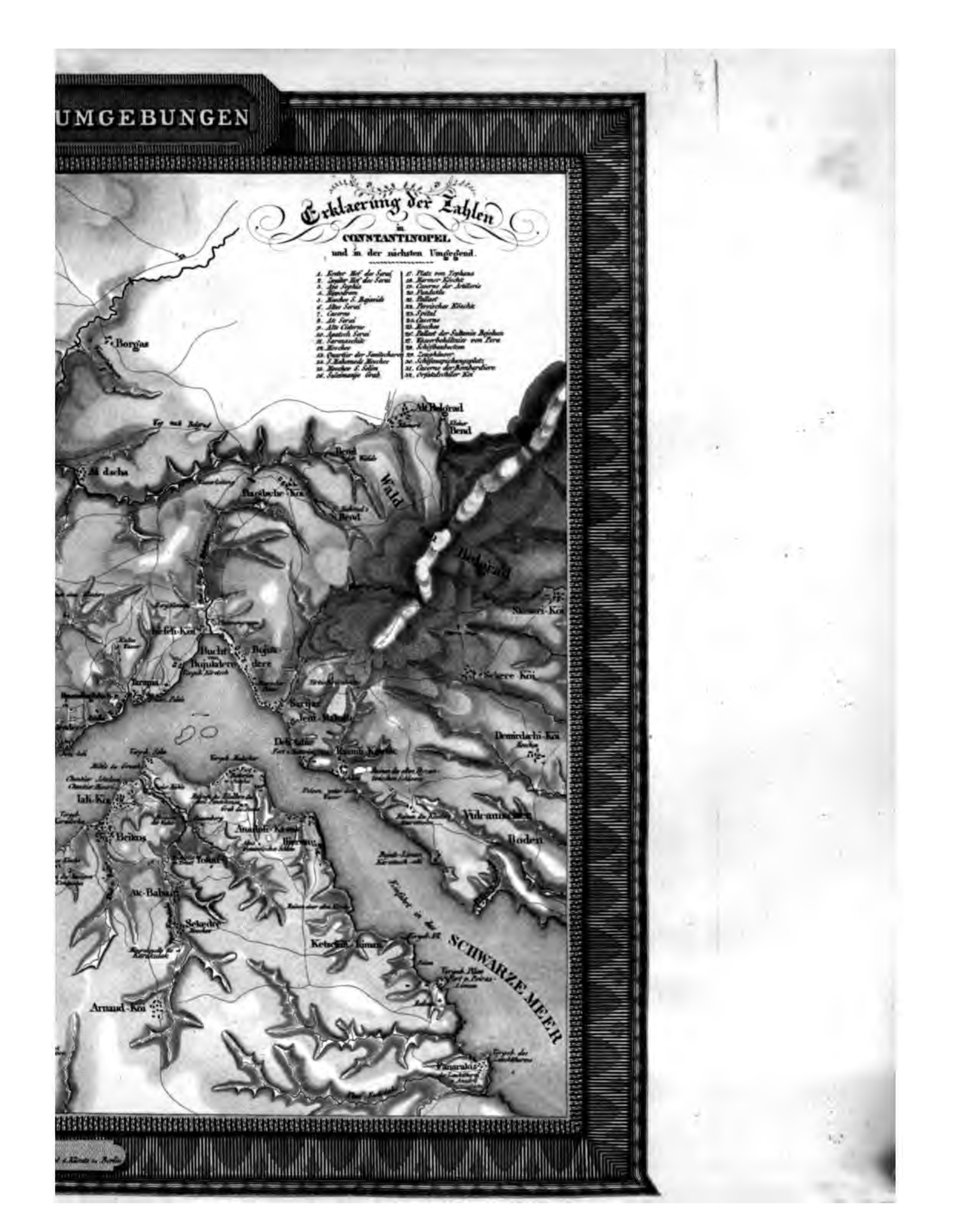


Zur allg. Encyclopaedie von Ersch und Gruber gehörig

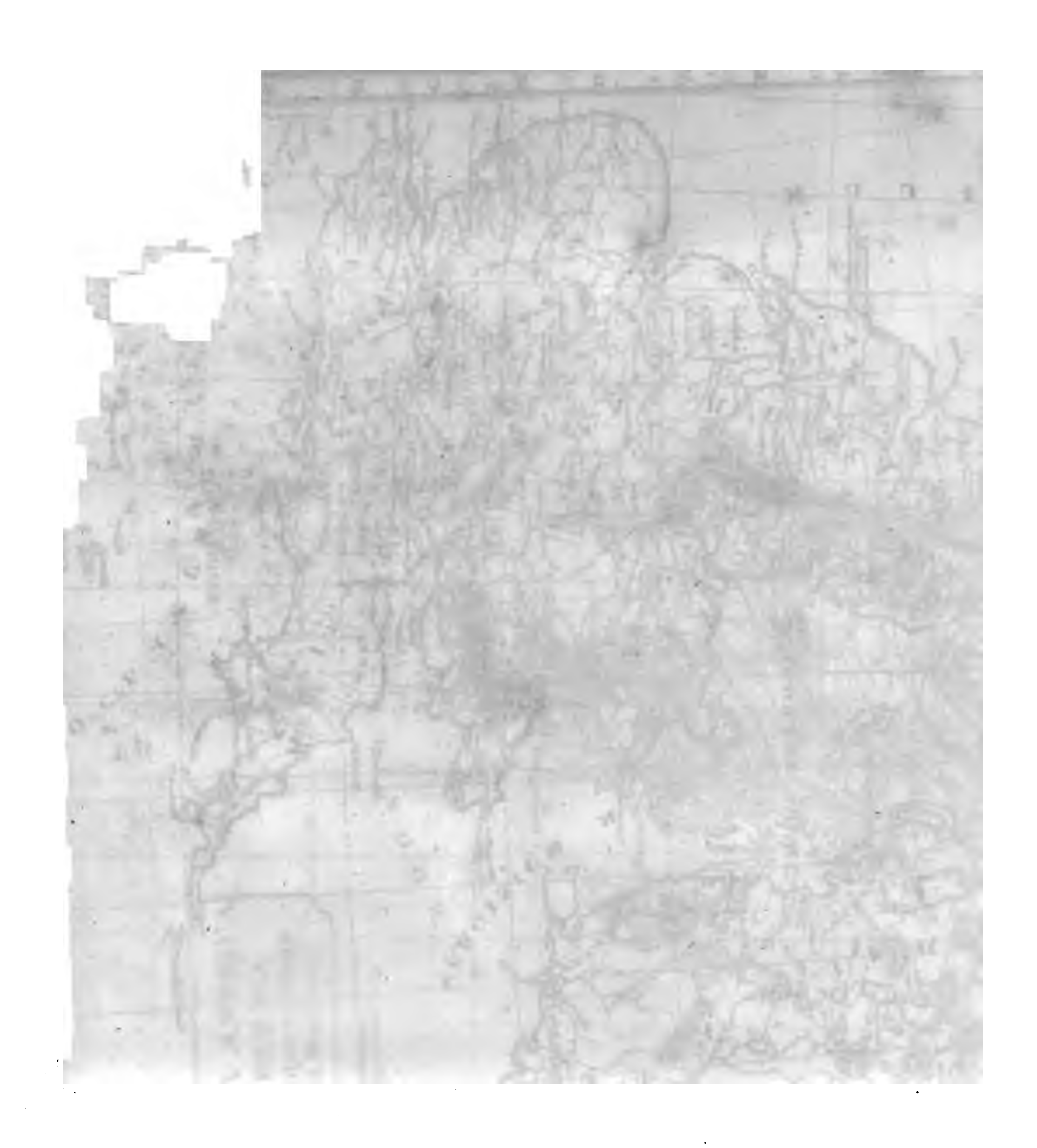

Charte
des
KANTON
BASEL
Deutsche Meilen 15 auf 1 Grad.
Schweitzer Meilen 20 auf 1 Grad.
Die Grösse der Städte und Flecken ist durch Zeichen und Schrift unterschieden.
FRANKREICH
BADEN
KANTON AARGAU
KANTON SOLOTHURN
K. BERN
Hüningen
Kleinhüningen
BASEL
Riehen
Warmbach
Rheinfelden
Seckingen
Kaiser Augst
Prattelen
Arlesheim
Dornach
Liestall
Sissach
Waldenburg
Ober Gösgen
Schönenwerth
Mümliswyl
Olten

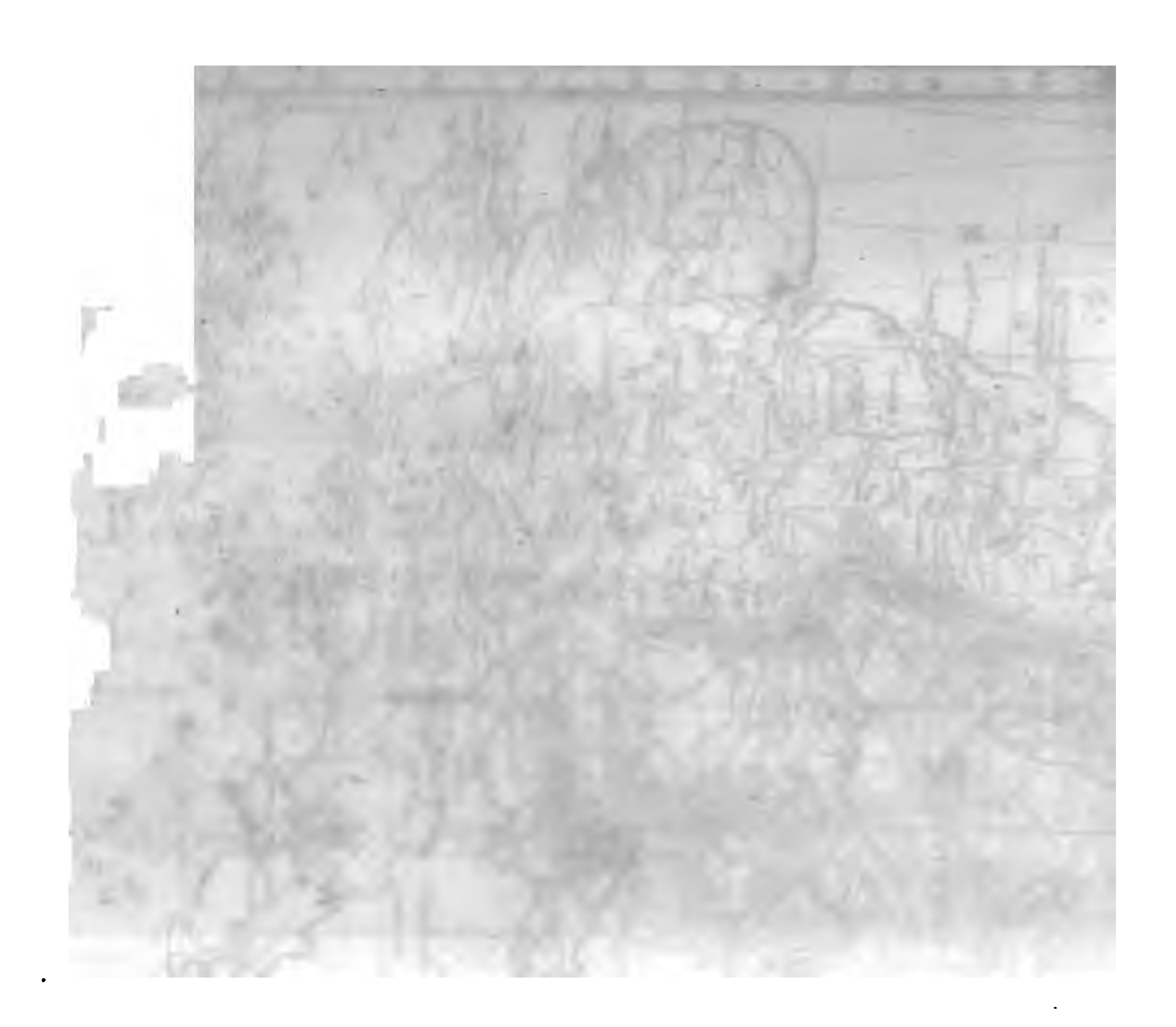


Zur allg. Encyclopædie von Ersch und Gruber gehörig


UMGEBUNGEN
Erklaerung der Zahlen
in
CONSTANTINOPEL
und in der nächsten Umgegend.
1. Erster Hof des Serai
2. Zweiter Hof des Serai
6. Altes Serai
7. Caserne
8. Alt Serai
9. Alte Cisterne
13. Quartier der Janitscharen
17. Platz von Tophana
19. Caserne der Artillerie
21. Pallast
22. Persischer Köschk
23. Spital
24. Caserne
29. Zeughäuser
31. Caserne der Bombardiere
Borgas
Alt Belgrad
Kleiner Bend
Bend
Wald
Belgrad
Baghche-Koi
Bend
Sksari-Koi
Bejuk-dere
Bucht
Sarijar
Jeni-Mahalle
Rumili Kawak
Demirdschi-Koi
Vulcanischer
Boden
Iali-Koi
Beikos
Anadoli-Kawak
Tokat
Ak-Baba
Sekadre
Ketschili-Liman
SCHWARZE MEER
Arnaud-Koi
Panaraki

12 11 a 10 b 9 c 8 d 7 e 6 f 5 g 4 h 3 i 2 j 1 k 0 l 1 m 2 n 3





A B C D E F

Fig. 2. Ein Bogen des Pons [illegible]

Fig. 1. Ein Theil der Brücke zu Salamanca.

Fig. 3. Pons [illegible]

Fig. 4. Pons Fabricius.

Fig. 5. Brücke bei Narni über die Nera.

Fig. 6. Brü[illegible]



Fig. 9. Pons Mamaeus.



Fig. 9a. Brücke bei [illegible] über die [illegible]

Maasstab von [illegible] 100 200 300 400 500

[illegible] del.

…cken der Roemer.

Fig. 6½. A. Brücke von Alcantara über den Tajo. *Fig. 6½. B.*



Fig. 7. Brücke von Terni über die Nera.



Fig. 8. A. Pons AElius.



Fig. 8. B.



Fig. 10. Brücke von Somieres über die Vidourle.



Fig. 10½. Pons Cestius.



800. 900. 1000. 1100. 1200. 1300. 1400. 1500 Par. Fuß.

…wahren Größe.

I. C. Böhme sc.

Steinerne Brücken der Röme

Fig. 11. Brücke und Wasserleitung zu Spoletö.

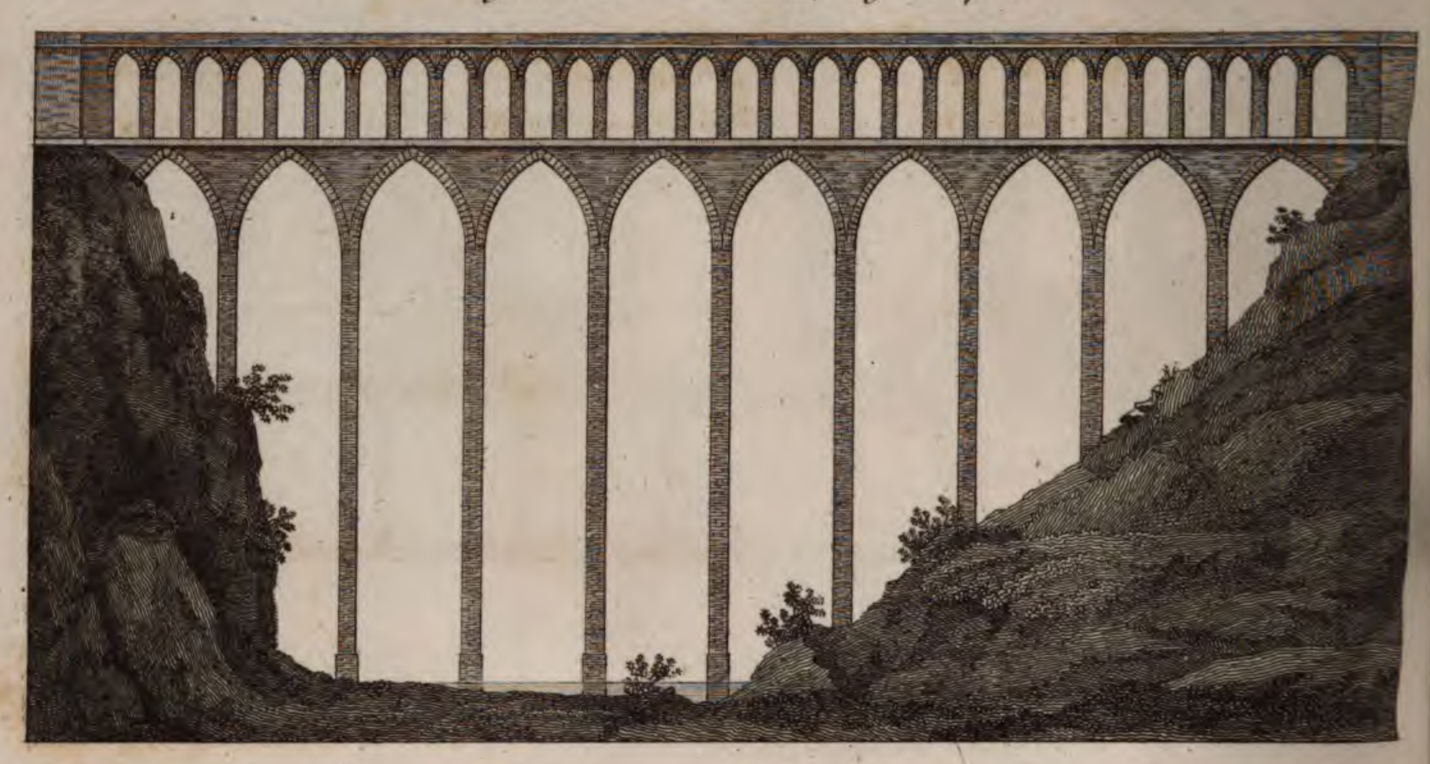


Fig. 17. Ein Theil der Brücke von Marambum in China.



Fig. 17½ Brücke von Fu-kiang-kien in China.



Fig. 18 B.

Fig. 18 A. Brücke Barbaruch über den Senderuth in Ispahan.



Chinesen und Perser.

Fig. 12. Pons Salarius.



Fig. 13 Br. Pilantio bei Rom.



Fig. 14. Alte Brücke zu Vicenza.



½. Brücke von Martorell in Catalonien.



Fig. 15. B.



Fig. 15. B. Ein Theil der Brücke von Loyang in China.



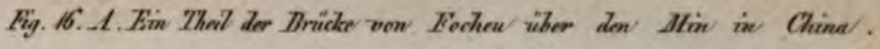


Fig. 16. B.



Fig. 16. A. Ein Theil der Brücke von Focheu über den Min in China.





Fig. 18 ½. B.

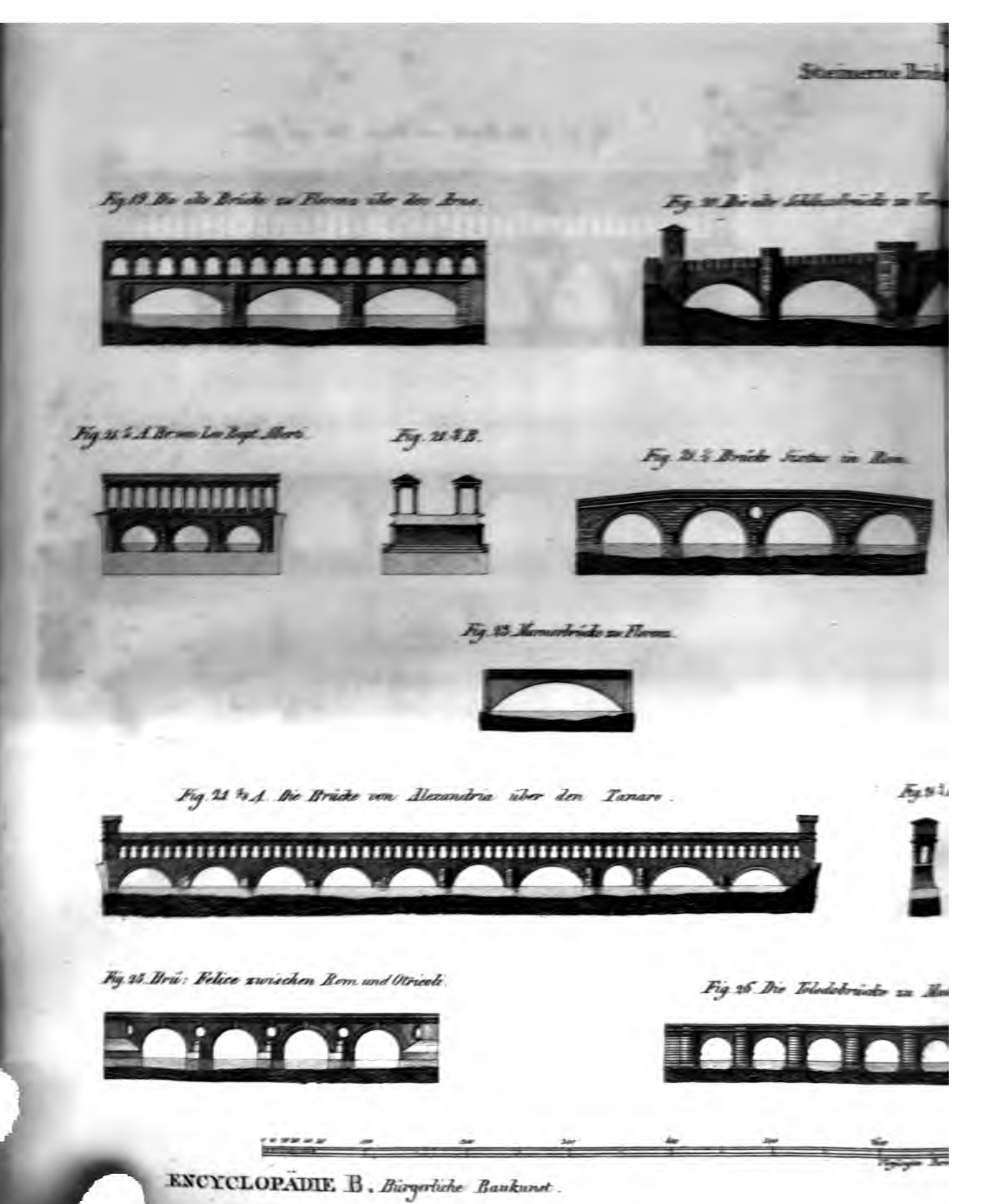


Fig. 18 ½. Brücke Aliverdichan über den Senderuth in Ispahan.



800 900 1000 1100 1200 1300 1400 1500 Fuss.

[M]aas .. der natürl. Grösse.


Fig. 23. Marmorbrücke zu Florenz.
Fig. 21 ¾ A. Die Brücke von Alexandria über den Tanare.
Fig. 25. Brü: Felice zwischen Rom und Otricoli.
Fig. 26. Die Toledobrücke zu
ENCYCLOPÄDIE B. Bürgerliche Baukunst.

N.

er und Spanier.

Fig. 21. A. Die Brücke von Pavia [illegible]

Fig. 21 B.

Fig. 22. A. Die Krumme Brücke über die Melza bei Aquino Königr. Neapel.

Fig. 22. B.

. Die Dreifaltigkeitsbr. zu Florenz über den Arno.

Fig. 25. A. Die Br. Rialto zu Venedig.

Fig. 25. B.

Manazares.

Fig. 27. Brücke zu Valenzia über den Guadalaviar.

900 1000 1100 1200 1300 1400 1500 *Fuss.*

rlichen Grösse.

Fig. 28. Die Londonbrücke oder die alte Brücke über die Themse in London.



Fig. 30. Die Brücke von Bleinheim in der Provinz Oxford.





Fig. 31½. Die Br. über den Taff in Glamorganshire.



Fig. 32. Die Brücke von Kiou über die Themse.



Fig. 34. A. Die Strandbrücke oder Waterloobrücke über die Them





Engländer,


Fig. 29. Die Brücke bey Oxford über die Scharwel.



Fig. 31. Die Westmünsterbrücke über die Themse in London.

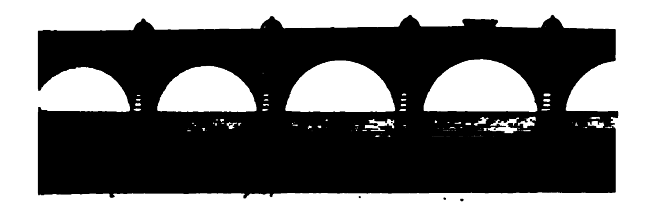


Fig. 33. A. Die Brücke von Dunkelden über den Tay in Schottland.



Fig. 33. B.



Fig. 34. B.





Leger del. – sc. Dresden

BRÜCKEN
hen,

ke zu Regensburg.



Fig. 36. Die Fleischbrücke zu Nürnberg über die Pegnitz



zu Dresden.



Fig. 38. Die Neckarbrücke zu Heidelberg.



osen.

Fig. 40. Die Brücke von Sisteren über die Durance.



Fig. 41. Die Brücke Notre-Dame zu Paris über die Seine.



Fig. 43. Die Brücke Marie über die Seine in Paris.



Fig. 44. Die Brücke der Tuilerien über die Seine in Paris.



Fuss.

r natürlichen Grösse.

Leger del. E. Hornsupp sc. Dresden.

Fig. 44 ½. Die Brücke von Blois über die Loire.



Fig. 48. Die Brücke von Orleans über die Loire.



Fig. 51. Die Brücke von Saumur über die Loire.



Fig. 47. A Die Brücke von Neuilli bei Paris über die Seine.



Fig. 52. Brücke von Roanne über die Loire.

Fig. 53. Die Brück



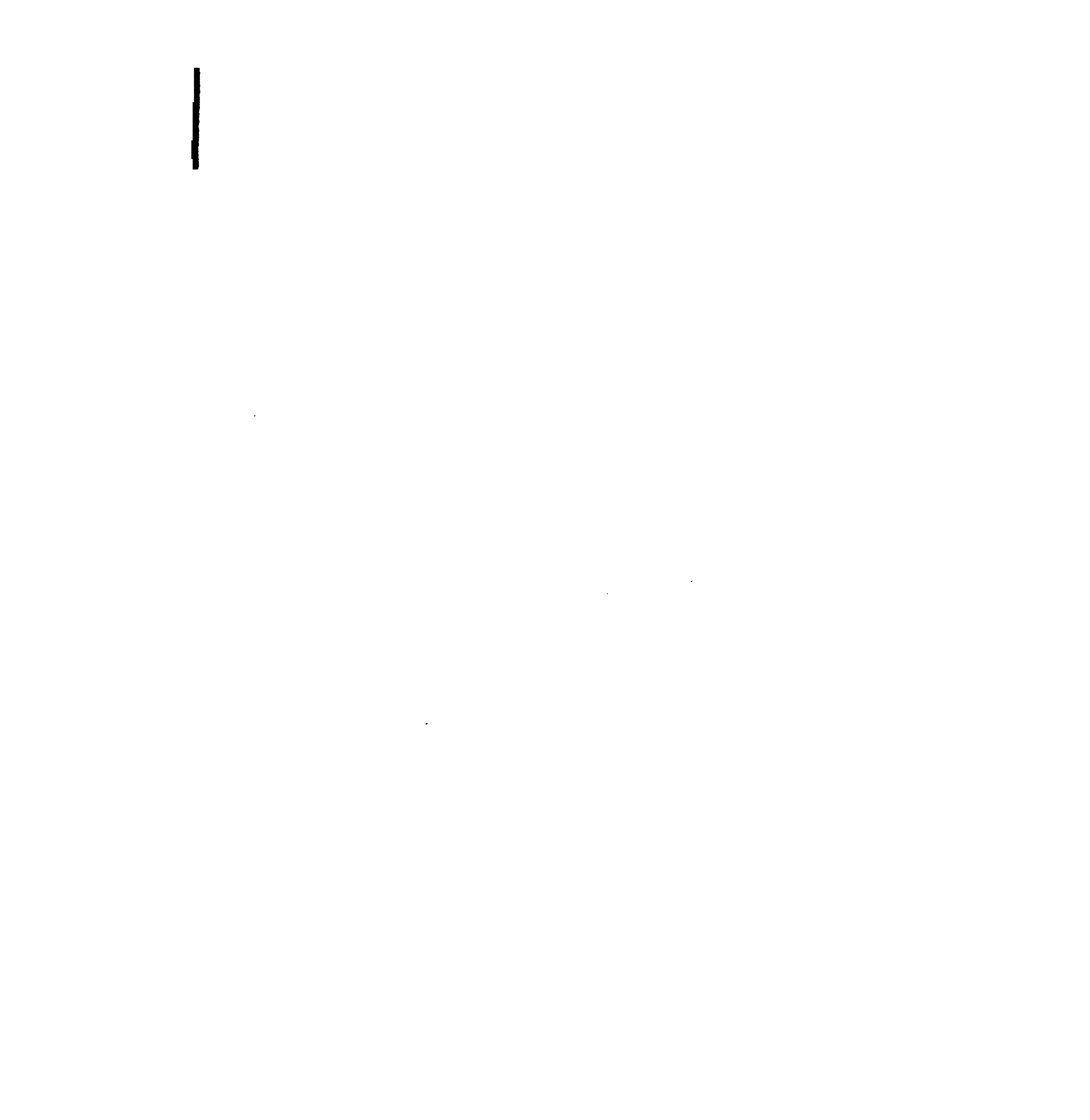


Fig. 1 A. Ein Theil von Cäsars Brücke über den Rhein

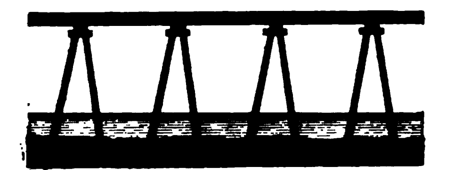


Fig. 1. B.

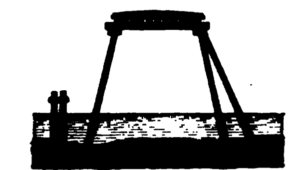


Fig. 2. Ein Theil von Trajans Brücke über die Donau.



Fig. 4. Palladios Brücke über den Cismone.

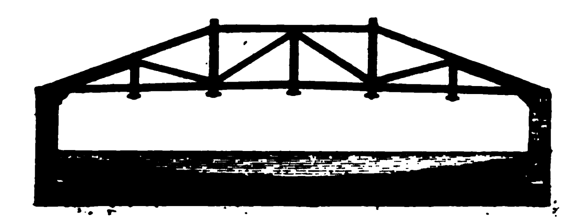
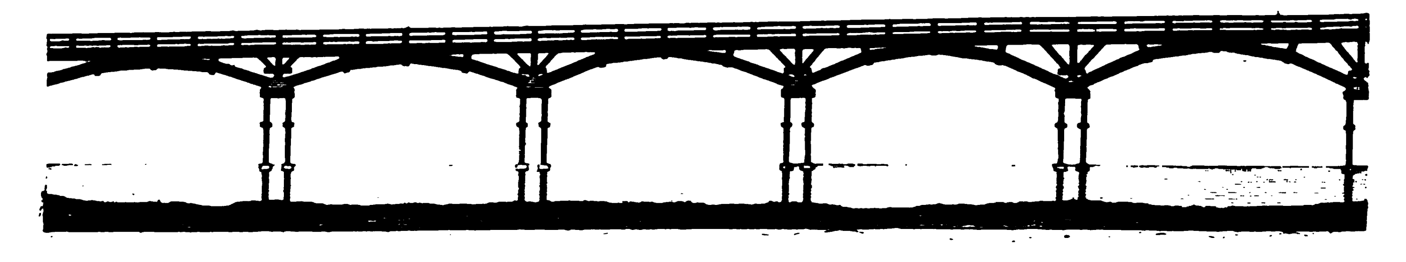


Fig. 5. Palladios Hängebrücke.



Fig. 7. Ein Theil der Brücke de la Mulatiere in Lyon über die Saone.



Verjüngter Pariser

Fig. 3 A. Palladios Brücke bei Bassano über die Brenta.



Fig. 3. B.



Fig. 6 A. Die Brücke von Saint-Clement über die Durance.

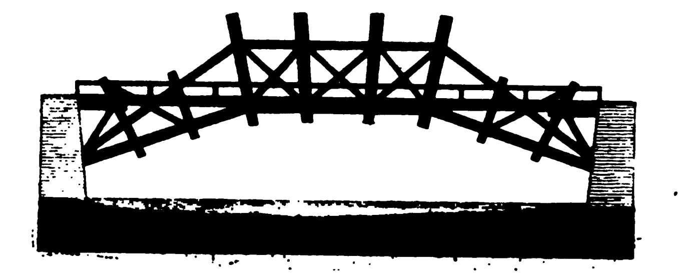


Fig. 6. B.

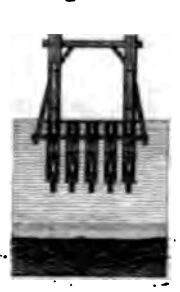
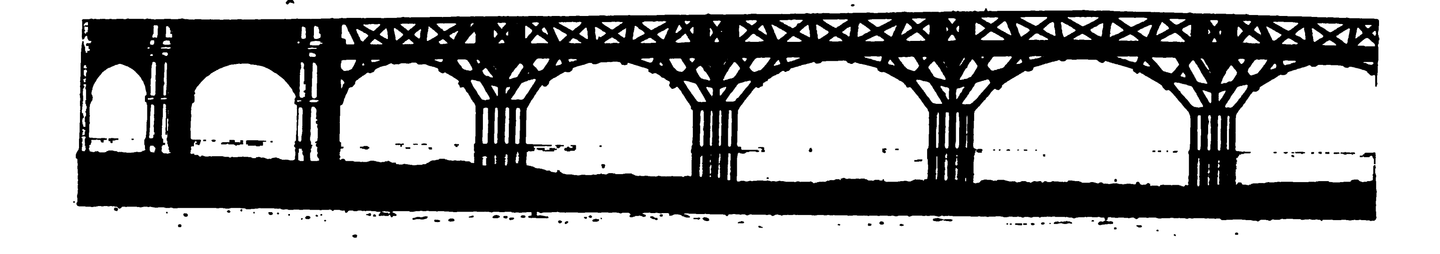


Fig. 8. Ein Theil der Brücke von Klingston bei London über die Themse.



100 200 300 400 500 Fuss.

...Grösse.

Leyer del. E. Heumann sc. Dresden.



Fig. 9. Die Rheinbrücke von Schaffhausen.



Fig. 11. Die Brücke über den Kandel im Canton Bern.

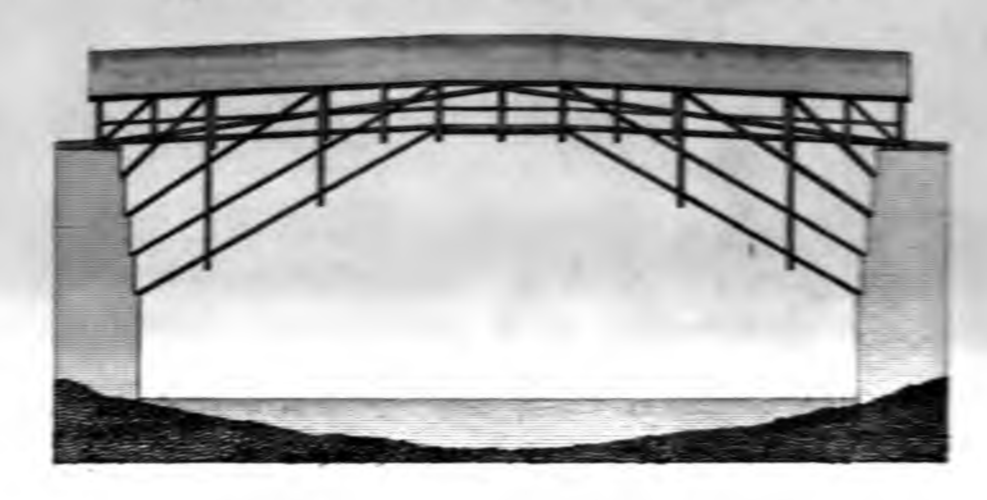


Fig. 13. Die Hälfte der Brücke von Chazey über die Ain.



Fig. 14. Eine Brücke im Wirten über den Neckar.





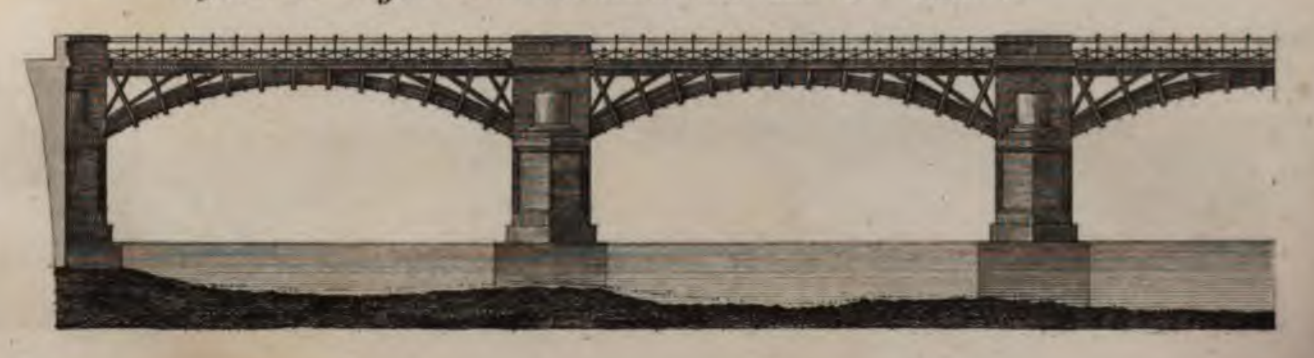
Fig. 10. Brücke von Zürich über die Limmat.



Fig. 12. Die Brücke von Mellingen über die Reuss.



Fig. 15. Die Hälfte der Brücke von Tournus über die Saone.



300 350 400 450 500 Fuss.

der natürlichen Grösse.

E. Harrewyn gez. gr. Dresde.

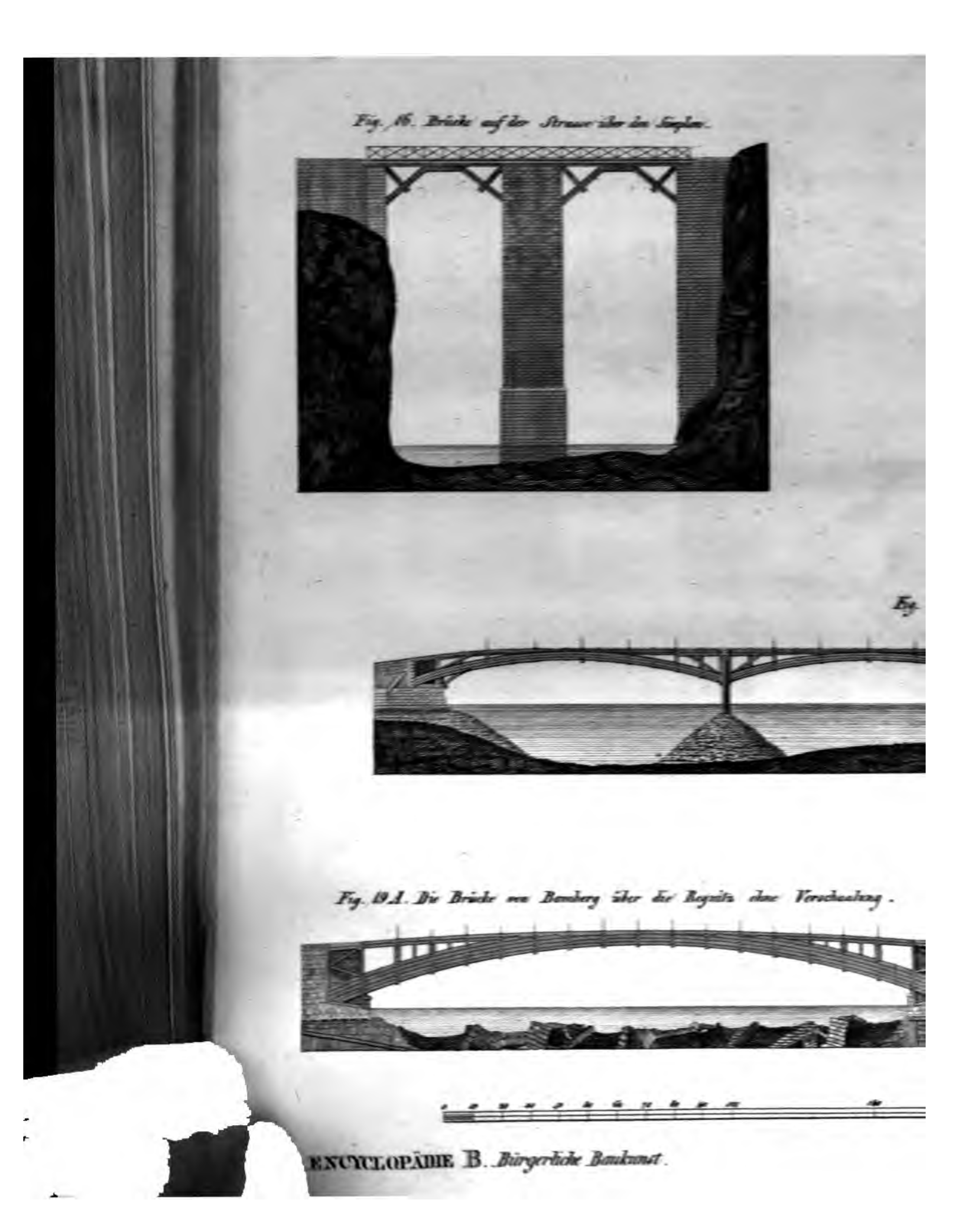
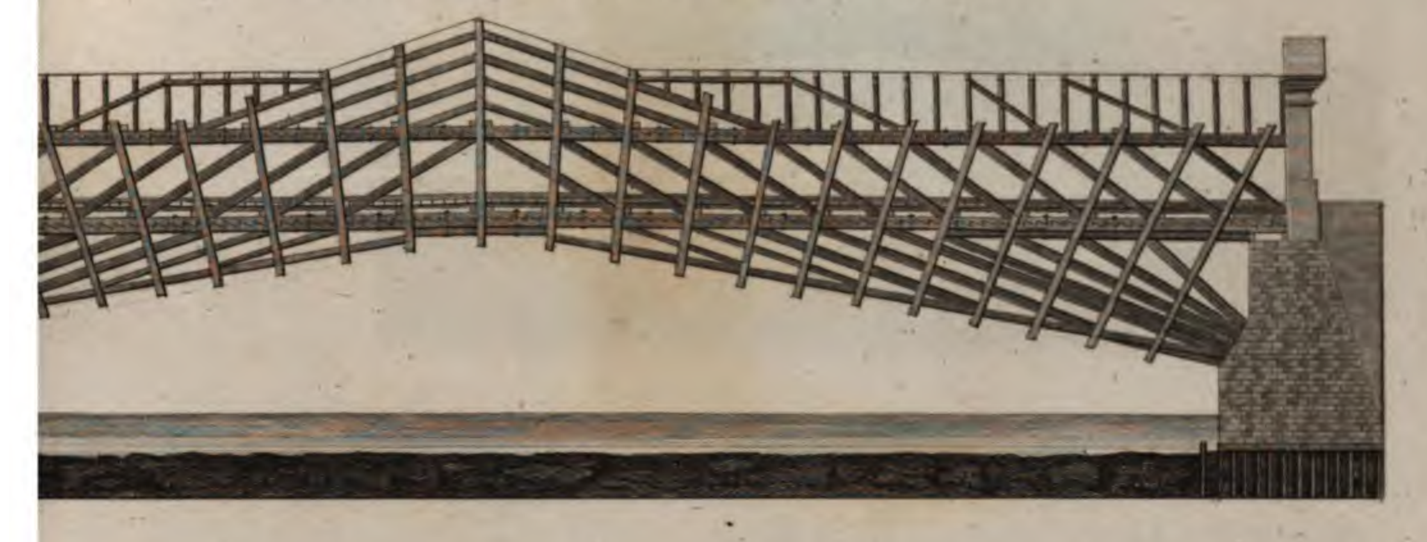


Fig. 16. Brücke auf der Strasse über den Simplon.

Fig. 19 A. Die Brücke von Bamberg über die Regnitz ohne Verschaalung.

Brücke bei Szucsan über den Waagfluss im Thurotzer Comitate in Ungarn.



uöttingen in Baiern.



Fig. 19 B. Die Brücke von Bamberg über die Regnitz mit Verschaalung.



300 350 400 450 500 Fuss.

wahren Grösse.

Fig. 1 Die Brücke bei Coalbrookdale über die Severn.



Fig. 2. Der Bogen der Brücke bei Stains über die Themse



Fig. 4. Die Brücke von Austerlitz, jezt

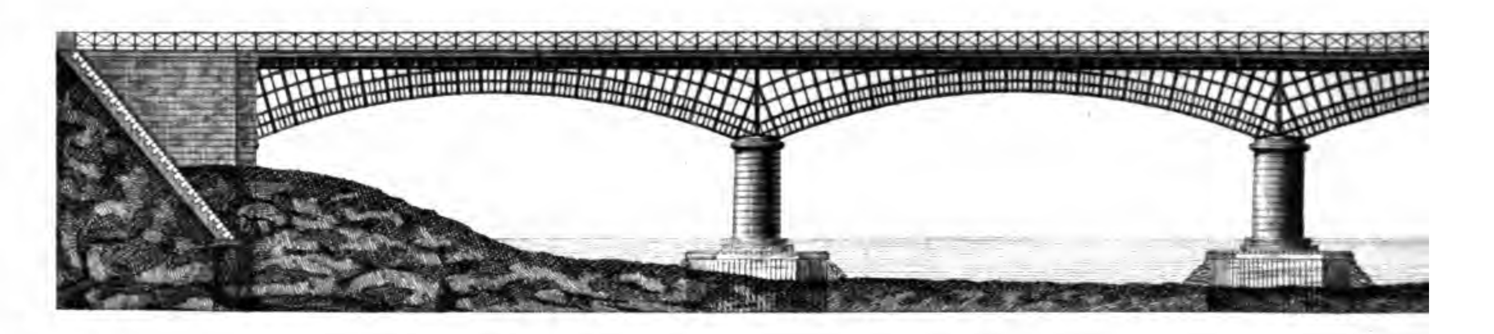
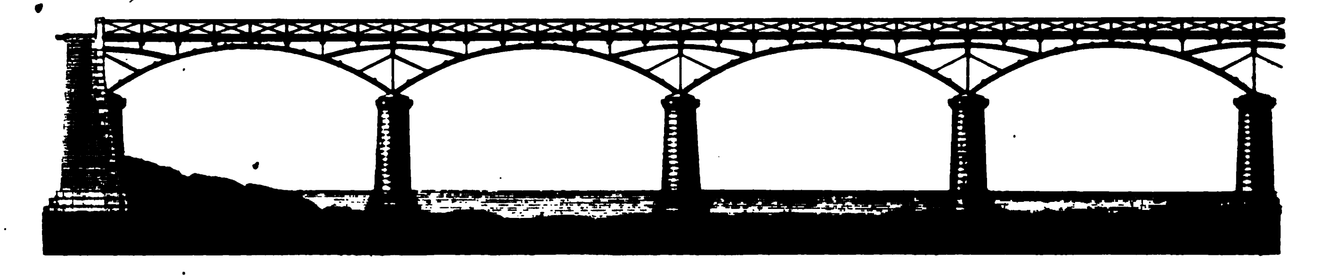


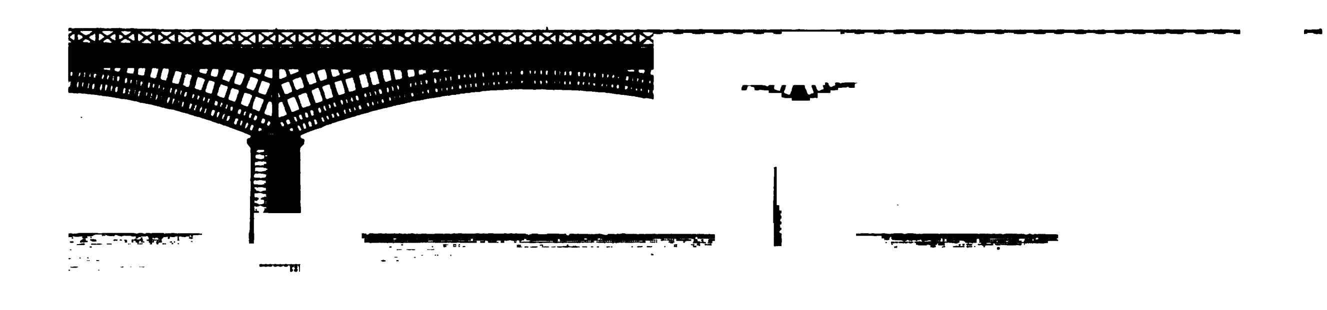
Fig. 1/2 Die Brücke bei Buildwas über die Severn



Fig. 3. Ein Theil der Louvrebrücke über die Seine in Paris.



...urdin royal über die Seine in Paris.



300. 350. 400. 450. 500 Pariser Fuß

... der natürlichen Größe.

Fig 5 Die Brücke von Laasen über das striegauer Waßer in Niederschlesien.



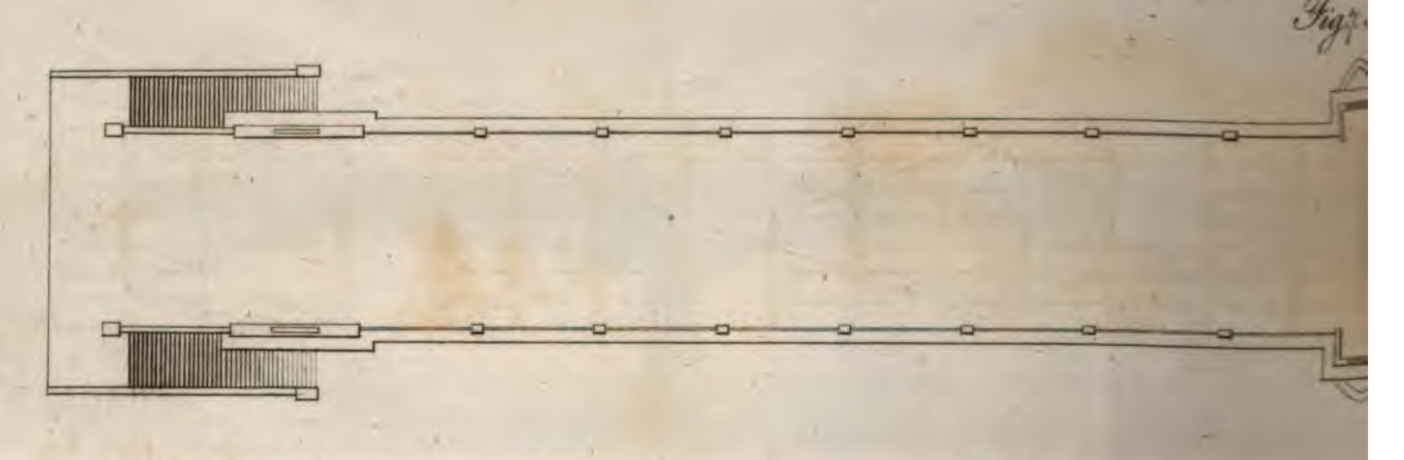
Fig 5½ Die Eine der zwei Brücken bei Bristol über den Durchschnitt des Avon in England



Fig 7. A. Ein Theil der Southwark



Fig 7.

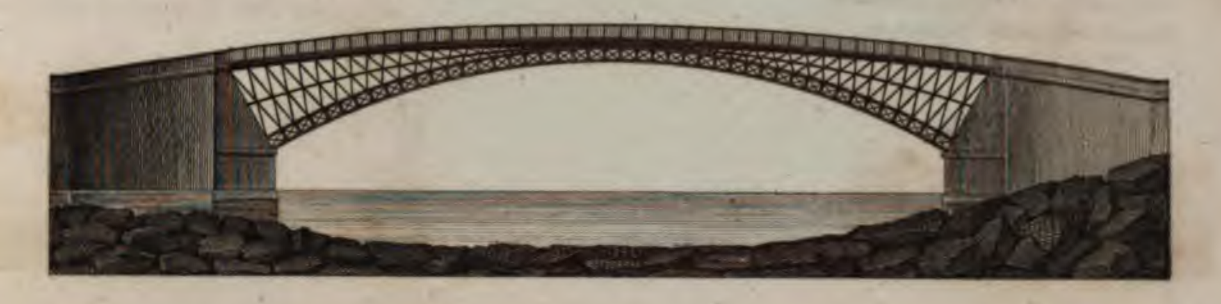


Maaßtab von 0. 5. 10. 20. 30. 40. 50. 100. 150. 200.

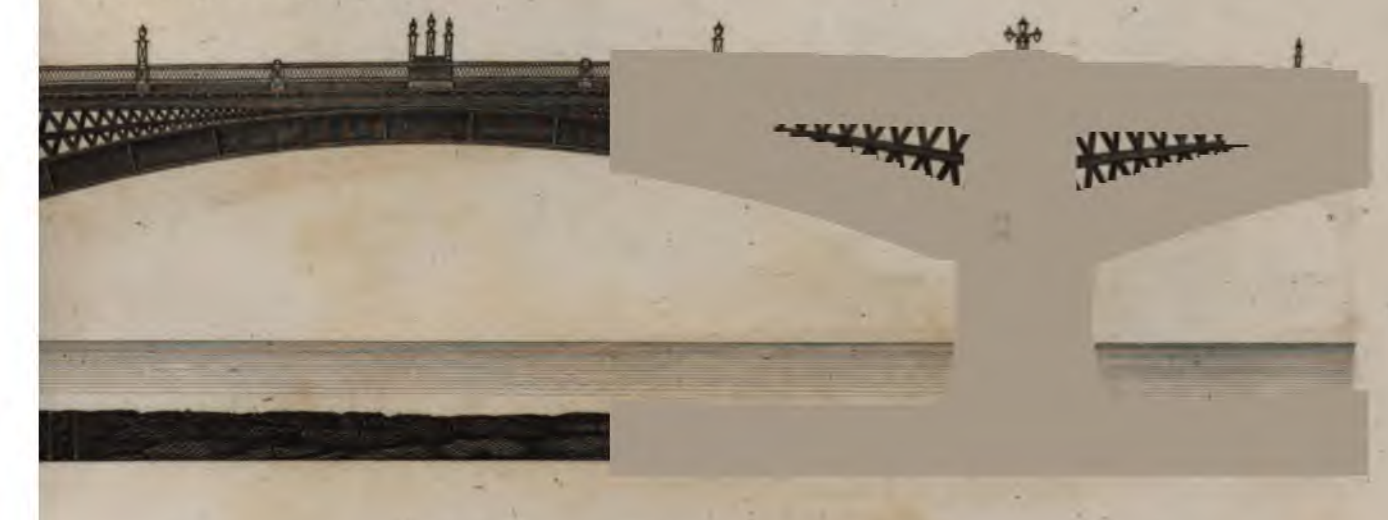
Verjüngter

Leger del.

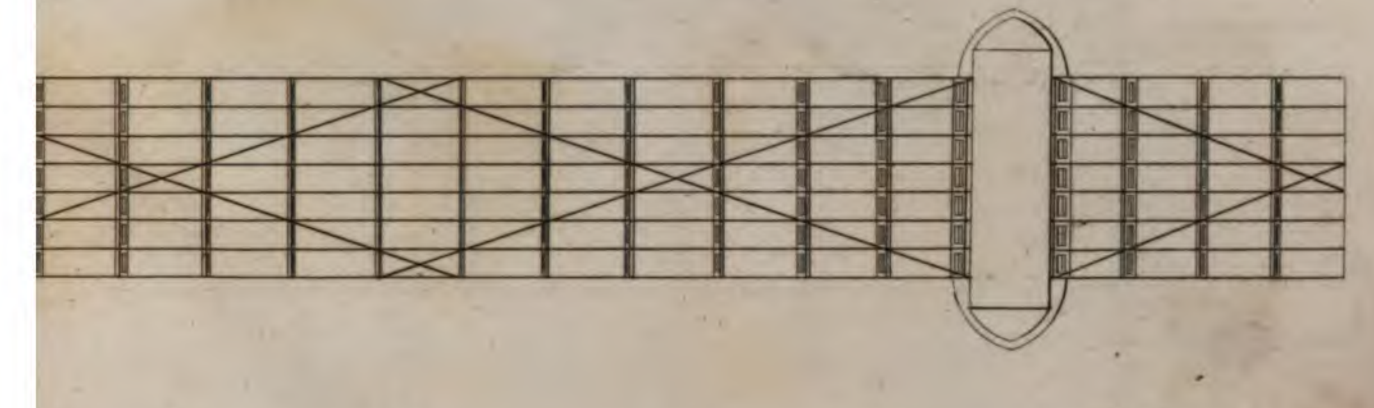
Fig. 6. Die Brücke von Bonar über einen Meeresarm in England



die Themse in London.



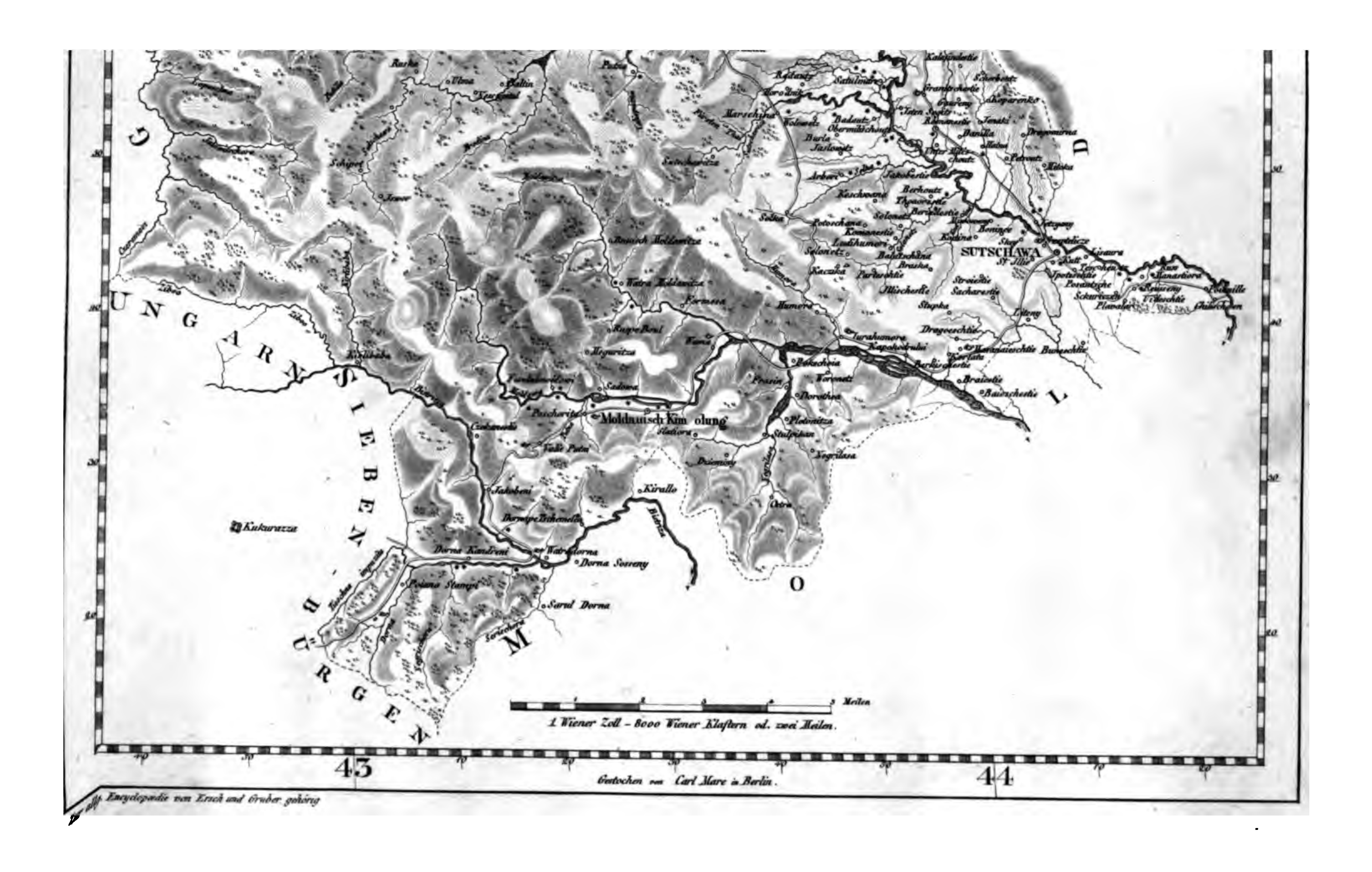
riß.



300 350 400 450 500 Pariser Fuß

natürlichen Größe.

Rosmäsler 1823.


UNGARN
SIEBENBÜRGEN
SUTSCHAWA
Moldauisch Kim olung
Kukurazza
Kirallo
Dorna Sosreny
Sarul Dorna
Dorna Kandreni
Jakobeni
Valle Putna
Sadowa
Humora
Watra Moldawitza
Russisch Moldawitza
Formosa
Negrilasa
Plotonitza
Stulpikan
Prasin
Dorothea
Bainschestie
Braiestie
Ilischestie
43
44
1 Wiener Zoll – 8000 Wiener Klaftern od. zwei Meilen.
Meilen
Gestochen von Carl Marc in Berlin.
Encyclopaedie von Ersch und Gruber gehörig


Stanford University Libraries
3 6105 014 745 645

